BADISCHE BIOGRAPHIEEN

Friedrich von Weech, Albert Krieger

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Geh. Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dritter Theil.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1881.

Digitized by Google

IIII801
P135W4
v.3-4

PFSE

Digitized by Google

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Vorwort des Herausgebers.

Nachdem seit dem Erscheinen der beiden ersten Theile der »Badischen Biographieen« sechs Jahre verflossen sind, schien es an der Zeit, wieder zu sammeln, was über die seither verstorbenen verdienten Männer unseres Landes in zuverlässigen Nachrufen niedergelegt war, oder zu veranlassen, daß das Andenken an ihr Erdenwallen von kompetenten Fachmännern fixirt werde. Es war außerdem bei Veranstaltung der ersten Sammlung ein und der andere Name vergessen worden, den jetzt in die Reihe der vorzüglich nennenswerthen Landsleute einzureihen, sich nachträglich erwünschte Gelegenheit darbot.

Je größer der Zeitraum ist, welcher den Biographen von den Tagen trennt, in welchen Derjenige lebte und wirkte, dessen Thätigkeit es zu schildern gilt, um so eher wird es gelingen, eine unbefangene Objektivität des Urtheils über Menschen und Verhältnisse in der Darstellung zu bewahren, und umgekehrt, je kürzer dieser Zeitraum ist, um so bedeutender sind die Rücksichten, welche bei der Fällung eines Urtheils auf die Familie des Verstorbenen, auf Freunde und Gegner, auf die große Zahl der Mitlebenden zu nehmen sind. Ja auch die Bestimmung darüber, wessen Name in ein solches Werk eingetragen zu werden verdient, um auf diese Weise länger als es durch Nachrufe in der Tagespresse geschieht, im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben, auch diese fällt dem Herausgeber einer derartigen Sammlung schwerer als wenn die Auswahl sich auf eine längere Reihe von Jahren erstreckt.

Dennoch wollte ich, mehrfach zur Herausgabe eines weiteren Bandes aufgefordert, nicht länger zögern und übergebe somit diesen dritten Theil der »Badischen Biographieen« der Oeffentlichkeit.

Die Biographieen zerfallen in zwei Kategorieen: Originalartikel, welche speziell für diese Sammlung geschrieben sind und Nekrologe aus Zeitungen. Die letzteren, deren Verfasser, wo sie zu ermitteln waren, namhaft gemacht sind, wurden fast ohne Ausnahme von mir überarbeitet, wo es nöthig war, ergänzt, berichtigt oder

Digitized by Google

gekürzt; die Quellen ſind überall angegeben. In einer großen Zahl von Fällen wurden dabei die, wie man wohl annehmen darf, durchweg von unterrichteter Seite herrührenden Nekrologe der »Karlsruher Zeitung« zu Grunde gelegt. Die Namen der Verfaſſer der Originalartikel ſind meiſt am Schluſſe derſelben unterzeichnet; wo die Verfaſſer dies nicht wünſchten, wurde ein Sternchen geſetzt.

Den Schluß bilden Nachträge und Berichtigungen zu einigen Artikeln der beiden erſten Theile.

Möge dieſer dritte Theil der »Badiſchen Biographieen« mit eben ſo viel Wohlwollen und Nachſicht aufgenommen werden, als den beiden erſten Bänden geſchenkt worden iſt.

Karlsruhe, im April 1881.

Fr. v. Weech.

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter,

welche für den III. Theil Originalartikel geliefert haben.

Herr Armbruſter, Oberſchulrath in Karlsruhe.
» v. Freydorf, Wirkl. Geh. Rath in Karlsruhe.
» Dr. Friedmann, Bezirksrabbiner a. D. in Straßburg i. E.
» Funck, Profeſſor am Gymnaſium in Karlsruhe.
» Dr. Hack, Privatdozent an der Univerſität Freiburg.
» Dr. Hansjakob, Pfarrer in Hagnau.
» Hönig, Stadtpfarrer in Heidelberg.
» Dr. Jordan, Profeſſor am Polytechnikum in Karlsruhe.
» Dr. König, Profeſſor an der Univerſität Freiburg.
» Dr. Rud. Maier, Hofrath und Profeſſor an der Univerſität Freiburg.
» Dr. Mühlhäußer, Oberkirchenrath und Pfarrer in Wilferdingen. †
» Dr. Roller, Geheimerath in Illenau. †
» Schmidt, Militäroberpfarrer in Karlsruhe.
» Dr. Schulze, Geheimerath und Profeſſor an der Univerſität Heidelberg.
» Dr. Strauch, Profeſſor an der Univerſität Heidelberg.

Digitized by Google

Inhalt des dritten Theiles.

	Seite
Alzog, J. B., Professor der Theologie	1
Andlaw, Franz Frhr. v., Diplomat	5
Artaria, Ph., Kunsthändler	6
Baader, Amalie	7
Beckmüller, Jos., Oberbaurath	11
Boeckh, Jwan v., Domänendirektor	13
Boecklin v. Boecklinsau, Friedr. Frhr. v., Generalmajor	14
Buß, Franz Jos. v., Prof. d. Rechte	15
Caspari, Ferd., Gymnasiumsdirektor	20
Des Coudres, L., Maler u. Professor	21
Deuber, Fr. A., Prof. d. Geschichte	23
Ehrenfeuchter, Fr., Prof. d. Theologie	24
Feuerbach, Anselm, Maler	26
Flad, Otto, Stadtdirektor	29
Föhlisch, C. F. L., Gymnasiumsdirektor	30
Freydorf, Karl v., Generalmajor	32
Freydorf, Berthold v., Generalmajor	37
Frick, Jos., Oberschulrath	43
Funke, Otto, Prof. d. Physiologie	45
Gebhard, K. A., Gymnasiumsdirektor	49
Gmelin, M. Fr., Archivrath	50
Herder, Barth., Buchhändler	52
Heß, H., Geheimer Finanzrath	55
Hildebrandt, G. M., Kreis- und Hofgerichts-Präsident	56
Holtzmann, K. J., Prälat	59
Keser, B. G., Prof. d. Kirchengeschichte	62
Kirsner, L., Präsident der II. Kammer	64
Klenkler, M., Prof. d. Kirchengeschichte	66
Klose, W. Fr., Oberst	67
Köchly, H., Prof. d. Philologie	68
Lenel, M., Kaufmann	73
Leonhard, H., Oberbaurath	75
Lessing, K. Fr., Maler u Galeriedirektor	76
Marmor, J. F. N., Arzt u. Archivar	71
Mez, Karl, Fabrikant	82
Mohl, Robert v., Wirkl. Geh. Rath	85
Mühlhäußer, K. A., Oberkirchenrath	109
Müller, J. H. J., Prof. d. Physik	114
Muth, H. Fr., Geh. Rath	121
Paravicini, L., Abgeordneter	122
Platz, Chr. Fr., Geh. Hofrath	125
Reichlin-Meldegg, K. A. Frhr. v., Prof. d. Philosophie	126
Renck, L., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes	127
Renz, H. L. v., Generalmajor	128
Röder, K. D. A., Prof. d. Rechte	130
Roller, J. Chr., Arzt	132
Roller, Chr. Fr. W., Geh. Rath	132
Rosset, Fr., Gouverneur von Darfur	135
Schellenberg, G. G. W., Generalmajor	136
Schleyer, P. A., Prof. d. Theologie	138
Schmitt-Blank, J. K., Professor	140
Schnappinger, B. M., Prof. d. Theologie	143
Schnars, K. W., Schriftsteller	144
Schönau-Wehr, K. Frhr. v., Oberjägermeister	145
Schrödter, A., Maler u. Professor	145
Schweinfurth, C., Maler	149
Schweitzer, F. Frhr. v., Gesandter	151
Sengler, J., Prof. d. Philosophie	152
Seubert, M. A., Prof. d. Botanik	158
Simon, G., Prof. d. Chirurgie	159
Stabel, A. v., Staatsminister	163
Stark, K. B., Prof. d. Archäologie	178
Steinhäuser, K., Bildhauer u. Professor	181
Stengel, L., Prof. d. Theologie	182
Stockhorner v. Starein, J. E. Frhr., Generallieutenant	185
Stockhorner v. Starein, J. Frhr., Geh. Regierungsrath	188
Stüber, L., Domänendirektor	189
Sturm, C. Fr., Professor	190
Sutter, J. A.	191
Vogel, A., Prof. d. Theologie	192
Waag, K. W. L., Generallieutenant	193
Weller, Th. L., Maler u. Galeriedirektor	195
Werk, Fr. X., Prof. d. Theologie	199
Willmann, Ed., Kupferstecher	200
Winnefeld, H., Präsident des Oberstiftungsrathes	202
Woltmann, Ad., Kunsthistoriker	203
Zöpfl, H., Prof. d. Jurisprudenz	207
Nachträge u. Berichtigungen	211

Digitized by Google

HARVARD LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Johann Baptist Alzog

wurde am 29. Juni 1808 zu Ohlau in Schlesien geboren. Seine Gymnasialstudien machte er in Brieg, die akademischen in Breslau und Bonn, worauf er von 1830—33 in Aachen als Hauslehrer wirkte und 1834 am 4. Juli in Köln die Priesterweihe empfing. Am letzten Februartage des darauf folgenden Jahrs wurde er nach öffentlicher Disputation in der Aula der Akademie zu Münster zum Doktor der Theologie promovirt. Seine Promotionsschrift handelte über die Prinzipien der katholischen Schriftauslegung. Sofort erhielt der junge Doktor einen Ruf als Professor der Kirchengeschichte und Exegese am Klerikalseminar in Posen, wo er bis 1844 wirkte und in dem bekannten Streite über die gemischten Ehen seinem Erzbischofe, Martin von Dunin, gute Dienste leistete. Schon in Aachen hatte er ein Werk begonnen, welches die Hauptaufgabe seines Lebens werden sollte, das »Lehrbuch der Kirchengeschichte«, das 1841 zum erstenmale (Mainz bei Florian Kupferberg) erschien. 1844 folgte Alzog einem Rufe nach der alten Bischofsstadt Hildesheim als Domkapitular, Professor und Regens des Priesterseminars. Seine Thätigkeit war hier eine vorwaltend praktische und hat, wie in Posen, die besten Erinnerungen hinterlassen. Das »Katholische Gebet-, Gesang- und Betrachtungsbuch« (Mainz 1849) ist eine Frucht dieser Wirksamkeit. Das Vertrauen des Bischofs Jakob Josef von Hildesheim führte ihn dann 1848 auf jene Bischofsversammlung zu Würzburg, welche für die Entwicklung der deutschen Kirche von so maßgebender Bedeutung wurde. Alzogs Neigung war indessen von jeher der akademische Katheder gewesen. Er selbst hatte eine akademische Bildung genossen, er hatte nun an zwei Seminarien gelehrt, und so kannte er aus eigener Erfahrung die Vortheile, welche die Universität Lehrern und Lernenden bietet. Und hätten ihm hier auch nicht persönliche Erfahrungen zur Verfügung gestanden, dem Kirchenhistoriker konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, wie er über die Lostrennung des theologischen Studiums von den Hochschulen zu denken hatte. Ein Blick auf den ehemals so glänzenden Zustand der französischen Theologie in den Tagen der alten Sorbonne und ein weiterer Blick auf den traurigen Verfall dieser Wissenschaft in demselben doch noch immer so hochbegabten Lande sagt in dieser Hinsicht Alles. Alzog sah endlich die volle Erfüllung seiner Wünsche, als ihn die Großherzogliche Regierung Badens im Jahr 1853 auf den erledigten Lehrstuhl der Kirchengeschichte nach Freiburg berief. So schmerzlich ihm der Abschied von Hildesheim

Digitized by Google

wurde und obgleich er materielle Opfer bringen mußte, säumte er nicht, diese Berufung anzunehmen. Das Lehrbuch der Kirchengeschichte gewann in Freiburg bei den hier dargebotenen literarischen Hilfsmitteln größere Ausdehnung und gestaltete sich seit der 8. Auflage (1867) zu einem weitläufigeren Handbuche um, dessen 9. Auflage 1872 erschien und das in's Französische (Paris und Tournay), Spanische, Italienische, Portugiesische, Böhmische, Polnische, in's Armenische, zuletzt in einer erweiterten Bearbeitung (von Pabisch und Byrem) in's Englische übertragen wurde. (Einen Auszug aus seinem größeren Werke: »Grundriß der Universal-Kirchengeschichte« gab Alzog Mainz 1868 heraus.) Nicht minder erfreute sich das hier entstandene »Handbuch der Patrologie« (3. Aufl. 1876) einer günstigen Aufnahme, wie das auch die vor Kurzem erschienene französische Uebersetzung desselben zeigt. Aber auch die Spezialforschung, welcher Alzog früher weniger nahe getreten, beschäftigte ihn hier. Zeuge dessen sind seine Arbeiten über Joh. Nik. Weislinger, über das »Raisbüchlein« des Konrad Burger, über die Plenarien, welche in dem von ihm mitbegründeten »Freiburger Diöcesanarchiv« erschienen. Beiträge zu dem Freiburger und Aschbach'schen Kirchenlexikon, zu dem »Kath. Kirchenblatt«, die Herausgabe der Arxischen Geschichte der Herrschaft Ebingen ꝛc. ꝛc. nahmen ihn nebenbei in Anspruch. Das Jubiläum der Hochschule feierte er mit der Schrift de litterarum graecarum atque romanarum studiis cum theologia christiana conjungendis (1857). Im Jahr 1864 unterzeichnete er an Stelle Hirscher's mit Döllinger und Haneberg die Einladung zu dem denkwürdigen in München gefeierten Congreß katholischer Gelehrten. In Anerkennung seiner ersprießlichen Wirksamkeit ertheilte ihm der Großherzog von Baden den Titel eines Geistlichen Raths (1854) und (1877) das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens. Schon früher (1850) hatte ihm der Kaiser von Oesterreich die goldene Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst übersandt. Eine große Genugthuung für Alzog war die ihm 1869 zu Theil gewordene Berufung als Consultor bei den Vorarbeiten für das vaticanische Concil — eine Versammlung, die ihn auf längere Zeit nach Rom, das er schon früher kennen gelernt hatte, zurückführte. Am 28. Februar 1878 traf ihn ein Schlagfluß, dem er am darauf folgenden Tage, am 1. März, erlag. — Wollen wir das Leben eines Mannes ganz kennen lernen und seinen Werth beurtheilen, so müssen wir uns die Zeit, in welche die Vorsehung ihn gestellt, die eigenthümlichen Bedingungen, unter denen er wirkte, vergegenwärtigen. »Quandum refert«, sagt Hadrians VI. berühmte, von Alzog gern citirte Grabschrift, »in quae tempora vel optimi cuuisque virtus incidat.« Wenn Alzogs Leben auch nicht jenen Existenzen beizuzählen ist, welche einen bestimmenden Einfluß auf ihre Zeit ausüben, so ist er doch zu hervorragenden Ereignissen der zeitgenössischen Kirchengeschichte in enge Beziehung getreten: Alzog's Name findet sich wiederholt mit den wichtigsten Thatsachen, mit den besten Namen der deutschen Kirche seit den letzten vierzig Jahren vermischt. Wollen wir untersuchen, welches sein Platz in der Wissenschaft, welches seine Stellung in den Gegensätzen des kirchlichen und politischen Lebens, welches sein Antheil an der geistigen Arbeit der Nation gewesen ist, so fragen wir — denn wir haben es vor Allem mit dem Kirchenhistoriker zu thun — welches war der Zustand der katholischen Kirchen-Geschichtsschreibung, als Alzog in dieselbe eintrat, wie hat er auf sie eingewirkt, wie hat er sie verlassen? Ueber den Zustand der kirchlichen Geschichtschreibung unter den Katholiken Deutschlands läßt sich bis in das dritte Decennium dieses Jahrhunderts wenig Erfreuliches sagen. Im 16. Jahrhundert hatte Italien die moderne katholisch-kirchliche Historiographie erzeugt; Frankreich hatte sie im 17. und 18. Jahrhundert großgezogen und in bedeutenden, umfangreichen Darstellungen die Entwicklung der Kirche vorgelegt. Was das

Digitized by Google

katholische Deutschland im 18. Jahrhundert an tüchtigen Leistungen auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, beschränkt sich auf die Spezialgeschichte einzelner kirchlichen Sprengel und die Aufsätze zu einer Germania sacra, wie Hansiz und unsere trefflichen Benediktiner von St. Blasien sie nach und neben den Schannat, Würdtwein, von Hontheim, Joannis unternahmen. Zwar fing man gegen Ausgang des Jahrhunderts auch an, sich in Gesammtdarstellungen der Kirchengeschichte zu versuchen: aber die uns vorliegenden Versuche sind theils geistlos und unkritisch, theils leichtfertige und oberflächliche Produkte, wie sie der Tag erzeugte und der Tag verschlang, theils getragen und durchtränkt von jener engherzigen josefinischen Auffassung, welche die Kirche nur als eine Staatsanstalt begreifen konnte. Für Katholiken, deren inneres Leben nicht abgestorben war, muß es wie ein Thau der Erquickung gewesen sein, als, seit 1806, der zu ihnen übergetretene Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seine »Geschichte der Religion Jesu Christi« in Druck gab. Innerlich verwandt mit diesem Werke ist des mit Stolberg befreundeten Katerkamps Kirchengeschichte: beide wirkliche Jünger des Herrn, welche seine Stiftung begriffen und von deren Begeisterung für seine Sache jedes Blatt ihrer Geschichten Zeugniß ablegt. Indessen scheinen beide mehr Einfluß auf das große Publikum als auf den gelehrten Betrieb unserer Disciplin geübt zu haben; um letzteren vollständig zu reformiren, dazu waren Stolberg wie Katerkamp zu wenig fachmäßige Vertreter dieses Gebietes: ihre Bücher zeichnen sich weit mehr durch sinnige, köstliche Betrachtung, als durch quellenmäßige Eruirung des Stoffes aus. So erklärt sich, daß noch in den 20r, ja bis zu den 30r Jahren Darstellungen, wie die von Locherer und von Reichlin-Meldegg möglich waren. Gediegener waren die Arbeiten von Ruttenstock, Klein, Cherier; aber wie die meisten Compendien des vorigen Jahrhunderts waren auch sie lateinisch geschrieben und blieben ohne Wirkung auf den Zeitgeist. Ich kenne die Gründe, welche man für den fortgesetzten Gebrauch der lateinischen Sprache bei theologischen Vorlesungen und in Lehrbüchern beigebracht hat. Aber eine jede Wissenschaft gedeiht nur in der Umarmung des Volksgeistes. Der Volksgeist aber arbeitet nur in seiner Sprache: todt ist jede Wissenschaft, welche in den erkalteten Leib einer todten Sprache gebannt ist. Solch' eine todte Wissenschaft war es, welche die theologischen Fakultäten Deutschlands im 17. und 18. und zum Theil noch im 19. Jahrhundert beherrscht hat, während sich die Franzosen eine lebendige Theologie schufen, als Pascal und Bossuet unsterbliche Gedanken in die nicht minder unsterbliche Form ihrer herrlichen Sprache gossen. Solch' eine lebendige Wissenschaft erschuf sich auch die deutsche Nation, seit Lessing uns gelehrt hatte, über theologische Dinge in deutscher Sprache zu schreiben. Wir können hier auf jene Vorgänge nicht näher eingehen, welche seit dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts in Deutschland eine wahrhaft geschichtliche Auffassung, verbunden mit verbesserter Einsicht in die Gesetze der Kritik, fast alle Gebiete der Wissenschaft durchdringen ließ. Was ein F. A. Wolf, ein G. Hermann, ein Lachmann, die Grimm für die klassische und germanistische Philologie, Savigny für die Rechtswissenschaft, Ritter für die Erdbeschreibung gethan, mußte auf die Theologie einen heilsamen Rückschlag üben. Der von der Spekulation ermüdete Geist der Nation wandte sich der historischen Forschung mit Vorliebe zu und es war ein glücklicher Griff, daß Joh. Adam Möhler in diese Bahn einlenkte und der Begründer einer historischen Schule unter den Katholiken wurde, der noch jetzt alle Diejenigen sich beizählen, welche auf eine Stellung in der theologischen Wissenschaft Anspruch erheben. Die Handbücher der allgemeinen Kirchengeschichte mußten durch diese Schule eine totale Umwälzung erleiden. Jene tiefe Auffassung, jene warme, von Liebe zur Kirche erfüllte Darstellung, verbunden mit der strengsten, von keiner Parteileidenschaft,

Digitized by Google

keinen kleinlichen Rücksichten beeinflußten Quellenforschung, wie sie Möhler inaugurirt hatte, mußte seither als Forderung an alle echt katholische Kirchen-Geschichtschreibung gestellt werden. Schon Ritter (seit 1826) hatte zur Erfüllung dieser Forderung einen schönen Anlauf genommen, Döllingers Handbuch wie sein Lehrbuch der Kirchengeschichte genügten ihr in reichstem Maße, blieben aber beide unvollendet. Da trat Alzog in die Lücke ein und gab eine Darstellung, welche neben der Ritter'schen über 30 Jahre lang den Markt behauptet und die Quelle geworden ist, aus der Tausende ihre kirchengeschichtlichen Kenntnisse zum großen Theil schöpften. Es wird Alzog als ein besonderes Verdienst angerechnet werden müssen, daß er dem Vorgange Möhlers folgend den kirchengeschichtlichen Unterricht in die engste Beziehung mit den patristischen Studien setzte. Ist die Literatur eines Volkes der Niederschlag seiner geistigen Thätigkeit, so bildet die Literärgeschichte selbst nur einen Theil der Geschichte dieses Volkes, insofern sie uns ja gerade dessen intellektuelle Aktion vor Augen führt. Es erhellt daraus die Bedeutung der christlichen Literaturgeschichte für den Kirchenhistoriker. Man darf behaupten, daß einige Kenntniß dieser Disciplin zu den Forderungen der allgemeinen Bildung zählt; für den Theologen aber ist sie unentbehrlich. — Das über Alzogs Stellung in der theologischen Literatur Gesagte zeigt im Grunde schon, welches seine Stellung zu den heutigen Gegensätzen, welches sein Verhältniß zu den verschiedenen theologischen wie kirchenpolitischen Parteien gewesen ist. Besonnenheit und Mäßigung waren hervorstehende Merkmale seines persönlichen Wesens und seiner Stellung im öffentlichen Leben: nicht hoch genug anzuschlagende Eigenschaften in einer Zeit der Ueberstürzungen und Maßlosigkeiten. Man konnte ihn einen Mann des Juste-Milieu nennen; und was man auch immer von dem Juste-Milieu in der großen Politik der Völker und in den kleinen Kämpfen der parlamentarischen Coterien denken mag: in der Welt der Religion und der Kirche ist Alles, was von bleibendem Werthe war, ist jede definitive Errungenschaft von den Männern der Mäßigung ausgegangen. Alzog's Theologie war gewissermaßen eine Vermittlungstheologie mit dem Wahlspruch: omnia probate, quod bonum est, tenete. Nun ist es ja wahr, daß es der Vermittlungstheologie oft nicht besser ergeht, als den guten Leuten im Leben, die Alles vermitteln und verstreichen wollen und deren Wirken selten mit Erfolg gekrönt ist. Aber es gibt auch eine berechtigte und selbst hochnothwendige Vermittlung: es gibt echt christliche und innerlich humane Naturen, denen alles Zanken und Streiten, alle Maßlosigkeiten von hüben und drüben zuwider sind. Solche Naturen schwanken oft wirklich oder anscheinend zwischen den Parteien; sie können aber das Wort des Apostels anrufen und sagen: »meine Partei heißt nicht Paulus, noch Apollo, noch Kephas, sie heißt Christus«. Solche Naturen entbehren jeder Parteileidenschaft und sie können in Zeiten hochgehender Parteiaufregungen durch ihr mildes, begütigendes, vermittelndes Eingreifen überaus segensreich einwirken. Es ließe sich ein solches Eingreifen Alzogs an wiederholten Beispielen nachweisen. Er hat in schwierigen Umständen der Kirche als vermittelnde Persönlichkeit gute Dienste geleistet und eine wirklich kirchliche Gesinnung an den Tag gelegt, eine Gesinnung, die nicht buhlt um Menschengunst, die nicht in verächtlicher Schwäche den wechselnden Meinungen und Moden des Tages opfert, eine Gesinnung vielmehr, die da liegt in einem großen, warmen Herzen, das für die ganze Kirche schlägt, das mit Paulus sagt: »wer leidet und ich leide nicht, wer wird verletzt und ich bin es nicht« — eine Gesinnung, die an allen großen Lebensinteressen der Kirche Antheil nimmt — eine Gesinnung, die Alzog bethätigt hat in den Werken seiner Charitas, in seiner Wissenschaft, in seinem Interesse für die kirchliche Kunst, in seiner Theilnahme an hervorragenden kirchlichen Ereignissen. Es ist bekannt, was er in bedenklichen Stunden

Digitized by Google

für die Erhaltung der kirchlichen Einheit gethan hat. Man wird dem gegenüber daran erinnern, daß er zu verschiedenen Malen in den kirchenpolitischen Fragen der Opposition angehört habe. Wohl, denn er war mit Newman überzeugt, daß das die treuesten Freunde der Kirche sind, welche den Lenkern derselben ungescheut zu sagen wagen: was ihr da thut, ist Unrecht, und dies und jenes werden die Folgen sein. Solche Opposition kann und muß jedes Reich vertragen und die Geschichte zeigt, daß auch Kirche und Papstthum sie zu ertragen wußten: Paulus und Cyprian, Augustinus und Bernhard, Gerson und Bossuet sind deß Zeugen. So dachte Alzog ohne Zweifel zu jeder Zeit: welcher Art die Dinge auch waren, die er zu erleben bestimmt war, nie hat die Liebe zur Kirche und die Ehrfurcht vor ihrer Auctorität einen Augenblick seine Seele verlassen können. Groß war die Popularität und das Vertrauen, welche die Persönlichkeit Alzog's in der Stadt Freiburg genoß; seiner innerlich so wohlwollenden Natur hatte er es zu danken, daß er, der Fremde, es verstanden hat, mit dem herrlichen Lande Baden und mit dessen trefflichen Bewohnern sich vollkommen zu identificiren und einer der ihrigen zu werden. Alzog konnte diese Welt verlassen mit dem Bewußtsein, das Werk vollendet zu haben, das ihm aufgetragen war. Was ein berühmter Mönch über die Schwelle seines Klosters geschrieben: religioni, scientiae, artibus, kann als der Wahlspruch seines Lebens gelten und schwebte ihm vielleicht vor, als er sein eigenes Haus mit einer ähnlichen Inschrift schmückte: Litteras alit ecclesia, nobilitat artes. Das Grab, in welches er hinabstieg, zählt zu den wenigen, die nicht blos geehrt, sondern auch geliebt sind. (Nach der Gedächtnißrede auf J. Alzog von Prof. F. H. Kraus. Freiburg 1879.)

Franz Freiherr von Andlaw

war der älteste Sohn des späteren badischen Staatsministers C. Freiherrn von Andlaw-Birseck (vgl. Bad. Biogr. I, 5) und der Freifrau von Schakmin. Er war geboren am 6. Oktober 1799 zu Freiburg im Breisgau. Seine Erziehung und geistige Bildung erhielt er zunächst im elterlichen Hause unter der Leitung eines Hauslehrers. Schon als achtjähriger Knabe durfte er mit seiner Mutter nach Paris reisen, wo sein Vater damals badischer Geschäftsträger war. Diese Weltstadt, sowie die vielen Truppenzüge, hohen Einquartierungen (der russische Kaiser wohnte im Hause seines Vaters) und kriegerischen Ereignisse jener Zeit machten einen mächtigen Eindruck auf den lebhaften Knaben, verursachten aber auch manche Störung und Unterbrechung seiner Studien. Seine juristischen Studien machte er auf der Universität seiner Vaterstadt, zu Landshut (wo er mit seinem Bruder bei Sailer wohnte) und in Heidelberg. Nach rühmlich bestandener Prüfung im Jahre 1821 trat er als Rechtspraktikant bei dem Gerichtshof in Freiburg in den Staatsdienst. In diese Zeit fallen auch seine Reisen nach Italien, Frankreich und England, wo er sich viele Lebensanschauungen sammelte. Im Jahre 1826 trat er jedoch in seinen eigentlichen Lebensberuf, indem er seiner Neigung gemäß die diplomatische Laufbahn betrat. Seine erste Stelle war in Wien als Legationsrath und Geschäftsträger. Diesen Posten vertauschte er mit derselben Stellung bei der badischen Gesandtschaft zu Paris, wo er drei Jahre verblieb. Von 1838—43 finden wir ihn als Ministerresidenten in München und von 1843—46 in gleicher Eigenschaft wieder in Paris. Seine diplomatische Laufbahn beschloß er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des badischen Hofes in Wien von 1846—56, in welch' letzterem Jahre er nach vollen dreißig ehrenvollen Dienstjahren in den Ruhestand trat. Seit 1860 hatte er sich in Baden-Baden häuslich niedergelassen und seine Mußezeit zu literarischen Arbeiten verwendet. Sein Tagebuch, Erinnerungsblätter, die Frauen in

Digitized by Google

der Geschichte, Galerie berühmter Päpste, das Doppelgestirn, sieben hl. Fürsten, die Stiftskirche in Baden, Fleurange ꝛc., sind unter den gedruckten Werken Andlaw's die bekanntesten. In Folge dieses seines allseitigen Wissens und seiner Unterhaltungsgabe war er in allen Kreisen der Gesellschaft sehr beliebt, so bei der Deutschen Kaiserin, bei der Herzogin von Hamilton, beim Fürsten zu Fürstenberg, wo er Hausfreund war. Als Diplomat war Franz von Andlaw sehr gewandt und bei seinem Fürsten sehr beliebt. Als Schriftsteller führte er eine gewandte Feder, welche er als ein treuer Sohn seiner Kirche ihrer Sache vielfach widmete. Durch wiederholte Krankheiten erschöpft, vollendete er, nahezu 77 Jahre alt, seine irdische Laufbahn am Abend des 4. September 1876. (Vgl. Freiburger Kath. Kirchenblatt 1876, S. 314 ff.)

Philipp Artaria.

Abseits der steinkohlengeschwärzten und von Hammerschlägen durchdröhnten Fabrikationssphäre, welche seit Decennien die zopfige, stille kurpfälzische Residenzstadt Mannheim in eines der bewegtesten Verkehrscentren umgewandelt hat, steht noch ein Stück alter Zeit in dem Viertel um die Jesuiten-Kirche und Karl Theodor's Theater; Schiller, wenn er heut aus seinem damaligen Hause träte, würde sich auf der Stelle wieder in den fast unveränderten Straßen zurecht finden. Aus diesem aristokratisch-stillen Viertel geleitete am 4. Oktober 1878 die gesammte Bürgerschaft der Stadt einen Mann zu Grabe, mit dem im wörtlichsten Sinn ein großes Stück der »guten alten Zeit« dahingegangen ist und welcher verdient, den Besten seiner Nation beigezählt zu werden. Viele solche Bürger in die deutschen Städte vertheilt, und die lauten Klagen der Gegenwart würden verstummen! Philipp Artaria war am 12. April 1801 geboren in dem »alten Mannheim« als der zweite von sechs Söhnen des bekannten Domenico Artaria (vgl. Bad. Biogr. I, 11), welcher damals den gesammten deutschen Kunsthandel in seiner Hand hielt. Sein Vermögen war für die damalige Verhältnisse ein sehr bedeutendes, und so wurden die Söhne nach den bekannten Traditionen jener Zeit zu Cavalieren erzogen, die, was Anmuth der Form und vollendete Liebenswürdigkeit des Wesens betrifft, auch im nachmaligen späten Alter der jungen Generation als unerreichbares Muster voranleuchteten. Sechs widerstrebende Neigungen hatte der Alte mit ruhiger Härte vor das Kaufmannspult zu bringen gewußt, keiner der Söhne wurde ein schlauer gewiegter Handelsherr wie er, dafür pflegten sie aber mit um so größerer Freude die alte Tradition des Hauses: durch klassische Stiche alter Hauptmeisterwerke der italienischen Blüthezeit ihrer Familie einen Ehrenplatz in der Geschichte der Kupferstechkunst zu sichern, und hielten auch nach dem Ableben ihres Vaters die Firma auf einer so vornehmen Höhe, daß ihre Personen bei den häufigen Geschäftsreisen an die Höfe von München, Wien ꝛc. in der dortigen Aristokratie eine für die heutige Zeit ganz undenkbare Stellung einnahmen. König Ludwig von Baiern nicht minder als sein Vater waren dem jungen Philipp speziell befreundet und der Erstere legte hohen Werth auf dessen feines künstlerisches Urtheil, ohne ihm die unbestechliche Wahrheitsliebe übel zu nehmen, welche stellenweise die königlichen Anschauungen durchkreuzte. Noch in hohem Alter kam er häufig von seinem Edenkobener Schlößchen zu dem alten Artaria herüber und besuchte in dessen Gesellschaft die Stätten seiner Jugend oder nahm die großen Veränderungen in Augenschein, als die neue Zeit ihre Vorwerke in die ehemals grasbewachsenen Gassen hereinschob. Sie ergriff auch in mächtiger Wirkung den Mann, welcher, damals schon auf eine lange geschäftliche und gemeinnützige Thätigkeit zurückseheud, volles Recht gehabt hätte, sich, wie so viele Andere, körperlich und geistig zur Ruhe zu setzen. Photographie und Lithographie brachten eine ungeheuere Umwälzung in den Kunsthandel, allenthalben entstanden größere und kleinere

Digitized by Google

Geschäfte, die Firma Artaria aber konnte sich nicht entschließen, Auslagefenster an ihr altes stattliches Haus anzubringen und die Erzeugnisse des Lichtdrucks in Verlag zu nehmen. Nach und nach starben auch mehrere der Brüder, so beschränkte sich das Geschäft mehr und mehr auf Reproduktion der alten Platten, an neue dachte man vor der Hand nicht mehr. Schließlich übergab Philipp Artaria den ganzen Verlag an ein Berliner Haus. Seine rastlose Thätigkeit erstreckte sich nun auf andere Gebiete. Von Jugend auf hatte er ein warmes Herz für seine Vaterstadt gehabt, und als ständiges Mitglied des Gemeinderaths und Inhaber unzähliger Ehren- und Vertrauensposten stets die schönen Bürgertugenden bewährt, welche ihm die Liebe und Verehrung der ganzen Stadt eintrugen: den unbeugsamen Gerechtigkeitssinn, der ihn zum Anwalt jedes Unterdrückten machte, eine über jeden Zweifel erhabene Lauterkeit der Gesinnung und dabei die großartigste Liberalität in allen seinen Handlungen. Nun kam zu den städtischen Aemtern noch das Abgeordnetenmandat und es war wunderbar zu sehen, mit welchem Feuer der bereits Alternde die seiner eigenen Jugenderziehung so widerstrebenden liberalen Ideen rückhaltslos zur obersten Richtschnur seines politischen Verhaltens nahm und mit der ganzen Energie seines Wesens in den Concordatsstürmen der badischen Kammer im Jahre 1860 vertrat. Er war ein guter und gewandter Redner, der durch eifriges Studium in späteren Jahren die Lücken seiner früheren Bildung ergänzt hatte; seine Verdienste als Mitglied der verschiedenen Ausschüsse ehrte der Großherzog durch Ernennung zum Mitgliede der Ersten Kammer. Freiwillig legte der kluge, hellsinnige Mann diese Würde nieder, als er die ersten Boten des Greisenalters spürte, und beschränkte sich von da an als wahrer Vater der Stadt auf seine localen Thätigkeiten: Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, die er mit bedeutenden eigenen Opfern unterstützte, von Kunst- und literarischen Vereinen; ja noch in seinen letzten Lebensjahren konnte man den Viersundsiebzigjährigen wohlgemuth in dem ausgeleerten ehemaligen Leihbibliothekssaale des Mannheimer Schlosses sehen, umgeben von kolossalen Bücherhaufen und im Begriff, daraus die Anfänge einer städtischen Bibliothek zu bilden. So wandelte er als verehrtes Haupt unter der jüngeren Generation mit warmem Antheil und steter Hilfsbereitschaft für ihre Bestrebungen, seinen inneren Zielen unverrückt zugewandt und ein leuchtendes Beispiel von der Möglichkeit, die vielseitigste Lebenspraxis mit der edelsten Begeisterung für ideale Güter zu vereinigen. Er starb am 2. Oktober 1878. Sein Verlust war ein unersetzlicher für die treue Lebensgefährtin, mit welcher ihn die glücklichste Ehe durch zwei und vierzig Jahre verband, für seine Familie und die große Zahl seiner Freunde, wie für die Stadt, welche ihm so Vieles zu verdanken hat. Die allgemeinste Trauer geleitete seinen Sarg zur letzten Ruhestätte: voraus und zur Seite schritten die Waisenkinder, denen sein edles, warmes Herz das rettende Asyl gegründet hat; die Geistlichen der drei Confessionen umgaben den milden Christen, der sein Leben lang ein Muster frommer Religiösität und vollkommenster Toleranz gewesen war, die Bürger der Stadt, die Beamten und Offiziere, sowie die Behörden folgten in endlosem Zuge. Seit lange hatte der Tod eines Privatmannes keine solche Bewegung hervorgerufen. Vir optimus — man kann es ihm mit Fug und Recht als Grabschrift setzen. (Vgl. Allgemeine Zeitung 1878, Nr. 302, Beilage.)

Amalie Baader

war geboren am 15. März 1806 zu Wertheim, woselbst ihr Vater Fürstl. Löwenstein-Wertheim'scher Beamter mit dem Titel Justizrath war. Ihre Eltern, aus Franken stammend, bewohnten ein dem Fürsten gehörendes Gebäude, welches, obgleich in der Stadt, doch auf einer kleinen Anhöhe, etwas isolirt lag, von Hof

Digitized by Google

und Garten umgeben und durch ein alterthümliches Geländer mit großem Hofthore eingeschlossen war. Hier wuchs das junge Mädchen, welches allgemein unter dem Namen »das kleine Burgfräulein« bekannt war, in Fröhlichkeit, Arbeitsamkeit und Lernbegierde heran. Sie verbrachte eine glückliche Jugendzeit in ihrem Heimathsstädtchen, in welchem zu jener Zeit noch alle Familien sich kannten und eine Gesellschaft bildeten, welche im Sommer durch gemeinsame Spaziergänge, im Winter durch dramatische Aufführungen und Concerte sich vortrefflich zu unterhalten wußte. Amalie zählte ungefähr siebenzehn Jahre, als ein in ihrer Vaterstadt beschäftigter Beamter, Bernhard Baader, auf das junge Burgfräulein aufmerksam wurde. Das talentvolle, heitere und dabei wieder so ernste junge Mädchen fesselte ihn. Sie selbst liebte den etwa zwanzig Jahre älteren Mann, fand sich durch sein reiches, mit wahrer Herzensgüte verbundenes Wissen beglückt und entschloß sich, seine Gattin zu werden. Sie folgte ihrem Gatten an seinen neuen Wohnort Konstanz, wo derselbe als Kreisrath bei der Kreisregierung des Seekreises angestellt worden war. Konstanz an dem Schwäbischen Meer, eben so anziehend durch seine reizende Lage, als interessant durch seine historischen Erinnerungen, entsprach sehr dem Geschmacke des jungen Ehepaares. Ein angenehmer Bekanntenkreis verschönerte noch diesen Aufenthalt, und gemeinsam mit demselben wurden manche Ausflüge in die herrliche Seegegend und in die nahe Schweiz gemacht. Das Hauswesen, welches die junge Frau Baader als echte deutsche Hausfrau mit Verständniß und Sparsamkeit zu führen wußte, ließ ihr jedoch noch Muse genug übrig, um dem unwiderstehlichen Hange zu folgen, ihren Geist fortzubilden und ihre Kenntnisse zu erweitern. Durch ihren geistreichen Gatten wurde sie darin auf die eifrigste Weise unterstützt, sowie durch dessen eigene Studien selbst eingeführt in die Grundlage alles wahren Wissens. — Im Jahre 1832 wurde Bernhard Baader als Finanzrath bei der Großh. Steuerdirektion nach Karlsruhe versetzt. Amalie trennte sich ungerne von Konstanz, doch war sie bald heimisch in ihrem neuen Wohnort. Sie fand da manche geistigen Anregungen und Genüsse, die nur die Residenz bereiten konnte. Mit Interesse besuchte sie die Kunstsammlungen, auch fand sie Vergnügen an Theater und Concerten. Ein trauter Freundeskreis umgab auch hier alsbald das Ehepaar: Jugendfreunde und Studiengenossen Baaders, Archivdirektor Mone, Geheimer Hofrath Zell, Baudirektor Hübsch, Finanzrath Kamm und andere Männer, welche selbst, sowie deren Familien mit Herrn und Frau Baader durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden waren. Der damalige Finanzminister von Boeckh, durch seine Gattin mit Baader verwandt, empfing in seinem Hause das Baader'sche Ehepaar stets auf das Freundlichste. Zwei Schwestern Baaders, von welchen die eine die Mutter des bekannten, leider zu früh verstorbenen, in holländischen Diensten gestandenen ostindischen Naturforschers Karl Schwaner war, ergänzten den Familienkreis. Frau Baader hatte in den ersten Jahren ihres Ehestandes die Betrübniß, ihren Vater und zwei erwachsene Brüder zu verlieren. Ihre Mutter beschloß nach längeren Leiden bei ihr die irdische Laufbahn. Amalie betrauerte tief den Verlust ihrer Eltern und Geschwister, doch den größten Trennungsschmerz hatte sie zu erdulden, als ihr vortrefflicher Gemahl, der 1847 zum Geheimen Finanzrath bei der Oberrechnungskammer ernannt, 1854 in den Ruhestand getreten war, am 6. Januar 1859 starb. Er war ihr in der 35jährigen Ehe als treuer Beschützer, man konnte fast sagen als väterlicher Freund zur Seite gestanden. Sie suchte und fand ihren Trost in den Werken der Barmherzigkeit, denen sie sich von nun an mit Hingebung ihres ganzen Wesens widmete. — In den ersten Jahren ihres Aufenthaltes zu Karlsruhe hatte Amalie Baader begonnen, literarisch thätig zu sein. Archivdirektor Mone redigirte damals den »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit«, welcher u. A. auch Denkmäler der Sprachenkunde und deutsche Volkssagen enthält.

Digitized by Google

Mone, der im gesellschaftlichen Umgang die geistigen Fähigkeiten der Gattin seines Freundes kennen gelernt hatte und sie öfters mit einer komischen Virtuosität Szenen aus ihrer Vaterstadt Wertheim hatte zum Besten geben hören, veranlaßte sie, in fränkischer Mundart eine derselben niederzuschreiben. Sie that es und es ist ihr vortrefflich gelungen, die in jener Zeit alljährlich eintretende Ueberschwemmung und die Bestürzung und Verwirrung der Bewohner der Stadt in getreuester Weise zu schildern. Dieser Beitrag zur Sprach- und Sittengeschichte ist abgedruckt im Anzeiger, Jahrgang VII. 1838, S. 126 ff. Andere Beiträge, welche sie in den Anzeiger lieferte, waren Volkssagen. Auf dieses Gebiet wurde sie durch die hierauf bezüglichen Forschungen ihres Mannes geleitet. Bernhard Baader hatte es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, die Volkssagen, wie sie aus dem Munde des Volkes kommen, zu sammeln und ohne weitere Ausschmückung wiederzugeben. Später, als der Anzeiger zu erscheinen aufgehört hatte, gab er unter dem Titel »Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden«, gesammelt und herausgegeben von Bernhard Baader (Karlsruhe, Herder 1851, und ein Nachtrag 1859) eine große Anzahl solcher Sagen heraus. Obgleich seine Gattin dieses Gebiet des Sagen- und Geisterhaften, welches auf ihn so große Anziehungskraft übte, etwas kritischer als er auffaßte, so hatte sie doch großes Interesse dafür und war ihm bei dieser Arbeit eine treue Mithelferin. Im Jahr 1845 wurde zu Freiburg im Breisgau die »Süddeutsche Zeitung« (Verlag von Herder) gegründet, deren fleißige Mitarbeiterin Frau Baader war. Eine bedeutende Anzahl religiöser, politischer, kirchenpolitischer und anderer Artikel hat sie für dieses Blatt verfaßt und Jedermann bewunderte die Klarheit der Ansichten, die Richtigkeit der Urtheile und die gewandte Ausdrucksweise, die in diesen Aufsätzen sich kund gaben, ohne zu ahnen, daß sie dem Kopf einer Frau entstammten. Von den wenigen Personen, welche dieses ihr Talent kannten, forderte sie strenges Stillschweigen. Im Jahr 1865 erschien aus ihrer Feder unter dem Titel: »Wintergarten, Erzählungen aus Familie und Leben von Sales«, eine Sammlung von Novellen (in zwei Bänden, bei Kirchheim in Mainz), welche größtentheils auf wahren Begebenheiten beruhen, die mit poetischer Licenz ausgeschmückt sind. Zum Theil dienten ihr als Motive zu denselben Ereignisse, die sich in ihrer Familie, selbst in ihrem persönlichen Leben zugetragen haben. Aus den angeführten schriftlichen Arbeiten Amalie Baader's läßt sich erkennen, wie vielseitig ihr Geist gebildet und mit welch' reichem Wissen sie ausgestattet war. Wir finden sie thätig auf dem Felde der geschichtlichen, belletristischen, politischen und religiösen Literatur. Sie selbst liebte sehr die Lectüre und wir finden in ihrem Tagebuche öfter Urtheile über Bücher, mit welchen sie sich gerade beschäftigte, aus denen hervorgeht, daß sie nicht nur oberflächlich dieselben durchflog, sondern daß sie den Inhalt gründlich sich zu eigen machte. Das Baader'sche Ehepaar übte mit Freude die Tugend der Gastfreundschaft. Alle Verwandten und Freunde waren stets bei ihnen willkommen und fühlten sich heimisch bei den guten und geistreichen Menschen. Von ausgezeichneten Zeitgenossen, mit welchen Frau Baader in freundschaftlichen und geselligen Verkehr trat, verdient besonders genannt zu werden der vortreffliche Rath Schlosser und seine Gemahlin, damalige Besitzer des Stiftes Neuburg am Neckar bei Heidelberg. Dieser schöne Landsitz war ausgezeichnet sowohl durch seine reizende Lage, als auch durch die Kunstschätze, welche er barg. Dies verbunden mit der wissenschaftlichen Bildung, den geselligen Talenten, der Herzensgüte, Frömmigkeit und der seltenen Gastfreundschaft seiner Besitzer, vereinigte sich zu einem Ganzen, welches einzig in seiner Art genannt werden konnte. Außer den schon Genannten war Amalie Baader mit den meisten hervorragenden Persönlichkeiten katholischer Richtung in unserem Lande bekannt. Bei dem

Digitized by Google

Baader'schen Ehepaar wurden die ersten Besprechungen über die Gründung von katholischen Männervereinen gehalten. Männer, wie Heinrich von Andlaw, Buß, Mone, Hübsch, Kirchgeßner, Zell und Andere, schätzten Amalie Baader, die gar manchmal ihre Sekretärin war. Ihr Wirken in dieser Richtung blieb jedoch stets verborgen, wie es sich bei einer Frau geziemt. — Frau Baader äußerte sich oftmals ihren näheren Bekannten gegenüber, wie sehr es sie betrübe, die Mittel nicht zu besitzen, recht vielen alten, armen Kranken nachhaltige Unterstützungen geben und sie mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen zu können. Dieses Anliegen fand bei wohlthätigen Menschen so viele Theilnahme, daß man nach verhältnißmäßig kurzer Zeit den Entschluß fassen konnte, einen St. Vincentius-Frauenverein in Karlsruhe zu gründen, den ersten, der damals in unserem badischen Lande in's Leben gerufen worden ist. Am 29. Januar 1851 wurde der Verein förmlich constituirt und Amalie Baader als Vorsteherin gewählt von einer Anzahl Frauen und Jungfrauen, welche als Vorstandsmitglieder, als Pflegerinnen und Sammlerinnen sich um sie schaarten. Die Oberleitung übernahm der Geistliche Rath Höll, damals Kaplan an der Stadtpfarrei und von Begeisterung für dieses beginnende Werk der Nächstenliebe erfüllt. Durch seine Thätigkeit und seine Predigten flößte er vielen Personen der verschiedensten Stände in der Residenz die gleichen Gesinnungen ein. Der Verein fand bald Freunde und Wohlthäter, die durch die Sammlerinnen regelmäßig ihre Gaben spendeten. Von nun an nahm derselbe die erste Stelle in der Wirksamkeit Amaliens ein. Sie lebte und webte in ihm. Sie bestand mit Festigkeit auf der Befolgung der einmal angenommenen Statuten und ging darin stets mit aufmunterndem Beispiele voran. Deßhalb besuchte sie auch zuerst selbst alle angemeldeten Kranken, ehe sie einer der Pflegerinnen die Sorge für dieselben auftrug. Mit Härte gegen sich selbst, ließ sie sich weder durch Unwohlsein noch Unwetter von ihren Krankenbesuchen abhalten. Keine Dienstleistung bei den Hilfsbedürftigen war ihr zu gering, auch bei Operationen stund sie denselben bei. Nach einigen Jahren, im Januar 1854, gelang es schon, einen bedeutenden Schritt vorwärts zu thun. Die Geschenke und Ersparnisse waren hinreichend angewachsen, um ein Haus zu miethen, in welchem durch barmherzige Schwestern vom hl. Vincentius von Paul eine geregelte Spitalpflege eintreten konnte. Kranke jeden Bekenntnisses, jeden Alters und Geschlechts fanden darin Aufnahme und liebevolle Behandlung. Dies genügte jedoch der Fürsorge des Vereins noch nicht. Amalie wollte den armen, in der Stadt zerstreuten Kranken die nun allgemein anerkannte Wohlthat der Pflege durch Schwestern ebenfalls angedeihen lassen. Zu diesem Zwecke wurde ein zweites kleines Haus gemiethet und eine Anzahl Schwestern von der Congregation des hl. Erlösers aus Niederbroun berufen. Während nun der Verein wuchs und gedieh, überdachte Amalie Baader ein neues Unternehmen. Durch fortgesetzte Ersparungen, Sammlungen, einzelne Vermächtnisse und Geschenke konnte der Verein über ein kleines Kapital verfügen. Dasselbe war wohl nur ein Sandkorn im Vergleich zu den Mitteln, welche der Bau eines großen, neuen St. Vincentiushauses erfordert hätte. Sie fand jedoch dieses Scherflein in Verbindung mit einem unbegrenzten Gottvertrauen groß genug, um an die Ausführung eines solchen Planes zu denken. Baudirektor Hübsch wurde zur Fertigung eines Planes veranlaßt, der Bau wurde begonnen, nach Jahresfrist vollendet und am 28. August 1861 bezogen. Die Krankenpflege in dem neuen St. Vincentiushause wurde den Niederbronner Schwestern übertragen, da ihre Ordensregeln es gestatteten, sowohl Kranke im Spital als auch in der Stadt zu besorgen. Nach einigen Jahren schon genügte jedoch auch dieses Haus nicht mehr den Anforderungen und der Verein ließ es im Jahr 1864 durch einen Anbau und ein weiteres Stockwerk vergrößern. Ein

Digitized by Google

sehnlicher Wunsch aller Betheiligten wurde noch dadurch erfüllt, daß, anstoßend an das Haus, eine eigene geräumige, etwa 400 Personen fassende Kapelle erbaut werden konnte. Auf die andere Seite derselben ließ Frau Baader ein kleines Haus aus ihren Mitteln herstellen, um dasselbe fortan zu bewohnen. Im Oktober 1864 waren die neuen Gebäulichkeiten so weit hergerichtet, um bezogen werden zu können, und die Kapelle, wenn auch noch nicht so reich geschmückt, wie später, war würdig, eingeweiht zu werden. Domkapitular Weickum vollzog am 24. Oktober den Weiheakt und hielt die Festpredigt. Das St. Vincentius-Haus in Karlsruhe war nun fest begründet, es hatte sich die Liebe und den Dank von Unzähligen erworben, denen es Obdach und Pflege gewährt hatte. In demselben finden Kranke jeden Standes, Alters und Geschlechtes Aufnahme und es können einzelstehende, ältere oder leidende Personen sich in dasselbe verpfründen. Gleich einem pünktlich geregelten Uhrwerke ging seine Thätigkeit unter der opferwilligen Führung der Schwestern unermüdet seinen Gang, denen Frau Baader in späteren Jahren die vollständige Besorgung des Hauses übertrug. Obgleich sie in den letzten Jahren ihres Lebens durch mehrere bedeutende Krankheiten und ein beinahe stets andauerndes allgemeines Uebelbefinden eine erprobte Dulderin körperlicher Leiden geworden war, so blieb ihr Geist stets frisch. Nachdem sie die Hauptsorge um das Haus abgegeben hatte, behielt sie noch fortan die Leitung des St. Vincentius-Frauenvereins, dessen Seele sie bis zu ihrem Tode blieb. Bei zunehmendem Alter fühlte sich Frau Baader gemahnt, oft und ernst an ihre herannahende Todesstunde zu denken. Sie unterließ es deßhalb nicht, ihre irdischen Angelegenheiten in's Reine zu bringen, und bestimmte ihre Hinterlassenschaft, mit Ausnahme weniger Legate, für das Theuerste, was sie auf Erden noch besaß: das St. Vincentius-Haus wurde Erbe ihres Vermögens. Am 15. Oktober 1877 starb sie nach einer nur wenige Stunden dauernden Krankheit. — Amalie Baader war eine seltene Frau. Durch ihre Erziehung, ihre Lebensgewohnheiten und manche ihrer Ansichten gehörte sie nicht unseren Zeiten an und huldigte sie nicht unserer modernen Cultur, doch deßhalb war sie keineswegs veraltet. Mochte auch der Körper, die Spuren der Jahre tragend, ihre frühere Schönheit, ein altdeutsches Madonnengesicht, nicht mehr ahnen lassen, ihr Geist blieb stets geweckt und jugendlich. Sie war vielseitig gebildet, alles Schöne, Gute, Edle und Neue in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit interessirte sie. Ihr Wissen war gründlich, mit Scharfsinn vertrat sie ihre Ansichten. Sie war heiter bei ihren Freunden und wohlwollend gegen Fremde. Sie verband die Tugenden und Geschicklichkeiten, welche die Zierden des weiblichen Geschlechtes ausmachen, mit den Geistesgaben, die gewöhnlich den Männern eigen sind. Doch das höchste Lob, welches wir ihr spenden möchten, besteht darin, daß wir bekennen: Amalie Baader war ein Musterbild christlicher Vollkommenheit! (Vgl. Freiburger Kathol. Kirchenblatt 1878, Nr. 47—52.)

Joseph Berckmüller.

Geboren in Karlsruhe, wo sein Vater die Stelle eines Stadtbaumeisters bekleidete, am 11. Dezember 1800, trat Berckmüller nach Vollendung seiner im Lyceum erlangten Vorbildung, seiner Neigung folgend, im Jahre 1817 in die zu jener Zeit im engeren und weiteren Vaterlande berühmte Architekturschule des Baudirektors Weinbrenner. Nach Vollendung der Studien in dieser Anstalt, welche Berckmüller im Jahre 1822 verließ, unternahm der strebsame und eifrige Jünger der Kunst zu seiner weiteren Ausbildung eine mehrjährige Reise nach den größeren Städten Deutschlands und Oesterreichs, von wo aus er sich zu einem längeren Aufenthalt nach Paris und von da nach London begab, um endlich das Hauptziel

Digitized by Google

seiner Reise, Italien, aufzusuchen, wo er den so äußerst reichen Schatz an Kunstwerken mit großem Fleiß studirte. Wie fruchtbringend diese Studien für ihn waren und wie sehr sie zur Bereicherung seines Wissens und Könnens beitrugen, bewies die im Jahre 1829 abgelegte Staatsprüfung, nach welcher er mit dem Prädikat »vorzüglich befähigt« unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen wurde. Die in diesem Jahre erfolgte Verehelichung mit Karolina von Eichthal gab ihm die Veranlassung, der Architektur anscheinend für immer zu entsagen, um seine Thätigkeit dem Betrieb von Fabriken zuzuwenden, welche sein Schwiegervater in St. Blasien und Grötzingen besaß. Obschon er sich dadurch plötzlich in einen Beruf versetzt sah, welcher seiner bisherigen Geistesrichtung vollkommen fremd war, so fand er sich doch bald zurecht und leistete vermöge seiner vielseitigen Kenntnisse, was unter jenen ungünstigen Verhältnissen zu leisten möglich war. Allein ungeachtet jahrelanger mühevoller Arbeit und Anstrengung wollte weder die Spinnerei und Gewehrfabrikation in St. Blasien, noch die Zuckerfabrikation in Grötzingen prosperiren, weßhalb Berckmüller im Jahre 1844 sich entschloß, die Bezirks-Bauinspektion Karlsruhe zu übernehmen und somit in den Staatsdienst einzutreten. Daß er während einer fünfzehnjährigen Zurückgezogenheit vom Baufache doch gewissermaßen in demselben fortlebte, beweist, daß er nicht allein den übernommenen Dienst der Großh. Bezirks-Bauinspektion zu versehen verstand, sondern außerdem noch in der Lage war, die ein Jahr später ihm übertragene Funktion eines Militär-Baumeisters zu bekleiden. Im Jahre 1852 sollte sein Familienglück schwer erschüttert werden durch den fast gleichzeitigen Verlust seiner Gattin und der ältesten seiner beiden Töchter. — Von dem Großherzog schon seit 1849 vielfach zur Dienstleistung bei Hofbaulichkeiten berufen, trat Berckmüller im Jahr 1853 mit dem Charakter als Baurath und unter Ernennung zum Vorstande des Großh. Hof-Bauamtes, in den Hofdienst über. Diese Stellung war es nun, in welcher sich der Heimgegangene ganz besonders wohl fühlte und welche er mit einer großen Freudigkeit und Zufriedenheit einnahm. Wie sehr er es aber auch verstand, allen an ihn gemachten Anforderungen zu entsprechen, beweisen die ehrenvollen Anerkennungen, welche ihm höchsten Ortes zu Theil wurden, noch mehr aber das beneidenswerthe Verhältniß, in welchem er zu seinem allergnädigsten Herrn stand, dessen unbegrenzte Huld er besaß. Dem Staatsdienste wurde er durch seine Stellung am Hofe nicht völlig entzogen, da er seit 1868, mit dem Charakter als Oberbaurath, der ihm schon 1862 verliehen worden, Mitglied der Großh. Baudirektion war. — Von einem Nierenleiden im Jahre 1878 befallen, war er zur Pflege seiner Gesundheit genöthigt — was ihm sehr schwer fiel —, um seine Zuruhesetzung zu bitten, die ihm auch in der anerkennendsten Weise gewährt wurde. Den wohlverdienten Ruhestand sollte er jedoch nicht lange genießen, indem das Leiden zunahm und seinem Leben voller Arbeit und Mühe ein Ende machte. Am 6. April 1879, Nachmittags 1 Uhr, entschlief er ohne Todeskampf sanft und ruhig. Wenn auch die architektonischen Schöpfungen Berckmüller's quantitativ nicht überraschen, so stehen sie qualitativ um so höher. Jede Aufgabe, auch die kleinste und unscheinbarste, wurde von ihm in einer Weise zu lösen gesucht, daß dieser Lösung, nebst Erfüllung des Zweckes, der Stempel der Kunst niemals fehlte. Berckmüller war mit einer reichen Phantasie begabt und arbeitete als echte Künstlernatur nach dem Ausspruche eines großen Kunstgelehrten: »Der Künstler muß mit Feuer entwerfen, dagegen mit Ruhe, Geduld und Ueberlegung ausführen.« So wie die alten Griechen in allen ihren Kunstleistungen den Wahlspruch »Halte Maß« zur Geltung zu bringen suchten, so hat auch Berckmüller diesen Wahlspruch zu seinem Eigenthum gemacht, welcher nicht nur die Kunstformen seiner architektonischen Gebilde, sondern auch sein ganzes inneres Wesen

Digitized by Google

durchdrungen hatte. Da er seine Bauten mit fast ängstlicher Sorgfalt und Genauigkeit ausführen ließ, so übte er in jeder Beziehung auf die Hebung und Förderung der Baugewerbe den vortheilhaftesten Einfluß aus. Sein künstlerisches Schaffen galt, wenn man von der Kirche in Boundorf und einigen Eisenbahn-Bauten bei Basel absieht, vorzugsweise seiner Vaterstadt, um welche er sich unstreitig bleibende Verdienste erworben hat. Vor Allem fühlte er die Nothwendigkeit einer künstlerischen Ausbildung der Privatbauten in Karlsruhe, in dessen monotone, meist nur vom Handwerk geschaffene Straßen er vom Hauche der Kunst durchwehte Gebilde, wo thunlich in monumentaler Haltung zu bringen suchte. Von diesem Streben geben unter anderen Gebäuden insbesondere das Heing'sche Haus in der Waldstraße und das Kusel'sche Haus an der Kaiserstraße, namentlich aber der imposante Gebäudekomplex am Friedrichsplatz ein beredtes Zeugniß. Aber nicht allein zur künstlerischen Gestaltung des Privatbaues sollte Berckmüller aufmunternd und anregend wirken, sondern auch in dem großen öffentlichen Gebäude für die vereinigten Sammlungen seine Meisterschaft auf dem Gebiete der Monumentalarchitektur bekunden. Der Auftrag zur Erstellung dieses Gebäudes, wozu ein dem Friedrichsplatze gegenüber gelegener prachtvoller Bauplatz ausersehen war, schien den Meister, welcher damals, obschon bei voller Geistesfrische und Elastizität des Körpers, eben doch schon über sechszig Jahre zählte, förmlich zu verjüngen, indem er mit außerordentlicher Arbeitslust an die Lösung seiner Aufgabe ging. Galt es doch auch, mit den Monumentalbauten seines Lehrers, sowie mit denen eines Hübsch zu wetteifern; ja noch mehr, es galt vielleicht die Errichtung seines letzten Werkes, welches er später öfter und, wie die Erfahrung lehrte, nicht mit Unrecht, seinen Schwanengesang nannte. In diesem Werke, welchem er jahrelang seine volle Kraft ausschließlich widmete und bei welchem er Gelegenheit fand, seine reiche Ausbeute der Meisterwerke des Cinquecento in Italien verwerthen zu können, tritt uns die Eigenart des Meisters in ihrem ganzen Umfange entgegen, welche wir glauben mit wenigen Worten charakterisiren zu können: »Noblesse in den Verhältnissen der Bautheile, Feinheit und Grazie in den Kunstformen und äußerst exakte und meisterhafte Ausführung.« Das stattliche Gebäude der vereinigten Sammlungen, Berckmüller's letztes Werk, ist das bedeutendste Monument, welches er sich selbst setzte, und so lange die liebe Sonne dessen auf gewaltigem Unterbau thronende Kuppel beleuchtet, wird der Name Berckmüller in Karlsruhe in dankbarer Erinnerung bleiben. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 90.)

Iwan von Boeckh

wurde am 1. Januar 1811 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war der Staatsminister Christian Friedrich von Boeckh (vgl. Bad. Biogr. I, 95). Seine Schulbildung empfing er auf dem Lyceum daselbst, welches er vom Oktober 1818 bis dahin 1830 besuchte. Er widmete sich sofort dem Studium der Kameralwissenschaften und hörte die vorgeschriebenen Vorlesungen auf den Universitäten Heidelberg und Berlin. Nach Aufnahme unter die Zahl der Kameralpraktikanten im Dezember 1834 suchte er sich durch Beschäftigung bei verschiedenen Finanzstellen für den künftigen Beruf vorzubereiten. Im Dezember 1837 wurde er zum Assessor bei Großh. Steuerdirektion ernannt und im April 1843 in gleicher Eigenschaft zu dem Großh. Ministerium des Großh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten versetzt. Unterm 6. Juli 1846 ward ihm der Titel eines Legationsraths verliehen. In den Tagen der Revolution verließ Boeckh seinen Posten nicht. Nach Wiederherstellung der gesetzmäßigen Regierung wurde er im August 1849, unter Beilegung des Charakters als Ministerialrath, zum Großh. Finanzministerium versetzt und daselbst im Juni 1860 zum Geheimen Referendär befördert.

Digitized by Google

Im November 1852 ward ihm neben seinem Hauptdienst die Stelle eines Vorstandes des Verwaltungsraths der Wittwenkasse für die Angestellten der Civilstaats-Verwaltung und im Juni 1860 die Vorstandsstelle der Direktion der Katastervermessung übertragen. Unter Enthebung von diesen Funktionen erfolgte im August 1862 seine Versetzung als Direktor zur Großh. Direktion der Forste, Berg- und Hüttenwerke, mit welcher Behörde vom 1. Oktober 1865 an auch die Großh. Hofdomänen-Kammer unter der gemeinsachen Benennung »Domänendirektion« vereinigt worden ist. Im Jahre 1877 wurde er durch die Ernennung zum Geheimen Rath II. Klasse ausgezeichnet. Die evangelische Kirchengemeinde zu Karlsruhe verschaffte ihm eine Wirksamkeit auf dem kirchlichen Gebiete, indem er bei Einführung der neuen Kirchenverfassung im Jahr 1862 in die Kirchengemeinde-Versammlung und von dieser zum Kirchenältesten gewählt wurde. Durch den Wahlbezirk der Stadtdiözese Karlsruhe 1867 zum weltlichen Abgeordneten in die Generalsynode berufen, ist er von dieser zum Mitglied des Generalsynodal-Ausschusses ernannt worden. Ausgerüstet mit vielseitiger, wissenschaftlicher Bildung und begabt mit durchdringendem Verstand und rascher Fassungskraft, wußte Jwan von Boeckh Allem, was er geschaffen, das Gepräge der Vollendung zu verleihen und in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen Dienstes, in welchen er Verwendung fand, gibt eine werthvolle Hinterlassenschaft gediegener Leistungen ein vollgiltiges Zeugniß für seine seltene That- und Arbeitskraft. Stets von dem Ernst seiner Aufgabe erfüllt und für sie von hohem Pflichtgefühl beseelt, wurde er von den Ministerialvorständen, welchen er zur Seite stand, als bewährter Mitarbeiter geschätzt, insbesondere hat er bei Großh. Finanzministerium an allen wichtigeren Geschäften, vornehmlich auf dem weiten Feld der Steuergesetzgebung, hervorragenden Antheil gehabt und in seiner letzten dienstlichen Stellung bei Großh. Domänendirektion, wo er die Vereinigung der Domänen des Landes mit Geschick durchführte, ein bleibendes Verdienst sich erworben. Gegen sich selbst streng, an sich selbst die höchsten Anforderungen stellend, war er in der Beurtheilung Anderer mild und nachsichtsvoll, für seine Berufsgenossen ein zuverlässiger Freund und Rathgeber, und seinen Untergebenen ein von Rechtsgefühl und Wohlwollen erfüllter Vorgesetzter. Gedenken wir noch seiner leutseligen Gesinnung, seines bescheidenen und selbstlosen Wesens und seiner in allen Lagen tadellosen Führung des Lebens, so ist das Bild des Mannes gezeichnet, wie es Denen, welche ihn kannten, vor der Seele stehen wird. Der frühzeitige Tod des einzigen, hoffnungsvollen Sohnes raubte dem liebenden Vater die wahre Lebensfreude und den frohen, heiteren Sinn, der bis dahin seine Zierde war und ihn als bevorzugten Liebling der zahlreichen Freundeskreise erscheinen ließ. Von dieser schweren Heimsuchung an mied er die sonst so gerne gesuchten Zerstreuungen des geselligen Verkehrs und verbrachte die noch übrigen Tage in der stillen Zurückgezogenheit am häuslichen Herde. Ein seit mehreren Jahren aufgetretenes Herzleiden untergrub allmählich die Kraft des einst so gesunden Körpers und hat nach langem und schwerem Siechthum, welches der Verstorbene mit seltener Ergebung und Ausdauer ertrug und bei dem er — unterstützt von einer wahrhaft heroischen Willensstärke — noch bis in die letzten Stunden die Arbeit fortsetzte, am 22. Mai 1877 seinen Tod herbeigeführt. (Karlsruher Zeitung 1877, Nr. 125.)

Friedrich Freiherr Boecklin von Boecklinsau.

Das altadelige Geschlecht der Boecklin von Boecklinsau hat seit einer Reihe von Jahrhunderten dem badischen Fürstenhause in guten und schlimmen Zeiten treu zur Seite gestanden. Wilhelm von Boecklin wurde, neben Markgraf Karl I. von Baden kämpfend, in der Schlacht bei Seckenheim (1452) von Kurfürst

Digitized by Google

Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz gefangen genommen. Klaus von Boecklin, Oberst und Obervogt zu Kuppenheim, beschligte das Landregiment Oberbaden. Im Jahr 1613 schrieb er ein Buch über die Artillerie, das als Manuskript auf der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe aufbewahrt wird und seiner Zeit von Markgraf Georg Friedrich seinen Söhnen in einem Schreiben a. d. J. 1617 zu eifrigem Studium empfohlen wurde. In der Schlacht von Wimpfen kommandirte dieser Klaus von Boecklin die Artillerie des Markgrafen Georg Friedrich. — Aus dieser Familie, die schon im 13. Jahrhundert zu den Hausgenossen in Straßburg gehört und im 16. Jahrhundert sich um die Einführung der Reformation hervorragende Verdienste erworben hatte, stammt Friedrich von Boecklin. Er wurde als der Sohn des Obersten und Geheimraths Freiherrn von Boecklin († 1811) zu Rust bei Ettenheim am 1. Juni 1767 geboren. Nachdem er in der Pagerie des Herzogs von Braunschweig seine Erziehung erhalten hatte, trat er in dessen Militärdienste und machte als Hauptmann die Belagerung von Mastricht mit. Im Jahre 1803 in der gleichen Charge in badische Dienste getreten, wurde Friedrich von Boecklin 1805 Major im Grenadierbataillon, marschirte 1806 nach Preußen, wohnte der Belagerung von Danzig bei und gehörte auch dem mit der Besetzung Tyrols beauftragten Truppenkörper an. 1809 zum Oberst und Regimentskommandeur im sogenannten Pfälzerregiment befördert, machte er in dieser Eigenschaft im gleichen Jahre den Feldzug nach Oesterreich mit und zog mit seinem Regiment 1811 nach Rußland. Er lag in Moskau, als der große Brand ausbrach, welcher die Reihe der Unglücksfälle eröffnete, von denen die »Große Armee« betroffen wurde. Auf dem Rückzug war Boecklin zum Trésor des Kaisers Napoleon beschligt. Bei Wilna gefangen genommen, kehrte er erst 1814 nach Baden zurück, wo ihm sofort die Organisation des Landsturms übertragen wurde. Auf dem Schlachtfelde hatte er sich den Karl-Friedrichs-Militärverdienstorden und das Offizierskreuz der Ehrenlegion verdient. 1826 wurde er mit dem Charakter als Generalmajor pensionirt und zog sich auf sein Gut Rust zurück, wo er am 5. März 1829 starb. Er war mit Wilhelmine von Rathsamhausen vermählt und hinterließ drei Söhne und zwei Töchter. Seine Tapferkeit vor dem Feinde, wie seine Humanität und Leutseligkeit sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken. Von seinen Söhnen hat Freiherr Leopold von Boecklin, Oberst a. D. während mehrerer Sitzungsperioden als grundherrlicher Abgeordneter der Ersten Kammer des badischen Landtages angehört. *

Franz Josef Ritter von Buß.

Geboren am 23. März 1803 in Zell am Harmersbach (Kinzigthal) von bürgerlichen Eltern, begann Buß seine Studien am Gymnasium zu Offenburg und setzte dieselben in der Philosophie und Philologie fort an der hohen Schule zu Freiburg. Noch als Student wurde er Doktor der Philosophie durch Lösung einer Preisfrage. Nachher ergriff er das Studium der Heilkunde und promovirte späterhin in der Medizin, in der Chirurgie und Geburtshilfe. 1825 machte er eine Reise nach Italien und begann nach seiner Rückkehr das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, zuerst in Freiburg, wo er Doktor beider Rechte wurde in Folge der Bearbeitung einer Preisfrage über römisches Recht; hierauf in Heidelberg und Göttingen. An letzterer Universität fand er reiche Gelegenheit, nachdem er schon in Freiburg sämmtliche europäischen Sprachen grammatisch erlernt hatte, die Rechtsdenkmale der Völker in ihrer Ursprache zu erforschen. 1828 habilitirte sich Buß an der Freiburger Juristenfakultät. Die juristische Staatsprüfung hatte er mit solcher Auszeichnung bestanden, daß er an dem Freiburger Stadtgericht sofort selbstständig Amtsverhandlungen und bald darauf die

Digitized by Google

Anwaltschaft in Rechts- und Verwaltungssachen erhielt. Er las zuerst im Winter 1828/29. Die Studenten, wie uns von einem seiner ersten Zuhörer selbst mitgetheilt wurde, hingen mit Begeisterung an dem jungen, feurigen Rechtslehrer, zumal als die Julirevolution Lehrer und Hörer entflammte. Weil Buß dem herrschenden Lager das Gegenprinzip bot, so mußte er dasselbe in den Hauptwissenschaften darstellen, daher las er täglich 4 – 5 Stunden, eine Sitte, welcher er je nach Bedürfniß noch in seinem Alter folgte. Zur Fühlung mit dem Volke hielt er in jedem Halbjahr öffentliche Vorträge vor dem Publikum über die brennenden Zeitfragen, über Staat und Kirche. Kein Saal faßte die Menge der Zuhörer. Daneben pflegte er einen zahlreichen Verein von Studenten für europäische Sprachkunde und Literatur. Buß ward 1833 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor des deutschen Staats- und Bundesrechts und der Staatswissenschaften, und 1844 auch des Kirchenrechts. Seine Sprachen- und vergleichende Rechtskunde wollte er verwerthen in einer periodischen „Revue de la jurisprudence et legislation comparée“, für welche die Regierungen Europa's und Amerika's auf Ersuchen des Herausgebers ihre Gesetzbücher sandten. Die angesehenste Verlagsbuchhandlung in Berlin hatte sich zum Verlag bereit erklärt; gleichwohl scheiterte das Unternehmen an der damaligen Unfertigkeit des internationalen Verkehrs. Als Bruchstück erschienen von Buß eine Reihe von Bearbeitungen hervorragender rechts- und staatswissenschaftlicher Werke des Auslands; selbstständig war »Geschichte und System der Staatswissenschaften«, Freiburg 1834, zwei Bände, und »Vergleichendes Bundesstaats-Recht Nordamerika's, Deutschland's und der Schweiz«. Es erschien aber nur das Nordamerika's nach Story, Karlsruhe 1844, I. Band. Im Laufe dieser sich rasch folgenden Arbeiten war der angelernte Liberalismus an dem jungen Mann durch Forschen und Erleben Blatt für Blatt abgefallen, er war der Verehrung geschichtlich positiver Freiheit gewichen. Vom Beginn seines Lehramts hatte Buß eine unermüdliche, öffentliche Thätigkeit entwickelt. Das Volk wollte ihn schon vor dem gesetzlichen Alter in den Landtag wählen; in diesen trat er 1837 ein: sein maiden-speech behandelte in einer deutschen Ständeversammlung zuerst die sociale Frage. Auf dem Eisenbahn-Landtag von 1839 verfocht er, die internationale Bedeutung der Schienenwege vorausgreifend, schon damals den Bau eines die Verbindung des Weltmeers mit der Adria erstellenden Schienenwegs von Straßburg durch das Kinzigthal an den Bodensee; sowie er auch die Anbahnung einer Handels- und Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich gefordert hatte. Vergebens. Buß legte sein Mandat nieder. Gegen den Deutschkatholizismus redigirte er nicht blos, sondern schrieb über ein Jahr die von ihm mitbegründete, erfolgreich wirkende »Süddeutsche Zeitung« unentgeltlich; ferner die Schrift: »Das Rongethum in der Zweiten badischen Kammer«, Freiburg 1846. Gegen dieses leitete er den Petitionensturm, welcher die Zweite Kammer sprengte; aber die Neuwahlen brachten keine neuen katholischen Abgeordneten, nur Buß allein in die Kammer. Jetzt hatte er die Wucht der gesammten Opposition gegen sich: in der Sache der Deutschkatholiken unterlag er, obwohl er schneidig die ganze Leere der Sekte erwiesen; auch in dem Antrag auf die Einführung des Ordens der barmherzigen Schwestern, welchem er als Doktor Eremitas mit der Schrift: »Der Orden der barmherzigen Schwestern«, Schaffhausen 1846, die Wege in der öffentlichen Meinung bereitet hatte, erlag er in der Abstimmung, siegte aber in der Sache: er leitete als Kommissär des Erzbischofs Hermann die Einführung des Ordens. Ein eben so ernstes Werk erwartete seine Hilfe. Im Winter und Frühjahr 1846/47 hatte die Hungersnoth den Schwarzwald heimgesucht. Buß bereiste in der unwirthlichsten Winterszeit den Wald von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte,

Digitized by Google

er brachte Spenden und Trost. Er eröffnete eine Sammlung; sie brachte über 20,000 fl. dem hungernden Waldvolk und Nahrungsmittel im Werthe von 40,000 fl. Dieser Opfersinn hatte Buß zum Mann des Volkes gemacht. Und doch hatte er jederzeit daheim und draußen eine starke Opposition unter den Katholiken gegen sich, weil er eben Schliche und Schleicher nicht mochte. Er ließ sich aber auch auf seinen Wegen nicht beirren. Hatte er doch zwei Asyle: verbaute man ihm die Kampfbahn unter freiem Himmel, so öffnete sich ihm die Halle der Wissenschaft. Er hatte neuerdings herausgegeben: »Die Methodologie des Kirchenrechts«, Freiburg 1842. »Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat«, Freiburg 1844. Im Jahre 1845 warf sich ihm eine Aufgabe in den Weg, welche seinem universalen Sinn zusagte. Er sammelte unter starken Hindernissen die katholischen Gelehrten zu dem großen Werk des Freiburger Kirchenlexikons. Während seines Aufenthalts in Wien für diesen Zweck suchte der Fürst Metternich ihn bleibend in seine Nähe zu ziehen, aber die Liebe zur Heimath und zum Lehramt überwog. Doch über dem Fernen vergaß Buß das Nahe nicht. Er war Zeuge und Opfer einer stetigen Entkatholisirung und Abnahme seiner Universität gewesen. Da schrieb er das Werk: »Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Universitäten Deutschlands, die Nothwendigkeit der Verstärkung der dortigen 6 katholischen Universitäten gegenüber den 16 protestantischen, insbesondere der Erhebung der ihrem katholischen Prinzip entrückten Universität Freiburg zu einer großen rein katholischen Universität deutscher Nation«, Freiburg 1846. Im Angesicht der die katholische Kirche bedrohenden Gefahren gründete Buß jetzt in und außer seiner Heimath hunderte katholischer Vereine zur bereiten Abwehr gegen drohende Unbill. Die Zeit sollte nur zu bald kommen, wo man sie brauchen konnte. Der badische Landtag von 1847/48 zeigte schon das Wetterleuchten. Die Februarrevolution Frankreichs von 1848 zündete nach Deutschland. Die Sturmfluth brach auch in die badische Kammer; da half kein Widerstand. Buß erkrankte. Er ging noch zum Vorparlament, aber er verließ es mit der klaren Aussicht auf Umsturz. Krank legte er sein Mandat nieder. Langsam erholte er sich und leitete die Massenpetitionen des badischen Volks an die Nationalversammlung, um die Freiheit der Kirche und der Schule, hielt dann, seinen Kopf aus einer Lebensgefahr in die andere tragend, Volksversammlungen zur Klärung des Volks für Freiheit und Ordnung. Bei der zur Gründung eines großen katholischen Vereins im Herbst 1848 nach Mainz berufenen Volksversammlung von Katholiken aus allen Gauen Deutschlands und Oesterreichs ward er als Präsident ausgerufen und sah seinen Entwurf eines Statuts angenommen. Im November ging er zur bischöflichen Versammlung nach Würzburg, um seinen Antrag behufs Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation zur Annahme zu bringen — ohne Erfolg. Bald darauf wurde er von dem westfälischen Wahlkreis Ahaus und zu gleicher Zeit von dem baierischen Hag in die deutsche Nationalversammlung gewählt, er trat für »Großdeutschland« ein und ward Mitgründer der österreichischen Fraktion. Um Weihnachten ging er mit Billigung des Reichsverwesers Erzherzog Johann auf einen Monat nach Olmütz an das kaiserliche Hoflager zur Orientirung über die Absichten der kaiserlichen Regierung in Betreff der künftigen Gestaltung Deutschlands. Er stimmte gegen das preußische Kaiserthum und wirkte mittelbar für die Nichtannahme der Krone. Nach dem Ausbruch der Revolution in Baden erbat er sich vergebens badische Oberoffiziere als militärische Führer für eine Contrerevolution auf dem ihm anhänglichen Schwarzwald. Der Aufforderung des preußischen Ministeriums, vom Reichstag auszuscheiden, antwortete er mit einem Protest: dagegen stellte er den Antrag an das Reichsministerium, neue Reichstagswahlen auszuschreiben.

Digitized by Google

Er schied als Letzter aus der Paulskirche, harrte aber noch bei dem Reichsverweser aus. Freigeworden ging er nach Belgien, zumal Löwen, um die Einrichtungen der dortigen katholischen Universität kennen zu lernen. Heimgekehrt hielt er Volksversammlungen über den Schwarzwald hin, um das Volk von der Theilnahme an einem drohenden neuen Freischaarenzug abzumahnen, was ihm gelang. Im Jahr 1850 schrieb er in 2 Bänden: »Die Gemeinsamkeit der Rechte und Interessen des Katholizismus in Frankreich und Deutschland«, Schaffhausen 1850. — Gegen Preußen schrieb er, die Bajonette unter seinen Fenstern, die Schrift: »Der hohe und der niedere Radikalismus«, Schaffhausen 1850, und gegen die in Stuttgart erschienene Schrift: »Die deutsche Einheit und der Preußenhaß« von Gustav Pfizer auf die Einladung eines süddeutschen Königs die Antwort: »Die deutsche Einheit und die Preußenliebe«, Stuttgart 1851. Im gleichen Jahre die Schrift: »Der Orden des guten Hirten«, Schaffhausen 1851. Von seinem früheren westfälischen Wahlkreis in das Erfurter Unionsparlament gesandt, ward er dort Führer der großdeutschen Partei. Dort schrieb er: »Zur katholischen Politik der Gegenwart«, Paderborn 1850. Im Jahre 1851 suchte er den Strom der deutschen Auswanderung von Nordamerika nach Ungarn zu lenken und schrieb eine Reihe von Briefen an den General von Radowitz über die deutsche Reichsverfassung in der Augsburger Postzeitung, die auch besonders abgedruckt wurden. Die Generalversammlungen der katholischen Vereine besuchte er nicht mehr, weil er in ihnen mit Recht keine nachhaltige fruchtbare Entwicklung erkannte. Dagegen wirkte er um so kräftiger in der Literatur. Hatten doch die durch die Revolution erschreckten Regierungen der Kirche und Schule mehr Luft und Licht gegönnt. Aber es geschah von den Katholiken nicht das Nöthige, geschweige das Nützliche. — Und doch war jetzt die Zeit der Reformen. Buß hatte in dieser Richtung zwei Zeitschriften herausgegeben: »Capistran, Zeitschrift für die Rechte und Interessen des katholischen Deutschlands«, Schaffhausen von 1847 an — 3 Bände; und »Die praktische Zeitschrift für die Freiheit und Entwicklung der katholischen Kirche in der oberrheinischen Kirchenprovinz«, Schaffhausen 1847. Gegen den Kirchensturm aus Anlaß der Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in Irland schrieb er »Ein Gutachten an Lord John Russell«, Schaffhausen 1851. Schon damals, die später eingebrochene Gefahr für die Kirche vorauserkennend und warnend, schrieb er: »Die urkundliche Geschichte des National-Territorialkirchenthums in der katholischen Kirche Deutschlands«, Schaffhausen 1851; »Die Aufgabe des katholischen Theils deutscher Nation, oder der katholische Verein Deutschlands«, Ravensburg 1851; »Reformen im Dienst der katholischen Geistlichkeit Deutschlands«, Schaffhausen 1852; »Die nothwendige Reform des Unterrichts und der Erziehung der katholischen Weltgeistlichkeit Deutschlands«, Schaffhausen 1852; »Die Reformen der katholischen Gelehrtenbildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten; ihr Hauptmittel, die Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation«, Schaffhausen 1852. An der Schwelle des badischen Kirchenstreites erschien von ihm die die Lage klärende Schrift: »Die Wiederherstellung des canonischen Rechts in der oberrheinischen Kirchenprovinz«, Stuttgart 1853. Den Erzbischof Hermann vertheidigte er in einer Reihe von Volksschriften. Er sammelte und übersetzte die Adressen aus allen Theilen der Christenheit an den Erzbischof Hermann in 4 Heften. Demselben widmete er auch das Buch: »Der hl. Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England und sein Kampf um die Freiheit der Kirche«, Mainz 1853. In demselben Jahre erschien seine große Schrift: »Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen, Geschichte, Aufgabe und Stellung in der Gegenwart«, Mainz 1853, 2 Bände. — Verstimmt durch

Digitized by Google

Erfolglosigkeit schied Buß nunmehr für einige Zeit vom schriftstellerischen Feld. Er widmete sich wie bisher seinem Lehrberuf und praktischen kirchen- und staatsrechtlichen Arbeiten: so war die schwierige Ausscheidung der Verleihung der 800 Pfarreien der Erzdiöcese Freiburg zwischen dem Großherzog und dem Erzbischof ausschließlich sein Werk. Auch unterhandelte er als Kommissär des Erzbischofs mit der fürstlichen Regierung von Hohenzollern über die Patronate. Das badische Concordat gefiel ihm nicht, weil es die Freiheit der Kirche nicht zur Grundlage hatte. Doch beklagte er dessen gewaltsamen Sturz. Der Landtag sollte das Concordat zum Fall bringen. Buß ward zum dritten Mal in die Ständeversammlung gewählt. Um sich im Volke den nöthigen Halt zu geben, hatte er sofort eine Riesendeputation aus dem Volke an den Großherzog aus allen Pfarreien geplant. Diese Abordnung von mehr als 1000 Mann sollte sich in Baden-Baden versammeln, in einem Sonderzug nach Karlsruhe fahren und vor den Fürsten treten. Vom Ministerium war die Erlaubniß eingetroffen. Da sank in Freiburg der Muth zu diesem Kirchenstreich. Die Wahl von Buß ward in der Zweiten Kammer für nichtig erklärt, wie er meinte, mit so großem Unrecht, daß er trotz der Kassation doch seinen Sitz in dem hohen Haus einnehmen und sich nur durch Gensdarmen hinausführen lassen wollte. Bei der Neuwahl ließen die Katholiken Buß wieder im Stich. In dem italienisch-französischen Krieg gegen Oesterreich im Jahr 1859 hatte Buß die nationale Gesinnung anzuregen gesucht, und als Obmann des in Baden gegründeten patriotischen Hilfsvereins für die verwundeten Krieger des kaiserlichen Heeres 13,000 fl. Geld, 600 Ctr. Leinenzeug gesammelt. Der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm 1860 den Orden der eisernen Krone. Im gleichen Jahre rief er von Wien aus den Riesenprotest der katholischen Laien deutscher Zunge gegen die durch die Revolution verschuldete Beraubung des Kirchenstaates hervor. Pius IX. ernannte ihn 1862 zum Comthur des Ordens des hl. Gregor des Großen. 1863 erhob Kaiser Franz Josef den Hofrath Buß »in Würdigung seiner vorzüglichen Verdienste in den erblichen Ritterstand des Kaiserreichs«. In dem Adelsbrief sagt der Kaiser: »Die Ergebenheit und Anhänglichkeit an Uns und Unser durchlauchtigstes Erzhaus mit der Treue gegen den eigenen Landesfürsten gewissenhaft verbindend, hat Hofrath Buß selbst in schweren Zeiten nie gezaudert, Oesterreichs Fahne hoch zu halten, und stets in Schrift und Rede für die Einigung Oesterreichs und Deutschlands gewirkt.« Freudig hatte Buß das österreichische Concordat begrüßt, es in der in- und ausländischen Presse vertheidigt. Er schrieb noch besonders: „La situation religieuse actuelle en Autriche“, Straßburg 1862; „L'édit de religion du Reichsrath“, Straßburg 1862; »Oesterreichs Umbau im Verhältniß des Reichs zur Kirche«, Wien 1862. Ein Jahr vorher hatte er dem glaubenstreuen Tyrol seine Hand gereicht in der Schrift: »Für die Glaubenseinheit Tyrols«, Innsbruck 1861, und ein Jahr später: »Rechtfertigung des Anspruchs Tyrols auf seine Glaubenseinheit«, Innsbruck 1862 geschrieben. Seine Caritas erwies er durch namhafte Sammlungen für zwei abgebrannte Dörfer in Tyrol, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannten, und ebenso für seine durch schweres Brandunglück heimgesuchte Wählerstadt Ahaus in Westfalen. Im Jahr 1863 erstrebte Buß die allgemeine Kirchenfeier des dritten Jubiläums des Trienter Concils in der Schrift: „Troisième anniversaire seculaire du Concile de Trente“, Straßburg 1863. Zur Förderung der Errichtung einer katholischen Universität schrieb er: „Sur les institutions académiques en France“, Arras 1860. Im Jahre 1864 regte er große Sammlungen für das österreichisch-preußische Heer in Schleswig-Holstein an. Nach dem Wiener Frieden von 1864 rieth er in Wien, die beiden Elbherzogthümer als deutsches Bundesland unter die Bundesverwaltung zu

Digitized by Google

stellen. Zur Reform der deutschen Bundesverfassung wirkte er für die Berufung einer Fürstenversammlung und entwarf eine freiere Bundesverfassung mit einem Parlament. Als im Jahre 1866 das Vorspiel zu dem Kampf um die Hegemonie in Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich begann, ergriff Buß abermals seine Feder gegen Preußen. Zwei Schriften aus dasselbe waren bereits gedruckt, als die Entscheidung auf Preußens Seite sich neigte. Da brach die Kraft des Mannes, der alles Heil Deutschlands in der Führung Oesterreichs sah, und Buß verfiel in eine langandauernde Schwermuth. Als er aus dieser erwachte, erkannte er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sein Vaterland nicht mehr. Er sah sein geliebtes Oesterreich aus Deutschland hinausgeworfen und an dessen Spitze das von ihm so oft bekämpfte Preußen. Die Waffenthaten des Jahres 1870 versöhnten ihn etwas. Als er im Herbst 1873 zum vierten Mal in den badischen Landtag trat, sprach er unverholen seine Freude darüber aus, daß ein Ideal, welches von Jugend auf ihn beseelt, erfüllt sei in der Einheit seines Vaterlandes. Im Jahre 1874 übernahm Buß auch noch ein Reichstags-Mandat für den 14. badischen Wahlkreis. Als aber 1877 sein jüngster Sohn ihm durch den Tod entrissen wurde, brach seine Körperkraft und den inständigen Bitten seiner Familie nachgebend, zog er sich vom politischen Leben zurück und widmete sich nur noch seiner Professur. Doch schon am 31. Januar 1878 machte ein Schlaganfall seinem thätigen Leben ein Ende. — Buß war ein Mann von außergewöhnlicher Begabung, aber er zersplitterte sein hohes Talent allzusehr durch das Studium der verschiedensten Zweige der Wissenschaft. Hätte er dasselbe ausschließlich der Jurisprudenz zugewandt, so könnten wir heute Buß vielleicht zu den bedeutendsten Rechtslehrern unseres Volkes zählen. Seiner großen geistigen Anlage entsprach ein eben so großer Fleiß. Buß war in seinem ganzen Leben unermüdlich thätig und arbeitete Tag und Nacht an den verschiedensten wissenschaftlichen oder kirchlich-politischen Aufgaben. In den Jahren 1846—50 war der Name Buß einer der meistgenannten und populärsten in ganz Deutschland. Buß war erfüllt von Idealen, von denen er wenige in seinem Leben erfüllt sah, für welche er aber in seinem Greisenalter noch eben so begeistert war, wie als Jüngling. Er war eine durchaus heitere, mit reichem Humor begabte Natur, und wir kennen wenige Männer, welche eben so lebhafte und angenehme Gesellschafter sind, wie Buß es war. Wer immer ihn näher kannte, ob ein politischer Freund oder Gegner, der mußte Buß lieb gewinnen. Buß war ferner ein durch und durch nobler Charakter, freigebig und wohlthätig. An seiner Familie hing er mit vollstem Herzen und kein Opfer für dieselbe war ihm zu groß. Er hatte sich 1835 mit Magdalena Geßler von Horb in Württemberg vermählt, aus welch' glücklicher Ehe acht Kinder hervorgingen. In seiner äußern Erscheinung war Buß eine hohe, aufrechte Gestalt mit lebhaftem, scharfem Blick; ein Mann, dem man auch äußerlich ansah, daß er Muth und Begeisterung besitze. Wenn wir schließlich auf das reiche Leben des Mannes zurückblicken und auf all das, was er in demselben gearbeitet und gekämpft, und wenn wir, fern von jedem Parteistandpunkt, hinschauen auf Buß als Gelehrten und Politiker, als Mensch und Familienvater, so dürfen wir kühn sagen: Er gehörte zu den bedeutendsten und besten Söhnen unserer badischen Heimath.

Hansjakob.

Ferdinand Caspari

war am 18. Oktober 1819 in Riga geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er in Dorpat zwei Jahre Medizin, wandte sich dann aber wegen einer Lähmung des rechten Armes, die ihm für die ärztliche Praxis hinderlich gewesen wäre, der Philologie zu. Nach dreijährigem

Digitized by Google

Studium in Heidelberg trat er im Oktober 1845 als Schulamts-Praktikant in den badischen Staatsdienst. Fünfundzwanzig Jahre wirkte er, erst als Praktikant, seit dem 26. Februar 1849 als Professor am Gymnasium in Wertheim. Es war die schönste Zeit seines Lebens, zu welcher er in Gedanken immer wieder gern zurückkehrte. Hier fand er auch in der Tochter des Prof. Hofrath Neuber die treue Lebensgefährtin, die nach sechsundzwanzig Jahren ungetrübten ehelichen Glückes mit drei Söhnen und drei Töchtern an seinem Grabe trauerte. — Im Herbst 1870 wurde der bewährte Lehrer zum Direktor des Gymnasiums in Mannheim ernannt. Der neue Beruf war eben so ehrenvoll als schwierig. Fortwährender Wechsel im Lehrerpersonal, die Jahr für Jahr steigende Frequenz der Anstalt — Lehrer- und Schülerzahl hat sich von 1870 bis 1878 verdoppelt —, die dadurch nothwendig gewordenen Umbauten des Schulhauses, viele Krankheits- und Todesfälle unter den Lehrern, namentlich am Anfang und Ende seines Direktoriats, alles das lastete zumeist auf seinen Schultern, und es gehörte die Energie seiner kräftigen Persönlichkeit dazu, unter so manchem Druck die Spannkraft des Geistes ungeschwächt zu bewahren. Pflegte er doch von allen Arbeiten immer die schwierigsten auf sich zu nehmen, stellte an sich Forderungen wie an keinen der Lehrer und lebte seinem Beruf als Direktor und Lehrer mit einer wahrhaft ergreifenden Verläugnung alles Selbstgenusses; ihm allein pflegten selbst die Ferien keine dauernde Erholung zu bringen. Daß es einem so hingebenden Streben an Erfolg nicht fehlte, läßt sich erwarten; mehr als die äußeren Zeichen der Anerkennung mußten ihn die Früchte seiner Arbeit in der Schule selbst erfreuen, die sich, seit er sie leitete, von Jahr zu Jahr in ihren Leistungen wie in der Anerkennung der Bürgerschaft gehoben hat. Was er außerdem als Mitglied des Verwaltungsraths der Töchterschule, des Großh. Instituts, als Förderer so mancher gemeinnützigen Bestrebungen geleistet hat, dessen werden sich die einzelnen Kreise mit Dank und Anerkennung erinnern. Seine Lebenszeit aber ist darüber in Mühe und Arbeit verflossen und nun ward er plötzlich mitten aus der Bahn, mitten aus dem Leben abgerufen! Noch am Morgen des 7. Dezember 1878 war er allen Pflichten seines Berufes nachgekommen; Nachmittags machte er nach seiner Gewohnheit einen kleinen Spaziergang, als er plötzlich am Uebergang von der Stephanienpromenade zum Neckarauerwald, vom Schlage gerührt, zusammenbrach. Aerztliche Hilfe war rasch vorhanden, aber der Tod war augenblicklich erfolgt. Als die Abendglocken den Sonntag einläuteten, brachte man die Leiche in's Schulgebäude. Am 9. Dezember wurden unter großer Betheiligung von Jung und Alt, Hoch und Gering die sterblichen Ueberreste der Erde übergeben; die allgemeine Theilnahme sprach sich in dem trotz des Winterschnee's ungemein großen Leichengefolge aus. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 294.)

Ludwig Des Coudres,

dem neben J. W. Schirmer das Verdienst gebührt, die Karlsruher Kunstschule gegründet und in ihrem Gedeihen gefördert zu haben, wurde am 10. Mai 1820 zu Kassel als Sohn eines Fabrikanten geboren. Aus Anregungen des elterlichen Hauses, der Kunstschätze und Umgebungen seiner Vaterstadt, sowie im Umgange mit dem ihm verwandten Akademiedirektor Hummel entwickelte sich bei ihm frühzeitig eine entschiedene Neigung zur Kunst, freilich nicht im Einverständniß mit der Mutter, die nach des Vaters frühzeitigem Tode den Sohn gern der juristischen Laufbahn zugewandt hätte. Erst nach dem Uebergange eines einjährigen Studiums der Architektur an der Polytechnischen Schule, wo er unter Krauskopf's, eines tüchtigen Schülers von David, Leitung eifrig zeichnete, war es ihm vergönnt, sich dem ersehnten Berufe ganz zu widmen; mit 17 Jahren

Digitized by Google

trat er in die Akademie zu Kassel ein. Dem regen Eifer des talentvollen Schülers entsprachen schnelle Fortschritte und nach zwei Jahren bezog er die Akademie in München, um dort unter Schnorr im sogenannten Komponirsaal seine Studien fortzusetzen. Ganz eingenommen für die damals dort herrschende neue historische Schule, empfing auch er jetzt die bestimmende Richtung in seiner Kunst, und zwar vorwiegend durch die Fresken von Heinrich Heß in der Hofkirche, welche ihm von allen den neuen großen Schöpfungen dieser Schule den tiefsten Eindruck machten. Nach einem Jahre, nachdem er mit eisernem Fleiß die Mängel seiner Vorbildung überwunden, wandte er sich wieder der Heimath zu, um nach einem dreijährigen, zwischen Studien und frohem Lebensgenuß getheilten Aufenthalt daselbst 1843 eine Studienreise nach Italien anzutreten. Mit jugendlicher Begeisterung suchte er sich alle Schätze des herrlichen Landes zu eigen zu machen, da es aber den jungen deutschen Künstlern, wie noch heute, an einem Mittelpunkte der Lehre und Arbeit dort fehlte, wie ihn Frankreich in Rom in seiner berühmten Académie française seit länger als einem Jahrhundert besitzt, und Des Coudres' Studien bisher zu häufig unterbrochen, willkürlich gewechselt, überhaupt zu wenig nachhaltig gewesen waren, so brachte er gerade von dieser Reise eine innere Unzufriedenheit und schwere Zweifel an sich selber mit zurück. Darin theilte er das Loos mancher seiner Berufsgenossen in jener Zeit, da der Kultus der Idee und eines sogenannten Stils alle Kunstübung beherrschte und die Ausbildung zu einer einseitigen, somit mangelhaften machte, namentlich war das eigentliche Malen auf uns heute unbegreifliche Weise vernachlässigt. Da traf er in seinem 25. Jahre in Kassel mit einem Manne zusammen, der mit kräftiger Hand in sein Leben eingriff und es auch später als Freund und Vorgesetzter förderte und lenkte: J. W. Schirmer sah seine Arbeiten, erkannte, was ihm noth that, und rieth ihm, in Düsseldorf unter Sohn die Lücken seiner Ausbildung zu ergänzen. Diesem auch als Lehrer ausgezeichneten Künstler, den man einen der Väter der Düsseldorfer Schule nennen muß, verdankte Des Coudres bald jene Sicherheit, die ihn zu freudigem Schaffen ermuthigte. In Sohn's Lehre wurde er hauptsächlich auf das Porträt gewiesen und hier befestigte sich seine später oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß ein guter künstlerischer Unterricht sich zunächst auf das Porträt, als die geeignetste, alle Anforderungen enthaltende Aufgabe richten müsse. Später genoß er W. Schadow's Unterricht, unter welchem sein erstes großes Bild: »Francesca von Rimini« entstand, welches 1850 der Kunstverein für Rheinland und Westfalen ankaufte. Nun durchlebte er alle jene Entwicklungen, welche das Künstlerleben in Düsseldorf später so anziehend machten und demselben durch die Gründung des Vereins »Malkasten« auf lange Zeit hinaus Richtung und Mittelpunkt gaben. Unter seinen damaligen Freunden schloß er sich besonders eng an die beiden Achenbach, Flamm und Gude an, dem er auch später bis zum Tode verbunden blieb. Inzwischen, 1855, war Schirmer von dem damaligen Prinz-Regenten von Baden nach Karlsruhe zur Gründung einer Kunstschule berufen worden und auf seinen Vorschlag erfolgte die Berufung Des Coudres' als Professor der Antiken- und Malklasse. Beide durchaus harmonisch gestimmte Männer arbeiteten rüstig an dem Aufbau der jungen Schöpfung und fanden in reichlicher Thätigkeit und sichtbarem Gedeihen der Anstalt eine volle Befriedigung. Beide waren Lehrer im eminenten Sinne. Ein sicheres Können, hingebendste Treue und eine nie ermüdende Geduld verbanden sich namentlich in Des Coudres' Wesen mit einem gewissen spekulativen, didaktischen Zuge, der ihn unschätzbar für diesen Beruf machte. In der Malklasse sowohl wie im Zeichnen nach der Antike, dieser wichtigen Fundamentalübung, welche er bei späteren Erweiterungen der Schule ausschließlich übernahm, führte er seine Schüler zu den schönsten Resultaten. In diesen Jahren entstanden

Digitized by Google

außer vielen Porträts und kleineren Genrebildern zwei große Gemälde, die »Grablegung« in der Großh. Galerie zu Karlsruhe, für welche er auf der zweiten großen historischen Ausstellung in Köln die goldene Medaille erhielt, und »Christus am Kreuze, betrauert von den Seinigen«, später von einem patriotischen Bürger Hamburgs in die dortige Nikolaikirche gestiftet. Außer seiner amtlichen und künstlerischen Thätigkeit wandte er seine Kräfte auch den allgemeinen künstlerischen Interessen zu, sowohl in Karlsruhe durch die Pflege des Kunstvereins, wie in der deutschen Kunstgenossenschaft durch rege Theilnahme an den schwierigen Vorverhandlungen über das Gesetz zum Schutze des künstlerischen Eigenthums. Seine Tüchtigkeit und Rührigkeit, verbunden mit einer bescheidenen, liebenswürdigen Persönlichkeit, gewannen ihm die allgemeinste Achtung. An dem gesellschaftlichen und geistigen Leben der Stadt nahm er den regsten Antheil, doch sein höchstes Glück fand er in der Gründung des eigenen Hauses, als er sich 1858 mit Fräulein Elise von Reck, Tochter des Obersten von Reck in Karlsruhe, vermählte und zwei blühende Kinder diesem Bunde entsprossen. Aber an dem Horizonte dieses Glückes stiegen dunkle Wolken auf, da 1864 ein Sturz auf dem Eise ein langes Siechthum herbeiführte, aus dem sich nach öfteren Unterbrechungen jenes schwere Leiden entwickelte, unter dem er lange schmachtete und endlich erlag. Mit bewundernswerther Energie kämpfte er dagegen an und immer wieder entrang er dem schwankenden Körper die Kraft, zu seinem Berufe, seinen Arbeiten zurückzukehren. Noch im Sommer 1877 malte er ein schönes Porträt seiner Tochter, das seine Meisterschaft in jugendlicher Frische zeigte. Aber immer kehrte das Leiden wieder und in immer drohenderer Gestalt, bis es sich zu einer gleichzeitigen Lähmung der Füße und der Sprachwerkzeuge steigerte. Standhaft und ergeben trug er die Folter dieser quälenden Zustände, durch die Sanftmuth seines Naturells und die Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugungen, bis ein sanfter Tod ihn am Morgen des 23. Dezember 1878 erlöste. Tüchtig, treu und selbstlos in seinem Berufe, besonnen in Rath und That, stand er immer fest und beharrlich für seine Ueberzeugung ein, wo es ihm geboten erschien, sie geltend zu machen. Allen, die das Glück hatten, ihm nahe zu sein und die Herzensgüte dieses edlen Menschen zu erfahren, seine Schüler und Freunde hingen an ihm mit großer Liebe und zollten ihm aufrichtige Verehrung. Sie bewahren in der Erinnerung an ihn das Bild eines echten Künstlers, eines Mannes von seltenem Adel der Gesinnung und des Wandels. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 13. Allgem. Zeitung 1879, Nr. 97.)

Franz Anselm Deuber

wurde zu Breitenreuth im Bambergischen den 21. April 1781 geboren. Nach Vollendung der Studien am Gymnasium und an der (damaligen) Universität Bamberg, wo er 1799 in der Philosophie und 1802 in der Theologie promovirte, war Deuber Lehrer und Präfekt in dem Freih. von Aufseß'schen Seminar 1799—1802, 1803 Privatdocent der Philosophie und 1804 Professor der Philologie und Geschichte am Lyceum in Bamberg. Als im Jahr 1818 in Folge des Eintritts K. v. Rotteck's in die Juristenfakultät die von ihm seit 1798 innegehabte Lehrkanzel der »allgemeinen Weltgeschichte« vacant geworden und durch öffentliches Ausschreiben zur Bewerbung eingeladen wurde, meldeten sich 18 Bewerber, darunter 3 Inländer: Mone, Keser und Marx. Von Seite der Fakultät und dem engeren Consistorium kamen zum Vorschlag v. Hornthal, Deuber und Mone, Letzterer war damals Privatdocent in Heidelberg. Das Ministerium entschied für Deuber. Neben seinem Nominalfach las er über historische Specialia, drei Jahre lang (bis zur Berufung Zell's) hielt er auch philologische Vorlesungen und im Jahr 1831—32 solche über Kirchengeschichte

Digitized by Google

(Deuber war, obwohl Doktor der Theologie, nicht Geistlicher). Deuber galt als ein Mann von großer, vielseitiger Gelehrsamkeit; seine Lehrbegabung und sein Vortrag waren weniger empfehlend, es fehlte ihm an Ordnung und Präzision in der Auswahl und Behandlung des großen Materials. Er starb am 24. November 1850. Ueber seine sehr productive literarische Thätigkeit siehe Jäger, das literarische Freiburg, S. 29, 30. Die größeren Schriften sind: Philosophische Ansichten über die Weltgeschichte, 3. Aufl. Freiburg 1823. Handbuch der Mythologie der alten Völker, Bamberg 1810. Geschichte der Schifffahrt im Atlantischen Ocean; zum Beweis, daß Amerika schon lange vor Columbus entdeckt worden ꝛc. Bamberg 1814. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Nation, Bamberg 1818. Grundriß der Bamberger Handelsgeschichte, Bamberg 1818. Geschichte der Bauernkriege 1525 und 1627 u. s. w., Freiburg 1832. Als eine bedeutende philologische Leistung, als die beste Arbeit seiner Feder erklärte Deuber selbst die lateinische Uebersetzung der Pindarischen Oden, Freiburg 1819 und 1832. Von einigen olympischen Oden desselben Dichters fertigte er auch deutsche Uebertragungen. In den letzten Jahren beschäftigte ihn die Feststellung einer richtigen vorchristlichen Zeitrechnung auf Grund der parischen Marmorchronik.

König.

Friedrich Ehrenfeuchter,

ein geborener Badener, hat, wie dereinst sein Pfälzer Landsmann Melanchthon, auch später, nachdem er längst in die akademischen Lebenskreise und die kirchlichen Kämpfe seiner zweiten norddeutschen Heimath hineingezogen war, nicht blos eine gewisse süddeutsche Art, sondern auch eine treue Anhänglichkeit an sein Geburtsland bewahrt. Er war geboren am 15. Dezember 1814 zu Leopoldshafen bei Karlsruhe als Sohn eines badischen Volksschullehrers, späteren Musterlehrers zu Mannheim. Auf dem Lyceum seiner Vaterstadt erhielt er seine Schulbildung. Körperlich zart, aber geistig früh entwickelt, bezog er schon 1831, noch nicht 17 Jahre alt, die Universität Heidelberg zum Studium der Philologie und Geschichte, der Philosophie und Theologie. Creuzer und Bähr, Schlosser und Daub, Abegg, Schwarz, Paulus, Umbreit ꝛc. gehörten dort zu seinen Lehrern. Nachdem er seine Studien absolvirt und 1835 die theologische Dienstprüfung erstanden, war er zunächst mehrere Jahre als Religionslehrer in Mannheim, als Vikar in Weinheim, als Stadt- und Hofvikar in Karlsruhe angestellt. Seine beiden in dieser Zeit entstandenen literarischen Erstlingsarbeiten, seine 1840 erschienene »Theorie des Kultus« und seine 1844—45 aus Karlsruher Vorträgen erwachsene »Entwicklungsgeschichte der Menschheit« (Heidelberg 1845) dienten dazu, den Blick auch in weiteren Kreisen auf ihn zu lenken, und so erging 1845 an ihn ein Ruf an die Universität Göttingen als Professor der Theologie und Universitätsprediger. Von Collegen und Studenten freundlich aufgenommen, fand er hier eine Stätte des vielseitigsten und anregendsten collegialen und geselligen Verkehrs, des fruchtbarsten akademischen, kirchlichen und literarischen Wirkens und blieb daher, trotz glänzender auswärtigen Berufungen, der Georgia Augusta unverrückt treu, rückte aber auch in immer weitere Berufsstellungen und zu immer höheren Ehren vor: 1847 wurde er Doctor theologiae, 1849 ord. Professor 1855 Konsistorialrath, 1856 Abt von Bursfelde, 1859 Oberkonsistorialrath, später Mitglied des hannoverischen Staatsraths für geistliche Angelegenheiten, Mitglied der Prüfungskommission, des Landeskonsistoriums u. s. w. Seine akademische Lehrthätigkeit war eine sehr vielseitige: sein Hauptfach war das der praktischen Theologie, außerdem aber las er auch Einleitung in das theologische Studium, Religionsphilosophie, Apologie, Leben Jesu, Geschichte der neueren Theologie, kirchliche Statistik u. a. Daneben war er

Digitized by Google

Mitdirektor des homiletischen und katechetischen Seminars, sowie Universitätsprediger; seine Kanzel- wie seine Kathedervorträge zeichneten sich gleichmäßig durch reichen und geistvollen Inhalt wie durch Gewandtheit und Eleganz der Darstellung und des Vortrags aus und wirkten eben so anziehend als anregend nicht blos auf die akademische Jugend, sondern auch auf weitere Kreise. Ungefähr denselben Gebieten, insbesondere dem der Kulturgeschichte und dem der praktischen Theologie gehören auch die schriftstellerischen Arbeiten Ehrenfeuchters an. Zur ersten Klasse gehören seine schon genannte, 1845 erschienene »Entwicklungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Beziehung, in Umrissen dargestellt«, ein zwar nur in großen Linien gezeichneter, aber auf umfassenden historischen und ethischen Studien ruhender Versuch einer christlichen Geschichtsphilosophie, sowie das letzte Werk seines Lebens: »Christenthum und moderne Weltanschauung« (Göttingen 1876), worin er sich die Aufgabe stellt, sowohl die Entstehung des Gegensatzes zwischen Christenthum und Kultur als die Versuche seines Ausgleichs in der neueren Theologie historisch darzustellen. In die zweite Kategorie, die der praktischen Theologie, gehört seine »Theorie des Kultus« (1840), mehrere Schriften zur Katechismus-Literatur (1857 und 1862), mehrere gedruckte Predigten und Predigtsammlungen (Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienst) und endlich die erste Abtheilung eines »Systems der praktischen Theologie« (1859), worin namentlich das die Missionstheorie behandelnde zweite Buch auf umfassenden Studien ruht und ein allgemeineres Kulturinteresse in Anspruch nimmt. Auch verschiedene kleinere Arbeiten zur historischen, praktischen, systematischen Theologie hat Ehrenfeuchter geliefert und theils in Zeitschriften, theils in Sammelwerken niedergelegt, so besonders in den von ihm gemeinschaftlich mit Domer, Liebner, Palmer u. A. begründeten »Jahrbüchern für deutsche Theologie« seit 1856. In seinen Schriften wie in seinem Leben und Lehren erschien Ehrenfeuchter als eine ungewöhnlich reich und harmonisch angelegte Natur von seiner allseitiger Empfänglichkeit für das Ideale und zugleich von inniger Hingebung an die Gedanken des Christenthums, in welchem er die Lösung aller Probleme, die Einheit aller Gegensätze des Wissens und Lebens fand. Daß Wissenschaft und Kirche, Glauben und Bildung, Humanität und Christenthum einander fremd oder gar feindlich gegenüberstehen sollten, war ihm schlechthin unverständlich. Insofern gehörte er nach seiner ganzen Geistes- und Gemüthsart, wie nach seiner theologisch-kirchlichen Berufsstellung und Richtung, zu den Hauptvertretern der sogenannten Vermittelungstheologie, zu den Männern des friedlichen, besonnenen Bauens, Entwickelns, Conservirens. Aber auch die Kämpfe und Angriffe sind ihm eben darum nicht erspart geblieben, denen allermeist die Männer der Mitte von Seiten der beiderseitigen Extreme ausgesetzt zu sein pflegen. So war Ehrenfeuchter mit betheiligt an dem Kampfe der Göttinger Theologenfakultät gegen die Angriffe einer neulutherisch-orthodoxen Partei in der hannoverischen Landeskirche (1853 ff.), und mehr noch war es der hannoverische Katechismusstreit (1861 ff.) und die daran sich anschließenden Kämpfe und Arbeiten zur Neugestaltung der hannoverischen Gemeinde- und Kirchenverfassung (1863 ff.), die in sein inneres wie äußeres Leben und seine Wirksamkeit auf's tiefste eingriffen. An der schließlichen Stillung jenes Streits, wie an dem Zustandekommen des kirchlichen Verfassungswerkes gebührt ihm neben seinem damaligen Göttinger Kollegen E. Hermann, dem nachmaligen Heidelberger Professor und Berliner Oberkirchenraths-Präsidenten, ein hauptsächlicher Antheil. Aber die geistigen Anstrengungen und gemüthlichen Aufregungen jener Kampfeszeit gaben auch den ersten nachweisbaren Anstoß zu dem langwierigen Nerven-, Augen- und Gehirnleiden, das zuerst die körperliche Kraft des ohnedies zarten Organismus lähmte, später zu völliger Zurückziehung von

Digitized by Google

allen Berufsgeschäften ihn nöthigte, und schließlich, nachdem er die immer schwereren Leiden mit stiller Geduld und christlicher Ergebung getragen, seinem an Arbeit und Trübsal, aber auch an Frieden und Segen reichen Leben ein frühes Ende gebracht hat. Er starb am 20. März 1878 zu Göttingen. (Allgem. Zeitung 1878, Nr. 187, Beil.)

Anselm Feuerbach.

Die ersten Tage des Jahres 1880 brachten der deutschen Kunst einen der herbsten Verluste, welcher sie überhaupt treffen konnte. Kaum sechs Monate nachdem man den Meister der deutschen Baukunst, Semper, in fremder Erde gebettet, entriß der Nation ein tückisches Geschick auf demselben Boden, der für die Deutschen von jeher eben so verführerisch als verderblich war, den größten unter den noch lebenden Historienmalern, Feuerbach, der am 4. Januar in Venedig einem Herzschlag erlegen. Doch blieb ihm wenigstens Sempers trauriges Geschick erspart, selbst noch im Tode verbannt zu bleiben; im Gegentheil, er ruht auf dem Kirchhof zu St. Johannes in Nürnberg, dem Wohnort seiner Mutter, neben einem Dürer, dem er ein würdigerer Nachfolger gewesen, als wir ihm in allen deutschen Landen dermal noch einen zu bieten hätten. Nachfolger vor Allem in der Hoheit des nur auf das Schöne und Edle gerichteten Sinnes, dann in der leider jetzt so seltenen Ueberzeugungstreue, die ihn trotz vieljähriger Noth und Verfolgung aller Art nicht einen Schritt von dem Weg abweichen ließ, den er einmal als den richtigen in der Kunst erkannt hatte. Wie viele wurden neben ihm ihrem besseren Selbst untreu, buhlten mit allen gemeinen Mitteln um den Beifall einer frivolen und rohen Menge, ja, suchten wohl gar nur Schätze zusammenzuraffen, einen schnell erworbenen Ruf nach Kräften auszubeuten, während er, ein glaubensstarker Märtyrer bis zum Ende, von seiner Höhe herab jedem gemeinen Treiben dieser Art den Rücken kehrte. Diese vornehme Unnahbarkeit seines Charakters spiegelt sich in seinen Werken wieder, gibt ihnen das, was sie von den meisten anderen unterscheidet. Hatte er doch fast allein noch in unserer Zeit den Muth, allem kleinen Reiz der Zufälligkeit völlig zu entsagen, für Alles, was er zu bieten hatte, nur den größten und einfachsten Ausdruck zu suchen. So ward er der letzte Meister großen Stils unter uns, die wir, wenn das so fortgeht, bald ganz vergessen haben werden, was Stil überhaupt ist. Es gibt Naturen, die zum Märtyrerthum prädestinirt sind, weil sie, nach dem Höchsten strebend, unfähig, irgend eine Concession zu machen, doch wiederum von der Natur nicht mit demjenigen überwältigenden Wesen, mit der stahlharten physischen und moralischen Kraft ausgestattet sind, die nöthig ist, um den Widerstand zu brechen, den die Welt allem Neuen und Idealen immer entgegensetzt. Solch ein Charakter war Feuerbach, der in diesem Kampf jetzt erlegen, weil seine Nerven zu fein für denselben organisirt waren; das stolze Herz, das stumm so viel getragen, brach, aber es befleckte sich nicht, es ist seinen Idealen treu geblieben bis zum letzten Schlag. Und doch schien gerade diese Persönlichkeit in seltenem Maße von der Natur dazu ausgestattet, den Beifall und die Bewunderung der Welt an sich zu fesseln, als der letzte Sprosse eines berühmten Geschlechts, hochgebildet, vortrefflich erzogen, schön und geistvoll wie wenige! Er war als Enkel des berühmten Kriminalisten J. A. Feuerbach, als Sohn des ausgezeichneten Philologen und Archäologen Anselm Feuerbach (vgl. Bad. Biograph. I, 245), zu Speier am 12. September 1829 geboren. Als neunjähriger Knabe in Folge der Berufung seines Vaters an die Universität Freiburg in die Metropole des Breisgaus übergesiedelt, darf er, der hier seine häusliche und wissenschaftliche Erziehung erhielt und auch später Heidelberg, wo seine Mutter eine Reihe von Jahren lebte, als Heimath betrachtete, als

Digitized by Google

badischer Landsmann angesprochen werden, dem wir berechtigt sind, in diesen Blättern ein Wort der Erinnerung zu widmen. Nachdem er seine Gymnasialstudien in Freiburg vollendet und unzweideutige Proben seines Künstlerberufes abgelegt hatte, begab er sich zu seiner Ausbildung mit einem Stipendium der badischen Regierung*) zuerst nach Düsseldorf zu Schadow, dann nach München, wo er besonders von Rahl und Genelli viele Anregung empfing, nach Antwerpen und endlich nach Paris, wo er in Couture's Atelier ernsten Studien oblag. Dort malte er, 22jährig, sein erstes größeres Bild: »Hafis in der Schenke«, welches schon weit mehr Einflüsse Paolo Veronese's und Paris Bordone's als Couture's aufweist. Noch mehr folgt er dem Vorbild P. Veronese's in dem »Tod des Pietro Aretino«, einem Bilde, das er noch in Paris begann, in Karlsruhe vollendete, wohin er nach dem Tode seines Vaters gegangen war. Von hier begab er sich nach Venedig, wo er für die Karlsruher Galerie eine vortreffliche Copie der »Assunta« des Tizian und eine in Tizianischem Geiste gedachte Figur der Poesie malte. Von Rom sandte er ein paar Jahre später ein Bild nach Hause, das seine eigene künstlerische Persönlichkeit vollständig so ausgebildet zeigt, wie sie dann lange Jahre hindurch geblieben ist. Es war jener im Auftrage des Großherzogs Friedrich von Baden gemalte, bei Ravenna mit edlen Frauen sich ergehende Dante, der jetzt eine Zierde der Karlsruher Galerie bildet, nachdem er eine Reihe von Jahren im großherzoglichen Schlosse nur Wenigen sichtbar gewesen war. Dieser Dante voll Adel und ruhiger Majestät, ein Meisterstück großartiger Charakteristik, zeigt in seiner eben so grandiosen Silhouette wie in der meisterhaften Behandlung des Helldunkels bereits jene eigenthümliche Vereinigung klassischen Formenreizes mit romantischer Stimmung, welche nun lange Zeit charakteristisch für Feuerbach blieb. Sie bezeichnet speciell fast alle die Bilder, die er für den Grafen Schack in München gemalt hat. Denn dieser wurde jetzt sein Mäcen. Die Werke, welche er ihm als die schönsten Zierden seiner berühmten Sammlung in den folgenden zehn Jahren schuf, gehören mit einer Ausnahme, der berühmten Pietà, alle dem Gebiete der Romantik an, und selbst diese ist vor Allem ein großartiges Stimmungsbild voll einer so erhabenen Trauer, daß ihm unsere Kunst kaum Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Ebenso dient es, wie die Mehrzahl seiner Bilder, der Verherrlichung der Frauen, so sein Ariost, Romeo und Julia, Francesca von Rimini mit ihrem Paolo, Petrarca und Laura u. a. m. Die bedeutendsten Schöpfungen dieser romantischen Richtung sind dann die düster großartige Medea voll unheimlich brütender Ruhe und jene vollendet klassische Iphigenie in Tauris, die sehnsüchtig über's Meer weg mit den Blicken die Heimath sucht, ein Bild von so hinreißendem Zauber in seiner Vereinigung echt hellenischer Schönheit mit tiefem Gemüth,

*) Es mag hier auf Grund aktenmäßiger Nachweisungen, wie sie Prof. Dr. Bruno Meyer in der „Zeitschrift für bildende Kunst" XV. Band S. 313 Anm. veröffentlicht hat, der „Legende" entgegengetreten werden, als sei ihm von unfähigen oder tendenziös feindselig gegen ihn gesinnten Behörden das Stipendium wieder entzogen worden. Das betreffende Statut bestimmt: „Länger als auf zwei Jahre wird in der Regel eine Unterstützung nicht bewilligt." Dies wird authentisch so interpretirt, daß die Stipendien nicht einmal auf zwei Jahre, sondern stets nur auf ein Jahr, und zwar nur zweimal verliehen werden. Davon ist nun bei Feuerbach eine Ausnahme gemacht worden, und zwar eine sehr große. Am 3. Mai 1845 wurden ihm für das Jahr 1845 200 Gulden zuertheilt, ebenso am 21. Januar 1847 für das Jahr 1847 400 Gulden. Damit wäre er statutengemäß endgiltig abgefunden gewesen. Aber am 16. August 1848 wurden ihm für das Jahr 1848 abermals 400 Gulden bewilligt und erst als er 1849 abermals — zum vierten Mal — unter den Bewerbern erscheint, findet sich als Motivirung des ablehnenden Bescheides die Bemerkung, daß es nicht mehr zulässig sei, ihn zu bedenken. Dessen ungeachtet erhielt Feuerbach unter dem 11. Juli 1850 für das Jahr 1850 — nun allerdings ausdrücklich „letztmals" — 300 Gulden.

Digitized by Google

daß es Goethe's Meisterwerk vollständig ebenbürtig erscheint. Dazu kommt nun noch jene Reihe von Idyllen, in denen er wiederum mit Goethe um den Preis stilvoller Anmuth ringt, wie die musizirenden Kinder, denen die Dryade lauscht, die im Frühling am Flussesrand musizirenden modernen Frauen, Lesbia mit dem Sperling, Hafis am Brunnen mit den Mädchen scherzend u. a. m. Denn seine Produktivität wurde nur durch den hohen Adel seiner Form und die seelenvolle Anmuth dieser Gebilde übertroffen. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß diese Werke, obwohl sie zu den schönsten Blüthen der deutschen Kunst gehören, nun auch gleich bei ihrem Auftreten mit der verdienten Auszeichnung behandelt worden wären. Im Gegentheil wurden sie in allen Kunststädten gleichmäßig angefeindet und ihr Meister von berühmten Kunstschriftstellern lange Jahre vornehm ignorirt; nur in München, wo man sie alle Tage sah, errangen sie sich am frühesten Anerkennung. Selbst dieser Beifall ward aber gerade seinem vollendetsten Meisterwerk, dem berühmten Gastmahl des Platon, bei seinem Erscheinen auf der internationalen Kunstausstellung von 1869 anfänglich versagt, ja es erregte zunächst blos ein allgemeines Befremden, das sich nur langsam in Bewunderung verwandelte. Und doch möchte es in unserer gesammten Kunst kaum ein zweites Werk geben, das ein solches Verständniß antiken Lebens zeigte, den Formenadel griechischer Plastik mit solchem Glück in die Malerei übersetzte, ihn mit gleich eigenthümlich reizvoller Lebensfülle, solch' feiner Charakteristik der historischen Gestalten verbände. Das fand man Alles aber, wie gesagt, erst nach Wochen heraus, blos weil der Maler das Morgengrauen und die dadurch entstehende fahle Färbung etwas zu buchstäblich genommen hatte. Nichtsdestoweniger war es weitaus das bedeutendste historische Bild der gesammten, so glänzenden Ausstellung, und es charakterisirt ganz den Werth unserer Juries, daß der Künstler keinerlei Auszeichnung für diese epochemachende Schöpfung erhielt, so wenig als später 1873 in Wien oder 1876 in München, wo man eine Studie prämiirte, die Iphigenie aber, wie die vortrefflich gemalte Wiederholung des Symposion, unbeachtet ließ. Noch im Jahr 1879 mußte er dieselbe Erfahrung machen. Ja, selbst die Aufnahme seiner Bilder konnte gewöhnlich nur unter Kämpfen der Freunde erzwungen werden, so sehr ist dem modernen Naturalismus alle Empfindung für echte Größe und Würde abhanden gekommen. Natürlich reizte das den ohnehin längst schon menschenscheu gewordenen Künstler immer mehr, so daß er sich völlig vom Umgang mit den Collegen, ja der Welt überhaupt, zurückzog, in Rom, wie später immer mehr, als Einsiedler lebte. Von jetzt an wandte er sich auch entschiedener dem Classizismus und Rafael zu, wie sein bald hernach erscheinendes Urtheil des Paris bewies, eine eben so geistreich gedachte als originell durchgeführte Composition voll der heiteren Anmuth der Renaissance. Hier sind nicht nur die drei Göttinnen überaus fein charakterisirt, sondern auch ihre nackten Körper mit einer Bravour gemalt, die bei uns seither kaum durch Makart erreicht, geschweige denn von Anderen überboten wurde. Nicht minder reizend ist die Landschaft, die Feuerbach überhaupt mit großem Geschicke behandelte. Im Jahre 1873 erwarb sich Eitelberger das Verdienst, die Berufung des Künstlers an die Wiener Akademie zu vermitteln. Er wirkte dort als Lehrer zwei Jahre, eben so geliebt von seinen Schülern, als wenig freundlich betrachtet von seinen Collegen. Denn mit solchen sich zu vertragen, war seiner reizbaren und stolzen Natur einmal nicht gegeben. Der Aufenthalt in Wien ward ihm aber auch bald dadurch vergällt, daß die Localpresse über sein erstes dort vollendetes Werk, die Amazonenschlacht, alsbald mit einer Fluth von Gemeinheiten herfiel. Und doch konnte nur ein großer Meister so etwas machen, das uns, wenn auch nicht immer sympathisch, doch überall hochbedeutend, ja gewaltig erscheint. Allerdings kann nicht verkannt

Digitized by Google

werden, daß der Künstler, der bis dahin seine Erfolge fast ausschließlich durch seine Verbindung der Darstellung ruhig schönen Seins mit tief gemüthvoller Stimmung gefunden, hier, wo er sich auf das dramatische Feld begab, das Geschehen zur Hauptsache machte, zwar durchaus großartig und bedeutend blieb, aber doch entschieden weniger glücklich war, als wenn er sich auf die Herausbildung einzelner Charaktere verlegt hätte. Es sollte sich das auch bald zeigen, als er, zur Verzierung des Antikensaals der neuen Akademie berufen, die Titanomachie als Hauptgegenstand wählte und daraus jenen Sieg des Geistes über die rohe Naturkraft machte, aus dem die Schönheit hervorgeht. Schon zwischen Entwurf und Ausführung entstand eine lange Pause, erst durch Streitigkeiten mit dem Architekten, dann als das perfide Wiener Klima ihm eine heftige Lungenentzündung zugezogen hatte. Zusammen mit der wenig angenehmen Gestaltung seiner Verhältnisse dort bewog ihn das, seine Entlassung zu geben und in Venedig Genesung zu suchen. Erholt hat er sich aber offenbar nie mehr ganz von der tückischen Krankheit, wie sich sowohl an einem großen für den Nürnberger Rathhaussaal gemalten, den Besuch Ludwigs des Baiern dort darstellenden Bild, als an der endlich in Angriff genommenen Ausführung seines Titanenkampfes zeigte, der durch die Verwendung des sich schon lange für den Künstler interessirenden Königs Ludwig II. für die Münchener Ausstellung von 1879 gewonnen ward. Eben so großartig als tiefsinnig, mit vollendeter geistiger Beherrschung des Gegenstandes gedacht, in den durch Rafael geschaffenen Stilformen höchst imponirend ausgeführt, voll herrlich erfundener Einzelheiten, zeigt das riesige Bild in manchen Theilen doch ein gewisses Ermatten des Künstlers. Die körperliche Kraft versagte ihm offenbar und hinderte ihn, demselben diejenige Vollendung der Form, den zugleich hohen stilvollen und doch ganz individuellen Reiz zu geben, wie er den Hauptvorzug seiner früheren Werke ausmacht, wo jede Gestalt voll echten Lebens und nicht blos ein Anderen nachempfundenes Schemen ist, wie das den Classizisten sonst so oft begegnet. Diese Vorzüge, vor Allem aber der süße Schönheitszauber, den er über sie zu breiten wußte, sind denn auch mächtig genug, um ihnen und dadurch seinem Namen eine glänzende Stelle in den Annalen der deutschen Kunst zu sichern und uns mit tiefer Trauer darüber zu erfüllen, daß dieser Lebensfaden so früh zerrissen ward, ehe die Nation Gelegenheit fand, dem großen Künstler zu beweisen, daß sie seinen Werth wohl zu schätzen wisse und ihre Pflichten ihm gegenüber zu erfüllen bereit sei. Der Abschied vom Leben scheint ihm leichter geworden zu sein als dieses selber. Nach kurzem Unwohlsein berührte ihn der Todesengel ganz unvermuthet und leise im Schlafe. Er soll im Tode wunderschön ausgesehen haben. (Nach dem Nekrologe von Fr. Pecht, Allgem. Zeitung 1880 Nr. 15 Beil. und Unsere Zeit 1880, I. Bd. S. 463 ff.)

Otto Flad

wurde den 18. Februar 1830 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater Philipp Flad (zuletzt Oberamtmann in Bretten) damals Garnisonsauditor war. Sorgsam erzogen, genoß der talentvolle Knabe den Unterricht an dem Karlsruher Lyceum; zum blühenden Jüngling herangereift, widmete sich Flad der Rechtswissenschaft, wobei er die Universitäten Heidelberg, Berlin und Freiburg besuchte und sodann mit günstigem Erfolg im Spätjahr 1853 die erste und im Spätjahr 1856 die zweite juristische Prüfung bestand. Am 12. April 1861 wurde er zum Sekretär bei dem evangelischen Oberkirchenrath ernannt; am 28. März 1863 wurde ihm die zweite Beamtenstelle bei dem Stadtamt Karlsruhe, am 26. Dezember 1865, unter Ernennung zum Oberamtmann, die Amtsvorstands-Stelle in Adelsheim, am 27. Oktober 1869 jene in Kork übertragen. Während er die letztere Stelle

Digitized by Google

bekleidete, berief ihn im Jahr 1870 das Vertrauen der deutschen Kriegsverwaltung nach Straßburg zur Versehung der Funktionen eines Generalsekretärs (Unterpräfekten) bei der Präfektur. Seine dortige ersprießliche Thätigkeit wurde von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser im Jahre 1871 durch Verleihung des Eisernen Kreuzes am weißen Bande anerkannt, nachdem ihm zuvor schon, am 28. Dezember 1870, der Großherzog das Ritterkreuz erster Klasse des Zähringer-Löwen-Ordens mit Schwertern am Ring verliehen hatte. Unterm 11. März 1871 als Amtsvorstand nach Konstanz versetzt, erhielt Flad daselbst am 23. Mai 1874 den Titel als Stadtdirektor; am 10. Oktober 1876 endlich wurde er in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg versetzt. Flad war ein Mann von reichem Wissen, von großem Fleiß und von äußerster Treue in seinem Berufe; was ihm aber in diesem und in seinem übrigen Wirken besonders zu statten kam und ihm allerorts die Herzen rasch gewann, war der hohe Takt und die ungemeine persönliche Liebenswürdigkeit, die ihn schmückten. Sie machte ihn denn auch seinen Freunden überaus theuer. Dank dem Vertrauen, welches er genoß, wurde er wiederholt in die evangelische Generalsynode und in die Kirchenvertretung der evangelischen Gemeinde zu Heidelberg berufen. Zu Anfang Februar 1878 wurde Flad von einer Krankheit befallen, die sich zum Typhus ausbildete und am Abend des 22. Februar seinem segensreichen Leben ein Ziel setzte. In ihm verloren seine Wittwe, die Tochter des Professors Neuber zu Wertheim, und seine Kinder den zärtlichsten Gatten und Vater, seine Geschwister und Verwandten ein treues Familienglied, seine Freunde einen hochwerthen Freund, die öffentlichen Interessen einen hervorragenden Förderer, der Staat einen ausgezeichneten Beamten. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 50.)

Eduard Franz Ludwig Föhlisch,

Sohn des Geh. Rathes und Gymnasiumsdirektors Johann Gottlob Erdmann Föhlisch (s. Bad. Biogr. I, 255), wurde in Wertheim am 12. August 1816 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in einer Privatschule genossen hatte, machte er als Gymnasiast alle Klassen der Gelehrtenschule in der alten Kapelle des hl. Kilian zu Wertheim durch, welche von dem Grafen Ludwig von Löwenstein 1604 den Wissenschaften zum Wohnsitze angewiesen worden war und bis zur Eröffnung des neuen Gymnasiumsgebäudes 1871 demselben Zwecke diente. Wie Jeder, der aus innerem Drange sich den Wissenschaften widmet, mit dem Bestreben eines Faust und mit der Erwartung, jetzt alle Räthsel, welche die menschliche Brust bewegen, gelöst zu sehen, die geweihte Stätte, wo zumeist die Wissenschaft gepflegt wird, betritt, so war es auch bei Föhlisch, als er 1834 die Universität Heidelberg bezog. Während 3 Semestern widmete er sich der Theologie, welche als die Wissenschaft von den göttlichen Dingen das Fundament abgeben sollte, auf dem er das Gebäude der eigenen Bildung aufbauen wollte. Außerdem hörte er die philologischen Vorlesungen Creuzers, Bährs und Kaisers, und gab sich, da in dieser Zeit die Hegel'sche Philosophie die Gemüther der studirenden Jugend gewaltig ergriff und durch die Lehre eines Strauß die Orthodoxie erschüttert, aber die studirende Jugend auch zu fleißigem Studium der Philosophie aufgefordert wurde, um zum Kampfe auf dem Gebiete des Geistes daher die Waffen zu holen, diesem Studium in hervorragender Weise hin. Mit dem gleichen Eifer studirte er Geschichte. Von Heidelberg wandte er sich nach Berlin, wo er neben den theologischen, philosophischen und geschichtlichen Studien unter Zumpts und Boeckh's Leitung Philologie studirte und im Herbst 1837 mit der Erkenntniß nach Hause zurückkehrte, daß das Feld seiner zukünftigen Wirksamkeit in der Schule, nicht auf der Kanzel zu suchen sei. Im Herbst 1838 machte er sein Staatsexamen und wurde sofort als Lehramtspraktikant an der Wertheimer

Digitized by Google

Anstalt verwendet; nach dreijähriger Wirksamkeit erfolgte seine definitive Anstellung. Die Zeit seiner ersten Wirksamkeit war eine für die Anstalt selbst sehr sorgenvolle und doch mit der Erfüllung der sehnlichsten Wünsche des Kollegiums nicht allein, sondern aller Einwohner Wertheims gekrönte. Denn durch das Fürwort des allverehrten und für die alte Anstalt sehr besorgten Fürsten Georg, welcher Ephorus der Schule war, wurde endlich erreicht, daß der Anstalt das alte Recht und der Titel Lyceum, den sie bescheiden abgelegt hatte, gesichert wurde, und überhaupt zeigte sich von da an die landesherrliche Fürsorge für die Anstalt des standesherrlichen Grenzlandes im hellsten Lichte. Das Jahr 1847 war für Föhlisch bedeutungsvoll durch seinen Eintritt in eine in jeder Beziehung glückliche und mit vortrefflichen Kindern gesegnete Ehe. Das folgende Jahr mit seinen Stürmen beunruhigte die Lehrer der Anstalt wenig, die auch bei den starken Bewegungen des politischen Lebens ihrem stillen Berufe mit Ausdauer sich hingaben. Die zwei folgenden Jahrzehnte von 1848 bis 1868 waren für Föhlisch, wie er wiederholt erklärte, die glücklichsten. Er lebte nur seinem Berufe und seiner Familie; mit wahrer Begeisterung arbeitete er an der Bildung der Jugend, sei es, daß er die Schriften der Alten erklärte, sei es, daß er — und dieses war für ihn das anziehendste — in Prima den Unterricht im Deutschen und in der Geschichte ertheilte, welche Klasse ja doch für die Schicksale, die Sprache und die Schriften des Vaterlandes am meisten Bedürfniß und Verständniß hat. Auch beschränkte er seine Wirksamkeit nicht auf das Gymnasium, sondern, damit auch die weibliche Jugend Wertheims nicht in der Bildung zurückbleibe, gründete er mit gleichgesinnten Kollegen eine Art höherer Töchterschule, der er sich zum Wohl seiner Mitbürger mit größtem Fleiße und Aufopferung annahm. Wenn Föhlisch auch mitunter äußerte, daß er in seinem Wirken nicht das Ziel erreiche, das er sich vorgesteckt habe, — und bei welchem gewissenhaften Lehrer ist dieses der Fall! — so war er doch sich voll Freude bewußt, daß in seinen Lehrstunden die beste Frucht der Geschichte bei der Jugend zur Reife gedieh, nämlich sittliche Begeisterung und Vaterlandsliebe. Und daß nicht jedes Samenkorn gedieh, das er ausstreute, mochte ihn bisweilen mißmuthig machen, — doch hielt dieses nur kurze Zeit an. Das Horazische Nil admirari, das sein eigenstes Eigenthum geworden war und das, verbunden mit seinem Humor, ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, hatte auch in der Schule seine Wirksamkeit. Denn daß nicht alle Wünsche dem Sterblichen erfüllt werden, war er sich wohl bewußt, und selbst Vielem, was das Leben den Menschen Angenehmes bietet, entsagen zu können, das hatte er in Folge seiner von jeher schwächlichen Gesundheit lernen müssen. Schon als Knabe war er vielfach an gastrischen Fiebern erkrankt und als er 1834 in der Augusthitze über die Odenwaldberge heimeilte, trug er den Keim zu einem Nervenfieber in sich, das ihm das Gefühl der vollen sich selbst vergessenden Gesundheit für immer raubte. Der dadurch herbeigeführte Zustand zwang ihn zu einem höchst regelmäßigen Leben, zu vielfachem Aufenthalt im Freien, zur Saumlung aller Kraft für den Beruf, aber es verdüsterte auch, wie er selbst oft klagte, seinen heiteren Sinn, machte ihn scheu, ängstlich, erregbar und hinderte ihn vielfach in seiner Wirksamkeit. Bei Beginn des Schuljahres 1868/69 fesselte ihn ein Nervenfieber Monate lang an das Krankenbett. Nur langsam erholte er sich wieder, aber die frühere Kraft kehrte nicht mehr zurück. In dieser Zeit standen dem Gymnasium in Bezug auf das Lehrpersonal große Veränderungen bevor; denn alte bewährte Lehrer, Männer, die sich um die Anstalt durch eifrige Pflege der Wissenschaften große Verdienste erworben hatten, traten in den Ruhestand, andere jüngere und bewährte Kräfte traten in bessere Stellungen und übernahmen die Direktionen von andern Gelehrtenschulen. Jetzt wurde Föhlisch in Folge seiner

Digitized by Google

bisherigen segensreichen Wirksamkeit trotz seiner mißlichen Gesundheitsverhältnisse die Direktion übertragen. Zwei Ereignisse noch besonders wichtiger Art fielen in diese Zeit, das eine wichtig für die ganze Nation, — der siegreiche Krieg von 1870/71, — das andere wichtig für die Stadt Wertheim, nämlich die Eröffnung des neuen Gymnasiumsgebäudes. Die Erfolge jenes Krieges und die damit eingetretene Einigung des deutschen Vaterlandes begeisterten Föhlisch so, daß er Jahn's bekannte Worte auf sich anwendete: »Deutschlands Einheit war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.« Und wie hier das allgemeine Interesse des Vaterlandes ihn zur Begeisterung antrieb, so wurde in dem Neubau des Gymnasiumsgebäudes einer seiner heißesten Wünsche erfüllt, und unter glückverkündenden Auspizien fand unter seiner Leitung der Umzug in das neue stattliche Gebäude im August 1871 statt. Im Jahre 1872 wurde Föhlisch mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. Leider war es dem vortrefflichen Gelehrten und Lehrer nicht lange mehr vergönnt, an der Spitze der Anstalt zu stehen, an welcher er durch lange segensreiche Wirksamkeit geglänzt hatte. Wiederholt wurde er von Fieberanfällen heimgesucht und ein solcher im Herbste des Jahres 1874 zwang ihn, seine Zuruhesetzung zu erbitten, die ihm auch in der ehrenvollsten Weise unter Anerkennung seiner Verdienste und unter Ernennung zum Geh. Hofrath im Herbst 1875 zu Theil wurde. Seit dieser Zeit lebte er, befreit von den aufregenden Sorgen der Direktion und ihrer Verantwortlichkeit, den steten Ursachen der Verschlimmerung seines Zustandes, in der größten Zurückgezogenheit aus dem öffentlichen Leben nur seinen Studien und seiner Gesundheit. Dadurch, sowie durch die sorgsamste Pflege von Seiten seiner Angehörigen und durch vielfachen Aufenthalt im Freien schien er sich auf erfreuliche Weise zu erholen und selbst der harte Winter des Jahres 1879/80, der so viele Opfer verlangte, verschonte ihn. Der kommende Frühling brachte Schlimmes; eine Erkältung, und in Folge davon ein heftiger Bronchialkatarrh machte seinem Leben am 31. März 1880 ein rasches Ende. Als Ergänzung seiner Charakteristik möge dieser kurz gehaltenen biographischen Skizze folgende Stelle aus dem Album des Gymnasiums hier beigefügt werden. Er schreibt: »Der Kreislauf meines Lebens ist damit zu seinem Anfange zurückgekehrt: aus einem öffentlichen Lehrer bin ich wieder Privatschüler geworden, der nur noch zu lernen hat. Aber meine besten Wünsche bleiben der Anstalt, dem Angelpunkte meines Lebens: Mögen meine verehrten Amtsgenossen jetzt und künftig sich in ihr so heimisch und wohl fühlen als ich einst, und mit besseren Kräften und Erfolgen die Jugend zu edeln Menschen und guten Bürgern heranziehen! Möge das Gymnasium noch lange dem Zuge der Zeit siegreich widerstehen, möglichst früh die Schüler in höheren Volks- oder Bürgerschulen, in mathematischen oder philologischen Vorbereitungsklassen nach Vermögens- oder Berufsunterschieden sich gegenüber zu stellen, wie sonst nach Bekenntnissen oder Vaterländern.« Föhlisch verbleibt das liebe- und ehrenvollste Andenken seiner Kollegen und Freunde! *

Karl von Freydorf

war der Sohn des Majors, späteren Präsidenten des Kriegsministeriums, Generallieutenants Karl Eugen Wilhelm von Freydorf (vgl. Bad. Biogr. I, 258) aus dessen erster Ehe mit Louise Dorothea, geb. Freiin von Menzingen. Er wurde am 5. August 1809 zu Menzingen geboren, während sein Vater als Führer der badischen Artillerie in der Schlacht bei Wagram schwer verwundet, in Wien lag. von Freydorf hatte sich, in dem Gedanken an seine junge Gattin, für welche er sein Leben erhalten wollte, das zerschmetterte Bein noch auf dem Schlachtfelde abnehmen lassen. Wie der Gattin mit Rücksicht auf

Digitized by Google

ihren Zustand die Gefahr verheimlicht werden mußte, in welcher der Gemahl schwebte, so wurde diesem, um den Fortgang der Heilung und sein Leben nicht zu gefährden, der kurze Zeit nach der Geburt des Sohnes erfolgte Tod der Gattin verschwiegen, den er erst auf der Heimfahrt, am Vorabende des gehofften Wiedersehens, in Durlach erfahren sollte. Karl von Freydorf, welcher seine Erziehung theils im großelterlichen, theils nach der Wiederverheirathung des Vaters im elterlichen Hause und im Lyceum zu Karlsruhe erhalten hatte, trat im Jahr 1824 in das Kadetteninstitut daselbst, diente 1824 und 1825 als Page und wurde im Jahr 1827 zum Lieutenant in dem damals in Bruchsal stehenden Dragonerregiment von Geusau Nr. 2 ernannt, in welchem er, von 1837 bis 1845 als Adjutant des Kommandeurs, Obersten von Gayling, und 1845 zum Rittmeister befördert, verblieb, bis er im Jahr 1847 zu dem in Mannheim stehenden Dragonerregiment von Freystedt Nr. 2 versetzt wurde. von Freydorf hatte von 1832 bis 1833 behufs weiterer militärischer Ausbildung ein halbes Jahr in Hannover zugebracht, wo er, mit guten Empfehlungen versehen, bei dem Vicekönig Herzog von Cambridge und dem Offiziercorps freundliche Aufnahme fand, sich unter Leitung der Stallmeister Quentin (Schulreiter) und Meyer (Campagnereiter) auf den Pferden des Königl. Marstalls in der Reitkunst vervollkommnete und die Vorlesungen des Direktors Dr. Hausmann über Pferdekunde und Veterinärwesen besuchte. Er hielt sich sodann im Jahre 1833 gleichfalls zu militärischen Studien einige Monate in Berlin auf. In seine Garnison zurückgekehrt, wurde von Freydorf im Herbst 1843 zur Anwohnung bei dem Manöver des X. Bundes-Armeecorps und zur Berichterstattung über Alles, was die Reiterei betraf, nach Lüneburg entsandt, und erweiterte seine Kenntnisse auf einer im Jahr 1845 unternommenen Reise nach Oesterreich, Italien und Frankreich. Bei Ausbruch der aufrührerischen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 wurde Rittmeister von Freydorf zunächst im März 1848 mit seiner Schwadron zur Unterdrückung dortiger Unruhen nach Schatthausen und Mauer befehligt. Er entledigte sich dieses Auftrags zur Zufriedenheit der requirirenden Behörden und der Einwohnerschaft so rasch, daß die Schwadron in wenigen Tagen nach Mannheim zurückkehren konnte. Im April desselben Jahres marschirte das Dragonerregiment von Freystedt Nr. 2 in das badische Oberland, wo es zu Niederhaltung drohender Unruhen und Bekämpfung etwaiger Einfälle von Freischaaren aus der Schweiz und Frankreich bis zum Oktober verblieb und wo Rittmeister von Freydorf mit seiner Schwadron rühmlichen Antheil an dem Gefechte bei Staufen vom 24. September 1848 nahm und die in die Schweiz zurückfliehenden Freischaaren bis zur Grenze zu verfolgen hatte. Eine beim Einmarsch in Staufen auf von Freydorf aus einem Hause abgefeuerte Kugel prallte, die Feldflasche zertrümmernd, an deren Lederüberzug ab. Im Februar 1849 wurde von Freydorf in das Dragonerregiment Großherzog versetzt, welches damals einen Theil der unter dem Befehl des württembergischen Generals von Miller oberhalb Freiburg i. B. stehenden Reichstruppen bildete. Als bei Ausbruch des Aufstandes in Baden vom Mai 1849 Theile dieser Truppen sich auflösten, auch bei Niederhaltung einer Meuterei von Infanteristen und Artilleristen der Kommandeur des Dragonerregiments Großherzog, Oberst von Rotberg, verwundet, der zweite Stabsoffizier aber erkrankt war, führten die Rittmeister von Glaubitz und von Freydorf, die Oberlieutenants von Menzingen und Würth, die Lieutenants von Menzingen und von Hornstein ihr Regiment in seine Garnison Karlsruhe zurück, wo dasselbe am 24. Mai vollzählig und in bester Ordnung einmarschirte. Rittmeister von Glaubitz hatte, um den Zusammenhalt des Regiments und das vorläufige Verbleiben der Offiziere zu ermöglichen, nach dem Wegfall jeder legitimen Autorität mit dem Civil- und

Digitized by Google

Militärkommissär des Oberrheinkreises, Advokaten Hennisch in Freiburg, in Gestalt schriftlich bewilligter Forderungen des Regiments eine Uebereinkunft abgeschlossen, wonach u. A. den Offizieren völlige Freiheit ihrer Person und ihrer weiteren Entschließungen nach Rückkehr des Regiments in die Garnison Karlsruhe vorbehalten war. Es waren schon während des Marsches dem Landesausschusse Ansprachen berichtet worden, worin die Offiziere ihre Mannschaften zum Festhalten an dem geleisteten Fahneneide aufgefordert hatten, in Karlsruhe war das Gerücht verbreitet, das Regiment beabsichtige den Umsturz der provisorischen Regierung. Die Aufregung an dem Sitze dieser Regierung steigerte sich, als die Offiziere einen ihnen vom Landesausschuß nach Malsch entgegengesandten, in Uniform gekleideten Fremden, angeblich Adjutanten des Kriegsministers, als »hergelaufenen Polen« behandelten, ihn zwar gegen drohende Mißhandlung schützten, aber den überbrachten Befehl, den Marsch nach Karlsruhe einzustellen und das Regiment nach Rastatt zu führen, mißachteten. Das Regiment hatte auf eine von Rittmeister von Glaubitz bei Scheibenhard (¾ Stunde von Karlsruhe) gestellte Anfrage, ob die Offiziere bei'm bevorstehenden Einmarsch auf ihre Soldaten rechnen könnten, mit einstimmigem »Ja!« geantwortet, zog, während in der Stadt Generalmarsch geschlagen wurde, mit einem Hoch auf den Großherzog durch das Mühlburger Thor ein und stellte sich vor dem Rathhause auf, wo eben der Kommissär des Reichsministeriums, Hofgerichts-Direktor Christ, mit Verfügungen beschäftigt war, welche den als sehr bedrohlich angesehenen Einmarsch verhindern sollten. Ueber die Anordnungen, welche der Reichskommissär zur Verhütung eines »blutigen Zusammenstoßes mit den heranziehenden neuen Regierungstruppen« traf, und über die Unterhandlung mit Rittmeister von Glaubitz wolle Christs Bericht an das Reichsministerium vom Morgen des 25. Mai 1849 (bei v. Andlau, der Aufruhr und Umsturz in Baden Abth. III S. 227 ff.), über das Folgende eben diese Schrift, ferner Prof. L. Häußers Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution S. 381, 456 ff. und die Militärmeuterei in Baden, von einem badischen Offizier, 2. Aufl. S. 80 - 88, verglichen werden. Karlsruhe und das dortige Militär war damals ganz in der Gewalt der revolutionären Regierung, der letzte Widerstand einzelner Beamten und Offiziere, einzelner Theile der Truppen und Bürgerwehr, war gebrochen und es hatten sich noch keinerlei Anfänge einer Gegenströmung gebildet. Die Führer des Dragonerregiments Großherzog waren auf Unterhandlungen mit dem einzigen einigermaßen legitimirten Beamten, dem Kommissär der von Baden anerkannten Reichsregierung, angewiesen, und von diesem war nun die Unterbringung der Pferde in den Stallungen der Kaserne zu erlangen, während die Mannschaft statt in der Kaserne bei den Bewohnern zerstreut einquartiert und bewirthet wurden und so aus der Hand ihrer Offiziere kamen, welche theils im Gasthof zum Erbprinzen, theils in Privathäusern Wohnung nahmen. Am frühen Morgen des 25. Mai sahen sich diese durch Umstellung ihrer Wohnungen von ihren Soldaten abgeschnitten, von zahlreichen Freischaaren überfallen und verhaftet. Inzwischen war das Regiment ohne Offiziere auf dem Marktplatze versammelt, von einem Mitgliede des Ausschusses angeredet und auf die Reichsverfassung und den Landesausschuß beeidigt worden. Daß die Existenz der provisorischen Regierung mit der Reichs- und Landesverfassung unvereinbar und der verlangte Eid ein Unding war, hatten auch die zahlreichen hohen und niederen Beamten übersehen, welche denselben Schwur, mit Vorbehalt des Eides auf die Verfassung, leisteten. Die Offiziere, welchen, vor den Landesausschuß geführt, die Beeidigung des Regiments eröffnet und die Ablegung desselben Eides zugemuthet wurde, erklärten mit Berufung auf den dem Großherzog geleisteten Eid, daß ein Ehrenmann nur einen Eid schwören und halten könne, worauf sie nach

Digitized by Google

kurzer Berathung des Ausschusses wegen Versuchs des Umsturzes eben dieses Ausschusses, wegen Haltung reaktionärer Reden und Zuwiderhandlung gegen den Befehl des Kriegsministeriums für verhaftet erklärt und vermittelst eines schon seit zwei Stunden für diesen Akt der Justiz geheizten Lokomotivs in Begleitung von Freischaaren zur Aburtheilung durch ein improvisirtes Kriegsgericht nach Rastatt verbracht wurden. Nach damaliger Stimmung der Besatzung von Rastatt war anzunehmen, daß es zur Aufstellung eines abschreckenden Beispiels gar keines Kriegsgerichts bedurfte. Die verhafteten Offiziere hatten in der That nur ihrer würdigen und ernsten, doch nicht herausfordernden Haltung und der Bedeckung durch Bürgerwehr während des Transports in die für sie bestimmte Kasematte der Festung Rastatt zu verdanken, daß sie nicht schon auf diesem Wege von den sie mit geschwungenen Faschinenmessern und Säbeln begleitenden, mit dem Tode bedrohenden menterischen und von Freischärlern aufgereizten Soldaten der Festungsgarnison niedergemacht wurden. »Schlagt sie todt! Latourisiren muß man die Verräther, die Windischgrätzler!« lautete das Stichwort. Auch in der Kasematte (Fort A, Bastion 11, Nr. 13), in welcher das Lager der Offiziere aus in der Feuchtigkeit faulendem Stroh bestand, so daß die Mehrzahl theils noch in der Gefangenschaft, theils in deren Folge erkrankte, waren dieselben täglich Gegenstand schwerster Bedrohungen durch außerhalb sich ansammelnde, zuweilen auch in das Haftlokal eindringende Freischärler und Soldaten. Der Reichskommissär erwirkte nur, daß nicht sofort ein Kriegsgericht aus der meuterischen Soldateska eingesetzt, sondern zuvor eine Art Untersuchung durch ein gemäßigteres rechtsgelehrtes Mitglied des Landesausschusses (Anwalt Barbo) eingeleitet wurde, konnte aber weder eine Freilassung, noch auch nur eine Verbringung der Offiziere an einen andern Ort durchsetzen. Die Eröffnung eines Erlasses des Reichsministeriums vom 28. Mai, welcher den Mißbrauch der Rechtsformen zur Uebertünchung eines Gewaltaktes rügte und die Mitglieder des Ausschusses mit ihren Köpfen für die Sicherheit und Freiheit der Offiziere der deutschen Centralgewalt gegenüber haftbar erklärte, hielt Christ laut Bericht vom 30. Mai nach Rücksprache mit seinen Kollegen Anwalt Zell und Giskra im eigenen Interesse der Verhafteten für bedenklich, und würde wohl auch in damaliger Lage keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben. Hofgerichts-Direktor Christ wurde sodann durch Erlaß des Reichsministeriums vom 31. Mai seines Kommissoriums enthoben. Der damals aus dem Staatsdienste zurückgetretene Anwalt R. von Freydorf in Mannheim wurde zwar als Bruder eines und Vetter dreier der Angeklagten nach einer erregten Scene mit G. von Struve, welcher zu Ende Mai dem Kriegswesen vorstand, zu Vertheidigung und einmaligem Besuche in den Kasematten (unter Aufsicht) zugelassen; aber der nicht schwierige Nachweis, daß die Verhafteten weder nach bestehendem badischem Rechte, noch nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen irgend ein Verbrechen, am wenigsten, so lange sie im Dienste des Großherzogs standen, eine Art Hochverrath und Insubordination gegen den Landesausschuß begangen hatten und haben konnten, daß schlimmsten Falls dieser Ausschuß nicht Beschädigter, Ankläger und Richter in einer Person sein könne, daß die Angeschuldigten, wenn es nur um eine Untersuchung zu thun sei, an jedem andern Orte eben so gut verwahrt werden könnten, als in Rastatt, wo sie ihres Lebens nicht sicher seien, und daß die öffentliche Meinung und ein künftiges Gericht den Landesausschuß schwerlich von der Mitschuld an einer täglich drohenden »Latourisirung« der Gefangenen freisprechen würde, ward zunächst mit ausreichenden Verfügungen (die Akten, ohne welche eine Entscheidung nicht getroffen werden könne, »seien in Verstoß« gerathen) beantwortet. Auch die Berufung auf die schriftlichen Zusagen des Civilkommissärs Heunisch fand kein Gehör, bis endlich die gemäßigteren Mitglieder der provi-

Digitized by Google

sorischen Regierung, der Untersuchungsrichter Anwalt Barbo und Advokat Brentano, die am 9. Juni vollzogene Verbringung der verhafteten Offiziere aus Rastatt (wo sie ohne Gefahr für ihr Leben nicht freigelassen werden konnten) nach Kislau, das auch als eine Art Festung galt, und am 14. Juni deren Freilassung durchsetzten. Die sieben Offiziere erfüllten auch die Vorbedingung dieser Freilassung, die Abgabe des Versprechens, weder gegen die Volkssache von Baden und Rheinpfalz, noch gegen die provisorischen Regierungen dieser Länder dienen zu wollen, erst nachdem eine militärische Autorität ersten Ranges, hierüber befragt, deren Zweifel gegen die Statthaftigkeit einer solchen Zusage mit Hinweisung auf die damalige Sachlage beseitigt hatte. Nach Unterdrückung des Aufstandes und bei Reorganisirung der Reiterei wurde von Freydorf sofort als Kommandant der ersten Schwadron dem Depot Nr. 3 zugetheilt, hatte im August 1849 in Jestetten die auf der Flucht in die Schweiz verschleppten 400 bis 500 Pferde badischer Offiziere, Truppentheile und wohlhabender Einwohner in Empfang zu nehmen, und marschirte am 17. Juli 1850 mit dem 3. Reiterregiment nach Kottbus, Provinz Brandenburg, von wo das Regiment am 1. Dezember 1850 in seine Garnison Mannheim zurückkehrte. Im Jahr 1854 hatte der Erzbischof von Freiburg durch ein an sämmtliche Dekanate gerichtetes Zirkular vom 5. Mai im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen das gesammte sogenannte katholische Kirchenvermögen, insbesondere auch das den einzelnen Kirchengemeinden gehörige, zur ausschließlichen Aufsicht über Verwaltung und Verwendung in Anspruch genommen. Während im ganzen Lande die Mitglieder der Stiftungsvorstände die Großh. Regierung in den zu Vereitelung solchen Uebergriffs getroffenen Maßregeln unterstützten, fanden in einigen Orten des Odenwaldes die von kirchlicher Seite ausgesprengten Gerüchte Glauben, als wolle sich die Großh. Regierung das katholische Orts-Stiftungsvermögen aneignen, und wurden Unruhen und Auflehnungen gegen die zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung und zu Rettung des Stiftungsvermögens getroffenen Maßregeln veranstaltet, welche eine Entsendung von Exekutionstruppen veranlaßten. Hiezu wurde neben einem Bataillon Infanterie unter Oberstlieutenant Weber auch die von Rittmeister von Freydorf befehligte Schwadron des 3. Dragonerregiments bestimmt, welche in kurzer Zeit in den Gemeinden Götzingen, Bretzingen, Königheim, Heckfeld, Werbach und Hochhausen die gesetzliche Ordnung herstellte. Ein im höchsten Auftrage ergangenes Schreiben des Kriegsministeriums vom 30. Juni drückte den Offizieren der Schwadron große Befriedigung über die Führung und Haltung der Mannschaft bei Lösung der ihr gestellten Aufgabe aus. Zur Kennzeichnung der Mittel, deren man sich damals bediente, um den klerikal gesinnten Theil der Bevölkerung in steter Aufregung zu erhalten, sei folgendes Erlebniß mitgetheilt. Bei'm ersten Erwachen in Götzingen hörte von Freydorf die Kinder des Ortes mit hölzernen Klappern lärmend und mit dem Rufe »in die Kirche!« das Dorf durchziehen. Es ergab sich, daß der Pfarrer für die ganze Dauer des kirchlichen Konfliktes das Läuten der Glocken eingestellt, den Schlüssel zum Thurme an sich genommen und jene neue Art des Rufes zur Kirche angeordnet hatte. von Freydorf ließ alsbald die Klappern einsammeln, den Thurmschlüssel abholen, jenen täglich dreimal wiederholten Höllenlärm durch das gewohnte Läuten der Glocken am Morgen, Mittag und Abend ersetzen; es kehrte Ruhe und Friede wieder ein und die Exekutionsmannschaft konnte nach 2 Tagen unter Entgegennahme des durch eine Deputation Namens der Gemeinde ausgedrückten Dankes und Versprechens künftigen Wohlverhaltens abmarschiren. von Freydorf rückte noch im Jahr 1854 zum Major, 1859 zum Oberstlieutenant vor, als welcher er 1860 zum Kommandanten des 2. Dragonerregiments Markgraf Maximilian ernannt wurde, in welchem er seit

Digitized by Google

1854 diente. Im Jahr 1862 zum Obersten befördert, dann am 20. Juni 1866 in den Ruhestand versetzt, wurde von Freydorf gleichzeitig zuerst provisorisch, dann mit dem Charakter als Generalmajor endgiltig zum Garnisonskommandanten der Residenzstadt Karlsruhe ernannt, welche Stelle er auch während des deutsch-französischen Krieges der Jahre 1870/71 mit aller der Umsicht und Thatkraft versah, welche die damaligen verschiedenen Aufgaben erforderten. Zahlreiche hinterlassene Aufsätze, Auszüge und Notizen über Strategie, Taktik, Festungsbau, Kriegsgeschichte, Bekleidung und Ausrüstung von Mann und Roß, Behandlung der Pferde, Thierarzneikunde, in der Garnison, auf Märschen und Reisen gesammelt, beweisen den Ernst, mit welchem Karl von Freydorf seine dienstlichen Aufgaben erfaßte. Daß er seine Kenntniß vom Pferde praktisch zu verwerthen verstand, belegen die auf Märschen gemachten Tagebuch-Einträge, wonach in der Regel keine oder sehr wenige Pferde seiner Schwadron erkrankt oder gedrückt waren. v. Freydorf hatte im Jahr 1856 das Ritterkreuz, 1865 das Kommandeurkreuz mit Eichenlaub des Zähringer Löwen-Ordens, 1871 den Stern zu letzterem erhalten. Im Jahr 1867 war ihm der Königlich Preußische Kronenorden II. Klasse, 1871 die Kriegsdenkmünze am Kombattantenbande verliehen worden. Nach der Militärkonvention im Jahr 1871 in den Verband der Preußischen Armee aufgenommen, starb Karl von Freydorf an einem Lungenschlag den 18. März 1878. R. von Freydorf.

Berthold Michael von Freydorf,

ein jüngerer Bruder des Vorigen, aus der zweiten Ehe des Generallieutenants, K. E. W. von Freydorf mit Clementine, geb. von Stöcklern-Grünholzegg, war am 17. Dezember 1820 zu Frankfurt a. M. geboren, wo der Vater die Staaten des achten Armeecorps (Württemberg, Baden und Großherzogthum Hessen) in der Bundes-Militärkommission vertrat (vgl. Bad. Biogr. I. Thl. S. 258). Im elterlichen Hause, im Lyceum und der Kriegs- und Artillerieschule zu Karlsruhe erzogen und militärisch ausgebildet, trat Berthold von Freydorf im April 1838 als Freiwilliger und Offiziersaspirant bei der Artilleriebrigade daselbst ein, wurde im Jahr 1840 zum Portepée-Fähnrich, dann zum Lieutenant, am 4. November 1844 zum Oberlieutenant befördert. Von Anfang an der reitenden Batterie zugetheilt, hatte er sich im Jahr 1844 auf den Reitbahnen in Hannover und Berlin, im Jahr 1845 in dem Equitationsinstitut zu Salzburg und der K. K. Hof-Reitbahn in Wien zu einem ausgezeichneten Reiter und Instruktor herangebildet. Im Jahr 1848 machte Berthold von Freydorf in der reitenden Batterie den von General von Gagern befehligten Zug gegen die Aufständischen unter Hecker und das Gefecht auf der Scheideck bei Kandern mit, in Folge dessen die Freischaaren zersprengt und in die Schweiz gedrängt wurden. Bei Ausbruch der Meuterei in Karlsruhe, am 13. Mai 1849, stand die von Hauptmann Großmann kommandirte reitende Batterie, welche bis zu Ende ihrer Pflicht und ihren Offizieren treu blieb, zum Einschreiten bereit, in dem nahen Gottesaue; sie wurde schließlich spät am Abend zu dem östlichen Ausgang des Fasanengartens kommandirt und begleitete die Nacht hindurch die Großherzogliche Familie nach Germersheim. Die reitende Batterie und eine inzwischen hinzugekommene Abtheilung der Fußbatterien mit 8 Geschützen, außerdem etwa 70 Dragoner unter Oberlieutenant Freiherrn von Geusau und 30 Infanteristen unter Oberlieutenant Stengel hatten nach einem Bivouak im unvollendeten rechtsrheinischen Brückenkopfe der Festung den von dem Generallieutenant, seit März 1848 Präsident des Kriegsministeriums, Hofmann geführten, in den Badischen Biographieen I. Thl. S. 385 und »die Militärmeuterei in Baden«, 2. Aufl. S. 39 ff. beschriebenen Zug über Ladenburg und Sinsheim bis zur württembergischen

Digitized by Google

Grenze bei Fürfeld und Bonfeld mitzumachen, wo sich schließlich die betheiligten Truppenkörper auflösen mußten. Die auf württembergisches Gebiet übergetretenen Offiziere wurden von nachgezogenen Freischaaren überfallen; schon waren unter wüstem Geschrei und wilden Rufen zur Niedermetzelung Sensen und Gewehre gegen die wenigen Offiziere erhoben und angeschlagen, als einer derselben mit dem Ausruf vortrat: »da habt ihr mich! nehmt mich!« Den folgenden Moment einer Zögerung in der Ausführung des Angriffs benützten Führer der gleichfalls herbeigekommenen Heilbronner Bürgerwehr, um beschwichtigend dazwischen zu treten und in der Form einer Verhaftung die badischen Offiziere nach Heilbronn zu geleiten. Berthold von Freydorf verfügte sich von da nach Frankfurt a. M. und stellte sich behufs Verwendung bei Niederwerfung des Aufstands zur Verfügung. Er wurde dem Generallieutenant Grafen von der Gröben beigegeben, welcher das von Frankfurt aus operirende Königl. Preußische Corps befehligte. Versuche, welche von Freydorf mit den andern Offizieren der reitenden Batterie bei'm Einrücken jenes Corps in Baden machte, die wider Willen in den Reihen der Aufständischen befindliche Batterie noch rechtzeitig heranzuziehen, scheiterten an den jenseits bei der Aufstellung getroffenen Anordnungen. von Freydorf war von nun an bei den Operationen und Treffen des von Gröben'schen Corps betheiligt, lag zuletzt vor Rastatt, bei dessen Uebergabe ihm, von dem vordersten Führer der Kapitulirenden geritten, sein eigenes bei'm Ausmarsch zurückgelassenes, seither vermißtes Pferd entgegenkam. von Freydorf erhielt außer der Gedächtnißmedaille für Niederwerfung des Aufstandes den Königl. Preußischen Rothen Adlerorden 4. Kl. mit Schwertern und blieb bis in die neuere Zeit in brieflichem Verkehr mit seinem damaligen kommandirenden General. Zunächst dem Depot der reitenden Artillerie zugetheilt, mit welcher er den Winter 1850—51 in Donaueschingen zubrachte und 1852 zum Hauptmann ernannt, wohnte v. Freydorf auf höchsten Befehl S. K. H. des Regenten und Großherzogs den vom 23. August bis Ende September 1852 in Magdeburg abgehaltenen Belagerungs- und Vertheidigungsübungen und den Manövern bei Potsdam an und wurde ferner im August und September 1855 zu einer Instruktionsreise nach Mainz, Koblenz, Köln, Arnheim, Amsterdam, Antwerpen, Haag, Rotterdam, London, Dover, Boulogne, Paris, Metz und Straßburg entsandt, wobei er hauptsächlich das Festungswesen und Alles auf die Artillerie Bezügliche in's Auge zu fassen hatte. Ebenso war von Freydorf von badischer Seite zu den im September 1860 abgehaltenen umfassenden Uebungen der Belagerung und Demolirung der Festung Jülich, im Juli 1861 zu den bei Berlin angestellten Schießversuchen mit gezogenen vierpfünder Gußstahl-Rohren abgeordnet. Ueber alle diese Sendungen und die dabei gemachten Wahrnehmungen wurden ausführliche Berichte erstattet. Im Jahr 1862 ersann von Freydorf die Konstruktion eines gezogenen Vorderladungsgeschützes mit künstlicher Zugführung, welches die Vortheile der Vorder- und Hinterlader vereinigen, namentlich den für letztere stets erforderlichen Verschluß sammt dessen Nachtheilen beseitigen sollte. Nach eingehender Prüfung wurden mit einer nach dem neuen Systeme hergestellten Kanone Schießversuche gemacht; da jedoch die Präzision der Hinterlader zunächst nicht zu erreichen war, die Proben nicht weiter verfolgt. Das Geschütz und das Ergebniß der damit angestellten Versuche ist von Berthold von Freydorf in V. Streifleurs österreichischer militärischer Zeitschrift IV. Jahrgang 1863, 2. Bd., S. 105—110 beschrieben. Ein in derselben Zeitschrift V. Jahrgang 1864, 3. Bd., S. 61 abgedruckter Aufsatz des österreichischen Artilleriehauptmanns Köchert zieht, vorbehaltlich einiger Verbesserungen, das von Freydorf konstruirte Geschütz dem Armstrong'schen vor. von Freydorf war 1853 bis 1855 Mitglied der Geschützrevisions-Kommission, dann 1862 der Prüfungskommission für Offiziere. Er war vom Dezember 1856

Digitized by Google

bis 1857 dem damals während Seiner Verlobung mit Prinzessin Cäcilie Gr. H. in Karlsruhe weilenden Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, im Juli 1865 S. K. H. dem Großherzog von Hessen als Begleitungsoffizier beigegeben, erhielt 1862 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens, 1857 den russischen Stanislaus-Orden II. Klasse, 1864 die badische Dienstauszeichnung II. Klasse, 1865 das Komthurkreuz des hessischen Verdienst-Ordens Philipp des Großmüthigen. Seit 1860 Major, wurde von Freydorf am 26. Mai 1865 zum Flügeladjutanten S. K. H. des Großherzogs ernannt, als welcher er die Ehre hatte, S. K. H. während des Winteraufenthalts in Vevey von 1865 auf 1866 und auf anderen Reisen zu begleiten. von Freydorf blieb auch in seiner neuen Eigenschaft Mitglied des Artilleriecomité's und in anderer Weise in den Angelegenheiten seiner Waffe thätig. Im Juni 1866 zum Oberstlieutenant befördert, ward von Freydorf während des deutschen Krieges wiederholt mit besonderen hohen Aufträgen in das Hauptquartier der badischen Felddivision gesandt, erhielt die Felddienst-Auszeichnung und das Eichenlaub zum Zähringer Löwen-Orden. Im Mai 1867 begleitete von Freydorf S. K. H. den Großherzog an das Königliche Hoflager zu Stuttgart, im März 1868 hatte derselbe im höchsten Auftrag der Beisetzung der Leiche des Königs Ludwig I. von Bayern in München anzuwohnen. Zu demselben Monat wurde von Freydorf zum Obersten und Kommandeur des Festungs-Artilleriebataillons befördert, als welcher er in Rastatt verblieb, bis er bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, am 18. Juli 1870, zum Kommandeur des Feld-Artillerieregiments ernannt wurde, dessen Führung ihm kurz zuvor übertragen war. Nach Beendigung der Mobilmachung überschritt am 2. August von Freydorf mit seinen 9 Batterien, von welchen 4 der Corpsartillerie, 4 der Divisionsartillerie, die reitende der Kavalleriebrigade zugetheilt waren, den Rhein bei Maxau; nach Bivouak in und um Pfortz (bair. Pfalz) ging es am 4. und 5. August weiter über die Lauter und durch Lauterburg nach Aschbach im Elsaß, von wo die badische Division am Morgen des sechsten $1^1/_2$ Stunden nach der gleichfalls zur III. Armee gehörigen und unter den Befehl des Generals von Werder gestellten württembergischen Division, und zwar mit der Richtung auf Hohweiler und Kühlendorf aufzubrechen hatte. Hier traf Mittags Befehl ein, in beschleunigtem Marsch gegen Wörth vorzuschreiten; Oberst von Freydorf, welcher vorausritt, um Position zu machen, konnte noch bei Gunstedt dem Ende der ersten großen Schlacht beiwohnen, aber als die Batterien eintrafen, war der Tag entschieden. Nach dem Bivouak bei Oberdorf ging am 7. August der Marsch der badischen Division südlich nach Hagenau, am 8. nach Brumath. Dem ersten Hurrah der Mannschaften bei'm Ueberschreiten des Rheines folgte hier ein zweites bei'm Anblick des Straßburger Münsters. Die zuerst nur beobachtende Stellung verwandelte sich nach einer vergeblichen Aufforderung zur Uebergabe der Festung am 10. August auf unmittelbaren Befehl aus dem großen Hauptquartier in eine Einschließung und förmliche Belagerung Straßburgs, womit die badische Division aus dem Verbande der III. Armee ausschied. Die Geschichte dieser Belagerung ist in dem Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg I. Thl., 1. Bd., S. 244, 398 und Anl. 5, S. 72, I. Thl., 2. Bd., S. 1321—1367 und Anl. 52, S. 344, II. Thl., 1. Bd., S. 95—146, Anl. Nr. 68, 69, 70, S. 22—30, dargestellt. von Freydorf, welcher schon bei'm Ausrücken der badischen Division außer seinem Regimente die gesammte Feldartillerie zu befehligen hatte (Anl. 5, S. 72), war von Bildung des Belagerungscorps vor Straßburg bis zu dem am 27. August erfolgten Eintreffen des preußischen Generallieutenants von Decker in dessen Vertretung Kommandeur der gesammten Belagerungsartillerie und nach dieser Zeit Kommandeur der gesammten Feldartillerie (18 Batterien) vor Straßburg. Er war

Digitized by Google

in diesen Eigenschaften aus dem Stabe der Division in den Stab des Belagerungscorps übergetreten und war außer bei Anlage der Batterien an den andern Seiten der Festung auch insbesondere bei Errichtung der Batterien am rechten Rheinufer bei Kehl thätig, welche, ohne ihrerseits erheblichen Schaden zu leiden, die Citadelle von Grund aus zerstörten. Seine Funktion führte ihn häufig zu den Batterien im ganzen Cernirungskreis und er pflegte den Beschießungen bei einer oder der anderen derselben anzuwohnen. Ein seltenes Vorkommniß aus dieser Zeit verdient Erwähnung. Der preußische Ingenieurhauptmann Ledebour hatte in klug und kühn ausgeführten nächtlichen Rekognoszirungen gegenüber der Lunette 53 Minengänge entdeckt, welche er verlassen fand und entlud. Durch Eintreibung eines Schachtes gelangte man von den Parallelen in jenen Gang, von dem aus die Offiziere völlig gedeckt, aus nächster Nähe, wie aus einer Loge, die Wirkungen der Schüsse beobachten konnten, welche an einer kaum 50 Schritte entfernten Stelle der jenseits des Grabens sich erhebenden Eskarpemauer die entscheidende Bresche legten. Dem Hauptmann Ledebour, welcher in Folge im Lazareth zu leichter Verwundung hinzugekommener Blutvergiftung im Hause von Cornberg in Karlsruhe starb, ist im dortigen alten Kirchhof von Borgesetzten und Kameraden ein Denkstein errichtet. Während der ganzen Belagerung hatte die Feldartillerie auch einen Theil der Aufgaben der Belagerungsartillerie zu übernehmen, das Festsetzen und Lagern des Feindes an den Wällen zu verhindern, einzelne Magazine, Kasernen und Gebäude zu zerstören, den Verkehr auf Wegen und Eisenbahnen zu erschweren, Ausfällen entgegenzutreten, zu welchem Zweck an der rechten Flanke der ersten Parallele stets vier Geschütze bereit stehen mußten, zuweilen unthätig die feindlichen Geschosse über sich ergehen lassend. Nach der am 28. September erfolgten Uebergabe Straßburgs, gleichzeitig mit dem Einzuge vom 30. September, wurde durch allerhöchsten Befehl von Ferrières aus den verfügbar gewordenen Theilen des Belagerungscorps das XIV. Armeecorps gebildet, welche Ziffer Baden dann auch im Frieden gerne beibehalten wollte und von welchem Corps die badischen Truppen noch heute den hauptsächlichsten Bestandtheil bilden. Die Hoffnung des Marsches auf Paris ging nicht in Erfüllung; das Corps, in welchem Oberst von Freydorf von nun an die Stelle eines Kommandeurs der Divisions- und bis zu der im Oktober erfolgten Ankunft des Generals Grafen von Sponeck auch der gesammten Artillerie des Corps bekleidete, hatte vielmehr gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Châtillon s. S. zu marschiren, unterwegs die Formation von Truppen zu hindern, die Bevölkerung zu entwaffnen, für Nutzbarmachung der Bahn Blainville-Epinal-Chaumont zu sorgen (vgl. Deutsch-franz. Krieg II. Thl., 1. Bd., S. 143, 305—346, Anl. Nr. 80, 81, S. 117—121). Nach dem langen Festungskriege war auch diese Bewegung nach vorwärts willkommen, wenn auch der Kampf gegen überall sich zeigende, aber selten Stand haltende und sich in Berge und Wälder zerstreuende Franctireurs und kleine Truppenabtheilungen gerade für die Artillerie keine angenehme Aufgabe war. Doch hatte dieselbe wiederholt Gelegenheit zu ausschlaggebendem Eingreifen; so am 6. Oktober zwei Batterien bei Etival und Nompatelize, am 22. Oktober vier Batterien bei Etuz, Cußey und Auxon dessus am Ognon, am 27. Oktober bei Saint Seine l'Eglise und Essertenne. Bei Fortsetzung des Marsches nach Dijon wurden unter Mitwirkung der Artillerie Arc sur Tille, Varois, St. Apollinaire vom Feinde gesäubert und wurden die unter günstigen Terrainverhältnissen bei und in Dijon festeren Stand haltenden Theile einer sich bildenden Armée de la côte d'or angegriffen und durch die von den Höhen zu beiden Seiten der Straße von St. Apollinaire gegen den vom Feinde besetzten südlichen und östlichen Theil von Dijon feuernden sechs Batterien zur Räumung der Stadt genöthigt. Von Dijon aus, wo das

Digitized by Google

Hauptquartier der badischen Division vom 31. Oktober bis 27. Dezember 1870 blieb, kamen dann mit den zu Rekognoszirungen, Erhebung von Requisitionen, Aufsuchen von Verbindungen entsandten Detachements wiederholt, insbesondere bei St. Jean de Losne (zweimal), Brazey, Auxonne, St. Vit, St. Usage, St. Seine, Nuits, Lambernon, Bougert, Morey, Plombières, Prénois (26.), Pasques (27. November) einzelne Batterien zur Thätigkeit. Ob die Aussage von Gefangenen richtig war, wonach eine der Granaten der Batterie Holz, welche den auf der Straße von Pasques gegen Panges Fliehenden nachgesandt wurden, das Gespann des Wagens Garibaldis getroffen hätte, mag aus jenseitigen Berichten über diese Gefechte kontrolirt werden. Hatte schon die Kapitulation von Metz und die Entsendung eines Theiles der II. Armee gegen Troyes und Châtillon an der oberen Seine hin die Aufgabe des XIV. Armeecorps einigermaßen verändert und räumlich beschränkt (Deutsch-franz. Krieg II. Thl., 1. Bd., S. 337), so hatte dasselbe von Mitte Dezember an die Weisung, hauptsächlich die Belagerung von Belfort zu fördern, die rückwärtigen Verbindungen der II. und III. Armee zu sichern, den Landstrich zwischen Dôle und Arc et Sénans zu besetzen, von dort einen Bewegungskrieg zu führen und kräftige Vorstöße gegen feindliche Truppenansammlungen zu machen (Deutsch-franz. Krieg, II. Thl. S. 721 und Anl. 112, S. 361). Eine Folge dieser Anordnungen war der Marsch auf Nuits und das dortige siegreiche Gefecht gegen die Division Crémer vom 18. Dezember, bei dem von Freydorf mit 6 Batterien betheiligt war, welche insbesondere bei der Einnahme von Boncourt, dann zu beiden Seiten der Straße von da gegen Nuits, zuletzt am Eisenbahn-Einschnitt und jenseits der Bahnlinie auffahrend den Ansturm der Infanterie unterstützten. Vom Feld-Artillerieregiment waren 1 Offizier, 50 Mann, 57 Pferde todt und verwundet (Deutsch-franz. Krieg II. Thl., 2. Bd., S. 725—733, Anl. 113, S. 364—369). Nachdem am 22. Dezember noch eine Batterie auf Châtillon entsandt war, wurden in Folge der Nachrichten über Bildung und Vorrücken bedeutender Truppenmassen aus dem Süden und Westen die Streitkräfte des XIV. Armeecorps um Vésoul zusammengezogen, Dijon am 27. Dezember geräumt und die badische Division südwestlich von Vésoul aufgestellt, von wo aus wieder unbedeutende Gefechte gegen zurückweichende kleine feindliche Abtheilungen, mit Gefangennahme einer Anzahl der Gegner und Einnahmen einzelner Ortschaften ausgeführt wurden. Schon sollte das Corps in westlicher und südlicher Richtung wieder vordringen, als bestimmtere Anzeichen sich in der Nähe sammelnder Truppenmassen Halt geboten. Bei'm ersten Zusammenstoß vom 5. Januar 1871 vertrieb die vierte leichte Batterie eine feindliche Abtheilung bei Vellefaux. Um diese Zeit gewannen die Heerführer die Ueberzeugung, daß eine starke französische Armee, diejenige Bourbakis, an Vésoul vorüber nach Osten, zum Entsatze von Belfort rücke. Bei dem auf 9. Januar zur Störung und Verzögerung dieses Marsches angeordneten Angriff auf Villersexel wirkten vier der badischen Batterien, eine bei'm Schutze der Kriegsbrücke über den Ognon bei Aillevans, drei bei der Besetzung von Marat mit. Die am 10. Januar bei Aillevans versammelte badische Division traf am 11. in und um Frahier und Chalonvillars, an der Linie der Lisaine, und somit zwischen dem belagerten Belfort und dem gleichzeitig heranziehenden feindlichen Heere, auf dem rechten Flügel der zu nehmenden Stellung, ein. Das XIV. Armeecorps war durch eine soeben angelangte Direktive aus dem großen Hauptquartier von der Aufgabe der Sicherung des Landes westlich der Vogesen entbunden und hauptsächlich auf Deckung von Belfort angewiesen worden. Mit dem 11. Januar übernahm General von Werder auch den Befehl über das Belagerungscorps von Belfort, welches nunmehr mit dem XIV. Armeecorps und dem II. und VII. Corps die neugeschaffene, unter den Befehl des Generals von Manteuffel gestellte Süd-Armee bildete. In der drei-

Digitized by Google

tägigen Schlacht an der Lisaine vom 15., 16. und 17. Januar waren die badischen Batterien auf der ganzen Linie vom linken Flügel bei Montbéliard, bei Grand Charmont, La Grange Dame, Béthoncourt, Bussurel, Héricourt, dem Mont Vandois, Luze, Chagey, Chénebier bis Frahier aufgestellt und verwendet. Sie setzten mit den Truppen der andern Waffengattungen des Armeecorps den Durchbruchversuchen der Franzosen bei Bussurel, bei Tavey und dem Mougnot, und zuletzt bei Chénebier und Chagey ihr »Wir lassen sie nicht durch!« entgegen, halfen die feindliche Infanterie zurückwerfen, demontirten die französischen Batterien und hatten einen hervorragenden Antheil an der ausdauernden Zurückweisung der von General Bourbaki befehligten dreifach überlegenen französischen Ostarmee und folgeweise an der Sicherung der fortdauernden Belagerung von Belfort, an dem Schutze der rückwärtigen Verbindungen der in Frankreich stehenden deutschen Armeecorps und an der Abweisung eines geplanten französischen Einfalls in ihr engeres Vaterland Baden. von Freydorf sollte zum Schluß auch noch persönlich die Leistung der feindlichen Artillerie erproben. Bei Montbéliard traf ihn ein Sprengstück eines nahe über ihm platzenden Shrapnel so hart, daß er sich im Moment schwer verwundet glaubte; dasselbe hatte aber nur streifend, vielleicht durch das Pelzfutter abgelenkt, Stücke aus dem Ueberzieher gerissen, den er in Folge der eingetretenen Winterkälte von Hause einverlangt und kürzlich nachgesandt erhalten hatte. Ueber den Zug von Vésoul an die Lisaine, über die dortigen Aufstellungen und den Gang der Schlacht vgl. Deutsch-franz. Krieg, II. Thl., 2. Bd., S. 1031—1136 und Anl. Nr. 133—141, S. 494—550. Obgleich die Departements des Doubs, Jura, Côte d'or und die Belagerung von Belfort von dem am 29. Januar 1871 abgeschlossenen Waffenstillstande ausgenommen waren, mußte sich nach dem Uebertritt der Armee Bourbakis in die Schweiz die Aktion auf jenem Kriegsschauplatz auf die Fortsetzung der Belagerung der Festung beschränken. Einzelne Batterien waren noch zur Verfolgung des Feindes in Verbindung mit den zwei Corps des heranmarschirenden Generals von Manteuffel verwendet worden, aber von Freydorf war mit seinem Regimente und der Artillerie der badischen Division bei keinem ernstlichen Treffen mehr betheiligt. Vom 19. Januar ab befand sich von Freydorf mit dem Divisionsstabe in Frahier, Athenans, Villersexel, St. Vit (bei Besançon), dann im Februar in La Barre, Dôle, von wo im März die Rückkehr über Marnay, Moucey, Beaume les Dames, Isle sur le Doubs nach Montbéliard, von da über Altkirch, Mülhausen, Colmar, Straßburg, Achern und Rastatt nach Karlsruhe erfolgte, wo die badische Division nach einer Parade vor S. K. H. dem Großherzog, von der Bevölkerung feierlich begrüßt und festlich empfangen, am 3. April 1871 einzog. von Freydorf, welcher sich überall, meist auch bei den unbedeutenderen Aktionen einzelner seiner Batterien persönlich betheiligt hatte, erhielt nach der Uebergabe von Straßburg das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, nach dem Gefechte bei Nuits unter Anerkennung hervortretender Tapferkeit und ausgezeichneter Leistungen den Karl Friedrichs-Militär-Verdienstorden, nach der Schlacht von Belfort das Eiserne Kreuz erster Klasse und das Kommandeurkreuz des Zähringer-Löwenordens mit Schwertern und Eichenlaub. Wie von Freydorf diese ihm von S. Majestät dem Kaiser und S. K. H. dem Großherzog verliehenen Auszeichnungen gerne den Leistungen der von ihm befehligten Artillerie verdankte, so hatte er andererseits die Genugthuung, deren Verleihung von der Zustimmung und in jeder Form ausgedrückten freudigen Theilnahme seiner Vorgesetzten und Untergebenen begleitet zu sehen. von Freydorf trat in Folge der Militärkonvention in Königlich Preußische Dienste über und führte das Kommando des nunmehrigen 14. (badischen) Artillerieregiments fort, bis ihn körperliche Leiden, welche im Kriege, wenn nicht ihren Ursprung genommen, sich doch verschlimmert

Digitized by Google

hatten, zum Rücktritt nöthigten. Als er im Jahr 1872 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt wurde, widmete ihm das Offiziercorps des Regiments mit dem Ausdruck des Bedauerns über den Austritt des ritterlichen, schneidigen Kommandeurs ein Andenken, auf welchem in silbernen Blättern die gemeinschaftlichen Belagerungs-, Gefechts- und Schlachttage verzeichnet sind. Nachdem von Freydorf, welchem inzwischen der Charakter als Generalmajor verliehen war, zuerst in Helgoland, dann in längerem Aufenthalt in Italien in den Jahren 1873—1875, zuletzt in Karlsbad vergeblich die Heilung eines schweren Magenleidens gesucht hatte, starb derselbe zu Karlsruhe am 12. November 1878. Seinem Sarge folgten, General von Werder an der Spitze, viele seiner Kameraden und Kampfgenossen. An ihm verloren die hinterbliebenen Schwestern, die Familie des Bruders einen erprobten Rathgeber und Vertreter, einen zuverlässigen Freund und Verwandten. Auch der erlauchte Landesherr widmete dem Verstorbenen in einem gnädigen Schreiben an die Familie noch ehrende Worte der Anerkennung.

R. von Freydorf.

Joseph Frick

wurde am 16. Juni 1806 zu Staufen im Breisgau geboren, wo sein Vater, ein angesehener, in Folge wohl benützten langen Aufenthalts in Frankreich und privater Studien namentlich in den Elementen der Mathematik den Bildungsgrad seiner Standesgenossen überragender Handwerker, wiederholt die Stelle des Gemeindevorstandes bekleidete. Der Knabe besuchte die Volksschule seiner Heimath und genoß daneben Privatunterricht in Latein und Geometrie, bis er 1819, ein Jahr nach dem Tode des Vaters, auf das Gymnasium in Freiburg gebracht wurde. Seine vom Vater ererbte Vorliebe für mathematische Studien erhielt hier durch einen Verwandten, vormals Professor der Mathematik an der Universität, nach Fricks eigenen Aufzeichnungen lebhafte Aufmunterung und Förderung, so daß er 1824, mit dem ersten Preise der Anstalt entlassen, eine mathematische Vorbildung auf die Hochschule der gleichen Stadt mitbrachte, wie sie auf unseren Mittelschulen entfernt nicht erreicht werden konnte und selbst den Lehrumfang einzelner Universitätsvorlesungen namhaft überstieg. Daß der begabte und äußerst strebsame Jüngling also auch hier wieder hauptsächlich auf seine privaten Studien angewiesen war, ist bei der damaligen wenig intensiven Pflege der mathematischen Disciplinen auf der Freiburger Hochschule nur natürlich und Frick sagt darüber selbst von sich: »Ich bin also in Mathematik so ziemlich Autodidact«. Neben der Mathematik war die Physik, welcher Wissenschaft er später das Bekanntwerden seines Namens auch außerhalb des Heimathlandes zu verdanken hatte, Hauptgegenstand seiner Studien. Eine hervorragende manuelle Geschicklichkeit kam ihm und dem vortragenden Lehrer, dem er etwa 4 Jahre lang als Assistent für die Experimente zur Seite stand, sehr zu statten. Obgleich aber Frick vollkommen entschlossen war, den beiden genannten Wissenschaften sein Leben ganz zu widmen, so glaubte er doch dem Rathe eines wohlmeinenden Freundes folgen und sich durch Absolvirung eines Fakultätsstudiums eine sichere Existenz gewinnen zu sollen. Demgemäß wandte er sich dem Studium der Medizin zu und erhielt 1831 nach 9 Semestern, während deren nicht nur die physikalischen und mathematischen Studien fortgesetzt, sondern zur Beschaffung der Lebensbedürfnisse auch noch Privatstunden gegeben werden mußten, die Licenz in innerer Heilkunde, Chirurgie und Geburtshilfe mit der Note »Vorzüglich befähigt«. Das darauf folgende Doktorexamen in der Medizin, mit der dazu geschriebenen Abhandlung über das spezifische Gewicht des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Theile hatte den nämlichen Erfolg. Im gleichen Jahre wurde auch das Examen als Lehramts-Praktikant für Mathematik und Naturwissenschaften bestanden, und zwar

Digitized by Google

wieder mit der Note »Vorzüglich«, jedoch ohne zunächst eine Aussicht auf Verwendung im Lehrfache zu eröffnen, was Frick so sehr gewünscht hätte. Nun hatte der Mediziner vorerst dem Physiker das Brod zu verschaffen. Frick trat als Assistent in die Klinik und fand hier reichliche Gelegenheit, sich auf die selbstständige ärztliche Praxis, die er vom Frühjahr 1833 bis Ende 1837 in Breisach entfaltete, vorzubereiten. In eben diesem Jahre kam endlich die ersehnte Gelegenheit zur Ausübung einer lehramtlichen Thätigkeit, und Frick kehrte nach Freiburg zurück, um dort an dem eben zum Lyceum (gleichbedeutend mit dem jetzigen Gymnasium) erweiterten Gymnasium eine Lehrstelle für Mathematik und Naturwissenschaft zu übernehmen, trotzdem sich für ihn die Verhältnisse in Breisach, wo er 1834 in Marie Mörden eine treue und von ihm bis an sein Lebensende hochgeschätzte Gattin gefunden, nach verschiedenen Richtungen hin sehr angenehm gestaltet hatten. Auch die großen pecuniären Opfer, die dabei zu bringen waren, konnten den Familienvater nicht abhalten, dem Berufe zu folgen, den der Jüngling schon als den seinigen erkannt hatte. Seine Lehrthätigkeit erhielt eine namhafte Erweiterung und erhöhte Bedeutung, als er im Jahre 1841 zum Vorstand der eben gegründeten höheren Bürgerschule ernannt wurde, ohne jedoch von dem Unterricht am Lyceum ganz entbunden zu werden. Die vielfachen mit der Einrichtung der neuen Anstalt verbundenen Schwierigkeiten wurden glücklich besiegt, die nöthigen Apparate für den physikalischen Unterricht von Frick — Dank seinem ungewöhnlichen und sorgfältig geübten mechanischen Talente — in einer eigens dafür eingerichteten Werkstätte zum Theil selbst gefertigt, oder verbessert oder, wenn schadhaft geworden, wieder hergestellt. Diese äußeren Arbeiten thaten aber, wie dies bei Anderen etwa geschehen könnte, seinem Lehramte und seinen wissenschaftlichen Studien nicht nur keinen Eintrag, sondern waren für letztere vielfach Grundlage und Anregung. Seine »Physikalische Technik« wäre ohne sie undenkbar. Nicht ohne Einfluß auf Fricks physikalische Studien war dessen Freundschaftsverhältniß zu Dr. Johannes Müller, Großh. badischem Hofrathe, Professor der Physik und Technologie an der Universität Freiburg, mit dem er sich gerne und wiederholt zu gemeinsamer Arbeit verband. Aus seinem Unterrichte heraus wuchsen nun die »Anfangsgründe der Naturlehre für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten«, deren Verbreitung in verschiedenen Theilen von Deutschland so erheblich war, daß im Jahre 1875, dem Todesjahre Fricks, bereits die achte Auflage erschien. Das »Lehrbuch der Naturlehre für obere Klassen höherer Lehranstalten«, welches im Jahre 1874 die zweite Auflage erlebte, schloß sich den »Anfangsgründen« an. Leichtfaßliche, klare Darstellung, die ihn seinen Schülern beim mündlichen Unterricht so werth machte und diesem selbst einen erfreulichen Erfolg sicherte, zeichnet auch diese schriftlichen Arbeiten aus. Aber von ganz besonderer Bedeutung für den Unterricht in der Physik ist er geworden durch »Die physikalische Technik oder Anleitung zur Anstellung von physikalischen Versuchen und zur Herstellung von physikalischen Apparaten mit möglichst einfachen Mitteln«. Daß Frick mit dieser vortrefflichen, den bewegten Jahren 1848 und 1849 entstammenden Arbeit, der ersten ihrer Art, einem vielfach gefühlten Bedürfnisse in glücklichster Weise entgegen kam, zeigte die äußerst wohlwollende Aufnahme des Buches, dessen fünfte Auflage im letzten Lebensjahre des Verfassers zur Versendung gelangte. »Es ist Zweck des vorliegenden Buches (Vorrede zur 4. Auflage), einerseits Anleitung zur Anstellung physikalischer Versuche zu geben und alle die Umstände aufzuzählen, welche das Gelingen derselben sichern, sowie dasjenige zu erörtern, was bei der Anschaffung der Apparate zu berücksichtigen ist: andererseits soll Anleitung gegeben werden, die meisten Apparate auf billige und zweckmäßige Weise herzustellen. Vieles von dem, was hier besprochen werden muß, findet sich vereinzelt in den Lehr-

Digitized by Google

büchern der Physik, ist aber denselben mehr oder weniger fremd; Vieles kann in einem Lehrbuche keinen Platz finden und vererbte sich gleichsam durch Tradition unter den Physikern.« Der Mann der Wissenschaft, der gewandte und sichere Experimentator und der in Handarbeit geübte Technologe, wie sie in Frick eine wohl seltene Vereinigung fanden, mußten sich gegenseitig unterstützen. Wenn Frick sich daneben auch noch mit dem öffentlichen Leben, in Industrie, in Gemeinde- und Staatsinteressen beschäftigte, so entspricht dies nur, und zwar vollständig, seiner hervorragend auf das Praktische gerichteten Natur, gibt aber zugleich einen Beweis von seiner großen Arbeitskraft. Sein Verhältniß zu dem Gewerbverein in Freiburg, dessen Zwecke er als langjähriger Vorstand durch häufige Vorträge zu fördern suchte, veranlaßte ihn 1851 zum Besuch der ersten Welt-Ausstellung in London, deren Nachfolgerinnen, einschließlich der 1873 zu Wien abgehaltenen, ihn jeweils als Jury-Mitglied für die von ihm gründlich gekannte Uhrenindustrie thätig sahen. Als Hauptmann der Freiburger Feuerwehr suchte er sich 1859 dem Feuerlöschwesen auch literarisch nützlich zu machen. »Die Feuerspritze. Anleitung zu deren Bau, Berechnung, Behandlung und Prüfung ꝛc.« erschien 1875 in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Vertreter der Stadt Freiburg in die Zweite Kammer der Ständeversammlung gewählt, nahm er, in den Reihen der liberalen Partei stehend, von 1859 bis zu seinem freiwilligen Austritt im Jahre 1869 an deren Arbeiten zwar nicht in der Eigenschaft des Redners, wohl aber als Kommissionsmitglied und besonders als Berichterstatter der Budgetkommission einen höchst schätzenswerthen Antheil. Das Jahr 1862 brachte seinem äußeren Leben eine bedeutsame Veränderung. Bei Gründung des Oberschulraths zum Mitgliede dieser Behörde berufen, siedelte er im September nach Karlsruhe über. Einigen Einfluß auf den Entschluß, das ihm und seiner Familie vollständig zur lieben Heimath gewordene Freiburg zu verlassen, übte der Umstand, daß ihm ein von seinem Feuerwehrdienste herrührendes leichtes Halsübel ein anhaltendes Sprechen im Schulsaale erschwerte und unräthlich machte. Daß Frick auch dem neuen Amte, obgleich es ihm vielleicht weniger zusagen mochte, als sein früherer Beruf, seine volle Kraft, sein ganzes Wissen und Können zur Verfügung stellte, bedarf kaum einer Erwähnung. Nicht blos die höheren Unterrichtsanstalten und die Gewerbschulen, welche letztere sämmtlich seiner Pflege anvertraut waren, sondern auch die Volksschulen sollten an seinem Reichthum Theil nehmen. Die »Anleitung zu physikalischen Versuchen in der Volksschule«, Braunschweig, bei Friedrich Vieweg und Sohn 1867, legt davon Zeugniß ab. Mit Fricks Hinscheiden am 11. Oktober 1875 verlor das engere Vaterland einen Mann, der, nicht an Größe des Geistes oder der Gelehrsamkeit oder der wissenschaftlichen Bedeutung, wohl aber in der Vereinigung eines ausgebreiteten theoretischen Wissens mit dem Verständniß für praktische Anwendung und mit praktischem Können als eine seltene, und bei der Schlichtheit seines Wesens, bei seinem geraden, offenen Charakter und seiner allzeit wohlwollenden Gesinnung auch liebenswürdige Spezialität bezeichnet werden kann. A. Armbruster.

Otto Funke

wurde am 28. Oktober 1828 zu Chemnitz geboren. Er entstammt einer hochangesehenen sächsischen Beamtenfamilie. Nach absolvirten Gymnasialstudien in Zwickau und Dresden bezog er 1846 die Universität Leipzig zum Studium der Medizin. Im Jahre 1851 Doktor, habilitirte er sich 1853 als Privatdocent der Physiologie, wurde 1854 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1860 als Ordinarius nach Freiburg berufen. Er hatte auf seinen Lebensgang aus dem Vaterhause jene unschätzbaren Tugenden mitgebracht, wie sie der in sittlicher

Digitized by Google

Achtung gefestigte, in Pflichtbewußtsein gesättigte Stand unserer deutschen Beamtenfamilien seinen Kindern mitzugeben pflegt. In seinen akademischen Studien treten besonders die Gebrüder Weber hervor und von diesen namentlich der berühmte Physiologe E. H. Weber. Die unsern Funke durch das ganze Leben begleitende Liebe zum Fache, seine gründliche physikalisch-chemische Bildung in demselben, der Ernst der Auffassung, die strenge Methode der Durchführung, die Wahrhaftigkeit der Arbeit, Alles das, was Funke später auszeichnete, er hatte es diesen Lehrjahren bei dem Meister zu danken, dem er stets ein pietätvolles Andenken bewahrte. In der Zeit bis zur Wegberufung von Leipzig, in einem Zeitraum von fast 10 Jahren, sehen wir ihn außerordentlich thätig in Bearbeitung einzelner Disziplinen seines Faches, wie namentlich der physiologischen Chemie. Aus dieser Zeit rühren zehn verschiedene Journalarbeiten, von denen namentlich die über das Blut und dessen Krystalle sehr wichtig und erfolgreich waren. Ihm gehört die Priorität der Entdeckung, daß es der eiweißartige Inhalt der Blutzellen ist, der die Krystalle bildet, und er auch hat zuerst die Bedingungen der Krystallbildung studirt. In dieser Zeit gab er auch seinen Atlas der physiologischen Chemie heraus, ein Werk, zu dem er durch seine mikroskopischen und chemischen Studien vorzüglich geeignet war und das auch durch Gründlichkeit und Reichhaltigkeit den Erwartungen vollständig entsprach. Seine größte Arbeit aber, die er in Leipzig noch übernahm, war sein Lehrbuch der Physiologie. Gleichsam als Vorarbeit dazu schrieb er die letzten Abtheilungen des zweiten Bandes des von A. F. Günther herausgegebenen Lehrbuches der Physiologie (Leipzig, Teubner 1853). Dann aber übernahm er für ständig das Lehrbuch der spezifischen Physiologie von Rud. Wagner. Im Jahr 1855/56 erschien dasselbe erstmals als Lehrbuch der spezifischen Physiologie von Otto Funke (Leipzig, Leop. Voß.). — So war diese Zeit eine wahrhafte Periode seiner Lehr- und Wanderjahre geworden, denn auch das letztere Bildungsmittel sollte ihm nicht fehlen. Eine Reise durch ganz Italien brachte auch ihm ihre gewohnten Schätze der wundervollsten Eindrücke, der mannigfaltigsten Erfahrung und unendlicher Belehrung. Das Jahr 1860 war für Funke ein glückliches Jahr. Mit der Berufung nach Freiburg in der Tasche, mit seinem allseitig anerkannten Lehrbuch in der Hand, an der Seite einer geliebten Frau, begleitet von der Freude seiner zärtlichen Eltern und den Glückwünschen seiner Freunde, trat er seine Reise nach dem Süden Deutschlands an. Er folgte dem Rufe nach Freiburg für die Lehrkanzel der Physiologie. Damit begann er eine zweite Epoche seines Lebens, in der seine so reich und mannigfaltig angelegte Begabung, deren glückliche Pflege und umfassende Ausbildung ihre Früchte tragen sollten. Er wußte rasch seine Stellung zu erfassen und zu sichern. Seine gute Schulung, seine allseitige physiologische Bildung eigneten ihn in vorzüglicher Weise dazu. Er war nie Spezialist in einseitigem Sinne, ein Vorwurf oder ein Vorzug, je nachdem die Parteistellung urtheilt. In seinem Lehrbuche, dem er nun seine volle, ungetheilte Kraft zuwandte, hat er sich ein unvergängliches Denkmal seiner universellen physiologischen Bildung gesetzt. Die reichhaltige Literaturkenntniß, die kritische Sichtung des gewaltigen in voller Gährung befindlichen Stoffes, die lichtvolle Aneinanderreihung der Thatsachen, die durchsichtige Logik in der Beurtheilung derselben, der dem Thema sich anschmiegende bald knappe, bald reiche Periodenbau, die belebende, frische Sprache, alles das sind unvergängliche Vorzüge des Werks. Vom Jahre 1863—69 besorgte er die vierte Auflage des Buches. Die fünfte, die er begonnen hatte, sollte er nicht mehr vollenden. — Funke hatte ein volles akademisches Leben, er war Gelehrter und Lehrer in gleich trefflicher Weise. Man wird wohl sagen dürfen, daß in dem eminenten Lehrtalent, mit welcher herrlichen Gabe ihn die Natur verschwenderisch beschenkt hatte,

Digitized by Google

ihn keiner seiner Zeitgenossen übertroffen habe. Jeder einzelne Vortrag war ein abgerundeter Aufsatz für sich. Streng logisch gehalten, aber ohne den Zuhörer durch die nackte Gedankengliederung zu ermüden, wußte er das starre Mauer- und Balkenwerk seiner logischen Deduktionen mit der reichsten Ornamentik einer blühenden Sprache, durch eine bilderreiche Plastik in Vergleichungen und Antithesen zu bekleiden und durch die scharfen Schlaglichter kritischer Beleuchtung seinen Vorträgen eine musterhafte Form zu schaffen. Seine Zuhörer saßen lautlos voll Aufmerksamkeit und Bewunderung ihm gegenüber und lauschten seinen Worten, die, nie stockend, nie unterbrochen, nie einer Korrektur bedürftig, wie ein ruhiger, bis auf den Grund klarer Strom dahinflossen. — Funke war kein Stubengelehrter, er liebte das volle Leben, das Wirken in demselben, die Freude an demselben. Neben seinem Fache, das ihn ganz erfüllte, hatte er einen offenen Sinn für alle Erscheinungen des Lebens, und seine Wissenschaft war ihm wirklich zur Lehre des Lebens geworden. Seine Liebe zur Natur wie seine Empfänglichkeit für die Schönheiten derselben war nur eine der Offenbarungen dieser seiner Verständnißinnigkeit mit dem Leben der Natur. Er war ein Freund der Kollegialität und bemühte sich eifrig für die Pflege der Beziehungen von Kollege zu Kollege, aber sein lebhafter Geist trieb ihn immer, auch fremde Kreise zu tangiren. Seine Reisen in Italien hatten ihn den Verkehr mit Menschen der verschiedensten Lebensstellung und des mannigfaltigsten Berufes gelehrt, sie hatten ihm den Sinn für Kunst geweckt und mit gleich großem Interesse verfolgte er immer die neuesten Erzeugnisse der schönen Literatur. Er kultivirte mit großem Eifer die Kreise, die ihm solche Beziehungen boten. So verkehrte Funke mit einer großen Zahl von Freunden und Bekannten der mannigfaltigsten Stellung und Berufsart und sein Haus bildete vielfach einen Mittelpunkt, in welchem mancher schätzbare, von der Nation geachtete Gast sich zeigte. So hatte er die Freude, Gustav Freytag, Berthold Auerbach, Wilhelm Jensen öfter bei sich zu sehen, und das Glück, der durch ihre geniale Begabung ausgezeichneten Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern durch viele Jahre nahe zu stehen. Es ist möglich, daß Funke aus diesen Beziehungen seine immer mehr erwachende Neigung schöpfte, aus dem stilleren Gelehrtenkreise mehr heraus in das öffentliche Leben zu treten. Er gewann die Ansicht, daß der Gelehrte, wie im Alterthum so auch jetzt, dem öffentlichen Leben nicht fern stehen dürfe. Aber lebensfrisch, wie er war, hatte er weniger Freude an politischen Diskussionen als an werkthätiger Arbeit. Es war wohl auch auf ihn etwas von seinem sächsischen Stamme übergegangen. Die Sachsen zählen einen Lessing und einen Gellert zu ihren Landsleuten, und es liegt in diesem Volke, welches mit zuerst in tief sittlichem und geistigem Ernst die Reformation fördern half, ein hohes Pflichtgefühl, eine geistige Regsamkeit, ein Arbeitstrieb nach außen neben tiefem und reichem Gemüthsleben. Endlich ist wohl zu beachten, daß Funke's Leben in eine Periode fiel, in welcher die berechtigte Reaktion gegen die Ausschreitungen der Naturphilosophie bereits übermächtig geworden und in eine unverstandene Polemik gegen jede philosophische Bestrebung umzuschlagen im besten Zuge war. Er lebte zu einer Zeit, in welcher die Werthschätzung der Naturwissenschaften aus dem ihnen zugehörigen Gebiet bereits in fremdes Terrain hinübergetragen und von einer Entbehrlichkeit der humanistischen Studien als fertiger Thatsache gesprochen wurde. Die materielle Richtung der Zeit, das Ueberwiegen und Tonangeben der realen und technischen Wissenschaften waren nur naturgemäße Zeichen dieser Strömung. Das stille Gelehrtenthum war vorüber. Alles drängte auf den offenen Markt des Lebens. Funke bildete mit seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner, bei aller Exaktheit seiner Forschung, doch ideal angelegten Natur eine glückliche Vermittlung. Eine Hauptkraft von ihm bestand in einer

Digitized by Google

außerordentlich raschen Auffassung, in bewundernswerther Fertigkeit, Fremdes, auch das Heterogenste, in sich aufzunehmen, rasch zu verarbeiten und zu einem einheitlichen Guß umzuwandeln. Diese Fülle der Auffassung kam ihm auch bei der schriftlichen und mündlichen Darstellung zu statten, und bei letzterer hatte er einen noch gewaltigeren Hilfsgenossen in seiner lebhaften Phantasie. So war er in der That vorzüglich geeignet zu dem Berufe, hinauszutreten in das volle Leben, als Wanderprediger für seine Wissenschaft und für die darin gefundenen Wahrheiten zu wirken. Aber seine gesund angelegte Natur, seine harmonisch entwickelten Geistesgaben, seine hohe Werthschätzung für die allgemeine humanistische Bildung bewahrten ihn vor Uebertreibung und Ueberstürzung. Eine ihm von Haus und Schule aus mitgegebene gewisse exklusive Geistesvornehmheit ließ ihn ebenso jede Excentricität vermeiden als ihm Verstellung und Unwahrheit fremd war. — Zum erstenmal sahen wir ihn in einer patriotisch-städtischen Angelegenheit öffentlich auftreten. Als das in Zeiten trauriger Reaktion abgerissene Denkmal des berühmten Geschichtsschreibers Karl von Rotteck wieder aufgerichtet ward, wurde Funke von dem Comité berufen, an der Stätte der neuen Aufrichtung die Rede vor der versammelten Familie und dem Volk zu halten. Er löste die so schwierige Aufgabe in vollendeter Weise, und hier zum erstenmale wurden Universität und Stadt gewahr, welch gewaltiges Rednertalent nicht blos für den wissenschaftlichen Vortrag des Lehrens, sondern im großartigsten Maßstabe als Volksredner in dem Manne lag. Funke verstand es von nun an ferner in hohem Grade, die Vermittlung zwischen Universität und Stadt in allen Beziehungen und in glücklichster Weise zu kultiviren, und es ist eine solche Gabe nicht hoch genug zu schätzen, da sie eine lebendige Brücke zwischen Wissenschaft und Leben spannt. Das Talent, das er bisher im stillen Hörsaal geübt, das trug er nun hinaus in das Leben, und in zahlreichen Reden theils wissenschaftlichen Inhalts, wie beim Jubiläum und in den Sitzungen der Naturforschenden Gesellschaft, theils in populär gehaltenen Vorträgen im Freiburger Akademischen Verein oder in öffentlichen Reden, wozu ihn eine Reihe von Städten einlud, überall erregte er gleiches Staunen, gleichen Beifall. — Es kam das Jahr 1870. Als das Vaterland seine Söhne zur Vertheidigung rief, glaubte Funke seine Pflicht am besten erfüllen zu können durch Betheiligung an den zahlreichen Arbeiten der Hilfsvereine. Er wurde an die Spitze des Freiburger Männer-Hilfsvereins gewählt. Unermüdet vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, ausharrend bis zur Stunde des wiedergekehrten Friedens hat sich Funke ein großes Verdienst um die im Felde liegenden Truppen und um die Stadt Freiburg erworben. Man darf nur die Rechenschaftsberichte lesen, um über die Größe der Aufgabe und die Vollendung der Lösung zu staunen. Der Verein ehrte ihn durch einen großartigen Fackelzug, der ihm als Anerkennung gebracht wurde, die Stadt übergab ihm eine prachtvolle Standuhr als Ehren- und Dankesgabe, wählte ihn bei dem Friedensfest als Redner, und die Regierungen zeichneten ihn durch Ordensverleihungen aus. Jene Rede aber, die Funke vor versammeltem Volke auf offenem Platze hielt, war ein Meisterwerk der Redekunst und bleibt ein Denkmal seiner patriotischen Gesinnung. — Nach geschlossenem Frieden kehrte auch Funke zu seiner geliebten Wissenschaft zurück. Das Lehrbuch freilich hatte er aufgegeben. Immer massiger war der Stoff geworden, immer schwerer die spröde Masse zu einheitlicher Form zu bewältigen, immer unverhältnißmäßiger wurden Opfer an Zeit und Mühe verlangt, um das Werk in der begonnenen großartigen Weise fortzusetzen. Auch hatte Funke manche bitteren und trüben Erfahrungen machen müssen, die ihm zunächst die Freude an diesem Schaffen verdarben. Er griff wieder zur Thätigkeit seiner früheren Jahre und veröffentlichte in Journalartikeln die Resultate seiner Untersuchungen. Schon fing seine sonst so elastische

Digitized by Google

und kräftige Natur an zu wanken, als ihn noch die Aufforderung traf, sich an dem neuesten physiologischen Handbuche, das in Form eines Sammelwerkes von Ludimar Hermann herausgegeben wurde, zu betheiligen. Er schrieb das Kapitel über Tastsinn und Gemeingefühle. Dieses Werk, welches ein wahres Schmerzenskind für ihn war, schrieb er unter zunehmender Krankheit, unter Schmerzen und Entkräftung. Aber sein hohes Pflichtgefühl und seine Energie hielten ihn bis zu Ende aufrecht und bis auf die letzten Seiten war das Manuskript fertig, als die Macht der Krankheit der fleißigen Hand die Feder entriß und ihn auf das Krankenlager warf, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Er verschied den 16. August 1879. Funke starb, nachdem er fast bis zum letzten Athemzuge wacker gestritten im Dienste der Wissenschaft wie ein tapferer Soldat auf dem Felde der Ehre. Er war, um sein Bild zu vervollständigen, ein liebenswürdiger Gesellschafter, voll Witz und Humor, ein unschätzbares Element in geselligen Kreisen, belebend durch seinen Frohsinn, erquickend durch seine gutmüthige Laune, der jede verletzende Schärfe fremd war. Die Wissenschaft hat einen tüchtigen Arbeiter, die Universität, an deren Spitze er zweimal stand, eine vorzügliche Kraft, seine Freunde haben einen liebenswürdigen Menschen verloren.

Rud. Maier.

Karl August Gebhard

war ein Mann, der, wenn auch in der großen Welt weniger gekannt und gefeiert, sich durch seine Lehrthätigkeit das schönste Denkmal gesetzt hat in den Herzen seiner vielen Schüler und den diese mit seltener Einstimmigkeit als das Ideal eines Lehrers und Anstaltsdirektors zu rühmen pflegen. Auch hier will einer seiner Schüler das Bild des vortrefflichen Mannes, wie es in seiner Seele lebt, wenn auch nur mit wenigen Strichen zu zeichnen versuchen. Karl August Gebhard, als der Sohn eines Geistlichen im Markgräflerlande zu Holzen am 15. September 1795 geboren, in dem von Hebel geleiteten Karlsruher Gymnasium herangebildet, trat nach einem nur zweijährigen Studium der Theologie in Tübingen und nach wohlbestandenem Examen im Jahr 1816 in den Dienst der ev. Kirche als Vikar ein. Aber bald zog's ihn zur Schule. Im Jahr 1818 wirkte er als Diakonus an der damaligen Lateinschule in Emmendingen, 2 Jahre später als solcher am Pädagogium in Lahr. Von nun an blieb er dieser Stadt treu und wuchs mit ihr und ihrer gelehrten Schule zusammen. Er stieg von Stufe zu Stufe, ward Prorektor 1836 und schon 1840 Direktor an dem neu gegründeten Progymnasium, mit welchem eine höhere Bürgerschule verbunden war. Dieser Anstalt stand er 21 Jahre lang, bis 1861, vor, worauf er in den wohlverdienten Ruhestand trat und im Schooße seiner Familie ein freundliches otium cum dignitate genoß, bis ihn am 25. Juni 1878, fast 83 Jahre alt, der Tod von einem kurzen, aber schmerzlichen Leiden erlöste. Was machte nun diesen Mann zum vielgeliebten Lehrer, zu »unserm Direktor«, für den wir Alle durch's Feuer gegangen wären? Gebhard war nicht, was man einen Gelehrten nennt. An philologischem Wissen mag er von manchem seiner Kollegen übertroffen worden sein. Seine Stärke lag in erster Linie in seinem Charakter, in dem Würde und Leutseligkeit, Ernst und Liebe auf's innigste verbunden waren, in dem der mild-ernste Geist des Christenthums in klassisch schönen Formen verkörpert vor uns stand. Seine Erscheinung wirkte erhebend und besänftigend auf die Gemüther. Sie erinnerte unwillkürlich an die Worte des Dichters, den er so lieb hatte: »Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.« Es ist begreiflich, daß solch ein Mann einen mächtigen sittlichen Einfluß auf die ganze Anstalt, namentlich aber auf seine Schüler ausüben mußte. Ihm gegenüber waren Unarten geradezu undenkbar.

Digitized by Google

Mit diesen Charaktereigenschaften verbanden sich die schönsten Gaben des Geistes. Seine Bildung war eine vielseitige. Er konnte ebenso in der Mathematik und Geschichte, wie in der deutschen, lateinischen und griechischen Literatur unterrichten. Und wie hat er unterrichtet! Der trockenste Gegenstand erhielt unter seiner Hand Leben, die schwierigste Frage ward durch seine Behandlung klar und deutlich und so behältlich, daß man das Erklärte nimmer vergessen konnte. Zugleich war Gebhard eine tief poetische Natur. Er war für alles Schöne begeistert und konnte darum wieder für dasselbe begeistern. Jedem seiner Schüler ist unvergeßlich, wie er in den Geist der klassischen Schriftsteller des Alterthums einführte, wie er einen Cicero, einen Virgil und Homer zu übersetzen wußte, wie er den Sinn bildete für das Verständniß der deutschen Poesie, wie er in seinen Schlußaktreden in Bezug auf Vortrag, Sprache und Inhalt Muster vollendeter Beredtsamkeit gab. Dabei war dieser Mann von einer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die seine hohen Eigenschaften erst recht zur Geltung kommen ließ, die ihn befähigte, das Lehrerkollegium in Eintracht und einmüthigem Zusammenwirken zu erhalten, die ihm die Herzen Aller gewann, welche ihm nahe kamen. Mit seiner Bescheidenheit hing es zusammen, daß er nicht dazu zu bewegen war, die Schätze seines Wissens für die Oeffentlichkeit zu verarbeiten, vielleicht auch, daß sein Wirken nicht früher schon so anerkannt wurde, wie es das verdiente. Die Anerkennung blieb aber doch nicht aus. Er ward durch die Huld seines Fürsten mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens und mit dem Titel eines Geh. Hofraths ausgezeichnet. Zu Ehren seiner 40jährigen Wirksamkeit an ihrer Anstalt gab die Stadt Lahr ein Fest, wie es anerkennender und wärmer nicht gefeiert werden kann, und seine Schüler sammelten ein Kapital zu einer den Zöglingen seiner Anstalt zu gute kommenden Gebhard-Stiftung, die seinen Namen auch den künftigen Geschlechtern verkündigen soll. Wie der Geist edler Harmonie ausgegossen war auf seine öffentliche Thätigkeit als Lehrer, so hatte er auch Gebhards häuslichem Leben sein Gepräge aufgedrückt. Er fand sein Glück in seinem Hause an der Seite einer gleichgesinnten Gattin, die ihm über 50 Jahre treu zur Seite stand und ihn noch überlebt hat. Sein Lebensabend ward verklärt durch die Erinnerung an die reiche Gottessaat, die er ausgestreut, durch fortgesetzte Pflege der Ideale seines Lebens, durch den Hinblick auf seine beiden Söhne, die seiner würdig waren. Er starb, wie er gelebt, im Frieden. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 164.)

Moriz Friedrich Gmelin

war am 20. Juli 1839 als Sohn eines Kaufmannes in Ludwigsburg geboren. Für das Studium der Theologie bestimmt, wurde er im Alter von 14 Jahren nach wohlbestandenem Landexamen in das niedere Seminar zu Blaubeuren und, nachdem er den vorgeschriebenen vierjährigen Kurs daselbst absolvirt hatte, in das Tübinger Stift aufgenommen. Nach Vollendung der vier Universitätsjahre und nach Ablegung der ersten theologischen Prüfung trat er im Jahre 1861 als Vikar zu Oberstenfeld im O.-A. Marbach in den praktischen Kirchendienst, den er indeß schon nach 3 Jahren mit einer pädagogischen Stellung, als Lehrer an der Knaben-Erziehungsanstalt zu Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H., vertauschte. Nachdem er sich an der Universität Tübingen die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte und in Karlsruhe Erzieher in dem Hause der verw. Freifrau von Leutrum, geb. v. Amerongen geworden war, veranlaßte ihn seine Liebe zu ernster wissenschaftlicher Thätigkeit, die Mußestunden, die ihm sein Beruf übrig ließ, zu bibliographischen Arbeiten zu verwenden, zu welchem Zwecke er als Volontär bei der Großh. Hofbibliothek daselbst eintrat. Rücksichten auf

Digitized by Google

seine Gesundheit bewogen ihn, im Jahre 1868 sein Amt als Erzieher wie seine Beschäftigung an der Hofbibliothek aufzugeben und wieder zu dem Kirchendienste zurückzukehren. Mit dem Titel eines Pfarrers zum Pfarrverweser in Unterrixingen im O.-A. Baihingen ernannt, vermochte er doch nur ein Jahr lang die ihm dort in ländlicher Abgeschiedenheit obliegenden Funktionen zu erfüllen und kehrte schon i. J. 1869 in das liebgewonnene Karlsruhe zurück, wo sich ihm die Gelegenheit darbot, als Hilfsarbeiter am Großh. General-Landesarchiv einzutreten, und damit eine Thätigkeit eröffnete, zu welcher er in gleichem Maße Neigung wie Befähigung besaß. Im Jahre 1872 wurde er zum Assessor, 1874 zum Archivrath befördert. Mit außerordentlichem Fleiße arbeitete er sich in den neuen Beruf ein und nahm alsbald an den umfassenden Reorganisationsarbeiten, die seit dem Jahre 1869 an dieser Staatsstelle in Gang gesetzt waren, hervorragenden Antheil. Wie seine amtlichen Arbeiten im General-Landesarchive zeichnen sich auch Gmelins wissenschaftliche Publikationen durch die größte Sorgfalt, Sauberkeit und Zuverlässigkeit aus. Mit der seinem Charakter überhaupt eigenthümlichen Energie eignete er sich in kurzer Frist die Befähigung an, nach den strengen Regeln der neueren wissenschaftlichen Methode zu arbeiten, wobei ihm die gründlichen Studien, die er auf einem andern Gebiete der Wissenschaft in dem Tübinger Stift gemacht hatte, wohl zu statten kamen. Die größte Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat Gmelin in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Bd. 23—32) veröffentlicht. Hier seien folgende hervorgehoben: Urkunden, Regesten und Nachweisungen zur Geschichte des Klosters Frauenalb. Zur Geschichte der Spitäler in Pforzheim. Aus Visitationsprotokollen der Diözese Konstanz von 1571—1586. Badische Literatur aus den Jahren 1868—1876. Urkundenbuch der Deutschordenskommende Beuggen. Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen 6. Mai 1622. Von diesen Arbeiten kann insbesondere die Zusammenstellung über die Badische Literatur als mustergiltig bezeichnet werden. Es dürfte kaum für ein anderes deutsches Land eine Bibliographie von solcher Vollständigkeit existiren. Auch die »Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen«, die wie jene separat im Buchhandel erschienen, sind ein Beweis sowohl für die Akribie seiner Forschung als für die Sorgfalt in der Sammlung alles auf den Gegenstand bezüglichen Materials. Außerdem hat er eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten in Naumanns »Serapeum«, in dem »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit« und anderen Zeitschriften veröffentlicht und zu der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung die Schrift »Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam« beigetragen. Daneben hat er auch noch eine Reihe von größeren und kleineren Aufsätzen in der »Allgemeinen Zeitung«, der Literarischen Beilage der »Karlsruher Zeitung« und dem »Schwäbischen Merkur« erscheinen lassen, welche seine Mitarbeiterschaft hoch schätzten, und eine Anzahl von vortrefflich geschriebenen Artikeln für die »Badischen Biographieen« und die »Allgemeine deutsche Biographie« geliefert. Eine größere Arbeit, die ihn lange Zeit beschäftigte, ist seiner in Baden und Württemberg weitverzweigten Familie gewidmet. Es ist dies der 1877 im Druck erschienene Stammbaum der Familie Gmelin, der von kompetenten Beurtheilern als eine musterhafte Leistung charakterisirt worden ist. Neben seinen vielen amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten fand Gmelin doch auch noch Zeit, sich den Interessen des öffentlichen Lebens zu widmen. Während des Krieges von 1870—71 gab er, auch sonst ein eifriger Genosse der unter dem Rothen Kreuz vereinigten Förderer der freiwilligen Krankenpflege, die »Nachrichten des Centralcomités des Badischen Frauenvereins« heraus und erhielt für diese allgemein anerkannte Thätigkeit rühmliche Auszeichnungen. Nach Wiederherstellung des Friedens blieb er der aus dem Kriege hervorgegangenen

Digitized by Google

Vereinsthätigkeit treu ergeben und erwarb sich insbesondere durch die Begründung und Leitung der Allgemeinen Volksbibliothek zu Karlsruhe ein bleibendes Verdienst. Schon seit früher Jugend gab ihm sein körperliches Befinden Anlaß zu Klagen und Besorgnissen. Ein Herzleiden war schon in seinen Knabenjahren hervorgetreten und machte sich mehrfach durch Störungen geltend, die auch auf sein Berufsleben hemmend einwirkten, wie er denn auch wiederholt typhöse Krankheiten zu bestehen hatte. Er war mehrere Male genöthigt, zu Badereisen, im Jahre 1873 zu einer gründlichen Kur sogar auf ein halbes Jahr sich Urlaub zu erbitten. Doch schien in den letzten Jahren ein Stillstand eingetreten zu sein. Er sah wohl aus und durfte sich, nach dem Ausspruch der Aerzte, zunächst ernstlicherer Besorgnisse entschlagen. Um so mehr, als seine Vermählung mit Johanna Gmelin, der jüngeren Tochter des Direktors Gmelin in Karlsruhe (13. Oktober 1877), ihm die sorgfältigste häusliche Pflege seiner Gesundheit verbürgte, eine Verbindung, in welcher er im reichsten Maße das ersehnte Familienglück fand, das leider nur von kurzer Dauer sein sollte. Im Laufe des Jahres 1879 hatte Gmelin, im Zusammenhang mit der Repertorisirung des Archivs des ehemaligen Klosters Salem, den Plan gefaßt, die von den Geschichtsforschern längst gewünschte Herausgabe der Salemer Originalurkunden zu unternehmen. Er repertorisirte zu diesem Zwecke außer den im General-Landesarchiv aufbewahrten Urkunden dieses Klosters auch jene, welche sich bisher noch in dem markgräflichen Domänenarchiv befinden, und nahm, im dienstlichen Auftrage, im Monat August einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Salem, um auch die dort noch lagernden Archivalien zu durchforschen, hatte auch schon eine größere Anzahl von Urkundenabschriften für diese Publikation fertig gestellt. Da erkrankte er, wenige Wochen nach seiner Rückkehr, im November, sein Zustand nahm in der ersten Dezemberwoche einen beunruhigenden Charakter an und am 14. Dezember 1879 Abends 8½ Uhr entschlief er sanft, in einem Alter von 40 Jahren 4 Monaten 23 Tagen. Tief erschüttert trauerten an seinem Sarge, neben seiner gebeugten Familie, die Kollegen und Freunde. Wer ihm näher getreten, hatte die Klarheit seines Verstandes, die Treue und Wahrheit seines Charakters, die edle Wärme seines Gemüthes hochschätzen lernen. Auch Fernerstehende hatten die Tüchtigkeit und Biederkeit seines Wesens erkannt. Die Männer der Wissenschaft, die mit ihm in Berührung gekommen waren, hatten neben seiner unbedingten Zuverlässigkeit auch die niemals versagende Gefälligkeit und Dienstwilligkeit zu rühmen. Das General-Landesarchiv verlor in Gmelin einen pflichttreuen, kenntnißreichen und arbeitskräftigen Beamten, die Wissenschaft einen eifrigen und selbstlosen Gelehrten, dessen bisherige Leistungen die Gewähr für weiter noch zu erwartende ausgezeichnete Arbeiten boten. Sein Name wird in der Reihe der verdienten Gelehrten seines Faches stets mit Ehren genannt werden. (Vgl. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXXII. Bd. S. 491 ff.)

Bartholomäus Herder

einer der verdientesten Buch- und Kunsthändler in den drei ersten Decennien dieses Jahrhunderts, welcher neben Männern wie Cotta, Perthes u. A. eine würdige Stelle einnimmt, wurde geboren den 22. August 1774 zu Rottweil a. N. als Sohn des Senators Herder der damaligen Reichsstadt. Für den geistlichen Stand bestimmt, besuchte der junge Herder zuerst das Gymnasium der Vaterstadt, nachher die vortrefflich bestellte Lehranstalt des Stiftes St. Blasien. Dieses unterhielt auch eine Buchdruckerei und Kupferstecherei, zunächst für den eigenen Bedarf; wie es scheint, wurden die hier gemachten Wahrnehmungen entscheidend für die eigene Berufswahl Herders. Von St. Blasien ging Herder nach Dillingen, dessen damals noch bestehende Universität durch Lehrer wie Sailer, Zimmer,

Digitized by Google

Weber u. A. auch viele Ausländer anzog; sie war der Hauptsitz der Kant'schen Philosophie in Süddeutschland. Herder studirte Philosophie und klassische Literatur in der Absicht, »gelehrter Buchhändler« zu werden und »vermittelst des Buchhandels durch Verbreitung guter Schriften in das Leben einzugreifen«. In die Heimath zurückgekehrt, richtete er an K. Th. v. Dalberg, seit Anfang des Jahres 1800 Fürstbischof von Konstanz, ein Memorandum, »wie durch den Buchhandel am einflußreichsten auf die Bildung der Geistlichen und das Schulwesen eingewirkt werden könne«. Das Fürstbischöfliche Antwortschreiben (27. Nov. 1801) ertheilte die landesherrliche Bewilligung, in Meersburg eine Druckerei und Buchhandlung zu errichten, weiter leistete der Bischof einen Vorschuß von sechstausend Gulden, welche dann nach und nach an die Seminarskasse abzutragen waren. Eines der ersten Verlagswerke war das unter der Oberleitung H. v. Wessenberg's erscheinende »Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz«, welches, jährlich in 12 Heften, bis 1827 erschien und für die wissenschaftliche Bildung und Richtung des Klerus von großem Einfluß wurde. Für den Verleger war damit zugleich ein Mittel und die Gelegenheit gegeben, die neuerscheinende Literatur anzukünden und zur Einsicht und Auswahl zu versenden. 1810 übersiedelte Herder nach Freiburg; als Anerkennung des bisherigen Wirkens verlieh ihm Dalberg die goldene Medaille und Wessenberg gab ihm Empfehlungsschreiben an die Universität mit. An dem neuen Domicil war Herder sofort bemüht, ein gemeinnütziges literarisches Institut in's Leben zu rufen: im eigenen Hause wurde in drei aneinanderstoßenden Zimmern ein »Museum« eingerichtet, dessen Zweck nach dem vom 10. Dezember 1810 datirten Prospektus war: Haltung der interessantesten Journale und Zeitschriften, Auflegung der neuesten Literaturerscheinungen; damit sollte »ein geistvoller Umgang« verbunden sein. Der Katalog der für 1811 anzuschaffenden Pieces auf 75 Blättern enthält fast alle damals erschienenen belletristischen, politischen und wissenschaftlich-kritischen Zeitschriften. 1813 wurde Herder zum k. k. Feld-Buchdrucker ernannt und ihm die Fortsetzung der bis dahin bei Brockhaus herausgekommenen »Teutschen Blätter« übertragen. Während des Wiener Kongresses wurde ihm eine abermalige Anerkennung des Fürstbischofs Dalberg zu Theil; Wessenberg, der Generalvikar, ertheilte im Auftrag des Ersteren (d. d. Wien 8. Januar 1815) dem Universitäts-Buchhändler Herder das »in voller Wahrheit begründete Zeugniß, daß sich derselbe früher in Meersburg als Bischöfl. Konstanzischer Hofbuchhändler in allen Kenntnissen eines wahren Buchhändlers ganz vertraut und noch jetzt in Freiburg durch Verlegung und Verbreitung der besten und nützlichsten Schriften, besonders im Religions- und Schulfache, wie auch durch Veranstaltung zweckmäßiger Lesezirkel für die ächte sittlich religiöse Kultur in dem schwäbisch und schweizerischen Antheil des Bisthums Konstanz im hohen Grade verdient gemacht, die volle Zufriedenheit und Achtung des gebildeten Publikums sich erworben habe und somit die nachdrücklichste Unterstützung seiner nützlichen Unternehmungen verdiene«. — Die nach 25 Kriegsjahren folgende Friedenszeit mußte für den Unternehmungssinn und die Begabung eines Mannes wie Herder neue Anregung bringen. Auf der festen Grundlage bereits blühender Geschäfte, gehoben durch die ihm bisher gewordene Anerkennung, unterstützt durch einflußreiche Verbindungen in Wien, Paris und andern Orten begann jetzt Herder großartig angelegte Pläne auch thatkräftig auszuführen. Das bisherige Verlagsgeschäft wurde erweitert und dazu, bald nach dem Pariser Frieden, ein Institut für Zeichner und Kupferstecher gegründet, welches schon im Beginn der zwanziger Jahre 20 Techniker für eigenen und fremden Verlag mit 14 Kupferdruck-Pressen beschäftigte. Andere Kunstzweige kamen hinzu, so daß die ganze Kunstanstalt, welche mehr als 200 Arbeiter zählte, zur Zeit ihrer höchsten

Digitized by Google

Entfaltung aus vier Abtheilungen bestand: aus einer geographisch-topographischen, einer lithographischen, einer chalkographischen und einer für plastische Arbeiten in Thon. Das Institut war zugleich eine praktische Lehranstalt; Herder war darauf bedacht, seine Leute selbst heranzubilden; auch unbemittelte, aber für die Technik talentirte Knaben wurden ohne Entrichtung eines Lehrgeldes und unentgeltlich auch in Kost, Wohnung und Unterricht in das Haus aufgenommen. Die Zahl der hier Gebildeten beläuft sich auf über 300; Viele derselben waren später auch in auswärtigen Kunstateliers sehr gesuchte und geschätzte Arbeiter, nicht wenige haben sich als wirkliche Künstler hervorgethan, unter diesen ist der berühmteste F. X. Winterhalder geworden, der europäische Fürstenmaler, welcher sechs Jahre in dem Institut zubrachte (s. Bd. II. S. 510 ff. dieser Biographieen). Von der großen Zahl der Werke und Kunstschöpfungen, welche innerhalb 25 Jahren (1815—1840) von den Herder'schen Officinen ausgegangen sind, gestattet der Raum hier nur Weniges näher anzuführen. Die weitaus bedeutendste Leistung des geographischen Instituts war der unter der Oberleitung des früheren französischen Genieobersten Weiß und (seit 1829) des Professors Wörl entworfene Atlas von Europa; er sollte 220 Blätter enthalten im Maßstab von 1:500,000, nach der im französischen Kriegsdepot angenommenen Projektion von Flamsteed; das erste Kartenwerk, welches alle europäischen Länder in gleicher Größe zur Darstellung brachte. 36 Künstler waren mit der Zusammenstellung des Materials, der Zeichnung und mit dem Stich beschäftigt. Zum erstenmal war der Kartendruck in zwei Farben angewandt, indem alle Straßen, Grenzen und Positionen auf eigene Steine gravirt und mit rother Farbe auf das das Terrain darstellende Blatt übergedruckt wurden. Bei den geographischen Namen ist auf jeder Karte die betreffende Landessprache beibehalten. Von dem großen Projekt kamen nur 60 Blätter unter dem Titel eines Atlas von Centraleuropa zur Ausführung; auch so war das Werk in jener Zeit nach Größe der Idee und Schönheit der Darstellung eine einzig dastehende Leistung.« — Diesem Werke reihte sich an der Atlas von Süddeutschland in 48 Blättern, im Maßstab von 1:200,000 mit vollständiger Angabe aller Ortsnamen, Straßen, Wege; der Atlas der Schlachten und Belagerungen alter und neuer Zeit von v. Kausler, 213 Blätter (vollendet 1838); Dürand, Vorlesungen über Baukunst mit 32 Steintafeln; v. Miller, Vorlesungen über die Feldverschanzungskunst mit 60 lithogr. Abbildg. (Vgl. A. Allg. Ztg v. 31. Juli 1831.) 1836 erschien, von dem Herder'schen Institut ausgeführt, die amtliche topographische Karte des Rheins längs der badisch-französischen Grenze im Maßstab von 1:20,000 in 19 Blättern des größten Atlasformats. Diese Arbeit, in Stich und Druck brillant, verschaffte dem Institut fortan einen hervorragenden Ruf, der unter Anderem zur Folge hatte, daß später, wenn auch für Berliner Rechnung, die türkischen Kartenaufnahmen des damaligen Hauptmanns von Moltke in Freiburg ausgeführt wurden. Der historisch-geographisch-ethnographische Atlas mit 20 großen Karten, 60 Cartons und 16 Tabellen, als Gegenstück des Atlas historique, généalogique etc. von Le Sage. Nach fünfjähriger Arbeit erschienen 1836 ferner die »Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein«: die Münster von Konstanz, Freiburg und Straßburg in 36 lithographirten Blättern. In einer Reihe von Auflagen (die erste 1816) erschienen »Die hl. Schriften des Alten und Neuen Testaments in Kupfern nach den besten Meistern«; es sind hier 200 biblische Darstellungen in Kupferstich gegeben, nach und nach wurden dazu die Texte in deutscher, französischer und italienischer Sprache geliefert. 1823 erschien das Großherzogthum Baden in 12 malerischen Ansichten. 1827 die Bildergalerie zum Konversationslexikon in 226 Tafeln, mit einem Kostenaufwand von 36,000 Gulden ausgeführt und 1839 bereits in sechster Auflage ausgegeben. Eine

Digitized by Google

Blumenlese aus den vorzüglichsten Opern für Pianoforte, Polyhymnia, eine Sammlung drei und vierstimmiger Gesänge aus Opern und v. A. Das Institut für Kupferstecher lieferte eine beträchtliche Anzahl schöner, großer Stiche nach Gemälden von Raphael, Dürer, Luini, Dominichino und Andern, von Karl Schuler, Ulmer, Volmar, Hegi und Andern ausgeführt. Der Buchverlag enthält Werke von Hug, K. v. Rotteck, dessen »Allgemeine Geschichte« auf Herders Anregung begonnen wurde, Herda oder Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit, 4 Bde., Schriften von Chateaubriand, Baders Badische Landesgeschichte (1834—36); noch kurz vor dem Tode Herders wurde der Plan der »Badenia« (das erste Heft erschien im Februar 1839) und des »Deutschen Bürgerfreundes« festgestellt. Schließlich sei noch der Filialen des Herder'schen Geschäftes gedacht. 1808 erhielten die Gebrüder Herder die Bewilligung, in Sigmaringen eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten, erstere wurde bald darauf als Hof-Buchdruckerei charakterisirt und ihr der Druck und Verlag des fürstlichen Amtsblattes, der eingeführten Schul- und Kirchenbücher zugewiesen. 1816 verzichtete die Familie auf dieses Verhältniß. Seit 1809 bestand bis Ende der 20r Jahre eine Filiale in Konstanz. 1817 erwarb Herder die Hof-Buchdruckerei und damit den Verlag des badischen Regierungsblattes; dieses Privilegium wurde 1832 auf 12 Jahre erneuert; zu diesem Zweck war in Karlsruhe eine Druckerei errichtet, welche bis zum Uebergang des Regierungsblattes an die Firma Malsch u. Vogel 1844 bestand, die damit verbundene Buchhandlung wurde bis 1854 fortgeführt. Eine Niederlassung in Paris war 1834 durch einen Schwiegersohn Herders gegründet worden; hier erschienen französische Ausgaben der biblischen Bilder, des Kauslerschen Schlachten-Atlas, der Atlanten von Centraleuropa, von Rotteck's Weltgeschichte und Anderes. B. Herder schloß sein thätiges, unternehmungsreiches Leben am 11. März 1839; er hatte im Kleinen begonnen und als Mann von europäischem Rufe geendet; durch reiche Fachkenntniß den Tüchtigsten seiner Berufsgenossen gleich stehend, ragte er unter Vielen derselben vor und nach ihm hervor durch eine höhere, ideale Auffassung, in welcher er die Arbeiten der Wissenschaft und die Schöpfungen der Kunst zu fördern und zum Gemeingut der Menschheit zu machen bemüht war. (Dem Mitgetheilten liegt zu Grund eine als Manuskript im literarischen Institut von Huttler in München gedruckte Biographie nebst Privatmittheilungen noch lebender Freunde. Das Kunstinstitut ist beschrieben in der im Herder'schen Verlag 1825 erschienenen Geschichte und Beschreibung von Freiburg i. B. S. 195—203.)

König.

Heinrich Heß

wurde am 19. Januar 1788 zu Hasel geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Die Mutter stammte aus der seit den Tagen der Reformation in unserer Heimath eingebürgerten Familie Zandt, die wir im Dienst der Kirche und Schule so zahlreich vertreten finden. Seine Großmutter von väterlicher Seite war die Schwester des in diesen Biographieen (Bd. II. S. 230) angeführten Spezialsuperintendenten und Kirchenraths Sander. Nachdem Heinrich Heß in Folge der Drangsale des Krieges, welche seine Familie 1799 in Ihringen ausstehen mußte, den Vater allzufrüh verloren hatte (derselbe starb am 16. Mai 1803 als Pfarrer in Thiengen), wurde er seinem Onkel, dem bekannten Fabeldichter Pfeffel in Kolmar, zur weitern Erziehung anvertraut. Der Aufenthalt in dieser poetischen Atmosphäre war von entscheidendem Einflusse auf die Entwickelung seiner dichterischen Neigungen und Anlagen. Kaum sechszehnjährig trat er dann bei einem Theilungsrevisor im badischen Oberland als Incipient ein, um sich für das Notariatsfach vorzubereiten, ohne jedoch seine wissenschaftliche

Digitized by Google

Fortbildung dabei zu vernachlässigen. Als er in kurzer Zeit durch die Besorgung von Theilungsgeschäften eine nicht unbedeutende Summe sich erspart hatte und ihm von Karlsruhe aus, wo man damals manches aufbot, fähige Leute zum höhern Staatsdienst heranzuziehen, auch noch ein Stipendium zugesichert wurde, bezog er im Frühjahr 1808 die hohe Schule in Heidelberg und studirte daselbst bis Ende März 1810 die Kameralwissenschaften. Von da bis zu seiner Berufung als Finanzrath nach Karlsruhe (im April 1826) fast fortwährend in den schönsten Gegenden des Oberlandes verweudet, hatte er wie Wenige Gelegenheit, Land und Leute, so weit die alemannische Zunge klingt, kennen und lieben zu lernen. Damals reifte denn auch sein schönstes Gedicht allmählich der Vollendung entgegen, das »Lied von Baden«, in welchem unser ganzes Großherzogthum vom Bodensee bis zur Tauber in einem naturwahren und doch durch den milden Glanz der Poesie verklärten Gemälde sich darstellt. Außer diesem Liede, welches als ein Muster der poetischen Beschreibung allgemein anerkannt worden ist, hat er noch eine Anzahl von Liedern gedichtet, welche theils eigenen Herzenserfahrungen, theils den Erinnerungen an seine alemannische Heimath, theils politischen Ereignissen und andern Gelegenheiten ihren Ursprung verdanken; von letzteren wollen wir ein »Lied am Kaiserstuhl« (1814 bei der Rückkunft der Landwehr gesungen), das »Lied am Säkularfest Karl Friedrichs« (d. 22. Nov. 1828) und ein »Rheinlied« (1840) namentlich hervorheben. Eine kleine 1829 erschienene Sammlung seiner Lieder wurde von der Kritik ehrenvoll aufgenommen (vgl. Literaturbl. d. Morgenbl. 1829, Nr. 44) und gewann ihm auch unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern der damaligen Zeit manchen bedeutenden Freund, so Ludwig Tieck, Anastasius Grün und vor Allem Wolfgang Menzel, mit dem er fortan in den innigsten Beziehungen stand. Seine Vorliebe für die Belletristik veranlaßte ihn auch, in das Karlsruher Unterhaltungsblatt (1828—1842) Beiträge zu liefern. Zur Belebung und Hebung des heimischen Volksgesangs, für den er sich desto lebhafter interessirte, je mehr er mit den Eigenthümlichkeiten unseres Volkslebens bekannt wurde, gab er zu verschiedenen Zeiten auf fliegenden Blättern alte und neue schöne Liebeslieder heraus, von denen jene meist in freier Weise von ihm selbst neu bearbeitet waren. (Vgl. auch der Freiburger Zeitg. Beilage f. Unterhaltg. u. Lit. 1842, Nr. 8 bis Nr. 52). An der Vollendung und Herausgabe einer nahezu druckfertig uns vorliegenden Sammlung der im Volke bekanntesten Liebeslieder nebst einer Auswahl von Liedern, »deren Einführung als Volkslieder zu wünschen wäre«, wurde er durch den Tod gehindert. Er starb am 21. September 1850 als Geheimer Finanzrath. Von den mit seinem Beruf im Zusammenhang stehenden schriftstellerischen Arbeiten erwähnen wir noch die 1845 veröffentlichte Broschüre, in welcher er die Frage, ob die damals projektirte Schwarzwald-Bahn durch das Kinzigthal oder durch das Höllenthal zu bauen sei, ausführlich erörtert und zu Gunsten der Höllenthal-Bahn entschieden hat. Funck.

Georg Martin Hildebrandt,

in Mannheim am 5. Februar 1811 geboren, trat, nachdem er, auf dem Lyceum seiner Vaterstadt wohl vorbereitet, seine Studien auf der Universität Heidelberg vollendet hatte, im Jahr 1834 nach vorzüglich bestandener juristischer Prüfung als Rechtspraktikant in das Berufsleben ein, zuerst bei dem Stadtamt Mannheim, dann bei dem Bezirksamt Gerlachsheim. Seine nächste Absicht ging dahin, der Anwaltschaft sich zu widmen, die nach damals bestehender Gesetzgebung frühestens nach zweijähriger tüchtiger juristischer Praxis erworben werden konnte. Dem mit den glänzendsten Zeugnissen seiner Vorgesetzten ausgestatteten Bewerber um eine Anwaltsstelle wurde auch anstandslos im Frühjahr 1836 das Schrift-

Digitized by Google

verfassungs-Recht (so hieß damals die Advokatur bei den Erstinstanz-Gerichten) ertheilt und Gerlachsheim als Wohnsitz gegeben. Schon damals erwarb ihm sein edler Charakter und seine geschäftliche Tüchtigkeit die allgemeine Achtung und wurde von kompetenter Seite der Voraussicht Ausdruck gegeben, daß in Hildebrandt einst eine Stütze des Rechtes zu erwarten sei. Indessen blieb er der Anwaltschaft nicht treu; seinem Wunsche gemäß trat er 1840 als Sekretär bei dem Hofgericht des Mittelrheinkreises (damals in Rastatt) ein. Die richterliche Laufbahn, die ihm damit erschlossen war, verließ er nicht mehr. Das Jahr 1845 brachte ihn als Assessor in das Kollegium, im Jahr 1847 wurde er zum Hofgerichts-Rath bei dem inzwischen nach Bruchsal übergewanderten Gerichtshof ernannt. In demselben Jahre eröffnete sich ihm die politische Laufbahn. Er hatte sich ein so gutes Andenken in den Bezirken seiner kurzen Anwaltschaft gesichert, daß ihn der 40. Aemter-Wahlbezirk (Tauberbischofsheim) an Dahmens Stelle zu seinem Abgeordneten für den im Herbst 1847 eröffneten Landtag wählte. Die Richtung seiner politischen Anschauung machte ihn zum treuen Anhänger des freieren Geistes, der damals im badischen Ministerium durch Staatsrath Bekk zum Siege gelangt war. Seine Wahl selbst wurde inzwischen in der Zweiten Kammer von der äußersten Linken angefochten. Die uns heute seltsam anmuthende Strenge der Wahlprüfungen, eine schlimmme Geburt des langen Zwiespalts zwischen Kammer und Regierung, warf auf seine Wahl einen ihrer letzten Schatten. Die Kammer selbst hielt inzwischen seine Wahl aufrecht, und so trat Hildebrandt in verhängnißvoller Zeit in den Landtag. Die Pariser Februartage, für Baden und Deutschland Märztage geworden, veränderten plötzlich die politischen Verhältnisse Deutschlands. Der Bundestag fiel; das Vorparlament, dessen Verhandlungen Hildebrandt als eingeladener badischer Abgeordneter beiwohnte, der Fünfziger-Ausschuß, dann das Frankfurter Parlament und die Centralgewalt unter Erzherzog Johann als Reichsverweser traten der Reihe nach an seine Stelle. Die Ministerien fast aller deutschen Staaten und Stätlein brachen zusammen. In Baden blieben Bekk und Dusch stehen, aber neue Kollegen besetzten die Plätze der übrigen Minister. Theils im Lande selbst, theils von außen hereingetragen zeigten sich revolutionäre Zuckungen, die im Hecker-Putsch ihren Höhepunkt und auf einige Zeit auch ihr Ende erreichten. Die Zweite Kammer selbst wurde durch den Austritt vieler Mitglieder und die dadurch benöthigten Neuwahlen in ihrer Physiognomie sehr verändert. Eine fieberhafte Thätigkeit in der Gesetzgebung, wie sie wohl nur der Arbeitskraft eines Bekk möglich war, sollte möglichst rasch die »berechtigten Forderungen des Volks« zufrieden stellen. Hildebrandt hatte sich von vornherein der maßvoll freisinnigen Partei angeschlossen und blieb ihr fortan treu. Die Tüchtigkeit des jungen Abgeordneten selbst ehrte die Kammer durch die Wahl in politisch und juristisch bedeutende Kommissionen. Die Ergänzung des Landtags durch die oben erwähnten Neuwahlen brachten der Reihe nach Lamey, Prestinari und Häußer in die Kammer, und der Umstand, daß die als Führer der liberalen Partei betrachteten ältern Abgeordneten Mathy, Bassermann, Zittel, Soiron und Andere meist im Parlament zu Frankfurt verweilten, gab den jüngeren politisch und juristisch hervorragenden Kräften eine erhöhte Bedeutung und schloß sie enge an einander an. Die Staatsregierung erkannte die Tüchtigkeit Hildebrandts dadurch an, daß sie ihn mit Geh. Rath Stösser und Lamey in die Gesetzgebungskommission für das Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen berief. Die beklagenswerthen Ereignisse des Mai 1849 gaben Baden in die Hände der revolutionären Partei. Die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustands in der Sommermitte desselben Jahres konnte selbverständlich nicht ohne eine kräftige Reaktion gegen die Ausschreitungen der Revolutionäre erfolgen. Der besonnene, feste und ächt freisinnige Geist Hilde-

Digitized by Google

brandts bewährte sich in dieser Periode durch treues Festhalten an dem maßvollen politischen Fortschritt in bester Weise, so lange er der Kammer noch angehörte. Der Ablauf seines Mandats trat im Jahr 1853 ein, eine Wiederwahl wurde von ihm nicht gesucht. Von da an lebte Hildebrandt nur seinem Richteramte, in welchem ihm die schwurgerichtlichen Verhandlungen Gelegenheit gaben, seine Begabung zur Leitung derselben als Präsident in hervorragender Weise zu erproben. Es ist unvergessen, mit welcher Gewandtheit, Würde und strengen Unparteilichkeit er dieses Amtes waltete. Aber eine zweite glänzende Periode seiner politischen Thätigkeit eröffnete ihm der lebensfrischere Geist, der in dem Volke nach langer Abspannung sich wieder zu regen begann und ihn im Jahr 1859, diesmal als Abgeordneten für den Landbezirk Bruchsal, wieder in die Zweite Kammer führte, wo er auch frühere Freunde gleicher politischer Richtung fand. Es war die Zeit des Konkordatsabschlusses, dessen Giltigkeit der Hauptinhalt des Kampfes auf dem zusammengetretenen Landtag wurde. Hildebrandt trat sofort entschieden auf die Seite Derer, die das Konkordat bekämpften. Die Mehrheit der Kammer zeigte durch seine Wahl in die Kommission über die betreffende Vorlage und sodann zum Berichterstatter die hohe Achtung, die sie vor seiner Befähigung und seiner politischen Ehrenhaftigkeit hatte, und der von ihm erstattete Bericht wird heute noch als mustergiltig betrachtet. Seine klare, sachliche Darlegung trug wesentlich zu der Verwerfung des Konkordates bei, an welche sich die freisinnige Neugestaltung unseres gesammten Staatslebens anknüpfte. Das Konkordat fiel und die kirchliche Gesetzgebung des Jahres 1860 trat an seine Stelle. Auch hier wurde Hildebrandt die Berichterstattung über das Hauptgesetz und einige Beigaben erfolgreich übertragen. Seiner Wahl in den landständischen Ausschuß am Schluß des Landtags folgte im Jahr 1861 die fast einstimmige Wahl zum Präsidenten der Zweiten Kammer, eine Würde, die er fortan begleitete, so lange er der Zweiten Kammer angehörte. Er führte den Vorsitz mit ausgezeichneter Geschäftskenntniß, mit gewissenhaftestem Fleiße und jener ruhigen Würde, welche für treue Pflichterfüllung und unbestechliche Unparteilichkeit bürgt. Eifrig, so weit es die Zeit ihm zuließ, nahm er dabei Theil an den Arbeiten der Kommissionen. Inzwischen erfolgte im Jahr 1864 seine Ernennung zum Direktor des Hofgerichts (dann Kreis- und Hofgerichts) des Oberrheinkreises, im Oktober 1869 die zum Präsidenten des Kreis- und Hofgerichts Karlsruhe. Die erhöhten Pflichten seines Amts veranlaßten ihn, mit dem Jahresschluß 1870 aus der Zweiten Kammer zu scheiden und eine Neuwahl nicht mehr anzunehmen. Doch sollte seine politische Laufbahn noch nicht abgeschlossen sein. Zu den Landtagen von 1873 bis 1875 berief ihn die Ernennung des Großherzogs in die erste Kammer und verwerthete dadurch seine hervorragende Kraft auf's Neue für die Gesetzgebung und die politischen Arbeiten des Landes. Ein so reiches und thätiges Leben bedarf nicht weiter der Aufzählung anderer Ehren, die ihm noch zu Theil geworden sind. Wohl aber soll hier der Liebe und Treue gedacht werden, mit der Hildebrandt zu jeder Zeit dem deutschen Vaterland, seiner Größe und Einigung anhing. Die nationalen Hoffnungen des Jahres 1848 mußten wohl eine Zeit lang verstummen, aber sie waren aus seiner Brust nicht zu vertilgen. Als er im Jahr 1861 den Präsidentenstuhl bestieg, gab seine Antrittsrede ihnen beredten Ausdruck und forderte auf »zu fester Beharrlichkeit in der Verfolgung des großen Zieles deutscher Einigung«. Und es war ihm beschieden, auf dem letzten außerordentlichen Landtag, dem er präsidirte, die Erreichung dieses Zieles durch die Siege deutscher Waffen sichergestellt zu wissen. Hochangesehen in seiner beruflichen Stellung, im Privatleben allseitig verehrt und beliebt, glücklich im Kreise der Seinen, schien er noch einer längeren segenvollen, dem allgemeinen Besten nutzbringenden Wirksamkeit vorbehalten.

Digitized by Google

Doch das Schicksal fügte es anders. In Folge der fortwährenden angestrengten Mühen auf zwei umfangreichen Berufsgebieten hatte sich mit dem zunehmenden Alter, ihm unbewußt, ein Herzleiden in ihm ausgebildet, das unverhofft und schmerzlos am 19. März 1877 seinem thätigen Leben ein allzufrühes Ziel setzte, gerade am Tage vor demjenigen, da er die Sitzungen des von ihm präsidirten Gerichtshofs im neuen Justizgebäude eröffnen sollte. In Hildebrandt verlor das Vaterland einen seiner besten Söhne, der badische Richterstand eine Zierde, seine Familie den liebevollsten Vater. (Karlsruher Zeitung 1877, Nr. 84 u. 100.)

Karl Julius Holtzmann.

Dr. Karl Julius Holtzmann, Prälat der badischen Landeskirche in einer Reihe von 16 Jahren, welche in der Geschichte der Landeskirche zu den inhaltsreichsten, und für die Kirchenregierung durch die Menge neuer Aufgaben schwierigsten gehörten, repräsentirt in dieser Stellung eine der würdigsten Erscheinungen in der neuesten badischen Kirchengeschichte. War er auch seiner Natur gemäß nicht dazu geschaffen, durch eine starke Initiative sehr beeinflussend auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse einzuwirken, so war er doch gerade durch seine Eigenart wie Wenige dazu berufen, die Krisis, in welcher sich damals die Landeskirche befand, zu einer ruhigen, versöhnlichen Ausklärung zu bringen. Nicht nur hat ihm sein durch und durch rechtschaffener und ehrlicher Charakter, seine Objektivität und Unparteilichkeit bei allen Parteien Achtung und Vertrauen erworben, auch durch seine theologische Individualität war er zu einer versöhnenden Stellung wie kein Anderer berufen. Während seine dogmatische Ueberzeugung ihn der konservativen Richtung zugesellte, hat ihn dagegen sein aufgeschlossener Sinn für alles historisch Gewordene, seine wissenschaftliche Natur und sein Verständniß anderer Standpunkte befähigt, einer Entwicklung unserer Landeskirche mit voller Ueberzeugung zu folgen, die auf Beseitigung aller hierarchischen und dogmatischen Beengungen und auf Anerkennung der historisch gewordenen Unterschiede hinzielte. — Karl Julius Holtzmann ist am 6. Mai 1804 in Karlsruhe geboren. Sein Vater Johann Michael Holtzmann, Professor am Lyceum in Karlsruhe, stammte aus Speier, seine Mutter, Christiane Sibylle, eine geborene Fetzer, war eine Württembergerin. Wissenschaftliche Begabung und eine eigenthümlich tiefere Gemüthsanlage scheinen zwei Erbstücke dieser Eltern zu sein, da sie sich in verschiedenen Formen in der Familie wiederfinden. Mehrere namhafte Vertreter der Wissenschaft gehören ihr an, zwei Brüder des Prälaten, der Germanist Adolf und der Physiker Alexander Holtzmann und ein Sohn, der Theologe Heinrich Julius Holtzmann. Auch der Prälat besaß diesen Zug zu gelehrtem Wissen und wissenschaftlicher Arbeit; Zeitlebens hat er sich selbst mit entlegenen Gebieten der Wissenschaft beschäftigt und war stets mit dem Stande der wissenschaftlichen Forschung genau vertraut. Wenn er auf diesem Gebiete nicht productiv gewesen ist, so ist daran vorzugsweise die Last praktischer Arbeit Schuld, die während seines ganzen Lebens schwer auf seinen Schultern ruhte. Entschieden trat aber auch die Gemüthsanlage bei ihm in den Vordergrund. Ein gewisses Gemüthsbedürfniß gab seiner ganzen Wirksamkeit das Gepräge. Blos äußerliche konventionelle und rechtliche Verhältnisse befriedigten ihn nicht, Pietäts- und Vertrauensverhältnisse waren ihm ein Bedürfniß, welches seine Wirksamkeit nicht nur in der Schule und in der Gemeinde, sondern auch in der Kirchenregierung seinen Pfarrern gegenüber bestimmte, wo sein Ideal offenbar dasjenige eines mehr patriarchalischen Verhältnisses war, gegründet auf Humanität und Milde einerseits, Pietät und Vertrauen andererseits. Besonders zeigte sich aber die Gemüthsseite in der Gestalt, welche sein religiöses Leben annahm. Eine tiefe, aufrichtige Frömmigkeit athmen alle seine Aeußerungen auf diesem Gebiete. Obgleich die

Digitized by Google

formale Verstandesthätigkeit sich seinem religiösen Denken charakteristisch aufprägt, so gehört doch auch sein dogmatisches Denken mit seinen tiefsten Wurzeln dem Gemüthe an; ist die Form dem Verstande, so ist der Inhalt dem Gemüthe entnommen. Aber auch wieder im Gegensatz zur bloßen Gefühlsfrömmigkeit hat seine Frömmigkeit immer an gewissen theologischen Ideen eine konkrete Unterlage haben müssen, so daß der religiöse Mensch und der Theologe nie bei ihm zu trennen sind. Den ersten maßgebenden Einfluß in dieser Richtung hat seine schwäbische Mutter auf ihn ausgeübt, welche mit ihren sehr bestimmten religiösen Vorstellungen das religiöse Bewußtsein des Sohnes dauernd angeregt hat. In dieser Beziehung war aber auch die weitere Entwicklung nur eine Weiterbildung in gleicher Linie. Als am 20. Februar 1820 sein Vater starb, kam er, da die Mutter außer Stand war, die Erziehung der Söhne selbst zu übernehmen, zu seinem Großvater, dem Hofrath Fetzer in Stuttgart, und vollendete dort seine Gymnasialstudien. Im Jahre darauf bezog er das theologische Stift in Tübingen, wo er auch bis zum Abschluß seiner Studien verblieb. Hier legte er den Grund sowohl zu den gediegenen philologischen, philosophischen und geschichtlichen Kenntnissen, die er besaß, als auch zu seinem speziell theologischen Wissen, welches kein gewöhnliches war. Aber auch seine theologische Richtung fand hier für sein ganzes Leben in der Hauptsache ihre Regulirung. In Tübingen herrschte damals noch die sogenannte ältere Tübinger Schule; Steudel und der jüngere Bengel, von denen besonders der Letztere auf Holtzmann einen imponirenden Eindruck machte, waren die damaligen Vertreter der Schule. Es war ein gemäßigter Supranaturalismus, in welchem die grellen Farben der alten lutherischen Orthodoxie verblaßt waren, vor den entschiedenen Rechten, die in dieser rationalistischen Periode der Verstand geltend machte, welcher aber die übernatürliche Grundlage des Christenthums noch überall festhielt. Dieser Standpunkt ist im Wesentlichen auch Holtzmann's Standpunkt geblieben. Obgleich er der theologischen Entwicklung, die sich an die Namen Schleiermacher und Baur knüpft, mit großer Aufmerksamkeit gefolgt ist, so ist er doch dieser ganzen Entwicklung innerlich fremd und abgeneigt geblieben. Den Gang der biblischen Kritik, auf welchen sein eigener Sohn bekanntlich einen bedeutenden Einfluß ausübt, hat er bis in die Einzelfragen studirt, aber stets um die letzten Resultate von sich abzuweisen. In konfessionellen Fragen den unionistischen Standpunkt einhaltend, den die ihm sympathische und von ihm in den Studien und Kritiken besprochene »Geschichte des deutschen Protestantismus« von Heppe einnimmt, stand er mit seiner allgemein religiösen Weltanschauung auf ziemlich positiver Grundlage und nicht nur Begriffe wie Persönlichkeit Gottes, Weltregiment und Vorsehung, sondern auch Gottheit Christi, menschliche Urbildlichkeit Christi, Erlösung und Versöhnung in seinem Leben und Tod, Verklärung der Menschheit in sein Bild waren ihm Centralbegriffe von sehr reeller Bedeutung. Im Jahr 1824 trat er nach Ablegung der theologischen Staatsprüfung in den badischen Kirchendienst ein, zuerst als Vikar in Nonnenweier, dann in Laufen im Oberlande. Im Laufener Pfarrhause fand er seine nachherige Lebensgefährtin, die Pfarrerstochter Adelheid Sprenger, mit welcher er sich am 12. Juli 1831 verehelichte. Es war eine überaus glückliche Ehe, wenn auch durch die Größe der ihr entwachsenden Familie — sie bestand aus 7 Söhnen und einer Tochter — keineswegs ohne fortdauernde Sorgen. Im Jahr 1827 erhielt er seine definitive Anstellung nicht im Pfarrdienst, sondern an der Stelle seines Vaters als Lehrer, später als Professor am Lyceum in Karlsruhe. Nicht weniger als 20 Jahre wirkte er an dieser damals aufblühenden Anstalt zusammen mit Männern wie Kärcher, Gockel, Vierordt. Seine Unterrichtsgegenstände waren Religion, lateinischer Sprachunterricht und Mathematik; die klare, logisch fortschreitende Art seins Denkens und Lehrens hat ihn für diese Lehrgegenstände

Digitized by Google

besonders tüchtig gemacht, anderseits haben die Erfolge seines Lehrens ihm wieder auf Zeitlebens Freude an diesen Gegenständen geweckt und erhalten. Das Lateinische, das er ebenso wie das Griechische auch später noch beherrschte, trieb er immer mit Vorliebe und studirte neben den Klassikern besonders gerne um seines Lateines willen Augustin. Die Originalität seiner Lehrweise und die human gemüthliche Stellung, die er seinen Schülern gegenüber einnahm, haben in vielen seiner Schüler dankbare Erinnerungen gefunden; daß er selbst gerne an seine Karlsruher Wirksamkeit zurückdachte, bewiesen die Aufsätze »zur Geschichte des Karlsruher Lyceums«, welche er in der Karlsruher Zeitung April 1870 veröffentlicht hat. Im Jahr 1847 wurde Holtzmann erster Stadtpfarrer an der Heiliggeistkirche zu Heidelberg und damit beginnt eine zweite Periode seiner Wirksamkeit 1847—61. Neben Zittel, Sabel, Dittenberger, später Plitt arbeitete er hier in einer bewegten, schwierigen Zeit, unbeirrt durch Strömungen und Parteiungen seine eigenen Wege wandelnd, unter steigender Achtung und Dankbarkeit der Gemeinde. Es war eine Zeit voll Arbeit. Nicht nur lagen alle die vielverzweigten Pflichten seines Amtes auf ihm, einen großen Theil seiner Kraft nahm auch der Privatunterricht an verschiedenen Lehranstalten in Anspruch, zu welchem ihn die Sorge für die zahlreiche Familie nöthigte. Außerdem hatte er eine Anstellung am Predigerseminar, wo die Vereinigung wissenschaftlicher Tüchtigkeit mit praktischem Geschick seine Thätigkeit zu einer sehr fruchtbaren machte. Seine liebste Arbeit war das Predigen, obgleich es ihm nicht sehr leicht fiel. Er arbeitete hier mit großer Gewissenhaftigkeit und wurde besonders in bürgerlichen Kreisen gerne gehört. Seine Predigten sind zwar von einer eigenthümlich demonstrirenden, in Form und Ausdruck etwas pedantischen Manier, welche die langjährige Lehrerpraxis des Predigers verräth, aber ihre klare Verständlichkeit, die Vereinigung des mit starkem Gemüthsinteresse erfaßten mystischen Elementes des Christenthums mit einer verstandesmäßigen Form haben oft eine große Kraft, zuweilen, wenn aus den pedantisch fortschreitenden Syllogismen mit großer Macht eine Gemüthsfülle hervorbrach, eine überwältigende Wirkung ausgeübt. Eine Anzahl Predigten sind gedruckt bei Groos oder Mohr in Heidelberg, Braun in Karlsruhe, oder im Beiblatt zum Südd. Wochenblatt, darunter seine Predigten zur Eröffnung der Generalsynode und des Landtags. Zu literarischen Arbeiten ist unter solchen Verhältnissen nicht viel Zeit übrig geblieben. Im Jahr 1856 erschien zur Erinnerung an das badische Reformationsjahr ein gutes volksthümliches Schriftchen »Das Jahr 1556«. 1857 gab er mit Hundeshagen des »Ambrosius Blarer Schutzschrift an den Rath von Konstanz vom Jahr 1522 für Luther und seine Lehre« heraus und in dasselbe Jahr gehören die Aufsätze in der Allg. Kirchenzeitung über »die durch Herrn Pfarrer Eichhorn veranlaßte Lutherische Separation im Großherzogthum Baden«. Seine Verdienste um Wissenschaft und Kirche wurden 1856 von der theologischen Fakultät mit Verleihung des Doktortitels gewürdigt. Gegen Ende der 50er Jahre begannen die Kämpfe in der badischen Landeskirche, welche auch für Holtzmann von entscheidender Bedeutung werden sollten. Im Jahre 1859 erhob sich der bekannte Sturm gegen die Einführung der neuen Agende. Holtzmann, obgleich seinen Traditionen nach der lutherischen Kirche angehörig und den Männern, von denen die neuen Kultusreformen ausgegangen waren, befreundet, verhehlte die Abneigung keineswegs, welche sein einfacher, in den nüchternen Kultusformen Süddeutschlands aufgewachsener Sinn gegen die Neuerung empfand. Gleichwohl blieb er, allem Agitationswesen abgeneigt, der Oppositionsbewegung fern. Als dann im Jahr 1861 mit der Verwerfung des Konkordates die Wendung, welche im badischen Staatsleben eintrat, auch auf die evangelische Kirche zurückwirkte und den Rücktritt des Oberkirchenraths Ull-

Digitized by Google

mann-Bähr zur Folge hatte, wurde Holtzmann vom Großherzog als Prälat der badischen Landeskirche in die Kirchenregierung berufen. Mit seiner Person war der Geist gekennzeichnet, der die neue Leitung charakterisirte. Es war ein Regiment der Unparteilichkeit und Objektivität gegenüber den auf dem Boden der evangelischen Kirche geschichtlich gewordenen Unterschieden, das aber mit möglichster Vermeidung aller prinzipiellen Schärfe seine Aufgabe vorzugsweise auf dem Boden des praktisch-kirchlichen Lebens suchte. Freilich der Anfang mußte vor die wichtigsten prinzipiellen Fragen führen. Die Generalsynode von 1861 und die neue Kirchenverfassung bildeten die Einleitung der neuen Aera. Der Entwurf zur letzteren war zum Theil eine Frucht Holtzmann'scher Erfahrung, ihre Ausführung zeigte überall seinen maßhaltenden Sinn. Sie war ihm kein Parteiwerk, kein neu erfundenes Prinzip, sondern eine seit Stiftung der Union durch die Entwicklung naturgemäß gegebene »Vereinigung des presbyterialen und konsistorialen Systems«. Auf dem Boden der Verfassung stand er mit Ueberzeugung. Wenn er auch betont, daß Verfassungsformen noch kein kirchliches Leben sind und wenn er namentlich das häufige Auseinanderfallen von »Verfassungsgemeinde« und »Gottesdienstgemeinde« bedauerte, so erkannte er in ihr doch die einzig mögliche Form des kirchlichen Lebens in der Gegenwart und begrüßte als Frucht besonders die Theilnahme der Laien. Wie trotz seiner Abneigung gegen den Liberalismus als Parteisache er im Grunde in kirchlichen Fragen liberal dachte, zeigt nicht nur seine Stellung zur Verfassung, sondern auch das denkwürdige Aktenstück, welches am 17. August 1864 von der Oberkirchenbehörde ausgegangen ist, die Entscheidung in der Anklage gegen Schenkel nach Erscheinen des »Charakterbildes Jesu«, in welcher die wissenschaftliche Lehrfreiheit mit großer Entschiedenheit geschützt wird. Der erste kirchenrechtliche Theil des Erlasses ist von Holtzmann. Aber mit Vorliebe wandte er sich den praktische Fragen zu. Offenbar eine mit Neigung unternommene Arbeit war der alljährlich wiederkehrende Bescheid auf die Beschlüsse der Diözesansynode; es war stets eine fleißige, eingehende und übersichtliche Arbeit, mit objektiver und zutreffender Beurtheilung. Ein bleibendes Denkmal seines pädagogischen Geschickes ist die von ihm verfaßte kleine Kirchengeschichte für Volksschulen. Der persönlichen Verhältnisse der Geistlichen nahm er sich stets mit freundschaftlicher Wärme an und half in zuvorkommender Weise, wo er helfen konnte. Eine besondere Befriedigung gewährte ihm seine Stellung als Hausgeistlicher der Großherzoglichen Familie und als Religionslehrer des Erbgroßherzogs; das ihm entgegengebrachte große Vertrauen war für ihn eine reiche Beglückung. Einen ihm sympathischen Abschluß seiner kirchenregimentlichen Wirksamkeit bildete die Generalsynode von 1876, mit ihrem Gegensätze vermeidenden friedfertigen Geiste. Aber im Allgemeinen waren die letzten Lebensjahre keine sehr leichte für ihn. Abgesehen davon, daß er sich der neuen theologischen und kirchlichen Entwicklung ziemlich fremd gegenüber fühlte und namentlich für die kirchlichen Parteigegensätze kein inneres Verständniß, aber eine große Abneigung gegen dieselben in sich trug, war es ein langjähriges, schweres körperliches Leiden, welches auf sein Leben drückte und die größte moralische Kraft in Anspruch nahm. Am 23. Februar 1877 erlöste ihn der Tod von seinem Leiden, das er mit bewunderungswürdiger Geduld getragen hat. Vgl. Personalien und die Leichenrede des Oberhofpredigers Doll in der Beilage zum Südd. Wochenblatt 1877 S. 38. Hausrath's Nekrolog in Prot. Kztg. 1877. Hönig.

Benedict Georg Kefer

wurde geboren den 22. März 1774 zu Villingen und besuchte das unter Leitung der dortigen Benedictiner blühende Lyceum, an welchem er auch die theologischen

Digitized by Google

Studien begann. Nachdem er diese an der Universität Freiburg vollendet und (am 23. Oktober 1797) die strengen Prüfungen aus den orientalischen Disciplinen pro gradu bestanden hatte, wurde er am 2. Juni 1798 Priester, sodann Kaplan in seiner Vaterstadt; die ihm übrige Muße benützte er gewissenhaft zur Fortsetzung der philosophischen und historischen Studien, wobei ihm die in diesen Fächern gut bestellte Benedictinerbibliothek sehr zu statten kam. Mit großem Fleiß betrieb Kefer, darin ganz Autodidakt, das Studium der koptischen Sprache, welche er als ein bis dahin zu sehr vernachlässigtes Hilfsmittel zur Erforschung des egyptischen Alterthums erkannte (worüber jetzt seit Decennien kein Zweifel mehr besteht); er machte damals den Anfang einer Sammlung von koptischen Wörtern, welche, 30 Jahre fortgesetzt, zuletzt um einige tausend Vocabeln reicher war, als das bis dahin vollständigste koptische Lexikon von La Croze. Es muß als ein Verlust für die Sprachwissenschaft betrachtet werden, daß es Kefer nicht vergönnt gewesen war, diese Früchte vieljährigen Fleißes nach Gebühr verwerthen zu können. Nach Aufhebung des Benedictinerstiftes wurde Kefer 1811 Lehrer und Vorstand an dem Pädagogium in Villingen und 1814 Professor und Präfekt des Gymnasiums zu Freiburg. Hier wußte er sich die Universitätsbibliothek sehr förderlich für seine Studien zu machen und stand in gelehrtem Verkehr mit Professor Hug. Ein Specimen seiner Studien veröffentlichte er 1819 in dem Programm über die Alexandrinische Bibliothek, worin die Existenz dieses Instituts noch zur Zeit der Einnahme Egyptens durch die Araber, in dem von Kaiser Severus erbauten Gymnasium in der Nähe der Pompejussäule, nachgewiesen ist. Im Jahre vorher, 1818, war Kefer auch als Bewerber um die erledigte Lehrkanzel der Geschichte an der Universität aufgetreten; in dem Bericht der philosophischen Facultät, erstattet (16. Juli 1818) von dem bisherigen Ordinarius der Geschichte, K. v. Rotteck, der in die juristische Facultät übertrat, ist über Kefer folgendes Urtheil abgegeben: »Die ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit Hrn. Kefers ist hier allgemein anerkannt, wiewohl ihm die Muße zur Ausarbeitung von Druckschriften noch nicht geworden. Vertraut mit den nöthigsten Quellen, zumal der alten und mittleren Geschichte, durch anhaltendes Studium und planmäßiges Sammeln auch in den Hilfswissenschaften der Geschichte sehr wohl bewandert, kann er nicht anders als sehr geeignet zur rühmlichen Führung des historischen Lehramtes erscheinen. Auch dürfte er, was der Facultät erwünscht sein müßte, zur Uebernahme der gleichfalls erledigten Kanzel der Diplomatik, Numismatik ꝛc. vielleicht selbst unentgeltlich geneigt sein. — Kefer wurde i. J. 1822 für die Professur der Dogmatik berufen; zwei Jahre später kam die Lehrkanzel der Kirchengeschichte in Erledigung, dasjenige Fach, welchem seine Specialstudien vorzugsweise zugekehrt waren. Es war daher ganz seinen Wünschen entsprechend, als die Facultät ihn dafür in Antrag brachte. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, dieses ihm (durch Erlaß v. 4. Mai 1824) übertragene Lehrfach zu dociren, ein von Jahr zu Jahr sich verschlimmerndes Augenleiden hinderte ihn, seinem Beruf und seinen Studien zu leben; es trat zuletzt völlige Erblindung ein und der arme Mann verbrachte die letzten Jahre bei Verwandten in Villingen, wo er auch starb den 21. November 1833. Fertig für den Druck zubereitet war schon 1825 eine historisch-kritische Untersuchung über die Zeitrechnung (und die Reihenfolge der egyptischen Dynastien nach Manetho, eine Arbeit welche, wäre sie damals erschienen, dem Namen des Verfassers eine ehrenvolle Stelle unter den Egyptologen verschafft hätte. Kefer hat sich auch große Verdienste um die einheimische Geschichte erworben; er lieferte Beiträge zu Kolb's hist.-topogr. Lexikon von Baden, insbesondere verdankt man ihm die Erhaltung einer Anzahl werthvoller Quellenschriften über das badische Oberland und die Stadt Villingen, eine Reihe Copien und Collectaneen, deren Originale

Digitized by Google

größten Theils verloren sind. Der handschriftliche Nachlaß kam in den Besitz der Leopold-Sophien-Bibliothek in Ueberlingen. (Vgl. Näheres hierüber i. d. Schriften des Vereins für Geschichte der Baar u. s. w. III. Heft, 1880, S. 72, 73.) König.

Ludwig Kirsner.

Am 11. November 1810 in Donaueschingen geboren, empfing Kirsner am dortigen Gymnasium seine erste höhere Bildung, die er nachmals auf den Universitäten zu Freiburg i. B. und Halle, besonders naturwissenschaftlichen Studien sich widmend, weiter führte. Er befähigte sich dadurch zur späteren Nachfolge in dem Berufsgeschäft seines Vaters, der Uebernahme der Hofapotheke in seiner Heimathstadt. Dieses Geschäft verblieb andauernd unter seiner Leitung. Der erhebliche Umfang dieser Berufsaufgabe konnte ihn aber nie hindern, seine rüstige Kraft und Hingebung gleichzeitig den öffentlichen Angelegenheiten seiner Heimathsgemeinde, später des gesammten Landes und Volkes zuzuwenden, letzteres, seitdem er — nach den unheilvollen Ereignissen des Jahres 1849 — als Abgeordneter des 13. Wahlbezirkes (Donaueschingen) in die Zweite Kammer eingetreten war. Mit redlichem Arbeitssinn, geduldig ausharrend, verwandte er seine sich mehr und mehr entfaltenden Kräfte und Kenntnisse zu dem mühevollen, oft durch äußere Hemmnisse durchkreuzten Werke: das so hart geschädigte Land und seine gesunkenen politischen Verhältnisse allmählich wieder einer neuen Zeit des Gedeihens, der wieder erlangten Kräfte entgegenführen zu helfen. Es waren keine Jahre fröhlichen Strebens oder erhebender Begeisterung und glanzvoller Erfolge, in denen Kirsner seine später so hervorragende parlamentarische Thätigkeit eröffnete. Vielmehr galt es jetzt mit bescheidenen Hoffnungen und Ansprüchen, sich vergleichend und vertragend mit dem überwältigenden Einflusse der Mächte und Richtungen, welche zumeist durch die Thorheiten und Ausschweifungen der revolutionären Bewegung auch über unser sonst so mild und freisinnig verwaltetes Heimathsland gebracht worden waren, durch nüchterne Geduld und unverdrossene Beharrlichkeit das Bessere in stetigem, wenn auch langsamem Fortschreiten wieder zu erreichen. Im Verlauf dieser Epische der 50er Jahre bekleidete Kirsner auch das Bürgermeisteramt seiner Heimathstadt. Für seine ganze spätere Thätigkeit ist von höchstem Werthe der thatkräftige Eifer geblieben, mit dem er damals sich einarbeitete in eine umfassende Kenntniß der Finanzpolitik und der dahin bezüglichen Verwaltung unseres Landes. Bis zur vollen Meisterschaft lernte er — praktisch unermüdlich den Arbeiten der Budgetkommission sich zuwendend — im Großen und Kleinen diese vielfältigen und bedeutenden Geschäfte im Ganzen überschauen und im Einzelnen würdigen, welche in erster Reihe die Grundlage des Wirkens einer politisch einflußreichen und unabhängigen Volksvertretung bilden. Sein ausharrender Arbeitssinn und die verständnißvolle Beweglichkeit seines scharfen, an den Erfahrungen des Geschäftslebens in Staat und Gemeinde gereiften Verstandes führten ihn mit immer größerer Sicherheit und Sachkenntniß ein in die Beurtheilung der Steuerverhältnisse und aller übrigen, vorwiegend mit den materiellen Interessen der Bevölkerung zusammenhängenden Staatsgebiete. So wurde er im Laufe der Jahre mit wachsendem Ansehen und Einflusse der von der Regierung, wie von den Mitarbeitern aus der Volksvertretung mit gleichem Vertrauen hochgestellte Leiter der Budgetkommission. Diese hochwichtige Aufgabe führte er mit unermüdlicher Hingebung bis zu den Tagen, da er nachmals als Präsident an die Spitze der Zweiten Kammer gestellt wurde. Die vielen durch Kirsner während seiner gesammten parlamentarischen Wirksamkeit ausgearbeiteten Budgetberichte enthalten eine Fülle reichen und klaren Wissens und bewähren vor Allem jene ruhig besonnene Be-

Digitized by Google

urtheilung der öffentlichen Verhältnisse, die seinem stets die praktisch erreichbaren Ziele festhaltenden Geiste und Charakter eigen war. In diesem Sinne ist er jederzeit ein Mann der ruhigen Ueberlegung, der maßvollen Beachtung der Gesammtlage und ihrer Gebote, ein einsichtsvoller Mitarbeiter an den trefflich geordneten Verhältnissen der Finanzverwaltung, dabei besorgt für die thunlichste Schonung der Steuerkräfte des Landes und zugleich für die rührige Pflege aller Einrichtungen gewesen, welche geeignet waren, den Wohlstand und das materielle Gedeihen der Bevölkerung zu heben. Ein besonderer Werth seiner Arbeiten aus dem Kreise der Budgetkommission bestand aber vor Allem darin, daß seine Bestrebungen und Ziele keineswegs ausschließend von den Interessen des Finanzzustandes beherrscht waren. Seine höhere Einsicht und politische Bildung setzten ihn in den Stand, die gesammte innere Staatsthätigkeit verständnißvoll zu übersehen. So war er denn auch trefflich dazu befähigt, neben den materiellen Interessen auch die idealen Ziele des modernen Staates — jedes dieser Gebiete in dem ihm angemessenen Umfange — erfolgreich zu fördern. Wer die Summe und die Vielfältigkeit der im Landtage zu behandelnden staatlichen Aufgaben zu beurtheilen vermag, für dessen Sachkenntniß wird es keiner weitern Ausführung mehr darüber bedürfen, welche unschätzbare Kraft eine Kammer von der mäßigen Mitgliederzahl der badischen an einem Manne wie Kirsner besaß, der an allen parlamentarischen Aufgaben mit der nüchternen Prüfung des erfahrenen Geschäftsmannes und doch zugleich wieder mit vollem Verständnisse für alle idealen Kulturaufgaben eines freisinnig fortschreitenden Staatswesens sich betheiligte. Gerade diese letztere Seite seiner Bildung und seines Charakters sollte in der mit dem Jahre 1860 beginnenden Zeit erneuten frischen Aufschwunges und freiheitlicher Entfaltung, denen nach wenigen Jahren die gewaltige, alles Andere an Gewicht überwiegende Aufgabe der Begründung des nationalen deutschen Staates sich beigesellte, eine reiche, alle Vorzüge seines edeln und patriotischen Wesens erprobende Bewährung finden. Einen hervorragenden Antheil nahm Kirsner im Jahre 1863 an den umfassenden Gesetzgebungswerken zur Reform der Einrichtungen der inneren Staatsverwaltung, indem er dabei als Berichterstatter der Kommission der Zweiten Kammer mitwirkte. Seit der gegen das Konkordat eingetretenen Opposition, aus welcher die ganze Reihe der badischen Reformgesetze zur Feststellung der Rechte des Staates, gegenüber den Kirchen und kirchlichen Vereinen, hervorging, stand Kirsner entschieden, aber jederzeit gerecht und freisinnig, alle Seiten dieser hohen Kulturgebiete würdigend, auf der Seite des Staates, als ein Gegner hierarchischer Uebergriffe. Wer den Mann im Leben näher kennen gelernt hat, wird nicht bezweifeln, daß der heftigste Konflikt und die leidenschaftlichste Kammerdebatte nie seine Hochhaltung der Religion und der im Leben durch die That sich bewährenden religiösen Bildung des Volkes vermindern konnte. Die Entscheidung von 1866 zeigte seinem patriotischen Sinne mit aller Bestimmtheit den fernerhin einzig zum Ziele der nationalen Einigung des deutschen Volkes führenden Weg. Nichts konnte ihn hierin irreführen. Er bemühte sich während der Jahre 1866—70, mit den gleichgesinnten Freunden eine Politik unseres Landes im Sinne der großen nationalliberalen Partei des norddeutschen Bundes durchzuführen. Nachdem der Kriegssturm des Jahres 1870 so rasch, im Glanze der deutschen Siege, die Erfüllung unserer höchsten Wünsche gebracht hatte, wurde Kirsner, ungeachtet energischer Bemühungen der Gegner, in auszeichnender Weise in den deutschen Reichstag gewählt. Seine dortige Wirksamkeit entsprach durchaus den Zielen der heimathlichen Bestrebungen während der letzten vier Jahre, vor Allem der Förderung einer mächtigen nationalen Einheitsgewalt, sich darstellend im Kaiser und seinen Organen, und einem politisch einflußreichen Reichstage, mit Schonung der Einzelstaaten innerhalb

Digitized by Google

ihrer berechtigten Lebensgebiete, deren Aneignung die Reichsgewalt zur eigenen politischen Leistungsfähigkeit nicht bedarf, deren sonderstaatliche Ausbildung aber, innerhalb der hergebrachten Stammeseigenart, nur zur reicheren und höheren Entfaltung des geistigen Lebens unseres Volkes gereichen kann. Die leider schon damals im Keime beginnenden Einflüsse des später so verhängnißvoll hervortretenden Leidens nöthigten Kirsner bald, auf seinen Sitz im Reichstag zu verzichten. Auch während des Landtages von 1873—74, bei dessen Beginn ihm das Präsidium der Zweiten Kammer übertragen worden war, zwang ihn die immer heftiger andrängende Krankheit, seine mit Aufwendung der sinkenden Kräfte vollzogene Wirksamkeit zu unterbrechen. Zum tiefen Leid der ihm treu ergebenen Arbeitsgenossen der Kammer ist es ihnen nicht mehr vergönnt gewesen, den lieben Freund im Besitz neu erlangter Gesundheit wieder zu sehen. Er starb am 6. September 1876. Als die Zerstörung aller ihrer herzlichen Wünsche ist die Todesbotschaft durch die Gauen des Landes dahingegangen, überall dasselbe Gefühl erweckend: tiefstes schmerzliches Bedauern, wärmste Theilnahme für die Angehörigen des Mannes, dessen langjährige erfolgreiche Arbeit für das Land und Volk Badens im dankbaren Gedächtnisse und im Segen bleiben wird. Aber das Lebensbild des trefflichen Mannes würde unvollständig sein, wenn nicht auch der schönen und gewinnenden Seiten seiner liebenswürdigen menschlichen Natur Erwähnung geschehe. Wenn ihn auch Ueberzeugungstreue und die Standhaftigkeit seines ernsten Charakters jederzeit in den rauhesten Sturmestagen unwandelbar treu bei der Fahne festhielten, — seinen innersten Neigungen nach war er doch vorwiegend eine mild und sanft, friedlich und rücksichtsvoll angelegte Natur. Gerade diese Eigenart war es, die ihn den Freunden, inmitten ermüdender und allzu oft freudloser Arbeit, zu einem ermunternden und darum so werthen Genossen machte. Sein feinsinniges Gemüth und ein reicher Sinn für alles Schöne und Edle erwärmten und erfreuten das Herz Derer, welche ihm in Freundschaft nahe standen. Wie hoch das badische Volk sein Andenken hält, daß ist das Denkmal ein Beweis, welches, von Freunden und Verehrern ihm gewidmet, am 5. Oktober 1879 in Donaueschingen enthüllt wurde. Victor v. Scheffel hat für das Piedestal, welches die mit der Bronzebüste Kirsners gezierte Pyramide trägt, die Inschriften verfaßt: »Freisinnig und gerecht, staatsmännisch klar, maßvoll und versöhnend, selbstloser Pflichterfüllung Vorbild. — Ein segensreiches Vierteljahrhundert badischen Verfassungslebens ist mit seinem Wirken verknüpft.« (Nach der Badischen Correspondenz.)

Matthäus Klenkler

wurde geboren zu Ueberlingen am 20. September 1802, seine Eltern waren unbemittelte Bürgersleute. Als Schüler der Volksschule zog er durch außergewöhnliche Fortschritte die Aufmerksamkeit auf sich; in ihm selbst erwachte frühzeitig der Wunsch, studiren zu können, die Eltern wollten ihn aber ihrem Berufe zuwenden und es nicht zugeben, daß der Knabe nach vollendeter Volksschule das Pädagogium des Ortes besuche. Als der Tag zur Aufnahme in dasselbe gekommen und die glücklicheren Mitschüler Klenklers, die er in den Fortschritten bisher weit hinter sich gelassen hatte, dem Schulgebäude zueilten, stellte er sich weinend am Eingange auf. Ein glücklicher Zufall führte einen der Lehrer, einen menschenfreundlichen Mann, den geistlichen Professor Vincens Kimmacher vorüber, der ihn mit zur Prüfung nahm; Klenkler bestand sie mit Auszeichnung und damit war die Bahn seines Lebensganges bezeichnet. Kimmacher blieb von da sein Beschützer und Wohlthäter. Im 16. Lebensjahre kam Klenkler zur Fortsetzung der Studien an das Lyceum zu Konstanz; 1822—26 studirte er Theologie an der Universität Freiburg; während des letzten Studien-

Digitized by Google

jahres unterzog er sich den strengen Prüfungen aus der Mehrzahl der theologischen Disciplinen, so daß ihm das Doctorat in sicherer Aussicht stand. Im Herbst 1826 wurde er in das bischöfliche Seminar zu Meersburg aufgenommen und am 20. September 1827 durch den Bischof Keller als Priester ordinirt. Hierauf kurze Zeit zu Feldkirch im Breisgau in der Seelsorge verwendet, ward er (18. Nov. 1827) von dem Erzbischof Boll in das neu eröffnete Priesterseminar in Freiburg als Repetitor berufen, welche Ernennung am 28. November die landesherrliche Bestätigung erhielt. In dieser Stellung blieb Klenkler fünf Jahre und wirkte nach dem Zeugniß noch lebender Alumnen aus dieser Periode mit großem Erfolg sowohl als Lehrer der homiletischen und katechetischen Fächer, wie als praktischer Katechet und Prediger. »Wie Wenige (sagt das Vorwort zu seinen nachgelassenen Schriften) besaß Klenkler die Kunst, sich zum Kinde, das belehrt werden sollte, herabzustimmen, in dessen Seele zu lesen, es zu verstehen, darnach seinen Unterricht zu ordnen u. s. w. Auf gleiche Weise war er als Prediger klar, sein Vortrag angenehm und so eingerichtet, daß durch ihn die Wahrheit der schwachen Fassungskraft sinnlicher Menschen und der deutlichen Erkenntniß nahe gebracht, die Liebe zur Wahrheit in ihren Herzen lebhaft erweckt wurde.« Seine Predigten gehörten zu den besuchtesten in Freiburg; nach einem vorliegenden Zeugniß des tüchtigen Regens Dürr, der selbst ein vortrefflicher Prediger war, bekundeten dieselben »ebenso ausgezeichnete und gediegene theologische Kenntnisse, als ein tiefes religiöses Gemüth und praktischen Scharfblick«. Als im Jahre 1831 durch den Austritt des Professors v. Reichlin die Lehrkanzel der Kirchengeschichte vacant geworden war und eine sofortige definitive Besetzung sich nicht ausführen ließ, richtete Klenkler an die Facultät das Gesuch, ihn für die Suppletur in Vorschlag zu bringen. Nach längeren Verhandlungen darüber (während welcher der damalige Professor der Geschichte, Deuber, auch Kirchengeschichte docirte) wurde Klenkler durch Ministerialentschließung vom 6. Oktober 1832 zum Suppleuten und im Jahre darauf zum außerordentlichen Professor der Kirchengeschichte und Patrologie ernannt. Mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte war er bemüht, dem ehrenvollen Auftrag würdig zu entsprechen, und es gelang ihm bald, die Aufmerksamkeit und ein lebhaftes Interesse bei seinen Zuhörern für das so ausgedehnte Fach zu gewinnen; ein nach dem Tode Klenklers von den Zuhörern zu öffentlichem Zweck abgegebenes Zeugniß lautet: »Das größte Verdienst unseres hingeschiedenen Lehrers in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte fanden wir darin, daß er dieselbe nicht blos als Gegenstand des theoretischen Wissens, sondern zugleich als Mittel zur Beförderung der praktisch-theologischen Bildung betrachtete und durchführte. Das Gute wie das Böse faßte er mit historischem Scharfblicke und psychologischer Richtigkeit auf, und stellte es mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit und Wärme dar, so daß jedes unbefangene Gemüth für die heilige Sache der ächt christlichen Religiosität eingenommen und begeistert werden mußte.« Den großen Anstrengungen, mit welchen Klenkler seinem Berufe sich hingab, war seine schwächliche, früh schon zur Hektik disponirte Gesundheit für die Dauer nicht gewachsen; bald nach seiner Anstellung befiel ihn ein Brustleiden, das in kurzer Zeit eine bedenkliche Wendung nahm und am 23. Januar 1835 mit dem Tode endete. — Die Freunde des Verstorbenen besorgten die Herausgabe der nachgelassenen Schriften; davon erschien Bd. I Predigten. Freiburg bei Herder 1837. König.

Wilhelm Friedrich Klose

wurde in Karlsruhe am 6. Januar 1790 geboren. Sein Vater war der damalige markgräflich baden-durlachische Kammerrath Karl Christian Klose, seine Mutter Henriette eine geborene Sonntag. Er besuchte das Lyceum seiner

Digitized by Google

Vaterstadt bis zur Tertia, damals der drittobersten Klasse. Von seinem Vater zum Kameralisten bestimmt, war er einige Jahre in diesem Fache thätig, erhielt aber wegen seiner ausgesprochenen Abneigung gegen diesen Beruf die Erlaubniß, denselben mit dem Ingenieurfach zu vertauschen, und wurde im Jahr 1807 in die auf Anregung Tullas von dem Markgrafen Karl Friedrich gegründete Unterrichtsanstalt für mathematische und Ingenieurwissenschaft aufgenommen. Im Jahr 1810 begann er als Ingenieurelève I. Klasse seine praktische Thätigkeit und fand bei der zur selben Zeit angeordneten Landesvermessung seine Verwendung, wobei er wegen seiner trigonometrischen Kenntnisse und wegen seiner Zuverlässigkeit in den Beobachtungen von Tulla besonders berücksichtigt wurde. Im Jahre 1814 als Hauptmann und Compagniecommandant in das 6. badische Landwehrbataillon eingetheilt, machte er die Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 gegen Frankreich mit. Nach wiederhergestelltem Frieden Hauptmann à la suite und wieder bei der Landesvermessung thätig, wurde er später Chef der militärisch topographischen Abtheilung des badischen Generalstabs, schließlich mit dem Rang als Oberst, bis zu seiner im Jahr 1849 erfolgten Pensionirung. Er starb am 13. August 1860. — Klose hat als Vorstand der badischen topographischen Vermessung mehrere Jahrzehnte lang in fruchtbarster Weise gewirkt. Die von ihm geleitete Vermessung, welche heute noch die Grundlage aller badischen Karten bildet, gehörte in einer für ein Gebirgsland sehr wichtigen Hinsicht, nämlich betreffs der Menge und Genauigkeit der Höhenbestimmungen zu dem Vollkommensten, was jene Zeit überhaupt aufzuweisen hatte. Klose war ein unermüdlicher und dabei scharfer Beobachter; wohl die Hälfte aller Haupthorizontal- und Höhenwinkel, welche, in musterhafter Weise geordnet, heute noch aufbewahrt werden, sind von ihm selbst gemessen. Ebenso fruchtbar war seine Thätigkeit in Topographie und Kartographie, während er den theoretisch-geodätischen Theil in der letzten Zeit einem Specialbeamten (seinem späteren Amtsnachfolger, dem bei dieser Gelegenheit hier namentlich zu erwähnenden Obergeometer Rheiner) überließ, was wohl der Grund dafür sein dürfte, daß über jenen den gleichzeitigen Leistungen anderer Staaten mindestens ebenbürtigen Theil der badischen Vermessungen keine amtliche Veröffentlichung stattgefunden hat. Bei allen Wandlungen, welche das badische Vermessungswesen noch erfahren kann, wird der Name Klose's stets in ehrenvollem Andenken bleiben. Jordan.

Hermann Köchly

war in Leipzig am 15. August 1815 geboren und wurde frühzeitig aus einem einfachen bürgerlichen Familienleben heraus in die enggeschlossene große Schulgemeinde der Fürstenschule zu Grimma versetzt, wo er in den Jahren 1827—32 seine höhere Schulbildung erhielt. Mit besonderer Liebe verweilte er in den Erzählungen aus früherer Zeit bei dieser für ihn wesentlich glücklichen Welt einer solchen protestantischen sächsischen Klosterschule: es verklärten sich ihm auch später die Mängel und Einseitigkeiten in dem Gesammtideal in einem merkwürdigen Kontrast zu den eigenen Bestrebungen seiner ersten Lehrthätigkeit. Unter Weichert's, des gelehrten Batinisten, unter Wunders, des begeisterten Schülers von Hermann und Erklärers von Sophokles' Tragödien, Leitung gewöhnte sich sein Ohr frühzeitig an den Wohllaut griechischer Rythmen, eignete er sich bei dem wesentlich lateinisch gegebenen Unterricht und den eifrigen Versübungen die Herrschaft über den lateinischen prosaischen wie poetischen Sprachgebrauch in einem Maße an, wie sie selten bei Zeitgenossen noch angetroffen wird. Dort ist ihm das lebendige Ehrgefühl im Wettstreit certirender Jugendgenossen geweckt worden, aber er lernte auch früh die eigenthümliche Einseitigkeit der Schola latina kennen, die er später so eifrig selbst bekämpft hat.

Digitized by Google

Siebenzehn Jahre alt kehrte Köchly in die Vaterstadt Leipzig zurück, um dort das Studium der Philologie mit ganzer Begeisterung zu ergreifen. Fünf Jahre hat er dort als Studirender zugebracht, wenn auch schon seit 1834 mit der Magisterwürde geschmückt, ein eifriges Mitglied des philologischen Seminars, dann besonders der griechischen Gesellschaft und der auch von Gottfried Hermann geleiteten philosophischen Disputationen. Gottfried Hermann ist als Persönlichkeit wie als akademischer Lehrer und als wissenschaftlicher Geist sein wahres Vorbild geworden. Ihm hat er bei der Wiederkehr seines hundertsten Geburtstags (28. November 1872) mit einer wahren Beredtsamkeit des Herzens eine treffliche Rede im weiteren akademischen Kreise gewidmet; dieselbe hat sich in der weiteren Ausarbeitung zu einer eingehenden Charakteristik mit werthvollen Beilagen erweitert, seiner letzten größeren literarischen Publikation. Ein Schüler, der mit so warmer Begeisterung seinen Lehrer auch in seinen kleinsten individuellsten Zügen nach 40 Jahren schildert, hat wahrlich das Anrecht erworben, selbst begeisterte Schüler an sich zu fesseln. Mitten in die genauesten Einzelstudien zu den griechischen Epikern und Tragikern, für die Hermann den jungen Philologen gewonnen, greifen aber auch schon die Interessen ganz anderer Art, schlagen schon die Wogen jener theoretisch-politischen und literarisch-philosophischen Bewegung, welche von Frankreich wie von den Jüngern Hegels in den dreißiger Jahren wesentlich ausgingen. Hermann Köchly war recht ein Kind dieser Zeit und ihrer immer tiefer gehenden Bestrebungen. Bezeichnend genug, daß er in den lateinischen Disputationen bei Hermann über die Republik als beste Staatsform, über die Preßfreiheit, über Volksgerichte seine Thesen stellte. Ein weiteres Element von bedeutsamem Einfluß war die früh geweckte und eifrig gepflegte Liebe zum Theater, und wir wissen ja, wie die Leipziger Schaubühne eine wahre Pflanzschule ausgezeichneter dramatischer Künstler von jeher und speziell damals war. — Im Jahre 1837 begann Köchly seine praktische Lehrthätigkeit an einer kleinen Lehranstalt des Meininger Landes, das damals eben in trefflicher Weise eine neue Organisation seines ganzen höheren Schulwesens, wesentlich durch Schüler von Gottfried Hermann und Karl Reisig, erhielt. Das kleine Gymnasium zu Saalfeld war in eine Realschule und humanistische Vorschule umgewandelt worden; an dieser war der junge, feurige, hochstrebende Schüler Hermanns angestellt. Noch lebt in jener Stadt unter den einzelnen Collegen jener Zeit und sonst im Lande wirkenden Genossen, Theologen wie Naturkundigen, die Erinnerung einer schönen, in Disputationen eifrigen und doch einander wohlwollenden Gemeinschaft mit demselben. Er selbst hat es ausgesprochen, daß damals ihm der Blick sich bedeutend nach Natur und Volkswesen erweitert habe, ebenso die Möglichkeit doppelter Wege der Volksbildung ihm aufgegangen sei. Im Jahre 1840 vertauschte Köchly diese bescheidene Stelle mit einer viel größeren Wirksamkeit an der Kreuzschule zu Dresden. In Dresden hat er neun volle Jahre gewirkt, hochbeliebt als Lehrer und als Mensch. Seine Begabung für den Unterricht trat hier gerade in den mittleren Klassen des Gymnasiums am glänzendsten hervor. Spätere Collegen von ihm, wie ein H. von Treitschke, haben dieser Stunden mit Dankbarkeit gedacht. Das treffliche biegsame Organ, aufmerksam noch ausgebildet, die Freude an wohl abgerundeter Rede, die Gabe anschaulicher Darstellung, ein richtiger Takt, das dem Alter Angemessene darzubieten, und ein ursprüngliches Wohlwollen für jugendliche Gemüther haben glücklich dabei zusammengewirkt. Ist Dresden überhaupt eine Stadt, geeignet nach verschiedensten Seiten des künstlerischen Lebens anzuregen, den Blick über das engere Schulgebiet zu erweitern, so war es damals, in den vierziger Jahren, besonders ein Mittelpunkt hochstrebender, neue Formen in der Kunst suchender, künstlerischer Talente. Mit diesen, mit Richard Wagner, mit Semper, mit den Devrients,

Digitized by Google

trat der Verewigte in lebhaften Verkehr. Dazu kam, daß die sächsische Kammer im Norden Deutschlands eine ähnliche Rolle spielte, wie die badische im Süden, daß Dresden der Sitz eines sehr fortgeschrittenen Liberalismus war, daß durch öffentliche Vorträge, durch Bildungsvereine und dergleichen diese Bestrebungen in den allgemeinen Volkskreis hineingetragen wurden. Der junge, hochbegabte Lehrer und Redner ward mehr und mehr in diesen Zauberkreis gebannt. Durchgängige Reform des Schulwesens ward das Losungswort, es galt zwei Formen des Gymnasiums auf einer gemeinsamen Unterlage des deutschen und modernen Sprachunterrichts aufzubauen. Der Schüler Gottfried Hermanns schien ganz ein Schüler Magers geworden zu sein. Auf dem Boden der allgemeinen deutschen Philologenversammlungen trat Köchly damals, 1845, in Darmstadt zuerst mit einem Vortrag und vorkämpfend für eine pädagogische Section auf. In einem Reformverein für Gymnasien sammelten sich in Dresden alle dafür geweckten Kräfte unter Lehrern, Juristen, Aerzten, Naturforschern; im edlen Wetteifer wurde das Ganze der Schulorganisation wie jedes einzelnen Unterrichtszweiges durchgearbeitet. Die von Köchly redigirten Blätter dieses Vereins in zwei Jahrgängen geben dafür vollgiltiges Zeugniß. — Das Jahr 1848 schien auf einmal auf allen Gebieten des Lebens die Erfüllung aller tief empfundenen Bedürfnisse, die Heilung aller Schäden zu bringen, mit einem Schlag alle lang zurückgehaltenen Blüthen an einem herrlichen Maitag zu öffnen. Nicht ohne tiefere Bewegung lesen wir heute Köchlys Worte, mit denen er jene Veröffentlichungen schließt, um fortan dem Ganzen, der Erneuerung des politischen Lebens, zu leben: »Nie wird ferner die Gelehrtenschule vergessen, daß auch sie eine Volksschule ist, nie der Gelehrte vergessen, daß auch er zum Volke gehört, daß höher als aller Ruhm der Wissenschaft und gelehrten Forschung die Ehre des freien Bürgers steht, der seine staatlichen und gemeindlichen Rechte und Pflichten vollständig und gewissenhaft ausübt. Wohlan denn, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.« Der Mai 1849 sah ihn auf den Barrikaden von Dresden, für eine Reichsverfassung, der es an einem Oberhaupt und an dem Nachdruck der schützenden, geordneten Macht fehlte. Der gefeierte Redner, der scharfsinnige kritische Philolog, der Lehrer des sächsischen Thronerben, floh geächtet auf weitem Umweg über Hamburg und Oldenburg durch die einsamen Haiden nach Holland und Belgien. In Brüssel fand Köchly zunächst eine Ruhestatt, dahin folgte ihm die junge geliebte Gattin, der er sich 1847 verbunden, und hier tritt nun ein entscheidender Wendepunkt seines Lebens ein, welcher vollgiltiges Zeugniß von der Energie seines Wollens, von der eingetretenen Besinnung ablegt. Er kehrt sofort zurück zu den geliebten alten Studien seiner Universitätszeit, zur strengen Wissenschaft. Nicht versinkt er in unfruchtbares Grübeln über das Geschehene und Zukünftige, nicht verbraucht er seine Kräfte in sinnlosen Versuchen, von der Fremde aus das Vaterland zu reformiren. Dort in Brüssel arbeitet er seine Ausgabe des Quintus Smyrnaeus fertig, beschäftigt er sich mit Aratus und Manetho. Ein glücklicher Stern führt ihn aus Belgien, das ihm nie heimathlich geworden sein würde, nach der Schweiz, nach Zürich, im Frühjahr 1850. Wie nach einem furchtbaren, die kräftigsten hochgewachsenen Bäume entwurzelnden Sturm oft der reinste Himmel und milder Sonnenschein folgt, so sind den Jahren 1848 und 1849 für Köchly die folgenden 14 Jahre, welche er in Zürich verlebt hat als Professor der klassischen Philologie an der Universität, zwei Jahre lang als Rektor, Jahre schönster, fruchtbringendster und befriedigendster Thätigkeit geworden. In der That müssen wir über die Mannigfaltigkeit seiner Thätigkeit in Zürich, über die Fülle rasch sich folgender literarischer Arbeiten staunen, deren jede einen eigenthümlichen Reiz frischer, jugendlicher, oft kecker Kraft schon in der Form ausübt. Der eifrige Docent, der sehr weite

Digitized by Google

Gebiete der klassischen Alterthumswissenschaft umfaßte, das thätige Mitglied in der Verwaltung der Universität, der Organisation der Schulen, Prüfung der Lehrer, der beredte Redner vor einem gemischten Publikum, der freudig begrüßte Liebling in den Zusammenkünften der Schweizer Gymnasiallehrer, der gern sich unterrichtende Theilnehmer an der Antiquarischen Gesellschaft, hat Jahr aus Jahr ein die Programme der Universität abgefaßt und dabei noch größere Schriften veröffentlicht. Es war das Gebiet der griechischen Literatur, speziell das der epischen Poesie, welches er in unmittelbarer Fortsetzung jener von G. Hermann angeregten, nun unter Lachmanns Aegide besonders gestellten Studien allseitig kritisch durchforschte. Von der Zerlegung der Homerischen Ilias in eine Liederreihe, von der Aufdeckung der Kompositionen der Odyssee bis zu Nonnos, Tryphiodor, Musaeos, bis zu den abgelegensten Produktionen des späteren Epigonenthums ist kaum ein Epiker ohne irgend erhebliche Förderung der Kritik durch ihn geblieben. Wenn irgend ein Gebiet der Poesie aber seiner individuellen Begabung und Geistesrichtung entsprach, so war es das dramatische, und unter den Meistern der griechischen Tragödie stand ihm persönlich Euripides am nächsten; doch hat er früh Sophokles' Antigone und später Aeschylos besonderen Eifer zugewendet. Hatte Köchly in der Dresdener Zeit schon mit der still beschaulichen Thätigkeit des Philologen zeitweise die Rolle des politischen Redners vertauscht, ja selbst sich persönlich mit den praktischen Fragen der Kriegskunst vertraut gemacht, so wandte er sich nun in der Schweiz, wo er streng jede unmittelbare politische Thätigkeit von sich fern hielt, um so freudiger den großen Meistern antiker Volksrede und den Darstellern der politischen Kämpfe zu, einem Demosthenes, Sallust, Caesar; so zog er ein bis dahin noch sehr vernachlässigtes Gebiet der griechischen Literatur zum Theil ganz aus der Vergessenheit hervor, das der Kriegsschriftsteller. Im Verein mit einem bedeutenden technischen Forscher auf diesem Gebiete, mit Rüstow, hat er eine Gesammtausgabe unternommen und die Epochen der antiken Kriegskunst in fesselnder Weise geschildert. In engstem Zusammenhang damit stand sein lebhaftes Interesse für Napoleons Arbeiten zu Caesar und die technische und topographische Erklärung derselben. — Im Jahre 1864 ward Hermann Köchly nach Heidelberg berufen. Mit freudiger Bewegung setzte er den Fuß auf den lange ihm verschlossenen deutschen Boden, mit frischer Kraft und hochgespannten Hoffnungen auf eine fast reformatorische Stellung in Schulwesen und Universität trat er in seinen neuen Wirkungskreis. Manche dunkle Wolke ist an seinem Heidelberger Himmel im Laufe von 12 Jahren dahin gezogen, manchen verhängnißvollen Irrthum hat er getheilt, manch' schweres Mißverständniß hat dabei gewaltet, manche ernste Prüfung in seinem Amt ist an ihn herangetreten; aber es darf eben so ausgesprochen werden, daß er offenen Meinungsaustausch zu ehren wußte, daß er zu besserer Einsicht sich offen zu bekennen vermochte, daß ihm die Selbstständigkeit der akademischen Korporationen, gewissenhafter, unabhängiger Männer der verschiedensten Wissenschaftskreise schließlich als der sicherste Boden für seine eigene ersprießliche Thätigkeit vollwiegend erschienen ist. Es war ihm auch hier ein Bedürfniß, in unmittelbaren Verkehr mit der Schule zu treten. Abgesehen von seiner amtlichen Stellung im Aufsichtsrathe des Gymnasiums und im Oberschulrath des Landes hat er Jahre lang in unermüdeter Pflege sich einem Vereine gewidmet, der an Vorschlägen für die Reform des badischen Schulwesens redlich gearbeitet hat. War ihm ja auch im zweiten Jahr seiner Heidelberger Wirksamkeit die Freude beschieden, die allgemeine deutsche Philologenversammlung als erster Präsident zu leiten. Auch den Philologenversammlungen in Augsburg, Hannover, Würzburg, Innsbruck hat er noch unmittelbar thätig beigewohnt. Große literarische Entwürfe sind von Köchly in der letzten Periode seines Lebens gefaßt, zum Theil aber auch wieder

Digitized by Google

aufgegeben worden. Er selbst empfand das Wort: daß unser Wissen Stückwerk sei, immer tiefer, er hat nach dem Höchsten in der Ausführung gestrebt und dadurch Manches nicht ausgeführt, so sehr es ihm gegeben war, rasch die schöne, abgerundete Form für den Gedanken zu finden. Seine Wissenschaft war ihm aber niemals Papier und Buchstabe, gelehrte Erudition, literarische Betriebsamkeit, sie war ihm Leben, Wirken von Person zu Person, aus Begeisterung geboren, Begeisterung weckend. Das klassische Alterthum war ihm nicht eine fern abliegende Welt, nicht blos Geschichte, er glaubte an die reale, noch heute giltige Macht der in ihm ausgeprägten Ideen, und er strebte darnach, diese Mächte in das jetzige Leben zu übertragen, diesem wahrhaft organisch anzueignen. Er hat es versucht, selbst im Gebiete der körperlichen Erziehung, indem er den Marschübungen und Bewegungen antike Waffenführung, antiken Rythmus unterlegte. Er hat vor Allem in den letzten Jahren darnach gestrebt, die Neugeburt der antiken Tragödie auf der Bühne unserer Tage zu ermöglichen, ihren reinigenden, erhebenden, versöhnenden Einfluß in die Gemüther seiner Zeitgenossen zu ergießen. Was er in kleinem Maßstabe versucht, wurde erst nach seinem Tode auf der Mannheimer Bühne in der Aufführung der »Perser« vollendet. Und hierin steht er als ein ächter Jünger der Griechen, als ein Zögling zugleich unserer großen Dichter und Denker da, als ein unermüdlich strebender Jüngling voller Ideale. — Noch im Sommersemester 1876 wartete Köchly frisch und elastisch, in voller Manneskraft, wenn auch das Haupt vom Silberweiß der Haare geschmückt, seines Amtes. Tagtäglich lenkte er seine Schritte von der freundlichen ländlichen Stätte in Neuenheim, wo er sich am Berghang ein Haus ganz nach seinem Geschmack erbaut und mit griechischen Sprüchen und dem Bilde der Athene und des Zeus geziert hatte, hinüber zur Stadt, zur Universität, freudig erwartet von dem harrenden zahlreichen Kreise seiner Zuhörer, oder bereit, seine wohltönende Stimme im Rathe der Kollegen zu erheben. Im beginnenden Herbst traf er eifrig die Vorbereitungen, um einen langgedachten Plan auszuführen, einen stillgehegten Herzenswunsch endlich zu erfüllen. Gegen Ende September schied er, nicht ohne eine gewisse ernste Vorahnung von seiner Familie, um nach Italien und Hellas zu ziehen. Kollegen begrüßten ihn auf italienischem Boden, nahe dem ersten großen Monument römischer Vorzeit, das dem Fremden entgegentritt, in Verona. Glückliche Winde führten ihn zur Seite seines erlauchten Gönners und Freundes, des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen, über das Adriatische Meer, er schaute die Insel der Phäaken, dann das milde reiche Zakynthos, er landete am elischen Gestade. Auf der Ebene von Olympia öffneten sich ihm die neu erstandenen Trümmermassen und plastischen Schätze des einstigen großen Nationalheiligthums von Griechenland. Rüstig durchritt er die arkadischen Hochgebirge, ruhig am Rande steiler Abgründe hin, er weilte an den Stätten der großen Entscheidungsschlachten auf der Ebene von Mantinea, er kam glücklich nach Athen. Da ergriff ihn ein früher schon im Keim vorhandenes gefährliches Leiden. Hiezu kam ein trauriger Sturz vom Pferde auf dem Schlachtfelde von Marathon. Krank, unter peinigenden Schmerzen kehrte er auf langer Seefahrt von Athen, das er kaum mit Genuß geschaut, nach der nordischen Heimath zurück. In Triest angelangt, lag er nun schwer darnieder im dortigen Krankenhause, von deutscher ärztlicher Kunst gepflegt, bald auch umgeben von der liebenden Fürsorge seiner auf die erste Kunde vom Sterbelager der Mutter herbeigeeilten Gattin, in seiner Phantasie fortwährend beschäftigt mit griechischer Natur, mit der Erneuerung des griechischen Dramas. So, noch zwei Tage zuvor in ein behagliches Privathaus gebracht, schlummerte er sanft zuletzt ein am Morgen des 3. Dezembers 1876. — Wenig über ein Jahrhundert zuvor hatte Winkelmann dort, der Prophet des edelsten Griechenthums, ein jähes

Digitized by Google

Ende gefunden auf der Rückkehr von der von ihm nicht mehr erreichten, ja schon gemiedenen Heimath, das Land der Griechen mit der Seele suchend; hier starb ein begeisterter Zögling der Hellenen, nachdem er das Land geschaut, gerade dort vom Todesstachel getroffen, in der Vorhalle des deutschen Vaterlandes. Die Zeitungen meldeten von der allseitigen Theilnahme, die Köchlys Ende dort erweckt, von der großen Ehre, die man dem deutschen Gelehrten und Mann der Schule wie des Lebens, dem liebenswürdigen Menschen im Wetteifer der Deutschen, Italiener und Griechen erwiesen. — In früher Nachmittagsstunde des 12. Dezember war ein reges Leben am Neckarufer zu Heidelberg. Durch den tiefen kalten Nebel, der die Berge ganz umhüllte, das jenseitige Flußufer nur in Umrissen erscheinen ließ, fuhren Nachen und Fähren, dicht gedrängt mit Professoren, Studirenden, Schülern, Bürgern über den Fluß, aus dem die gigantischen Pfeiler der im Bau begriffenen hohen Brücke fast gespensterhaft ragten. Eine wahrhaft Charon'sche Ueberfahrt! In den engen Gassen des am andern Ufer liegenden Ortes Neuenheim, des beliebten Vergnügungsortes, zogen die Wagen in langer Reihe zu der von der großen Straße weit abseits gelegenen Kirche, deren Eingang und Gänge von Studirenden im farbigen Verbindungsschmuck rechts und links besetzt waren, viele der Erschienenen mußten außerhalb der Kirche zurückbleiben. Eine feierliche große Trauerversammlung war bereits auf den Plätzen, den Blick gerichtet auf den hochstehenden, mit Lorbeerkränzen und weißen Blüthenmassen wie überschütteten reichen, schwarzen, weiß umrandeten Sarg im Chor, der die von Triest in die Heimath verbrachten sterblichen Ueberreste Köchlys barg, Lichter erhellten ihn allein in der düsteren Dezemberdämmerung, welche die Kirche füllte. Orgelspiel eröffnete die Feier, auf das Einleitungsgebet des Geistlichen folgte ein Chorgesang aus der Antigone, gesungen von den Philologen in der Ursprache, mit Instrumentalbegleitung, in den Anfangsworten umgestaltet und musikalisch den Rythmen genau angepaßt von Professor Lang am Heidelberger Gymnasium. Es ist der die Antigone auf ihrem Todesweg begleitende Trauerchor *"Ετλα καὶ Δανάας οὐράνιον φῶς.* Griechische Klänge durchzogen wundersam die deutsche Dorfkirche. Der Ortsgeistliche eröffnete die Reihe der Redner mit einer warmen Schilderung der Persönlichkeit des Verewigten. Im Auftrag der Universität hielt Hofrath Stark, der langjährige College von Köchly, die Trauerrede, nach gutem altem Gebrauch der Heidelberger Universität, daß der Dekan der betreffenden Fakultät oder einer der Fachgenossen dazu erwählt wird. Ein Schüler Köchlys, Dr. Seldner, legte mit kurzen herzlichen Worten den Lorbeerkranz auf den Sarg. Der Segen ward vom Geistlichen darüber gesprochen und unter den Klängen der Orgel bewegte sich der lange Zug hinaus zu dem ziemlich entfernten neuen Kirchhof des Ortes. Wie in kimmerischem Lande wandelte man still durch die Nebelmasse hinaus in die unbegrenzt erscheinende Ebene. Endlich langte man an der Ruhestätte an, es senkte sich der Sarg, es rauschte die Erde in das ganz von Grün und Blumen erfüllte Grab. Ein Leben war abgeschlossen, früher als Menschen erwarten konnten, ein rüstiger Streiter im Gebiete des geistigen Lebens war nach mannigfachem Kampf abgerufen. Der Wanderer der Bergstraße aber wird im Frühlingsglanze der immer sich erneuenden Natur, wenn er an dem alten Lutherhäuschen vor Neuenheim hinaustritt in die überreiche blühende Ebene, die Stätte der im dunkeln Winter hier eingesenkten Geistessaat noch oft mit dem Auge suchen und des dort Ruhenden dankbar gedenken. (Vgl. Allgem. Zeitung 1876 Nr. 342 u. 361.)

Moriz Lenel,

hervorragend durch kaufmännische Tüchtigkeit, durch Bildung, sowie durch vielumfassendes gemeinnütziges Wirken, wurde zu Ladenburg den 20. März 1811 geboren.

Digitized by Google

Auf seine Wiege hätte man die Inschrift setzen können: »Ein Kampf ist dem Menschen auf Erden: Wohl dem Mann, der früh ein Joch getragen.« Ein bildsamer, sinniger Jüngling mit einer von der Natur reich beschriebenen Seele, war er dennoch kein eigentliches Glückskind. Ihm ward nichts im Schlaf gegeben. Nicht fremde Schultern hoben ihn auf die Höhe seiner Zukunft, er mußte mit der Noth des Lebens ringen! Er besuchte mit Auszeichnung das Gymnasium zu Fulda, wohin er nach dem Tode des Vaters in früher Kindheit mit der Mutter übergesiedelt war, mußte aber aus Mangel an Mitteln statt des gelehrten Studiums den kaufmännischen Beruf ergreifen. Nach zu Hanau durchgemachter Lehre hatte er eine Zeit lang Stellung in Frankfurt a. M. und ließ sich sodann 1834 in Mannheim nieder. Hier erwarb er das Bürgerrecht, verheirathete sich und gründete im Verein mit seinem Bruder mit sehr geringfügigem Kapital ein Kolonialwaarengeschäft en gros, das er im Lauf der Jahre durch Redlichkeit, kaufmännische Einsicht, rastlose Arbeit zu einem der ersten des Platzes erhob. Er gehörte zu Denen, welche klaren Blicks schon sehr frühe die umwälzende Bedeutung der Eisenbahnen und Telegraphen für den Weltverkehr erkannten und durch Aufsuchung direkter Bezugsquellen und entfernter Absatzgebiete daraus die praktischen Konsequenzen zogen. Sein lauterer Charakter, sein durchdringender Verstand, seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein allen gemeinnützigen Bestrebungen offener Sinn erwarben ihm bald das Vertrauen seiner Berufsgenossen und seiner Mitbürger überhaupt. 1848 in die Handelskammer gewählt, schied er zwar in Folge von Differenzen mit der Majorität des Kollegiums, die sich der Aufnahme von Israeliten in die Kaufmannsinnung widersetzte, 1854 aus derselben aus, trat aber im Beginn der liberalen Aera 1860 wieder ein und wurde 1866 Vicepräsident, 1871 Präsident des Kollegiums, in welchem Amt er bis zu seinem Tode den Interessen des Mannheimer Handels mit eben so viel Hingebung als Erfolg diente. Vom Jahre 1870 ab war er von der Kammer in den Ausschuß des deutschen Handelstags delegirt. Dem großen Ausschusse der Bürgerschaft gehörte er lange Jahre hindurch fast ununterbrochen an. Er bekleidete ferner die Ehrenämter eines Handelsrichters (von 1867 bis zu seinem Tode), eines Bezirksraths (1867—69), eines Mitglieds des Kreisausschusses (seit 1871). An Gründung und Verwaltung der großen Institute, welche zu der Handelsbedeutung Mannheims so wesentlich beigetragen haben — badische Assekuranz, Dampf-Schleppschifffahrts-Gesellschaft, Badische Bank, Rheinische Kreditbank u. A. m., — nahm er hervorragenden Antheil. Deßgleichen fehlte sein Name bei keiner der zahlreichen Unternehmungen, die zu Zwecken der Wohlthätigkeit, der Hebung des Unterrichts, der Kunstpflege u. s. w. in den letzten Jahrzehnten zu Mannheim in's Leben traten. Höchst bedeutsam war noch seine Thätigkeit innerhalb der israelitischen Konfessionsgemeinde, der er angehörte und an deren Verwaltung er seit 1853 als Synagogenrath Theil nahm. Als solcher wirkte er für Umgestaltung des veralteten Ritus, für Verbesserung des Unterrichts und überhaupt nach Seiten der freieren Richtung innerhalb des Judenthums. Was er so durch Rath, That und Beispiel zur Hebung der israelitischen Gemeinde Mannheims beitrug, ist nicht leicht zu schätzen. — Ueber seine religiösen Ueberzeugungen äußerte er sich einmal nahezu wörtlich: »Meine strenge, ja überstrenge religiöse Richtung in meiner Jugend führte manchen mystischen Nebel mit sich; er wurde später durch die aufgehende Sonne in mir niedergeworfen; er hatte jedoch den Acker meines Geistes und Herzens besuchtet und befruchtet, so daß dieser für alle Zukunft von der Dürre des flachen Rationalismus und des gegenwärtigen Materialismus gesichert blieb.« — »Eine Welt, sagte er ein andermal, ohne ordnenden Gedanken, ohne Zweck und Ziel setzenden göttlichen Willen, ein »Monismus«, der sich nicht folgerichtig

Digitized by Google

zum »Monotheismus« erhebt, ist mir eine logische Unmöglichkeit.« — So hoch war sein Denken, man darf sagen, er stand auf einer wissenschaftlichen Geisteshöhe. Er hatte keine universitas litterarum besucht, besaß aber dennoch eine universelle Bildung! — Als er am 2. Februar 1876 starb, bemächtigte sich tiefe Rührung, man darf sagen der Trefflichen aus allen Bekenntnissen, Ständen und Genossenschaften seiner Heimathstadt. An seiner Bahre sprach der geistliche Redner: »In dem Verblichenen einte sich, was fast meist nur getrennt angetroffen wird: klares Denken, warmes Fühlen und praktisches Thun; in ihm war in wunderbarer Mischung vereinigt: Klugheit und Weisheit; idealer Sinn und praktischer Verstand; feinfühlige Poesie und gediegene Prosa, Idealismus und Realismus. — Güte, Vernunft und gewissenhafte Thätigkeit, sie bildeten den Text seines ganzen Lebens, alles Uebrige war Kommentar, Erläuterung, Ausführung und Bekräftigung. Wie mit der obersten Wahrheit von Gottes Dasein so wurzelte der Verblichene mit seiner alle Menschen brüderlich umfassenden Humanität gleichfalls in dem Boden des Judenthums, in der unbedingten und uneingeschränkten Lehre Mosis: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« — Der Treffliche gewann durch seine Tugenden und Fähigkeiten, wie durch seine Liebenswürdigkeit im Leben die allgemeinste Hochachtung und Anerkennung. Auch eine ehrende Auszeichnung des Landesfürsten ward ihm durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwen im Jahre 1875 zu Theil. — Er schied mit der »Krone des guten Namens«, welcher auch in einer Stipendienstiftung zur Unterstützung unbemittelter Studirender fortlebt. Friedmann.

Heinrich Leonhard

wurde am 17. Oktober 1813 in Sulzbach bei Weinheim geboren. Durch den an einer höheren Lehranstalt zu Weinheim genossenen Unterricht auf den Besuch einer technischen Hochschule vorbereitet, widmete er sich an dem Polytechnikum in Karlsruhe unter der Leitung von Hübsch und Eisenlohr dem Studium der Architektur und wurde nach dessen Vollendung und kurzer praktischer Bauthätigkeit 1841 unter die Zahl der Bauprakticanten aufgenommen. Ein zweijähriger Aufenthalt in Italien und ein nahezu einjähriger in Berlin waren für die weitere Fachausbildung des strebsamen und für das Schöne so empfänglichen jungen Mannes von ganz besonderem Werthe. Seine Arbeiten aus Italien geben Kunde von der verständnißvollen Bewunderung, mit der ihn die Kunstdenkmale der Vergangenheit des klassischen Landes erfüllten. Mit feinem künstlerischen Sinn und mit meisterhaftem Vortrag vermochte er Gesehenes aufzufassen und wiederzugeben, sei es nun, daß es sich um die strengen Formen antiker Architekturdetails handelt, oder um den anmuthigen und charakteristischen Aufbau einer italischen Bergstadt in ihrer landschaftlichen Schönheit, oder aber um die farbenprächtige Wiedergabe jener architektonisch so hoch bedeutenden und zugleich malerisch so reizvollen Motive, wie sie die Denkmäler Italiens in so reichem Maße bieten. Ueberall verbindet sich ein formaler und malerischer Sinn mit einer sichern Naturbeobachtung und einer stets so glücklichen Auffassung des Ganzen, mit einer so günstigen Wahl des Standpunktes und einer Sicherheit der Technik, daß wir auch diese vom Architekten minder häufig gepflegte Seite der künstlerischen Leistung besonders hervorheben müssen. Es ist ein reicher Schatz künstlerischer Begabung und Begeisterung, den Leonhard in den Blättern seiner Studienmappe, die er nur Wenigen öffnete, niedergelegt hat; ein Stück echter Künstlerpoesie, warmherzig und unverfälscht empfunden mit treuem Gemüth. Nach seiner Rückkehr wurde ihm von dem damaligen Baudirektor Hübsch die Restauration des Münsters in Konstanz übertragen und während der mehrjährigen Arbeit hiefür gründete er sich 1847 durch seine Verehelichung mit Sophie, geb. Bayhinger aus Schiltach,

Digitized by Google

einen eigenen Herd. Sechs Kinder entsprossen diesem Bündnisse. Im Jahr 1852 erhielt Leonhard seine erste definitive Anstellung als Bezirks-Bauinspektor in Waldshut, von wo er in gleicher Eigenschaft 1856 nach Lörrach versetzt wurde. Sehr gerne folgte er 1861 dem an ihn ergangenen Rufe nach dem ihm liebgewordenen Konstanz und verblieb daselbst als Bezirks-Bauinspektor, zugleich mit Entwurf und Ausführung der Eisenbahn-Hochbauten von Konstanz bis zum Kanton Schaffhausen betraut, sieben Jahre, um sodann, wenn auch nicht seiner Neigung, so doch dem höheren Rufe folgend, in die Stellung als Vorstand der Großh. Baudirektion überzutreten. Im Jahre 1877 erfuhr er einen neuen Beweis der Anerkennung seines Wirkens durch seine Ernennung zum Oberbaurath. Seine vielen Neubauten an der oben erwähnten Eisenbahn-Linie, die gelungenen Anlagen auf der Insel Mainau, deren architektonischen Theil er besorgt hat, sein Entwurf für die evangelische Kirche in Konstanz u. A. bekunden seine künstlerische Begabung, selbst mit sparsamen Mitteln schöne und praktische Bauwerke zu schaffen. Seine Schöpfungen aus neuerer Zeit, in der mit dem Erwachen größeren Verständnisses für Monumentalarchitektur reichlichere Mittel für solche bewilligt werden, wie z. B. das schöne Schwimmbad in Badenweiler, das Karlsruher Gymnasiumsgebäude, namentlich aber der großartige Justizbau in Karlsruhe, sowie die evangelische Kirche in Mülheim ꝛc. brachten dem Künstler ein dankbareres Feld zur Entwicklung seiner Thätigkeit. Dabei besaß er eine glückliche Hand in der Auswahl der jüngeren, mit der Detailausarbeitung betrauten architektonischen Hilfskräfte. Und doch waren diese Berufsarbeiten in den zwei letzten Jahren seines Lebens ihm zuweilen durch körperliche Leiden erschwert. Der Schmerz, den ihm dies bereitete, legte sich oft schwer auf seine Seele. Schon mehrere Wochen fühlte sich der Entschlafene, nachdem er einige Monate lang seinem Dienste nicht mehr mit früherer Thatkraft hatte nachkommen können, sehr angegriffen und noch den Tag vor seinem erfolgten Hinscheiden suchte er deßwegen den Rath eines zweiten Arztes in Heidelberg. Menschliche Hilfe vermochte jedoch nichts mehr, ein tiefes organisches Herzleiden machte vielmehr seinem Leben am 18. Juli 1878 ein rasches, aber schmerzloses Ende, seinen vielen Freunden, insbesondere seinen Angehörigen viel zu frühe, obgleich er sein Leben auf 64 Jahre und 9 Monate gebracht hatte. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 176 u. 302.)

Karl Friedrich Lessing.

In denselben denkwürdigen Jahren, da in München unter dem Schutze König Ludwigs I. und unter der geistigen Führung von Peter Cornelius die deutsche Kunst neuen Aufschwung nahm, begann zu Düsseldorf unter Wilhelm Schadows Leitung eine junge Malerschule ihre weithin fühlbare Thätigkeit. Unter den Jüngern dieser Schule machte sich bald in erster Reihe ein jugendlicher Maler bemerkbar, der dem Meister aus Berlin an die Ufer des Rheins gefolgt war, der Träger eines Namens, den die deutsche Literatur zu den Begründern ihrer klassischen Epoche zählt — Karl Friedrich Lessing. Im Jahr 1808, am Todestag seines großen Oheims, am 15. Februar, zu Breslau geboren, hatte der junge Lessing seine Kinderjahre in Polnisch-Wartenberg verlebt, wo sein Vater das Amt eines Kanzlers der Standesherrschaft bekleidete, und war, von diesem für das Baufach bestimmt, früh nach Berlin gekommen, wo ein Bruder seines Vaters, der Besitzer der »Vossischen Zeitung«, in angesehener Stellung lebte. Wenn das Fachzeichnen an der Bauakademie unter der tüchtigen Leitung Rösels alsbald das große Talent des Schülers erwies, so fand dieser doch in der Thätigkeit, welche ihm die Schule vorschrieb und für das spätere Leben in Aussicht stellte, keine Befriedigung, sondern frühzeitig dem Studium der Natur zugewendet, fühlte

Digitized by Google

er den Beruf und die Fähigkeit in sich, seine Naturbeobachtungen durch Stift und Pinsel zu fixiren. Eine Reise nach der Insel Rügen erhöhte in Lessing das Verlangen, sich der Landschaftsmalerei zu widmen, und als ein erstes Bild: »Der Kirchhof«, den Beifall der Kenner erwarb und vom Berliner Kunstverein angekauft wurde, widerstrebte auch der Vater nicht länger, seinen 19jährigen Sohn den Beruf ergreifen zu lassen, zu dem er sich mit aller Macht hingezogen fühlte. Die Düsseldorfer Schule stand wesentlich auf dem Boden der Romantik; aber sie fand ihre Ergänzung und ihr Korrektiv in einem eingehenden und liebevollen Studium der Natur. Die etwas forcirte und gemachte poetische Stimmung der Romantiker wurde durch die Beziehungen zur Natur, die auch Schadow seine Schüler eifrig pflegen ließ, auf eine gesunde realistische Basis gestellt. Und diese Versöhnung scheinbarer Gegensätze und ihre künstlerische Verschmelzung zu einer höheren Einheit fand ihren glänzendsten, begabtesten und erfolgreichsten Vertreter in K. F. Lessing. Wenn er zunächst seine Landschaften durch Figuren belebte, die nicht nur sorgfältig gezeichnet waren und sich dadurch von den gewöhnlichen Staffagen unterschieden, sondern auch ganz wesentlich dazu beitrugen, die in der Landschaft zum Ausdruck gebrachte Stimmung zu erhöhen und zu erklären, so ging er bald, neben fortgesetzter Pflege der Landschaft, zum eigentlichen Figurenbild über. Neben den hervorragenden Bildern seiner ersten Düsseldorfer Zeit, dem »Trauernden Königspaar«, der »Lenore« (nach Bürgers Ballade), dem »Klosterhof im Schnee«, der »Burg Rheinstein«, der »Tausendjährigen Eiche« u. a., entstand nun eine Anzahl großer Bilder, deren Vorwürfe Lessing aus der deutschen Geschichte nahm. Und hier traten sofort die Gesinnungen und Anschauungen in den Vordergrund, welche Lessing von einem großen Theil seiner Düsseldorfer Genossen, in erster Reihe von dem Direktor Schadow selbst unterschieden. Während diese durch ihre romantische Richtung mehr oder weniger zu katholisirenden Tendenzen, wie Schadow direkt zum Anschluß an die katholische Kirche, geführt wurden, blieb der nüchterne und scharf urtheilende Lessing vor solchen Konsequenzen einer künstlerisch höchst wirksamen poetischen Stimmung bewahrt. Wenn auch ihn das Mittelalter, als eine in der politischen Trübsal der Bundestagszeit in erhöhtem Glanz erscheinende Epoche deutscher Macht und Größe, gewaltig anzog und zu bedeutenden Kunstwerken anregte, so wählte er seine Stoffe doch zumeist aus jenen Konflikten, in denen die geistigen Kräfte der Nation sich mit der Weltmacht der römischen Kirche in tief einschneidendem Konflikt befunden hatten, und Niemand konnte im Zweifel sein, auf welcher Seite der Maler mit seinen Ueberzeugungen und seinen Sympathien stand. So entstanden »Ezzelino im Kerker, von Mönchen zur Buße ermahnt«, »Die Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V.«, »Heinrich V., der im Bann der Kirche von den Mönchen des Klosters Prüfening zurückgewiesen wird«, ferner die Serie der Hussitenbilder: »Die Hussitenpredigt«, »Huß vor dem Koncil«, »Huß auf dem Gang nach dem Scheiterhaufen«, endlich »Die Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg« und die viele Jahre später gemalte »Disputation Luthers mit Eck«. Wegen dieser Bilder vielfach angegriffen, auch persönlich mit seinem Lehrer und Freunde Schadow zerfallen, wurde Lessing wohl von oberflächlich Urtheilenden in die Kategorie der Tendenzmaler gesetzt. Gewiß mit Unrecht, denn obwohl er aus seiner eigenen Stellung zu den großen Fragen, die den von ihm künstlerisch dargestellten Vorgängen zu Grunde liegen, kein Hehl machte, bewahrte er doch stets, neben einer gewissen Objektivität in der Auffassung derselben, eine durchaus vornehme Haltung. So scharf er die Gestalten seiner Bilder charakterisirt, hat er doch nie die Vertreter der ihm unsympathischen Tendenzen zu Karrikaturen verzerrt. Denn er war sich stets bewußt, daß sich in allen irdischen Dingen, bei allen geschichtlichen Vorgängen,

Digitized by Google

nie und nirgend absolutes Recht und Unrecht gegenüberstehe und daß auch der Triumph einer der großen im Kampfe liegenden Richtungen, um die es sich in seinen Kunstwerken handelt, doch immer nur ein relativer sei. Aber freilich, je schärfer, je zutreffender die Charakteristik seiner Gestalten war, um so lebhafter war auch der Protest Jener dagegen, die gerade durch diese Charakteristik, und um so entschiedener, je objektiver sie erschien, die Tendenzen, zu denen sie sich selbst bekannten, in's Unrecht gestellt sahen. — Alle großen Historienbilder Lessings sind in ihrer Anlage und Durchführung auf die ernsthaftesten und umfassendsten geschichtlichen Studien begründet. Die Lokalitäten, die Persönlichkeiten, die Kostüme — das Alles war Gegenstand der gewissenhaftesten Vorarbeiten. Nach einem alten Porträt, nach einem authentischen Kostüm, nach den kleinsten Détails eines historischen Vorgangs forschte er mit dem Sammeleifer und der Energie eines Antiquars, mit der Umsicht und Akribie eines Historikers; um sich über den Charakter seiner Helden klar zu werden, begnügte er sich nicht mit der Lektüre der darstellenden Geschichtswerke, sondern er ging überall, wo es ihm möglich war, auf die Quellen selbst zurück und entlehnte diesen unmittelbaren Ueberlieferungen die frischen und scharfen Töne, die seine Bilder auszeichnen. Und ganz ebenso hielt er es mit den Studien für seine Landschaften. Mit Stift und Pinsel und Farbenkasten durchstreifte er die malerischen Gebiete die von den Ufern des Rheins aus sich in das Land hinein erstrecken, die prächtigen Wälder des Harzes, die wilden Einsamkeiten der Eifel, den Solling an der Weser und die buntfarbigen Städte, die hochragenden Burgen des Rheinthales. Da belauschte er, ein empfänglicher Beobachter, das stille geheimnißvolle Walten der Natur, da folgte sein scharfes Auge dem Zuge der Wolken, dem Spiele von Sonnenlicht und Schatten in den Wipfeln der Eichen und Buchen, den gewaltigen Effekten eines heraufziehenden Gewitters, dem Duft des aufwirbelnden Staubes, in dem die Sonne ihre Strahlen brach, oder dem milden Licht des Mondes, das über Berg und Thal dahinzog, das Laub der Bäume und das alte Gemäuer verfallener Schlösser und Klöster umspielte. Aus dieser feinen und sorgfältigen Naturbeobachtung erklärt sich der eigenartige Reiz der Stimmungen, welchen Lessing seinen Landschaften zu verleihen wußte, die er, wie schon erwähnt, durch die Figurengruppen, welche er auf denselben anbrachte, in eine höhere Gattung emporhob. Wenn eine Schaar Landsknechte die Straße zieht, oder ein Trupp Bewaffneter in einem Burghof Wache hält, oder aus den im Hindergrunde sichtbaren brennenden Trümmern eines Klosters die erschreckten Mönche fliehen, oder in einsamer Waldschlucht die Leiche eines Erschlagenen Zeugniß gibt von dem Kriegssturm, der über das Land dahin gebraust war, so erwecken diese wenigen Figuren in dem Beschauer eine Fülle von Gedanken, die dann wieder in dem Gesammtcharakter der Landschaft gleichklingenden Akkorden begegnen. Diese Doppelwirkung der Lessing'schen Landschaftsbilder, die Macht mit der sie zur Phantasie wie zum Gemüthe des Beschauers sprachen, die Tiefe der Empfindung und die Wahrheit des Ausdrucks derselben, die hohe Formvollendung und dabei die Einfachheit und Schlichtheit der Gesinnung, die sie verrathen — das Alles übte einen Zauber aus, dem sich wohl nur Wenige entzogen haben. Dieß war nun freilich nicht in dem gleichen hohen Maße bei Lessings Historienbildern der Fall, die mehr durch die historische Treue und Zuverlässigkeit in der Darstellung, durch die scharfe Charakteristik der einzelnen Personen als durch die innerliche Erfassung und Verarbeitung des Stoffes wirkten, und denen man vielleicht nicht ganz ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, daß es ihnen an energischer Bewegung fehle — ein Vorwurf, der allerdings mehr die Wahl der Stoffe, die zuständliche Natur der dargestellten Vorgänge, als die Darstellung selbst trifft. Es sind darum nicht Wenige, die im Allgemeinen den Landschaften Lessings den

Digitized by Google

Vorrang vor seinen Historienbildern einräumen, und er selbst hat, indem er bis in seine letzten Lebenstage der Landschaftsmalerei treu blieb und immer neben seinen Historienbildern Landschaften schuf, den hohen Werth bewiesen, welchen er auf diese Seite seiner Leistungsfähigkeit legte. — Wenige Jahre seines Düsseldorfer Aufenthalts hatten genügt, Lessings Ruhm dauernd zu begründen und ihn in die erste Reihe der lebenden Maler zu stellen. An der Düsseldorfer Akademie hat er zwar nie eine amtliche Stellung eingenommen, aber dennoch und obwohl er überhaupt weder Lust noch wohl auch besonderes Talent zum Lehrer hatte, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die weitere Entwicklung der dortigen Malerschule ausgeübt. Immer und immer wieder mahnte er die ihn besuchenden Kunstjünger zum unausgesetzten und eifrigen Studium der Natur, immer wieder wies er auf die Gefahren hin, die den Künstler bedrohen, der den engsten Zusammenhang mit der Natur, mit dieser obersten und unerschöpflichen Lehrmeisterin, außer Acht läßt. Ein Muster allen Kunstgenossen war er auch durch seine nie ermüdende Ausdauer in der Arbeit, durch seinen rastlosen Fleiß. Immer thätig an eigener Weiterbildung, folgte er unablässig allen Fortschritten der Technik; daß man nie auslerne, war eines der Axiome, die seiner Arbeit stets zu Grunde lagen. Diesen Einfluß, der eben nicht amtlicher, sondern lediglich persönlicher Natur war, übte er darum auch dann noch aus, als er in Folge seiner Meinungsverschiedenheiten mit Schadow die Akademie verließ und ein eigenes Atelier bezog. Er war und blieb einer der geistigen Mittelpunkte des reichen und vielgestaltigen Düsseldorfer Kunstlebens. — Im Jahre 1846 hatte er einen Ruf als Direktor an das Städel'sche Institut in Frankfurt abgelehnt. Zwölf Jahre später (1858) ließ er sich aber bewegen, die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit zu verlassen, um, einem ehrenvollen Rufe des Großherzogs von Baden folgend, die Direktion der Gemäldegalerie zu Karlsruhe zu übernehmen. Auch hier war er ohne amtliche Beziehung zu der drei Jahre vorher (1855) gegründeten Kunstschule, deren Gründer und Vorstand, J. W. Schirmer, einer seiner liebsten Düsseldorfer Freunde war. Und dennoch war auch in Karlsruhe, wie früher in Düsseldorf, sein Einfluß auf das Kunstleben ein bedeutender und schwer wiegender. Sein berühmter Name gab dem ganzen Dichten und Trachten der Künstlerschaar kräftige Impulse, und seine imponirende Persönlichkeit war wie ein blanker Schild, den das rasch aufblühende Institut Feinden und Neidern entgegenhielt, wie sein Haus den Mittelpunkt der edelsten Geselligkeit bildete. Schon in Düsseldorf hatte das Lessing'sche Haus den Ruhm genossen, daß dort gut weilen sei. In Fräulein Ida Heuser aus Gummersbach hatte Lessing eine Lebensgefährtin gefunden, die sein Dasein mit der reichsten Fülle anmuthiger Eigenschaften umgab, über die eine hochbegabte und edel angelegte Frau zu verfügen vermag. Eine leichtlebige, frohgemuthe Rheinländerin, voll von Interesse und Verständniß für die Kunst ihres Mannes, war sie das wohl selten in solcher Vollendung erreichte Ideal einer Künstlerfrau. Sie verstand es ihr Haus zu einem Sammelplatz aller Elemente zu machen, welche eine edle Geselligkeit zu fördern und zu genießen fähig waren, alle Künste, alle geistigen Kräfte, alle sozialen Kreise wußte sie zu einem anregenden Zusammenwirken zu vereinigen und so einen sich stetig erweiternden und doch nach Bedürfniß auch wieder eng zusammenschließenden Kreis zu schaffen, dessen oberster Anziehungspunkt schließlich doch immer Lessing selbst, der große Künstler und der edle, liebenswerthe Mensch, war. In dieser Häuslichkeit, umgeben von blühenden Kindern, von treu ergebenen Freunden, hochgeschätzt von seinem Landesherrn, allgemein verehrt von den Bürgern des Landes, das seine zweite Heimath geworden wvr, verlebte K. F. Lessing eine Reihe so glücklicher Jahre, ein so gesegnetes, harmonisches, ungetrübtes Dasein, wie es nicht vielen Sterblichen vom Geschicke gegönnt ist. Auch in Karlsruhe

Digitized by Google

hat er noch eine Reihe hervorragender Werke geschaffen. Zwei seiner bedeutendsten Geschichtsbilder: »Pilger in der Wüste« eine Scene aus den Kreuzzügen, und »die Disputation Luthers mit Dr. Eck«, gehören dieser Zeit an; überaus groß war die Zahl der größeren und kleineren Landschaften, die sein fleißiger Pinsel hervorbrachte, und wem es gegönnt war, einen Blick in die Mappen zu werfen, welche den unerschöpflichen Schatz seiner Studien, Skizzen und Entwürfe enthalten, der fand erst das rechte Verständniß für die gewaltige Arbeitskraft und die unermüdliche Thätigkeit des Meisters. — Neben die hohe Verehrung, die dem Künstler gezollt wurde, trat nun aber in voller Ebenbürtigkeit das gleiche Maß von Hochachtung und Liebe für den Menschen. Schlicht und einfach in seiner äußeren Erscheinung und in seinen Bedürfnissen, offen und wahr in seinem Wort und Wesen, fest und kräftig wie sein Schritt und sein Handschlag, ernst und streng gegen alles Gemeine, mild und freundlich wo er ehrliches Streben und wackere Gesinnung erkannte: so steht sein Charakterbild vor Allen, denen es vergönnt war, ihm näher zu treten. Wie sein großer Oheim ein Vorkämpfer wahrer geistiger Freiheit, ein Feind hierarchischer Gelüste, wo sie ihm begegneten, gleichgiltig gegen dogmatische Unterscheidungslehren und Subtilitäten, seinen Idealen unentwegt treu und erfüllt von tiefer Erfurcht vor den ewig wahren und bleibenden Geboten der sittlichen Weltordnung, nahm er an den großen Fortschritten der Kultur unseres Zeitalters ein lebendiges Interesse. Sein Lieblingsstudium und seine Lieblingslektüre blieben die Werke unserer großen Geschichtsschreiber. Ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn, wandte er wie sein Studium und seine künstlerische Thätigkeit, so die ganze reiche Fülle seiner geistigen Interessen und die ganze Kraft seines männlichen Herzens den vaterländischen Angelegenheiten zu. Allem öffentlichen Hervortreten so abhold, daß er auch bei festlichen Gelegenheiten, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, nie zu bewegen war, das Wort zu ergreifen, nahm er auch am politischen Leben nie einen aktiven Antheil. Aber mit strengster Gewissenhaftigkeit erfüllte er die politischen Rechte und Pflichten des Bürgers, und in heiligem Zorn konnte er entbrennen, wenn er irgendwo unpatriotischer Rede oder Gesinnung gewahr ward. Eine schöne und überaus theuere Erinnerung aus seiner Jugend blieb ihm die Zeit in welcher er bei einem preußischen Ulanenregiment seine Wehrpflicht erfüllt hatte, und militärischen Angelegenheiten hat er stets eine ganz besondere Theilnahme zugewendet. Mit stolzer Freude sah er im Jahre 1870 zwei seiner Söhne im Dienste des Vaterlandes in die Schlacht ziehen, von denen der eine, von schwerer Verwundung glücklich genesen, zu seiner Freude auch im Frieden dem Soldatenstande treu geblieben ist. Mit seinen militärischen Neigungen verwandt, aber auch im engsten Zusammenhang mit seiner Liebe für die freie Natur, die seine künstlerische Richtung mit bestimmte, war seine Freude am edlen Waidwerk. Sonst wohl still und wortkarg, wurde er im trauten Freundeskreise beredt, wenn er von seinen Jagdausflügen erzählte, und es war einer der schmerzlichen Eindrücke, die ihm das Alter brachte, daß er der Jagd entsagen mußte. — Lange Jahre war K. F. Lessing seltene Kraft und Rüstigkeit beschieden. In seiner Jugend das Bild eines schönen deutschen Jünglings »mit seinen blonden langen Haaren und mit seinen klaren tiefbeobachtenden Falkenaugen«, wie ihn Wolfgang Müller von Königswinter schildert, als Mann eine Erscheinung voll Kraft und Anmuth, hatte sich auch der Greis noch eine stattliche Haltung bewahrt, und der graue Vollbart umrahmte überaus charakteristische Züge mit scharfgeschnittener Nase und buschigen Brauen, unter denen die Augen noch immer klar und scharf und doch so mild und freundlich hervorblickten. Wenn er so in der Mitte seiner Kinder saß — denn auch die durch ihren Beruf aus dem Elternhaus entfernten kamen wohl an festlichen Tagen, sich um Vater und Mutter zu vereinigen: schöngewachsene, wohlgebildete Männer

Digitized by Google

und Jünglinge, ein Offizier, ein Bildhauer und zwei Maler, und die schöne stattliche Tochter, die Frau des Schauspielers und Dichters K. Koberstein, und die älteren Söhne und die Tochter brachten nun auch schon die Enkelkinder mit — das war ein Anblick, der zu rechter und wahrer Herzensfreude stimmte. So sahen wir ihn zuletzt am 15. Februar 1878, als seine Familie, seine Freunde und die Künstlerschaft Lessings siebenzigsten Geburtstag festlich begingen. Es war der letzte ungetrübte Ehrentag des großen Meisters; bald darauf begann er zu kränkeln, ein leichter Schlaganfall hinderte ihn Monate lang an der Arbeit, an der sein Herz hing. — Im Winter 1879 erkrankte Frau Lessing und starb am 13. Februar 1880. Von diesem schweren Schlage hat er sich nicht wieder völlig erholt. Zwar hatte er die Freude, noch eine größere Landschaft vollenden zu können, die seiner besten Arbeiten aus früherer Zeit würdig war, jedoch die alte Kraft und Rüstigkeit wollte sich nicht wieder einstellen. Aber doch machte er, wenn auch mit kürzer gesteckten Zielen, seine gewohnten Spaziergänge, arbeitete im Atelier und konnte auch im Kreise der Künstler noch gesellig verkehren. Am Abend des 3. Juni war er so noch mit einem seiner Söhne im Künstlervereine gewesen; am nächsten Morgen fand man ihn bewußtlos: leise hatte ihn der Todesengel berührt; schmerzlos, ohne Kampf entschlief er am Morgen des 5. Juni 1880. In ganz Deutschland und wo, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, Deutsche wohnen, betrauerte Jeder, dem die Kunst kein todtes Wort ist, den großen Künstler, einen der besten Söhne unseres Volkes, den Träger eines berühmten Namens, den Karl Friedrich Lessing in unserem Jahrhundert mit so reichen Ehren geführt, wie sein Oheim Gotthold Ephraim hundert Jahre früher. Aber uns war er mehr: wir betrauern nicht nur einen großen Maler, sondern auch einen großen und guten Menschen; und wer ihm näher gestanden, der darf getrost sagen, daß er einen Mann gekannt, und darf die Ehre und Freude seines Umganges zu den schönsten und bleibenden Erinnerungen des Lebens rechnen. (Allgem. Zeitung 1880 Nr. 164 B.) v. Weech.

Johann Fidelis Nikolaus Marmor

war der Sohn des Werkmeisters und späteren Rheinmüllers Johann Georg Marmor und der Anna Maria Weber. Er wurde am 26. März 1804 zu Petershausen bei Konstanz in dem Hause geboren, in welchem sich jetzt der Gasthof zum Sternen befindet. Später zogen seine Eltern in die benachbarte Rheinmühle. Marmor verlor seinen Vater sehr frühe, erhielt aber in Joseph Bertle einen würdigen und besorgten Stiefvater. Seine Jugendbildung genoß er in Konstanz, seine akademischen Studien machte er an den Universitäten zu Heidelberg und Wien. Nach längerem Schwanken hatte er sich zum Studium der Medizin entschlossen und betrieb dasselbe mit großem Eifer. Das Staatsexamen bestand er mit Auszeichnung; ein Jahr später, 1831, ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Trotz seiner reichen Kenntnisse gelang es ihm jedoch nicht, sich eine größere und einträgliche Praxis zu verschaffen. Von jeher ein Freund historischer Studien verlegte sich Marmor bald mit großem Eifer auf die Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Studien, in einer Reihe selbständiger Werke und in zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften. Für diese seine schriftstellerische Thätigkeit war es von hohem Werth, daß ihm die archivalischen Quellen der Konstanzer Geschichte zugänglich gemacht wurden. Er hat sie aber nicht nur benutzt, sondern auch durch fleißige und sorgfältige Ordnung des Konstanzer Stadtarchives für die Studien anderer Forscher erst in der richtigen Weise zugänglich gemacht. Die städtische Verwaltung ernannte ihn mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalte zu ihrem Archivar und Marmor hat in dieser Stellung

Digitized by Google

sich als sehr sachverständig und tüchtig erwiesen. Die von ihm selbstständig herausgegebenen Werke sind: Führer durch das alte und neue Konstanz 1857. Das Konzil zu Konstanz in den Jahren 1414—1418. Nach Ulrichs von Richenthal handschriftlicher Chronik bearbeitet. Erste Ausgabe 1858, zweite Ausgabe 1864. Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer Umgebung mit Berücksichtigung der Sitten und Kulturgeschichte derselben. Konstanz 1860. Neuer Führer durch die Stadt Konstanz und deren Umgebung, Konstanz 1864. Die Uebergabe der Stadt Konstanz an's Haus Oesterreich 1548. Aus dem Archiv der Stadt Konstanz, Wien 1864. Das Schulwesen in Konstanz vom 15. Jahrh. bis in die neueste Zeit, insbesondere das Volksschulwesen, 1872. Die Bauten und Kunstschätze auf Reichenau 1874. Führer durch die Insel Mainau und deren Geschichte 1865. Geschichte der Stadt Konstanz für Schule und Haus 1871. Außerdem veröffentlichte er im »Freiburger Diözesanarchiv« Beiträge zur Geschichte des Bisthums Konstanz und in den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« Urkundenauszüge zur Geschichte der Stadt Konstanz von 1155 bis 1579. Er hat außerdem zwei vollständig druckfertige Werke hinterlassen: eine Geschichte der Stadt Konstanz von ihrem Ursprung bis zu ihrem Anfall an das Haus Baden und eine Geschichte der einzelnen Häuser und Geschlechter der Stadt Konstanz, deren Erwerbung für eine öffentliche Sammlung der Stadt Konstanz oder des badischen Landes sehr erwünscht wäre. Seine Schriften sind mit großem Fleiß und Vertrauen erweckender Sorgfalt abgefaßt, wenn ihm auch die streng-kritische Methode nicht eigen war, die heut zu Tage bei urkundlichen Publikationen vorausgesetzt wird. — Marmor war ein Mann von kleiner Statur, mit feinem, aber festem Körperbau, höchst mäßig in seinen Bedürfnissen, pflichttreu, von großer Arbeitskraft und gegen Jedermann sehr gefällig. Witzig und voll gesunden Humors, führte er eine spitzige Feder und auch seine Rede entbehrte, wenn er sich oder Andere in gutem Recht gekränkt glaubte, nicht schneidiger Schärfe. Früher sehr wohlhabend, hatte er in Folge einer Bürgschaft, die er geleistet, sein Vermögen verloren und lebte schließlich in großer Dürftigkeit; trotzdem unterließ er nicht, wo seine Kräfte dazu ausreichten, Andern, noch Bedürftigeren Wohlthaten zu erweisen. Die Anerkennung, welche seinem redlichen Bemühen in seiner Vaterstadt nicht genügend zu Theil wurde, zollten ihm in reichem Maße fremde Gelehrte, welche Konstanz besuchten und unter seiner Leitung die Schätze des von ihm so wohl geordneten Archivs in Augenschein nahmen. Er hat auch in schriftlichem Verkehr mit vielen hervorragenden Geschichtsforschern gestanden und mit andern bedeutenden Männern regen Verkehr unterhalten, u. A. auch mit Kaiser Napoleon III., mit dem er schon zur Zeit als dieser in Konstanz und auf dem Arenenberg wohnte, bekannt war. In der Gartenlaube (1865) hat er unter dem Titel »Der Kaiser im Flügelkleide« und »Der neue Cäsar und seine Mutter« seine Erinnerungen an die Jugendzeit des Kaisers der Franzosen in anziehender Form erzählt. — Bis in sein hohes Alter körperlich und geistig in voller Rüstigkeit, erlag er einem Schlaganfall nach nur eintägiger Krankheit am 12. Dezember 1879. *

Karl Mez.

Es ist nichts Leichtes, ein lebenstreues Bild des am 28. Mai 1877 in Freiburg verstorbenen Seidenfabrikanten Karl Mez zu geben, denn es vereinigte sich in ihm eine so seltene Vielseitigkeit des Geistes und eine so unermüdliche und rastlose Thätigkeit, getragen von einer tiefchristlichen Hingebung für das Wohl seiner Mitmenschen, daß es selbst Nahestehenden kaum möglich wurde, die ganze ausgebreitete Wirksamkeit dieses Mannes zu überschauen, in welchem der Bürgersinn im edelsten Sinn dieses Wortes lebte. Er wurde am 20. April 1808 in

Digitized by Google

Kandern geboren, woselbst seine Vorfahren seit 1760 eine kleine Seidenband-Industrie betrieben. Im neunten Jahre kam er nach Freiburg in die Schule, erlernte die Kaufmannschaft zu Freiburg in der Schweiz, bildete sich drei Jahre lang in Italien aus, trat hierauf in das Geschäft seines Oheims in Freiburg und begann im Jahr 1832 ein eigenes Geschäft; 1834 begründete er mit einem Bruder und Vetter die erste Seidenzwirn-Fabrik in Freiburg. Das heranblühende Geschäft wurde im Lauf von 22 Jahren durch Filialen in Niedereschach, Haslach, Umkirch und Endingen, durch eine zweite Fabrik in Freiburg und durch ein Einkaufsgeschäft (der Versuch einer Kolonie ließ sich nicht ausführen) in Amasia in Kleinasien zum Erwerb von Rohseide erweitert. Im Jahr 1864 fand die Trennung des gemeinschaftlichen Geschäftes statt, und die Firma Karl Mez und Söhne, welche die Hälfte der Fabriken übernahm, errichtete innerhalb 9 Jahren noch weitere Filialen im Münsterthal, in Karlsruhe, Oberhausen, Kappel und Christophsthal. Einen besonderen Ruf verschafften der Firma die Fabrikate von Seidenzwirn und Netzunterkleidern. Groß und blühend hinterließ Karl Mez, als er starb, das Geschäft, das er klein und mit geringen Mitteln begonnen hatte, als ein achtungswerther Vertreter gewissenhafter, solider und energischer deutscher Arbeit. In dem bloßen Gedeihen seines Geschäftes vermochte aber Mez seine Befriedigung nicht zu finden; seine Aufgabe als Fabrikant faßte er unter höheren Gesichtspunkten auf, namentlich unter dem der Verpflichtung gegen die Arbeiter des Geschäfts. Aus Anlaß der reich beschickten Pariser Welt-Ausstellung von 1867 hat er sich in der von der badischen Ausstellungskommission herausgegebenen Schrift selbst über seine leitenden Grundsätze folgendermaßen ausgesprochen: »Fabriken könnten, wenn recht betrieben, nicht nur in ökonomischer, sondern auch in sittlicher Beziehung höchst wohlthätig auf die Arbeiter und deren Familien wirken und in gewisser Beziehung zu Erziehungsanstalten der Armen werden. Wenn sie diesen höchsten Zweck nicht erreichen, so sollten sie zum Wenigsten als Bewahranstalten dienen. Solches Ziel muß gesteckt werden, wenn etwas Größeres erreicht werden soll, als nur ökonomische Vortheile, welche allemal von sehr zweifelhaftem Werthe sind, wenn die Sittlichkeit Noth leidet. Der Mensch muß höher geachtet werden als die Materie, Waare oder Maschine. In dem Menschen wohnt eine Seele, welche zum ewigen Leben und zu unendlicher Ausbildung fähig und bestimmt ist, und zu solcher Seligkeit muß in diesem gegenwärtigen Leben der Grund gelegt werden. Nur wer von dieser Seite auch den geringsten Arbeiter als sein zu ganz gleichem Beruf bestimmtes Mitgeschöpf betrachtet, wird die rechte Fürsorge haben können für seine Mitarbeiter.« Diesen Grundsätzen entsprach die That. Seine neuen Fabriken legte Mez in solchen Gegenden an, wo die Arbeitskräfte bisher noch keine gehörige Verwendung fanden. Große Beobachtung und Anerkennung fanden seine Einrichtungen für die Arbeiterinnen in der Freiburger Fabrik. Außer 6 Arbeiterwohnhäusern errichtete er für die auswärtigen Arbeiterinnen eine Anstalt bei der Fabrik, in welcher ihnen unter der Leitung einer Hausmutter ein Familienleben geboten wurde auf religiöser und sittlicher Grundlage, mit Gewöhnung zur Ordnung, Reinlichkeit und zu häuslichen Arbeiten. Seine Zuschüsse machten es möglich, daß eine Arbeiterin nur 9 Kreuzer täglich für die Kost zu zahlen hatte. Auch eine Badanstalt errichtete er für Unbemittelte (ein warmes Bad zu 25 Pf.). Die Betheiligung an der Fabrikſparkasse war Jedem zur Pflicht gemacht. Daher übergaben auch die Eltern ihre Kinder mit dem größten Vertrauen dieser Fabrik; daher kam aber auch ein schönes Verhältniß zwischen Fabrikant und Arbeitern, denn Mez wirkte auch persönlich wie ein Hausvater in seiner Fabrikanstalt. Mit dieser Berufsthätigkeit verband Mez eine ausgebreitete gemeinnützige und öffentliche Thätigkeit. Die Interessen seiner Heimathstadt Freiburg fanden nach

Digitized by Google

allen Seiten hin in ihm einen eifrigen Vertreter. Vor dem Jahre 1849 und dann wieder vom Jahr 1863 an war er Stadtrath, später auch Mitglied des Kreisausschusses und als solches besonders thätig für die landwirthschaftliche Winterschule. Für seine selbstlose Hingebung auf manchen Gebieten der städtischen Verwaltung genoß er allgemeine Anerkennung; er fehlte nirgends, wo es galt, das Wohl der Stadt zu fördern. So hat er für die Herstellung der Freiburg-Breisacher-Bahn mitgewirkt und war noch zuletzt im Komité der Höllenthal-Bahn thätig. Im Jahr 1845 wählte ihn der Wahlbezirk Schopfheim-Kandern zum Abgeordneten in die Zweite Kammer. Sein konstitutioneller Sinn und seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit freier politischer Zustände und von einer Selbstthätigkeit des Volkes, sowie sein lebendiges nationales Interesse führten ihn auf die Seite der damaligen Opposition. Die selbstständige persönliche Ueberzeugung, die er allezeit bewahrte, die rednerische Begabung und das lebendige Interesse für die Wohlfahrt des Volkes machten ihn bald bekannt, wenn er gleich mit dem rückhaltslosen Aussprechen seiner Ueberzeugung bald da, bald dort anstieß. In der Kammer selbst war er im Sekretariat und als Mitglied der Budgetkommission thätig. Aus seiner Wirksamkeit in der Kammer heben wir hervor seine Rede zur Unterstützung der Zittel'schen Motion für Religionsfreiheit, eine Motion auf Herabsetzung der Diäten der Abgeordneten und eine andere Motion, in welcher er die Ursachen der zunehmenden Armuth und die Mittel zur Abhilfe erörterte. Bei dem Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe war er der Einzige, welcher dagegen stimmte. Mochte ihn auch manchmal das Feuer seiner Begeisterung zu gewagten Behauptungen fortreißen und mochte er im Geltendmachen seiner christlich-gläubigen Ueberzeugung eine isolirte Stellung unter seinen politischen Gesinnungsgenossen einnehmen, — sein edler, gemeinnütziger Sinn fand allgemeine Anerkennung, und mit seinem geflügelten Wort vom bevorstehenden »Generalkrach« verband sich eine richtigere Ahnung, als damals Manche meinten. Sein reges deutsch-nationales Interesse fand eine Bethätigung durch seine Theilnahme am Vorparlament und am Frankfurter Parlament selbst, in welches ihn das Vertrauen seiner Heimathgegend berief. Er nahm gewissenhaften Antheil an den Arbeiten der Jahre 1848 und 1849; mit seinem Antrag, daß die Versammlung der Vertreter des deutschen Volkes zum Anfang Gott um seinen Segen anrufen sollte, hatte er keinen Erfolg. Für seine Pflicht hielt er es, dem Parlament zu folgen, als es in Stuttgart als Rumpfparlament tagte. Allein bei aller entschiedenen Freisinnigkeit wollte er von revolutionären Schritten nichts wissen; so lehnte er auch die Stelle eines Finanzministers, welche ihm die sog. provisorische Regierung Badens im Jahr 1849 anbot, entschieden ab. Den bewaffneten Freischaaren verwies er im Jahr 1848 unter Lebensgefahr das ungesetzliche Beginnen, und als Bürgermeister Schanzlin von Kandern als treuer Anhänger seines Fürsten während der Revolution von 1849 vor ein Schwurgericht in Freiburg gestellt wurde und sich kein Vertheidiger für ihn finden wollte, übernahm Mez mit Erfolg die Vertheidigung. Dennoch galt Mez nach der Niederwerfung der Revolution lange Zeit als verdächtig, so daß er sich von da an bis zum Jahr 1863 vom öffentlichen Leben ganz zurückzog. Seinen politischen Grundsätzen blieb er, wenn er auch Manches mit andern Augen ansehen lernte, allezeit treu, bei seinem originellen, sehr individuell ausgeprägten Charakter konnte er niemals, auch nicht in kirchlichen Fragen, in irgend einer Partei aufgehen. Die größten Sympathieen hatte er für die seit den letzten 10 Jahren erwachten konservativen Bestrebungen. Der innerste und kräftigste Zug seines Wesens führte ihn aber auf das religiöse Gebiet. Auch hier bewegte er sich in derselben selbstständigen, individuell gearteten Weise und mit derselben Thatkraft wie auf den übrigen Gebieten. Bei aller festen, positiven Glaubens-

Digitized by Google

überzeugung, die er durch das Studium der Bibel und anderer religiöser und theologischer Schriften, durch Gebet und durch Theilnahme an privatem und öffentlichem Gottesdienst mit großer Gewissenhaftigkeit zu vertiefen suchte, besaß er ein weites Herz auch für Die, welche seine Wege nicht gingen, wenn er nur Wahrheitsernst finden konnte. Mit dem wärmsten Interesse nahm er dreimal an den Arbeiten der evangelischen Generalsynode Theil; nicht die strenge Logik der Gedanken, aber der ideale Schwung seines Wesens, seine Glaubensinnigkeit und der rückhaltlose Muth seiner Ueberzeugung, sowie die Liebe zu seiner Kirche machten ihn zu einem hervorragenden Mitgliede dieser Synoden. Ein eigentlicher Kirchenmann war er aber nicht, er repräsentirte vielmehr die freie Thätigkeit des Laien, der, bei aller Hochhaltung des Glaubens, überall die thätige Arbeit zum Besten der Menschen betont. Alle religiösen und humanen Bestrebungen fanden bei ihm nicht nur Anklang, sondern, soweit er nur konnte, auch Mitarbeit und eine offene Hand. Seine strenge Zeiteintheilung und unveränderliche Arbeitskraft machten es ihm möglich, auf dem Gebiet der christlichen Liebesthätigkeit in innerer und äußerer Mission in der mannigfachsten Weise zu arbeiten. Als Vorstandsmitglied der Pilgermission auf St. Chrischona wirkte er mit an weitreichenden Unternehmungen zur Ausbreitung des christlichen Glaubens, aber ebenso lebte er auch in einer von ihm und seinen Söhnen zu Freiburg gegründeten Anstalt, dem evangelischen Stift, das er reich dotirte. Je einfacher seine persönlichen Bedürfnisse waren, desto mehr hat er Andern gegeben, und zwar oft in großartiger Weise, sowohl an Arme und Kranke, als an Anstalten und zur Förderung großer christlicher und gemeinnütziger Zwecke. — Diese ganze vielseitige Lebensarbeit, bei der er nichts oberflächlich, sondern Alles von ganzem Herzen erfaßte, charakterisirt uns Mez als reich angelegte, ideal gerichtete Natur, die ihre Lebenswurzeln im christlichen Glauben fand, voll selbstloser Hingebung, mit einer Begeisterung für alles Gute und dem Wohl der Menschen Dienende, bei der ihn oft sein Herz mit fortriß, in der er aber bewies, was ein einzelner Mann werden und was er leisten kann. Dr. Mühlhäusser.

Robert von Mohl.

Werfen wir einen Blick auf eine Spezialkarte des südwestlichen Deutschlands aus dem vorigen Jahrhundert, so reichen weder der Raum, noch die Farben aus, um die Unmasse der Gebiete zu bezeichnen, welche hier chaotisch durcheinander gewürfelt sind. Vor Allem bietet der schwäbische Kreis die bunteste Musterkarte der so verwickelten Geographie des weiland »heiligen römischen Reiches deutscher Nation«. Hier lagen die Gebiete von 116 Reichsständen, darunter 33 Reichsstädte, 27 Prälaten und 56 weltliche Reichsfürsten und Grafen, durcheinander, ohne der zahllosen Besitzungen der reichsunmittelbaren Ritterschaft zu gedenken, welche mitten in die reichsständischen Gebiete eingesprengt waren. Hier war der klassische Boden jener staatlichen Auflösung, jener »analyse des infiniment petits«, welche mit unserer Vorstellung vom Deutschen Reiche verbunden ist. Inmitten dieser staatlichen Atome hatte sich, seit dem Ende des Mittelalters, durch die kluge Arrondirungspolitik seiner Fürsten, ein größerer lebensfähiger Staat gebildet, das Herzogthum Württemberg. Früh wendete sich das Land und seine Dynastie mit großer Entschiedenheit der Reformation zu und so entstand, mitten unter meist katholischen Gebieten, ein starker Vorposten des evangelischen Bekenntnisses im südlichen Deutschland, welcher sich durch seine eigenartige Bildung von der trägen Indolenz der benachbarten Klosterwirthschaft und der lächerlichen Karrikatur reichsgräflicher Selbstherrlichkeit vortheilhaft unterschied. Kurz, Württemberg mit seinen 150 Quadratmeilen und seiner halben Million Menschen erschien, nach den damaligen Begriffen, unter seinen

Digitized by Google

Nachbarn fast wie ein Großstaat. Auch entwickelte sich hier ein politisches Leben, welches dem württembergischen Volksstamme einen eigenthümlichen Charakter aufprägte. Dem herrischen Geiste eines hochstrebenden Fürstengeschlechtes gegenüber hatte sich hier die landständische Verfassung nicht nur erhalten, sondern sich sogar zu immer festern Formen ausgebildet und wurde, als die Hochburg »des alten guten Rechtes« gegen alle Uebergriffe fürstlicher Willkür, mit dem zähen Rechtssinn des schwäbischen Stammes vertheidigt. Zu diesem damals in Deutschland so seltenen politischen Selbstgefühle kam eine, auf den Grundlagen der Reformation ruhende, gediegene Geistesbildung, welche ähnlich wie in Sachsen, durch die in gelehrte Schulen umgewandelten Klöster besonders gefördert wurde. Auch hier ging das Studium der klassischen Sprachen mit den Ideen der Reformation Hand in Hand; auch hier wurde das evangelische Pfarrhaus die Pflanzstätte geistiger Bildung und ernster Charakterfestigkeit. Manche württembergische Pfarrfamilie konnte ihren Stammbaum, bis zur Zeit der Reformation, auf lauter geistliche Ahnherren zurückführen. Aus diesem Familienkreise rekrutirte sich auch der weltliche Gelehrten- und Beamtenstand, in welchen nur selten ein Unbefugter, am wenigsten ein »Ausländer« eindrang. Zu diesen altwürttembergischen Familien gehörte auch die Familie Mohl. Aus derselben war eine lange Reihe von ehrsamen Pastoren, Bürgermeistern und kleinern Beamten hervorgegangen, ohne daß auch nur einer unter ihnen sich in der Wissenschaft oder im Staatsleben einen hervorragenden Namen gemacht hätte. Der erste Vorfahr, welcher durch seine Verheirathung mit der »Moserin«, der Tochter Johann Jakob Mosers, des größten Kenners des deutschen Staatsrechtes, des gefeierten Vorkämpfers und Märtyrers der württembergischen Verfassung, seiner Familie ein gewisses Lüstre gab, war der Großvater unseres Mohl, ein württembergischer Beamter in sehr bescheidener Stellung. Aus dieser Ehe entsprang Benjamin Ferdinand Mohl, der erste aus der Mohl'schen Familie, welcher zu einer höheren Lebensstellung emporstieg. Er war ein Schüler der Karlsakademie, welche auch eine juristisch-staatswissenschaftliche Fakultät besaß, war dann selbst einige Jahre Professor des Staatsrechtes an dieser Anstalt gewesen und hatte sich durch mehrere Schriften über Reichs-Staatsrecht vortheilhaft bekannt gemacht. (Besonders: Historisch-politische Vergleichung der beiden obersten Reichsgerichte in ihren wichtigen Verhältnissen. Ulm 1789.) Er starb 1845 zu Stuttgart, als Präsident des Konsistoriums, Staatsrath und lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherren. Er besaß jene den Schülern der Karlsakademie eingeimpfte peinliche Ordnungsliebe, eine vornehme, fast militärische Haltung, Ausdauer in der Arbeit und war allen Extremen abgeneigt. Während die publizistischen Studien des Vaters nicht ohne Einfluß auf den Sohn blieben, ging doch, nach seinem eigenen Geständnisse, die tiefste Anregung von der hochbegabten Mutter aus. Sie war eine Tochter des württembergischen Geheimen Raths und Kammerdirektors Autenrieth, welcher auch auf dem staats- und volkswirthschaftlichen Gebiete sich schriftstellerische Verdienste erworben hatte, die Schwester des Kanzlers und Klinikers Autenrieth in Tübingen. Gleich thätig in ihrem großen Haushalte, wie ernsten wissenschaftlichen Interessen zugewendet, betrachtete sie als ihre erste und wichtigste Lebensaufgabe die Erziehung ihrer fünf Söhne, welche sie planmäßig und methodisch betrieb. Während der Vater seinen Söhnen persönlichen Unterricht ertheilte und sie bei ihren Studien auf dem Gymnasium kontrolirte und berieth, wirkte die Mutter auf dieselben besonders durch ihre geistvolle anregende Unterhaltung, wodurch sie ihre Söhne früh auf alle höheren Lebensziele, besonders aber auf Selbstdenken hinwies. Auf jede kindisch unüberlegte Frage derselben pflegte sie zu antworten: »Denken, nur denken, besinne dich, kann das so sein?« Der philosophische Satz vom »zureichenden Grunde«

Digitized by Google

wurde von ihr praktisch in's Leben übersetzt. Diesem Erziehungssysteme ist das merkwürdige Resultat zuzuschreiben, daß vier Söhne derselben Familie sich angesehene Namen im Leben, wie in der Wissenschaft machten. Auf Robert folgte Julius, einer der ersten Vertreter deutscher Wissenschaft auf dem Gebiete der orientalischen Sprachkunde, auf ihn Moriz, bekannt durch seine umfassenden Arbeiten auf dem Gebiete der Nationalökonomie, Finanz- und Gewerbswissenschaft, auf diesen Hugo, der berühmte Tübinger Botaniker und Pflanzenphysiologe. Der fünfte, ebenfalls begabte Sohn Eduard, der sich der Philosophie gewidmet hatte, nahm sich leider in einem Anfalle von krankhafter Schwermuth selbst das Leben. — Uns interessirt hier nur Robert, geboren am 17. August 1799 zu Stuttgart. Sein Gedächtniß reichte weit in die früheste Kindheit zurück und er theilte gern der jüngeren Generation aus dem Schatze seiner Erinnerungen mit. Früh hatte der Vater den Erstgeborenen auf seine Amtsreisen mitgenommen. Dieser erinnerte sich, wie er auf einer solchen die letzten Spuren reichsprälatischer Herrlichkeit beim Abte von Weingarten noch mit angesehen, wie er seinen Vater zum letzten schwäbischen Kreistage nach der Reichsstadt Ulm begleitet und wie sehr es dem Knaben imponirt hatte, mit dem Vater in sechsspänniger Galaequipage in das festlich erleuchtete Theater zu fahren, wo dieser als Direktorialgesandter mit Pauken und Trompeten empfangen wurde. Bald darauf brach das Deutsche Reich zusammen; die gewaltsamen Zeiten des Rheinbundes brachten dem Vater neue Aufgaben. Die Rheinbunds-Akte hatte den neuen Rheinbunds-Fürsten die Länder ihrer früheren Nachbarn und Standesgenossen als willkommene Beute überwiesen und es lag jedem der Fürsten am Herzen, möglichst viel zu annektiren. Mohls Vater war einer der Occupationskommissare des neukreirten Königs von Württemberg und der Sohn erinnerte sich aus den Erzählungen des Vaters, wie aus eigener Anschauung ganz deutlich, wie es bei dem Occupationsgeschäfte tumultuarisch genug herging. Er sah den Vater, in Begleitung von Chevaux légers und schwarzen Jägern, den damaligen württembergischen Kerntruppen, ausrücken. Da die Grenzen der neu zu erwerbenden Gebiete, den Nachbarn gegenüber, nicht immer genau abgesteckt waren, so suchte jeder Theil an sich zu reißen, was er konnte. In welchem Geiste dies besonders württembergischer Seits damals geschah, beweist die Thatsache, daß König Friedrich I. seine Occupationskommissarien mit den Worten entließ: »Derjenige von Ihnen, welcher von fremden Regierungen wegen Gewaltthätigkeiten am häufigsten bei mir verklagt werden wird, wird mir der Angenehmste sein.« Vater Mohl ließ sich dies nicht zweimal gesagt sein und rückte mit seinen Truppen einmal bis vor die Thore von Freiburg, von wo er aber von einem dort kommandirenden französischen General, auf Anrufen Badens, über den Schwarzwald zurückgeworfen wurde. Oft war man mit der Geographie der zugewiesenen Gebietstheile so wenig bekannt, daß die Occupationskommissarien den Auftrag erhielten, die »Insel« Hofen im Bodensee in Besitz zu nehmen, und daß es vom König sehr ungnädig aufgenommen wurde, als sie, jeder von seiner Seite, berichteten, es finde sich in ihrem Bezirke eine solche Insel nicht vor. Nur ungern stellte sich König Friedrich endlich mit dem Besitze des Klosters Hofen am Bodensee, dem jetzigen Schloß von Friedrichshafen, zufrieden. Während man in andern deutschen Ländern, besonders in dem zertretenen und verstümmelten Preußen, den unerträglichen Druck und die brennende Schmach der Fremdherrschaft in allen Volkskreisen schmerzlich empfand, freute sich der loyale Württemberger jener Tage an dem um das Doppelte erweiterten Staatsgebiete und an der schimmernden Königskrone, welche Friedrich I. auf dem Schlosse zu Stuttgart in riesenhafter Größe hatte anbringen lassen, ohne zu bedenken, daß es eine Krone von Napoleons Gnaden war. Kein Wunder, daß in jenem Lande dann auch in den Jahren 1813 und 1814 die Begeisterung

Digitized by Google

der Freiheitskriege nur einen schwachen Nachhall fand. In einer Zeit, wo in ganz Norddeutschland die glühendste Vaterlandsliebe mit dem heißen Ingrimm gegen den fremden Unterdrücker sich verband, wo Familienväter Weib und Kind, Haus und Hof, sechszehnjährige Knaben die Schulbank verließen, um zu den Waffen zu eilen, war in diesem hochgebildeten süddeutschen Beamtenkreise nur eine kühle Theilnahme für jene großen Ereignisse, deren Tragweite man lediglich vom württembergischen Standpunkte aus maß. In dieser Richtung wuchs auch Mohl auf, dessen Knabenjahre in die Zeit des Rheinbundes und der Freiheitskriege fallen. In zwölf Jahren legte er auf dem Gymnasium zu Stuttgart den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Der Alles beherrschende Lehrgegenstand war hier das Studium der lateinischen Sprache. Ein Aufsatz im Latein des Cicero oder ein mit Hilfe des »Gradus ad Parnassum« gefertigtes lateinisches Gedicht galt als der Höhepunkt aller Leistungen. Das Griechische trat dagegen so zurück, daß Mohl, nach seinem eigenen Geständniß, niemals das Verständniß für die vollendete Schönheit der hellenischen Kunst und Sprache recht aufgegangen ist. Von den neuern Sprachen wurde nur das Französische gelehrt und emsig gepflegt; Mathematik und deutsche Sprache vernachlässigt. Mohls Neigung führte ihn besonders auf das Studium der neueren Geschichte, welcher er sich am liebsten ganz gewidmet hätte. Dabei zeigte er schon seit früher Kindheit die ihm eigenthümliche Neigung zum massenweisen Lesen der verschiedenartigsten Bücher. Er durchstöberte die große Bibliothek seines Vaters und erlernte von selbst fast alle neueren Sprachen so weit, daß er die darin erschienenen Bücher lesen konnte. Genügten die Mohl'schen Söhne den Anforderungen, welche die Schule an sie stellte, so waren sie in der Anwendung ihrer übrigen Zeit frei und konnten ihren individuellen wissenschaftlichen Neigungen ungehindert nachhängen. Dagegen wurden bei ihnen künstlerische Interessen weder gepflegt, noch geduldet. Auch auf dem religiösen Gebiete herrschte im Mohl'schen Hause, bei streng sittlichen Grundsätzen, ganz im Sinne der Aufklärungsperiode des XVIII. Jahrhunderts, ein nüchterer Rationalismus, welcher sich dem Kirchenthum jeder Art zwar nicht feindlich, wohl aber völlig fremd gegenüberstellte, ein Grundzug der Lebensanschauung, welcher sich bei Mohl unverändert behauptete und es ihm auch später unmöglich machte, die Bedeutung der religiösen Ideen auch für das Volks- und Staatsleben in ihrer ganzen Tiefe zu würdigen. Auch am Protestantismus interessirte ihn nur die Negation des Katholizismus, nie sein positiver Glaubensgehalt. — Mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Welt- und Menschenkenntniß, mit einem reichen Schatz von Wissen aller Art und einem noch regern Wissensdurste, bezog er im Jahr 1817 die Landesuniversität Tübingen, um sich daselbst der Staats- und Rechtswissenschaft zu widmen. Freilich war die juristische Fakultät in Tübingen damals in trauriger Verfassung. Die meisten Professoren waren stumpfe Greise, zum Theil schon in den Achtzigen, welche gar keine Vorlesung oder nur zum Schein eine solche hielten. Bei seinem Wissensdurste warf sich Mohl auf das Selbststudium der neueren Geschichte und der Staatswissenschaften, vergrub sich in die Universitätsbibliothek und betrachtete es als die höchste Vergünstigung, daß er sich halbe Tage lang in dieselbe einschließen durfte. Im Herbste 1819 siedelte Mohl nach Heidelberg über, um seine Studien zu vollenden, in der Rechtswissenschaft aber eigentlich erst zu beginnen. So nah sich Tübingen und Heidelberg liegen, so empfand doch Mohl lebhaft den Unterschied zwischen beiden Universitäten, wie sie damals waren. Tübingen war nur von Württembergern besucht, eine reine Landesuniversität, während in Heidelberg sich die Söhne aller deutschen Stämme mit zahlreichen Ausländern mischten. Gegen die harmlos naiven Zustände der schwäbischen Musenstadt gehalten, imponirte ihm das kosmopolitische Heidelberg, wie eine Art von Weltstadt. Vor

Digitized by Google

Allem empfand er den Unterschied in den Hörsälen. Während in Tübingen einige altersschwache Greise vor leeren Bänken docirten, lauschten hier hunderte von Jünglingen mit unausgesetztem Eifer Thibauts glänzender Beredtsamkeit. Er war damals noch in der Vollkraft seiner Jahre, das Ideal eines akademischen Lehrers. Der stattlich schöne Mann fesselte seine Zuhörer durch die Würde seiner vornehmen Erscheinung, durch den Wohlklang seines vollen, künstlerisch durchgebildeten Organs und durch den Gedankenreichthum seines philosophisch durchdachten Vortrages. Was Mohl an Kenntniß des römischen Rechtes von der Universität mit hinwegnahm, verdankt er wesentlich den fleißig besuchten Pandektenvorlesungen Thibauts. Neben Thibaut stand, als eine andere Größe der juristischen Fakultät, Karl Salomon Zachariä, bei welchem Mohl deutsches Staatsrecht, Strafrecht und Kirchenrecht hörte. Die hingeworfenen Aphorismen und Gedankenblitze dieses geistreichen Sonderlings zogen Mohl ebenso an, wie der in der äußeren Erscheinung und Gesinnung hervortretende Cynismus den feinfühlenden Jüngling anwiderte. Systematisch und sachlich hat er bei ihm wenig gelernt; doch nahm er aus seinen Vorlesungen manchen lichtvollen Gedanken, manche originelle, von den betretenen Pfaden weitabliegende Anschauung mit, welche sich später wissenschaftlich verwerthen ließ. Persönliche Beziehungen zu seinen Lehrern knüpfte er nicht an, wie dies damals in Heidelberg auch nicht üblich war. Im Studentenleben standen sich die Corps und die in hoher Blüthe stehende Burschenschaft gegenüber. Der größere Fleiß und die strengere sittliche Haltung bestimmten Mohl in die Burschenschaft zu treten, ohne daß er von deren politischen Ideen irgendwie tiefer ergriffen worden wäre. Eine angenehme Erinnerung gewährte ihm eine in schönster Jahreszeit mit mehreren Freunden im offenen Wagen, — er selbst als flotter Kutscher auf dem Bocke, — unternommene Reise nach Würzburg zum Stiftungsfeste der dortigen Burschenschaft, wo sie von den Bundesbrüdern mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft bewirthet wurden. In einem Eichwalde wurde der Kommers gefeiert und unter der größten Eiche stand im altdeutschen Rocke, den blanken Schläger in der Hand, Julius Stahl, welcher eine glühende Rede über Deutschlands Einheit und Freiheit hielt. Mohl war, als Vertreter der Heidelberger Burschenschaft, bei ihm einquartiert und schlief mit ihm in demselben großen Himmelbette, woran beide Männer sich noch öfters erinnerten, nachdem ihre Wege weit auseinander gegangen waren. Anderthalb Jahre waren schnell genug im schönen Heidelberg verflogen und der Vater drängte zum Abschlusse der akademischen Studien und zur Erwerbung der juristischen Doktorwürde. Schnell wurde eine lateinische Dissertation über den Unterschied von ständischer und repräsentativer Verfassung geschrieben, („discrimen ordinum provincialium et constitutionis repraesentativae“ Tüb. 1821), damit nach Tübingen gereist und in acht Tagen war Prüfung, Disputation und Doktorschmaus vorüber. Der junge Doktor sollte nun die längst vom Vater geplante Reise in die große Welt antreten, welche von frühan in dessen Erziehungsplane gelegen hatte, und damit seine Bildung zum Abschlusse bringen. Hatten früher junge Männer, welche sich dem höheren Staatsdienste oder der akademischen Laufbahn als Rechtslehrer widmen wollten, sich regelmäßig nach Wetzlar zum Reichskammergerichte und nach Regensburg zum Reichstage zur praktischen Ausbildung begeben, so sollte jetzt der junge Mohl sich eine Zeit lang am Sitze des Bundestages aufhalten, um einen Einblick in dessen Geschäftsgang zu bekommen. Er war zu diesem Zwecke von dem württembergischen Ministerium dem Bundestags-Gesandten angelegentlich empfohlen; dies war der bekannte Frhr. v. Wangenheim, welcher, als württembergischer Minister, in der Verfassungsentwicklung dieses Staates eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Bei ihm fand der junge Gelehrte

Digitized by Google

seine Rechnung in vollem Maße. Wangenheim ragte durch hohe Begabung, lebhaften Geist, allseitige wissenschaftliche Bildung und rücksichtslosen Freimuth um Kopfeslänge aus der Schaar der gewöhnlichen Diplomaten hervor, die ihn wegen seiner freisinnigen Grundsätze mit ihrem Hasse verfolgten und bald zum Sturze brachten. Im Winter 1821 hatte Mohl aber noch das Glück, durch diesen seltenen Mann in die gedruckten und handschriftlichen Quellen des Bundesrechts, sowie in den täglichen Geschäftsgang des Bundestages eingeweiht zu werden. Mohl machte sich systematisch geordnete Auszüge aus den sonst so geheim gehaltenen Protokollen des Bundestages, der Karlsbader und der Wiener Ministerialkonferenzen und erwarb sich dadurch, als junger Mann, eine so tiefe Einsicht in das Wesen, aber auch in die Misère der deutschen Bundeszustände, wie sie wohl, außer dem alten Klüber, damals kein Lebender besaß. Außer dieser wissenschaftlichen Förderung verdankte er seinem Gönner die Einführung in die erste Frankfurter Gesellschaft, in welcher der besternte Glanz der Diplomatie mit dem Reichthume der heimischen Patrizierhäuser wetteiferte, und der junge Gelehrte durchschwärmte die Nächte, als beliebter Tänzer, in kerzenerhellten Salons, während er sich am Tage in die Folianten der Bundestags-Protokolle vergrub. Sehr verschiedenartig, aber in seiner Art eben so nützlich war sein viermonatlicher Aufenthalt in der alten Gelehrtenstadt Göttingen, wo er, ohne regelmäßig Vorlesungen zu hören, bei hervorragenden Professoren, besonders Karl Friedrich Eichhorn, hospitirte und sich mit der Universitätsbibliothek vertraut machte, welche damals als die erste in Deutschland galt. Auf Göttingen folgte ein einjähriger Aufenthalt in Paris. Hier entstand, veranlaßt durch eine Bekanntschaft mit dem gelehrten nordamerikanischen Konsul Warden, sein auf selbstständigen Quellenstudien beruhendes »Bundes-Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika«, (Bd. I. Verfassungsrecht. Stuttgart u. Tübingen 1824), welches zum ersten Male das der Union zu Grunde liegende bundesstaatliche Prinzip darlegte und mit klarem Blick in das Wesen der nordamerikanischen Staatseinrichtungen eindrang. In dieser Zeit trat auch Mohl in nähere Beziehungen zu den Führern der liberalen Partei und lebte sich ganz in die Anschauungen des konstitutionellen Systems ein, wie es damals in Frankreich, besonders durch Benjamin Constant, ausgebaut wurde. Sein Lebenlang hat er unter dem Einflusse dieser Schule gestanden, wenn ihn auch sein maßvoll praktischer Sinn vor allen spätern Extravaganzen derselben bewahrte. Unerwartet erhielt der fünf und zwanzigjährige Gelehrte einen Ruf als außerordentlicher Professor des Staatsrechts an die Universität Tübingen und kehrte im Frühjahr 1824 in die alte Heimath zurück. Aus dem Getümmel der Weltstadt war er, mit plötzlichem Scenenwechsel, in die ländliche schwäbische Musenstadt am Neckar versetzt. Aus dem Lernenden sollte nun ein Lehrender werden. Er eröffnete seine akademische Thätigkeit mit einer, von ihm neu eingeführten Vorlesung über vaterländisches, d. h. württembergisches Staatsrecht. Außerdem las er über die Encyklopädie der Staatswissenschaften, über Polizeiwissenschaft und Statistik. Aus dieser akademischen Thätigkeit wuchsen in Tübingen zwei Hauptwerke seines Lebens hervor, es sind dies: »Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg«, Bd. I. und II., Tübingen 1829, 2. Aufl. I. und II. 1840 und »Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates« Bd. I.—III. Tübingen 1832. 2. Aufl. 1844. 3. Aufl. 1866. Beide bedürfen, als zwei Hauptwerke Mohls, einer näheren Besprechung. — Schon zu Reichszeiten wurde, neben dem Gesammtstaatsrechte des Deutschen Reiches, das Staatsrecht der einzelnen Territorien vielfach behandelt; nicht nur die größeren Territorien, wie Oesterreich, Baiern, Sachsen, Württemberg, Mecklenburg besaßen verdienstliche Werke über ihr Partikular-Staatsrecht; bei der merkwürdigen Hypertrophie der staatsrechtlichen Literatur im achtzehnten Jahrhundert wurden sogar die kleinsten

Digitized by Google

Staatsatome, wie die Reichsstädte Aalen und Zell am Harmersbach, die Abtei Baindt und die Grafschaft Sayn solcher Darstellungen von dem unermüdlichen Moser gewürdigt. Ganz anders wurde dies nach der Auflösung des Reiches. Eine tausendjährige Form, die selbst in ihrer Schwäche noch ehrwürdig gewesen war, war zusammengebrochen, ohne daß ein neuer, rechtlicher Gesammtverband an ihre Stelle getreten wäre. Deutschland erlebte damals eine Revolution, nur daß sie nicht vom Volke, sondern von den Fürsten ausging. Gebiete, Dynastieen, Verfassungen wechselten fast jeden Tag. Mit einem Federstriche schuf der französische Imperator Staaten und vernichtete sie wieder; die deutschen Fürsten ahmten das Beispiel ihres bewunderten Vorbildes getreulich nach und warfen schonungslos über den Haufen, was irgendwie mit den geschichtlichen Wurzeln der Vergangenheit zusammenhing. Deutschland glich einem großen Versuchsfeld, wo Alles durchprobirt wurde, aber nichts zu einer dauernden Gestaltung gelangte. Kein Wunder, daß in dieser Zeit die konservativste aller Wissenschaften, das Staatsrecht, wie unnöthiger Ballast über Bord geworfen, die ganze staatsrechtliche Literatur für Makulatur erklärt wurde. Erst mit der Gründung des Deutschen Bundes traten für unsere Wissenschaft wieder bessere Zeiten ein. Mochte die Gesammtform Deutschlands noch so unvollkommen sein — jedenfalls war Deutschland doch wieder mehr, als ein bloßer geographischer Begriff; ja, im Vergleiche mit den chaotischen Zuständen der letzten Reichszeiten erschien selbst die Verfassung des Deutschen Bundes noch wahrer und logischer. Die publizistische Neigung der deutschen Gelehrten warf sich daher bald wieder auf das deutsche Staatsrecht, wobei Johann Ludwig Klüber die Brücke vom alten Reichs-Staatsrechte zum neuen Bundes-Staatsrechte mit sachkundiger Hand zu schlagen wußte. Dabei wurde der ziemlich unklare Begriff eines sogenannten gemeinen Landes-Staatsrechts aus der Reichszeit mit herübergenommen, indem man ein solches aus einer gewissen Uebereinstimmung der einzelnen Landes-Staatsrechte konstruiren zu können meinte. Dieser gemeinstaatsrechtlichen Richtung gegenüber, die bei manchen Verdiensten doch eine Unklarheit in der Methode mit sich führte, trat Mohl jetzt mit dem Partikular-Staatsrechte des Königreichs Württemberg auf, indem er gewissermaßen vorbildlich das Staatsrecht eines deutschen Einzelstaates zum ersten Mal in scharfer, präziser Form behandelte. Er gab hier nicht die künstliche Konstruktion angeblich gemeinrechtlicher Sätze, sondern unmittelbar geltendes, imperatives Recht eines konkreten Staates. Zum Gegenstande einer solchen Arbeit war kein Staat damals mehr geeignet, als das Königreich Württemberg, welches seit dem Jahre 1819 eine konstitutionelle Verfassung erhalten hatte, die mehr als alle übrigen Verfassungen an das alte geschichtliche Landesrecht anknüpfte und darum bereits im Bewußtsein des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Der junge, kaum dreißigjährige Staatsrechts-Lehrer schenkte damit seinem Heimathslande ein Buch, welches ein Menschenalter in allen staatsrechtlichen Fragen als Autorität ersten Ranges galt und von der Regierung, wie von den Ständekammern fast wie ein offizieller Kommentar des württembergischen Verfassungsrechtes angesehen wurde. Mohls Staatsrecht steht hoch über allen ähnlichen Arbeiten der Reichszeit. Seltene Kunde der Gesetze, Verordnungen und ständischen Verhandlungen des Landes, sowie eine reiche Literaturkenntniß stellt es den besten Arbeiten Mosers zur Seite, es übertrifft aber dieselben weit an Systematik, geschmackvoller Darstellung und staatsmännischem Blicke, wenn auch dem eigentlich juristischen Urtheile Mohls nicht immer beigetreten werden kann. Es ist ein modernes Buch im besten Sinne des Wortes. Mohl steht auf einem entschieden konstitutionellen Standpunkt, ohne die unhaltbare Theorie von der Theilung der Gewalten anzunehmen oder den Anschauungen des vulgären Liberalismus der Rotteck'schen Schule Raum zu geben. Mohl ist entschieden monarchischer, als die publizistische

Digitized by Google

Schule, welche in Süddeutschland damals die Presse und die Tribüne beherrschte, aber dabei ist er im echt deutschen Sinne ebenso unerbittlich streng, wo es sich um das verfassungsmäßige Recht der Stände, um die Grundrechte des Volkes handelt. Ihm, als echten Altwürttemberger, ist »der nur verfassungsmäßige Gehorsam der Staatsbürger« das höchste Axiom des konstitutionellen Staatsrechtes, wofür einst sein Urgroßvater Moser auf dem Hohentwiel gelitten hatte. Man kann den Werth eines solchen Buches, in welchem jeder Jurist, Beamte, Volksvertreter, ja jeder württembergische Staatsbürger, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen hat, für alle Fragen seines Landes-Staatsrechts eine eben so freimüthige, als wissenschaftlich begründete Ansicht findet, für die Befestigung eines gesunden Rechtsbewußtseins im Volke gar nicht hoch genug anschlagen. Das Schwanken des Gesinnungslosen, wie die Leidenschaft des Parteimannes finden in einem solchen Werke Maß und Halt. Das württembergische Volk kann es sich zur Ehre anrechnen, daß es durch Mohl das erste wissenschaftliche Landes-Staatsrecht empfangen hat, während es C. G. von Wächter das beste Lehrbuch eines partikulären Privatrechtes verdankt. Mohls württembergisches Staatsrecht hat weit über Württembergs Grenzen hinaus gewirkt. Alle neueren wissenschaftlichen Bearbeitungen deutscher Landes-Staatsrechte, eine gegenwärtig sehr bedeutsame und einflußreiche Literatur, stehen auf seinen Schultern, wenn sie ihn auch mannigfach, besonders in eigentlicher juristischer Begründung, überholt haben. — Von noch allgemeinerer Bedeutung ist das zweite große Werk der Tübinger Periode: »Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats«. Schon im vorigen Jahrhundert hatte die sogenannte Polizeiwissenschaft eine ebenso umfangreiche, als unwissenschaftliche Literatur gehabt, indem man sich vor Allem über den Grundbegriff der Polizei nichts weniger als klar war und darunter Alles verstand, was nicht der Justiz, der Finanz und dem Militärwesen angehört. Kurz, die Polizeiwissenschaft wurde im vorigen Jahrhundert als die große Rumpelkammer angesehen, in welche Alles unterschiedslos geworfen wurde, was in jene oben genannten Fächer nicht unterzubringen und doch für den Verwaltungsbeamten nöthig oder wenigstens nützlich zu wissen war. In diesem zerfahrenen Sinne hatten die sonst verdienten Schriftsteller Justi, Sonnenfels und Friedrich Christoph Jonathan Fischer die Polizeiwissenschaft behandelt, während der wackere Günther Heinrich von Berg dem zudringlichen Eingreifen der allmächtigen Polizeigewalt, im Sinne der bürgerlichen Freiheit, bereits rechtliche Schranken zu ziehen versucht hatte. Seitdem war die Sache so ziemlich liegen geblieben und erst Mohl nahm die Aufgabe wieder auf, indem er die auf der Grundlage des Absolutismus erwachsene Polizei nach den Bedürfnissen der Gegenwart und den Grundsätzen des konstitutionellen Rechtsstaates zum erstenmal wissenschaftlich zu behandeln versuchte. Man kann nun allerdings nicht sagen, daß es Mohl gelungen wäre, den Begriff der Polizei wissenschaftlich zu begründen und festzustellen. Auch ihm gilt die gesammte Staatsthätigkeit für die Förderung des Gemeinwohls ohne Unterschied als Polizei, so daß nach seiner Auffassung in der Handhabung von Justiz und Polizei die ganze innere Staatsthätigkeit (abgesehen von Finanz- und Militärverwaltung, die ihm nur dienende Funktionen sind) begriffen ist. Bei Mohl fällt daher die Polizeiwissenschaft ganz mit der innern Verwaltungslehre zusammen, während sich in der Praxis, wie in der Gesetzgebung, längst die mehr oder weniger bestimmte Vorstellung fixirt hatte, daß die Polizei keineswegs die ganze innere Verwaltung, sondern nur die negative, Gefahren abwendende Zwangsgewalt der Regierung umfaßt, daß die Polizei ein der ganzen Verwaltung immanentes Prinzip, keineswegs aber die ganze innere Verwaltung selbst ist. Die immer wiederkehrende Erscheinung, daß eine falsche Grundbestimmung an der Spitze eines Systems der ganzen Darstellung einer

Digitized by Google

Wissenschaft Eintrag thut, macht sich auch in Mohls Werke geltend. Dazu kommt der zweite prinzipielle Fehlgriff, nämlich daß Mohl die sogenannte Sicherheitspolizei, welche es mit dem Schutze der Rechtsordnung zu thun hat, ganz aus dem Gebiete der Polizei ausgeschieden und als Theil der Justiz betrachtet wissen will. Seine sogenannte Präventivjustiz steht mit dem Wesen der Justiz in direktem Widerspruche, welche es stets mit einer bereits geschehenen Rechtsverletzung, nie mit einer blos drohenden Gefahr zu thun hat. Auch die gegen die Gefährdungen der allgemeinen Rechtsordnung gerichtete Sicherheitspolizei ist lediglich Polizei und von der Justiz grundsätzlich zu scheiden, wenn sie aus Zweckmäßigkeitsgründen auch häufig denselben Organen anvertraut ist. — Trotz dieser jetzt wohl allgemein anerkannten grundsätzlichen Mängel bleibt Mohls Polizeiwissenschaft ein eben so wissenschaftlich bedeutsames, als praktisch einflußreiches Buch. Während die liberalen Politiker der damaligen Zeit sich nur mit konstitutionellen Verfassungsfragen beschäftigten, während sich die Juristen lediglich für Privatrecht und Prozeß interessirten, blieb das so unendlich reiche Gebiet der inneren Verwaltung wissenschaftlich unbeachtet und unbebaut. Man überließ es einfach der Routine der Praktiker und der Willkür jeweiliger Regierungsmaßregeln. Mohl behandelte das gesammte innere Verwaltungsrecht zum erstenmale im Sinne des modernen Staatsbedürfnisses, freilich einseitig vom polizeilichen Standpunkte, unter einer nicht entsprechenden Firma, aber im Einzelnen so reichhaltig, so gelehrt und doch so praktisch, daß er jedem denkenden Verwaltungsbeamten werthvolle Fingerzeige für seine Thätigkeit gab. Durch dieses Werk Mohls wurde die Verwaltungspraxis aus der gewöhnlichen Routine in den Bereich wissenschaftlicher Grundsätze erhoben. Ein dem realen Leben zugewendeter Blick, ein gesundes Urtheil, eine Kenntniß aller einschlagenden Einrichtungen des In- und Auslandes ist ein Vorzug dieser, wie aller Mohl'schen Arbeiten. Während der eudämonistische Polizeistaat des achtzehnten Jahrhunderts jeden Eingriff in die Freiheit des bürgerlichen Lebens für erlaubt hielt, wenn ein solcher nur dem vermeintlichen Gesammtwohl zu dienen schien, und schließlich bei der Lehre ankam: »die Unterthanen seien schuldig, Alles zu tragen, was ihnen auferlegt werde«, suchte Mohl dagegen der polizeilichen Thätigkeit bestimmte Schranken zu ziehen und die staatsbürgerliche Freiheit gegen Willkürmaßregeln zu schützen. Wenn ihm auch der Gedanke der Selbstverwaltung noch nicht vollständig aufgegangen war, so suchte er doch die Selbstthätigkeit der Bürger schon möglichst herbeizuziehen, um sie für die höheren Aufgaben der Staatsthätigkeit heranzubilden. Wenn Mohl in richtiger Einsicht in die Aufgaben des modernen Staates denselben niemals auf den bloßen Rechtsschutz beschränkte, sondern ihm auch die Förderung aller vernünftigen Gemeinzwecke des Volkslebens vindizirte, so konnte er doch von seiner Polizeiwissenschaft sagen, daß sie »nach den Grundsätzen des Rechtsstaates« behandelt werde, indem er auch die ganze Thätigkeit der Polizei an gesetzliche Schranken gebunden und die Freiheitsrechte der Bürger auf's strengste geachtet wissen wollte. Kurz, in der dunkeln Hülle der Polizeiwissenschaft lag hier bereits der fruchtbare Keim der Verwaltungslehre. Gelang es, diese Hülle zu lösen, so sprang aus ihr, eine waffengerüstete Minerva, die umfassendste Disciplin der modernen Staatswissenschaft, die Verwaltungslehre, fertig hervor. Mohl war es allerdings nicht beschieden, die lösende Zauberformel selbst auszusprechen, wie überhaupt die Lösung großer grundsätzlicher Fragen seinem wenig philosophischen Geiste nicht gegeben war, aber er hat das Verdienst, die Brücke geschlagen zu haben aus der willkürlichen Polizeirontine des achtzehnten Jahrhunderts in das wissenschaftliche Verwaltungsrecht der Gegenwart, welche eine »Verwaltung nach Gesetzen« als höchstes Ziel des inneren Staatslebens ansieht. Wenn in unsern Tagen Rudolf Gneist das Verwaltungsrecht des

Digitized by Google

größten Staatsvolks der Neuzeit in festen Grundzügen gezeichnet, wenn L. von Stein den systematischen Aufbau einer Verwaltungslehre, auf Grundlage der positiven Verwaltungsrechte aller europäischen Kulturvölker, in großem Stile begonnen hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß Mohl, als muthiger Pionier des modernen Staatsgedankens, ihnen den Weg gebahnt hat, um den wissenschaftlichen Höhepunkt zu erreichen, den er selbst zu erklimmen nicht im Stande war. Jedenfalls ist dieses Buch Mohls das bedeutendste, wahrscheinlich aber auch das letzte Werk, welches über die sogenannte Polizeiwissenschaft geschrieben worden ist. In die Tübinger Zeit fällt auch Mohls ausführliche Monographie: »Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung«. (Tübingen 1837), welche die schwierige Frage nicht wesentlich weiter fördert und mehr nur als Beispielsammlung geschichtlicher causes célèbres von Werth ist. So wirkte Mohl zwei und zwanzig Jahre an der einheimischen Universität, als einflußreicher Lehrer und Schriftsteller, als thätiges Mitglied der akademischen Korporation und wurde als Oberbibliothekar der Neubegründer der Universitätsbibliothek. Auch gründete er in dieser Zeit, durch Verheirathung mit Pauline Becher, Tochter des Medizinalrathes Becher zu Stuttgart, ein glückliches und beglückendes Hauswesen, welches er auch zum Mittelpunkt einer angenehmen Geselligkeit zu machen wußte. Mit dem von ihm persönlich verehrten Könige Wilhelm I., welcher ihm auch die Leitung der staatswissenschaftlichen Studien des damaligen Kronprinzen übertrug, sowie mit der Regierung stand er Jahrelang im besten Einvernehmen und wurde von ihr mannigfach ausgezeichnet, bis ein unerwartetes Ereigniß diesem Verhältnisse schnell ein Ende machte. Nach den Grundsätzen der württembergischen Verfassung konnte Mohl nicht in die Zweite Kammer gewählt werden, so lange sein Vater Mitglied der Kammer der Standesherren war. Erst mit dessen im Jahre 1845 erfolgtem Tode fiel dieses Hinderniß weg, und nun trat Mohl sogleich als Wahlkandidat für das Amt Balingen auf. Aber dieses sein erstes Auftreten brachte ihn auch sogleich in Konflikt mit der Regierung, deren einflußreichstes Mitglied der Staatsminister Schlayer war. Dieser hochbegabte Mann, Sohn eines Tübinger Handwerkers, hatte es vom Schreiber in der Universitäts-Kammerverwaltung durch seltene Energie zur höchsten Stellung in seinem Vaterlande gebracht und war lange Jahre die Seele der württembergischen Regierung. Zuerst durch die Wahl der Liberalen in die Kammer gelangt, wurde er, nachdem er zum Minister des Innern ernannt war, der eigenmächtigste Bureaukrat, welcher der Verwaltung Württembergs auf langehin den Stempel seines selbstherrlichen Geistes aufprägte. Seine angeborene Heftigkeit, seine Ueberzeugung von dem alleinigen Rechte der Regierung, die barsche Art, womit er die Ueberlegenheit seiner Stellung und Intelligenz zur Geltung brachte, machte ihn zum gefürchtetsten Manne im ganzen Lande, welchem auch die Kammern nur selten mit Erfolg entgegenzutreten wagten. Mit ihm nahm Mohl, gleich bei seinem ersten politischen Auftreten, den Kampf auf. Sein Wahlprogramm ist unumwunden gegen Schlayers bureaukratische Regierungsweise gerichtet, welche sich nur äußerlich in die konstitutionellen Formen kleidete, in der That aber der baarste Absolutismus war. Das Schreiben Mohls vom 5. September 1845, welches für sein Schicksal so verhängnißvoll werden sollte, ist an den Rechtskonsulenten Nagel in Balingen gerichtet und nicht eigentlich für die Oeffentlichkeit, sondern nur zur Mittheilung an einflußreiche Persönlichkeiten unter den Wählern, bestimmt. Dasselbe geht das herrschende Verwaltungssystem nach allen Richtungen hin durch und kommt schließlich zu dem Resultate: »daß die Regierung über die Verzögerlichkeit, Gleichgiltigkeit, Unwissenheit und in einzelnen Fällen über positiv schädliche Schritte Tadel verdient«. Das Sündenregister ist lang, aber es enthält nirgends leere Beschuldigungen, sondern belegbare

Digitized by Google

Thatsachen. Man wird durch die rücksichtslose Entschiedenheit in demselben an den Freimuth des alten Moser gemahnt. Aber das Ministerium faßte Mohls Schreiben, welches ohne sein Wissen in die Oeffentlichkeit gelangt und gedruckt worden war, nicht als das offene Wort eines freien Staatsbürgers an seine Wähler, sondern als »einen Akt der Unbotmäßigkeit eines Staatsdieners auf, welcher dadurch die Pflichten seines Dienstverhältnisses verletzt habe«. (Die Aktenstücke, betreffend den Dienstaustritt des Professor R. von Mohl« Freiburg 1846). Von einer Befugniß Gebrauch machend, welche ihm die württembergische Dienstpragmatik an die Hand gab, enthob ihn das Ministerium seiner Tübinger Professur und versetzte ihn zur Strafe als Regierungsrath nach Ulm. Eine Beschwerde an den Geheimen Rath, sowie ein Gesuch an den sonst für ihn so wohlgesinnten König blieb erfolglos. Aber Mohl war nicht der Mann, eine solche Maßregelung ruhig über sich ergehen zu lassen. Er nahm seinen Abschied aus dem württembergischen Staatsdienst und widmete sich zunächst ganz der literarischen Thätigkeit. Aber nicht lange sollte er dem Universitätsleben entzogen werden. Auf Veranlassung eines weitblickenden, auch als Schriftsteller berühmten Staatsmannes, des badischen Ministers Nebenius, sowie auf besondern Betrieb des hochverdienten Heidelberger Nationalökonomen Rau, erhielt Mohl im Jahre 1847 einen Ruf als Professor der Staatswissenschaften an die Universität Heidelberg, welchen der in Württemberg so tief gekränkte Mann mit Freuden annahm. Dieser Ruf enthob ihn nicht nur jeder Sorge für seine immer zahlreicher werdende Familie, sondern verschaffte auch dem gereiften Manne eine bedeutsame Erweiterung seines Horizontes. Trotz seiner Bekanntschaft mit den Staatseinrichtungen fremder Länder und seiner ausgebreiteten internationalen Beziehungen hatte er bis dahin nur als Württemberger gedacht und empfunden. In diesem Staate gingen seine Bestrebungen, Wünsche und Pläne für die Zukunft auf. Seinem stets auf das Praktische, zunächst Erreichbare gerichteten Sinne lag bis dahin die deutsche Frage nur »im Reiche der Träume«. In Baden und Heidelberg trat Mohl in eine ganz andere politische Atmosphäre. Niemals hatte sich der badische Liberalismus so selbstgenügsam abgeschlossen, wie der württembergische, und besonders war damals Heidelberg das Hauptquartier einer werdenden, zukunftsreichen Partei, welche die Lösung der deutschen Frage im einheitlichen Sinne als das A und O aller politischen Bestrebungen betrachtete. Als ihr Organ wurde die »Deutsche Zeitung« begründet, deren Redakteur Gervinus, deren Verleger Friedrich Bassermann war. (Vgl. Bad. Biogr. I., 40 u. 297.) Die bedeutendsten Gelehrten und Politiker von Süd- und Norddeutschland verbanden hier ihre besten Kräfte im Dienste der gemeinsamen deutschen Sache. Ihre klassischen Leitartikel wurden zu einer Macht unter den Gebildeten Deutschlands und selbst in den Berliner Hofkreisen beachtet. Neben der Forderung des konstitutionellen Repräsentativsystems trat hier der Gedanke an eine feste bundesstaatliche Gliederung Deutschlands in den Vordergrund und wurde zum ersten Male in einem süddeutschen Blatte darauf hingewiesen, daß Deutschlands Einheit nur durch Preußen geschaffen werden könne. Hatte bis dahin der süddeutsche Liberalismus in Preußen nur die absolute nordische Großmacht, den verhaßten Militärstaat perhorreszirt, so erkannte die neu sich bildende deutsche Partei, daß man nicht durch gesinnungstüchtige Kammerresolutionen und begeisterte Tafelreden, sondern nur durch die reale Macht eines wirklich geeinten Staatswesens das neue Deutschland auferbauen könne. In diesen Kreis deutschgesinnter Männer trat Mohl in Heidelberg, kurz ehe das weltgeschichtliche Jahr 1848 die nur theoretisch erörterte deutsche Frage praktisch in Fluß brachte. Beim Anfange dieses Jahres warf ihn eine schwere Krankheit nieder, so daß er selbst der wichtigen Versammlung der 51 deutschen Männer am 5. März zu Heidelberg nicht beiwohnen konnte und deßhalb sein

Digitized by Google

Name auch nicht unter den Unterzeichnern dieser einflußreichen Erklärung steht. Erst Ende März konnte er sich wieder am Gange der öffentlichen Angelegenheiten betheiligen. Großes Aufsehen erregte es, daß Mohl am 26. März 1848 in der Heidelberger Deutschen Zeitung einen Aufsatz veröffentlichte, dessen Inhalt gerade in der entscheidenden Hauptfrage mit den Grundsätzen des Blattes in Widerspruch trat. Nachdem er die verschiedenen Möglichkeiten der Errichtung einer deutschen Centralgewalt durchgegangen hatte, kam er zu dem überraschenden Schlusse: »Wir sehen keine andere Möglichkeit, als einen erblichen Kaiser. Wir unserer Seits sprechen uns für Oesterreich aus. Oesterreich ist bei weitem der mächtigste Staat. Preußen hat es seit dem Baseler Frieden bewiesen, daß es seine Stellung zu Deutschland nie begriffen hat.« — In dem württembergischen Wahlkreise Mergentheim wurde Mohl zum Mitgliede der deutschen Nationalversammlung gewählt. Er benutzte die Zeit, bis zur Eröffnung derselben, zur Ausarbeitung einer Geschäftsordnung, ließ dieselbe drucken, legte sie in einer der ersten Sitzungen der Versammlung vor und hatte die Genugthuung, daß dieselbe fast einstimmig angenommen wurde. Bald darauf wurde Mohl in den Verfassungsausschuß gewählt, in welchem der Schwerpunkt der ganzen Thätigkeit der Nationalversammlung lag. Hier saßen Männer, wie Dahlmann, welcher trotz der scheinbaren Schwerfälligkeit des gelehrten Theoretikers doch in allen großen Verfassungsfragen die geniale Intuition des wahren Staatsmannes besaß und, als einer der 17 Vertrauensmänner des Deutschen Bundes, die Grundzüge der neuen deutschen Reichsverfassung in körnigem Lapidarstile vorgezeichnet hatte, Georg Beseler, der bewährte Kämpfer volksthümlicher Rechtsentwicklung in Deutschland, welchen Mohl selbst als »die erste Arbeitskraft der ganzen Versammlung« bezeichnete, die geistvollen Geschichtsschreiber Waitz und Droysen, von denen Letzterer das Protokoll mit Meisterschaft führte, die Größen des ersten preußischen vereinigten Landtages, der ritterliche Fürst Lichnowski und der feinsinnige Hermann von Beckerath. Im täglichen Zusammensein mit solchen Männern ging Mohl zuerst ein Licht auf über Wesen und Bedeutung des preußischen Staates, welcher ihm bis dahin ferner gelegen hatte als Frankreich, England und Nordamerika, und er kam zu der Einsicht, daß das neue Deutsche Reich nicht durch das vielsprachige Völkergemisch Oesterreichs, sondern nur durch die straff zusammengefaßte, auf deutscher Grundlage ruhende Staatsmacht Preußens geschaffen werden könne. Die Erfahrungen mit Oesterreich und den Oesterreichern, die er in Frankfurt machte, thaten ebenfalls das Ihrige. Kurz, aus dem großdeutschen Liberalen wurde, ihm selbst fast unbemerkt, in wenigen Monaten ein Anhänger der immer enger sich zusammenschließenden Partei, welche »bundesstaatliche Einigung Deutschlands unter Preußens mächtiger Führung, dann aber enge völkerrechtliche Verbindung mit dem stammverwandten Oesterreich« auf ihre Fahne geschrieben hatte. Wahrlich ein großgedachtes, prophetisches Programm, welches in unseren Tagen seiner Verwirklichung entgegengeht! — Kaum haben wohl in einer Versammlung die Klubs eine solche Rolle gespielt, wie damals in Frankfurt. Anschluß an einen solchen war fast unvermeidlich. Mohl trat dem linken Centrum bei, welches im »Augsburger Hofe«, einem Gasthofe sechsten oder siebenten Ranges, in einer winkeligen Gasse unter der gewandten Leitung des Professors Biedermann aus Leipzig, bei erstickendem Tabaksqualme und baierischem Biere, noch nach allen Plenar- und Ausschußsitzungen gewöhnlich bis Mitternacht debattirte. — Nachdem dem Erzherzog Johann die provisorische Centralgewalt übertragen worden war, mußte derselbe sich mit einem verantwortlichen Ministerium umgeben, an dessen Spitze zuerst der Fürst von Leiningen, dann der Oesterreicher Schmerling und endlich Heinrich von Gagern trat. Mohl wurde am 9. August 1848 zum Reichs-Justizminister ernannt. Nie ist wohl ein Ministerium in einer so eigen-

Digitized by Google

thümlichen Lage gewesen, als dies Reichsministerium von 1848, welches keinen wirklichen Staat, sondern nur einen in der Idee bestehenden Zukunftstaat zum Gegenstand seiner Thätigkeit hatte. Während die Märzminister in den einzelnen deutschen Staaten, trotz mancher Neulingsunsicherheit, doch eine bestimmte Behördenorganisation und eine geordnete Büreaueinrichtung vorfanden, hatte das neugebildete Reichsministerium, als es vor der Nationalversammlung und dem ganzen Volke auftreten und Beweise seiner Thätigkeit geben sollte, gar keine äußeren Mittel irgendwelcher Art zur Hand. Man setzte sich, halb mit Gewalt, in dem vom Bundestage verlassenen Taxisschen Palais fest und theilte die leeren Zimmer unter sich aus; aber in diesen fanden sich, außer einigen verblichenen Prachtstücken, keine Geräthe, keine Möbel, keine Beamten, keine Schreiber, keine Diener, in den leeren Schränken kein Aktenstück zur Orientirung über die von allen Seiten anstürmenden Anfragen, Beschwerden und Hilfsgesuche. Jeder Minister mußte sich sein Büreau geradezu aus dem Nichts schaffen. Mohl erzählte später noch lachend, daß sein erster Weg, nach seiner Ernennung zum Justizminister, in einen Frankfurter Papierladen gegangen sei, um sich einige Buch Schreibpapier und etliche Stangen Siegellack einzukaufen. Trotz dieser anfänglichen Schwierigkeiten, trotz dieses Mangels an aller geschäftlichen Tradition, gelang es dem Ministerium bald, sich zu organisiren und manche achtungswerthe Ergebnisse seiner Thätigkeit an den Tag zu legen. Am schwierigsten war es, die Linke der Nationalversammlung zu befriedigen, welche fortwährend in den regelmäßigen Geschäftsbetrieb der Ministerien mit überflüssigen Interpellationen und dringlichen Anträgen eingriff, und dabei an der Fiktion festhielt, daß die Reichsregierung, wie etwa weiland der Konvent über Frankreich, über alle Machtmittel von ganz Deutschland unbedingt verfüge, während sie doch lediglich vom guten Willen der größeren Einzelstaaten abhängig war. Mohl bestieg bei der Erörterung großer politischen Fragen selten die Rednerbühne, war aber ein angesehenes Mitglied des Ministerrathes und erwarb sich auch in seinem speziellen Ressort manches Verdienst. So setzte er die unveränderte Annahme der schon vor dem Ausbruche der Bewegung im Jahre 1848 von den deutschen Regierungen vollständig ausgearbeiteten Wechselordnung, besonders gegen Mittermaiers unzeitige Revisionslust, durch und publizirte dieselbe am 26. November 1848 als Reichsgesetz. Er regte die Ausarbeitung eines Entwurfes zu einem gemeinsamen Handelsgesetzbuche für ganz Deutschland an und setzte im Oktober 1848 eine aus hervorragenden Fachmännern zusammengesetzte Kommission zu diesem Zwecke nieder, welche unter der Leitung des Unterstaatssekretärs Widenmann aus Düsseldorf, eines gewiegten rheinischen Juristen, im Dezember in Frankfurt zusammentrat und bereits im März 1849 die fünf ersten Titel ihres Entwurfes nebst Motiven vorlegen konnte. Lautern Beifall erwarb sich Mohl noch durch die energische Unterdrückung der Spielbanken. In der Nationalversammlung kam eines Tages, dem Ministerium ganz unerwartet, eine mit vielen Unterschriften bedeckte Petition gegen die Fortdauer der sog. Spielhöllen zur Sprache. Mohl, als der einzig anwesende Minister, war genöthigt, die Rednerbühne zu besteigen. Als er sich, gereizt durch Mittermaiers Widerspruch, gegen das Unwesen der Spielbanken in sehr energischen Worten aussprach, wurde er von stürmischem Beifall unterbrochen und Alles rief: »Stellen Sie Antrag.« Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm Mohl einen vor ihm auf der Tribüne liegenden Stimmzettel und schrieb mit Bleistift darauf: »Gesetzesentwurf. Einziger Artikel: Sämmtliche Spielbanken in Deutschland sind hiermit aufgehoben.« In der Versammlung brach lauter Jubel aus und in zwei Minuten war das Gesetz angenommen. Auf diesen Triumph in der Versammlung folgte dann Abends im Ministerrathe freilich eine ziemliche Abkühlung. Man schüttelte den Kopf über das tumul-

Digitized by Google

tuarische Verfahren und fürchtete die Konsequenzen dieses Beschlusses den Einzelregierungen gegenüber. Die Sache ging indessen besser, als man gedacht hatte; die Regierungen gehorchten und schlossen die Banken. Nur der Landgraf von Hessen-Homburg erklärte, er könne ohne den Zuschuß der Spielbank nicht weiter existiren. Mohl reskribirte, das sei ihm gleichgiltig, und verlangte augenblicklichen Gehorsam. Als dieser verweigert wurde, erbat er sich vom Kriegsminister ein Bataillon und eine Eskadron und schickte sie unter Leitung eines Civilkommissärs nach Homburg. Die Bank wurde geschlossen. Die Truppen zogen ab und die Spielpächter mußten die beträchtlichen Exekutionskosten zahlen. Force resta à la loi. — Als aber durch die Ablehnung der Kaiserkrone von Seiten König Friedrich Wilhelms IV. die gemäßigte Richtung in der Nationalversammlung den Boden verlor, als die Revolution in Süddeutschland ihr wüstes Treiben begann, legte Mohl am 10. Mai 1849, mit seinem damaligen Gesinnungsgenossen, dem Ministerpräsidenten Heinrich von Gagern, sein Amt und Mandat nieder und kehrte, nach Besiegung der Revolution in Baden, im Herbste 1849 nach Heidelberg zurück. Wie glücklich war er vor vielen Andern, denen das aufregende Jahr von Frankfurt nicht nur die schönsten patriotischen Hoffnungen geknickt, sondern auch die bürgerliche Existenz, die körperliche Gesundheit und die geistige Spannkraft gebrochen hatte, daß er jetzt mit ungeschwächter Kraft, an einem der schönsten Punkte Deutschlands, sich wieder ganz der Pflege seiner Wissenschaft widmen konnte. Wiederum lag auf ein Jahrzehnt der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit in seiner akademischen und schriftstellerischen Thätigkeit, welche nur durch seine, in vielen Fällen sehr erfolgreiche Betheiligung an den Sitzungen und Arbeiten der ersten badischen Kammer unterbrochen wurde. Es waren damals glänzende Tage für Heidelberg, wo Bangerow Hunderte von Jünglingen in seinen Pandektenvorlesungen versammelte und Häußer mit seinem zündenden Vortrage und seinem patriotischen Feuereifer die Herzen der Jugend mit sich fortriß. Zwar konnte Mohl sich mit Bangerow und Häußer nie an Redegabe messen. Seine Vorträge über Encyklopädie der Staatswissenschaften, allgemeines Staatsrecht, deutsches Staatsrecht und Polizeiwissenschaft trugen die Spuren der Mühe gleichzeitig vollzogener Gedankenarbeit an sich. Es beherrschte sie, im Gegensatze zum Schmucke der Rede, jener verstandesklare Ton, welcher überhaupt ein Grundzug seines Wesens war. Waren daher Mohls Vorlesungen auch niemals eigentliche Zugkollegien für die große Masse, so hatten sie doch einen bleibenden Einfluß auf geistig gereiftere Studirende, welche vor ernster Gedankenarbeit nicht zurückscheuten. — Zugleich war diese Epoche seines Heidelberger Lebens außerordentlich fruchtbar in literarischer Beziehung. Wir heben hier hervor: »Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften« (Erlangen 1855—58) in drei starken Bänden, die »Encyklopädie der Staatswissenschaften« in einem Bande (1. Aufl. 1859, 2. Aufl. 1872) und die unter dem Namen »Völkerrecht, Staatsrecht und Politik« gesammelten Aufsätze, ebenfalls in drei starken Bänden (Bd. I. Tübingen 1860, Bd. II. 1862, Bd. III. 1869). Wir tragen kein Bedenken, das erstgenannte Buch für die bedeutendste Lebensarbeit Mohls, ja für ein in seiner Art einziges Werk in der Literatur aller Völker und Zeiten zu bezeichnen. Allerdings gibt uns Mohl hier nicht eine Geschichte der Staatswissenschaften in einheitlicher, organischer Entwickelung. Es wäre dies ein Unternehmen gewesen, welches nicht nur Mohls Leistungsfähigkeit, sondern, beim Mangel aller Vorarbeiten, menschliche Kräfte überhaupt übersteigen haben würde. Mohl beschränkte sich vielmehr auf eine große Anzahl von Monographieen über einzelne Wissenszweige und Gegenstände, welche äußerlich lose zusammengereiht, doch eines gewissen inneren Zusammenhanges nicht entbehren und so fast alle Zweige der Staatswissenschaft umfassen. Wir heben als besonders interessant und werthvoll folgende

Digitized by Google

Monographieen hervor: »Geschichte und Literatur des allgemeinen konstitutionellen Staatsrechts« (Bd. I. S. 267—334), »Die neuere Literatur des Völkerrechts« (Bd. I. S. 337—403), »Die Literatur des schweizerischen Staatsrechts« (Bd. I. S. 473—506), »Das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika« (Bd. I. S. 509—593), »Die Literatur des englischen Staatsrechts« (Bd. II. S. 4—103), »Das positive deutsche Staatsrecht seit der Gründung des Deutschen Bundes« (Bd. II. S. 237 249), »Zwölf deutsche Staatsgelehrte« (Bd. II. S. 397—593), »Die Literatur des französischen Staatsrechts« (Bd. III. S. 4—290). Staunenswerth ist die einzig dastehende Bücherkunde des Verfassers. Freilich hätte keine deutsche Bibliothek, auch nicht die beste, die von Mohl so viel benützte der Georgia Augusta, hingereicht, um die Bausteine zu einem solchen Riesenwerke zu liefern, wie dies Buch es ist. Nur die ausgebreiteten kosmopolitischen Beziehungen des Verfassers machten es ihm möglich, die englische, französische und amerikanische Literatur so zu benutzen, wie es vor ihm keinem Sterblichen gelungen war. Entging ihm doch ebensowenig, was in Kiew und Charkow, wie in St. Jago de Chile oder in Sidney erschienen war. Aber nicht blos die fast unglaubliche Belesenheit ist das Staunenswerthe an diesem Riesendenkmal deutschen Gelehrtenfleißes. Wir werden hier keineswegs mit Bücherkatalogen und Nomenklaturen abgespeist, sondern durch gedankenreiche Einleitungen in die Entwickelung jeder einzelnen Wissenschaft eingeführt. Jeder Wissenszweig wird in engsten Zusammenhang mit den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen der betreffenden Völker, mit den herrschenden Strömungen des Zeitalters gebracht, deren Verständniß für so eminent praktische Wissenszweige, wie die verschiedenen Disciplinen der Staatswissenschaften es sind, unentbehrlich ist. Dabei ist die Darstellung, trotz der unüberwindlichen Trockenheit so manchen Stoffes, durchweg klar und ansprechend. In diesem Werke kommt diejenige Eigenschaft Mohls, welche wir neben seiner Gelehrsamkeit am höchsten stellen, sein kritischer Geist, zur vollen Entfaltung, mit welchem das positiv gestaltende Element, die eigentliche wissenschaftliche Zeugungskraft bei ihm keineswegs gleichen Schritt hält. Darum können wir das zweite Hauptwerk der Heidelberger Periode, »Die Encyklopädie der Staatswissenschaften«, dem ersten nicht gleichstellen. Bei einer wahrhaft wissenschaftlichen Encyklopädie kommt es nicht auf die Fülle des Stoffes, die Masse des Wissens an, welche dem Verfasser zu Gebote steht, sondern auf die Tiefe seiner Gesammtauffassung, auf die Beherrschung des einheitlichen Gesichtspunktes, auf die Schärfe der Grundbegriffe. Eine Encyklopädie, welche »nicht das schaale caput mortuum, sondern die lebendige Quintessenz einer Wissenschaft sein will«, kann nur ein philosophisch angelegter Kopf schreiben, welcher seine spezielle Wissenschaft mit dem Gesammtorganismus aller Wissenschaften, ja mit den obersten Gesetzen und Zielen des Menschenlebens überhaupt in Verbindung zu setzen weiß. Gerade weil diese Eigenschaft bei Mohl nicht hinreichend vorhanden war, zeigt dies Buch in der Methode wie in den Grundbegriffen bedeutende Mängel. So ist die durchgehende Eintheilung der Staatswissenschaften in historische und philosophische Disciplinen entschieden verfehlt. Allerdings hat alles Recht auch seine philosophische Seite, indem es in einer Idee der menschlichen Vernunft Ursprung und Maß hat, aber zur konkreten Gestaltung gelangt es nur in der geschichtlichen Entwickelung bestimmter Zeiten und einzelner Völker. Eine rein philosophische Behandlung des Rechtes, wenn eine solche überhaupt durchführbar wäre, eine lediglich aprioristische Konstruktion würde ein wesenloses Abstraktum ergeben; eine geschichtliche Behandlung des Rechtes, welche durch keine philosophischen Grundgedanken geleitet und vertieft wäre, würde zu einem Antiquitätenkram ohne wissenschaftlichen Werth herabsinken. Nachdem der alte Gegensatz einer historischen und philosophischen Schule in der

Digitized by Google

Rechtswissenschaft glücklich überwunden ist, erscheint der von Mohl durch alle Disciplinen der Staatswissenschaften durchgeführte Dualismus als ein Anachronismus, welcher dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft nicht mehr entspricht. Mohl ist auch hier nicht im Stande gewesen, den Standpunkt des alten abstrakten Naturrechts ganz zu überwinden und sich zu einer einheitlichen geschichtsphilosophischen Auffassung von Staat und Recht zu erheben, welche in jeder geschichtlichen Erscheinungsform nur den zeitlich und volksthümlich bestimmten Ausdruck ewiger Vernunftgesetze erkennt. Ebensowenig kann es gebilligt werden, daß Mohl neben Staatsrecht und Politik, als dritten ebenbürtigen Zweig, die Staats-Sittenlehre stellt. Staatsrecht und Politik sind Staatswissenschaften, weil ihr spezifischer Gegenstand der Staat, als solcher, ist, welchen sie von verschiedenem Standpunkte aus behandeln. Eine besondere Sittenlehre für den Staat gibt es nicht. Nicht etwa, als ob die Ethik für die Staatslehre nicht vorhanden wäre. Alles Recht wurzelt vielmehr in sittlichen Ideen und eine Politik, welche sich von den ewig geltenden Geboten des Sittengesetzes losreisen würde, wäre eben so verderblich im Leben, als verwerflich in der Wissenschaft. Aber gerade deshalb ist eine besondere Disciplin der Staatssittenlehre unhaltbar, weil sie nichts anderes sein kann, als die Anwendung der allgemein menschlichen Sittenlehre auf staatliche Verhältnisse, und weil die Disciplinen des allgemeinen Staatsrechts und der Politik selbst von sittlichen Ideen durchdrungen sein müssen, wenn sie wahrhaft wissenschaftlich erfaßt werden sollen. — Ein anderer eigenthümlicher, von Mohl nicht nur in der Encyklopädie, sondern auch anderwärts mit besonderer Vorliebe durchgeführter Gedanke ist die Aufstellung eines besonderen Gesellschaftsrechtes, welches zwischen öffentlichem und privatem Rechte in der Mitte stehen soll. Gewiß ist es ein großer Fortschritt der neuern Wissenschaft, daß man sich nicht mehr blos auf die Darstellung der Verfassungsformen und Einrichtungen der Staaten beschränkt. Die lediglich juristische, staatsrechtliche Behandlung des Staates ist zwar eine wichtige Aufgabe der Staatswissenschaft, aber sie ist keineswegs die einzige Betrachtungsweise des Staates, ja sie bleibt mit Nothwendigkeit immer eine einseitige. Es ist im hohen Grade fruchtbringend, daß man den Einfluß, welchen die verschiedenen, im Staate vorhandenen Gesellschaftsgruppen auf die Entwickelung des Staates ausüben, wissenschaftlich betrachtet, daß man untersucht, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse des Grundeigenthums, des beweglichen Vermögens, des Gewerbes, des Handelsverkehrs, aber auch die sittlichen Verhältnisse des Familienlebens, die religiösen und kirchlichen Zustände auf das Staatsleben influenziren, kurz, daß man zusieht, wie der Staat auf die Gesellschaft und die Gesellschaft auf den Staat einwirkt. Aber damit ist die Annahme eines besonderen Gesellschaftsrechtes nicht gerechtfertigt. Wenn man unter Gesellschaft den Komplex der großen Gruppen des Volkes versteht, welche durch gemeinsame wirthschaftliche Interessen und geistige Richtungen zusammengehalten werden, so sehen wir dieselben in mannigfachen Sonderbestrebungen auseinander gehen und sich bekämpfen. Jede gesellschaftliche Gruppe ist ihrem Wesen nach egoistisch und ringt nach Geltendmachung ihrer Vortheile und Sonderinteressen, nach ausschließlicher Macht im Staate. Recht zu erzeugen, wodurch ihr Verhältniß zu anderen Gruppen gerecht geordnet würde, ist sie nie im Stande. Dies kann nur der Staat, welcher als das zur einheitlichen Persönlichkeit zusammengefaßte Volk, im Namen der Gerechtigkeit, die verschiedenen Gesellschaftsgruppen unter sein Recht zwingt und sie nöthigt, andern, ihnen gegenüberstehenden Kreisen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gesellschaft, ohne Staat gedacht, wäre eben jenes von Hobbes geschilderte „bellum omnium contra omnes“. Der Staat aber selbst ist die rechtlich organisirte Gesellschaft. Der Staat weist der einen Genossenschaft ihre Stellung wesentlich im Privat-

Digitized by Google

rechte an, wie z. B. den auf Erwerb gerichteten Gesellschaften, den andern, wie den Gemeinden, räumt er zugleich die Bedeutung von Korporationen des öffentlichen Rechtes ein. Aber die Vorstellung, daß es ein Gesellschaftsrecht gäbe, welches weder öffentliches, noch privates Recht, sondern ein zwischen beiden liegendes drittes sei, welches nicht im Staate, sondern in der Gesellschaft seinen Ursprung habe, ist durchaus unhaltbar. Heinrich von Treitschke hat das Verdienst, in einer Erstlingsschrift über »die Gesellschaftswissenschaft« (1859) diesen Grundirrthum des Altmeisters der Staatswissenschaften siegreich widerlegt zu haben, wobei ihm nicht nur sein kritischer Scharfsinn, sondern auch seine durch das Studium der Geschichte vertiefte Auffassung des Staates zu statten kam. Eben so entschieden ist auch Bluntschli in einem werthvollen Aufsatze (»Kritische Ueberschau« Bd. III. S. 299 ff.) diesem Grundirrthume Mohls entgegengetreten. Trotz dieser unläugbaren principiellen Schwächen der Mohlschen Encyklopädie verkennen wir die Verdienste auch dieses Buches nicht. Der Inhalt, welcher in die Formen dieses Systems gegossen ist, ist ein reicher und werthvoller. Wo es sich um die Behandlung einzelner staatlicher Institutionen, um die Erörterung konkreter Fragen handelt, begegnet uns überall die klare Auffassung und die lichtvolle Darstellung, die allen Mohlschen Schriften eigenthümlich ist. — Das dritte große Werk der Heidelberger Periode: »Staatsrecht, Völkerrecht, Politik«, ist eine Sammlung von Monographieen und besteht zum großen Theil aus bereits schon früher gedruckten, umgearbeiteten Aufsätzen In diesen drei umfangreichen Bänden sind fast alle brennenden Fragen der Gegenwart, aber auch manche von der Heerstraße abgelegeneren Gebiete, in umsichtiger, eingehender Weise behandelt, mit der Objektivität des gereiften Mannes, welchem nicht nur in seiner umfassenden Literaturkenntniß die politische Erbweisheit aller Völker und Zeiten, sondern eigene, reiche Lebenserfahrung zur Seite steht. Wir nennen aus der Fülle dieser Aufsätze etwa folgende als besonders interessant: die Benutzung der ständischen Verhandlungen zur Auslegung von Gesetzen; die ständischen Rechte in Bezug auf Reichsverweſung; die Geschäftsordnungen der Ständeversammlungen; konstitutionelle Erfahrungen; das Repräsentativsystem, seine Mängel und Heilmittel; die Lehre vom völkerrechtlichen Asyle; die völkerrechtswidrigen Kriegsmittel; die persönlichen Verhältnisse der Fürsten; das Ordenswesen unserer Zeit; die Erziehungspolitik; das Verhältniß der Schule zur Kirche; die Universitäten; das Prüfungswesen im Verhältniß zur Bildung u. s. w. Man kann wohl sagen, daß in diesen Aufsätzen kaum eine wichtige Frage der Gesetzgebungspolitik übergangen ist, und besonders werden Mitglieder gesetzgebender Versammlungen auch heut zu Tage hier eine reiche Fundgrube der Belehrung finden, wenn auch hie und da der Standpunkt des Verfassers etwas veraltet erscheint, bisweilen auch durch die in dem kleinstaatlichen Leben gewonnenen Anschauungen zu sehr beeinflußt wird. — Außer den oben hervorgehobenen Vorzügen dieses Buches tritt uns noch eine Eigenschaft des Verfassers in diesen Aufsätzen imponirend entgegen, das ist die volle Unabhängigkeit der eigenen Meinung und ihre offene Aussprache. Nach oben hin hatte Mohl dies stets bewährt, aber in unserer Zeit gehört oft mehr Muth dazu, einem Lieblingsdogma des alltäglichen Liberalismus entgegenzutreten, als gekrönten Häuptern eine unangenehme Wahrheit zu sagen. Auch das »wider den Strom« hat dieser redliche Mann nie gescheut, wo es ihm die Pflicht zu gebieten schien, ein offenes Wort zu sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß der liberale Durchschnittsphilister an seiner »korrekten Gesinnung« irre werden könnte. So hat er zum Schlusse des dritten Bandes in einem eigenen Aufsatze: »Uebereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespresse«, gegen das vom Cäsarismus, wie von der Demokratie so hoch gepriesene allgemeine und gleiche Stimmrecht, sowie gegen die Abschaffung der Todesstrafe plaidirt,

Digitized by Google

auch auf die Gefahren hingewiesen, welche von einem Ueberwuchern jüdischer Elemente unserem deutschen Volksleben drohen, wofür er freilich auch von den »Beduinen der Presse« mit dem üblichen Schmutze reichlich beworfen wurde. Mitten in dieser umfassenden literarischen und akademischen Thätigkeit wurde Mohl auch in das Gebiet der praktischen Politik seines neuen Heimathsstaates gezogen. Von 1857 gehörte er als Vertreter der Universität Heidelberg der Ersten Kammer des badischen Landtages an und erstattete u. A., nachdem das Konkordat nicht ohne seine Mitwirkung gefallen war, einen ebenso umfassenden, als gründlichen Bericht über den vom Ministerium Stabel-Lamey vorgelegten Gesetzentwurf, welcher das Verhältniß der Kirche zum Staate zu regeln bestimmt war. Vom Jahre 1863—1872 war Mohl Mitglied der Ersten Kammer in Folge der Berufung durch das Vertrauen des Großherzogs; seit 1869 bekleidete er in derselben das Amt des zweiten Präsidenten. Obgleich Mohl nie geflissentlich eine Verbindung mit dem Hofe gesucht hatte, so gestaltete sich in dieser Zeit, wie von selbst, sein Verhältniß zu dem Großherzog von Baden, diesem eben so patriotischen, als einsichtsvollen Fürsten, in schönster Weise. Er wurde der Vertrauensmann seines fürstlichen Herrn in allen wichtigen Staatsfragen. Als im Jahre 1860 der Großherzog von Baden dem Freiherrn von Roggenbach das Ministerium des Auswärtigen übertrug und damit wieder, nach den Mißerfolgen des Jahres 1848, eine nationale Politik inaugurirte, war es einer der ersten Schritte dieses hochherzigen Fürsten und seines patriotischen Staatsmannes, Mohl die Stelle des badischen Bundestags-Gesandten anzubieten, welche dieser gern annahm. Eine bessere Wahl hätte man für die damalige Situation am Bundestage nicht treffen können, wo man längst kein freimüthiges Wort mehr für das mißachtete Recht des deutschen Volkes vernommen hatte. Nirgends war dasselbe aber so mit Füßen getreten, wie in Kurhessen, wo der kaum wiederhergestellte Bundestag die seit zwanzig Jahren in voller Wirksamkeit bestehende Verfassung mit freventlicher Gewalt zertrümmert hatte. Aber das Volk der Hessen hielt fest am Rechtsboden und wies jede Oktroyirung zurück. So klaffte dort, seit zehn Jahren, wie eine offene Wunde, das gebrochene Landesrecht und schädigte das Bewußtsein der ganzen deutschen Nation. Es war daher der feste Entschluß Roggenbachs, gleich bei seinem Eintritt in das badische Ministerium, auf die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände in Kurhessen hinzuwirken. In derselben Sitzung, wo er in die Bundesversammlung eingeführt wurde, stellte Mohl im Namen der badischen Regierung am 4. Juli 1861 den Antrag: »die kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831, sammt den in den Jahren 1848 und 1849 gegebenen Erläuterungen und Abänderungen und dem Wahlgesetze von 1849, im Ganzen und namentlich in Bezug auf die zu berufende Landesvertretung als rechtskräftig und in Wirksamkeit bestehend zu betrachten«. Dieser Antrag rief natürlich bei dem Kurfürsten, sowie bei Oesterreich und seinen Anhängern zuerst einen Sturm der Entrüstung hervor und man beabsichtigte ihn, nach beliebter Bundestags-Manier, in einen Ausschuß zu begraben. Mohl rechtfertigte in einer meisterhaften Denkschrift vom 22. Januar 1862 den Standpunkt seiner Regierung und legte die Widerrechtlichkeit der früheren Bundesbeschlüsse, sowie die fortdauernde Rechtsbeständigkeit der gewaltsam beseitigten hessischen Verfassung klar und bündig dar. Mehr als die beste staatsrechtliche Deduktion wirkte freilich der von Berlin nach Kassel entsendete preußische Feldjäger und das Eintreten des preußischen Ministeriums für die gerechte Sache des kurhessischen Volkes. Dennoch war es eine Genugthuung für die badische Regierung und ihren wackeren Vertreter, daß der badische Antrag am 24. Mai 1862 zum Bundesbeschlusse erhoben wurde und bald darauf die Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung erfolgte. — Eine andere bedeutsame

Digitized by Google

Zeit durchlebte Mohl im Spätsommer 1863, als Oesterreich Deutschland mit seinem Reformprojekt überraschte und alle deutschen Fürsten in Person nach Frankfurt lud, um die deutsche Frage durch den glänzenden Theatercoup des Fürstentags auf einmal zu lösen und die Hegemonie Oesterreichs über Deutschland dauernd zu begründen. Der Kaiser von Oesterreich erschien mit Leibwachen, glänzendem Hofstaat und dem Tafelservice der Wiener Hofburg, fast schon wie zu einer neuen Kaiserkrönung. Der König von Preußen blieb in richtiger Erkenntniß der Machtstellung seines Staates, nach wohlerwogenem Gutachten des Staatsministeriums, trotz wiederholter Einladungen, dem Fürstentage fern. Alle andern Fürsten erschienen in Person. Eine Versammlung aus Königen, Großherzogen, Herzogen und Fürsten, in welcher der Kaiser von Oesterreich präsidirte, tagte in parlamentarischen Formen und Deutschland, ja ganz Europa sah staunend auf das glänzende, nie dagewesene Schauspiel eines Parlaments von lauter Souveränen hin. Auch hier war es der Großherzog von Baden, welcher mit klarem Blicke die Gebrechen, ja die Unmöglichkeit des österreichischen Entwurfes erkannte und von vornherein entschlossen war, demselben nicht beizutreten. Der patriotische Fürst opponirte in den Sitzungen des Fürstenrathes regelmäßig, nur von wenigen Stimmen unterstützt, und gab seine abweichende Meinung jedesmal schriftlich zu Protokoll. Zu diesem Zwecke mußten zahlreiche Schriftstücke und ausführliche Motive, ja ganze Promemorias in höchster Eile, meist während der Nacht, angefertigt werden, deren Ausarbeitung besonders Mohls formgewandter Feder zufiel, welcher mit dem Freiherrn von Roggenbach und dem damaligen Ministerialrathe Jolly in diesen äußerlich so glänzenden, innerlich so wenig befriedigenden Tagen seinem fürstlichen Herrn getreulich zur Seite stand. — Konnte Mohl somit die Anfänge seiner diplomatischen Thätigkeit, soweit sie die Wiederherstellung der hessischen Verfassung und die Zurückweisung des österreichischen Reformprojektes, also die beiden wichtigsten Staatsaktionen jener Zeit, betraf, als gelungen betrachten, so waren für ihn die heißen Wochen des Sommers 1866 um so schmerzlicher, wo Baden, durch die Wucht unüberwindlicher Verhältnisse, in das österreichische Lager gedrängt wurde und der kopflosen Bundestags-Politik sein braves Heer zur Verfügung stellen mußte. Mohl folgte noch den traurigen Resten des Bundestags in »die drei Mohren« nach Augsburg. Bald nach Austritt Badens aus dem Deutschen Bunde wurde Mohl zum badischen Gesandten am königlich baierischen Hofe ernannt. Er vertrat von nun ab die deutsche Politik seiner Regierung in München mit voller Entschiedenheit; doch faßte er persönlich die Lage der deutschen Verhältnisse ziemlich trübe auf. Als ich damals in der Gründung des Norddeutschen Bundes den größten nationalen Fortschritt begrüßte, schrieb er mir am 16. Juli 1867 von München aus: »Sie werden es natürlich finden, daß wir in Süddeutschland durch die jetzige Lage der Dinge vielfach anders affizirt sind, als man es in Norddeutschland ist. Wir sind durch die Mainlinie sehr übel daran und an eine baldige Aufhebung derselben glaube ich wenigstens nicht. Ein solcher Schritt wäre ein offenbarer casus belli und da es in der Natur der Sache liegt, auch hinreichend durch den Luxemburger Handel bewiesen ist, daß wir keinen Mann Hilfe von dem Norddeutschen Bunde erwarten können, während wir sicher von Osten und Westen zu gleicher Zeit gefaßt werden würden, so kann man es uns wahrlich nicht verargen, wenn wir eben nicht mit Enthusiasmus die Lage der Dinge betrachten. Das ist ja eben das Verzweifelte unserer Lage, daß wir so nicht bleiben können, wie wir sind, und doch kein Mittel vorhanden ist, herauszukommen. Ich bringe dabei die partikularistischen Anschauungen und die instinktiven süddeutschen Abneigungen gar nicht in Betracht, obgleich dieselben ganz unzweifelhaft vorhanden sind und auch einen politischen Faktor bilden, mit welchem gerechnet werden muß. Ich

Digitized by Google

lebe der Ueberzeugung, daß die Frage von der deutschen Einheit noch weit entfernt von ihrer definitiven und glücklichen Lösung ist, und ich fürchte, daß die Lösung nicht in der Weise erfolgen wird, wie sie jetzt als selbstverständlich angenommen wird. Ich wünsche, daß ich mich hierin irre, aber bloße konventionelle Phrasen auf der Tribüne oder in den Zeitungen werden die Sache nicht entscheiden. Nicht aus Trotz oder Vergnügen sehe ich schwarz, sondern nur weil mir eben die Dinge schwarz vorkommen. Zu wissenschaftlichen Arbeiten bin ich noch nicht gekommen, nicht weil es mir an Zeit dazu fehlte, allein ich habe die Stimmung noch nicht dazu gefunden und begnüge mich, manches in meiner Lektüre nachzuholen, was ich in den letzten Jahren versäumen mußte. Im Uebrigen bin ich sehr gern hier, weit lieber als in Frankfurt. Die Atmosphäre von München ist, trotz Bier und Ultramontanismus, eine viel geistigere, als dort.« — Hochgeehrt in seiner Stellung, in freier Muße, in nächster Beziehung zu jenem auserwählten Kreise hervorragender Männer der Universität, der Akademie, der Kunstwelt, welche der hochsinnige König Maximilian II. in Baierns Hauptstadt versammelt hatte, an der für ihn so unentbehrlichen Quelle einer ausgezeichneten Bibliothek sitzend, verlebte Mohl in München fünf glückliche Jahre. Werthvoll war ihm auch seine Beziehung zu dem umsichtigen Staatsmann an der Spitze des baierischen Ministeriums, dem Fürsten Clodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, mit welchem ihn gleiche Auffassung der nationalen und kirchlichen Fragen eng verband. Ueber dessen Kirchenpolitik sprach er sich in einem Briefe an mich folgendermaßen aus: »Wie gut wäre es gewesen, wenn man sich von Hohenlohe zu Präventivschritten (gegen die Beschlüsse des vatikanischen Konzils) hätte bringen lassen. Er war auf das Genaueste unterrichtet, was da kommen werde. Allein da stand bei dem Einen übler Wille und eigene katholische Dummheit, bei dem Andern Hochmuth gegenüber dem kleinern Staate, beim Dritten die Unkenntniß der katholischen Dinge im Wege. Das letztere war auch bei Bismarck der Fall, er hat nachträglich erst lernen müssen, daß es damit nicht gethan ist, wenn man sagt: man wolle mit dem Pfaffengezänke nichts zu thun haben. Meiner Meinung nach ist es absolut nöthig und dringend, den Entschluß zu fassen, die Jesuiten kurzer Hand aus Deutschland zu jagen. Die Schweizer sind da die rechten Leute; freilich sind ganze Versammlungen und demokratische Beschlüsse schwerer anzugreifen, als ein Einzelner, auf den man alles Gift konzentrirt. Auf die altkatholische Bewegung habe ich keinen Augenblick etwas gehalten. So etwas will im Sturme geschaffen sein oder verläuft im Sande. Woher soll denn die allgemeine Volksbegeisterung kommen? Wegen eines Dogmas, das um kein Haar breit dümmer und infamer ist, als zehn andere. Es sind höchstens die liberalen Philister, welche nicht daran wollen; allein, dies ist meine Lebenserfahrung, mit diesen ist gar nichts anzufangen, sobald es über das Räsonniren am Wirthstische und höchstens über eine Wahl hinausgeht. Wir Protestanten müssen es machen, und zwar scharf. Gefahr ist dabei, aber kleinere, als bei Stillsitzen oder halben Maßregeln.« — Die trüben Anschauungen, welche Mohl noch im Jahre 1867 von Deutschlands Zukunft gehegt hatte, wurden widerlegt durch das große Jahr 1870. Nun waren alle Nebel für ihn zerstreut. Nun durfte auch er sich wieder ganz als Deutscher, als Mitbürger des wiedergeborenen Deutschen Reiches fühlen. Das Herz des Greises schlug mit der Wärme des Jünglings für Kaiser und Reich; sein Verstand aber beugte sich bewundernd vor der überlegenen Staatskunst des genialen Mannes, an dessen Politik er früher so Manches auszusetzen gefunden hatte. Sein ganzer Haß wendete sich jetzt gegen das undeutsche Treiben der Ultramontanen und Partikularisten in Baiern. Es handelte sich im Januar 1871 um die Annahme der deutschen Reichsverfassung durch die baierische Abgeordnetenkammer mit der verfassungs-

Digitized by Google

mäßigen Mehrheit von Zweidrittel Stimmen. Er schrieb mir am 3. Januar 1871: »Ja wohl, es war ein merkwürdiges Jahr, welches miterlebt zu haben der Mühe werth war. Eine Zeit lang traute man seinen Ohren und Augen nicht und bald wurde man so verwöhnt, daß man ungeduldig und fast ärgerlich war, wenn nicht wenigstens alle Paar Tage die Nachricht von einem ganz erstaunlichen Siege kam. Jetzt ist es freilich nicht mehr so glänzend und ich fürchte sogar, wir werden noch große Opfer bis zum Frieden zu bringen haben. — — Daß der Eintritt Badens in den Deutschen Bund oder jetzt das Reich das Aufhören der Gesandtschaften meines kleinen Landes zur Folge haben würde, war natürlich keinen Augenblick zweifelhaft. So bin ich denn nicht frappirt darüber, daß die Voraussicht zur Wahrheit geworden ist. Wann ich von hier werde abberufen werden, weiß ich nicht; jedenfalls im Laufe dieses Jahres. Daß es mir angenehm ist, kann ich nicht sagen, aber es ist nicht zu ändern. Ueber meine künftige Bestimmung ist noch nichts Bestimmtes festgesetzt; wahrscheinlich wird man mir eine anständige Sinecure im innern Dienste geben. Wäre ich jünger, so würde ich geradezu die Stelle im Bundesrathe verlangen und wohl auch erhalten; so aber bin ich, wie man in Schwaben sagt, »das Fuhrlohn nicht mehr werth« und es wäre mir auch ein Umzug nur für wenige Jahre — länger wäre ich ja nicht dienstauglich an einer solchen Stelle — nicht der Mühe werth. Was immer daraus wird, zu beschäftigen werde ich mich schon wissen. Wie die Dinge hier verlaufen werden in Betracht der Anerkennung der Versailler Verträge, ist, wenige Tage vor der Diskussion, noch nicht zu sagen. Es wird sich um einige Stimmen handeln. Es wäre ein großes Unglück und ein unermeßlicher Skandal, wenn diese Heerde von Pfaffen und Bauern die Annahme verhindern könnte. Und wie wäre der König kompromittirt! Allein hier zu Lande ist vieles möglich, was man anderwärts nicht begreifen kann. Man muß in dem Lande länger gelebt haben und Personen und Verhältnisse kennen, um einen richtigen Begriff von dieser Mischung von unbegreiflicher Unwissenheit, Bauernpfiffigkeit und Hochmuth zu erhalten. Der letzte Grund von Allem ist die Korruption durch die Jesuitenerziehung; aber der Stamm ist auch an sich schon ein unglücklich begabter, keineswegs ein unbegabter. Doch hoffen wir immer noch, daß der Unsinn und die Infamie nicht siegen werden. Freilich ist bei einer Kammer, in welcher 24 Dorfpfarrer sitzen, dirigirt von einem Jesuiten en robe courte — Jörg — geradezu alles möglich. Nun qui vivra, verra. Was ich thäte, weiß ich wohl oder vielmehr, was ich gethan hätte, auf die erste Nachricht von dem Berichte Jörgs und der Zustimmung des Ausschusses mit 12 gegen 3 Stimmen. Ich hätte einfach ratifizirt, die Kammer aufgelöst und in einer Proklamation erklärt: die Regierung, die Erste Kammer, die absolute Majorität der Zweiten sei dafür, die Maßregel absolut nothwendig, das Ministerium übernehme die Verantwortung vor der nächsten Kammer. Dies ist inkonstitutionell allerdings, allein soll man durch eine bloße und noch dazu einfältige Form, die Zweidrittel Majorität, den Staat zu Grunde richten lassen? Wozu sind Staatsstreiche, wenn man sie in solchen Fällen nicht braucht? Doch ich setze meinen Ruf auf das Spiel in meinem hohen Alter und will schweigen, da ich es doch nicht machen kann, sondern nur sagen, daß mein Respekt vor diesen konstitutionellen Einrichtungen, nach fünfzigjähriger Lehre und Uebung, ein sehr geringer geworden ist.« Glücklicher Weise war ein solcher äußerster Schritt nicht nöthig, indem die Zweite Kammer nach zehntägigen Debatten, am 21. Januar 1871, in letzter Stunde die Versailler Verträge noch annahm, freilich nur mit sehr wenigen Stimmen über die nothwendige Majorität von Zweidrittel Stimmen. — Einen schönen Abschluß fand Mohls Münchener Aufenthalt in seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 27. August 1871,

Digitized by Google

welches ihm eben so reiche, als wohlverdiente Zeichen der Anerkennung aus allen Theilen Deutschlands und dem Auslande brachte. Sein Landesherr, welcher ihn schon vor mehreren Jahren durch die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädikat »Excellenz« ausgezeichnet hatte, ertheilte ihm, um auch seiner Familie eine bleibende Erinnerung an diesen Tag zu gewähren, den erblichen Adel unter der ehrendsten Hervorhebung seiner Verdienste um die Wissenschaft und das badische Land insbesondere; die Monarchen von Oesterreich und Preußen verliehen ihm die Großkreuze ihrer Orden, fast sämmtliche deutsche Universitäten ehrten ihn durch Festschriften und Adressen. Schon vorher hatte ihn die Stadt Heidelberg zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Aber auch hier spricht sich die den ganzen Mann so tief durchdringende Bescheidenheit in rührender Weise aus. Wenige Tage nach dem Jubiläum schrieb er mir: »Ich bin weit über alle Gebühr, lassen Sie mich sagen, über Vernunft, mit Ehrenbezeugungen überhäuft worden. Im Innern sieht es bei mir — seien Sie davon überzeugt — ganz anders bei der Selbstprüfung aus, was ich denn mit einem halben Jahrhundert angefangen habe: „Domine, non dignus sum“, ist die Antwort.« — Am 1. Oktober 1871 hörte die badische Gesandtschaft in München auf und Mohl trat seine Stelle als Präsident der Oberrechnungskammer zu Karlsruhe an. Hier vermißte er Anfangs die geistige Atmosphäre des Münchner Kreises gar sehr, vor Allem aber auch die reichen literarischen Hilfsmittel dieser Stadt. Auch die Thätigkeit in der Ersten badischen Kammer befriedigte ihn nicht mehr: »In einem so großen Staate,« schrieb er, »wie in Preußen, ist es auch jetzt noch der Mühe werth, seine Zeit, seine Laune und sein Geld den Verhandlungen der Landesversammlung zu widmen; anders ist dies in unsern süddeutschen Kleinstaaten. Hier sind jetzt die Versammlungen gar zu unbedeutend geworden und man wird bald Mühe haben, brauchbare Leute für dieselben zu finden.« Um so lieber nahm Mohl eine Wahl in den deutschen Reichstag für den Wahlkreis Donaueschingen an. Wenn ihm auch sein Alter ein thätiges Eingreifen in die Debatten des Plenums nicht mehr gestattete, so nahm der geistesfrische Greis doch noch an den Kommissionsarbeiten regen Antheil und seine Erfahrungen kamen dem Reichstage mannigfach zu Statten. Noch in der letzten Zeit war er Abtheilungsreferent über eine oberschlesische Reichstags-Wahl, »wo es bekanntlich stets etwas polnisch herzugehen pflegt«. Seine dabei gemachten Erfahrungen gaben ihm Anlaß zu einer kleinen Schrift »über Wahlen und Wahlprüfungen« überhaupt. Sein letztes bedeutenderes Werk ist sein »Reichs-Staatsrecht. 1873«. Er bezeichnet dies Buch selbst als »rechtliche und politische Erörterungen«. Von diesem Standpunkte aus müssen wir es betrachten, wenn wir demselben gerecht werden wollen. Mohl beabsichtigt keineswegs ein System des deutschen Reichs-Staatsrechtes zu geben; auch stellt er sich keineswegs blos auf den Standpunkt des Juristen, sondern ebenso und vorzugsweise auf den des Staatsmannes und des politischen Kritikers Wir verkennen keineswegs die Wichtigkeit einer streng durchgeführten juristischen Methode auf dem Gebiete des Staatsrechtes und sind selbst anderwärts nach Kräften dafür eingetreten. *) Auch auf dem Gebiete des Staatsrechtes dürfen nicht blos Thatsachen referirt und lose zusammengereiht werden, sondern auch hier müssen die einzelnen Sätze zu Rechtsinstituten verarbeitet, dieselben juristisch konstruirt und schließlich zu einem organischen System verbunden werden. Zu einer solchen rein juristischen Behandlung war für das damals noch so unfertige Staatsrecht des neuen Deutschen Reichs die Zeit noch nicht gekommen. Jedenfalls hatte Mohl weder die Absicht, noch die eigentlich

*) Vergl. meinen Aufsatz über Prinzip, Methode und System des deutschen Staatsrechts in Aegidis Zeitschrift für deutsches Staatsrecht. Bd. I., S. 417—452.

Digitized by Google

juristische Begabung, die Aufgabe in diesem Sinne zu lösen. Dennoch dürfen wir auch den wissenschaftlichen Schwanengesang desselben nicht unterschätzen. Sehen wir in dem Buche nichts, als was der Verfasser zu geben beabsichtigt, nämlich politische und staatsrechtliche Erörterungen über die Verfassung des neuen Deutschen Reiches, so werden wir auch diesem Werke viele Vorzüge zugestehen müssen. Vor Allem hochzuschätzen ist der freie, durch Schulmeinungen unbeirrte Blick, womit er die unregelmäßigen Formen dieses originellen Staatsbaues betrachtet. Auch hier gilt ihm das praktisch Erreichbare, das den Zeitverhältnissen Entsprechende mehr, als die theoretische Konsequenz und die stilgerechte Durchführung des Baues. Mag man an dem Buche hie und da eine dem Alter eigenthümliche Breite tadeln; wer es mit Aufmerksamkeit liest, wird darin eine Fülle treffender Bemerkungen und eine eben so schlagende, als objektive Kritik der bestehenden Institutionen finden, womit der Verfasser Licht- und Schattenseiten abzuwägen versteht. Vor Allem wohlthuend ist aber das jugendliche Feuer, womit er das Wiedererstehen des Deutschen Reiches, die Erfüllung seiner heißesten patriotischen Wünsche, begrüßt. Allen Bemängelungen und Aussetzungen gegenüber, welche dieser neue Staatsbau bald von Seiten engherziger Partikularisten, bald von Seiten ungeduldiger Unitarier zu erfahren hat, kommt Mohl schließlich zu dem nach unserer Ansicht allein richtigen Resultate, daß Deutschland, so lange es in der Geschichte bestanden hat, niemals so gesunde, allen realen Gegebenheiten so entsprechende staatsrechtliche Zustände besessen hat, wie heutzutage, und daß es keines Abbruches, sondern nur einer folgerichtigen Weiterentwickelung des Bestehenden bedarf, um die höchsten politischen Ziele zu erreichen. — Niemals hat ein bedeutender Mann, von starkem Selbstbewußtsein, doch zugleich bescheidener über die seinen wissenschaftlichen Leistungen gesteckten Grenzen gedacht, als Robert von Mohl. In einem Briefe vom 28. April 1865 legte er gegen mich folgendes merkwürdige Selbstbekenntniß ab: »Ich habe in meinem Leben viel gearbeitet, obgleich ich auch in dieser Beziehung in meinen besten Jahren der Liebhaberei für die Tübinger Universitätsbibliothek allzugroße Opfer gebracht habe; allein wenn ich selbst eine Kritik meiner wissenschaftlichen Leistungen zu schreiben hätte, so würde sie streng genug ausfallen. Ich mache mir gar keine Illusion darüber, daß mir in dreifacher Beziehung viel gefehlt hat, um vollkommen Tüchtiges zuwege zu bringen. Ich bin ein schlechter Civilist, was mich auch im Staatsrechte mannigfach gehindert und namentlich in der Argumentation manchmal unsicher gemacht hat. Meine Kenntnisse der mittelalterigen deutschen Staats- und Rechtsgeschichte ist eine sehr mangelhafte; ich habe weder ein Interesse daran, noch reicht mein Gedächtniß dazu aus, und so ist mir der Geist dieser Zeit stets ein fremdartiger geblieben. Endlich bin ich nichts weniger als ein philosophischer Kopf. Zwar macht es mich ganz unglücklich, wenn etwas unklar ist, und ich habe mir auch immer Mühe gegeben, das, was ich dachte und sagen wollte, für Andere klar zu machen; allein es fehlt mir jedes Verständniß der abstrakten Probleme, und eine Argumentation aus einem metaphysischen Systeme heraus bleibt mir entweder ganz unverständlich oder hat keine überzeugende Kraft für mich. Mit solchen Mängeln kommt man über eine moderne Verständlichkeit und einige Bücherkenntniß nicht hinaus. Wohl weiß ich, daß auch bei Andern dies und jenes fehlt, und daß deßhalb die Zahl Derer, welche eine wirklich bedeutende und bleibende Stelle in der Wissenschaft einnehmen, dieselbe entweder mit einem Rucke auf einen ganz neuen Standpunkt stellen oder wenigstens eine Arbeit, die omni exceptione major ist, liefern, sehr klein ist; aber dadurch wird das eigene Bewußtsein nicht gebessert und bleibt das Gefühl, ganz einfach seinen Platz in der Menge nehmen zu müssen.« Strenger wird der strengste Kritiker Mohl nicht beurtheilen, als er dies selbst

Digitized by Google

hier gethan hat; aber die Gerechtigkeit urtheilsfähiger Fachgenossen wird nie vergessen, zu der Folie der von ihm selbst so scharfgezeichneten Mängel auch die glänzenden Lichtseiten hervorzuheben, welche ihn trotz alledem zu einem einzig dastehenden Phänomen in unserer staatswissenschaftlichen Literatur machen. Die solide Grundlage aller seiner wissenschaftlichen Leistungen ist die allumfassende Gelehrsamkeit, welche nur mit jenem deutschen Fleiße errungen werden kann, worin Mohl seinem Ahnherrn Moser wohl am nächsten gekommen ist. Sein Wissen umfaßte die staatswissenschaftliche Literatur aller Zeiten, seine Arbeiten erstreckten sich auf die staatlichen Zustände aller civilisirten Völker. Aber seine Gelehrsamkeit war nie die todte, unfruchtbare des blosen Polyhistors; seine universale Staatsbetrachtung suchte die staatswissenschaftliche Literatur aller Völker für die deutsche Wissenschaft vom Staate, sowie für die deutsche Staatspraxis möglichst fruchtbringend zu machen. Kein deutscher Staatsgelehrter vor ihm war so großartiger Kosmopolit im Wissen und zugleich so warmer Patriot im Herzen, wie er. Wohl mag Mohl mit Recht an sich selbst den Mangel einer eigentlich philosophischen Begabung tadeln, und wir geben ihm darin Recht, daß eigentlich neue, umgestaltende Ideen, auch auf dem Gebiete der Staatswissenschaften, schließlich doch nur von einer tiefern philosophischen Auffassung ausgehen können. Aber Mohls Abneigung gegen alle philosophischen Spekulationen hat ihn auch glücklich vor manchen Abwegen bewahrt, auf welche viele seiner Zeitgenossen sich verirrten. Jene Nebel einer naturphilosophischen Betrachtung des Staates, jener Götzendienst, welcher von Vielen mit dem an sich höchst werthvollen und unentbehrlichen Begriffe des Organismus getrieben ward: jene physiologischen Spielereien in der Staatswissenschaft blieben ihm völlig fremd. Mochte man Mohls Staatsauffassung nicht hinreichend tief finden, so blieb sie doch stets klar und nüchtern und haftete an den gegebenen Zuständen dieser sublunarischen Welt, während sich andere mit ihren Phantasien in allen Himmeln herumtrieben und Staatstheorien aufstellten, welche besser für Mond und Sterne, als für die rauhe Wirklichkeit dieser armen Erde passen. In dem Theoretiker Mohl steckte ein gutes Stück vom praktischen Staatsmann, wie dem praktischen Staatsmann stets wieder der gelehrte Theoretiker über die Schultern schaute. Das Bestreben, einerseits die Wissenschaft mit praktischen Lebenserfahrungen zu durchdringen, andererseits das praktische Staatsleben durch wissenschaftliche Gedanken zu leiten und zu beherrschen, gibt Mohls ganzer literarischer Thätigkeit eine eigenthümliche Richtung, aber auch einen besonderen Werth. Wichtiger, als alles Andere, für den Schriftsteller auf staatswissenschaftlichem Gebiete ist aber der Muth, seine Ueberzeugung offen zu bekennen, welchen Mohl zu allen Zeiten bewährte, eine Eigenschaft, die auf der sittlichen, lautern Natur seines ganzen Wesens ruhte. Nicht als ob er seine Ansichten nie geändert hätte und der Belehrung unzugänglich gewesen wäre. Im Gegentheile, wo gewaltige Ereignisse vernehmlich gesprochen hatten, war er bereit, sein subjektives Urtheil der großen Logik weltgeschichtlicher Thatsachen unterzuordnen, wie er dies mehrfach in seiner Auffassung der deutschen Frage mit seltener Selbstverläugnung gethan hat. Aber überall können wir überzeugt sein, daß Mohl, wo er wissenschaftlich auftritt, die ganze volle Wahrheit ausspricht, wie sie bei ihm nach bestem Wissen und Gewissen feststand, daß er nie etwas beschönigt, was er für Unrecht hielt, daß er selbst aus Rücksicht nichts verschweigt, wo er sich offen auszusprechen für verpflichtet hielt. Wir haben gesehen, daß er bei maßvoller und loyaler Gesinnung »den Muthesmuth vor Königsthronen« nicht verläugnet, daß er sich nicht gescheut hat, die unverföhnliche Feindschaft eines allmächtigen Ministers durch eine kühne Kritik herauszufordern, wo es galt, für das Landeswohl einzutreten, daß er aber sich auch niemals gefürchtet hat, dem Götzen der Tagesmeinung muthig entgegen-

Digitized by Google

zutreten. Mohl war ein Charakter im Leben wie in der Wissenschaft und auch in dieser Beziehung steht er, wie sein Ahnherrn Moser, dem gegenwärtigen und kommenden Geschlechte als ein leuchtendes Vorbild da. — Dem Greise war ein glücklicher Lebensabend beschieden. Seine beiden Söhne befanden sich in angesehenen Stellungen. Der älteste hatte als Hauptmann im badischen Feldartillerieregiment Nr. 14 an dem Kriege von 1870 ehrenvollen Antheil genommen, der andere, Dr. jur. Ottmar von Mohl, war in die Diplomatie des Deutschen Reiches getreten, hatte in fremden Welttheilen die Konsulatslaufbahn mit Erfolg begonnen, wurde dann Kabinetssekretär Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin und ist jetzt Konsul des deutschen Reiches in Cincinnati. Von seinen beiden Töchtern ist die eine mit einem österreichischen Beamten, Franz von Schmidt-Zabiérow, jetzigem Ministerialrath im Ministerium des Innern zu Wien, die andere mit einem der ersten Naturforscher der Gegenwart, dem Geheimen Rath Professor Dr. Helmholtz zu Berlin, verheirathet. Durch das Haus seines Schwiegersohnes, mit welchem er in herzlicher Freundschaft und regem Gedankenaustausche lebte, wurde ihm der Aufenthalt in Berlin in jeder Beziehung verschönt. Obgleich Mohl sich Ende Oktober 1875 bereits unwohl fühlte, so war er doch, als die Einberufung zum Reichstage erfolgte, pflichttreu dem Rufe des Kaisers gefolgt. Am 1. November war er zu Berlin eingetroffen. Noch am Tage vor seinem Tode scherzte er über die unangenehme Ehre, beinahe das älteste Mitglied der Versammlung zu sein. In der Nacht vom 4. zum 5. November 1875 hat ein sanfter Tod seinem Leben ein Ende gemacht. Ohne jede Qual erlosch sein Leben im Schlummer. Mit ihm ist ein reiches, beglücktes und beglückendes Dasein erloschen. Möchte es der deutschen Wissenschaft nie an so unermüdlichen Arbeitern, den deutschen Fürsten nie an so erfahrenen Rathgebern, dem deutschen Volke nie an so muthigen Vertretern seines Rechtes fehlen, wie es Robert von Mohl, ein halbes Jahrhundert hindurch, in guten und schlimmen Tagen unentwegt gewesen ist. Hermann Schulze.

Karl August Mühlhäußer

wurde geboren am 26. Februar 1825 zu Kleinkems, im Bezirksamt Lörrach, wo sein Vater Jakob Mühlhäußer damals Pfarrer war. 1826 erhielt Letzterer die Pfarrei Feldberg bei Müllheim, 1840 die Stadtpfarrei und das Dekanat Bretten. Zusammen mit seinem älteren Bruder Friedrich (später Geistlicher von hervorragender Gelehrsamkeit, gestorben 1868 als Pfarrer an der Strafanstalt Bruchsal) wurde Mühlhäußer bis 1841 von seinem Vater unterrichtet und besuchte hierauf drei Jahre lang das Lyceum in Heidelberg. Hier brachte er auch seine Studentenzeit zu, dem Studium der Theologie und daneben auch dem philosophischen und philologischer Fächer mit großem Fleiß obliegend. Von seinen Lehrern hat keiner größern Einfluß auf ihn ausgeübt, als Rothe, dem er zeitlebens die größte Dankbarkeit bewahrte. Wie ausgedehnt übrigens der Kreis seiner Studien war, beweist die gelungene Lösung einer Preisaufgabe der philosophischen Fakultät: de Melissi quem dicunt Eleatici vita et philosophia etc. Nach vorzüglich bestandenem theologischen Examen kam Mühlhäußer 1847 als Vikar nach Eppelheim, 1848 nach Karlsruhe, seit 1851 mit dem Titel Diakonus. Hier war es, außer den ihm obliegenden vielfachen Amtspflichten, besonders die Arbeit der innern Mission, die ihn beschäftigte. So war er bei der Gründung einer Volksbibliothek, bei der Errichtung von Lehrsälen für Lehrlinge und ähnlichen Unternehmungen betheiligt. Auch redigirte er die später von Pfarrer Fink in Illenau (s. Bad. Biogr. I. S. 249) herausgegebenen »Blätter für innere Mission«. Im Jahr 1851 verehelichte er sich mit Julie Gockel, Tochter des späteren Geheimen Raths Dr. Gockel (s. Bad. Biogr. I. S. 314), einer trefflichen Frau, mit der er die glücklichste Ehe führte. Von 1854—57 Pfarrer in Sulzfeld bei Eppingen,

Digitized by Google

wurde er 1857 als Assessor in den Evangelischen Oberkirchenrath berufen, dem er, seit 1861 als Rath, bis 1864 angehörte. — Mühlhäußer war durch innige Gemeinsamkeit religiöser und theologischer Ueberzeugung mit den damaligen geistlichen Mitgliedern des Oberkirchenraths Ullmann, Bähr und Heintz verbunden. Er war ferne von allem engherzigen Konfessionalismus und der Union von Herzen zugethan. Seine theologische Anschauung war die der sogenannten Vermittlungstheologie. Wie seine Lehrer Ullmann und Rothe, so strebte auch er, den religiösen Wahrheitsgehalt des Christenthums mit dem modernen Denken zu vermitteln. Dabei legte er aber das größte Gewicht darauf, daß dieser religiöse Wahrheitsgehalt selbst unverfälscht und unvermindert festgehalten werde. Eben darum war er ein entschiedener Gegner der modernen Theologie und des Protestantenvereins, von welchen er urtheilte, daß sie diesen Wahrheitsgehalt preisgäben. Nach seiner oft ausgesprochenen Ueberzeugung ist die moderne Theologie in ihren konsequenten Vertretern Repräsentant einer der christlichen entgegengesetzten Weltanschauung, welcher außerhalb der Kirche aller Raum zu ihrer Entfaltung gelassen werden mag, welche aber innerhalb der Kirche kein Recht hat. Ganz besondern Werth legte er auf die Anerkennung der historischen Thatsachen des Christenthums, welche in der Auferstehung Jesu gipfelu, und glaubte nachweisen zu können, daß die in der badischen evangelischen Landeskirche zu Recht bestehende Lehrnorm diese Anerkennung von allen Dienern der Kirche fordere. Die von Seiten des Protestantenvereins geforderte »Gleichberechtigung der Richtungen« innerhalb der Kirche konnte er daher nicht zugeben. Nicht, daß er nicht verschiedene Richtungen auf dem Grunde der evangelischen Wahrheit für möglich und nothwendig gehalten hätte; aber auf diesem Grund mußten sie nach seiner Ueberzeugung wirklich stehen, um in der Kirche berechtigt zu sein. Er hielt es allerdings für Pflicht der Kirche, gegen die moderne Richtung, soweit sie innerhalb bescheidener Grenzen sich halte, Duldung zu üben, aber nur aus pädagogischen Gründen, wobei er als selbstverständlich voraussetzte, daß das Kirchenregiment nur in den Händen von dem evangelischen Bekenntniß treu ergebenen Männern ruhen dürfe. Diese Grundsätze waren in der Zeit, als Mühlhäußer in den Oberkirchenrath eintrat, ohne Zweifel die des größten, oder wenigstens einflußreichsten Theils der Geistlichkeit, und der größere Theil der Kirchenglieder, die sich am kirchlichen Leben betheiligten, ließ sie sich wenigstens gefallen, wie denn die Generalsynode von 1855 in ihrer überwiegenden Mehrheit durch ihre Beschlüsse sie gleichsam sanktionirte. Mühlhäußer war nicht Mitglied dieser Synode gewesen; aber er bekannte sich stets zu ihrer Tendenz, wenn er auch einzelne ihrer Maßnahmen nicht billigte. — Als Mitglied der Kirchenbehörde war Mühlhäußer ganz an seinem Platz. Das *χάρισμα κυβερνήσεως* war ihm in hervorragendem Maße verliehen. Außerdem war er eine vorzügliche Arbeitskraft. Damals war noch das ganze evangelische Volksschulwesen dem Oberkirchenrath untergeben und gehörte großentheils zu Mühlhäußers Referat. Er arbeitete sich tüchtig in dasselbe ein und war eifrig um seine Hebung bemüht. Seine Visitationen, welche ihn in alle Landesgegenden führten, waren für die bessern Lehrer stets anregend und erfreulich. Ein besonderes Interesse für die Schule blieb ihm sein Leben lang, er war immer ein Lehrerfreund. Seine amtliche Stellung veranlaßte ihn zu eingehenden archivalischen Studien über die Entwickelung des evangelischen Volksschulwesens im Altbadischen, deren Resultate er zum Theil im evangelischen Kirchen- und Volksblatt, zusammengefaßt aber unter dem Titel: »Die Volksschule in der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Durlach« in der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« Jahrgang 1871 (auch in besonderem Abdruck Karlsruhe bei Braun 1871) veröffentlichte. Die eigentlich kirchliche Thätigkeit trat bei Mühlhäußer mehr in den Vordergrund, als in Folge der kirchlichen Bewegungen

Digitized by Google

der Jahre 1859 und 60 Ullmann, Bähr und Heintz aus dem Kollegium schieden und Nüßlin, Holtzmann und Doll an ihre Stelle traten. Selbstverständlich war diese Aenderung nicht nach seinem Sinn und es mußte sich ihm selbst die Frage nahe legen, ob er nicht lieber sich unter den veränderten Verhältnissen auf eine Pfarrei zurückziehen sollte. Er glaubte aber seine Pflicht zu erfüllen, wenn er bliebe. Immerhin sah er in seinen neuen Kollegen auf der geistlichen Bank Männer, die mit ihm auf demselben Boden der evangelischen Wahrheit standen; auch war ihm klar, daß ein besonnener Fortschritt im kirchlichen Leben Bedürfniß der Zeit sei, daß es sich besonders darum handeln müsse, die Gemeinde selbst mehr in das Interesse für die kirchlichen Angelegenheiten heranzuziehen. Eine so gänzliche Umänderung des Bestehenden, wie sie die damals vorgeschlagene neue Verfassung brachte, schien ihm zwar weder Bedürfniß, noch rathsam, mit einzelnen Neuerungen derselben konnte er sich aber wohl befreunden. Diese Stellung vertrat er in der Generalsynode von 1861. Namentlich war Alles nach seinem Sinn, was zu einer Belebung des kirchlichen Sinnes der Gemeindeglieder dienen konnte, z. B. auch die Pfarrwahl. Für die Theilnahme aber der Laien an der Leitung der Gemeinde schienen ihm besondere kirchliche Qualifikationsbestimmungen unerläßlich, auch hielt er einen organischen Aufbau der kirchlichen Vertretung von der untern zu der höhern Stufe für nöthig, so daß, wie die Diözesansynode aus den Kirchenvorständen, so auch die Generalsynode aus den Diözesansynoden hervorgehen sollte. Da seine Gedanken den Beifall der Mehrheit nicht fanden, so konnte er auch nicht für die neue Verfassung stimmen, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, daß sie auch in der Gestalt, wie sie beschlossen wurde, zur Förderung der Kirche dienen könnte. Er zog sich daher auch jetzt nicht von der Kirchenregierung zurück. Dies geschah erst, als nach der Ernennung Dolls zum Hofprediger ein jüngerer Theologe, der bereits als Wortführer der modernen Richtung öffentlich aufgetreten war, Lic. Hausrath, dessen Nachfolger wurde. Hierdurch hielt er ein ihm wesentliches Prinzip verletzt und glaubte gegen diese Verletzung durch seinen Austritt aus dem Oberkirchenrath protestiren zu müssen. Jedoch verzögerte sich dieser Austritt einige Zeit, weil sich nicht gleich eine Gemeinde fand, die Mühlhäußer als Pfarrer wählte. In diese unangenehme Zwischenzeit fiel der Schenkel-Streit und dessen Verhandlung im Oberkirchenrath. Mühlhäußer scheute sich nicht, für den Protest gegen Schenkel, der selbst außerordentliches Mitglied des Oberkirchenraths war, Partei zu ergreifen, bekanntlich ohne Erfolg. Aus seiner unerquicklichen Lage befreite ihn endlich die einstimmige Wahl der Gemeinde Wilferdingen. Hier wirkte er nun 16 Jahre als Pfarrer mit aller Treue und Hingebung in seinem Beruf. Allmählig aber verband sich mit seiner pfarramtlichen Thätigkeit eine großartige Wirksamkeit auf verschiedenen Gebieten, wie sie ein Landpfarrer wohl kaum je ausübte und durch welche Mühlhäußers Name in ganz Deutschland bekannt und geehrt wurde. Doch kam bei dieser ausgebreiteten Thätigkeit seine Gemeinde keineswegs zu kurz. Als Prediger war Mühlhäußer nicht hervorragend — es fehlte ihm das Hinreißende und Packende der eigentlichen Kanzelgrößen — dennoch aber von seiner Gemeinde gern und mit Segen gehört wegen der ruhigen Klarheit seines Vortrags, des warmen Tons der Ueberzeugung und des einfach biblischen und praktischen Inhalts seiner Predigten. Besonders aber war er ein treuer Lehrer und Seelsorger, der Freund und Berather seiner Gemeindeglieder, der Tröster und Helfer der Armen, Kranken und Leidenden, daher ihm auch seine Gemeinde in unerschütterlicher Treue anhing. Auch für das theologische Studium wußte er immer Zeit zu erübrigen; die neuere Entwicklung der Theologie hat er stets in ihren Hauptvertretern kennen gelernt und beständig überblickt. Jedoch kam er nicht zu selbständiger wissenschaftlicher Produktion, obgleich er dazu völlig das Zeug gehabt

Digitized by Google

hätte. Die einzige hier einschlagende von ihm veröffentlichte größere Arbeit ist die Herausgabe von Rothes Erklärung des ersten Johannesbriefs (Wittenberg 1878). Vorwiegend aber nahmen seine Thätigkeit die praktischen Aufgaben der Gegenwart in Anspruch. Er hielt es für seine heiligste Pflicht, zu wirken wo und wie er könne, um den bedrohten christlichen Glauben mit seinen unersetzbaren Gütern dem Volk zu erhalten, und seinen Segen durch so viele Kanäle als möglich in's Volksleben hineinzuleiten. Sein Herz gehörte darum der innern Mission, in welcher er eine Hauptaufgabe jedes Christen der Gegenwart sah. Durch seine Thätigkeit entstand von kleinen Anfängen die südwestdeutsche Konferenz für innere Mission, welche die Werke der suchenden und dienenden Liebe in Baden und den Nachbarländern anregen und fördern sollte. Er brachte es dahin, daß sie einen, später zwei Reiseprediger anstellen konnte. Auch in der Zeit, da er ihre Geschäfte nicht unmittelbar leitete, blieb er doch das eigentliche Haupt und die Seele ihrer Thätigkeit. Unter den Werken, deren Entstehung seiner thatkräftigen Initiative mit zu verdanken ist, nennen wir die Herberge zur Heimath in Karlsruhe und die Anstalt für Schwachsinnige in Mosbach. Aber auch den übrigen Werken der innern Mission, besonders dem Diakonissenhaus, den Rettungshäusern und der Kleinkinderschulsache war er ein nahestehender Freund. Im Dienst der innern Mission hielt er manchen öffentlichen Vortrag, von denen viele, meistens in Zeitschriften, gedruckt wurden. Als Brochüren wurden gedruckt: »Staatskirche, Volkskirche, Freikirche«, Barmen 1869, und »Die christliche Weltanschauung« Frankfurt 1876. Ebenso fanden alle andern Arbeiten, durch welche der christliche Sinn die Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen sucht, in ihm einen eifrigen und thatkräftigen Vertreter. So der Gustav-Adolf-Verein und die Heidenmission. Mit dem Missionshaus in Basel unterhielt er stets innige Beziehungen. Besonders lag ihm die Förderung des theologischen Studiums am Herzen. Er wußte wohlhabende Freunde zur Aussetzung von Stipendien, besonders Reisestipendien, zu bestimmen. Letzterem Zweck sollte auch schon die von ihm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Bechtel (Dekan in Durlach) unternommene Herausgabe eines Jahrgangs Predigten über die zweite Evangelienreihe (Karlsruhe bei Gutsch 1859) dienen. Seiner Anregung ist ferner die Gründung eines theologischen Pensionats (gegenwärtig in Heilbronn) zu verdanken. Als ein dringendes Bedürfniß erkannte er ein regelmäßiges Zusammentreten der positiv gesinnten evangelischen Geistlichen und Gemeindeglieder zur Berathung wichtiger kirchlicher und religiöser Fragen. Bei den früheren, Ende der fünfziger Jahre, abgehaltenen Bruchsaler Konferenzen, wie bei den seit 1863 bestehenden Konferenzen evangelischer Geistlichen auf dem Grund der reformatorischen Bekenntnisse (meist in Durlach) war er eines der thätigsten und anregendsten Mitglieder. Auf seinen Betrieb erweiterten sich die letztern zur »Evangelischen Konferenz«, um auch Laien aufnehmen zu können. Auf diesen Versammlungen war er nicht nur Leiter, sondern eigentlich geistiger Herrscher. Nicht leicht fand hier irgend eine Meinung Anklang, wenn er sie nicht mitvertrat. Zur Förderung der Sache des positiven Christenthums wurde unter seiner Mitwirkung 1860 das »Evangelische Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogthum Baden« gegründet, ein Wochenblatt, dessen treuester Mitarbeiter er war und das er seit 1864 durch mehrere Jahre redigirte. Mit Professor Gefficken in Straßburg gab er seit 1876 die »Zeitfragen des christlichen Volkslebens« heraus, einen Cyklus von größeren Abhandlungen, deren Mitredaktion ihm besonders viele Arbeit brachte. Die erste Abhandlung »Christenthum und Presse« und die letzte vor seinem Tod erschienene »Die Zukunft der Menschheit«, sind aus seiner Feder. Die Presse, diese Großmacht der Zeit, in den Dienst des Christenthums zu ziehen, war ein Lieblingsgedanke von ihm. Durch die Presse zu wirken, war ihm ebenso Pflicht, wie auf der Kanzel oder in der

Digitized by Google

Schule. Er war daher ein rühriger Mitarbeiter vieler religiösen und kirchlichen Zeitschriften, außer den genannten besonders der Luthardt'schen Kirchenzeitung, der früheren »Deutschen Blätter« »Altes und Neues«, auch wissenschaftlicher, der »Theologischen Studien und Kritiken« (Jahrg. 1858, 1861, 1868, 1874) Hauck's »Theologischer Jahresbericht«, »Studien der badischen evangelischen Geistlichkeit«. Gern bearbeitete er geschichtliche Themata; am bekanntesten ist sein »Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz« in den Deutschen Blättern 1875. Er zählte auch unter die Mitarbeiter der »Badischen Biographieen«. — Von höchstem Interesse mußte für Mühlhäußer die kirchenpolitische Thätigkeit sein, die er als Mitglied der Vertretung der evangelischen Landeskirche zu üben hatte. Er gehörte allen Generalsynoden seit 1861 an (seit 1867 deputirt von dem Bezirk Wertheim), als eines ihrer bedeutendsten und, trotz seiner Stellung in der Minorität, einflußreichsten Mitglieder. Hier auf dem Kampfplatz der öffentlichen Verhandlungen stellte er in vorzüglichem Sinn seinen Mann. Seine Reden waren klar, knapp, ganz zur Sache, ohne allen Phrasenschmuck, und gaben den Eindruck voller Ueberzeugung. So fest er seinen Standpunkt, daß nur das evangelische Bekenntniß und was sich ihm unterordnet in der Kirche berechtigt sei, innehielt, so sehr war er, wo dieser Standpunkt nicht in Frage kam, mild, friedfertig, zu einigendem Uebereinkommen geneigt. Das Herauskehren der prinzipiellen Gegensätze, wo es nicht Noth that, war ihm zuwider; »wir sind nicht dazu, sondern zu praktischer Arbeit da«, pflegte er zu sagen. Er achtete auch den Gegner, sofern er mit ihm nur auf den gleichen moralischen Boden sich stellen konnte. Entschiedene Charaktere zogen ihn an, während das Unsichere, Schwankende ihm zuwider war. — Am bekanntesten ist Mühlhäußer durch seine politische Thätigkeit geworden. Ihr gehörte auch in den letzten Jahren der größte Theil seiner Zeit und seiner Kraft, die er von seinem eigentlichen Beruf erübrigte. Mit Widerstreben war er in diese politische Thätigkeit eingetreten und er fühlte sich nie eigentlich wohl in ihr. Mit aller Selbstverläugnung folgte er auch hier dem Ruf der Pflicht, wie sie ihm sein Gewissen vorhielt. Er war fest überzeugt, daß der Liberalismus durch seine Gesetze und seine Regierungsweise das Volk verderbe, darum mußte er ihm auch auf dem politischen Gebiet entgegenarbeiten, um, wenn auch nicht ihn zu stürzen, doch seinen künftigen Sturz vorbereiten zu helfen. Ohnehin war ihm auch die politische Thätigkeit, wenn recht geübt, eine Reich-Gottes-Arbeit, denn das im Evangelium verkündete Gottesreich, dem er dienen wollte, sah er als etwas an, das sich nicht nur in der Kirche, sondern auf allen Lebensgebieten in jeder berechtigten menschlichen Thätigkeit zu verwirklichen hat. Von Mühlhäußers unermüdlicher Thätigkeit in Wort und Schrift ist die Gründung der konservativen Partei in Baden und den Nachbarländern herzuleiten; er war auch der eigentliche Gründer der politischen Blätter, welche die konservative Sache in Süddeutschland vertreten, namentlich der »Deutschen Reichspost«, jetzt in Stuttgart, und der in Karlsruhe erscheinenden »Badischen Landpost«, und blieb stets ihr fleißigster Mitarbeiter. Zweimal 1867 und wieder 1879 hat ihn der Landbezirk Karlsruhe als Abgeordneten in die Zweite badische Ständekammer gewählt. Es wäre ihm Sünde gewesen, einen solchen Ruf abzulehnen; aber nur seine besten Freunde konnten wissen, wie ungern er ihn annahm. Seine Stellung in der Kammer war auch eine überaus schwierige; ganz allein stehend, hatte er einen Standpunkt zu vertreten, der im Grund dem ultramontanen ebenso wie dem herrschenden liberalen entgegengesetzt war. Wenn er sich zuweilen durch die Sachlage veranlaßt sah, mit der erstgenannten Partei zu stimmen, so hielt er sich doch in voller Unabhängigkeit von ihr. Ueberhaupt hat er auch als Abgeordneter die Achtung Aller sich erworben. Was ihm, so zu sagen, an quantitativem Einfluß auf die Beschlußfassung des Hauses abging, das konnte er wenigstens zum Theil durch

Digitized by Google

den Einfluß ersetzen, den ihm seine Sachkenntniß, seine Geistesklarheit, seine Nüchternheit, die Energie und Sicherheit seiner Ueberzeugung und seine Redegewandtheit verschafften. — Die übermäßigen Anstrengungen, die Mühlhäußer sich zumuthete, konnte auch der stärkste Mann auf die Dauer nicht ertragen. Früher kerngesund, fühlte er seit $1^1/_2$ Jahren ein Leiden sich langsam mehren, das er vergebens durch hartnäckige Fortsetzung seiner Thätigkeit zu ignoriren suchte. Es steigerte sich zuletzt zu einer furchtbar schmerzlichen Krankheit, der er unerwartet schnell erlag. Er starb am 20. Januar 1881 im 56. Lebensjahr, auf's tiefste betrauert von seiner Familie, seiner Gemeinde und einem unzählbaren Freundeskreis, der sich über ganz Deutschland erstreckte. — Was Mühlhäußer auszeichnete, war nicht allein seine gründliche theologische und allgemeine Bildung (er war u. A. auch ein tüchtiger Botaniker), sondern besonders die ihm eigenthümliche Verbindung von klarer Einsicht und praktischem Takt, von scharfem Verstand und Energie des Willens, von Treue im Kleinen und angeborenem Talent zu regieren, von frommem, wahrhaft selbstlosem Sinn und einer Arbeitslust und Arbeitskraft, wie sie sich wohl nur selten finden. »Arbeit ist die Würze des Lebens« war sein Wahlspruch, den er nicht nur im Munde führte, sondern auch durch sein ganzes Leben bethätigte. Von Ehrgeiz dagegen, den man ihm oft vorwarf, war im eigentlichen Sinn keine Spur in ihm, dieser hätte ihn wohl auf ganz andere Wege geführt. Allerdings im Kreise Derer, die ihm anhingen, herrschte er und wollte er herrschen, weil er nur so die Sache zu sichern glaubte, um die es ihm allein zu thun war. Aeußere Ehrenbezeugungen sind ihm, da er seit 1864 Oppositionsmann war, keine zugefallen, ausgenommen, daß ihn die theologische Fakultät in Bonn 1868 zum Doktor der Theologie h. c. creirte. Das Diplom bezeichnet ihn als virum — pietate candida, modestia vere christiana, ingenio praeclaro, eruditione egregia conspicuum, in munerum ecclesiasticorum et scholasticorum administratione sapientia, solertia et temperantia probatum, veritatis Evangelicae stabiliendae fidum simul ac intrepidum propugnatorem, — — — publica veneratione apud optimos quosque celebratum. Diese Worte sind zugleich der schönste Nachruf für den allzufrüh Entschlafenen. Fr. W. Schmidt.

Johann Heinrich Jakob Müller

stammte vom Niederrhein, der Großvater war Geheimerath und Rath am kurkölnischen Oberappellationsgericht. Dessen Sohn wurde durch äußere Verhältnisse genöthigt, das von ihm schon begonnene Studium der Jurisprudenz aufzugeben; er widmete sich der Malerkunst und wurde im Jahr 1807 von dem damaligen Fürsten von Waldeck zum Hofmaler ernannt, mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz in Kassel aufzuschlagen. Dort wurde der spätere Physiker Johann Jakob Heinrich Müller am 30. April 1809 geboren. Seine Jugend verlebte dieser theils in Frankfurt a. M., theils in Darmstadt, wohin sein Vater vom Großherzog Ludwig I. als Galeriedirektor berufen wurde. Der Zeichenunterricht seines Vaters ist ihm nach seiner eigenen Aussage für die Illustration seines Lehrbuchs später von großem Nutzen gewesen. Im Jahr 1829 bezog er die Universität Bonn, wo er vorzugsweise Mathematik und Physik studirte bei Münchow und Plücker. 1832 siedelte er nach Gießen über als stud. math. und hörte Physik, Chemie, Mathematik bei Buff, Liebig, Umpfenbach. Er promovirte in Gießen auf eine Abhandlung: »Erklärung der isochromatischen Kurven, welche einaxige, parallel mit der Axe geschnittene Krystalle im homogenen polarisirten Lichte zeigen.« Nachdem er seine Docentenlaufbahn als provisorischer Hilfslehrer am Gymnasium zu Darmstadt begonnen hatte, wurde er 1837 zum Lehrer an der Realschule in Gießen ernannt; hier stand er in regem Verkehr mit jüngeren Chemikern, nämlich Kopp, Buff, Liebig u. A. Im Jahre 1844 wurde er an

Digitized by Google

die Universität Freiburg berufen, wo er bis zu seinem Tode als Lehrer der Physik thätig war. Das Vertrauen, welches er unter seinen Kollegen genoß, bekundeten diese, indem sie ihn im Jahr 1858 zum Prorektor wählten; zum Ausdruck der Anerkennung, welche seine unermüdliche Thätigkeit höheren Orts fand, wurde ihm im Jahre 1860 der Hofrathstitel und im Jahre 1867 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. In stiller stetiger Arbeit floß sein Leben dahin. Unter den äußeren Schicksalen eines Gelehrten finden wir ja selten bedeutende Ereignisse; sein Weg liegt abseits von der großen Straße und empfängt seine Richtung selten von den gewaltigen Begebenheiten, welche auf dieser sich drängen. Was außer der wissenschaftlichen Thätigkeit den Inhalt eines solchen Lebens ausmacht, wurzelt in den Beziehungen zu den Freunden, zu der Familie. Das aber sind Verhältnisse, die allein den Betheiligten gehören und auf welche unser forschendes Auge zu richten uns nicht geziemen würde. Daher begnügen wir uns, Müller glücklich zu preisen, daß es ihm vergönnt war, umgeben von Freunden, von einer treuen Gattin und hoffnungsvollen Kindern, seine Tage zu verleben und so des größten Glückes theilhaftig zu werden, das den Menschen auf der Erde beschieden ist. Noch kurz vor seinem Tode, im Herbst des Jahres 1875, hatte er die Freude, alle Mitglieder seiner Familie, Kinder und Enkelkinder, bei sich versammelt zu sehen. Kaum 3 Wochen später, am 20. September, als er an der 8. Auflage seines Lehrbuches der Physik arbeitete, ergriff ihn ein Schüttelfrost und warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Die Krankheit entwickelte sich bald zu einer Lungenentzündung, welcher er am 3. Oktober 1875 erlag. Am 5. Oktober erwiesen ihm Freunde und Verwandte die letzte Ehre. — Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen nehmen sowohl an Ausdehnung wie an Bedeutung den ersten Rang ein die schriftstellerischen. Wenn wir die schriftstellerische Thätigkeit Müllers von Anfang an verfolgen, so finden wir in der ersten Zeit werthvolle selbstständige Forschungen auf dem Gebiete der Optik, denen hernach ebensolche auf verschiedenen Gebieten, besonders auf dem Gebiete des Magnetismus sich anreihen. Den jungen Gelehrten fesselte besonders die Theorie der Doppelbrechung, welche vor kurzer Zeit das Genie Fresnels geschaffen hatte. Airy hatte diese Theorie mit Erfolg angewendet auf die Erklärung der isochromatischen Kurven, welche senkrecht zur optischen Axe geschnittene Platten einaxiger Krystalle im polarisirten Lichte zeigen. Müller löste in seiner Doktordissertation dasselbe Problem für solche Platten, die parallel der optischen Axe aus einaxigen Krystallen geschnitten werden, berechnete die dabei auftretenden hyperbolischen Kurven und dehnte später seine Untersuchungen aus auf den Fall zweier unter 45^0 gegen die Axe geschnittenen über einander gelegten Platten, also auf die von Savart angegebene Kombination, welche heute in dem Wild'schen Polaristrobometer verwendet wird; er berechnete auch die hyperbolischen schwarzen Balken, welche das Lemniskatensystem der zweiaxigen senkrecht zur Mittellinie geschnittenen Krystalle durchschneiden. Unter den ferneren optischen Arbeiten heben wir hervor, daß das erste photographirte Sonnenspektrum aus dem Freiburger Laboratorium, und zwar aus den Händen Müllers und von Babos hervorgegangen ist. Eine sehr wichtige Untersuchung von Müller betrifft die Magnetisirbarkeit des Eisens. — Wir können hier nicht alle Arbeiten Müllers aufzählen und würdigen. Ueberall sehen wir ihn Fragen stellen, welche bei dem zeitweiligen Stand der Wissenschaft eine Antwort verlangten, und wenn er nicht auch in anderer Richtung als selbstständig forschend Bedeutendes geleistet hätte, so könnten wir beinahe bedauern, daß er an der Ausführung eigener Untersuchungen mit der Zeit mehr und mehr durch Verfolgung einer anderen Aufgabe gehindert wurde. Diese andere Aufgabe sehen wir ihn nun in der That schon in einem verhältnißmäßig frühen Lebensalter in's Auge fassen und sie mit der Zeit mehr

Digitized by Google

und mehr in bewußter Weise aussprechen und verfolgen; sie nimmt schließlich den ganzen Menschen in Anspruch und wir dürfen wohl behaupten, daß er selbst sie als die eigentliche Aufgabe seines Lebens angesehen hat. Es war die Aufgabe, seine Wissenschaft aus dem rein fachgenössischen Kreise hinauszuführen zu allen Denen, welche ihrer theils zu ihrem Beruf, theils zu ihrer Bildung nicht entbehren können. Der Anfang dieser Thätigkeit wird bezeichnet durch einige elementare mathematische Lehrbücher, von denen die beiden ersten in den Jahren 1838 und 1839 in erster Auflage erschienen. Das Hauptwerk Müllers aber, welches der genannten Richtung angehört und welches wohl als das Hauptwerk seines Lebens bezeichnet werden darf, ist das Lehrbuch der Physik. Die Anregung zu dieser Arbeit scheint Liebig gegeben zu haben. Die erste Auflage war vollendet im Frühjahr 1844 und trägt den Titel: »Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie, für deutsche Verhältnisse frei bearbeitet von J. Müller.« Bereits im nächsten Jahre war eine zweite Auflage nöthig geworden, welche schon als eine freiere Bearbeitung anzusehen ist und deren Titel dem entsprechend geändert wurde. In den folgenden Auflagen wurden allmählich die Spuren französischer Abkunft vollständig verwischt und wurde das Werk durchaus Müllers eigene und selbstständige Arbeit. Der Titel indeß, unter welchem das Werk bereits eine so große Verbreitung gefunden hatte und welcher dessen Ursprung bezeichnete, wurde nicht weiter geändert. 24 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches ward die 7. Auflage ausgegeben und es ist das Müller'sche Lehrbuch oder der »Pouillet-Müller« das in Deutschland am meisten verbreitete ausführliche Lehrbuch der Physik geworden. — Um diese Hauptleistung des Verfassers gehörig zu würdigen, müssen wir die Bedeutung und die Schwierigkeit der Aufgabe in's Auge fassen, an deren Lösung er durch dieses Buch gearbeitet hat. Ueber die Bedeutung der Aufgabe hat er selbst in der Vorrede zur ersten Auflage sich folgendermaßen ausgesprochen: »Während sich auf der einen Seite die Naturwissenschaften so außerordentlich entwickelten, haben sie auf der anderen Seite auch eine große Bedeutung für das Leben gewonnen, so daß die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse ein dringendes Bedürfniß der Zeit geworden ist. Es ist deßhalb von der größten Wichtigkeit, daß die Naturwissenschaften durch zweckmäßige Lehrbücher möglichst zugänglich gemacht werden. Dieser Gesichtspunkt war es, welcher mich bei der Bearbeitung des Pouillet'schen Lehrbuchs der Physik stets leitete. Dieses Werk ist für ein größeres Publikum, es ist vorzugsweise für Solche bestimmt, welche sich überhaupt mit Naturwissenschaften beschäftigend, einer gründlichen Kenntniß der Elemente der Physik nicht entbehren können, ohne sich deßhalb vorzugsweise dem Studium dieser Wissenschaft zu widmen, also für Chemiker und Pharmazeuten, für Mediziner, Kameralisten, Techniker u. s. f.« Es ist an dieser Stelle nicht nöthig, die klaren Worte Müllers näher auszuführen und die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Physik, welche die Grundlage der gesammten Naturwissenschaften bildet, für den Techniker, Mediziner, Pharmazeuten u. A. ausführlich zu erörtern. Wir könnten da nichts thun, als äußerst nahe Liegendes und öfter Ausgesprochenes wiederholen. Aber über die Schwierigkeit der Aufgabe, gründliche physikalische Kenntnisse unter Denjenigen zu verbreiten, welche Müller bei Abfassung seines Lehrbuches im Auge hatte, dürften einige Bemerkungen hier am Platze sein. Die Schwierigkeit liegt zum Theil in der außerordentlich raschen Entwicklung, deren die Naturwissenschaften in der letzten Zeit sich zu erfreuen hatten. Die Entdeckungen Faradays, welche nicht nur einige der wichtigsten Theile der reinwissenschaftlichen Elektrizitätslehre neu geschaffen, sondern auch praktische Verwendungen von der höchsten Bedeutung gefunden haben, sind jetzt etwa 40 Jahre alt; einige 30 Jahre erst zählt die mechanische Wärmetheorie, welche in alle Zweige der exakten Naturwissenschaften

Digitized by Google

umgestaltend eingegriffen hat, und die Darwin'sche Lehre, welche ähnliche Umwälzungen in den beschreibenden Naturwissenschaften hervorgebracht hat, ist vor nunmehr 20 Jahren der gelehrten Welt bekannt gemacht worden. Es ist aber der Ideengang, welcher auf eine wissenschaftliche Entdeckung geführt hat, und die Form, in welcher dieselbe dargestellt wird, im Allgemeinen nicht für den Unterricht am passendsten und es war nicht wohl möglich, daß die sachgemäße Einreihung der neuen Errungenschaften in das Lehrgebäude gleichen Schritt hielt mit der Entwicklung der Wissenschaften. Unter diesen Umständen ist das Auswählen und Einordnen des neu Gefundenen und die passende Darstellung desselben eine Aufgabe von größter Schwierigkeit, an welcher Müller bei der raschen Folge der Auflagen seines Buches fortwährend zu arbeiten hatte. Aber die Darstellung der physikalischen Lehren für Diejenigen, für welche Müller schrieb, bietet noch eine weitere, der Physik eigenthümliche Schwierigkeit. Diese beruht darauf, daß die vollständige wissenschaftliche Erkenntniß der meisten physikalischen Sätze nicht möglich ist ohne einen Apparat mathematischer Kenntnisse, welcher der Mehrzahl der Studirenden nicht zugemuthet werden darf. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich die schwierige, aber für die reinen Naturwissenschaften sowohl als für die angewandten außerordentlich bedeutungsvolle Aufgabe, das Verständniß der physikalischen Gesetze zu vermitteln, ohne Kenntnisse vorauszusetzen, deren die Physik als Wissenschaft nicht entbehren kann. Eine solche Forderung, deren Wesen eine in wissenschaftlicher Beziehung vollständige Lösung nicht zuläßt, wird nur erfüllt werden können durch eine künstlerische Behandlung des Gegenstandes. Fast jeder Zweig der Physik muß in dieser Weise durch besondere Mittel zugänglich gemacht werden. Nur wenige Zweige lassen sich völlig befriedigend, wie z. B. die elementare Optik, behandeln. Von den Sätzen der Mechanik sind nur verhältnißmäßig wenige elementar zu beweisen und selbst bei diesen ist der Beweis gewöhnlich von unerträglicher Breite und Weitläufigkeit. Aehnliches gilt in noch erhöhtem Maße von der Wellenlehre und am schwierigsten ist die elementare Darstellung der Elektrizität und des Magnetismus. Daß nun die Behandlung der Physik, wie sie in dem Müller-Pouillet vorliegt, eine der deutschen Sinnesart entsprechende ist, darüber läßt die große Verbreitung des Buches einen Zweifel nicht aufkommen. Dasselbe gehört zu denjenigen, welche einen scharf ausgeprägten Charakter tragen. Müller war in jeder Beziehung eine durchaus selbstständige Persönlichkeit; je mehr man in seinen Schriften liest, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß Alles, was er schreibt, von ihm gründlich verarbeitet und reproduzirt worden ist. Er war nicht der Mann, fremde Entdeckungen anzustaunen, so lange er dieselben sich nicht völlig geistig angeeignet hatte. Eine solche Natur war nicht geeignet, neuen Richtungen schnell sich zu assimiliren, und wir finden daher, daß Müller erst in der 1866 erschienenen 7. Auflage die Lehren der mechanischen Wärmetheorie aufnimmt. Aber auf der andern Seite hören wir mit um so größerem Vertrauen dem Lehrer zu, von welchem wir wissen, daß er nichts auf fremde Autorität hin annimmt. Eine Folge davon ist ferner die, daß der Standpunkt des Buches in allen Theilen ein einheitlicher ist, und wenn wir das Buch aufschlagen, um uns über irgend eine Sache Raths zu erholen, so wissen wir im Voraus, daß wir erfahren werden, wie sich die Sache in der Müller'schen Anschauungsweise ausnimmt. Diese Anschauungsweise wird nun im Wesentlichen dadurch bestimmt, daß Müller seiner Natur nach mehr Sinn hatte für das Konkrete, als für das Abstrakte. Daher interessirte ihn an einem Naturgesetz ganz besonders die Methode, durch welche es bewahrheitet wird, sowie die verschiedenen Aeußerungen desselben in der Natur; also gerade diejenigen Seiten, welche jedem Studirenden am zugänglichsten sind. Aus den Beschreibungen der Apparate und Experimente in dem Müller'schen Lehrbuch empfangen wir denn auch

Digitized by Google

den Eindruck, daß diese Apparate bis in das kleinste Detail dem Verfasser von dem größten Interesse sind. Wir sehen den Mann im Kabinet einen neu angekommenen Apparat auseinander nehmen, die Wirkungsweise der einzelnen Theile studiren, eine Zeichnung davon entwerfen und hernach sich freuen über die Wirkung des wohlverstandenen Ganzen; und wenn er uns nun den Apparat in seinem Buch im Einzelnen beschreibt und an einem schönen Holzschnitt erläutert, so haben wir die Empfindung, daß er uns das Vergnügen mittheilen möchte, welches ihm jene Beschäftigung gewährt hat. Die Breite in der Beschreibung der Apparate ist dem Buche zum Vorwurf gemacht und die prachtvollen Holzschnitte, mit denen es ausgestattet ist, sind als ein entbehrlicher Luxus bezeichnet worden. Wir glauben, daß dieser Vorwurf nicht gemacht worden wäre, wenn man den Leserkreis im Auge behalten hätte, für den das Buch bestimmt ist. Die Müller'sche Darstellung ist vielleicht nicht immer die geeignetste für Denjenigen, welcher von der Mathematik ausgehend an die physikalischen Studien herantritt und für welchen in dem allgemeinen Naturgesetz selbst der Schwerpunkt des Interesses liegt; für Diesen ist aber das Buch auch nicht geschrieben. Was insbesondere die Holzschnitte betrifft, so können wir den bezeichneten Vorwurf nicht besser abwehren, als mit Müllers eigenen Worten, welcher in der Vorrede zur 6. Auflage sagt: »In Betreff der Ausstattung des Werkes muß ich hier besonders betonen, daß die zahlreichen ausgezeichneten Holzschnitte desselben nicht etwa als ein entbehrlicher Luxus zu betrachten sind, daß sie vielmehr, mit dem Text in inniger Beziehung stehend, wesentlich zum leichten Verständniß der vorgetragenen Materien beitragen. Die Apparate sind so korrekt abgebildet, daß dadurch das Werk auch für den Mechaniker Bedeutung gewinnt, welcher meist seine praktischen Arbeiten nach den jetzigen Abbildungen ausführen kann.« Wir dürfen wohl hinzufügen, daß Müller überhaupt in ansprechender Weise auf den Leser zu wirken beabsichtigte; er wollte denselben unterhalten, indem er ihn belehrte. Das Ansprechende suchte er nicht zu erreichen durch schwungvolle Rede, sondern durch Anschaulichkeit und interessante Beispiele. In dieser Weise ist ihm in seinem Buche die von ihm selbst ausgesprochene Absicht gelungen, »auf der einen Seite eine breitspurige Pedanterie zu vermeiden, welche den Leser langweilt und die Klarheit des Ueberblickes stört, auf der anderen Seite ein allzu flüchtiges, nach dem Schein der Genialität haschendes Hinwerfen der Gedanken, welches den Leser täuscht und eine gründliche Erkenntniß nicht aufkommen läßt«. Wenn wir eine besonders wohlgelungene Partie des Buches hervorheben sollen, so möchten wir als ein Muster populärer Darstellung eines schwierigen Gegenstandes die Auseinandersetzung der Lehre von der Doppelbrechung und der Polarisation des Lichtes nennen. — Als 3. Band hat Müller seinem Buche im Jahre 1856 die kosmische Physik hinzugefügt. Hier nun hatte der Verfasser eine Aufgabe vor sich, welche vielleicht weniger schwierig, aber noch dankbarer war, als die in dem Lehrbuch der Physik zu lösende. Wenn wir dem Studirenden die physikalischen Gesetze erklären sollen, so haben wir öfter das Gefühl, daß denselben Dinge, deren Anwendung ihm nicht einleuchtet, ohne Interesse erscheinen. Aber Jeder interessirt sich für die prachtvollen Erscheinungen, welche die Natur uns aller Orten täglich darbietet, und wenn wir diese Erscheinungen zu erklären suchen, so sind wir der Aufmerksamkeit des gebildeten Menschen gewiß. Dazu kam für Müller insbesondere, daß er selbst für den Naturgenuß äußerst empfänglich war, besonders für den veredelten Genuß Desjenigen, welcher nicht nur die sinnliche Erscheinung auf sich wirken läßt, sondern in ihr den Ausdruck allgemeiner Gesetze zu erkennen vermag. Er suchte diesen Genuß in seinen Ferien mit Vorliebe in den Bergen des schweizerischen Nachbarlandes; dabei waren das Spektroskop und der Polarisations-Apparat häufig seine Begleiter und wir finden in der kosmischen Physik über manche Beobachtungen

Digitized by Google

berichtet, welche er bei solcher Gelegenheit gemacht hat. Daher ist auch die kosmische Physik das Lieblingswerk Müllers gewesen und er konnte seine Arbeit hinausschicken in die Welt mit den Worten: »Ich habe das Buch mit Fleiß und Sorgfalt, mit Lust und Liebe ausgearbeitet. Möge es dazu beitragen, den Naturwissenschaften Freunde zu gewinnen und all' das Gute zu fördern, was mit ihrer Kultur und Verbreitung verbunden ist.« — Zu einem noch größeren Publikum, als in seinen Lehrbüchern, nämlich zu den Gebildeten aller Stände, hat Müller in den Briefen gesprochen, welche er einer neuen Ausgabe der bewunderungswürdigen Briefe Eulers an eine deutsche Prinzessin anfügte und in welchen er die Resultate der neueren Physik nach dem Muster Eulers behandelte. Diese Briefe bieten viel Material zur Charakteristik der Person des Verfassers. Wir sehen aus ihnen, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften für Müller nicht nur Verstandes- sondern auch Herzenssache war; der Gelehrte und der Mensch waren in ihm eine Person; er hatte an sich selbst den heilsamen und beruhigenden Einfluß erfahren, welchen das Studium der Naturwissenschaften auf das menschliche Gemüth ausübt; ja, höher als aller materielle Nutzen, welchen die Naturwissenschaft den Menschen bringt, ist nach ihm der Einfluß anzuschlagen, welchen die Erkenntniß der Naturgesetze auf die geistige Bildung ausübt. Wahrheitsliebe, Klarheit in der Erkenntniß der Grenzen zwischen Wissen und Glauben, Toleranz fremder Ueberzeugung — das sind nach seiner Ansicht die Früchte dieser Beschäftigung. Es hängt damit zusammen, daß er, nach den Aussagen seiner Bekannten, allen extremen Richtungen auf politischem oder religiösem Gebiet feindlich gegenüberstand und dieselben im Gespräch lebhaft bekämpfen konnte. Besonders zuwider waren ihm Uebergriffe, wie sie leider von naturwissenschaftlicher Seite auf das metaphysische und religiöse Gebiet und von der anderen Seite auf die Naturwissenschaften gemacht worden sind, und wir finden in den Briefen eine schöne Auseinandersetzung darüber, daß in dem Geist der wahren und exakten Naturforschung nichts liegt, was zu solchen Uebergriffen Veranlassung geben könnte. — So sehen wir denn in der Person Müllers ein Beispiel jener Naturen, welchen es gelungen ist, ihre wissenschaftlichen Ansichten und ihre menschlichen Ueberzeugungen zu einer harmonischen ungetrübten Einheit zu verschmelzen und deren Betrachtung eine wohlthuende und beruhigende Empfindung in uns hinterläßt. Wenn nun der menschliche Charakter eines Gelehrten gewöhnlich da zurücktritt, wo er als Schriftsteller zu einem größeren Publikum spricht, so kommt jener Charakter um so mehr zur Geltung in der persönlichen Stellung des Kollegen und des Lehrers. Für jede Korporation ist kollegiale Gesinnung Bedingung der gedeihlichen Wirksamkeit; für keine Korporation vielleicht in höherem Grade als für den akademischen Lehrkörper. Insbesondere hängen die exakten Naturwissenschaften einschließlich der Mathematik so eng zusammen, daß Zusammenarbeiten und gegenseitige Hilfe der Vertreter der verschiedenen Fächer als nothwendige Bedingung für die gedeihliche Entwicklung des Studiums und der Forschung bezeichnet werden muß. Wenn aber im akademischen Leben ein Mitglied zu solchem Zusammenarbeiten und solcher Hilfe sich nicht verstehen will, so gibt es keinen Vorgesetzten und kann keinen geben, welcher den guten Willen zu erzwingen im Stande wäre. Es ist den Betheiligten bekannt, daß Müller seinen kollegialen Pflichten als Vertreter der Physik und insbesondere als Direktor des physikalischen Instituts in vollstem Umfange gerecht geworden ist und Jedem, der seine Hilfe in Rath oder That in Anspruch nahm, solche zu bieten stets bereit war. Den ersten Rang in dem persönlichen Wirkungskreis Müllers nimmt nun seine Thätigkeit als Universitätslehrer ein und die damit in Verbindung stehende des Direktors des physikalischen Kabinets. Er trat in diese Stellungen ein als eigentlicher Nachfolger des 1842 pensionirten Professors

Digitized by Google

Wucherer, nachdem zwei Jahre lang der Mathematiker Oettinger für den fehlenden Physiker supplirt hatte. Als Müller im Jahre 1844 die Professur der Physik an der Freiburger Hochschule übernahm, war er nicht in der angenehmen Lage Derjenigen, welchen heutzutage der physikalische Unterricht an einer Universität übertragen wird: nämlich ein Kabinet vorzufinden, welches wenigstens mit den nothwendigsten der für den Lehrkursus der Experimentalphysik erforderlichen Apparate ausgestattet ist. Er selbst hat uns in einer Prorektoratsrede eine Schilderung der damaligen Zustände des Kabinets hinterlassen; diese Schilderung ist historisch interessant, da sie eine kurze Geschichte des Kabinets seit 1772 gibt und zeigt, wie die Anforderungen, die an ein solches zu stellen sind, mit der Zeit gewachsen sind, entsprechend der großen Anhäufung des Materials. Als charakteristisch für die Betreibung des physikalischen Unterrichts im Anfang dieses Jahrhunderts wollen wir aus dieser Rede erwähnen, daß noch im Jahre 1808 Wucherer im Stande war, neben seiner Thätigkeit als evangelischer Stadtpfarrer an der Universität die Physik zu vertreten. Es fehlten aber bei Müllers Amtsantritt nicht allein nothwendige Apparate, sondern auch die Mittel, das Fehlende zu ergänzen, waren nicht ausreichend. Das regelmäßige Aversum belief sich auf 300 Gulden jährlich, die außerordentlichen Zuschüsse eingerechnet konnte man die disponibeln Mittel zu 400 Gulden veranschlagen, eine ständige Erhöhung des laufenden Aversums auf 400 Gulden trat erst 1864 ein und dabei ist es bis zu Müllers Tode geblieben. Wenn wir die Akten des Physikalischen Instituts durchblättern, so finden wir, wie Müller fortwährend das Unzureichende der vorhandenen Mittel hervorhebt und auf eine Verbesserung dringt; und wir dürfen wohl überzeugt sein, daß dieser Mann, welcher die Mittel, die der Universität zu Gebote stehen, sowie deren Gesammtinteresse mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit stets berücksichtigte, keine unbilligen Forderungen gestellt hat. Daß unter solchen Umständen von kostbaren Präzisionsapparaten nur wenige angeschafft werden konnten, versteht sich von selbst; daß aber das Kabinet nahezu mit allen Mitteln ausgestattet ist, welche zu einer Vorlesung über Experimentalphysik gehören, muß als ein Meisterstück von Umsicht und Sparsamkeit bezeichnet werden. Gewissenhaft, wie er in allen Dingen war, verwendete er die größte Sorgfalt auf die Vorbereitung der Experimente und des Vortrags; bei diesem aber erstrebte er vor allen Dingen Klarheit und allgemeine Verständlichkeit; er vermied aus diesem Grunde die Voraussetzung auch nur geringer mathematischer Kenntnisse, und wenn ihm daraus ein Vorwurf gemacht worden ist, so war dieser wohl richtiger an die mangelhafte Vorbildung seiner Zuhörer zu richten. Eine für den Unterricht sehr schätzbare Kollektion von Zeichnungen, nach Müllers Angabe von dem Zeichner Lerch gefertigt, befindet sich im Besitz des Freiburger Instituts und ist ein dauerndes Denkmal des Fleißes, welchen Müller auf die Ausstattung seiner Vorlesungen verwendete. Denselben Bestrebungen verdankt eine Anzahl werthvoller Vorlesungsapparate ihre Entstehung, die zum Zweck des Unterrichts von Müller konstruirt und größtentheils publizirt wurden. Sowie aber Müller als Schriftsteller nicht nur für Die gearbeitet hat, welche die Physik als Hilfswissenschaft gebrauchen, sondern auch für Diejenigen, welche naturwissenschaftliche Kenntnisse als einen wesentlichen Bestandtheil der menschlichen Bildung ansehen, so ist er auch durch mündlichen Vortrag für die Verbreitung der physikalischen Lehren in weiteren Kreisen thätig gewesen. Sowohl den Mitgliedern der Naturforschenden Gesellschaft als denen des Gewerbevereins in Freiburg sind die zahlreichen und anschaulichen Vorträge Müllers noch in lebendigem Gedächtniß. Das ganze deutsche Volk ist Müller eine dankbare Erinnerung schuldig, da er auf dessen naturwissenschaftliche Bildung einen bedeutenden Einfluß geübt hat; ganz besonders aber die Stadt Freiburg, in welcher er 31 Jahre verweilte und deren Bewohnern

Digitized by Google

er in selbstloser Hingebung den Zugang zu seiner Wissenschaft zu eröffnen suchte. (Aus der Gedächtnißrede auf J. H. J. Müller von E. Marburg. Freiburg 1877. Vgl. auch Allgemeine Zeitung 1875 Nr. 302 Beil.)

Heinrich Friedrich Muth.

Das deutsche Pfarrhaus kann mit Recht eine Pflanzstätte bedeutender Gelehrten und tüchtiger Beamten genannt werden, deren Bildungsgang und Charaktereigenschaften viel Gleichartiges aufweisen. Zumeist ist es diesen Männern nicht leicht geworden, per aspera ad astra zu gelangen, und in ihrem Wesen spiegeln sich die sittenstrengen, einfachen Verhältnisse ab, auf deren Boden sie gewachsen. Nicht minder ist ihnen der freundlich-humane Sinn gemein, der sie als Leute aus dem Volke kennzeichnet. Zu ihnen ist auch der Mann zu zählen, der am 25. Juni 1879 aus hoher Berufsstellung zur ewigen Heimath überging, der Geheimerath Heinrich Friedrich Muth. Vierzig Jahre Staatsdiener-Eigenschaft, das beneficium flebile, nach dem so Viele vergeblich ringen, waren seiner Schaffenskraft nicht genug, er wollte diesen Freudenkelch bis auf die Neige leeren, der unerbittliche Tod allein vermochte ihm Schranken zu setzen. Die Zeitgeschichte politischer, volks- und finanzwirthschaftlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Entwicklung unseres Heimathlandes findet in seiner Lebensgeschichte umfassenden Ausdruck. Heinrich Muth war weder genial noch ideal angelegt; aber er war eine reichbegabte Natur, welche durch eine ungewöhnlich harmonische Stimmung seiner Empfindungen und seines Temperaments mächtig unterstützt wurde. Mit Maß und Ziel stets das Ende im Auge behaltend, handelte er zugleich, nach der weisen Regel der weiland kaiserlichen Notare, klug. Nur in Einem schien er gegen diesen Grundsatz zu fehlen, in Bethätigung seines wahrhaft riesigen Fleißes. Hieraus resultirte denn wohl auch eine für sein Privatleben nicht gering zu achtende Schwäche, nämlich die, daß er das, was man Genuß in der besten Bedeutung des Wortes zu nennen pflegt, nicht kannte, nicht als ob er nicht seine Freude an der Kunst, an schöner Natur, an heiterer Geselligkeit gehabt hätte, aber — er hatte keine Zeit dazu, sich ihr hinzugeben. So pflegte er denn auch in seinen älteren Tagen oftmals zu sagen: die Arbeit ist für mich Lebensgenuß. — Geboren am 1. April 1811 zu Neckarbischofsheim, wählte Muth einen für seine natürlichen Anlagen außerordentlich glücklichen Lebensberuf in einer Zeit, als die Lehren von Adam Smith, von J. B. Say aus England und Frankreich herüberdrangen, als Karl Heinrich Rau deutscher Seits die Nationalökonomie wissenschaftlich begründete, als Friedrich List seine Schutzzoll-Theorien und die neue Aera der Eisenbahnen verkündete, als man in Deutschland anfing, mit der Gründung des Zollvereins nationale Politik zu treiben. Und er wurde sofort, in dem Alter von 27 Jahren und kaum dem Examen entronnen, auf eine schwere Probe gestellt. Im Jahre 1838 in die evangelische Kirchensektion, späterhin Oberkirchenrath, als ökonomischer Referent berufen, fiel ihm die Aufgabe zu, die gerade begonnene Ablösung der Zehnten für die kirchlichen Interessen in die richtigen Bahnen zu leiten; späterhin lag ihm ob, die der evangelisch-protestantischen Kirche dadurch verfügbar gewordenen Kapitalien in Grund und Boden wieder anzulegen. Mit welcher Meisterschaft ihm das gelang, das weiß man recht wohl in den betheiligten Kreisen, und es sind ihm diese allezeit bis an's Ende dafür herzlich dankbar gewesen. Vom Jahre 1838 bis 1860 blieb er in der gleichen Stellung des ökonomischen Referenten des evangelischen Oberkirchenraths. Damit war seine Thätigkeit aber keineswegs abgeschlossen. Als es galt, die schweren Wunden zu heilen, welche die Jahre 1848 und 49 dem schönen Badener Lande und seinem Fürstenhause, dem er von ganzem Herzen anhing, geschlagen hatten, wählten ihn seine Mitbürger im Amte Sinsheim zu ihrem Landtags-Abgeordneten; im Jahre 1853 trat er in

Digitized by Google

den Landtag ein, wo er mit Kirsner, Friderich, Paravicini, später Hildebrand, Turban u. A., nach gleichen Zielen strebend, in enge, für's Leben geknüpfte Verbindung trat. Er war kein Fachpolitiker; parlamentarische Kämpfe waren seiner friedlichen, stets auf's unmittelbar Praktische gerichteten Natur zuwider; sein Gebiet war die Verwaltung im weiteren Sinne des Worts. Dieser Anlage nach war er gemäßigt liberal; keine Umkehr, kein Stillstand, aber auch keine Prinzipienreiterei auf dem Wandel des Fortschreitens war sein Programm. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er während seiner langen Landtags-Angehörigkeit in der Budgetkommission, wo er wegen seiner umfassenden Kenntnisse in allen Zweigen der Staatswirthschaft, seiner reichen Erfahrung in der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes, seiner unermüdlichen Schaffenslust ein ganz unschätzbares Mitglied war. In der schweren Krise des April 1860 stand er, bei der weitesten religiösen Toleranz, unentwegt auf der Seite der Gegner des Konkordats, und blieb ein aufrichtiges Mitglied der Partei Lamey bis zu seinem freiwilligen Austritt aus der Kammer im Jahre 1866. — Inzwischen war eine wesentliche Aenderung in seiner Berufsstellung eingetreten; mit der Errichtung eines Handelsministeriums im Jahre 1860 trat er in dieses Kollegium ein und es wurde ihm das für die damalige Zeit gerade überaus wichtige Respiziat des Wasser- und Straßenbaues, sowie des Eisenbahn-Baues übertragen. Hier war es, wo er seine Schaffenskraft frei entfalten, seine Schaffenslust voll befriedigen konnte. Während Muth dieses Respiziat verwaltete, wurden die großen Gesetze über die Anlage der öffentlichen Wege, den Ausbau des badischen Straßennetzes, das Gesetz über die Benützung und die Instandhaltung der Gewässer erlassen; die beiden ersteren entflossen seiner Feder, zum letzteren hat er insoweit mitgewirkt, als es die Flußbeiträge betrifft. Während seiner Amtsthätigkeit wurden Tausende von Kilometer Landstraßen gebaut, Millionen Mark darin angelegt, die Rheinkorrektion, ein Musterwerk der Flußbau-Kunst, zu Ende geführt, die Verwaltung dieser großartigen Anlagen geregelt. Noch bedeutsamer sollte sich sein Einfluß im Eisenbahn-Bau geltend machen. Am Schlusse des Jahres 1860 hatte das badische Bahnnetz eine Länge von 364 km mit einem Anlageaufwand von 78 287 640 M., im Jahre 1879 erreichte dasselbe eine Länge von 1300 km mit einem Anlagekapital von rund 400 000 000 M. Wer wollte sagen, daß diesen großartigen Schöpfungen nicht mitunter ein Irrthum zu Grunde lag! Wer wollte sich vermessen, es besser gemacht zu haben! Die große Verehrung, die er, wie nur wenige Menschen, im Lande genoß, die hohe Vertrauensstellung, die er bei dem ihm nahe befreundeten Präsidenten des Großherzoglichen Handelsministeriums einnahm, die Gnade seines Landesfürsten, die den vielbeschäftigten Mann im Jahre 1873 auch noch zum Mitgliede der Ersten Kammer berief — sie sind ein lebendiges Zeugniß dafür, daß er sein Pfund gut verwaltet hat. Gedenken wir nun noch seiner reichen Thätigkeit in der Mitwirkung bei der Verwaltung der Allgemeinen Versorgungsanstalt für das Großherzogthum Baden, der Filiale des Deutschen Phönix und der Karl Friedrich-Leopold- und Sophienstiftung (Pfründnerhaus) in Karlsruhe, die er von einem kleinen Anfange zu einer großen Wohlthätigkeitsanstalt geleitet hat, um nicht von dem zu reden, was er für die Wittwen und Waisen in seiner näheren und weiteren Verwandtschaft und für eine nicht geringe Zahl kleiner Leute Gutes gethan, — so dürfen wir uns, auf ein so reiches Leben zurückblickend, wohl sagen: Wir haben einen seltenen Mann begraben! (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 154.)

Ludwig Paravicini

wurde am 18. April 1811 in Bretten als Sohn des verstorbenen Posthalters und Gastwirths »zum Ritter St. Georg«, Georg Alexander Paravicini, und

Digitized by Google

dessen Ehefrau Karoline, geborenen Gumbart, geboren. Im Jahr 1820 kam er in die lateinische Schule nach Güglingen (Württemberg), wo er bis zum Sommer 1822 verblieb, um alsdann in Karlsruhe in die Realschule aufgenommen zu werden. Zu seiner weitern Ausbildung besuchte er in Yverdon in der französischen Schweiz das Institut des Herrn Piquet, von wo er nach $1^1/_2$ Jahren zur Erlernung seines künftigen Berufes nach Heidelberg und später nach Karlsruhe kam. Im Jahre 1830 von Karlsruhe nach Hause gerufen, um seinen erkrankten Vater in dessen Geschäften zu unterstützen, hat er seit dieser Zeit — Besuche bei Verwandten und Bekannten und seine Berufsreisen ausgenommen — Bretten nicht mehr verlassen. Im Jahr 1820 wurde er bei Umänderung der Gemeindeverfassung zum ersten Male in den Großen Ausschuß gewählt und blieb von dieser Zeit ab mit einer kurzen Unterbrechung von 3 Jahren bis zu seinem Tode in städtischen Vertrauensposten. 1832 wurde er als Posthalter seinem Vater beigegeben und übernahm am Juni 1835 den Gasthof zum Ritter und die Posthalterei auf eigene Rechnung. Im Jahr 1843 wurde Paravicini in den Gemeinderath gewählt, in welchem Amt er blieb, bis die revolutionären Zeitverhältnisse die Auflösung desselben im Jahr 1850 veranlaßten. Nachdem wieder Ruhe eingetreten war und das Kollegium neugebildet werden sollte, wurde er 1851 abermals zu diesem Vertrauensposten gewählt, nahm aber diese Wahl nicht an. Im gleichen Jahr übertrug ihm der Wahlbezirk Bretten das Mandat als Landtags-Abgeordneter, welches Ehrenamt er unausgesetzt bis zu seiner letzten Krankheit inne hatte. Im Jahr 1854 nahm er wieder das Amt eines Gemeinderaths der Stadt an, welches er behielt, bis ihn das Vertrauen seiner Mitbürger im Jahr 1864 zum Bürgermeister wählte. Im Jahr 1866 wurde Paravicini von der Regierung zur Kriegs-Ausgleichungskommission ernannt. Er blieb Bürgermeister der Stadt bis zum Jahr 1876, in welchem Jahre er durch Ueberhäufung mit andern dem badischen Staate gewidmeten Geschäften veranlaßt wurde, eine Wiederwahl nicht mehr anzunehmen. Sein Landesherr ehrte seine Verdienste durch Verleihung des Zähringer Löwenordens. Er gehörte auch der protestantischen Generalsynode an, drei Mal durch Wahl, zwei Mal durch das Vertrauen des Landesfürsten berufen. Vom Jahr 1872—75 vertrat er den 13. badischen Wahlkreis im ersten Deutschen Reichstag und 1876 wurde er zum Präsidenten der landwirthschschaftlichen Centralstelle in Karlsruhe ernannt, welchen Ehrenposten er bis zu seinem Tode inne hatte. Nach schwerem Leiden starb Paravicini am 7. Dezember 1878 im Alter von 67 Jahren 8 Monaten. Er schied — so etwa sprach an seinem Grabe der Abgeordnete Kiefer — aus einem Leben voll fruchtbringender, treuer Arbeit, voll Liebe und Hingebung an seine Mitbürger und an das Vaterland. Ihm gebührt der reiche Kranz wohlverdienter Ehren, ihn zierte in seinem unermüdlichen Wirken der Vollbesitz der ächten Bürgertugend. Vergegenwärtigen wir uns die Zeit, da er sein Wirken in der Volksvertretung Badens begann. Eine Reihe schwerer politischer Erschütterungen hatten unmittelbar zuvor die schönen Anfänge unseres Verfassungslebens geknickt. Unter Schutt und Trümmern lagen die edelsten Früchte bürgerlicher Freiheit und verfassungsmäßiger Ordnung. Nur dem besten Willen und der unverdrossenen Arbeit konnte es gelingen, aus diesen Ruinen neues, reiches Leben hervorgehen zu lassen. Paravicini bewährte sich als einer dieser ausharrenden Pflanzer und Pfleger. Er wußte, daß man zuerst säen und dann in Liebe und Treue die junge Aussaat schützen und fördern müsse bis ihre Zeit, bis die Tage der Ernte wiedergekehrt seien. Ein Jahrzehnt wenig dankbarer, nur allmälig vorwärts schreitender, nicht selten unter trübem Himmel, öfter unter der aufsteigenden Sorge vor Sturm und Unwetter geleisteter Arbeit war erforderlich, um der lieben Heimath wieder den Segen schöner, fruchtbringender Zeiten zu

Digitized by Google

bringen. Und sie kam, diese Ernte: wie hob sich Paravicini's treues Herz, als er, unter den bewährten Arbeitern am Wohlergehen des badischen Landes und Volkes einer der Besten und Eifrigsten, hinausschaute in jener unvergeßlichen Epoche der sechziger Jahre in die reichen goldenen Saaten! Wie freudig erhob sich seine ganze Seele, als unter der Führung unseres edlen Fürsten das badische Volk, erstarkt und gereift in der Schule der Erfahrung, sich mehr und mehr bewährte in den schönsten Einrichtungen eines freien Bürgerthums, als neben nie rastender Fürsorge für die materiellen Seiten unser Volk nach allen Richtungen immer weiter herangebildet wurde für die edelsten idealen Güter des Staatslebens. Aber ihm blieb die rastlose, nie ermüdende, immer mehr sich ausbreitende Arbeit für so edle Erfolge jederzeit die beste Belohnung. Es ist kein Zufall, vielmehr eine innere Nothwendigkeit gewesen, daß er mit seiner umfassenden bürgerlichen Wirksamkeit in Gemeinde-, Bezirks-, Kreis- und Volksvertretung eine so hervorragende Mitarbeit auf kirchlichen Gebieten verband. Er war ein Christ im edelsten Sinne des Wortes. Nicht konfessionelle Gegensätze, nicht Glaubensfatzungen oder Lehrgebote in dieser oder jener Richtung konnten ihn je hindern, die höchsten und tiefsten Wahrheiten wirklich christlicher Gesinnung zu bethätigen. Liebe, Friede, Treue, Milde, Hingebung, Demuth — sie blieben der höchste Schmuck seines innern Lebens, in ihnen erprobte sich das gediegene Gold seines Charakters, sie verwirklichte er, ohne Berühmung, in tiefster Bescheidenheit als die Quelle seiner Lebenskraft. Aber in den ernsten politischen und kirchlichen Kämpfen seiner tiefbewegten Zeit ist er auch ein rüstiger Streiter gewesen und jederzeit geblieben. Unerschütterlich fest und als Gewissenspflichten standen ihm seine Ueberzeugungen und Grundsätze. Wie konnte er zornig aufbrausen und den kampfbereiten Ernst seiner mannhaften Gesinnung den Gegnern zeigen, wenn man ihm diese seine höchsten Heiligthümer antasten wollte! Aber wenn der Kampf vorüber war und Friede und Ruhe wiederkehrten, so war er ganz Versöhnung und großmüthige Nachsicht. Ihm waren alle Streitigkeiten um persönliche Ziele an sich verhaßt. Er stritt und er versöhnte sich um der guten Sache willen. Und mit der Größe der Aufgaben erstarkte und erhob sich das ganze Wesen des Mannes. Wie harrte und kämpfte er so muthig und unerschütterlich fest in den gefahrvollen Jahren von 1860—70, da wir des Tages warteten, welcher dem deutschen Volke die höchste aller Errungenschaften gewähren sollte: die staatliche Einheit. Als eine der mächtigsten Erinnerungen unseres Lebens gedenken wir Alle der herrlichen Tage, da wir unter dem stürmenden Siegeszug unserer tapferen Heere den strahlenden, mächtigen Kaiserthron im Feindeslande errichtet sahen, da auch Paravicini mitwirken konnte im ersten deutschen Reichstage, als er jubelnd und begeisterungsvoll Freude, Dank und die Gelöbnisse der Treue dem Kaiser und seinen siegreichen Schaaren entgegenrief, an jenem herrlichen Tage des Siegeseinzuges in Berlin. Und wie war es doch seinem Wesen so entsprechend, daß er noch inmitten des Sturmes patriotischer Gefühle, welcher Alle durchbrauste, mit ernsten Worten darauf hinwies, daß wir im Stolze über die glanzvollen Siege die großen Aufgaben, die schweren Arbeiten, welche die Begründung des Reiches dem deutschen Bürgerthume für den inneren freiheitlichen Ausbau des Staates, für Volksbildung und bürgerliche Selbstverwaltung auferlege, keinen Tag vergessen dürften. Und er ist in Wahrheit dieser Pflichten in seinem ganzen Leben jederzeit eingedenk geblieben. Seine vieljährige Arbeit in der Volksvertretung hat jederzeit bewiesen, wie gut er zu rechnen und hauszuhalten verstanden hat und wie schwer er zu haben war, wenn es sich um Erhöhung der Lasten der Bürger handelte. Und doch wußte er stets, über das Einzelne und Untergeordnete hinsehend, das Große und Ganze im Auge zu behalten. Er verstand es vor Allem, auch jene Kulturaufgaben des Staates

Digitized by Google

und der Gemeinden zur Geltung zu bringen, deren Früchte sich nicht von vornherein in Zahlen und Tabellen feststellen lassen, deren unberechenbaren Nutzen, deren wahrhaft produktive Wirksamkeit er vor Allem klar zu erkennen und zu schätzen wußte und deren Pflege zu seinen, des gebildeten, feinsinnigen Mannes, Lieblingsaufgaben gehörte. Rasch und ungeahnt sind die Schatten des Todes über sein Haupt hereingebrochen. Seine kräftige, vom Alter nicht gebeugte Gestalt schien noch eine lange Wirksamkeit zu versprechen. Aber doch liegt sein arbeitsreiches Leben hell und harmonisch geordnet, wie ein abgeschlossenes Ganzes vor uns. Er wußte die Zeit zu nützen und zu arbeiten, so lange es Tag war. Auch hierin ist er ein nachahmungswürdiges Vorbild gewesen. Die milde Frühlingssonne wird lächelnd auf diesem heute so winterlich starren Hügel ruhen und Blumen werden sprießen auf seinem Grabe! Seine Mitbürger werden immer auf's Neue an dieser Stätte wieder des braven Mannes gedenken, der so ganz und von Herzen der Ihrige war! Die Andern aber, die seine öffentliche Thätigkeit für das Ganze genau kennen gelernt haben, werden sein freundliches Bild oft und in bestem Gedächtnisse sich vor die Seele führen und seinen Namen stets den ehrenwerthesten des Vaterlandes beizählen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1878. Nr. 302.)

Christian Friedrich Platz

wurde den 12. Januar 1800 in Wertheim geboren, in einer Zeit, in der dies Städtchen noch Haupt- und Residenzstadt eines selbständigen Territoriums des alternden Deutschen Reiches bildete. In seine Jugendzeit fiel die Einverleibung der Grafschaft Wertheim in das Großherzogthum Baden. Die Aufrichtung des badischen Wappens über den alterthümlichen Straßen des Städtchens bedeutete für den heranwachsenden Jüngling die Ermöglichung einer tieferen geistigen Ausbildung durch die unter badischer Herrschaft alsbald erfolgte Reorganisirung der altehrwürdigen, aber durch die Ungunst kleinstaatlicher Zustände sehr gesunkenen Wertheimer Mittelschule. Was in dieser Beziehung Platz der Obsorge Badens verdankte, vergalt er in reichem Maße durch lange segensreiche Wirksamkeit an Lehranstalten des Landes, zuerst seiner Vaterstadt, dann der von Karlsruhe. Noch sind in den verschiedensten Lebensstellungen Männer thätig, die vielseitige Belehrung und Anregung von ihm erhalten zu haben bekennen. Das Charakteristische seines Wirkens war das Streben, über dem Einzelnen das Allgemeine nicht aus dem Auge zu verlieren, im sprachlichen Unterricht den Sinn für Größe und Schönheit der antiken Literatur zu wecken und zu pflegen, in der Geschichte den Entwicklungsgang der Menschheit erkennen zu lehren und insbesondere die Zustände und Bedürfnisse unserer Zeit daraus zu erfassen. Zeugnisse seiner Thätigkeit auf diesen Gebieten sind, außer mehreren Programmarbeiten, die in der Sammlung von Uebersetzungen griechischer Dichter von Osiander und Schwab von ihm verfaßte Uebersetzung des Quintus von Smyrna. Auch in selbständigen Produktionen zeigte Platz seine poetische Begabung, wenn er auch in seinem bescheidenen Sinne dies Talent meist nur für den Familien- und Freundeskreis verwendete. Uebrigens enthalten frühere Jahrgänge der »Karlsruher Zeitung« bei festlichen Anlässen gar manches Gedicht von Platz. — Es war aber nicht allein die allseitige Ausbildung seiner Kräfte und Gaben, die Platz Baden verdankte, sondern auch die Möglichkeit des Wirkens auf einem größeren Felde der Thätigkeit, und auch hier entsprach sein eifriges Wirken der ihm eröffneten größeren Laufbahn. Durch Begabung und Interesse den öffentlichen Interessen des Staatswesens zugewendet, fand er bald eine Gelegenheit zur Wirksamkeit auch auf diesem Gebiet durch seine Wahl zum Landtag. Vom Jahre 1833 bis 1846 war Platz Abgeordneter der Stadt Wertheim. In den immer mehr sich steigernden Parteikämpfen nahm er entschieden Stellung, und zwar führte ihn seine durch vielfache historische

Digitized by Google

Studien erweckte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit fester monarchischer Grundlagen und allmäliger, sinsemweiser Entwicklung und Weiterbildung des Staatslebens im Kampf gegen Brentano, Hecker und Genossen auf die rechte Seite. In der Kammer wie in der Presse führte er den Kampf mit schneidiger Beredtsamkeit und Schärfe. Daß er sich jedoch gegen die Forderungen der Zeit nicht verschloß, beweist ein von ihm 1842 gestellter Antrag auf Aufhebung der Censur durch Einführung eines Preßgesetzes. In dieser politischen Thätigkeit wurde Platz mit vielen hervorragenden Männern des badischen Landes bekannt und befreundet, z. B. mit Nebenius. — Nachdem er vom Jahre 1825 bis 1849 als Professor am Gymnasium zu Wertheim gewirkt hatte, wurde er nach der Revolution, welche ihn, als entschiedenen Gegner, einige Zeit seine Heimath zu verlassen nöthigte, als Archivrath nach Karlsruhe berufen und mit der Aufgabe betraut, durch Wirken in der Presse zur Befestigung der wiederhergestellten Ordnung beizutragen. Nach dem Rücktritt des Ministeriums von Marschall wurde zu Gunsten der nun herrschend gewordenen strengeren Richtung über diese Stelle anderweit verfügt und Platz im Jahre 1854 seiner früheren Thätigkeit als Professor an dem Lyceum zu Karlsruhe wieder zugeführt. Hier war er noch bis zum Jahre 1867 thätig, in welchem er mit dem Titel als Geheimer Hofrath in den Ruhestand übertrat. Auch während seiner Ruhezeit wandte er sich mit Vorliebe der publizistischen Thätigkeit zu, indem er mit aller Entschiedenheit schon vor dem Wendepunkt des Jahres 1866 für Preußens Führung eintrat, andrerseits schon frühe den Kampf mit dem immer mächtiger werdenden Ultramontanismus aufnahm. In einer Schrift über den Streit zwischen dem früheren Minister Bekk und dem Frh. v. Andlaw wies er mit Klarheit auf die damals noch halbverhüllten Ziele des Ultramontanismus hin und warnte vor sorgloser Behandlung dieser Gefahr für den öffentlichen Frieden. Mit Begeisterung begrüßte er die Wiederherstellung des Deutschen Reiches nach dem Kriege von 1870, welche ihm schon als Student und Mitglied der Burschenschaft als ideales Ziel vorgeschwebt hatte. So zeigt sein Lebensbild eine reiche Wirksamkeit auf wichtigen Gebieten, und die Verleihung des Ordens vom Zähringer Löwen bei seinem 40jährigen Dienstjubiläum bewies ihm die Anerkennung des Landesherrn. Die Freundschaft eines weiten Kreises schmückte und erheiterte sein Leben bis in die letzten Tage seines hohen Alters. Er starb nach kurzer aber schwerer Krankheit den 16. Dezember 1876. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1876, Nr. 310.)

Karl Alexander Freiherr von Reichlin-Meldegg

erblickte am 22. Februar 1801 in dem baierischen Städtchen Gravenau das Licht der Welt. Sein Vater war Auditor bei dem fürstlich fürstenbergischen Regiment, welches bis zum Abschluß des Luneviller Friedens dort im Quartier lag, und seine Mutter hatte ihren Gatten auf dem Kriegszuge begleitet. Der Sohn wuchs unter der Eltern Obhut heran, erst in Meersburg, wo sein Vater sich als Anwalt niedergelassen hatte, um diese Stellung jedoch bald mit der eines badischen Amtsassessors in Ueberlingen und 1807 mit der eines Justizrathes in Freiburg zu vertauschen. Hier besuchte der junge Karl Alexander die Vorbereitungsschule, später das Gymnasium, zu dessen besten Schülern er zählte. Im Jahr 1812 verlor er seinen Vater, welcher der jungen Wittwe nur die Sorge um drei unerwachsene Kinder hinterließ; diese, eine verständige Frau und treue Mutter, unterzog sich der schweren, ihr nun allein zugefallenen Aufgabe der Erziehung ihrer Kinder mit der größten Hingebung und verstand es, neben der Sorge um das materielle Fortkommen der Ihrigen auch dem Geiste und dem Gemüthe ihrer Kinder die richtige Pflege angedeihen zu lassen. Nach zurückgelegtem fünfzehnten Lebensjahre ging der junge Reichlin-Meldegg zur Universität in Freiburg über, absolvirte den

Digitized by Google

zweijährigen philosophischen Kursus und wurde dann als Studirender der katholischen Theologie eingeschrieben. Seine Fachstudien absolvirte er mit der größten Auszeichnung, promovirte glänzend als Doktor der Theologie und empfing nach einem kürzeren Aufenthalt im Priesterseminar in Meersburg vom Bischof zu Rottenburg die Priesterweihen. Nun habilitirte er sich 1822 in Freiburg bei der theologischen Fakultät, las verschiedene theils theologische, theils philosophische und historische Kollegia, welche sich eines außergewöhnlich starken Besuches zu erfreuen hatten und deßhalb schon von andern akademischen Lehrern mit Argwohn beobachtet wurden, der sich noch steigerte, als der inzwischen nach einander Extraordinarius, Ordinarius und Dekan der Fakultät gewordene junge Gelehrte sich einer freisinnigen religiösen und politischen Richtung zuneigte. Durch fortgesetzte Intriguen der erzbischöflichen Kurie wurde er endlich aus der theologischen Fakultät hinausgedrängt, trat dann in die philosophische und las verschiedene philosophische Fächer. Damit nicht zufrieden, wußten seine Gegner die damalige Regierung zu bestimmen, daß sie dem strebsamen Manne auch seine neue Stelle entzog und denselben unter Gewährung eines Sustentationsgehaltes anwies, sich in Heidelberg niederzulassen. Schon vorher hatte er den Bruch mit dem Katholizismus auch äußerlich vollzogen, war förmlich zur protestantischen Kirche übergetreten und führte nun unmittelbar vor seinem Umzuge Babette Molitor als Gattin heim. Seit 1832 gehörte er der Heidelberger Hochschule als Docent der Philosophie an, rückte bald in die Stellung eines ordentlichen Professors ein und hielt zahlreiche Vorlesungen über Philosophie, Logik, Metaphysik und andere Fächer. Sehr lange las er auch ein berühmt gewordenes Kollegium über Goethes »Faust« und war nebenbei unablässig literarisch thätig. In voller Geistesfrische konnte er im Kreise seiner Kollegen und Verehrer im Jahr 1873 sein 50jähriges Doktorjubiläum begehen. Das Jahr 1874 raubte ihm die treue Gattin, deren Andenken er die bald nachher erschienene Autobiographie (Heidelberg bei Fr. Bassermann) widmete. Er starb am 16. Februar 1877. (Vgl. Karlsruher Zeitung Nr. 42 Beilage.)

Ludwig Renck

wurde geboren am 9. Mai 1826 zu Britzingen als der Sohn des dortigen Lehrers und nachmaligen Präzeptors zu Emmendingen, Johann Renck. Nachdem er zuerst im elterlichen Hause, dann auf dem Pädagogium zu Lahr und auf dem Lyceum zu Karlsruhe seine Vorbildung erhalten hatte, bezog er im Herbst 1844 die Universität Freiburg und widmete sich theils dort, theils auf der Universität Heidelberg, mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft. Im Dezember 1849 nach erstandener Staatsprüfung unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen, war er in dieser Eigenschaft und seit Juli 1854 als Referendär bei den Aemtern Emmendingen, Ladenburg, Waldshut, Waldkirch und Engen, im Sekretariate der Regierung des Unterrheinkreises und sodann in jenem des Ministeriums des Innern thätig und erwarb sich in allen diesen Stellungen durch seine hervorragenden Fähigkeiten, seinen unermüdlichen Fleiß und seine untadelhafte Haltung rasch die besondere Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Am 11. Februar 1856 wurde er als Assessor bei dem Bezirksamte Donaueschingen angestellt, trat jedoch bald, durch seine 1857 erfolgte Ernennung zum Amtmann bei dem Oberamte Pforzheim, aus dem Dienste der Justiz wieder in jenen der Verwaltung über, für welchen er von jeher besondere Vorliebe und Begabung gefühlt hatte und dem von da an seine Thätigkeit gewidmet blieb. Nachdem er 1860 in das Kollegium der Regierung des Mittelrheinkreises als Regierungsassessor berufen worden war, wurde er 1861 zum Vorstande des Bezirksamtes Oberkirch, 1862 zum Oberamtmann, 1864 zum Vorstand des

Digitized by Google

Bezirksamtes Heidelberg, 1865 zum Stadtdirektor und 1866 zum Ministerialrath und Landeskommissär für die Kreise Konstanz, Villingen und Waldshut ernannt. 1868 erfolgte seine Ernennung zum Direktor des Oberschulrathes, 1874 jene zum Präsidenten des Verwaltungs-Gerichtshofs. Während der Landtage 1867/68 und 1869/70 vertrat er die Stadt Heidelberg als Abgeordneter zur Zweiten Kammer, in welcher er der liberalen und nationalen Partei angehörte. Für die Landtage 1873/74 und 1875/76 berief ihn das Vertrauen seines Fürsten in die Erste Kammer. Auch an der Generalsynode von 1871 nahm er als Mitglied für den Bezirk Emmendingen Theil. In allen diesen Stellungen, von der ersten Beschäftigung im Dienste des Staates an bis zu den hohen und wichtigen Aemtern, die ihm anvertraut waren, hat sich Renck stets als der Gleiche bewährt: er hat jede Stelle voll und ganz ausgefüllt; er hat sich bewiesen als ein Mann von ausgezeichneter Befähigung, von ausgebreiteter allgemeiner und beruflicher Bildung, von seltener Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft, von besonderer Klarheit und Raschheit in der Auffassung und Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse, von hervorragendem praktischem Geschick, vereint mit eifrigem wissenschaftlichen Streben, von Ernst und Thatkraft, gepaart mit Milde, Wohlwollen und ächter Volksthümlichkeit, als ein treuer und eifriger Diener seines Fürsten, als ein warmer Freund des Volkes, als stets zugänglicher und stets hilfsbereiter Berather für die seiner Verwaltung anvertrauten Interessen und Personen, als ein liebenswürdiger Kollege, als ein wohlwollender Vorgesetzter. Auch im Gemeindeleben, in Vereinen und geselligen Kreisen fanden alle gemeinnützigen Bestrebungen in ihm einen eifrigen Förderer. Er war insbesondere ein einflußreiches und beliebtes Mitglied des Stadtverordneten-Kollegiums der hiesigen Stadt und hat, veranlaßt durch seine Freude an der Musik und glückliche gesellige Talente, an den Bestrebungen des Badischen Sängerbundes hervorragenden Antheil genommen. Seine Erholung aber und die reinsten Freuden fand Renck stets im Kreise seiner Familie. Seit 27. Oktober 1858 vermählt mit einer Tochter des Fabrikbesitzers Christoph Becker in Pforzheim, lebte er in glücklichster Ehe, den acht Kindern, welche aus dieser Verbindung ihm erblüht sind, ein zärtlicher Vater und sorgsamer Erzieher. Das schöne Familienleben ward in den letzten Jahren seines Lebens nur getrübt durch die Wahrnehmung, daß die Gesundheit des geliebten Gatten und Vaters zu wanken beginne. Es bildete sich bei ihm nach und nach ein Brust- und Unterleibsleiden aus, gegen welches die Kunst der Aerzte vergeblich ankämpfte und das seine Lebenskraft aufzehrte. Pflichtgetreu bis zum letzten Augenblick, leitete er gleichwohl die Geschäfte seines Amtes bis zum Tage vor seinem Tode. Am 30. April 1877 Abends 8 Uhr entschlief er sanft in einem Alter von 51 Jahren weniger 9 Tage. Er hat gewiß keinen Feind hinterlassen. Wohl aber nahmen zahlreiche Freunde den innigsten Antheil an dem herben Schmerze über den Verlust dieses reinen, edeln Charakters, dieses Herzens ohne Hehl und Falsch, dieses ächten und dabei so schlichten Ehrenmannes. (Karlsruher Zeitung 1877 Nr. 104.)

Heinrich Ludwig von Renz,

einem alten schwäbischen Geschlechte entstammend, wurde den 5. September 1814 in Karlsruhe geboren. Sein Vater war der Großh. bad. Generalmajor Heinrich v. Renz, seine Mutter Luise, eine geb. Freiin v. Stockhorn. Er erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause und trat am 18. Mai 1828 in das Großh. Kadettenhaus ein. Am 12. Oktober 1830 zum Secondelieutenant im 1. Linien-Infanterieregiment Großherzog ernannt, wurde er 1832 Bataillonsadjutant und machte als solcher eine Expedition zur Besetzung der Schweizer Grenze vom April bis November 1833 mit. Frühe schon entwickelte sich in ihm der Sinn

Digitized by Google

für militärwissenschaftliche, insbesondere historische Studien und für graphische Arbeiten, in denen er es zu einer seltenen Meisterschaft gebracht hat. Auf Grund dieser Eigenschaften wurde er vom 1. April 1835 an als Lehrer der Militärwissenschaften an der Kriegsschule verwendet und 1840 in den Generalstab kommandirt. 1844 wurde er Hauptmann im Generalstab und nahm als solcher Theil an den Expeditionen in das badische Oberland 1848 und an dem Feldzug des Reichstruppencorps unter General v. Peucker gegen den Aufstand in Baden 1849. Für sein Verhalten in diesem Feldzug wurde ihm den 2. November 1849 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens verliehen. Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich wurde v. Renz 1852 zum Chef des Generalstabs ernannt. Wem noch bekannt ist, welchen großen dienstlichen Anforderungen er in dieser wichtigen Stellung zu entsprechen hatte und entsprochen hat, wie er außer seinen Funktionen als Chef des Generalstabs des Armeecorps auch noch diejenigen der Leitung des topographischen Bureaus, der Direktion der Militär-Bildungsanstalten und die Inspektion der technischen Truppen versah und dennoch Muße fand, außer mehreren literarischen Arbeiten durch Herausgabe von zehn Jahrgängen des Badischen Militär-Almanachs den an Siegen und an Ehren reichen badischen Truppen ein Denkmal zu setzen, der kann der unerschöpflichen Arbeitskraft und Hingebung dieses seltenen Mannes die verdiente Anerkennung nicht versagen. In Begleitung des Großherzogs machte v. Renz im Herbst 1852 dessen Besuch am königl. Hof zu Dresden, am kaiserl. Hof zu Wien und die großen Feld- und Kavalleriemanöver bei Pesth in Ungarn mit. 1852 erhielt er die Beförderung zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant. Nach der Zuruhesetzung seines Vaters wurde ihm im März 1859 dessen bisher 20 Jahre lang innegehabte Stelle des Kommandeurs des Großh. Gendarmeriecorps unter Beförderung zum Oberst übertragen, welches er 10 Jahre lang (seit 1868 als charakterisirter Generalmajor) führte, bis ihn körperliche Leiden nöthigten, um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Wie er in dieser Dienststellung durch seine unermüdliche und strenge Pflichterfüllung nicht nur die höhere Anerkennung, sondern auch das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, der Angehörigen des Gendarmeriecorps, sich erworben hat, dafür ist wohl der ehrendste Beweis, daß auf die Kunde von seinem Tode diese wackeren Männer zum Theil aus den entlegensten Gegenden unseres Landes herbeieilten, um seinen Sarg zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Während seiner Dienstzeit wurden ihm folgende Orden und Ehrenzeichen verliehen: Als Anerkennung bei seiner Versetzung in den Ruhestand der Stern und Eichenlaub zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, nachdem ihm früher die niederen Grade verliehen worden waren, nebst dem Dienstauszeichnungskreuz erster Klasse für 40jährige Dienstzeit, die Gedächtnißmedaille für Bekämpfung des Aufstandes 1849, der Königl. Preuß. Rothe Adlerorden dritter Klasse für Dienstleistung bei dem Prinzen von Preußen (jetzt Kaiser Wilhelm) 1856, die Kommandeurkreuze des Königl. Württ. Friedrichsordens und des Großh. Hess. Philippsordens für gemeinsames Wirken im Generalstab des 8. deutschen Armeecorps, das Offizierkreuz der Kais. Franz. Ehrenlegion für Dienstleistung bei dem Kaiser Napoleon auf dem Fürstenkongreß zu Baden 1860. Durch königl. Kabinetsordre vom 21. November 1871 wurde er als Generalmajor a. D. in den preußischen Armeeverband aufgenommen. General v. Renz war zweimal verheirathet, zuerst seit 1842 mit Hermine Füeßlin, welche ihm schon nach vier Jahren durch den Tod entrissen wurde, und sodann seit 8. September 1849 mit Luise Freiin Schilling v. Cannstatt. — Seit dem Jahre 1867 war General v. Renz an einem Leiden erkrankt, das sich von Jahr zu Jahr steigerte und allmälig seine Kräfte verzehrte. Oft hatte er unerträgliche Schmerzen zu leiden und es gehörte die ganze Energie seines Willens dazu, sich unter denselben

Digitized by Google

geistig aufrecht zu erhalten. Nur durch die sorgfältige, mit hingebendster Treue geübte Pflege seiner edlen Gattin konnte überhaupt sein Leben so lang erhalten werden. Nach schweren Kämpfen starb er den 28. Juni 1879 im Alter von 64 Jahren 8 Monaten 23 Tagen. Er war ein edler Mensch, ein frommer Christ, ein treuer Diener seines Fürsten, ein warmer Patriot, ein ausgezeichneter Offizier, ein zwar strenger, aber dennoch allgemein von seinen Untergebenen geliebter Vorgesetzter, ein Mann von hoher vielseitiger Bildung und erstaunlicher Arbeitskraft, ein Charakter im besten Sinne des Wortes, ein liebevoller Gatte und Vater. Wenn seine Berufsthätigkeit, welcher der Wille Gottes so frühe Grenzen steckte, wenn die Jahre seines rüstigen Wirkens Allen, die ihm nahe traten, seine Vorzüge im glänzendsten Licht erscheinen ließen, so mußten die letzten Jahre seiner Zurückgezogenheit, die Jahre des Leidens und der Entsagung, ihn dem engeren Kreis seiner Freunde und Angehörigen wahrhaft verehrungswürdig machen. Sie sahen seine Selbstbeherrschung und klaglose Geduld, sie sahen seinen unermüdlichen Arbeitstrieb auch den schweren Leidenstagen noch Stunden der Arbeit abringen, sie sahen ihn seine wissenschaftliche und literarische Thätigkeit fast bis an die Schwelle des Grabes fortsetzen, sahen ihn bei allem Leiden das glücklichste Familienleben führen, sahen die innige Liebe, die ihn mit den Seinen verband. Wenn er die alte und weitverbreitete Familie Renz durch Herausgabe ihrer Geschichte ehrte, so hat er ihr durch seine Persönlichkeit und sein Wirken noch viel mehr Ehre gemacht, denn er gehörte zu ihren edelsten Zierden. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 159.)

Karl David August Röder.

Es gibt Leute, welche durch die ihnen eigenthümliche Mischung von Talent und Charakter gleichsam prädestinirt sind, nicht zur wahren Geltendmachung ihrer Anlagen im Leben zu gelangen; es sind dies insbesondere Männer der Wissenschaft, welche mittlere Begabung mit trotzigem Unabhängigkeitssinne verbinden. Ein Mann solcher Art war Karl Röder, dessen Leben und wissenschaftliche Thätigkeit in dem mir zugemessenen Raume nur eine skizzenhafte Würdigung finden kann. Karl Röder wurde am 23. Juni 1806 zu Darmstadt, als Sohn eines freidenkenden, auch als Schriftsteller thätig gewesenen höheren hessischen Offiziers geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1822 die Universität Göttingen und studirte daselbst zunächst humaniora, später — auch in Heidelberg — Jurisprudenz. Nachdem er einige Jahre im praktischen Justizdienst Hessens thätig gewesen war, habilitirte er sich 1830 in Gießen als Privatdocent und veröffentlichte eine Reihe von Schriften civilrechtlichen Inhalts. Wegen seiner im Jahre 1837 erschienenen »Grundzüge der Politik des Rechts« vom Kanzler Linde gemaßregelt, siedelte Röder 1839 nach Heidelberg über. Dort unter einer freisinnigen Regierung in freundschaftlichem Verkehr mit seinem früheren Lehrer C. S. Zachariä verbrachte Röder (der sich unterdessen verheirathet hatte) die nächstfolgenden Jahre in glücklicher Zufriedenheit. Er hat dann bis zu seinem am 20. Dezember 1879 erfolgten Tode der Heidelberger Hochschule als Lehrer angehört. 1842 wurde er zum außerordentlichen, 1879 zum Honorar-Professor ernannt. Seine Vorlesungen erstreckten sich über Rechtsphilosophie, allgemeines und deutsches Staatsrecht, Politik, Strafrecht, Strafverfahren, Völkerrecht und über das Gefängnißwesen. — Röder hat sich als tieferer juristischer Denker dadurch bewährt, daß er die Nothwendigkeit einer richtigen philosophischen Grundlage für alle ächte Rechtswissenschaft erkannte: es war der Schmerz seines Lebens, daß sein auf Förderung einer von solcher Grundlage getragenen Jurisprudenz gerichtetes Bestreben insbesondere seitens seiner deutschen Kollegen so wenig prinzipielle Würdigung und Zustimmung fand. — Als philosophische Grundlage

Digitized by Google

des Rechts betrachtete Röder bekanntlich die Lehre Krause's. Dieser Denker macht gleich den alten Naturrechtlern die menschliche Individualität zu seinem rechtsphilosophischen Ausgangspunkte. Aber zum Unterschiede von den Naturrechtlern postulirt er eine Rechtsordnung, welche die für erreichbar gehaltene vollständige Harmonie zwischen Individual- und Gesammtinteressen dadurch zu gewinnen sucht, daß sie die Erziehung der Individuen im Interesse der Gesammtheit und durch die Gesammtheit beziehungsweise Mehrheit statuirt. Krause's Rechtsphilosophie gibt also bei aller prinzipiellen Uebereinstimmung mit dem alten Naturrecht doch die Möglichkeit nicht nur einer philosophischen Kritik der naturrechtlichen Grundbegriffe, sondern auch einer organischeren Rechtsauffassung als welche den früheren Naturrechtlern möglich war. In der bezeichneten Kritik und Rechtsauffassung liegt nun auch die Stärke von Röders unvollendetem Hauptwerke, seinen »Grundzügen des Naturrechts«, erste Aufl. 1846, zweite Aufl. 1860, 1863. Es ist insbesondere ein Verdienst Röders, daß er das Ungenügende des landläufigen, auf römischen Definitionen fußenden Eigenthumsbegriffes klar darlegte. Wenn er ferner das Eigenthumsrecht mit einem Arbeitsrecht in Verbindung gesetzt und eine individualistisch gedachte Organisation der Arbeit gefordert hat, so hat er hiermit nach Ansicht der Unterzeichneten allerdings nicht das Richtige getroffen, immerhin aber schon frühe auf Aufgaben hingewiesen, deren richtige Lösung in unserer Zeit zu einem dringenden Bedürfnisse geworden ist. — Am entschiedensten und mit dem größten Erfolge war übrigens Röder für die Reform der bestehenden Strafgesetzgebung im Geiste seiner rechtsphilosophischen Grundanschauung thätig: wie denn auch Strafrecht den Hauptgegenstand seiner Lehrthätigkeit bildete. Mit unermüdlicher Energie hat er den Satz verfochten, daß Besserung der Zweck aller Strafen sei, daß es sonach wesentlich auf die richtige Erziehung des Verbrechers durch die Gesammtheit ankomme. So schon in seiner Heidelberger Habilitationsschrift: „Commentatio de quaestione an poena malum esse debeat“ (1839), welche er später in dem Buche: »Der Strafvollzug im Geiste des Rechts« (1863) verdeutschte und welche der holländischen Abhandlung des Professor Modderman „Straf geen Kwaad“ zur Grundlage gedient hat. Eine Reihe theilweise in Zeitschriften erschienener Monographieen, sowie schließlich die 1867 erschienene von Francesco Giner in's Spanische übersetzte Schrift »Die herrschenden Grundlehren von Verbrechen und Strafen in ihren inneren Widersprüchen« vertreten den gleichen Gedanken. Gewiß war dieser Gedanke höchst geeignet, einer Agitation für Reform des Gefängnißwesens zur Grundlage zu dienen, wie sie Röder fast 40 Jahre lang schriftstellerisch, in populären Vorträgen und auf dem Katheder mit Hingabe und vollster Ueberzeugung betrieben hat. Als Kern der erwähnten Reform erschien ihm der Ersatz der bisher gemeinsamen durch die Einzelhaft, wie er dieses insbesondere in der 1856 erschienenen Schrift »Die Verbesserung des Gefängnißwesens mittelst der Einzelhaft, ein Gutachten« ausführlicher darlegte. Da Röder in der Lage war, neben seinen theoretischen Gründen auch auf die thatsächlichen Erfolge hinweisen zu können, welche in Baden seit Anlage des Bruchsaler Zellengefängnisses (1845) mit der Einzelhaft erzielt wurden, da er ferner in seinen Freunden, dem Holländer Suringar und dem Belgier Ducpétiaux, rüstige Mitkämpfer fand, so hatte er die Genugthuung, die fortschreitende Verwirklichung seiner Vorschläge in Deutschland und außerdeutschen Ländern zu erleben. Diese Erfolge, die wachsende Anerkennung seiner Schriften namentlich in Holland, Spanien und Italien sowie die treue Anhänglichkeit seiner — das Kolleg über Gefängnißwesen ausgenommen — allerdings nicht sehr zahlreichen Zuhörer mochten Röder für manches Herbe entschädigen, was er in späteren Jahren erfahren mußte. — Röder war ein außerordentlich fleißiger Gelehrter, wie seine zahlreichen Abhandlungen in Leonhardis »Neuer Zeit«, in der Tübinger

Digitized by Google

Zeitschrift, im Gerichtssaal u. s. w. darthun. Seine Vielseitigkeit als Jurist zeigt sich u. A. in der Herausgabe von »Versuchen zur Berichtigung von Ulpiani fragmenta« 1856. Namentlich in den letzten Jahren seines Lebens hat Röder häufig durch populäre Vorträge für seine Ansichten zu wirken gesucht. In seiner Häuslichkeit fand Röder eine Quelle der Beglückung. H. Strauch.

Johann Christian Roller,

geboren zu Pforzheim den 27. August 1773, besuchte das dortige Pädagogium, an welchem die nachmaligen Kirchenräthe Sander und Zandt wirkten, kam sodann auf die hohe Karlsschule zu Stuttgart, wo er die Humaniora absolvirte und das Studium der Medizin begann. Gern erzählte er davon, daß ihm dort dieselbe Stelle angewiesen war, welche einst Schiller eingenommen hatte. Eine in jener berühmten Akademie als Prämie erhaltene große silberne Denkmünze mit dem Brustbild des Herzogs Karl von Württemberg ist noch im Besitz der Familie. In Jena setzte er das medizinische Studium fort. Nach rühmlich bestandenem Examen ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er bald das Vertrauen seiner Mitbürger in seltenem Grade gewann. Nach Geheimerath Malers Geschichte der Kuhpocken-Impfung in Baden war Roller der erste Arzt in der damaligen Markgrafschaft, welcher geimpft hat. Der erste Impfling war der Sohn des damaligen ersten Beamten in Pforzheim, der spätere Professor der Medizin, Geheime Hofrath Dr. Baumgärtner. 1804 wurde Roller zum Irren- und Siechenhaus-Physikus in Pforzheim ernannt. Er war der erste Irrenarzt im Großherzogthum und hat als solcher während 10 Jahren mit regem Eifer und einem über zahllose Hindernisse erhabenen Muth an jener Anstalt gewirkt. Ketten und Schläge mußten abgeschafft werden, bevor eine rationelle Behandlung Eingang finden konnte. Seinem Sohne war es vergönnt, unter günstigeren Umständen das Werk weiter fortzuführen. 1811 gab Roller eine »Beschreibung der Stadt Pforzheim mit besonderer Beziehung auf das physische Wohl ihrer Bewohner« heraus, welche Schrift eine günstige Beurtheilung erfahren hat. Sie enthält S. 154—174 eine Beschreibung der Pforzheimer Irrenanstalt. Den 16. März 1814 fand er, 40 Jahre alt, in der damals herrschenden Typhus-Epidemie mit vielen Aerzten des badischen Landes mitten in rastlosem Wirken den Tod. Auf ihn folgte Hofrath Groos bis 1836 und auf diesen Rollers Sohn. Rr.

Christian Friedrich Wilhelm Roller.

Am 7. Januar 1878 wurde die sterbliche Hülle eines Mannes zu Grabe getragen, der wie Wenige berufen war, der Wohlthäter der leidenden Menschheit während eines langen, thatenreichen Lebens zu sein. Seinen Sarg begleitete der hochsinnige Fürst unseres Landes, mit seinem durchlauchtigsten Hause dem Heimgegangenen in erhabener Freundschaft verbunden, mit Ihm die höchsten Würdenträger, Abgesandte der badischen Aerzte und ein fast unabsehbarer Zug von Leidtragenden, Freunde aus allen Ständen und nach ihnen die Mitarbeiter und Kranken des Asyls, welches der Verewigte gegründet und durch 51jährige Leitung zu einem weit über die Grenzen Badens und Deutschlands reichenden Rufe erhoben hatte. Dieser Mann war Dr. Christian Friedrich Wilhelm Roller, Direktor der Heilanstalt Illenau, geboren den 11. Januar 1802 zu Pforzheim als Sohn des Irren- und Siechenhaus-Physikus Dr. Johann Christian Roller (siehe den vorigen Artikel). Er erhielt nach der Erziehung durch seine treffliche, feingebildete Mutter (Augusta, geborene Finner von Pforzheim) seine ärztliche Ausbildung in Tübingen, Göttingen und Heidelberg. 1822 licenzirt, verweilte er zuerst 3 Jahre als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und ging dann zur

Digitized by Google

Psychiatrie über, welcher er sein epochemachendes Wirken widmen sollte. Nach einer mehrmonatlichen, im Auftrag der Großherzoglichen Regierung unternommenen wissenschaftlichen Reise trat er am 4. Januar 1827 als Assistenzarzt bei Direktor Dr. Groos in der Irrenanstalt zu Heidelberg ein. Mit seinem scharfen Blicke erkannte Roller sofort die unbehebbaren Mängel der damaligen, ganz ungeeignet inmitten der Stadt gelegenen Anstalt und setzte nun die ganze Energie seines großen Wollens daran, eine neue, seinen Anschauungen entsprechende Anstalt zu erkämpfen. Getragen von der huldvollen Theilnahme des Großherzogs Leopold, unterstützt durch das Vertrauen der damaligen Minister Winter und v. Reitzenstein und durch das gleiche der maßgebenden Kammermitglieder gelang es ihm, seine Vorschläge im Laufe der nächsten Jahre angenommen und die Mittel zu dem Neubau der Anstalt Illenau gewährt zu sehen. Der einzig schöne Platz dieses Asyls, sowie die Konzeption der Baupläne, in deren technischem Theil er von dem trefflichen Baumeister Voß unterstützt wurde, sind sein eigenstes Werk. 1842 wurde die neue Anstalt bezogen, nachdem Roller schon 1836 die Direktion übernommen hatte. 1840 verehelichte er sich mit Christiane Roller, der ersten Oberaufseherin der Anstalt, und gewann dadurch die Lebensgefährtin, welche die hohen Gaben des Herzens und des Geistes besaß, um ihn in der Ausführung seiner Humanitätsaufgabe verständnißinnig zu begleiten. Von jetzt an beginnt das stille, aber große Tagewerk, welches die neugegründete Anstalt rasch zu einer auch innerlich ebenso vortrefflichen Musteranstalt machen sollte, als welche sie gleich bei'm Bezug in baulicher Hinsicht allseitig erkannt worden war. Unterstützt von den gleichstrebenden und von Rollers Ideen tiefdurchdrungenen Kollegen Hergt und Fischer begann die große Reformarbeit. Mit organisatorischem Genie entwarf Roller die Betriebspläne für die innere Verwaltung und für den ärztlichen Dienst, welche ein Aufsehen erregendes rasches Emporblühen der jungen Anstalt zur Folge hatten. Von Nah und Fern kamen die rathsuchenden Kollegen, um sich in den großartig angelegten und in segensreicher Vortrefflichkeit sich entfaltenden administrativen und ärztlichen Dienst einführen zu lassen. Kaum Einer der vielen Irrenärzte des deutschen Vaterlandes und der Nachbarländer dürfte zu finden sein, welcher nicht in Illenau seinen Besuch gemacht, seine kürzere oder längere Schule genommen hätte. Und dann erst die Wirksamkeit für die Kranken! Die herrlichen Heilresultate, die beglückten Aeußerungen der Entlassenen über die ihnen in der Krankheit zu Theil gewordene unermüdliche Umsicht und Pflege trugen bald den Ruf der Anstalt weit über die Grenzen Badens und Deutschlands. Kranke aller Nationen waren bald unter den Einwohnern Illenau's zu finden. Wie viele Tausende, die in wieder erkämpfter Gesundheit glücklich ihre Lieben und ihre Heimath wiedersehen durften, segneten die von der wärmsten Menschenliebe durchgeistigte Behandlung, die ihnen zu Theil geworden und deren Seele Roller war und blieb! Aber trotz des außerordentlichen Wirkens im häuslichen Berufe wurden auch die Pflichten für den Ausbau der Wissenschaft nicht vernachlässigt. Schon 1844 hatte Roller mit Flemming und Damerow die »Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie« gegründet, welche den Gesammtfortschritt unseres psychiatrischen Wissens bis Ende der 1860er Jahre allein vertrat und auch jetzt noch unter Lährs Redaktion an der Spitze mitstrebender neuer Zeitschriften die Fahne ihrer Gründer hoch hält. Mehrere für die gesammte, bauliche und administrative Frage hochwichtige Schriften aus Rollers Hand waren vorher schon erschienen; aber auch jetzt noch kamen jährlich kleinere und größere Aufsätze über die wichtigsten Aufgaben und schwebenden Tagesfragen und eine Reihe der sorgfältigsten Recensionen über einschlägige Werke, worin seine milde aber meisterhaft klare Kritik unermüdlich fortfuhr zu lehren und weiterzubauen. Es ist die gerechte Würdigung eines

Digitized by Google

wahren Verdienstes, wenn diesem Streben auch die äußere Anerkennung zu Theil wurde. Sein Landesherr und andere deutsche Fürsten ehrten den berühmten Mann durch Ordensverleihungen und Ernennungen. Von allen psychiatrischen Vereinen Deutschlands und sehr vielen des Auslands erhielt er Ehrendiplome; zwei Fakultäten, Heidelberg und Basel, hatten ihn zum Doctor honoris causa ernannt. Mit den meisten Koryphäen seiner Spezialwissenschaft aus allen Nachbarländern stand er in freundschaftlichem Verkehr. Sollen aus dem langen thaten- und ehrenreichen Leben noch einige besondere Lichtpunkte genannt werden, so sind es die drei Jubiläen, welche der Verewigte unter den Glückwünschen des gesammten Inlandes und der vielen Bekannten des Auslandes feiern durfte, das 25jährige 1852, das vierzigjährige 1867 und das fünfzigjährige 1877. Beide letztere wurden, dem besondern Wunsch des Jubilars entsprechend, still begangen. Dem freudigen Lichte des reich gesegneten Lebensgangs fehlten aber auch schmerzliche Schatten nicht. Fünf Kinder und die inniggeliebte Gattin, dazu auch noch seinen Bruder, Professor Roller, seinen langjährigen Mitarbeiter, mußte er im Tode sich vorangehen sehen. Daß dieser ihn selbst, den wenn gleich fast 76jährigen, aber geistig noch ganz jugendfrischen Greis, als Nächsten und so unerwartet einberufen würde, hatten die treubesorgte Familie und die ihm in pietätsvoller Freundschaft anhänglichen Mitarbeiter nicht erwartet. Nach anhaltenden Müdigkeitsgefühlen im Spätherbste 1877, welche selbst der Aufenthalt im liebgewohnten Petersthal nicht zu verhindern vermocht hatte, trat Mitte Dezember ein Frostanfall ein, welcher unter Fieber zu raschem Kräftezerfall führte. Trotz der liebevollsten, umsichtigsten Pflege nahm die Entkräftung zu und am 4. Januar 1878 Abends 10 Uhr entschlief Roller, gerade am Jahrestag seines 51jährigen Wirkens. — Ein reiches, bedeutendes Leben hat sein Tod abgeschlossen; ein hoher Geist von seltener Begabung und noch seltenern Tugenden des Herzens ist von hinnen gegangen. Ganz sein Wesen in seiner unerschöpflichen Vielseitigkeit und sein tiefes Herz in allen seinen Vorzügen erkannt zu haben, ist außer seiner Familie und seinen treu geliebten Freunden nur Denen vergönnt gewesen, die ihm in jahrelanger Berufsarbeit zur Seite stehen durften. Diese aber fühlen mehr, was sie von dem bedeutenden Geiste erfahren haben, als daß sie das Empfangene in Worte zu fassen vermöchten; sie bewahren Alles aber als ein fruchtbringendes Vermächtniß für's Leben. Gemüthstiefe und weitblickendes Urtheil waren mit einem großen Wollen in Roller zu einem Gusse vereint. Das war die Kraft seines schöpferischen Schaffens — das aber auch die Hoheit seines Wesens, welche Allen, Gesunden wie seinen theuern Kranken, die ihn wie einen Vater liebten, unausgesprochen und immer entgegentrat. Es lag eine veredelnde Ausstrahlung in dem Adel dieser Erscheinung. Tief und allseitig philosophisch gebildet und für jedes neue wissenschaftliche Problem mit Jugendfrische stets zugänglich, hielt er gleichwohl mit der ganzen Ueberzeugungstreue seines Wesens an seinem christlichen Bekenntniß fest, an dessen praktische Bewährung in Werken edelster Menschenliebe er sein Leben gesetzt hatte. Und nicht minder groß war seine nationale Gesinnung, die er unentwegt durch die Stürme der 1860er Jahre trug, bis sie endlich nach dem glorreichen Jahr 1870 ihre Erfüllung erhielt. Kein jugendliches Herz hat sie jubelnder begrüßt und begrüßen können, als der rüstige Greis, den die Größe und der Ruhm seines Vaterlandes — Allen unvergeßlich — in jenen Tagen verklärte. Ihm gebührt der Kranz des Nachruhms. Denn Tausenden ist er Arzt und Retter und treuer Freund gewesen; seinem engern und weitern Vaterland eine bleibende Zierde. In seiner Wissenschaft aber bezeichnet er eine Epoche, welche die von ihm festgestellten Grundsätze für praktische Irrenpflege als Richtschnur kommenden Geschlechtern überreichen wird. (Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 13.)

Digitized by Google

Friedrich Rosset

wurde am 14. November 1842 zu Freiburg geboren. Der Unternehmungsgeist des Kaufmanns und der Wunsch, fremde Länder zu sehen, führte ihn nach Afrika. Seit dem Jahre 1871 stand er zu Chartum, der Hauptstadt von Sudan, an der Spitze eines umfangreichen Import- und Exportgeschäftes. Im Februar 1875 wurde er zum Kaiserlich Deutschen Vicekonsul ernannt. Durch mehrere Reisen in das Innere des Landes gewann Rosset, abgesehen von der seinen Geschäften dadurch zugewandten Förderung, immer mehr Interesse an der Erforschung der weniger bekannten Theile Afrikas. Im Sommer 1876 fuhr er mit seinem Bruder K. W. Rosset und den Afrika-Reisenden R. Gessi und Dr. Juncker in der Richtung nach Abessinien den Blauen Nil hinauf bis oberhalb Senaar, die frühere Hauptstadt des Sudan, wobei es sich um Aufsuchung von Bauholz für Dampfschiffe handelte und als Reiseziel die großen Urwälder bei Roseres (12^0 n. Br.) an der Grenze von Abessinien in's Auge gefaßt waren. Obwohl die Ungunst der Witterung die vollständige Ausführung des Projekts vereitelte, war dennoch die Ausbeute der Reisenden für ihre wissenschaftlichen Sammlungen sehr bedeutend. — Am Ende desselben Jahres 1876 wurde Fr. Rosset eine sehr ehrenvolle Aufgabe zugetheilt. Als nämlich der General-Gouverneur Gordon Pascha zum Behuf einer Reise nach England auf einige Monate Urlaub nahm, ernannte er am 27. Oktober Fr. Rosset zu seinem Stellvertreter mit den ausgedehntesten Vollmachten, vermöge welcher Rosset die ganze Verwaltung der Egyptischen Aequatorialprovinzen unterstellt war. Und es verblieb bei dieser Verfügung, obwohl der Gouverneur von Chartum gegen dieselbe Einsprach erhob. In dieser Eigenschaft stand Rosset während der Abwesenheit Gordon Paschas in direkter Verbindung mit dem Khedive von Egypten. — Im Februar 1877 wurde Rosset zum Englischen Vicekonsul in Chartum ernannt. Im Mai desselben Jahres erhielt er von Gordon Pascha den Auftrag, für die Egyptische Regierung eine Reise nilabwärts bis Wady-Halfa und Assuan zu unternehmen, um sechs große indische Elephanten in Empfang zu nehmen, welche für das Innere Afrikas bestimmt waren und deren Transport in der Zeitschrift »Globus« im Dezemberheft 1878 ausführlich beschrieben ist. Im November 1877 ging Rosset, von Gordon beauftragt, in geheimer Mission nach Faschoda (10^0 n. Br.), wo der Gouverneur, ein wahrer Tyrann, von Gordon abgesetzt worden war und sich aus Furcht vor der verdienten Strafe vergiftet hatte. Von der Ausführung einer größeren Expedition den Sobatfluß hinauf, die er im Sommer 1878 in Begleitung seines Freundes Gessi antreten wollte, wurde Rosset durch seine Ernennung zum Civil-Generalgouverneur der 1874 durch Egyptische Truppen eroberten Provinz Darfur abgehalten. Am 18. Juli 1878 brach er in Chartum auf, um sich an seinen neuen Bestimmungsort Fascher (oder Tendelty) zu begeben. Nach 45 Tagen langte er, nachdem er viele Mühsale bestanden, dort an. Als seine wichtigste Aufgabe betrachtete er die Ausrottung der Sklaverei, daneben sollte er aber auch die neuen Länder, welche die Truppen des Vicekönigs erobert hatten, gegen feindliche Stämme vertheidigen und die Verwaltung der Provinz neuorganisiren. Zu diesem Zwecke war eine Reihe von kleineren Expeditionen nöthig, bei denen er mit nicht geringen Gefahren und Entbehrungen zu kämpfen hatte. Die meisten Schwierigkeiten bereitete ihm die ungenügende Ausbildung seiner Soldaten und der Mangel brauchbarer Offiziere. Für seine Gesundheit, die unter den unausgesetzten Anstrengungen und Aufregungen litt, war der Mangel an gutem Trinkwasser besonders verhängnißvoll. Nachdem durch frühere Fieberanfälle die Widerstandsfähigkeit seines Körpers geschwächt war, befiel ihn nun eine heftige Dysenterie,

Digitized by Google

welcher er am 13. November 1878, am Vorabend seines 36. Geburtstages, erlag. — Es ist auf das Lebhafteste zu bedauern, daß es diesem Manne von solcher Befähigung und Energie, der sich vom einfachen Kaufmann zu so bedeutender und einflußreicher Stellung emporzuschwingen wußte, nicht vergönnt war, der Mission, welche er in edler, humaner Begeisterung übernommen hatte, der Abschaffung der Sklaverei in den von ihm zuletzt verwalteten Theilen Afrikas seine Kräfte länger zu widmen. Dem deutschen Namen hat er in fernen Zonen alle Ehre gemacht. — Für die Wissenschaft sollte sein längerer Aufenthalt in Afrika nicht verloren sein. Aus seinen mit großem Verständniß angelegten reichen Sammlungen sind dem ethnographischen Museum der Universität Freiburg sehr bedeutende Bestände überwiesen worden. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 281 Beil. und Freiburger Zeitung April und Juni 1879.) *

Gottlob Georg Wilhelm Schellenberg

wurde geboren am 31. Mai 1819 zu Rußheim bei Karlsruhe, wo sein Vater Pfarrer war. Im Jahre 1825 mit diesem nach Theningen übergesiedelt, genoß er hier im väterlichen Hause den ersten Unterricht, um später mehrere Jahre das Pädagogium in Emmendingen zu besuchen. Mit Sorgfalt hegten seine Eltern die Keime der Rechtschaffenheit, Gottesfurcht und Nächstenliebe in seinem jungen Herzen, Eigenschaften, welche nachmals den Grundzug seines Charakters bildeten, und sorgten überhaupt mit Liebe und Verständniß für das geistige und leibliche Wohl des Kindes. So konnte Schellenberg im 15. Lebensjahre, wohl vorbereitet für das künftige Leben, 1833 das Elternhaus verlassen, um das Lyceum in Karlsruhe zu besuchen, wo er bei Verwandten fürsorglich untergebracht war. Um diese Zeit erwachte in ihm, angeregt durch das Vorbild seines Oheims, des Artilleriehauptmanns Arnold, die Vorliebe für die militärische Laufbahn, und so trat er im Frühjahr 1836, nach abgelegter Prüfung, in die allgemeine Kriegsschule, als Freiwilliger in die damalige Großh. Artilleriebrigade ein. 1838, nachdem er die Kriegsschule absolvirt hatte, wurde er zum Fähnrich und noch im nämlichen Jahre zum Secondelieutenant in der damals zur Artillerie gehörenden Pionierkompagnie ernannt. Schon im Sommer 1840, als ganz junger Offizier, erwarb er sich eine öffentliche belobende Anerkennung für die Umsicht, Energie und den guten Erfolg, womit er ein zur Bewältigung einer großen Feuersbrunst nach Pforzheim entsendetes Pionierdetachement geführt hatte. 1838—1841 besuchte Schellenberg die Artillerie-Offiziersschule und war, neben dem Kompagniedienst, noch als Lehrer an der Artillerie-Unteroffiziersschule und zur theilweisen Bearbeitung eines Pionierreglements für das 8. deutsche Bundes-Armeecorps verwendet. 1843 erfolgte seine Beförderung zum Oberlieutenant und seine Berufung als Lehrer an die allgemeine Kriegsschule. 1845 wurde er als Adjutant zur Artillerieausrüstungs-Direktion der im Bau begriffenen Festung Rastatt kommandirt, in welcher Stellung er bis zum Ausbruch der Revolution im Mai 1849 thätig war. Während der Bekämpfung des Aufstandes war er dem Artillerieinspecteur des II. Königlich Preußischen Armeecorps zugetheilt und bei der Belagerung von Rastatt verwendet, wobei er sich durch seine genaue Kenntniß der Festung und deren Vorterrains besonders nützlich machte. Bald darauf wurde Schellenberg zur Uebernahme der Zeughaus-Direktion nach Karlsruhe berufen. — In dieser ehrenvollen Stellung (als Oberlieutenant mit den Rechten und Befugnissen eines Regimentskommandeurs) hatte er außer dem Großherzoglichen Kriegsmaterial die Waffen, welche die Privaten abzuliefern hatten, zu sammeln und die Ausrüstung des zu reorganisirenden Armeecorps vorzubereiten, eine Aufgabe, die er nur mit seiner vollen, jungen Manneskraft in Jahresfrist zu bewältigen im Stande war. Nach Beendigung dieser Arbeit wurde er 1850,

Digitized by Google

unter öffentlicher Bezeigung besonderer Allerhöchster Zufriedenheit, der Funktion des Zeughaus-Direktors entbunden, zum Hauptmann und Batteriechef ernannt und bezog im Juli 1850 nach Abschluß der damaligen preußisch-badischen Konvention mit der aus 4 Batterien bestehenden badischen Artillerieabtheilung die Garnison Prenzlow in der Uckermark. Im November 1850 kehrten die badischen Truppen in die Heimath zurück und Schellenberg wurde, da gleichzeitig die Besetzung des Großherzogthums durch die preußischen Truppen aufhörte, zum Artilleriedirektor der Festung Rastatt ernannt. In dieser Stellung (1850—1864) vollendete er die Artilleriebewaffnung der Festung und erfreute sich in wiederholter Anerkennung und Belobung der steten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde, der Bundes-Militärkommission. 1860 erfolgte seine Beförderung zum Major, 1862 zum Oberstlieutenant; 1864 erhielt er das Kommando des Großherzogl. Festungsartillerie-Bataillons, wurde 1866 zum Oberst befördert und 1868 zum Kommandeur des Großherzogl. Feldartillerie-Regiments ernannt. Hier fand er die arbeitsvolle und schwierige Aufgabe, mit der Aufstellung neuer Batterien die preußische Organisation, insbesondere auch bezüglich der Reservebatterien und -Kolonnen, in's Werk zu setzen und ferner mit Einführung der preußischen Dienstvorschriften das preußische Exerzierreglement dem badischen Geschützmaterial anzupassen. Auch war im Jahre 1869 der erste Mobilmachungsplan nach preußischer Vorschrift auszuarbeiten, welcher sich schon nach kurzer Frist bis in die kleinsten Einzelnheiten durchaus bewähren sollte. Mit rastloser, freudiger Thätigkeit hatte er im Mai 1870 die bezeichneten Aufgaben gelöst, konnte aber — ein von ihm tief empfundenes Mißgeschick! — die Früchte seiner Arbeit nicht ernten. Am 13. Juni 1870 hatte er im Dienste das Unglück, einen Sturz mit dem Pferde zu thun, welcher ihm starke Kopfverletzungen verursachte, ihn auf das Krankenlager warf und bleibende schlimme Folgen hinterließ. Durch diesen Unfall sah er sich zu seinem tiefen Schmerz der Möglichkeit beraubt, an der Spitze seines Regiments, wie er gehofft, dem Feind im Felde gegenüber stehen zu können. Beim Beginn der Mobilmachung, durch den starken Blutverlust entkräftet, noch danieder liegend, ohne Aussicht, die Führung des Regiments bald wieder übernehmen zu können, nahm er die ihm angebotene Stelle als Kommandant in Rastatt an und begab sich schon am 20. Juli, trotz der Bedenken des Arztes und der Sorgen der Seinigen, auf seinen Posten. Die Schonung, die ihm noch nöthig gewesen wäre, wurde ihm dort nicht zu Theil, da die bis zur Schlacht bei Wörth sehr exponirte Lage der Festung und von da an deren Heranziehung zur Sorge für die Bedürfnisse des Straßburger Belagerungscorps, die Unterbringung und Bewachung Tausender von Kriegsgefangenen ꝛc. seine körperlichen und geistigen Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nahmen. In Folge solcher Ueberanstrengung wurde er von einem schweren Leiden befallen. Zwei Kuren in Karlsbad hemmten zwar den Fortgang der Krankheit, vermochten ihm jedoch die volle Gesundheit, deren er sich vordem zu erfreuen hatte, nicht wieder zu bringen. Mit dem Vollzuge der Militärkonvention wurde er — inzwischen als Generalmajor charakterisirt — in seiner Stellung als Kommandant von Rastatt in die königl. preußische Armee übernommen und verblieb in dieser Eigenschaft bis 1875, in welchem Jahre er mit der gesetzlichen Pension unter Anerkennung seiner langjährigen guten Dienste und unter Verleihung des Königlich Preußischen Kronenordens II. Klasse mit dem Stern zur Disposition gestellt wurde und seinen Wohnsitz in Freiburg nahm. Außer dem genannten hohen Orden bezeugten noch mehrere andere hohe Ordensdekorationen, welche seine Brust schmückten, welche Anerkennung seine Dienstleistungen Allerhöchsten Ortes gefunden hatten. Besonders erfreut fühlte er sich auch durch die 1868 erfolgte Verleihung des Ehrenbürger-Rechts der Stadt Rastatt, die ihm während eines beinahe

Digitized by Google

ununterbrochenen 23jährigen Aufenthalts (1845—1868) durch die Bande inniger Freundschaft, des Vertrauens und der Hochachtung zur zweiten Heimath geworden war. Der Aufenthalt in Freiburg schien seiner tief erschütterten Gesundheit sehr zu statten zu kommen und sein Aussehen und Befinden schien sich zur Freude seiner Angehörigen und Freunde wesentlich gebessert zu haben, als ihn zu Ende des Jahres 1878 ein katarrhalisches Leiden befiel, von dem er leider nicht mehr genesen sollte. Eine Lungen- und Herzlähmung machte seinem thätigen, segensreichen Leben in den Nachmittagsstunden des 14. April 1879 ein Ende. — Gerecht und milde als Vorgesetzter, gehorsam und pflichtgetreu als Untergebener, zuverlässig und aufopfernd als Freund und Kamerad, hilfreich mit Rath und That Jedem, der sich an ihn wenden mochte, streng in der Erfüllung aller seiner Verpflichtungen, so stand er da als das Bild eines hochherzigen, edlen Mannes, und mit Recht hat die Kunde von seinem allzu frühen Hinscheiden Alle in aufrichtige Trauer versetzt, denen es je vergönnt gewesen, in irgend welche nähere Beziehungen zu ihm zu treten. Sein Andenken wird hochgeehrt und im Segen bleiben bei all Denen, die diesen trefflichen Mann gekannt haben. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 97 Beilage.)

Peter Anton Schleyer

wurde geboren den 17. März 1810 zu Großeicholzheim im Amt Mosbach, wo sein Vater Schullehrer war. Als dieser später nach Waldhausen im Amt Buchen versetzt worden, erhielt der Sohn den ersten Unterricht im Lateinischen durch die Ortsgeistlichen des Pfarrortes Limbach, nachher durch den evangelischen Pfarrer Wilckens in Großeicholzheim. Die guten Fortschritte und die vielversprechende Begabung des Zöglings bestimmten Wilckens, ihn seinem Bruder, dem Oberamtmann Wilckens in Mannheim, zur weiteren Unterstützung zu empfehlen. So wurde es Schleyer ermöglicht, als Schüler in das Lyceum einzutreten, und gerne bezeugte er es auch später, daß er den Brüdern Wilckens die Erreichung eines höheren Lebensberufes zu verdanken habe. Im Herbst 1828 wurde er bei der Universität Freiburg immatrikulirt, studirte vier Jahre mit großem Fleiße Theologie und Philologie, erhielt sodann auf Empfehlung der akademischen Behörden behufs Fortsetzung seiner Studien und zur Vorbereitung für das akademische Lehramt von der Großherzoglichen Regierung ein Reisestipendium auf drei Jahre, welche er zu Bonn und Tübingen zubrachte. Im Herbst 1835 trat Schleyer in das Priesterseminar zu Freiburg ein, am 27. August 1836 erhielt er die Priesterweihe und am 31. Oktober desselben Jahres wurde er zum außerordentlichen Professor an der theologischen Fakultät in Freiburg für Exegese und biblisch-orientalische Sprachen ernannt. Diese Fächer lehrte er, seit Sommer 1839 Ordinarius, bis zum Jahre 1845, in welchem ihm nach seinem Wunsche die vakant gewordene Lehrkanzel der Kirchengeschichte und Patrologie übertragen wurde. Im Jahre 1853 erfolgte seine Versetzung an das Lyceum in Rastatt unter Belassung seines Ranges und seiner Besoldung. Das Aktenmaterial über die Veranlassung zu dieser im akademischen Leben außergewöhnlichen Maßnahme wurde von Schleyer in der von ihm anläßlich dieses Vorganges publizirten Schrift (die Universität Freiburg. Aktenmäßige Darstellung meiner Entfernung u. s. w. Schaffhausen 1854) zum größeren Theile veröffentlicht. Er trat die Stelle in Rastatt nicht an; nachdem (am 23. März 1854) seine Entlassung aus dem Staatsdienst verfügt worden, erhielt er vom Erzbischof die Pfarrei Kappel am Rhein. Wegen Kränklichkeit konnte er dieselbe in den letzten Jahren nicht mehr selbst besorgen, er zog nach Ettenheim und starb hier am 28. Februar 1862. — Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Schleyer schon als Studirender mit der Schrift: Würdigung der Einwürfe gegen die alttestamentlichen Weissagungen an dem

Digitized by Google

Orakel des Jesaja c. 13 und 14. über den Untergang Babels. Zugleich Darlegung eines historischen Irrthums, als seien die alten Babylonier oder Chaldäer zwei verschiedene Völker gewesen. Rottenburg 1835. Sie blieb die einzige größere Schrift des Verfassers; seine späteren Arbeiten bilden Recensionen und Abhandlungen; von letzteren sind die größeren: Ueber die von Matthäus und Lukas mitgetheilten Genealogien (Tüb. Quartalschrift 1836, Heft 3 und 4). Ueber den Jakobusbrief und die Brüder Jesu (Freib. Zeitschrift für Theologie, Bd. 4 und 9). Ueber die Unauflöslichkeit der Ehe (daf. Bd. 11). Ueber den Pusevismus (daf. Bd. 12). Zwei Publikationen verdienen eine nähere Erwähnung, weil sie bezeichnend für die kirchlichen Zeitverhältnisse und die Richtung und Haltung des Verfassers selbst sind. Im Jahre 1842 brachten einige außerhalb Badens erscheinende Kirchenzeitungen eine Reihe von Angriffen und Anklagen gegen Professor von Hirscher, ihn als unkatholisch, ja als Kirchenstürmer und dergleichen verdächtigend. Die theologische Fakultät glaubte es ihrem berühmten Mitgliede schuldig zu sein, durch eine öffentliche Kundgebung den schweren Beschuldigungen entgegen zu treten; Schleyer, als damaliger Dekan, wurde mit dieser Aufgabe betraut. Seine Apologie erschien unter dem Titel: »Hirscher und seine Ankläger« im 9. Bande der von der Fakultät herausgegebenen Zeitschrift für Theologie. Die Abwehr ist mit Gewandtheit, Wärme und einem eines gelehrten Theologen würdigen Freimuth durchgeführt; der Verfasser findet »den Ursprung der Anklagen gegen Hirscher in Tendenzen, deren Verwirklichung nicht nur für die Gestaltung des kirchlichen Lebens höchst bedeutsam wäre, sondern auch vorzugsweise auf die Wissenschaft der katholischen Theologie mächtig influiren müßte« (S. 376). Am Schlusse (S. 447) rügt er insbesondere auch »den Ton, welcher in vielen katholischen Blättern unserer Tage sich findet, als höchst auffallend«, als »eine, jedes christliche Gemüth schwer verwundende Erscheinung« u. s. w. »Häufig sind es sehr junge Männer, welche sich zu Zionswächtern aufwerfen, durch eine Art Hyperorthodoxie sich Ansehen verschaffen wollen und den Mangel eigenen Verdienstes durch Schmälerung desselben bei wirklich verdienten Individuen zu ersetzen meinen. Die religiöse Polemik unserer Tage ist bisweilen ekelhaft widerwärtig und kann nun und nimmermehr das Gute befördern, weil es ihr an aller Liebe fehlt; sie überzeugt und bekehrt nicht, sondern sie erbittert nur. Ihre Vertreter erscheinen als die gefährlichsten Feinde der katholischen Kirche, denn da der unbefangene Freund der Wahrheit und Religion sie nicht achten kann, sondern ihr Treiben desavouiren muß, so geben sie den Gegnern die Waffen in die Hände« u. s. w. Einen andern Anlaß, sich gegen hyperkirchliche Bestrebungen zu äußern fand Schleyer in dem 1844 zum erstenmal in Baden auftauchenden Versuche, einen »katholischen Verein für Baden« in's Leben zu rufen. Der Entwurf der Statuten nebst Begründung erschien in dem Süddeutschen katholischen Kirchenblatt 1844 Nr. 34. Als Zwecke des Vereins sind angegeben: Erhaltung, Vermehrung und richtige Verwendung der kirchlichen Stiftungen; Errichtung von Pfarreien und Schulen in katholischen Gemeinden, die ihrer noch entbehren; Gründung einer Domschule oder eines Knabenseminars; Sorge für verwahrloste Kinder; Verbreitung von katholischen Schriften und Büchern; Gründung einer katholischen Zeitung; Erhaltung der kirchlichen Bauten und Denkmäler; Abhaltung einer jährlichen Hauptversammlung im Spätjahr zu Freiburg. Schleyer ließ das Ganze in der Freiburger theologischen Zeitschrift, deren Redaktion er gerade führte, abdrucken (Bd. 11, S. 451 ff.) unter Zugabe »einiger Reflexionen«. Die Absicht, welche die Gründer zu leiten scheine, findet er zwar »löblich und schön«, aber er weiß dem Verein keinen »kirchenrechtlichen Boden zu vindiciren«, was der Verein anstrebe, sei Aufgabe und Pflicht des Erzbischofs und seines Ordinariates; es sei nicht dargethan, daß diese Behörden gänzlich außer Stand seien, die Rechte

Digitized by Google

der katholischen Kirche zu wahren, und selbst wenn dies wäre, so seien es nicht die Laien, deren Hilfe für die kirchliche Verwaltung anzurufen wäre, sondern die Kuratgeistlichkeit. Die Gründung des Vereins enthielte so eine schwere Anklage gegen die badische katholische Geistlichkeit, die auf nichts geringeres hinauslaufe, als daß dieselbe zur Beförderung der katholischen Interessen nicht geeignet sei und man an ihr verzweifeln müsse. Dieselbe erscheine jedoch, wenn auch mit Ausnahmen, im Ganzen achtungswürdig, besitze treffliche Kräfte, die nur gehörig verwendet werden dürfen, um die erfreulichsten Folgen herbeizuführen. »Ich muß hier eine Erfahrung mittheilen, die ich schon oft gemacht habe, die nämlich, daß unter unserer Geistlichkeit eine Art Kälte und Mißstimmung herrscht, weil bei Erledigung wichtiger kirchlicher Angelegenheiten von allgemeinerem Belange ihre Mitwirkung wenig oder gar nicht in Anspruch genommen wird und sie zwischen sich und dem Ordinariate eine zu große Kluft fühlt. Nun stellt sich aber der neue Verein geradezu zwischen den Erzbischof und die gesammte Geistlichkeit, wodurch diese Kluft noch vergrößert werden muß.« Man könnte den Leitern des Vereins auch die geheime Absicht unterlegen, daß sie den Erzbischof überwachen und unter dem Schein einer rechtlichen Befugniß oder Verpflichtung zu einer Thätigkeit veranlassen wollen, die er sonst nicht entwickelt haben würde. Der Verein, könnte man sagen, stehe gerade deßwegen nicht mit dem Ordinariate, sondern nur mit dem Erzbischof in Geschäftsverbindung (so bestimmt § 19 des Statuts), weil ein einzelner Mann leichter zu bestimmen sei, als ein ganzes Kollegium u. s. w. Der Verein würde jedenfalls in die kirchliche Regierung ein dem Katholizismus fremdes, demokratisches Element bringen, welches man nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen dürfe u. s. f. Nachdem Schleyer die angestrebten Zwecke im Einzelnen beleuchtet hat, und mit Ausnahme von drei Punkten (Sorge für verwahrloste Kinder, Verbreitung guter Bücher und katholischer Volkskalender) eine Nothwendigkeit zur Errichtung nicht finden konnte, verhehlt er sich nicht, daß seine Bemerkungen an manchen Orten eine nicht beifällige Aufnahme finden werden, und schließt mit der drastischen Mahnung: »Hüten wir uns, daß es nicht im Auslande heiße, in Baden sei die verkehrte Welt, indem dort Laien sogar bischöfliche Rechte ausüben und in jedem Spätjahr zu Freiburg i. Br. eine Komödie aufführen, welche mit den Ekklesiazusen des Aristophanes einige Aehnlichkeit habe.« — Zu den bei diesen zwei Anlässen bekämpften Tendenzen nahm Schleyer in spätern Jahren eine ganz andere Stellung: er wurde entschiedener Parteigenosse jener kirchlichen Richtung, gegen welche er, besonders in der Sache Hirschers, so entschieden aufgetreten ist; ja er war bemüht, die nach Veranlassung und Verlauf rein persönliche (kirchliche Fragen gar nicht berührende) Angelegenheit, die mit seiner Entfernung vom akademischen Lehramt endete, zur Parteisache zu stempeln, indem er nachweisen wollte, daß er als eifriger Vertheidiger des katholischen Charakters der Universität Freiburg entfernt, daß mit seiner Entlassung eine Verletzung der katholischen Interessen verübt worden sei und daß aus denselben Gründen dasselbe Loos auch die Parteigenossen unter seinen nächsten akademischen Kollegen treffen werde! (Vgl. die obige Schr. S. 266.) Diese Weissagung, an welche wohl nur Schleyer glaubte, ist nicht eingetroffen; die Gemeinten (Buß, Gfrörer, Schwörer, Wetzer) blieben wegen ihrer kirchlichen Gesinnung unbehelligt, sie sind Alle als aktive Träger ihres Amtes aus dem Leben geschieden. *

Johann Karl Schmitt-Blank

wurde am 23. Mai 1824 in Tauberbischofsheim als Sohn des damaligen Großh. Amtsschreibers Josef Schmitt geboren. Nach Absolvirung des Pädagogiums seiner Vaterstadt besuchte er von 1839 an das Gymnasium in Wertheim, bezog 1842, mit einem glänzenden Abiturientenzeugnisse versehen, die Universität Freiburg

Digitized by Google

und studirte daselbst drei Jahre lang mit großem Eifer Theologie. Als er aber in's Priesterseminar übergehen sollte, entstanden in dem äußerst gewissenhaften Jünglinge schwere Zweifel, und selbst das verlockende Angebot der akademisch-theologischen Laufbahn konnte ihn nicht von dem Entschlusse abbringen, einen andern Lebensweg einzuschlagen. Durch ungewöhnlichen Fleiß gelang es dem hochbegabten jungen Manne schon nach zwei Jahren sozusagen als Autodidakt (mit Ausnahme eines einzigen Semesters — Sommer 1846 — das er als stud. philol. an der Universität Marburg zubrachte, hatte er sich im elterlichen Hause vorbereitet) das philologische Staatsexamen zu bestehen (1847). Nach vorübergehender Verwendung an dem Lyceum in Rastatt und den höheren Bürgerschulen zu Breisach und Ettenheim wurde er Ende des Jahres 1849 an das Lyceum in Freiburg versetzt, dort am 7. April 1853 mit Staatsdiener-Eigenschaft angestellt, am 30. September desselben Jahres aber an das Lyceum in Heidelberg abgerufen, wo er bis 1857 blieb. In Freiburg wie in Heidelberg hörte Schmitt nicht blos fleißig Vorlesungen von Bergk und Feuerbach, Kayser und Stark, sondern hatte auch das Glück, mit allen diesen Gelehrten in freundschaftlichem Verkehr zu stehen; ganz besondere Anregung empfing er durch den auf dem Felde der Kritik berühmten Kayser, in dessen Haus er längere Zeit wohnte. Bald nach seiner Uebersiedelung nach Heidelberg hatte er sich von der Universität Freiburg den Doktortitel erworben. 1857 wurde er an das Lyceum in Mannheim, wo er zur Unterscheidung von seinem Kollegen Aug. Schmidt den Namen Schmitt-Blank annahm, und von da 1873 an das Gymnasium in Freiburg versetzt. Ende 1874 habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdozent der klassischen Philologie, ohne sein Gymnasialamt aufzugeben. In dieser Doppelstellung, welche ihm in hohem Grade zusagte, so daß er die ihm angebotenen Direktionen der Gymnasien zu Rastatt und Wertheim ausschlug, verblieb er bis Pfingsten 1879. In Folge einer Apoplexie, welche ihn um diese Zeit traf, nahm er zunächst Urlaub und zu Ostern 1880 seine Pension. Wiederholte Schlaganfälle führten dann unerwartet rasch seinen Tod herbei, der am 22. Oktober 1880 erfolgte. — Seine wissenschaftliche Thätigkeit war staunenswerth, seine schriftstellerische Fruchtbarkeit eben so bedeutend als vielseitig. Gleich seine beiden Erstlingsschriften, eine Novelle (»Baden-Baden« im Grazer Unterhaltungsblatt 1851) und eine kritische Arbeit de secundo in Homeri Odyssea deorum concilio etc. (1852) standen auf den beiden Polen seiner von lebhafter Phantasie und scharfem Verstande regierten Seele. Ihnen folgten kritische Arbeiten zu den homerischen Hymnen (Neue Jahrbücher 1853) und zu Pausanias (Philologus 1853). Die philologische Gelehrtenwelt erkannte diese Leistungen in hohem Maße an, ja ein Theil der Würzburger philosophischen Fakultät beabsichtigte, wie aus erhaltenen Briefen hervorgeht, aus eigener Initiative 1854 ihm einen Lehrstuhl an der dortigen Universität anzuvertrauen. 1859 erschienen seine observationes criticae in Aeschyli Agamemnonem (Programmarbeit), denen abermals der Erfolg nicht fehlte (cf. Rob. Engers Recension). Hierauf beschäftigte er sich Jahre lang mit Mythologie, welche er bereits in Heidelberg zugleich mit der Archäologie gepflegt hatte. Sein Plan aber, eine Geschichte der Mythologie zu schreiben, kam nicht zur Ausführung; doch fielen aus diesen gründlichen Studien werthvolle Körner für einen bis dahin unverdient vernachlässigten stoischen Schriftsteller ab: der künftige Herausgeber des Cornutus'schen Erklärungsversuches der althellenischen Dogmatik wird die Beiträge Schmitt-Blanks zur Texteskritik dieses Autors (Eos I 1864) mit großem Gewinne benutzen. 1864 schloß er die erste Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, welche wir als eine kritisch-archäologisch-mythologische bezeichnen, mit der Ausarbeitung »althellenischer Kulturbilder« ab, einer Programmschrift, in welcher er, zu seinen ersten Neigungen zurückkehrend,

Digitized by Google

die auf dem Bereiche der kritischen Verstandesübung gewonnenen tiefen Kenntnisse in homerischer Philologie mit den Schwingen seiner dichterischen Phantasie zu lebensvollen Gestalten emporhebt. Von da wendete er sich einem ganz andern Felde, dem grammatisch-gymnasialpädagogischen, zu. Schon im Jahre 1862 hatte er in einer Reihe von Thesen, welche dem Programme des Mannheimer Lyceums beigedruckt waren, dem Gedanken Ausdruck gelieben, die schon von Anderen versuchte parallele Behandlung der lateinischen und griechischen Schulgrammatik sei auch auf die des Neuhochdeutschen auszudehnen und die Grammatik dieser Sprache als Grundbau für die übrigen einzurichten. Er schritt alsbald zur That. 1865 erschien eine von ihm und seinem Kollegen Schmidt verfaßte Deutsche Grammatik als erster Theil einer deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik. In demselben Jahre hatte er die Freude, seine eigenen Grundsätze betreffs des grammatischen Unterrichts in einem Aufsatze der Deutschen Vierteljahrsschrift, welcher den Frankfurter Schulmann Wedewer zum Verfasser hat, bestätigt zu sehen. 1868 veröffentlichte Schmitt-Blank eine lateinische Vorschule, ein auch bei nichtparalleler Grammatikbehandlung recht brauchbares Büchlein, und 1870 sein Hauptwerk: Lateinische Grammatik, 2. Theil der deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik. Ueber dieses Buch haben sich Männer wie G. Curtius und Corssen in Briefen an Schmitt-Blank sehr anerkennend ausgesprochen, und der bekannte Leipziger Philologe L. Lange erklärte in einer Vorlesung über lateinische Grammatik die Schmitt-Blank'sche Arbeit für die beste Grammatik überhaupt nach der Curtius'schen griechischen Grammatik. 1872 folgte die von Schmitt-Blank allein besorgte 2. Auflage der deutschen Grammatik; das knappe, aber inhaltsreiche Büchlein zeichnet sich besonders durch interessantes, umsichtig aus dem Leben der Sprache ausgewähltes Detail und gute Beispiele aus. — In denselben Jahren, in welchen Schmitt-Blank sich so abstrakter Arbeit hingab, lag er der Dichtkunst, in der er sich von früher Jugend an versucht hatte, mit ganz besonderem Eifer ob, und nach langer Prüfung seiner poetischen Erzeugnisse faßte er den Entschluß, die werthvollsten derselben drucken zu lassen. Ein Verleger fand sich bald, und noch im Jahre 1872 trat ein schmucker Band »Zu Lied und Lehr« an die Oeffentlichkeit, der in dem beschaulichen »Liede« eine ergreifende Gemüthstiefe voll Liebeskampf und Weltschmerz, aber auch voll vaterländischer Begeisterung aufdeckt und in der kritisch betrachtenden »Lehre« eine gefurchte Stirne zeigt, welcher die strenge Gedankenzucht, der sauer durchkämpfte Zweifel und der herbgeschulte Wille deutlich aufgeschrieben sind. Es ist wahr, dieses Dichters Natur scheint mehr ethisch als ästhetisch angelegt: aber die Größe der Gesinnung ist es gerade, welche im Verein mit Gedankenreichthum so vielen seiner Dichtungen den Stempel des Bedeutenden aufdrückt. Doch auch wenn Schmitt-Blank keine Gedichte herausgegeben hätte, so müßte gleichwohl jeder Gebildete, der seine lebendige Beobachtung und Erfassung des Größten wie Kleinsten und sein warmes Herz für die Natur kennen gelernt, der ihn über Poesie, Malerei oder Musik in seiner überraschend treffenden Weise hatte urtheilen hören, einen apollobegnadeten Menschen in ihm erblicken. Und das Goethe'sche Wort, daß der Dichter Manches hassen müsse — es fand auf den Verstorbenen volle Anwendung: er haßte die Lüge, den Schein, die Heuchelei, das Gemeine, und gab diesem Hasse oft recht drastischen Ausdruck. — Das Letzte, was er unter seinem Namen drucken ließ, waren drei längere gymnasial-pädagogische Aufsätze (Stoy'sche Schulzeitung). Dieselben hingen zum Theil mit seiner Stellung als Leiter des von ihm gegründeten badischen Gymnasiallehrer-Vereins zusammen, für den er in wissenschaftlicher wie in verwaltender Beziehung äußerst rührig war. Die dritte Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit begann mit seiner Uebersiedelung nach Freiburg und war eine vorwiegend berufliche. Der Unterricht in

Digitized by Google

den obersten Gymnasialklassen und seine Vorlesungen an der Universität nahmen seine Kraft voll in Anspruch. Von den letzteren, welche für Freiburger Verhältnisse immer recht zufriedenstellend besucht waren, seien genannt: die über Sophokles Antigone, Horaz, Hesiod, Metrik, vergleichende Grammatik, Geschichte der Philologie, Gymnasialpädagogik ꝛc. Ansätze zum 3. Theil seiner Parallelgrammatik fanden sich im Nachlasse vor. — Als Unterweiser der Jugend wirkte er ersprießlich durch lebendige Erfassung des Lehrstoffes, durch logische Schärfe im Unterricht und durch individualisirende, aber von aller Begönnerung und Beschönigung ferne Einwirkung auf den Charakter der Schüler. Hat er auch nur ein Alter von 56 Jahren erreicht: er hat ein volles, reiches, ganzes Leben gelebt. Von allerlei körperlichen Leiden heimgesucht, hat er gezeigt, was die starke Seele vermag. Ein musterhaft sittenreiner, wahrhaft vortrefflicher Mensch, ein treuer Freund, ein innig liebender Bruder, ein den höchsten Ideen zugewendeter Mann hat er in allen Lebensverhältnissen dem Rufe zur That Folge geleistet. Er hat stets edel gefühlt und nach Kräften kräftig gewollt. (Karlsruher Zeitung 1880, Nr. 264 Beilage.)

Bonifatius Martin Schnappinger

wurde geboren den 5. Oktober 1762 zu Neuburg an der Donau, studirte daselbst Humaniora und Philosophie, trat 1782 in den Orden der Karmeliter in Würzburg, wo er sodann Theologie studirte und 1785 Priester wurde. Hierauf wirkte er in seinem Kloster als Leiter der Theologie und nach zwei Jahren wurde er als Professor an die (seit 1706 wieder hergestellte) katholisch-theologische Fakultät in Heidelberg berufen; sein Lehrfach war biblische Exegese. In dem Jahre des Uebergangs der Universität an das Kurfürstenthum Baden (1803—4) führte Schnappinger das Prorectorat. Als bald darauf durch den Preßburger Frieden auch das Breisgau an Baden gelangte und dieses an seinen ihm zugekommenen zwei Universitäten auch zwei Fakultäten der katholischen Theologie erhalten hatte, mußte nach Lage der Sache die Vereinigung dieser zwei Anstalten in Frage kommen und selbstverständlich konnte der Sitz derselben wohl nur die Hauptstadt des neugewonnenen katholischen Oberlandes werden. In diesem Sinne erfolgte auch am 8. Oktober 1806 die Entscheidung. Von den in Heidelberg angestellten Theologen wurden drei: Dereser, Schnappinger und Weck, ebenso der katholische Professor der Philosophie Schmitt, nach Freiburg versetzt. Schnappinger erhielt die Professur der Dogmatik und Apologetik, er wurde der Nachfolger des in Ruhestand getretenen gelehrten Klüpfel (gest. 1811). Diesen vermochte er freilich nicht zu ersetzen, namentlich erwies sich in späteren Jahren seine Lehrthätigkeit als nicht mehr ausreichend, so daß im Jahr 1819 vierzig Studirende bei dem akademischen Konsistorium ein Bittgesuch vorlegten, in welchem die Berufung eines zweiten Lehrers der Dogmatik beantragt war. Von dem Konsistorium zu einem Gutachten aufgefordert, sprach sich die theologische Fakultät in demselben Sinne aus; Schnappinger selbst zeigte sich Anfangs nicht geneigt, auf das ihm vom Ministerium nahe gelegte Ansinnen, um eine Pfarrstelle sich zu bewerben, einzugehen; er blieb in seinem Amte bis ihm im Spätjahr 1821 auf seine Bewerbung hin die Pfarrei Bräunlingen verliehen wurde. Wegen Gesundheitsrücksichten trat er aber diese Stelle nicht an, er erhielt Absenzbewilligung und lebte ganz zurückgezogen in Freiburg bis zu seinem am 6. Dezember 1832 erfolgten Tode. (Näheres im Freib. Diöc.-Archiv 10, 292 ff.) Einer größern Anerkennung hatte sich Schnappinger als Schriftsteller zu erfreuen; eine Anzahl kleinerer exegetischer Schriften zu den Briefen an die Römer und Epheser, zur Apostelgeschichte erschienen 1792—1795, ein vollständiger Kommentar in 4 Bänden zum neuen Testament erstmals 1797—99, in 3. Auflage 1817.) Entwurf der

Digitized by Google

christlichen Religions- und Dogmengeschichte. Karlsruhe 1807. Doctrina Dogmatum eccles. christ. cath. Augsburg 1816. Andere kleinere Schriften sind verzeichnet im Thesaurus libb. rei cath. p. 784. König.

Karl Wilhelm Schnars.

Dieser Name ist wohl Allen bekannt, welche die lieblichen Thäler und die stattlichen Höhen unseres Schwarzwaldes besuchten, denn er war ihr zuverlässiger Führer, ihr getreuer Rathgeber. Auf so manchen sehenswerthen Punkt in unserem herrlichen Lande hat er zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt; durch seine lebendigen Schilderungen hat er auch so manchen Freund der schönen Natur zuerst veranlaßt, seine Schritte nach Baden zu lenken, und Keiner hat es zu bereuen gehabt, seinem Rathe gefolgt zu sein. Schnars Werke, der Schwarzwald-Führer, die Beschreibung der Schwarzwald-Bahn und der Führer durch Baden-Baden und Umgebung sind so sprechende Zeugen gewissenhaften Fleißes, begeisterter Liebe zur Natur und warmen Interesses für unser Land, daß durch sie unsere Theilnahme auch für die Person und die Lebensumstände des Verfassers erregt werden muß und ihm in diesen Blättern ein Nachruf gebührt. Schnars war am 13. November 1806 in Hamburg geboren. Er hatte sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, praktizirte in seiner Vaterstadt und wurde Hospitalarzt im Hamburger Krankenhaus. Seine Liebe zur Natur, seine Freude am Reisen trieb ihn aus seiner Heimath fort. In den 40er Jahren unternahm er eine Reise nach Afrika und erforschte den Lauf des oberen Nil, im Auftrag der Redaktion der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, für welche er eine Reihe werthvoller Reiseberichte schrieb, die in der wissenschaftlichen Beilage dieses Weltblattes veröffentlicht wurden. Nach Europa zurückgekehrt, blieb er im Süden, theilweise durch seine leidende Gesundheit hierzu veranlaßt. Er wählte Neapel zum ständigen Aufenthalt, praktizirte dort als Arzt und bildete für die dortige deutsche Kolonie ein anregendes und verbindendes Element. Die Revolution von 1848 vertrieb ihn von dort. Er kehrte nach Deutschland zurück und unser badisches Land wurde ihm nun zur neuen Heimath. Er lebte abwechselnd in Heidelberg, Freiburg, Konstanz und Lindau; der Bodensee fesselte ihn am längsten und gab ihm Veranlassung zu einem Werke über die Umgebungen des Bodensee's, welches in Stuttgart bei Cotta erschien. Zwar zog es ihn später nochmals nach Italien; er ging für einige Zeit nach Turin, kehrte aber wieder nach seinem geliebten badischen Lande zurück, um hier zu bleiben. Er durchstreifte es nach allen Richtungen, erforschte es auf das Genaueste und legte die Ergebnisse seiner ernsten Studien in dem Schwarzwald-Führer nieder, der seinen Namen am allgemeinsten bekannt gemacht hat. Der Erfolg dieses gediegenen Werkes war ein so großer, daß die Großherzogliche Regierung auf Schnars aufmerksam wurde und ihm die Schilderung der neuen Schwarzwald Bahn offiziell übertrug. Man hätte keinen Besseren finden können; denn Schnars verband mit seiner großen Naturliebe eine scharfe Beobachtungsgabe und einen gewissenhaften Gelehrtenfleiß, der seine Aufgaben auf das Gründlichste löste. In den letzten Jahren seines Lebens wählte er Baden-Baden zum ständigen Aufenthalt. Von hier aus machte er im Sommer seine Touren, um sie im Winter schriftstellerisch auszuarbeiten. Er verbesserte seine Werke unausgesetzt; der Werth dieser gründlichen Arbeiten wurde noch durch die Unbestechlichkeit seines Urtheils erhöht, da er in seiner unabhängigen Stellung von allen Einflüssen sich frei zu erhalten wußte. — Sein letztes Werk war der Führer durch Baden-Baden und Umgebung, die gründlichste Arbeit über unsere so oft beschriebene Bäderstadt, ein bleibendes Denkmal, das er hier selbst sich errichtete. Nach kurzer Krankheit starb er am 19. Mai 1879. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 125 Beilage.)

Digitized by Google

Rudolf Freiherr von Schönau-Wehr

wurde am 1. März 1809 zu Wehr geboren, als der dritte und jüngste Sohn des Freiherrn Josef Anton von Schönau, Grundherrn zu Wehr, und dessen Gattin, geborenen Freiin von Gemmingen-Steinegg. Nach Besuch des Gymnasiums und der Universität Freiburg, sowie der Universität Heidelberg bestand er im Jahr 1830 die Staatsprüfung und wurde unter die Forstpraktikanten aufgenommen. Eine ihm übertragene Aufnahme und Taxation der Waldbestände der Hardtgemarkung erwirkte ihm die Zufriedenheit des Großherzogs Leopold in dem Maße, daß ihm schon im Jahre 1834 in einem Lebensalter von 25 Jahren die Verwaltung des Großherzoglichen Hof-Forstamts übertragen wurde. Hiermit war die Grundlage zu dem Wirkungskreis gelegt, welchem von nun an während 41 Jahren die ganze schaffensfreudige und erfolgreiche Thätigkeit von Schönaus gewidmet war und welche er zur stetigen hohen Zufriedenheit seiner fürstlichen Gebieter ausübte. Im Jahre 1836 zum Hof-Forstmeister, 1855 zum Hof-Oberforstmeister, 1857 zum Hof-Jägermeister ernannt, wurde er nach Aufhebung des Hof-Forstamts im Jahre 1868 durch das Vertrauen seines Fürsten an die Spitze der Hofdomänen-Intendanz, berufen, in welcher Stellung ihm im Jahre 1872 die Ernennung zum Oberjägermeister zu Theil wurde. Nach längerem Leiden starb er am 13. März 1880. Am 13. Juni 1846 hatte sich Freiherr von Schönau mit Sophie von Gulat vermählt. Sein von Gott gesegnetes, hochbeglücktes Familienleben war einzig getrübt durch den Heimgang der zwei jüngsten Kinder dieser Ehe, welche dem Vater im Tode vorangingen. Die ihm zuletzt, mit der Verwaltung der Großherzoglichen Hofdomänen übertragene wichtige, umfassende und vielseitige Administrativthätigkeit führte er mit eben so viel Liebe und Eifer für die Sache, als mit der ihm bei aller Kürze eigenen Gründlichkeit und mit seiner reichen Erfahrung durch. Sie fand ihre Anerkennung in der Gnade Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs und durch deren wiederholte äußere Merkmale. Seit dem Jahre 1877 schmückte den Verstorbenen das Großkreuz des Zähringer Löwenordens. Seine Untergebenen verehrten in ihm den Vorgesetzten, dessen gerader Blick das Richtige stets erfaßte und auf dessen unerschütterliche Gerechtigkeit sie eben so sicher zählen konnten, wie auf sein verständnißvolles herzliches Wohlwollen. Seine Familie und der weite Kreis seiner Bekannten verloren in ihm das geliebte Haupt, den zuverlässigen, zu Rath und That stets bereiten Freund. Sein Fürst und Herr, welchem er mit überzeugungsvoller Treue und mit ganzer Hingebung diente, ehrte das Andenken des Heimgegangenen durch das Geleit seiner Hülle zur letzten Ruhestätte. Der äußerlich einfache, und doch innerlich so reiche Lebensgang des Verklärten bietet — wie seine Individualität selbst — ein in sich abgeschlossenes harmonisches Bild, werth der liebevollen Betrachtung und würdig der Nacheiferung im Streben nach Recht, Ehre und Wahrheit. (Karlsruher Zeitung 1880 Nr. 69.)

Adolf Schrödter.

»Unser Leben währt siebenzig Jahre!« sagt der Psalmist mit dem Beisatz: »und wenn es köstlich gewesen ist, war es Mühe und Arbeit!« Im Alter von 70 Jahren, nach einem in diesem Sinne köstlichen, bis in die letzten Tage thätigen Leben ist am 9. Dezember 1875 Adolf Schrödter aus dieser Welt abgerufen worden, ein gleich schwerer Verlust für die Kunst wie für den großen Kreis seiner Freunde, dessen Freude und Zierde er trotz zunehmender Kränklichkeit der letzten Jahre war. Zu Schwedt in der Uckermark geboren, eines Kupferstechers Sohn, hatte er früh seinen Vater verloren und mußte schon im Knabenalter mit kleinen Grabstichelarbeiten sein Brod verdienen. Aber die wackere Mutter sorgte für eine treffliche Erziehung; Schrödter genoß eine wissenschaftliche Bildung, wie sie

Digitized by Google

wenigen Künstlern in solchem Umfange zu Theil wird, und sah sich durch dieselbe in den Stand gesetzt, aus der alten, wie aus der neuen Literatur zu schöpfen, die Meisterwerke des Auslandes gleich denen der deutschen Geschichte und Dichtung zu studiren und so auf den mannigfachsten Kunstgebieten Schönes zu schaffen. Der fleißige Autodidakt hatte aus der Schule eine so gediegene Grundlage mitgebracht, daß er sogar die sonst nur den Gelehrten zugängliche altdeutsche Sprache geläufig las und im Mittelhochdeutschen bewandert genug war, um den Chronikenstil trefflich zu kopiren. Zu Fleiß und Ausdauer hatte ihn das Leben gezwungen, und vielleicht auch sein ursprüngliches Metier. Kein Kunstgebiet verlangt so nachhaltige Geduld als die Kupferstecherei. Ein halbes Dutzend Jahre hielt es der junge Mann beim transparenten Blendrahmen, beim Scheidewasser und Grabstichel aus, dann trieb es ihn von den Nachbildungen zu selbstständigen Schöpfungen. Aber seine Zeichenkunst war nur empirisch; er mußte die akademische Kunstbildung von Grund aus nachholen und in Berlin sich bei einem Lithographen verdingen, um die Mittel zum Besuche der Kunstschule zu erwerben. Das geschah Anfangs der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, in derselben Zeit, da die in Rom begonnene Regeneration der Kunst in den deutschen Akademien Früchte zu tragen begann. Veranlaßt durch seinen Freund Lessing kam Schrödter 1827 nach Düsseldorf in die kurz vorher von Schadow reorganisirte rheinische Kunstschule. Neben den Jüngern der bildenden Künste fanden sich dort Poeten und Musiker zusammen, Karl Immermann amtirte als Landgerichts-Rath, Friedrich v. Uechtritz war sein Kollege, Felix Mendelssohn-Bartholdy war städtischer Kapellmeister. Man führte ein literarisch-artistisches Phäakenleben, das seinen Glanz auch in weitere Kreise warf, als Immermann die Leitung der Bühne und Mendelssohn jene des Theaterorchesters übernahm. Am bekanntesten aus jener Zeit ist wohl das in Erfindung und Ausführung meisterhafte Bild: »Don Quixote im Amadis von Gallien studirend.« Die damals von Schrödter erfundene Figur des Don Quixote, welche Heinrich Heine als die einzig richtige Verkörperung des »sinnreichen Junkers« bezeichnete, ist der Prototyp aller spätern Darstellungen des sinnreichen Junkers von La Mancha, und würdig reihen sich diesem Bilde die darauf folgenden an: die köstlichen Falstaffiaden (»So lag ich und so führt' ich meine Klinge,« »die Rekrutenmusterung« u. s. w.), sein »Münchhausen, im Kreise der Genossen Abenteuer erzählend,« oder derselbe in andern Situationen, Till Eulenspiegel und andere Oelbilder oder Radirungen. Man muß aber eigentlich, um diese kleinen Meisterwerke recht und voll würdigen zu können, die Zeit ihrer Erscheinung mit erlebt haben. Es ist nicht bloß ihr bleibender Werth diese Verkörperung des gesundesten Humors und der gelungene Ausdruck in Zeichnung und Farbe, worin das unbeschreibliche Verdienst des Künstlers besteht, sondern eben so sehr das kecke, entschiedene Auflehnen des Humors gegen die Richtung jener Zeit, in der die ganze Düsseldorfer Schule in ihrer Hinneigung zur Romantik in eine kränklich schwärmerische Sentimentalität gerathen war, welche sich in einer Reihe von mehr oder minder meisterhaft ausgeführten Bildern aussprach, die sämmtlich bloß trauernde Figuren darstellten. Es schien, als habe die Kunst gar keinen andern Vorwurf mehr und jedes Kunstwerk müsse dieser nahe an das Ungesunde streifenden Richtung angehören. Wie erleichternd, erfrischend, belebend und von durchschlagender Wirkung war es nun, als sich auch unser Meister zu den Darstellern so traurig sentimentaler Gestalten gesellte und seine »trauernden Lohgerber« malte, die der fortgeschwommenen Kuhhaut nachjammern! Der unübertreffliche Humor dieses Bildes beendete ohne Worte mit einem Schlage die unselige Verirrung jener Zeit, und wie die damals Lebenden sich plötzlich ihrer eigenen Befangenheit bewußt wurden und die Befreiung von jener süßlichen und, je meisterhafter die Ausführung der Bilder war, um so verderblicheren Einfluß

Digitized by Google

ausübenden Sentimentalität dankbar erkannten, so ist das Andenken an diese rettende That Schrödters ein bleibendes Eigenthum der Kunstgeschichte! — In der gleichen Periode versuchte sich Schrödter in der Historienmalerei, allerdings in seiner Art. Er komponirte die Scene aus der Geschichte der Wiedertäufer, wie Jan van Leyden auf dem Principalmarkt zu Münster Gericht hält über die Abtrünnige unter seinen Frauen. Der König von Zion ist dargestellt in seinem ganzen Glanze, aber mit den Attituden seines verfehlten Schneiderberufs. Vielfache Scherze über des Malers lustiges Monogramm (er wählte einen Pfropfenzieher, der im Altdeutschen Weinschröter heißt) gaben ihm Anlaß, eine humoristische Allegorie: »Der Traum von der Flasche« zu radiren, und damit eröffnete er den Cyclus seiner Bilder vom Wein, die so große Verbreitung fanden. Ein Fries in 6 Blättern »Der Triumphzug des Weines« nach einem Gedicht von Marées ist das Hauptwerk; als Seitenstück zu dem stolzen Zuge der Weinfürsten könnte man den vom Kunstverein herausgegebenen Fries »Rheinische Bauernkirmes« qualifiziren. Voll seinen Humors sind die Randzeichnungen zu alten Trinkliedern aus »Des Knaben Wunderhorn«, z. B.:

Wo Heu wächst auf der Matten,
Dem frag' ich gar nichts nach,
Es hab' Sonn' oder Schatten,
Ist mir geringe Sach';
Gut Heu das wächst an Reben,
Dasselbig' woll'n wir ha'n,
Gut Spreu thut es auch geben,
Das weiß so Weib als Mann,

und zu einer vom Maler selbst verfaßten Humoreske »Vom Kampf der guten Gesellen mit dem Wein«:

Frisch Gesellen, drauf und dran,
Das Fäßlein hat kein' Panzer an!

Zwanzig Jahre hatte unser Künstler am Rhein gelebt, sich dort einen eigenen Herd gegründet und seinen Wohnsitz inmitten eines großen, seiner Blumenkultur gewidmeten Gartens liebgewonnen, da kamen die Ereignisse des Jahres 1848 und riefen ihn auf ein neues Feld, nach Frankfurt a. M., dem Sitze des deutschen Parlaments. Der witzige Verfasser der »Randzeichnungen« (Berathungen des Flachsenfinger Kunstvereins über die am unteren Rücken nachgedunkelte Venusstatue), Advokat Detmold von Hannover, war in Frankfurt Volksvertreter und engagirte Schrödter zu einem Werke: »Thaten und Meinungen des Abgeordneten Piepmeyer, Mitglieds der deutschen Nationalversammlung«, in welchem der deutsche Philister nach allen Richtungen scharf gegeißelt wurde. Dieses Album von einigen 30 Blättern Schrödter'scher Umrisse auf Stein ist längst eine Rarität geworden, und doch könnte eigentlich der »Piepmeyer« jetzt, nach erlangter Einheit in Deutschland, noch mehr wirken als vor drei Decennien. Unsere kleinen und großen Parlamente sorgen dafür, daß die Piepmeyerei nie ausstirbt. Als die Reaktion in's Kraut geschossen war und die letzten Blüthen des »Völkerfrühlings« überwuchert hatte, kehrte unser Meister von der Mainstadt ad locum unde zurück. In Düsseldorf war inzwischen durch Lenze der »Malkasten« gegründet worden, hatte seine ersten Kinderjahre überstanden und sollte allmählich dauerhaft konstituirt werden. Schon war eine Porträtgalerie der Mitglieder angelegt, da unternahm Schrödter die Schöpfung des zweiten Erfordernisses, der »Malkasten-Chronik«, und schrieb die Geschichte des ersten Lustrums der rheinischen Künstlergesellschaft im Stile der alten Urkunden, jenes humoristische opusculum, welches, später von Camphausen fortgeführt, längst zu einem respektabeln opus herangewachsen und im Druck erschienen ist. In seiner artistischen Thätigkeit kamen zunächst wieder Illustrationen an die Reihe; zu den älteren Werken dieser Art, zu Chamisso's Schlemihl, Musäus' Volksmärchen, Heine's humoristischen Liedern ꝛc.

Digitized by Google

kamen nun Bilder und Randzeichnungen zu Uhland, zum Düsseldorfer Künstleralbum u. A., und dann folgte ein Aquarellenfries, der wohl einzig in der neueren Kunst dasteht. Es war eine Allegorie der vier Jahreszeiten, repräsentirt in den Beschäftigungen der Menschen und umgeben von den Blumen und Vögeln der jeweiligen Saison; die Originale dieser unendlich reichen reizenden Komposition gehören zu den Schätzen der Karlsruher Gemäldegalerie. Und die in diesen Bildern dargelegten, seit vielen Jahren von Schrödter durch Spezialliebhaberei erworbenen Detailkenntnisse der Blumisterei und Botanik befähigten ihn, der Arabeskenkönig zu werden, als welcher er nun bald in eine neue praktische Thätigkeit treten sollte. Im Jahr 1859 berief ihn der Großherzog von Baden als Lehrer des Freihandzeichnens und der Aquarellmalerei an die Polytechnische Hochschule nach Karlsruhe. Neben dieser Thätigkeit entstanden bis zu seinem Tode: das Oelbild »Hans Sachs,« das sich im Besitze Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden befindet, das erwähnte Aquarell »Die 4 Jahreszeiten« für die Karlsruher Galerie in den Jahren 1860—62. Die 1866 erschienenen ersten 6 Blätter des Herbarium ornatum in Aquarelldruck wurden bis auf etwa 36 Blatt erweitert. Dasselbe Jahr brachte ein großes Aquarell: »Urwald auf Florida«, jetzt in der Galerie befindlich, und Modellzeichnungen für Uhrengestelle für die Furtwanger Industrie. Nebenbei entstanden zahlreiche Stickmuster für Straminarbeiten für die Großherzogin von Baden, welche jetzt in Händen des Frauenvereins sind und vielfach verwendet und ausgeführt werden. Diesen Vorbildern dürfte es vorzugsweise zu verdanken sein, daß die Arbeiten des Badischen Frauenvereins auf verschiedenen Industrieausstellungen stets ehrende Anerkennung und Auszeichnung gefunden haben, und es ist sehr erfreulich, daß diesen Bestrebungen nach des Meisters Tode systematische Pflege und möglichst weite Ausdehnung zu Theil wurde, weil der Fleiß und die Geschicklichkeit der deutschen Frauen dadurch Anhalt und Richtung erhielten. In den ersten Jahren seines Karlsruher Aufenthaltes begann Schrödter auch ein ausgedehntes »Ornamentenwerk«, in welchem er seinen Reichthum von geistvollen Ideen und Erfahrungen auf diesem jetzt mit immer steigendem Eifer bebauten Felde niederlegte. Das Jahr 1862 brachte eine nach Holland bestellte Wiederholung des Oelbildes »Don Quixote im Amadis lesend«, sowie ein vom Kölner Kunstverein erstandenes großes Oelbild nach Shakespeares »Was ihr wollt«, die von Malvolio überraschte Trinkscene des Junker Bleichwang, des Andreas, des Narren ꝛc. darstellend. »Illustrationen in Holzschnitt zu Uhland« brachte das Jahr 1863. Die folgenden 3 Jahre ließen die »Aquarellschule« entstehen, ein 36bändiges Werk in Farbendruck, bei Breidenbach u. Komp. in Düsseldorf, herausgegeben von J. Ch. Müller in Bremen. Der »Triumphzug des Königs Wein« in Farbendruck bei Bruckmann in München, später in »9 Bildern in Oel« für den Grafen Flemming ausgeführt, ist erst 1874 und 75 beendet worden. Dazwischen entstanden Holzschnitte zu verschiedenen Werken. Die letzte Arbeit dieser Art waren Holzschnitte für das von J. Engelhorn edirte Werk »Das Schweizerland«, geschnitten von Cloß in Stuttgart. An diesen Holzstöcken zu Initialen, Vignetten ꝛc. arbeitete Schrödter bis in die letzten Tage seines Lebens, dessen Abschluß sogar die völlige Beendigung der fast vollendeten Arbeit verhinderte. — Nachdem wir so in schwachen Umrissen des Meisters Thätigkeit und Bedeutung als Künstler skizzirt haben, bleibt uns zur Vervollständigung des Bildes noch übrig, auch seines häuslichen Lebens und Wirkens wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Es wurde ihm das Glück zu Theil, eine kunstsinnige Lebensgefährtin zu gewinnen, deren reiche Begabung sich unter seinem Einflusse zu allseits anerkannter Meisterschaft entwickelte, wie ja in den weitesten Kreisen die vielbewunderten, reizenden Werke Alwine Schrödters bekannt sind. Die Eltern haben die Freude genossen, ihre

Digitized by Google

eigenen reichen Talente in ihren 4 Kindern fortblühen zu sehen. Die älteste Tochter ist seit Jahren in Berlin verheirathet an den berühmten Maler A. v. Werner, den Direktor der dortigen Kunstakademie. Der jüngste Sohn gehört in Kiel als Schiffs-Baumeister der deutschen Marine an, und auch der ältere Sohn ist einem ernsteren Berufe gefolgt als der heiteren Kunst — doch weiß manche Dame seiner Heimath dankbar sein unerschöpfliches Talent in Schaffung von Ornamenten für Holzmalerei, von reizenden Stickmustern ꝛc. zu preisen —, während die jüngste Tochter, bevor sie sich nach England verheirathete, sich mit Eifer und Glück der Blumenmalerei zugewendet hatte. Schrödters Haus war seit vielen Jahren ein Vereinigungspunkt der Karlsruher Künstlerwelt, und über die Liebenswürdigkeit der Wirthe und das Behagen, das sie zu bereiten wußten, herrscht nur eine Stimme. Leider war des liebenswürdigen, ehedem so jovialen Meisters Lebensabend durch eine lange und harte Krankheit getrübt. Schon im Jahre 1873 mußte er, heftiger rheumatischer Schmerzen wegen, seine Lehrerstelle niederlegen, und als die Karlsruher Kunstgenossenschaft im Juni 1876 seinen 70ten Geburtstag festlich beging, konnte er das Krankenzimmer nicht verlassen. Nur der Tod vermochte ihn von seinen Leiden zu befreien. (Vgl. Allgem. Zeitung 1876, Nr. 6. Karlsruher Zeitung 1875, Nr. 300, 301.)

Ernst Schweinfurth,

einer der vielseitigsten und begabtesten unter den badischen Künstlern, wurde am 2. März 1818 in Karlsruhe als Sohn des Hutmachers Schweinfurth geboren und erhielt seine Bildung auf den Karlsruher Lehranstalten. Schon in früher Jugend verkehrte er mit dem damals gefeierten Maler Feodor (vgl. Bad. Biogr. I, 346) bei welchem zu gleicher Zeit der 1873 in Rom verstorbene Karlsruher Bildhauer Lotsch (a. a. O. II, 30) seine Studien machte. Nach seiner Konfirmation trat der junge Künstler im Jahre 1832 in das Kupferstecher-Atelier von Frommel (a. a. O. I, 270) ein, nach damaliger Sitte mit einem bestimmten Lehrkontrakte. Hier arbeitete er mit vielem Talente im Auftrage des »Kunstverlages«, machte für denselben Reisen in den Schwarzwald und zeichnete daselbst Kostüme und Landschaften für die damals erscheinende Zeitschrift »Badenia«. Da der Betrieb auf dem Frommelschen Atelier ein mehr kaufmännischer als künstlerischer war, brach der strebsame Kunstjünger den Kontrakt, ging wieder nach dem Schwarzwald, nahm Aufenthalt in Freiburg und zeichnete dort Portraits und für die Studentenschaft sogenannte Corpsbilder. Zu seiner weiteren Ausbildung siedelte Schweinfurth nach München über und blieb dort unter wechselvollen Schicksalen bis zum Jahre 1845. Die Liebe zur badischen Heimath führte ihn um diese Zeit in unsere reizvolle Bäderstadt Baden, hier entstand eine größere Anzahl origineller Oelbilder, sowie landschaftliche Kompositionen, welche Motive aus der Umgegend von Baden, München und aus Oberbaiern behandelten. Beleuchtungseffekte wurden in diesen Schöpfungen mit Vorliebe und Glück verwandt, so erregte z. B. ein Alpenglühen (soviel uns bekannt, im Besitze der Freifrau von Kettner) gerechtes Aufsehen. Diesen folgten interessante Waldlandschaften. Hier bethätigte er auch sein Lehrtalent, indem er mit vielem Glücke und Erfolge Privatstunden ertheilte. 1852 begab sich Schweinfurth im Auftrage des österreichischen Lloyd nach Dalmatien, um Kostümbilder für denselben auszuführen, er besuchte von hier aus noch Montenegro und Scutari und ging im Spätherbste des gleichen Jahres nach Rom, das er nun zum ständigen Aufenthalte erwählte. Sein erstes Werk an dieser heiligen Stätte der Kunst ist das in der Galerie zu Karlsruhe befindliche größere Bild »Gebirgslandschaft aus Montenegro« mit geschickt verwertheter Staffage: Montenegriner und Türken im Kampfe gegeneinander. Die reizvolle, hochinteressante, poetische Campagna von Rom wird bald Gegenstand seines eingehenden Studiums und Motive aus dieser werden die Lieblings-

Digitized by Google

themata seiner Kunstschöpfungen. Nicht leicht hat es Jemand verstanden, die Campagna mit ihren eigenthümlichen Bewohnern so packend im Bilde wiederzugeben. So wurde sein eigenes Genre die Landschaft mit Staffage, und hierin leistete er auch zu jeder Zeit sein Bedeutendstes und Bestes. Ein größeres Bild »Transport gefangener Briganten« fand auf einer Ausstellung in Paris ungetheilten Beifall, dasselbe wurde auch in Frankreich angekauft. Bilder aus dem Fischerleben von Porto D'Anzo reihen sich an diese letztgenannte Schöpfung an. Ein Sommeraufenthalt in dem reizenden Kloster Palazzolo am Albaner See wurde Veranlassung zu einer Reihe reizvoller, tiefempfundener kleiner Bilder, Scenen aus dem Klosterleben. Im Jahre 1866 entstand eine Sammlung vortrefflich durchgeführter Aquarelle aus der römischen Umgegend, die Villen in Frascati, Tivoli, die herrlichen Partien bei Genzano, Nemi ꝛc. gaben den Stoff dafür. Schweinfurth bekundete auch in dieser Technik eine bedeutende Meisterschaft. Aus den letzten Jahren stammen auch die schönen landschaftlichen Kompositionen, welche in der berühmten von Schack'schen Galerie in München einen ehrenvollen Platz einnehmen. Eine Ansicht des Nemisees, im Besitze der Frau Sophie Mayer in Karlsruhe, gehört mit zu seinen besten Leistungen. Seine außerordentliche Vielseitigkeit bekundete Schweinfurth noch dadurch, daß er in Rom eine Reihe lebensgroßer Portraits im Auftrage malte und mit merkwürdiger Geschicklichkeit auch plastische Gegenstände darstellte. Seine Campagnole zu Pferd und eine Kuh sind allbekannte Gypse. Seine Bilder sind weithin bekannt und wurden nach allen Ländern bestellt und verkauft, sogar das ferne Amerika hat solche von ihm aufzuweisen. Es bleibt zu beklagen, daß die Karlsruher Galerie von unserem Landsmanne kein Bild aus dessen bester Zeit besitzt, welches Aufschluß gäbe über die eigenthümliche Begabung dieses Künstlers; sein künstlerisches Schaffen ist durch die Montenegriner Landschaft nur sehr unvollständig repräsentirt. Im Auftrage des Barons von Uexküll fertigte Schweinfurth große Wandbilder für dessen Schloß Fickel in Esthland, welche er 1876 vollendete und selbst an den Bestimmungsort brachte. Bei diesem Anlasse besuchte er Schweden und Norwegen und verweilte auch kurze Zeit in der nordischen Residenz St. Petersburg. Diese Bilder waren seine letzten großen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, in Komposition wie auch in Farbengebung gleich vollendet. In Esthland zeichnete er verschiedene Studien, die leider nicht mehr zur Verwerthung kommen sollten. Unvollendet auf der Staffelei befanden sich, als er starb, noch zwei kleinere Genrebilder und eine große italienische Landschaft mit Staffage, die Terrasse von Mondragone bei Frascati mit Blick auf den Pinienwald und die römische Campagna — eine treffliche Arbeit. Sie wurde auf Bestellung des Barons von Ungern-Sternberg gemalt. Unerwähnt dürfen wir auch nicht lassen eine Sammlung von Lithographien und Radirungen, römische Kostüme und Scenen aus dem Volksleben darstellend, welche seiner Zeit bei Spithöver in Rom erschienen sind und von Fremden gerne gekauft wurden. Wie sehr sich Schweinfurth der Achtung seiner römischen Kollegen erfreute, dürfte seine wiederholte Wahl zum Präsidenten des Deutschen Künstlervereins beweisen. Mit Sicherheit, Umsicht und vielem Takte bekleidete er durch mehrere Jahre diesen Posten und Allen — auch Nichtkünstlern — die den Winter über die gastlichen Räume des deutschen Vereines in Rom besuchten, wird der gerade, ehrenfeste und doch so liebenswürdige Schweinfurth unvergeßlich sein und bleiben. Vermöge seines Bildungsgrades und großer Kenntniß italienischer, speziell römischer Verhältnisse, war Schweinfurth mit beinahe allen Größen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Fühlung und unterhielt zum Theil lebhafte Beziehungen mit solchen; sein berühmter Vetter, der Afrika-Reisende Schweinfurth, pflegte regen persönlichen und schriftlichen Verkehr mit ihm. Mit seinem ausgesprochenen Rechtsgefühl und seinem geraden,

Digitized by Google

biedern, offenen Wesen verband Schweinfurth auch eine nicht gewöhnliche Körperstärke, er ertrug mit Leichtigkeit jede Art von Strapazen. Ein Raubanfall in den Straßen Roms, dem er vor wenigen Jahren ausgesetzt war, als er Abends von einer Gesellschaft aus den Salons der Herzogin von Hamilton nach Hause zurückkehrte, ist der einzige schwarze Punkt in den glanzvollen Tagen seines römischen Lebens, für das er so sehr schwärmte. Hier verdankte er sein Leben seiner Kraft. Von zwei bewaffneten Individuen, meuchlings angefallen, gelang es ihm, das eine in die Flucht zu schlagen, das andere — Stock gegen Dolch — derart zu Falle zu bringen, daß es nicht mehr aufstehen sollte. Für diese That zollten ihm die heißblütigen Romanen großen Beifall und lange Zeit blieb der »brave deutsche Maler« der Löwe des Tages in der Hauptstadt Italiens. Trotz allen Verlockungen des Südens hat Schweinfurth die Heimath nie vergessen und stets warm für dieselbe gefühlt, im letzten Jahrzent verfloß selten ein Jahr, in welchem er nicht München, Baden oder Karlsruhe besuchte. In gewohnter Frische und Heiterkeit war er noch im Herbst 1877 in seinem reizenden Atelier in der Villa del Babuino thätig. In den ersten Tagen des Oktober ging er nach den herrlichen Villen Frascatis. Eine starke Erkältung warf ihn hier einige Tage auf's Krankenlager, von welchem er bald wieder gekräftigt erstand. Acht Tage später stellte sich wiederholtes Unbehagen und Verstimmung ein, das in einem Schlagfalle gipfelte. Seine rechte Seite wurde dadurch gelähmt und zugleich ward er der Sprache beraubt. Eine hinzugetretene Darmentzündung mit Fieber ließ den Zustand sehr bedenklich erscheinen. Trotz aufopfernder Pflege von seinen deutschen Freunden und den Bemühungen dreier Aerzte ist es nicht gelungen, diese künstlerische Kraft dem Leben zu erhalten. Vierzehn Tage nach dem Anfalle verschied Ernst Schweinfurth. Sein in Karlsruhe lebender Bruder Leopold eilte noch an das Krankenlager und drückte ihm die Augen zu. Fast alle Mitglieder der deutschen Kolonie erwiesen ihm die letzte Ehre. Der deutsche Botschafter, Herr von Keudell, war der Erste, welcher nach dem Gebete des Geistlichen und nach dem Gesange der Liedertafel an das Grab trat und dem Entschlafenen den letzten Zoll der Hochachtung entrichtete. An der Stadtmauer Roms, unter den Cypressen und Pinien bei der Pyramide des Cestius, ruht nun die irdische Hülle dieser ächten Künstlernatur. (Nach einem Nekrolog im Badischen Landesboten 1877 Nr. 251.)

Ferdinand Freiherr Allesina von Schweitzer.

Aus einer früher in Frankfurt a. M. ansässigen und jetzt noch in Nassau begüterten Familie stammend, war der am 13. Juli 1799 zu Baireuth geborene Freiherr von Schweitzer im Jahr 1819 in den Großh. bad. Militärdienst eingetreten, aus welchem er 1826 auf sein Ansuchen mit dem Charakter als Stabs-Rittmeister verabschiedet wurde. Im Jahr 1832 wurde Freiherr von Schweitzer bei der Großh. Gesandtschaft in Paris als Sekretär angestellt und eben daselbst 1839 zum Legationsrath, 1846 zum Ministerresidenten und 1852 zum Gesandten befördert. Er behielt diesen Posten bis zu dem Zeitpunkt, in welchem mit dem Ausbruche des Krieges 1870 die Einzelvertretung Badens in Paris ihr Ende erreichte. Während seiner langen Dienstlaufbahn immer mit rastloser Thätigkeit unter vielfach wechselnden und oft sehr schwierigen Verhältnissen der pflichttreuen Vertretung der Interessen des badischen Staats hingegeben, hat sich Freiherr von Schweitzer zu jeder Zeit die vollste Anerkennung der Großh. Regierung zu verdienen gewußt. Auch haben zahlreiche Badener sich in Förderung ihrer Angelegenheiten in Frankreich auf den verschiedensten Gebieten des Lebens der stets in liebenswürdigster und wirksamster Weise gewährten Unterstützung des Verstorbenen zu erfreuen gehabt. Bei ungewöhnlich genauer Kenntniß der Personen und Verhältnisse auf dem seiner Beobachtung und seinem Wirken zugewiesenen

Digitized by Google

großen Schauplatze und mit unermüdlichem Eifer seine Aufgaben verfolgend, vermochte der vielseitig gebildete und erfahrene Gesandte dieselben meistens mit Erfolg zu lösen. Insbesondere besaß Freiherr von Schweitzer in hohem Grade die Fähigkeit rascher und sicherer Orientirung auf politischem Gebiete, verbunden mit der Gabe klarer und anregender Darstellung. Unter den zahlreich in Paris anwesenden Vertretern fremder Staaten, welche dort, wie an andern Mittelpunkten politischen Lebens, vielfach auf den Austausch ihrer Wahrnehmungen angewiesen sind, war er in Folge dessen eine besonders ausgezeichnete persönliche Stellung einzunehmen berufen. Neben dieser diplomatischen Thätigkeit, welche sich in den Jahren 1848 und 1849 auch auf die unter den damaligen Zeitverhältnissen mit besonderer Schwierigkeit verbundene, von ihm taktvoll durchgeführte Vertretung der Frankfurter Centralgewalt bei der französischen Republik erstreckte, fand Freiherr von Schweitzer auch vielfach Gelegenheit, einen ihm eigenthümlichen feinen Sinn für die geschmackvolle Einrichtung des äußeren Lebens zur Förderung der kunstgewerblichen Industrie im Heimathlande zu verwenden; mit persönlichen Opfern und nicht ohne Erfolg war er bemüht, französische Industriezweige, welche Hervorragendes auf dem Gebiete des Kunstgewerbes leisteten, aber in Baden nicht vertreten waren, hier einzuführen, sowie er auch zahlreiche Muster, Bildwerke und Zeichnungen an die öffentlichen Lehranstalten und Gewerbtreibenden, namentlich in der Hauptstadt des Landes, zur Vertheilung brachte. Die letzten Jahre seines Lebens hat Freiherr von Schweitzer im Ruhestand, größtentheils in Baden, verlebt und sich auch in dieser Zeit fortgesetzter Beweise des höchsten Wohlwollens Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs vielfach zu erfreuen gehabt. Von einem Besuche seines der Kaiserlich deutschen Botschaft in Rom zur Dienstleistung zugetheilten Sohnes heimkehrend, starb er zu Florenz im 78. Lebensjahr am 12. Februar 1877. (Karlsruher Zeitung 1877 Nr. 44.)

Jakob Sengler.

Am 5. November 1878 starb zu Freiburg i. B. der ordentliche Professor der Philosophie, Geheime Hofrath Jakob Sengler, nachdem er das 80. Lebensjahr erreicht und 11 Jahre an der Universität zu Marburg, sowie 36 Jahre an der Universität zu Freiburg sein Fach mit Ruhm vertreten und durch seine wissenschaftlichen Leistungen, seinen edeln Charakter und seine persönliche Liebenswürdigkeit sich allgemein die höchste Achtung und ungetheilte Zuneigung Aller, die mit ihm in näherem und entfernterem Verkehr standen, gewonnen hatte. Darum erregte auch sein unerwartet rasch erfolgter Tod, nur wenige Tage nach seiner Amtsniederlegung, obwohl nach schon längerer, wenngleich nicht gefahrdrohender Krankheit, in den weitesten Kreisen die innigste Theilnahme. Denn Viele hatten noch ein langes, unausgesetzter Thätigkeit gewidmetes Leben für ihn gehofft, und auch er selbst war mitten in einer neuen von ihm unternommenen wissenschaftlichen Arbeit, sowie mit noch weiteren Plänen, die Vollendung und Herausgabe vieler bereits früher entworfenen Schriften betreffend, lebhaft beschäftigt, die er alle noch auszuführen gedachte und sehnlich wünschte, als allem diesem der Tod mit einemmal ein Ende machte. Er hatte die vielen Jahre seines Lebens und insbesondere die 47 Jahre seiner Amtszeit ohne Unterbrechung damit zugebracht, ein philosophisches System zu ersinnen, auszubilden, in Worten und Schriften niederzulegen und vor der Welt auszubreiten, ein System, das zwar ganz sein Eigenthum war, das er aber bescheiden an den Namen Schellings knüpfte, nicht nur, weil er zumeist mit dessen späterer Lehre übereinstimmte, sondern auch weil er es sich stets zur höchsten Ehre rechnete, ein treuer Schüler Dessen zu sein, an den er sich zuerst angeschlossen hatte. Doch bewahrte er sich dabei stets seine volle Selbstständigkeit, die auch Jeder sofort erkennt, der sich mit den Schriften Beider

Digitized by Google

bekannt gemacht hat. Zugleich hing sein System, das Werk seines Nachdenkens und seiner Geistesarbeit, auf's engste zusammen mit seiner persönlichen Gesinnung, weil Kopf und Herz bei ihm völlig eins waren. Denn er war mit dem Herzen ein aufrichtiger Christ und dem stimmte auch der Kopf rückhaltlos zu. Deßhalb war bei ihm von einer innern Zerrissenheit keine Spur zu finden. Milde und Billigkeit durchzogen sein ganzes Wesen und dabei beseelte ihn ein hohes ideales Streben, das sofort Alle, die ihm nahten, mit hoher Achtung gegen ihn erfüllen mußte. Man kann daher den wissenschaftlichen Sinn, von dem er durchdrungen war, nicht würdigen, wenn man nicht auch das Leben kennt, in welchem derselbe seine Wurzeln hatte. Von einer Skizze seines Lebens besitzen wir glücklicher Weise ein Fragment von seiner eigenen Hand, das bis zum Ende seiner Marburger Zeit reicht und das groß genug ist, um uns den Ton anzugeben, von dem bei ihm Alles durchdrungen war. Seine Aufzeichnung, die etwa aus dem Jahre 1855 stammt, hat folgenden Wortlaut: »Ich bin 1799 den 11. September zu Heusenstamm geboren. Hier verlebte ich meine ersten Kinderjahre. Ich war 4 Jahre alt, als mein Vater starb. Als meine Mutter in eine zweite Ehe in Frankfurt a. M. trat, ward diese Stadt nun meine zweite Heimath, die auch über mein Lebensschicksal auf wunderbare Weise entscheiden sollte. Es erwachte schon früh ein Drang in mir zum Studium, dem ich aber aus Mangel an Mitteln nicht folgen konnte. So lernte ich das Schuhmacher-Handwerk und ward Gesell in Straßburg. Die freien Stunden wurden der Lektüre, besonders in religiösen Schriften zugewendet. Ein ausgezeichneter Prediger, Stadtpfarrer Orth in Frankfurt, zog mich ganz besonders an, so daß ich keine seiner Predigten versäumte. Er sollte meinem Lebensgeschick eine entscheidende Wendung geben. Ich schrieb nämlich zwei seiner Festpredigten, einige Wochen nachdem sie gehalten waren, auf und überreichte sie ihm. Als er sie gelesen und sie im Ganzen richtig gefunden hatte, fragte er mich: warum ich nicht studirt habe. Ich gab ihm die Gründe an, setzte aber hinzu, daß ich meinen Drang hierzu noch immer nicht aufgegeben habe und ihn noch immer zu verwirklichen gedächte. Der wackere Mann bot mir nun wirklich die Hand hiezu. Ich erhielt Unterricht zur Vorbereitung in's dortige Gymnasium, in welches ich auch nach $2^1/_2$ Jahren in die Secunda aufgenommen wurde. Ich war bereis über 20 Jahre alt. In drei Jahren wurde ich mit dem Zeugniß der Reife auf die Universität entlassen. Ich hielt noch eine Abschiedsrede in dem Kaisersaale über Vaterlandsliebe. 1824 bezog ich die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Es war daselbst eine katholisch-theologische Fakultät aufgeblüht, besetzt mit jugendlichen Kräften und liberaler Gesinnung und sie war von einem Geiste beseelt. Es waren die Lehrer wahre Meister in ihrem Fache. Unter ihnen war der Jüngste Möhler. Mit wahrer Liebe und Begeisterung studirte ich hier drei Jahre Theologie. Im letzten Jahre arbeitete ich zwei Preisfragen aus, eine exegetisch-kritische und eine homiletische. Da wurde ich vier Wochen vor meinem Abgang aufgefordert, meine eingereichte Predigt in der Kirche vorzutragen. Dieses geschah mit drei Andern. Einer von diesen und ich erhielt den Preis. Es erhielt auch meine exegetische Arbeit den Preis. So kehrte ich im Herbste 1827 mit zwei goldenen Medaillen nach Frankfurt zurück. Hier lebte ich ein Jahr und bereitete mich zum theologischen Examen vor, hielt aber auch in mehreren Instituten den Religionsunterricht. Und es ward mir ein verdorbener Knabe zur Besserung durch den Religionsunterricht übergeben. Diesem Unterricht verdankt meine Schrift »Ueber einen Plan zu einem neuen Katechismus.« Frankfurt 1828, ihre Entstehung. Es erfolgte auch die theilweise Ausarbeitung des Katechismus. Nachdem ich nun mein theologisches Examen zu Wiesbaden bestanden und Kandidat der Theologie geworden war, begannen meine Lehr- und Wanderjahre von neuem

Digitized by Google

im Jahre 1828. Aber anstatt in den geistlichen Stand zu treten, ging ich diesmal nach München, um mich nun dem Studium der Philosophie unter Schellings Leitung zu widmen. Die Mittel erlangte ich hiezu durch die Herausgabe zweier Werke, des »Plans zum neuen Katechismus« und des von der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät gekrönten Werkes »Ueber die Abendmahlslehre«. Die anregende Schrift Schellings »Vorlesungen über das akademische Studium« hatte mich schon in Tübingen für die Philosophie desselben begeistert und erweckte schon früher mein Verlangen, mich zu seinen Füßen zu setzen. Hier in München begann nun die herrlichste Zeit meines Lebens. Von Schelling auf's beste aufgenommen und näheren Umgangs gewürdigt, hörte ich hier mit einem Kreise von Freunden dessen Vorlesungen. Ebensosehr ward ich hier mit dem berühmten Theosophen Franz von Baader befreundet und durch dessen persönlichen Umgang und Vorträge in sein System eingeführt. Außerdem hörte ich Vorlesungen bei Ast, Schubert, Oken und Thiersch. Ich werde nie die anregenden Stunden vergessen, welche ich hier diesen Vorträgen und dem Umgang mit den Lehrern und Freunden verdankte. Es ging mir hier ein ganz neues Leben, eine ganz neue Welt auf und erfüllte mich mit Begeisterung für die Ideen derselben. Ich lernte hier das Glück schätzen, welches der Unterricht und Umgang mit großen Meistern des Wissens, der Umgang und die Anregung gleichgesinnter, talentvoller, hochstrebender Freunde gewähren. Ich habe hier einen Bund der Freundschaft geschlossen, der durch mein ganzes Leben sich erhalten hat und jetzt noch fortbesteht. Mit Schelling blieb ich auch noch später in brieflichem Verkehr und erhielt noch ganz kurze Zeit vor seinem Tode (Ende 1854) ein interessantes Schreiben, fast das letzte, wie mir sein Sohn schrieb, das er an Freunde geschrieben habe. — Es war eine eigene Fügung des Geschicks, die ich öfters in meinem Leben erfahren habe, die mich hier wieder zur Theologie zurückführte, um mich auch durch sie bleibend mit der Philosophie durch Neigung und Beruf zu vereinen. Es war dies die Gründung meiner Kirchenzeitung für das katholische Deutschland im Juli 1830. Ich wurde dem Verleger Frank, der eine solche Zeitschrift in München gründen wollte, als Herausgeber empfohlen, und er kam zu mir, um mich mit seinen Plänen bekannt zu machen und mir die Redaktion anzutragen. Ich bat mir Bedenkzeit aus und ich trug den Plan meinen Freunden vor. Diese riethen mir, auf den Plan einzugehen, indem sie mir ihre Theilnahme durch Beiträge zusagten. So entstand eine theologische und philosophische Kirchenzeitung wie aus einem Gusse. Ich machte mir einen Plan und vertheilte die Arbeiten an meine gleichgesinnten philosophischen Freunde von katholischer und protestantischer Konfession und lud die letzteren zur Besprechung der konfessionellen Gegensätze ein. So traten denn namhafte katholische und protestantische Theologen, vor Allen Karl Philipp Fischer, Professor in Erlangen, Döllinger, Leopold Schmid, Hoffmann, Fichte und Weiße als Mitarbeiter auf. Mein Plan war, das kirchliche Leben nach allen Richtungen zu besprechen. Ich begann mit einem Aufsatz über das Wesen der katholischen Kirche, welche mir als die Einheit an Leib, Seele und Geist erschien, welche aber vermenschlicht und gegensätzlich erscheinen könne, und zwar, wenn sie den Leib vorzugsweise zur Herrschaft bringe mit Zurücktreten der Seele und des Geistes, als Formalismus und Verknöcherung der Schrift und Tradition, oder wenn die Seele einseitig vorherrsche, in Mystizismus und Gefühlswesen, oder wenn der Geist einseitig vorherrsche, in Rationalismus und Materialismus ausarte. So erschienen denn Abhandlungen über diese dreierlei Ansichten und Richtungen und auch die Schriften in diesem Sinne wurden besprochen. Bei dieser Wirksamkeit schloß sich auch ein Kreis von Theologen an mich an, welche, durch die Zeitschrift angeregt, zu mir kamen und Belehrung wünschten. So hielt ich denn zuerst in meinem Haus

Digitized by Google

und, als sich dieses bald zu klein bei dem fortwährenden Zuwachs erwies, in einem öffentlichen Lokale Vorlesungen. Es war damals in München ein Streben unter den Professoren und den Studenten erwacht, aus dem verschiedene Studentenverbindungen hervorgingen, die sich vornahmen, allgemeine und ideale Zwecke zu verfolgen. Thiersch und Andere hielten zur Anregung der Sache in dem Odeon-Saale für den Plan begeisterte Reden. Als aber dieser Plan bald erkaltete, bildeten die Studenten einzelner Fakultäten ein paar Vereine zur geselligen Zusammenkunft und Besprechung. Die Studirenden der katholischen Theologie waren einige hunderte, die einen solchen Verein stifteten und ein eigenes Lokal mietheten, Abends sich daselbst vereinigten und eine Bibliothek anlegten. Hier hielt ich meine Vorträge. In dieser Wirksamkeit erging an mich der Ruf als Professor der Theologie an der von Nassau und Kurhessen gemeinschaftlich gestifteten katholisch-theologischen Fakultät in Marburg, dem ich folgte. Ich verlegte den Druck meiner Zeitschrift nun auch hieher und nahm einige Freunde, welche an derselben eifrig theilnahmen, mit dahin. In Marburg fand ich freundlichste Aufnahme unter meinen Kollegen, unter denen ich mir auch bald einige zu Freunden erwarb. Die Kirchenbehörde zu Fulda hatte aber Anstand genommen, ihre theologische Lehranstalt aufzugeben, und wirkte auch bei dem Bischof zu Limburg dahin, eine solche Lehranstalt zu gründen. Unter diesen Umständen gab mir die Ertheilung des Doktorats honoris causa unter den freundlichsten Ausdrücken von Seiten der philosophischen Fakultät zu Marburg die erwünschte Gelegenheit, philosophische Vorlesungen zu halten aus Dankbarkeit für die Ehre. Ich erwarb mir nun einen Zuhörerkreis, der sich immer mehr vergrößerte im Laufe des begonnenen und nächsten Semesters. Da wurde ich denn von der Universität zum ordentlichen Professor der Philosophie vorgeschlagen und ernannt. Im nächsten Jahre verheirathete ich mich mit der Tochter des Geheimen Finanzraths von Menz in Wasserlos, aus welcher Ehe mir zwei noch jetzt lebende Kinder entsprossen sind. Hier lebte ich 11 Jahre in gesegneter Wirksamkeit und in kollegialischer Eintracht und freundlichstem, mir nie zu vergessenden Entgegenkommen meiner Kollegen. Vor Allem ist es der ehrwürdige Suabedissen, dessen Wohlwollen mir in so hohem Grade zu Theil wurde und der mir als die herrlichste Gestalt eines echten Philosophen immer vor der Seele geblieben ist. Aber als eine der größten Wohlthaten, die mir hier gleich im Anfange meines Aufenthalts in Marburg zu Theil geworden ist, muß ich die nähere Bekanntschaft und dann Freundschaft mit dem Professor E. Plater bezeichnen. Ein homo candidus, eine urkräftige Natur, verband er mit der größten Heiterkeit den tiefsten Ernst und die hohe Idealität des Strebens, das Bild veredelter Humanität von ganz universeller Geistesrichtung, neben seinem Fach als Jurist der Poesie und Philosophie ergeben. Wie viel ich seinem anregenden Umgange verdanke, kann ich nicht ermessen. Neben ihm verdanke ich den dortigen Freunden, von denen ich Hüpfeld, Rubino, Kling, K. Fr. Hermann, Henke, Nasse u. s. w. mit Freuden nenne, sehr Vieles. Zu diesem schönen, geistig vielfachst angeregten Kreise kam die herrliche Natur und die Lage der Stadt, die wie mit einem Rahmen von jener umgeben ist. Als ich meine philosophische Professur antrat, wollte ich meine ganze Kraft ihr widmen und gab meine Zeitschrift auf. Hier entstanden meine zwei Schriften: »Ueber das Wesen und die Bedeutung der spekulativen Philosophie und Theologie. Allgemeine Einleitung in dieselbe. Mainz 1834« und »Specielle Einleitung in dieselbe. Heidelberg 1837«. Außerdem noch eine akademische Rede. Es war im Anfange des Sommers im Jahre 1842, als ich, von einem Spaziergang nach Hause gekommen, ein Schreiben des Kurators der Freiburger Universität vorfand, in welchem mir die Lehrkanzel der Philosophie an dieser Universität angetragen wurde, unter ehrenvollen Bedingungen. Ich bat mir drei Wochen

Digitized by Google

Bedenkzeit aus und nahm den Ruf alsdann an. Kaum hatte ich einem Freunde davon Mittheilung gemacht, als auch schon der damalige Prorektor Rettberg in mein Haus kam und mich bat, doch nicht wegzugehen, die Universität werde Alles anwenden, um mich zu erhalten. Und so ging auch der Antrag der philosophischen Fakultät und des akademischen Senats nach Kassel: die Regierung möge mich um jeden Preis zu erhalten suchen. Die Antwort war die Zusage einer Gehaltszulage von 300 Thalern. Ich fühle mich gedrungen, diesen Umstand hier zu erwähnen, weil ich daraus ersah, daß mir die wohlwollendste und hochherzige Gesinnung, mit welcher mich die Universität in ihren Kreis aufgenommen hatte, sich fortwährend in meiner jetzt fast 11jährigen Wirksamkeit erhalten und sich noch gesteigert hatte, was ich hier dankend anzuerkennen mich gedrungen fühle. In derselben Zeit, als ich im Begriffe war, den Ruf nach Freiburg anzunehmen, wurde die Professur der Philosophie in Bonn durch den Abgang Fichtes nach Tübingen frei. Der Minister Eichhorn in Berlin schrieb an Professor Kling, der bereits einen Ruf nach Bonn angenommen hatte: er möge indirekt meine Gesinnung zu erforschen suchen, ob ich nicht lieber nach Bonn als nach Freiburg ginge. Bei dem Nachhausegehen aus einer Gesellschaft fragte er mich. Daß ich verneinend antwortete, beruhte auf einem Mißverständniß der Anfrage. So ging ich im Herbst 1842 zugleich mit Kling und Hermann, der nach Göttingen berufen war, ab.« Hiemit bricht das Fragment Senglers leider ab, so daß wir über die 36 Jahre, die er seitdem zu Freiburg zubrachte (1842—1878), nur noch Folgendes zur Ergänzung hinzufügen können. Als er nach Freiburg kam, waren auch sein Tübinger Lehrer Hirscher und sein langjähriger Tübinger und Gießener Freund Staudenmeier eben dahin berufen, mit denen er jetzt seine akademische Thätigkeit vereinigen zu können sich glücklich schätzte. Alsdann fanden sich unter seinen Kollegen auch noch andere gleichgesinnte Freunde hinzu, und überhaupt gestalteten sich zu der ganzen Universität und zu andern Freunden in Freiburg seine Verhältnisse ganz ähnlich wie dies schon zu Marburg der Fall gewesen war. Unter seiner Leitung erhielt die Philosophie zu Freiburg eine neue Anregung und großen Aufschwung. Er versammelte stets um sich ein zahlreiches Auditorium nicht blos aus Studenten, sondern auch aus älteren Bürgern, höher Gebildeten, Offizieren ꝛc., die ihm mit Theilnahme zuhörten. Er hielt über alle Fächer der Philosophie, wie er dieses schon zu Marburg gethan hatte, regelmäßig in jedem Semester zwei vierstündige Vorlesungen und außerdem in den ersten Jahren auch noch eine öffentliche Vorlesung, so daß er nach und nach das ganze Gebiet erschöpfte und mit der strengeren Philosophie auch die Aesthetik vereinigte, in der er die poetische Literatur, insbesondere Goethe und Schiller zu tiefgreifender Charakteristik brachte. Die Vorlesungen arbeitete er so aus, daß sie sämmtlich einst durch den Druck herauskommen sollten; doch gelang ihm dieses nur mit einer Auswahl, während die übrigen noch einer späteren Revision vorbehalten wurden. Außer den beiden Einleitungen in die spekulative Philosophie und Theologie, die er schon in Marburg herausgegeben hatte, gab er in Freiburg sein Hauptwerk, »die Idee Gottes«, heraus, in zwei Bänden, Heidelberg 1845 und 1852, sodann seine »Erkenntnißlehre«, von der jedoch nur ein Band erschien, Heidelberg 1858, und endlich eine neue Erklärung von Goethes Faust, Berlin 1873. Außerdem ließ er mehrere einzelne kleinere Schriften, so die erste Vorlesung in Freiburg 1842, Reden über die Krisis, in welche die Philosophie gerathen ist, Freiburg 1843, eine Festrede zu Ehren Anselm Feuerbachs, Freiburg 1853, und eine Anzahl philosophischer Abhandlungen und Recensionen in verschiedenen Zeitschriften drucken, z. B. in der von Ulrici, in dem Bonner Theologischen Literaturblatt und in andern Blättern. Am Schlusse seines Lebens begann er noch ein größeres Buch, das den Titel führen

Digitized by Google

sollte: »Ueber Gott, den Menschen und die Natur«, und zum Gegenstand die neuesten philosophischen Richtungen, insbesondere den Materialismus, hatte, das er aber sehr bedauerte nicht mehr vollenden zu können. Ebenso beklagte er es sehr oft zu eben dieser Zeit, im Hinblick auf die vielen bei ihm liegenden und fast fertigen Manuskripte, daß er Niemanden in seiner Nähe hatte, der ihm helfen könnte, dieselben endlich zum Drucke zu befördern. Abgesehen von diesem regen Eifer, den er stets seinem eigentlichen Studium widmete, ließ er es auch sonst an unausgesetzten persönlichen Anregungen in seinem näheren Kreise nirgends fehlen. Insbesondere zog er fleißige und für höheres Wissen empfängliche Studirende gern näher an sich heran, um sie in ihrem Beruf und ihrem Wissen möglichst zu fördern. Für alle wichtigen Tagesfragen hatte er ein lebendiges Interesse, ohne jedoch sich jemals in Parteibestrebungen einzulassen, so entschieden er auch laut und wiederholt seine Ueberzeugung da aussprach, wo es nöthig war. Für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst bewahrte er eine seltene geistige Frische und Beweglichkeit. In der Beurtheilung fremder Leistungen war er stets mild und schonend, während er gegen sich selbst stets streng war und sich nie genug thun konnte. Dies war auch der Grund, weßhalb er viele seiner Schriften unvollendet ließ. Im geselligen Leben und Verkehr war er, wie wenige Menschen, allgemein beliebt und hochgeschätzt. Wohl Niemand ist ihm nahe getreten, auf den er nicht den Eindruck eines vollendeten Menschenfreundes gemacht hätte. Seinem ganzen Wesen nach allem Gemeinen fremd und im Innersten abhold, nahm er alle Anderen stets von der besten Seite; und selbst auch manche gegentheilige Erfahrungen konnten ihn in seiner idealen Auffassung von Welt und Menschen nicht irre machen. Gegen die Mitglieder der Universität war er allezeit liebevoll, offen und bieder, gegen seine Freunde war er unwandelbar treu und sah es gern, wenn sie aus nahe und fern sich öfters in seinem gastlichen Hause einfanden, und umgekehrt besuchte er auch sie gern in seinen Ferienreisen, wo seine Ankunft jedesmal als ein Fest galt. Seiner Familie war er der beste Gatte und Vater. Diese verdienstvollen Leistungen und dieses allgemein gewinnende persönliche Benehmen erhielten aber auch in Baden und Freiburg, ebenso wie früher in Kurhessen und Marburg, die entschiedenste öffentliche Anerkennung in einer Weise, wie dies selten nur der Fall ist. Als er nach 36jähriger Thätigkeit der Großherzoglich badischen Regierung seinen Wunsch aussprach, in den Ruhestand versetzt zu werden, wurde ihm nicht nur dieser in den gnädigsten Ausdrücken bewilligt, sondern der akademische Senat richtete auch an dem Tag, als er diese Ruhe wirklich antrat und aus der näheren Verbindung mit der Universität ausschied, am 1. November 1878, eine ehrenvolle Adresse an ihn, der wir folgende Sätze entnehmen: »Durch 47 Jahre, 11 Jahre an der Schwesteranstalt Marburg und 36 Jahre an hiesiger Hochschule, waren Sie ein treuer Pfleger und eifriger Beförderer Ihrer Wissenschaft, und Ihre Werke, die Frucht Ihrer emsigen Forschungen, haben bei den Gelehrten und Gebildeten unserer Nation und noch in weiteren Kreisen außerhalb dieser die verdiente Anerkennung und Achtung gefunden, und werden Ihren Namen dauernd der Wissenschaft erhalten. Durch 47 Jahre haben Sie Sich der akademischen Jugend gegenüber als unermüdlicher Lehrer und treuer Freund gezeigt und die wohlthuende, wahrhaft humane Art des persönlichen Verkehrs nicht minder, wie die Belehrung im Kollegienhaus, wird bei allen Ihren Schülern in dankbarer Erinnerung bleiben. Auch wir Kollegen, indem wir ungern einen Gelehrten von bis in das hohe Alter wunderbar erhaltenem, so hohem wissenschaftlichen Streben aus unserer Mitte scheiden sehen, haben noch die besondere Trauer, daß wir künftig in akademischen Fragen und in Angelegenheiten unserer Hochschule einen Mann von so bewährtem Charakter, von so großer Erfahrung und so treuer

Digitized by Google

Anhänglichkeit an unsere Universität missen sollen. Sie aber, hochverehrter Herr Kollege, dürfen mit Ruhe und mit Stolz auf die zurückgelegte Laufbahn sehen, sich bewußt, Ihre Mission erfüllt, die Wissenschaft gefördert und der Jugend genützt zu haben. Dabei besitzen Sie, entsprechend der Wissenschaft, die Sie vertreten, noch die besondere Genugthuung, der Jugend unseres Landes und Volkes, entgegen der immer zunehmenden Hast nach äußerem Gewinn und der überwuchernden Richtung unserer Zeit nach grobem Materialismus, neben Ihrer Wissenschaft stets den Werth und die Ziele idealen Strebens vorgehalten zu haben. Mögen Sie, das ist unser Aller Wunsch, die verdiente Ruhe und das schöne Familienglück, das Sie besitzen, noch lange genießen.« Dieser freundliche Wunsch theilnehmender Kollegen sollte sich nicht erfüllen. Nur vier Tage, nachdem ihm diese Adresse überreicht worden, rief den Greis ein sanfter Tod aus diesem Leben. Es hätte nicht schöner enden können. (Allgemeine Zeitung 1879 Nr. 35, 36 B.)

Moriz August Seubert

wurde am 2. Juni 1818 zu Karlsruhe geboren, als Sohn des Medizinalraths, späteren Geheimraths Dr. Karl August Seubert (vgl. Bad. Biogr. II, 567) und dessen zweiter Frau Wilhelmine, geborene Bierordt. Im Kreise vieler Geschwister und unter Pflege liebevoller, hochgebildeter Eltern verlebte er eine schöne Jugend. Die reichen Talente des Knaben erhielten in dem Lyceum seiner Vaterstadt unter Lehrern wie Kärcher, Bierordt und Holtzmann sorgfältige Ausbildung. Von frühester Jugend an zeigte er große Freude an der Natur und ihren Geschöpfen; durch Besuch der Vorlesungen Alexander Brauns, der damals am Polytechnikum Naturwissenschaften vortrug (a. a. O. I, 125), erweiterte er noch als Schüler des Lyceums seine Kenntnisse in Zoologie und Botanik, während gleichzeitig seine bedeutende Anlage zum Zeichnen durch Kuntz in meisterhaftem Unterricht weiter entwickelt wurde. Ein eiserner Fleiß ergänzte seine schönen Geistesgaben, so daß er, mit Prämien in sämmtlichen Klassen des Lyceums belohnt, nach vorzüglich bestandener Abgangsprüfung 1836 die Universität Heidelberg bezog, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Schon im folgenden Jahre siedelte er nach Bonn über und legte sich dort, unter Lehrern wie Goldfuß, Treviranus und Noeggerath, vorwiegend auf die Naturwissenschaften, von denen ihn namentlich Botanik und Zoologie mächtig anzogen. Zugleich hörte er Philosophie, Logik, Psychologie und Geschichte, wozu ihn seine gründliche Kenntniß der alten Sprachen vorzüglich befähigte. Nachdem er unter dem Dekanate Ernst Moritz Arndts die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, begab er sich längere Zeit nach Berlin, wo er sich namentlich mit dem Ordnen der reichen naturhistorischen Sammlungen beschäftigte. 1843 kehrte er nach Bonn zurück und habilitirte sich dort als Privatdozent. 1846 folgte er einem an ihn ergangenen Rufe an das Polytechnikum seiner Vaterstadt, wo durch Alexander Brauns Weggang die Professuren der Zoologie und Botanik erledigt waren. Zugleich übernahm er die Stelle eines Vorstandes des Großherzoglichen Naturalienkabinets und Botanikers am Großherzoglichen botanischen Garten, sowie für einige Jahre die eines Bibliothekars an der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek. Nachdem schon früher sein zarter Körper durch schwere Krankheit arg erschüttert worden war, verschlimmerte sich in Folge angestrengten Arbeitens in der schädlichen Luft enger Arbeitsräume sein Leiden mit den Jahren immer mehr. Noch war es ihm vergönnt, den Umzug und die Aufstellung der naturhistorischen Sammlungen in das neue, prachtvolle Gebäude zu vollenden, aber den unvermeidlichen Ueberanstrengungen dieser Arbeit war seine Gesundheit nicht mehr gewachsen. Ueberdies zog er sich durch das anhaltende Arbeiten in den ungeheizten Sammlungsräumen im Winter 1875 einen schmerzhaften Frostschaden zu, der, in der kalten Jahreszeit stets wiederkehrend, ihn oft recht trübe stimmte. Im Anfange des Jahres 1878

Digitized by Google

trat derselbe mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf, so daß er wochenlang das Zimmer hüten mußte. Eine hinzugetretene Erkältung fesselte ihn wenige Tage an das Bett, als überraschend, selbst für seine nächsten Angehörigen, am 6. April 1878 Mittags 12 Uhr der Tod ihn von seinen, in Stille und Ergebenheit ertragenen Leiden sanft erlöste. Der durch Erkrankung wichtiger innerer Organe zerrüttete Körper war zu schwach, um einer in den letzten Tagen hinzugekommenen Lungenkrankheit erfolgreich widerstehen zu können. — M. Seubert war ein Mann von seltener, vielseitiger Bildung. Er beherrschte die Naturwissenschaften in einem Umfange, wie er seinem kurz vor ihm geschiedenen Lehrer und Freunde Alexander Braun zu Gebote stand. Neben seiner umfangreichen Lehrthätigkeit am Polytechnikum und der Sorge für die seiner Leitung anvertrauten Sammlungen fand er noch Zeit für literarische Arbeiten auf botanischem Gebiete, von denen namentlich die Lehrbücher weiteste Verbreitung, auch in fremden Sprachen, gefunden haben. Eine vieljährige Mitarbeiterschaft an der Flora Brasiliensis führte ihn zu inniger Freundschaft mit v. Martius, die er bis zu dessen Tode lebhaft aufrecht erhielt. Die rege Thätigkeit in seinem Berufe, für den er mit ganzer Kraft und Liebe eintrat, fand Anerkennung durch die 1862 erfolgende Ernennung zum Hofrath und 1865 durch Verleihung des Ritterkreuzes 1ter Klasse vom Zähringer Löwen; 1877 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Hofrath. Viele gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem korrespondirenden und Ehrenmitgliede. Das 25jährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit am Polytechnikum, sowie seine silberne Hochzeit beging er, seinem einfachen, bescheidenen Sinne entsprechend, in größter Stille; nicht einmal die älteren Kollegen und vertrauten Freunde hatten Kenntniß davon. In den 32 Jahren seines Wirkens an der Karlsruher Hochschule hat er viele Schüler herangebildet, mit denen ihn oft noch nach Jahren herzliche Freundschaft verband. Er hing mit seiner Vaterstadt und der Stätte seines Wirkens eng zusammen, so daß er mehrere ehrenvolle Rufe an auswärtige Hochschulen ausschlug. Mit der gleichen Treue war er dem deutschen Vaterlande zugethan und zögerte bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges keinen Augenblick, dem Vaterlande drei Söhne freiwillig anzubieten. Die Tage ihrer Rückkehr, von denen der älteste mit dem Eisernen Kreuze geschmückt heimkam, zählte er zu den schönsten Tagen seines Lebens. Seine Liebenswürdigkeit und anregende Unterhaltungsgabe erwarb ihm viele Freunde, an denen er zärtlich hing und deren Besuche ihm die trüben Tage seiner letzten Krankheit aufheiterten. In großer Zahl hatten sie sich eingefunden, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen; die Liebe seiner Schüler fand ihren schönsten Ausdruck in Lorbeerkränzen, die der »Polytechnische Verein« und die Forstverbindung „Hubertia“ an seinem Sarge niederlegten. So steht sein Leben vor uns als ein Leben voll Mühe und Arbeit, gern und freudig aufgewendet in seinem Berufe und zur Förderung der geliebten Wissenschaft, als das eines guten Sohnes seines Vaterlandes und seiner Heimath, eines treuen Lehrers und Freundes, wohl würdig des Lorbeers und der Palme, die ihm Freundeshand auf den Sarg legte. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 88.)

Gustav Simon

hat auf dem Gebiete der Chirurgie Wege betreten, die vor ihm kein Anderer zu gehen wagte, operative Eingriffe mit glänzendem Erfolge vorgenommen, die wenige Jahrzehnte früher von den hervorragendsten Geistern für unmöglich erklärt worden waren. Aber nicht hierin, nicht in dieser kühnen Entschlossenheit, das einmal für richtig Erkannte trotz aller entgegenstehenden Meinungen durchzuführen, lag seine eminente Bedeutung für die Chirurgie, sie lag tiefer. Vor Allem in der bewunderungswürdigen Gründlichkeit, mit der Simon vor jedem neuen Schritt alle Eventualitäten, die ganze Tragweite seines Handelns abwog,

Digitized by Google

mit der er selbst alle erdenklichen Einwände und Zweifel gegen die Richtigkeit seines Verfahrens berücksichtigte und zu beseitigen trachtete. Daher entsprang sein Vorgehen niemals einer raschen verwegenen Entschließung des Augenblicks, sondern es war das Resultat einer durch Wochen und Monate auf's gewissenhafteste durchgeführten Denkarbeit, und nur so konnte es die Sicherheit des Gelingens in sich tragen. Aber noch ein Zweites muß gekannt sein, will man die eigenartige Bedeutung Simons in ihrem vollen Werthe erfassen. Simon hatte sich mit ganzer Kraft auf einen Zweig der Chirurgie geworfen, der am wenigsten ein starres Festhalten an vorgeschriebenen Normen erlaubte, auf dem eine freischaffende Kombinationsgabe wegen des steten Wechsels der Probleme stets neue Lösungen zu finden vermochte, auf das Feld der chirurgischen Plastik. Wenn er hier Schwierigkeiten leicht und glücklich überwand, an deren Beseitigung Andere längst verzweifelt hatten, so darf das Geheimniß seiner Erfolge nicht ausschließlich in seiner unübertroffenen Technik gesucht werden. Es beruhte vielmehr in einer Art, man kann fast sagen, künstlerischer Intuition, in seiner besondern Begabung, sofort mit sicherem Griffe unter allen Möglichkeiten die vollkommenste zu finden, es beruhte in der ganzen Anlage des Plans, nach dem Simon vorging. Gerade auf diesem Gebiete bleibt sein allzu frühes Ende besonders zu beklagen, da er mit seinen hervorragenden Gaben hier nicht vereinzelten seltenen Fällen diente, sondern unzähligen Leidenden die Gesundheit wiedergab. — Gustav Simon wurde zu Darmstadt am 30. Mai 1824 geboren. Sein Vater war der Großherzoglich hessische Rentmeister Georg Simon, die Mutter eine Tochter des Pfarrers Scriba von Niederbeerbach. Die Letztere wurde, als der Knabe im zehnten Lebensjahre stand, vom Schlage getroffen und blieb von da dauernd kränklich, so daß die Erziehung der Kinder ganz in den Händen des Vaters lag. Seine Gymnasialbildung empfing Simon in Darmstadt, später in Büdingen. Im Jahr 1842 ging er auf die Universität Gießen, später 1844 nach Heidelberg. In den ersten Semestern faßte ihn der ganze Reiz der studentischen Freiheit, dem er sich freudig hingab. Leicht wurde es ihm, sich bei den Starkenburgern in Gießen, bei den Saxoborussen in Heidelberg als trefflicher Schläger, als sicherer Pistolenschütze hervorzuthun. 1845 kehrte er nach Gießen zurück, und nun fing er an, sich mit ganzer Kraft auf das Studium seiner Wissenschaft zu verlegen, die Lücken in seinen Kenntnissen allmählig zu ergänzen, so daß er Ende 1847 ein tüchtiges Examen ablegen konnte. Nachdem er im folgenden Frühjahre promovirt hatte, ging er nach Darmstadt zurück und trat daselbst als Militärarzt ein, eine Stellung, in der er bis 1861 verblieb. Durch den badischen Feldzug von 1849 bekam ein bei ihm allmählig stärker hervortretendes Interesse für Chirurgie eine neue Stütze. An den im Darmstädter Militärhospital aufgenommenen Verwundeten konnte er Erfahrungen über Schußverletzungen sammeln; Experimente ergänzten da, wo Beobachtungen fehlten: so kam ein reichhaltiges Material zusammen, das er in einer 1851 erschienenen Schrift »Ueber Schußwunden« veröffentlichte. In ganz neue Bahnen wurden diese Bestrebungen gedrängt durch den Besuch der Pariser Hospitäler in den Jahren 1851 und 1852. Hier wirkten besonders fruchtbringend auf ihn die Erfolge, welche er bei Jobert de Lamballe in der Behandlung eines der hartnäckigsten Frauenleiden, in der Operation der Vesicovaginalfisteln, kennen lernte, Erfolge, die in scharfem Gegensatze standen zur Muthlosigkeit, die damals fast die ganze chirurgische Welt diesem trostlosen Uebel gegenüber zur Schau trug. Simons erfinderischer Geist hatte jetzt eine Aufgabe gefunden seiner würdig, eine Aufgabe, für die das Interesse in ihm niemals erlahmte, die selbst noch in seinen letzten Lebenswochen ihn lebhaft beschäftigte. Die erste Publikation über dieses Thema aus seiner Feder erschien schon 1854; sie enthielt eine Reihe durchgreifender Verbesserungsvorschläge, deren

Digitized by Google

praktischer Werth an einer Anzahl vollkommen geheilter Fälle nachgewiesen wurde. Diese Leistungen waren dazu geschaffen, ihn weit über seine Vaterstadt hinaus bekannt zu machen; so mehrten sich rasch in den folgenden Jahren dem entsprechend die Patienten, seine Erfahrungen, die darauf bezüglichen Publikationen. Die Angabe einer neuen Methode, um in unheilbaren Fällen doch den Patienten einen erträglichen Zustand zu schaffen, der »Kolpokleisis«, fällt schon in diese frühe Zeit seiner Thätigkeit. Auch die andern Gebiete der Chirurgie wurden übrigens nicht vernachlässigt. Eine Reihe wichtiger Artikel erschien im Laufe der fünfziger Jahre: »Ueber die Behandlung veralteter Oberarm-Luxationen«, »Ueber die Einheilung von Gewehrkugeln in spongiöse Knochen«, »Die Exstirpation der Milz am Menschen« u. A. m. Doch überwog stets das Interesse für gynäkologische Fragen, welche er durch eine große Anzahl wichtiger Aufsätze, im gleichen Zeitraum erschienen, zu klären suchte. — Das Jahr 1861 brachte endlich die Anerkennung für so unermüdliche Thätigkeit, es brachte den Beweis, welche Bedeutung die wissenschaftliche Welt den Bestrebungen Simons beilegte. Der den akademischen Kreisen fernstehende Militärarzt erhielt einen Ruf der Universität Rostock als außerordentlicher Professor, dem bald das Ordinariat folgen sollte. Simon leistete der ehrenden Aufforderung Folge und übernahm dort anfänglich die theoretischen Vorlesungen und Operationen, im folgenden Jahre auch die Klinik. Nun traten neue Pflichten an ihn heran. Mit dem größten Eifer widmete er sich der ihm anfänglich fremden Lehrthätigkeit. Die Zahl der ihn konsultirenden Patienten wuchs unaufhörlich; weit über Deutschlands Grenzen hinaus drang sein Ruf als Operateur; aus entlegenen Gegenden, aus Rußland selbst, kamen Hilfesuchende. So beschränkt auch Simons Zeit durch diese nach allen Seiten erweiterte Thätigkeit war, es litt den rastlosen Mann nicht, die sich ihm überall aufdrängenden neuen Erfahrungen den chirurgischen Kreisen lange vorzuenthalten. Inmitten einer aufreibenden praktischen Wirksamkeit fand er Zeit zu einer Reihe werthvoller kleinerer Artikel und später sogar zur Veröffentlichung eines größeren bedeutenden Werkes, der »Mittheilungen aus der chirurgischen Klinik des Rostocker Krankenhauses«. Das inhaltsreiche Buch enthält eine mit unglaublichem Fleiße gesammelte Blumenlese exakter Beobachtungen aus fast allen Gebieten der Chirurgie. Mit besonderer Vorliebe sind auch hier die Kapitel über chirurgische Plastik und über gynäkologische Themata behandelt. Die Grundsätze, die Simon hier zum ersten Male im Zusammenhange über diese Fragen mittheilte, gehören zum Besten, was je darüber geschrieben; sie werden ihren Werth für alle Zeiten behalten. — Eine Unterbrechung erlitt dieses rege wissenschaftliche Leben durch den Krieg 1866. Hier stand Simon bald nach Ausbruch des Krieges bis in den September einem Reservelazareth in der Moabiter Ulanenkaserne zu Berlin vor. Es war eine Stellung, in der er reichlich Gelegenheit fand, seinen praktischen Sinn, seine eminente operative Fertigkeit, seine durchgreifende Energie zur Geltung zu bringen. Durch alle diese Leistungen, durch seine unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit, durch seine operativen Erfolge war Simons Name allmählich ein so bekannter geworden, daß nichts Ueberraschendes darin lag, als die Universität Heidelberg ihm den durch den Tod Webers erledigten Lehrstuhl für Chirurgie anbot. Simon folgte diesem Rufe und siedelte an Ostern 1868 nach Heidelberg über, dem er bis an sein Lebensende treu blieb, obwohl wiederholt andere Universitäten ihn für sich zu gewinnen suchten. Unter den wissenschaftlichen Fragen, welche ihn an der neuen Stätte seines Wirkens beschäftigten, war eine, welche eine Fülle neuer, folgeschwerer Ideen in ihm zu erzeugen vermochte. Bei einer Patientin, die an einer unverschließbaren Uretheren-Bauchfistel litt und ihn dringend um Abhilfe gebeten hatte, trat ihm zum ersten Male der kühne Gedanke an die

Digitized by Google

Berechtigung entgegen, in solchem Falle die Niere zu exstirpiren. Es war ein Unternehmen, das Alles an Verwegenheit zu überbieten schien, was je von vermessenen Operateuren geleistet worden. Aber durchdrungen von der Richtigkeit seiner Anschauung, ließ Simon diesen Gedanken nicht mehr fahren, er suchte vielmehr mit der größten Sorgfalt alle Einwände gegen seine Idee zu entkräften. Monate lang experimentirte er an Hunden, um zu erforschen, ob der Organismus den Ausfall eines so lebenswichtigen Organs ertragen könne; an zahllosen Leichen suchte er nach dem gefahrlosesten und sichersten Operationsverfahren. Erst jetzt, nach einer Unsumme der gründlichsten Vorstudien, schritt er zur Ausführung. Aber nicht im Stillen geschah diese: im Vollgefühl, das Richtige zu wollen, erließ Simon Einladungen zu dem wichtigen Tage — es war der 2. August 1869 — an befreundete Kollegen. Unmittelbar vor der Operation erläuterte Simon der stattlichen Versammlung seine Gründe, das noch nie Gewagte auszuführen; dann schritt er vor den Augen dieser berufenen Zeugen zur That. Ein glänzender Erfolg bestätigte die Richtigkeit von Simons Voraussetzungen: nach 6 Wochen konnte die Patientin bereits das Bett verlassen. Dies staunenswerthe Resultat drang in die weitesten Fernen, selbst über den Ocean. Im Innern Nordamerikas, in Savannah, erfuhr eine an Nierensteinen kranke Patientin, daß nur Ein Mann lebe, der sie durch Herausnahme des kranken Organs von ihrem Leiden befreien könne, Simon in Heidelberg. Die gewaltige Entfernung schreckte sie nicht. Mitte 1871 stellte sie sich Simon vor, der die Berechtigung zur Operation einsah und zum ersten Male die Entfernung der steinkranken Niere ausführte. Auch hier glückte die Operation vollkommen; die Wunde schloß sich rasch und war fast völlig verheilt, als die Patientin leider einer accidentellen Krankheit erlag. Die eben mitgetheilten Thatsachen reiften in Simon den Entschluß, dem bis dahin noch nie bearbeiteten Kapitel der chirurgischen Behandlung von Nierenleiden seine volle Kraft zu widmen. Es wurde eine Lieblingsaufgabe von ihm, an die er Alles, was an ihm war, setzte, die er leider nicht mehr zum völligen Abschluß bringen sollte. Aber er hat durch seine »Chirurgie der Nieren« einen der wichtigsten Zweige seiner Wissenschaft neu gegründet, neue Bahnen der Diagnostik und Therapie eröffnet, die eine bis dahin ungekannte Perspektive erlaubten. — Das Jahr 1870 und der große Krieg brachten eine Unterbrechung in diese erfolgreichen Bestrebungen. Eine rastlose Zeit begann für ihn in den badischen Reservelazarethen, zu deren Generalarzt Simon ernannt worden war. Doch waren die ihn hauptsächlich interessirenden wissenschaftlichen Probleme nur zurückgedrängt, nicht vergessen worden, und mit neuem Eifer wurden sie nach Beendigung des Krieges wieder aufgegriffen. In der nun folgenden Periode war Simon besonders bemüht, die Diagnostik der so schwer zugänglichen Nierenleiden zu fördern. Eine Reihe früher nie geübter Untersuchungsmethoden wurden von ihm neu geschaffen, andere in einer Weise vervollkommnet, daß sie Allgemeingut der Aerzte werden konnten. Die »manuale Rectalpalpation«, die »Injection großer Flüssigkeitsmassen in das Colon«, die »Sondirung des Colon durch lange elastische Sonden«, die »Palpation der weiblichen Harnblase durch die rapid erweiterte Urethra«, die »Sondirung des Urethers beim Weibe«, waren Verfahren, deren eminenter Werth noch dadurch wuchs, daß sie nicht allein zur Feststellung von Nierenleiden verwendbar waren, sondern auch die Diagnose vieler anderer Unterleibskrankheiten in nie geahnter Weise unterstützten. — Die ununterbrochene Kette neuer Errungenschaften hatte den Namen Simon in beiden Hemisphären bekannt gemacht; die ersten Männer der alten und neuen Welt hatten nicht gesäumt, diesen fruchtbaren Geist in seiner eigenen Werkstätte aufzusuchen, um von seinen eigenen Lippen, durch seine eigenen Hände das oft Unglaubliche sich erläutern

Digitized by Google

zu lassen. Aber die ganze Summe äußerer Anerkennungen vermochte nicht, das Gefühl ruhiger Befriedigung an dem bereits Geleisteten in ihm zu erzeugen; unaufhörlich drängten sich in ihm neue gewaltigere Entwürfe. Leider sollten die meisten derselben unerfüllt bleiben! Wiederholt schon hatte die Zunahme eines verborgenen Leidens Simon in der Ausübung seiner vielseitigen Thätigkeit gehemmt. Dem behandelnden Arzte war die wahre Natur der heimtückischen Krankheit — es handelte sich um eine Aneurysma der Aorta — und die Gefahr dieses Zustandes nicht unbekannt geblieben. Ende 1875 zog sich Simon ganz von der Klinik und dem Krankenhaus zurück, Mitte 1876 siedelte er nach einer kleinen Villa in der Nähe Heidelbergs über, um ganz seiner Gesundheit leben zu können. Aber selbst jetzt war seinem Thätigkeitsdrange die aufgezwungene Muße unerträglich; immer noch ertheilte er Konsultationen und führte kleinere Operationen in seiner Behausung aus. Sein Befinden blieb schwankend, zeitweise glaubte er selbst, dem sein eigenes Leiden völlig verschwiegen worden war, sich auf dem Wege der Besserung. Mitten im Gefühl scheinbar zurückkehrender Gesundheit überfiel ihn die letzte entscheidende Attaque. Aeußerste Athemnoth machte sich geltend, so daß er in seiner Verzweiflung um die Ausführung des Luftröhrenschnittes bat. Es war unmöglich, dem sterbenden Manne zu widerstehen, so wenig auch von der Operation da zu erwarten war, wo ein organisches Leiden die qualvollen Symptome erzeugt hatte. Die Wohlthat der Chloroformbetäubung wies der willensstarke Mann von sich; ohne zu zucken ertrug er bei klarem Bewußtsein den schmerzvollen Eingriff. Vergebens. Wenige Stunden später, in der Morgenfrühe des 28. August 1876, war Gustav Simon gestorben. Die deutsche Chirurgie hatte einen ihrer treuesten Jünger, einen gewaltigen Geist, eine unbeeinflußte, freischaffende Kraft verloren! W. Hack.

Anton von Stabel.

Es wird wohl nicht befremden, wenn wir bei dem Beginnen, ein Bild von dem Leben eines Mannes zu entwerfen, der so seltene Fähigkeiten für Rechtswissenschaft und Rechtsanwendung in sich barg, wie Stabel, und dessen, durch diese hohen Gaben getragene Wirksamkeit vorzugsweise dem badischen Staate zu gute kam, zunächst einen Blick auf die Rechtszustände eben dieses Staates werfen. Sie bildeten den Boden, auf dem Stabel seine umfassende und erfolgreiche Thätigkeit walten ließ; sie sind mannigfach für besondere Richtungen dieser Thätigkeit maßgebend gewesen. Das Großherzogthum Baden, aufgerichtet in den Zeiten der Auflösung des alten römischen Reiches deutscher Nation einerseits auf den von der Reichsoberhoheit entbundenen Stammlanden des Herrscherhauses, welche aber auch erst ein Menschenalter zuvor nach vieljähriger Theilung zu einem Ganzen vereinigt worden waren, andererseits auf zahlreichen Trümmern früherer, dem nunmehr erloschenen Reichsverbande unterstandener Staatswesen, bot natürlich ein sehr buntes Bild von Rechtsquellen und Rechtszuständen, sowie ja auch seine Bevölkerung sehr heterogene Elemente in sich faßte. Eine gewisse Schwierigkeit, die Vereinigung anzubahnen, lag auch darin, daß neben einer großen Menge kleinerer Herrschaftsgebiete auch Theile größerer reichsständischer Lande, z. B. das Breisgau, welches österreichisch gewesen war, dem neuen Ganzen einverleibt, untergeordnet werden mußten. Die staatsrechtliche Seite der Aufgabe, den neuen Staat zu bilden, wurde bekanntlich durch die dreizehn Organisationsedikte und die sieben Konstitutionsedikte gelöst. Ein Hauptzug dieser Gesetzgebung des öffentlichen Rechtes war der, die erprobten Einrichtungen, welche der weise Karl Friedrich den Stammlanden des Herrscherhauses gegeben hatte, soweit dies thunlich und zweckmäßig erschien, auf das gesammte Staatsgebiet auszudehnen. Durch das achte Organisationsedikt fanden Strafrecht und Strafprozeß, durch die Ober-

Digitized by Google

gerichtsordnung der bürgerliche Prozeß Regelung. War der staatsrechtliche Aufbau des jungen Staates eine entschiedene Nothwendigkeit, ließ sich auch in den dem öffentlichen Rechte angehörigen eben gedachten Materien des Strafrechtes und des Prozeßrechtes eine sofortige einheitliche Gesetzgebung kaum umgehen, so war das Gleiche nicht der Fall hinsichtlich des Privatrechtes. Bestehen ja noch heut' zu Tage in deutschen Staaten, z. B. in dem zweitgrößten derselben, Baiern, die älteren, höchst verschiedenartigen Quellen des Privatrechtes mit Gesetzeskraft fort und gelten noch heute in Preußen neben dem allgemeinen Landrechte die alten Provinzialrechte, so daß ersteres nur subsidär eintritt. In Baden that man, allerdings nicht ohne Einwirkung französischen Druckes, auch hinsichtlich des Privatrechtes sofort einen sehr entscheidenden Schritt, der sich aber, ganz sachlich betrachtet, keineswegs als ein unglücklicher erwies, indem er rasch über die großen Kalamitäten der Rechtsverschiedenheit innerhalb desselben Staatsgebietes hinweghalf. Das Großherzogliche Edikt vom 5. Juli 1808 sprach sich nämlich dahin aus: »Wir wollen, daß nach Inhalt der darüber bereits erlassenen Reskripte die verschiedenen Provinzial-Gesetzgebungen aufgehoben und der Code Napoléon als das vorzüglichere Resultat gesetzgebender Weisheit, mit einziger Rücksicht auf die wegen der Landeseigenheiten nothwendigen Modifikationen und der in Frankreich wieder neuerdings eingeführten fideikommissarischen Eigenthumsverhältnisse, eingeführt werde. Wir wollen, daß mit Anfang des Jahres 1809 diese Einführung stattfinde.« Die letztere fand, nachdem inzwischen das gedachte französische Civilgesetzbuch in das Deutsche übersetzt und in den im Edikte bezeichneten Richtungen, sowie in weiteren, durch die Ungleichheiten zwischen den französischen und badischen Staatseinrichtungen bedingten Beziehungen durch Zusätze und Einführungsedikte modifizirt worden war, am 1. Januar 1810 statt. Der Akt der Annahme des französischen bürgerlichen Rechtes unter Beibehaltung deutscher Normen auf den übrigen Rechtsgebieten gab der badischen Jurisprudenz eine ganz eigenthümliche Gestaltung, die den Mann, dessen Lebensbild zu geben wir gedenken, bei der ihm eigenen Neigung für das seinem feinen Verstande mehr zusagende bürgerliche Recht in eine vorzugsweise Thätigkeit auf dem Gebiete des französischen Civilrechtes drängte. Letzteres gilt bekanntlich, allerdings mit der Zeit weit mehr modifizirt, als dies ursprünglich der Fall war, noch heute, und wird erst dem zu erwartenden gemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuche weichen. Wenn ein landesherrlicher Erlaß vom 7. Mai 1819, »um dem schon längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, das durch Uebermacht aufgedrungene französische bürgerliche Recht dem Charakter Unserer Unterthanen und ihrem angewohnten Rechte mehr anzupassen«, eine Gesetzgebungskommission schuf und dieselbe »mit der Revision oder Entwerfung eines neuen Landrechtes«, der Vorlage von Entwürfen eines Strafgesetzbuches, einer Untergerichts- und Exekutionsordnung, sowie der Durchsicht und etwaigen Verbesserung der Obergerichtsordnung beauftragte, so ist diese höchste Anordnung zwar nicht, wie bereits angedeutet, bezüglich des Civilrechtes, wohl aber bezüglich des Prozeßrechtes und Strafrechtes von Erfolg begleitet gewesen. Die Gesetzgebungskommission, ursprünglich nur aus Praktikern zusammengesetzt, wurde im Jahre 1824 neu gebildet, wobei der Heidelberger Universitätslehrer Karl Salomo Zachariä, sowie auch Nebenius in ihr Platz fanden, und im Jahre 1827 durch die Professoren Mittermeier zu Heidelberg und Duttlinger zu Freiburg ergänzt. Hauptsächlich der beiden Letzteren Werk ist die berühmte badische bürgerliche Prozeßordnung von 1831, welche, allerdings mit in den Jahren 1851 und 1864 erfolgten bedeutsamen Modifikationen, bis zur Einführung der Reichs-Civilprozeßordnung fortgalt, auch bei Vorbereitung der Reichsgesetzgebung große Berücksichtigung fand. Im Jahre 1832 trat Bekk in die Kommission, deren Arbeiten sodann in dem Gerichtsverfassungsgesetze, in dem Strafgesetzbuche und in der

Digitized by Google

Strafprozeßordnung vom Jahre 1845 — anerkannt trefflichen Werken — ihren Abschluß fanden. An Stabel traten, wie wir unten des Näheren sehen werden, die großen Aufgaben heran, bei seiner erstmaligen Leitung der badischen Justizverwaltung das Strafgesetzbuch ins Leben zu führen, auf der Grundlage der Strafprozeßordnung von 1845 ein den Verhältnissen des Jahres 1851 anpassendes Strafverfahren zu bilden, sowie einige entschiedene Mängel der 1831er Civilprozeßordnung zu beseitigen, — als er das zweitemal mit dem Portefeuille der Justiz betraut war, den neueren Anschauungen der Wissenschaft und Volksmeinung entsprechende Gesetze über Gerichtsverfassung und Strafverfahren zu schaffen, auch die bürgerliche Prozeßordnung jenen Anschauungen gemäß umzubilden. Die drei Männer, welchen, neben dem der baierischen Hauptstadt entstammenden, aber seit dem Jahre 1821 in Baden heimathlichen Mittermaier, die neuere badische Gesetzgebung, Vorstehendem zufolge, der Hauptsache nach Entstehung und Entwickelung verdankt — Duttlinger, Bekk, Stabel — sind sämmtlich der Gegend des badischen Landes entsprossen, welche der Volksmund mit dem Namen »Oberland« zu bezeichnen pflegt. Duttlinger war im Jahre 1788 in Lembach bei Stühlingen, Bekk im Jahre 1797 in dem jetzt weithin berühmten Triberg geboren. Stabel wurde in dem Jahre tiefster Erniedrigung Deutschlands wenige Monate nach Auflösung des alten deutschen Reiches, am 9. Oktober 1806, zu Stockach geboren, dem Hauptorte der vormals österreichischen Landgrafschaft Nellenburg, welche, im Preßburger Friedensschlusse an Württemberg abgetreten, später auf Napoleons Intervention an Baden gelangte. Stabels Vater war Fürstlich Fürstenbergischer Beamter. Der Sohn machte seine Gymnasialstudien zu Donaueschingen und lag dann auf den Universitäten Tübingen und Heidelberg mit dem Erfolge dem Studium der Rechtswissenschaft ob, daß er, 21 Jahre alt, die im Oktober und November 1827 abgehaltene juristische Staatsprüfung rühmlich bestand und mit Justizministerialbeschluß vom 15. Januar 1828 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen wurde. Bei dem Bezirksamte Ettenheim in die Praxis eingetreten, setzte er dieselbe bei dem damaligen Stadt- und Landamte Wertheim fort, erlangte aber bereits durch Beschluß des Großh. Ministeriums des Innern vom 1. Dezember 1829 das Schriftverfassungsrecht in Verwaltungssachen, durch Beschluß des Großh. Justizministeriums vom 19. Januar 1830 dasselbe Recht für gerichtliche Angelegenheiten. Er war damit, nach den zur fraglichen Zeit in Geltung gestandenen Bestimmungen, Rechtsanwalt geworden, jedoch in gerichtlichen Angelegenheiten mit der Beschränkung, daß er vor den Obergerichten nur unter der (in der Praxis fast bedeutungslosen) Assistenz eines bei dem betreffenden Gerichte zugelassenen Prokurators auftreten konnte. Unter dem 27. November 1832 wurde er von Großh. Justizministerium zum Obergerichtsadvokaten und Prokurator bei dem Hofgerichte zu Mannheim ernannt und gelangte damit in die Stadt des Landes, in welcher er, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, eine zwanzigjährige, höchst erfolgreiche öffentliche Thätigkeit übte und welche ihm auch, eine Reihe von Jahren später, das Ehrenbürgerrecht verlieh. Der Aufenthalt in Wertheim hatte ihm seine Lebensgenossin zugeführt, indem er sich daselbst im Jahre 1832 mit Crescentia Müller, Tochter des Fürstlich Löwensteinischen Domänendirektors Müller, vermählte. Die glückliche Ehe war mit sechs Kindern gesegnet, von denen zwei den Eltern lange im Tode vorangingen. — Das Jahr 1832, welches Stabel nach Mannheim zu dem dortigen Obergerichte versetzte, war ein für die öffentlichen Zustände und namentlich den Rechtszustand Badens höchst bedeutungsvolles. Der Regierungswechsel des Jahres 1830, die ihm rasch gefolgte französische Julirevolution, die dadurch hervorgerufene Erregung Deutschlands, namentlich der westlichen Gegenden, hatten den Landtag des Jahres 1831 zu der bekannten hohen Bedeutung gebracht. Die Ergebnisse seiner Thätigkeit

Digitized by Google

äußerten belebende Wirksamkeit, insbesondere erlangte auch das schon oben erwähnte, in den letzten Jahren des 1820er Decenniums vorbereitete Erstlingswerk der neueren badischen Gesetzgebung, die epochemachende bürgerliche Prozeßordnung am 1. Mai 1832 Gesetzeskraft. Sie führte die Prinzipien der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ins Leben. Auch das mit dem Landtage des Jahres 1831 vereinbarte, das Aufsehen Gesammtdeutschlands in hohem Maße erregende Gesetz über die Polizei der Presse und die Bestrafung der Preßvergehen, welches mit dem 1. März 1832 Geltung erlangte, huldigte auf dem für das öffentliche Leben so wichtigen Gebiete der Presse den gleichen Prinzipien. Nun war für den tüchtig gebildeten, talentvollen, strebsamen Rechtsanwalt ein überreiches Feld der Thätigkeit eröffnet. Er konnte seine Kraft in der im Vergleiche zur todten Schrift weit wirksameren lebendigen Rede erproben und sich auch auf diesem Wege die Anerkennung der Richter und des Publikums erringen, Diejenigen, welche sich dem neuen Wesen nicht anzubequemen vermochten, weit hinter sich lassend. War zu vermuthen, daß Stabel bei den ihm gewordenen Gaben unter allen Umständen Bedeutsamkeit erlangen werde, so war es jetzt unzweifelhaft, daß der junge Obergerichtsanwalt den Platz, auf welchen ihn die Verhältnisse gestellt hatten, in vollem Maße ausfülle. Ein äußeres Zeichen hiefür ist schon darin zu erkennen, daß er mittels Justiz-Ministerialbeschlusses vom 16. April 1833 die Zulassung zur Advokatur bei dem obersten Gerichtshofe erhielt. Stabel liebte den anwaltschaftlichen Beruf. Er war auch als Anwalt wie bei dem rechtsuchenden Publikum, so bei den Richtern beliebt. Dem ersteren trat er mit voller Offenheit gegenüber. Seine Anwaltsschriften waren kurz, bündig, prägnant, womit er sich der vielverbreiteten, man möchte sagen altherkömmlichen Vielschreiberei gegenüber rühmlich auszeichnete. Sein mündlicher Vortrag war einfach, klar, bestimmt, und hielt sich stets fest an die Sache. Kein Wort sprach er zu viel, keines zu wenig. Er haßte das Phrasenhafte der bekannten französischen Advokatenberedtsamkeit, welches meist die Sache selbst unter seinem Deckmantel verschwinden läßt. Noch lange, nachdem er dem Anwaltstande anzugehören aufgehört hatte, wurden seine Plaidoyers von anwaltschaftlichen Kollegen und Richtern als mustergiltig geschildert. Gerne wurde sicherlich die Geneigtheit Stabels, in den richterlichen Staatsdienst überzutreten, von dem damaligen trefflichen Leiter der badischen Justizverwaltung, Staatsrath Dr. Isaak Jolly, entgegengenommen. Im Oktober 1838 erfolgte Stabels Ernennung zum Kollegialmitgliede, Assessor, beim Hofgerichte zu Mannheim. Wohl mochte er es in Rücksicht auf seine damals schwankende Gesundheit gerathen finden, den immerhin mühevollen und aufregenden Beruf einer geschäftsreichen Anwaltschaft mit der ruhigeren, richterlichen Stellung zu vertauschen, welche letztere überdies im Falle seines etwaigen frühen Todes den Seinigen eine erhöhte ökonomische Sicherung bot. Abgesehen hievon durfte Stabel das Bewußtsein in sich tragen, zu einer hervorragenden Stellung im Staatswesen berufen zu sein. In der fraglichen Zeit mußte aber mit dem Geringen begonnen werden, um zum Höheren hinanzusteigen, die Beamtenhierarchie wurde damals streng eingehalten. Erst seit dem Jahre 1848 gelang es in deutschen Staaten, und auch seither, wenigstens der Regel nach, nur politischen Führern, sich vom Barreau aus in das Ministerconseil emporzuschwingen. Eine Anerkennung dafür, daß Stabels Verdienste sofort auch in der richterlichen Laufbahn gewürdigt wurden, ist darin zu finden, daß er im Jannar 1841 zum Hofgerichtsrathe befördert wurde. In diese Zeit fällt der Beginn der literarischen Thätigkeit Stabels. Er schrieb eine Reihe von Aufsätzen, zum Theil Kritiken richterlicher Erkenntnisse, in die im Jahre 1833 von Bekk gegründeten »Annalen der badischen Gerichte« und arbeitete emsig für das, Entscheidungen französischer Gerichtshöfe, insbesondere des Kassationshofes über Rechtsfragen aus dem Code civil enthaltende Beiblatt

Digitized by Google

gedachter Annalen. Bemerkenswerth ist die Kürze und Schärfe, mit der er jene Entscheidungen wiedergab. Eine größere Arbeit, welche die Aufmerksamkeit der badischen Juristenwelt in hohem Maße auf sich zog, veröffentlichte Stabel in der damals zu Freiburg erscheinenden Zeitschrift: »Blätter für Justiz und Verwaltung im Großherzogthum Baden« über »die Nichtigkeitsbeschwerden der badischen Prozeßordnung«, welche etwas dunkle Lehre er aufzuklären mit Erfolg bestrebt war. Inhaltlich des Regierungsblattes vom 9. November 1841 wurde »dem Hofgerichtsrathe Stabel in Mannheim die durch den Tod des Geheimenrathes Professor Dr. Duttlinger an der Universität Freiburg erledigte Lehrkanzel, unter Ernennung zum Hofrath und ordentlichen Professor, übertragen«. Mit gutem Grunde überwand Stabel die sonst häufig bei den juristischen Praktikern herrschende Scheu, in den Lehrberuf einzutreten, welche dazu führt, daß — nicht zum Nutzen der Sache — in der Jurisprudenz Theorie und Praxis allzu getrennt von einander bleiben und daß z. B. der junge Docent, der selbst die Praxis nicht oder nicht genügend kennt, der Lehrer der künftigen Praktiker ist. Umgekehrt fruchtet natürlich dem Praktiker die Docentenlaufbahn in hohem Maße. Stabel hat nie Anstand genommen, dies lebhaft zu bestätigen, und nicht minder treten hiefür die hervorragenden Leistungen ein, die er bei seinem ferneren Wirken in der Praxis als Gerichtsvorstand zweiter und dritter Instanz kund gab. Das erste literarische Erzeugniß, welches er als Docent lieferte, waren die im Jahre 1843 erschienenen »Vorträge über das französische und badische Civilrecht, insbesondere über dessen Einleitung (titre préliminaire)«. Die eben angeführten französischen Worte bilden die Ueberschrift der allgemeinen Einleitung zum Code Napoléon, welche ihren Inhalt dahin angibt „De la publication, des effets et de l'application des lois en général“ — »von der Verkündigung, Wirkung und Anwendung der Gesetze«, wie die badische Uebersetzung sagt. Sie ist im badischen Landrechte durch eine erhebliche Reihe von Zusätzen ergänzt. Die vom März 1843 datirte Vorrede zur Druckschrift gibt über deren Zweck, sowie über Stabels Lehrmethode folgende bemerkenswerthe Auskunft: »Diese Schrift enthält einen Theil derjenigen akademischen Vorträge, welche ich in diesem Winter zum ersten Male über das französische und badische Civilrecht gehalten habe. — Aus den von Andern schon oft dargelegten Gründen betrachte ich das förmliche Diktiren sogenannter Kollegienhefte für ein eben so zweckwidriges als beiden Theilen unangenehmes Geschäft. Ich beschränkte mich daher, mit sehr seltenen Ausnahmen, auf mündliche Vorträge nach einem, der Legalordnung folgenden Grundriß. Die hier abgehandelten Materien bieten jedoch, theils an sich, theils wegen der vielfachen Modifikationen des französischen Rechtes durch einheimische, sich mannigfach durchkreuzende und zerstreute Gesetze für das Studium und für die Praxis so viele Schwierigkeiten dar, daß ich vorzugsweise bei ihnen eine schriftliche Mittheilung für nöthig erachtete und sie meinen Zuhörern gedruckt zu übergeben versprach; dieses ist die Veranlassung und der nächste Zweck des Druckes und der Veröffentlichung dieser Vorträge.« Wir heben aus diesem Vorworte noch das Folgende hervor, was für alle, auch die später zu erwähnenden größeren Schriften Stabels gilt: »Mit Anhäufung vieler Citate habe ich mich nicht befaßt, dagegen war ich bemüht, nicht bloß zu behaupten, sondern das Gesagte zu begründen, und die Gründe mögen die Stelle der Gewährsmänner vertreten. Sind sie von Gehalt, so werden sie bei unbefangener Auffassung ohne jene Hilfsmittel Eingang finden. Sind sie es nicht, so würden und sollen sie trotz solcher Ausstattung verworfen werden. Veritas vincit.« Die Schrift, welche bei dem oben bemerkten Vorhandensein vieler badischer Zusätze zum titre préliminaire des Code Napoléon, wie im Vorworte angedeutet ist, viele spezifisch badische Rechtsfragen zu lösen hatte und löste, wurde für die badische Rechtsübung höchst bedeutsam. Ihr folgten, jedoch

Digitized by Google

nicht zur buchhändlerischen Verbreitung, sondern nur zur Vertheilung an die Zuhörer bestimmt, ähnliche, jedoch kürzer gehaltene Abhandlungen (sogen. Druckbogen) über Güterrecht der Ehegatten, Pfandrecht, Besitz und Verjährung, welche ihrer Klarheit wegen sich bei Studirenden und Examenkandidaten einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuten und wohl noch erfreuen, auch bei den Gerichten vielfach benutzt wurden. Stabels Kollegien über französisches Civilrecht beziehungsweise badisches Landrecht, zogen, da er, so zu sagen, als Spezialist für diese Fächer galt, viele Studirende nach Freiburg. Auch das war für Studirende aus Baden bedeutsam, daß er das gemeine deutsche Prozeßrecht mit vorzugsweiser Berücksichtigung der badischen Prozeßordnung vortrug. In dem Studienjahre 1844 auf 1845 bekleidete er die Würde des Prorektors der Universität Freiburg. Alsbald trat aber Stabel in die Praxis zurück, indem er im April 1845 zum Hofgerichtsdirektor in Freiburg ernannt wurde. Seine Verdienste waren dahin gewürdigt worden — Staatsrath Dr. Isaak Jolly war noch Leiter der Justizverwaltung — daß er, gegen Ende des Jahres 1841 noch ein jüngeres Hofgerichts-Mitglied, im Frühjahre 1845 schon Vorstand eines Hofgerichtes war. Im Sommer 1845 erfolgte die Veröffentlichung einer Schrift »Vorträge über den bürgerlichen Prozeß«, welche unter der Ueberschrift »Erstes Buch. Allgemeine Grundsätze« eine Reihe wichtiger Materien behandelt. Das Vorwort sagt u. A.: »Bei meiner Ernennung zum Direktor des hiesigen (Freiburger) Gerichtshofes wurde mir vorbehalten, die Vorlesungen, welche mir als Rechtslehrer an der hiesigen Hochschule mehrere Jahre hindurch übertragen waren, soweit thunlich nebenher fortzusetzen. Die Ausführung liegt zwar noch im Ungewissen; um aber solche jedenfalls vorzubereiten und eher möglich zu machen, entschloß ich mich, den Hauptinhalt meiner Vorträge zunächst über den Civilprozeß heftweise dem Drucke zu übergeben.« Leider ist die hiermit in Aussicht gestellte Fortsetzung der Schrift nie erfolgt, so wenig als sich der Plan der Fortsetzung akademischer Vorlesungen erfüllte. Uebrigens waren auch die Tage der praktischen Wirksamkeit Stabels zu Freiburg gezählt, indem er bereits im April 1847 an die Stelle des zum Justiz-Ministerialpräsidenten berufenen Trefurt zum Vicekanzler des Oberhofgerichtes ernannt wurde. Dieser Gerichtshof, der höchste Gerichtshof des Landes, bestand damals aus dem Oberhofrichter als erstem Vorstande, dem Kanzler und Vicekanzler als zweitem und drittem Vorstande, sowie aus 12 Räthen (auffallender Weise hat man in Baden stets an der dem obersten Gerichte, dessen Vorständen und Mitgliedern ursprünglich gegebenen, veralteten, unpassenden Benennung festgehalten) und Stabel erlangte in seiner neuen Stellung nach der Uebung fraglicher Zeit, wenigstens der Sache nach, die Leitung eines der beiden Senate, ohne daß jedoch sein Einfluß auf diesen Senat beschränkt geblieben wäre. Sofort trat er in die neue Thätigkeitssphäre mit voller Energie ein. Einen urkundlichen Beweis hiefür lieferte der zehnte Jahrgang (1847/1848) der neuen Folge (17. der ganzen Sammlung) der »Jahrbücher des Großherzoglich Badischen Oberhofgerichts«, einer im Jahr 1823 vom damaligen Oberhofgerichts-Kanzler Staatsrath Freiherr von Hohnhorst (vormaligem Reichskammergerichts-Assessor, späterem Oberhofrichter) gegründeten, vorzugsweise zur Veröffentlichung oberhofgerichtlicher Präjudizien bestimmten Zeitschrift. Er übernahm die von seinen Amtsvorgängern Bekk und Trefurt ebenfalls innegehabte Redaktion der Blätter mit folgenden, einer Vorrede einverleibten, die dem Manne innewohnende Kraft charakterisirenden Worten: »Zwanzig Jahre liegen seit dem Eintritt in die Praxis hinter mir. Es waren Jahre unermüdlicher Thätigkeit in allen Richtungen des Juristenberufes, dem ich ausschließlich und mit stets wachsender Liebe meine ganze Kraft gewidmet habe. Ich darf darum hoffen, daß meine Uebernahme der Redaktion dieser Jahrbücher von dem Vertrauen der

Digitized by Google

juristischen Welt begleitet ist. — Ich beschränke mich, wie es auch schon in den letzten Jahren geschehen, nicht auf nackte Mittheilungen der gerichtlichen Entscheidungen. — Gründe und Gegengründe müssen zur Aneiferung des eigenen Nachdenkens des Lesers, und zwar häufig in weiterer Ausführung mitgetheilt werden, als dies der Natur der Sache nach in den Motiven eines Urtheils geschehen kann. Wo ich Irrthümer und Gebrechen in unserer Praxis wahrzunehmen glaube, lege ich meine Meinung dem prüfenden Blicke Aller, die sich für das Gedeihen unserer Rechtspflege interessiren, unverhohlen vor, damit durch allseitiges Ueberlegen die Wahrheit zu Tage gefördert werde. Diese Einrichtung der Jahrbücher, welche sich in den neueren Jahrgängen bereits Bahn gebrochen, hat auch anderwärts volle Billigung erhalten. So namentlich in Seufferts Blättern für Rechtsanwendung, zunächst in Baiern 1847 S. 80. »»Es handelt sich ja nicht darum« — wird dort in Bezug auf den sechszehnten Jahrgang unserer Jahrbücher gesagt — »einer Meinung durch Autoritäten Eingang zu verschaffen, es gilt nur den Sieg der Wahrheit. Nichts fördert dieses mehr als offenes Gegenübertreten der verschiedenen Ansichten. Wo Einsicht und Wahrheitsliebe walten, da hört man nicht sagen:

Wer Zweifel äußert, ob wir recht entscheiden,
Greift unsere Würde an, das dürfen wir nicht leiden.““

Von diesen Grundsätzen ist Stabel bei der im gedachten Werke erfolgten höchst lehrreichen Mittheilung einer langen Reihe interessanter Fälle aus dem bürgerlichen Rechte und bürgerlichen Prozesse ausgegangen. Schon diese Arbeit allein sicherte ihm einen dauernden Einfluß auf die Rechtsübung seines engeren Vaterlandes. In letzterem wurde um die fragliche Zeit vom Justizministerium der Entwurf einer Anwaltsordnung zur Begutachtung hinausgegeben, welcher die Auflage an die Anwälte in sich faßte, »Verdrehungen, Entstellungen der Wahrheit« u. dgl. zu vermeiden. Hiegegen waren in einer Denkschrift der Anwälte, insbesondere wegen Unbestimmtheit der betreffenden Satzungen, Bedenken erhoben worden. Diesen trat Stabel in dem gedachten zehnten Bande der oberhofgerichtlichen Jahrbücher mit einer größeren, geistvollen Abhandlung, betitelt »Wahrheit und Lüge im Civilprozeß« entgegen, die sein Streben, die Wahrheit auch auf einem Gebiete, auf welchem dieselbe zu verhüllen nicht selten üblich war, triumphiren zu lassen, in ein helles Licht setzt. Im Jahre 1849 walteten bekanntlich die badischen Gerichtshöfe, trotz des der höchsten Staatsgewalt durch die Revolution bereiteten Sturzes, ihres Amtes in hoher Würde weiter. — Stabel wurde ihrem Kreise entrückt. Am 3. Juni 1849 wurden die bisherigen Mitglieder des Staatsministeriums, der Minister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, von Dusch, die Präsidenten der Ministerien der Justiz, des Innern und der Finanzen, von Stengel, Bekk, Hoffmann und das Mitglied ohne Portefeuille, Nebenius, ihrer Stellen in Gnaden enthoben, am 6. Juni Geheimerath Klüber zum Staatsminister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, am 8. Juni auch Kriegs-Ministerialpräsident Hoffmann seiner Stelle in Gnaden enthoben, von Stengel aber als Staats-Ministerialmitglied ohne Portefeuille reaktivirt; am 16. erfolgte die Ernennung des Oberstlieutenant Freiherrn August von Roggenbach, bisherigen Mitgliedes des Kriegsministeriums, zum Präsidenten dieses Ministeriums, am 21. hatten die Wiederernennung des früheren Finanz-Ministerialpräsidenten Regenauer zu eben diesem Amte und die Ernennungen des bisherigen Wasser- und Straßenbau-Direktors Freiherrn Adolf von Marschall und des Oberhofgerichts-Vicekanzlers Dr. Stabel zu Präsidenten der Ministerien des Innern und der Justiz statt. Somit war Stabel in schwieriger Zeit in den obersten Rath der Krone berufen. Dem Gesammtministerium fielen die gewichtigen Aufgaben zu,

Digitized by Google

die gesetzliche Ordnung im Lande wiederherzustellen, frühere Gebrechen der Gesetzgebung und Verwaltung, welche die Revolution begünstigt haben mochten, zu beseitigen und die in dem 1840er Jahrzehnte vorbereiteten, durch die Wirren der Jahre 1848 und 1849 gehemmten Fortbildungen der Rechts- und Verwaltungsgesetzgebung, soweit jetzt thunlich, ins Leben zu führen. Gerade in letzterer Beziehung hatte das Justizministerium vorzugsweise thätig zu sein, welche Thätigkeit indessen durch die Rücksicht auf die Finanzen, die durch die Revolution und deren Folgen stark angegriffen worden waren, in gewisse Schranken gewiesen wurde. Das Strafgesetzbuch von 1845 wurde mit mehreren, durch vor und während der Revolution gemachte Erfahrungen hervorgerufenen erheblichen Zusätzen in's Leben geführt, die Strafprozeßordnung von 1845, welche ein öffentlich-mündliches Verfahren vor rechtsgelehrten Richtern für alle Fälle eingehalten wissen wollte, wurde einerseits — im Anschluß an die seit 1848 zu Tage getretenen Ergebnisse der öffentlichen Meinung — dahin fortgebildet, daß für schwerere Verbrechen Schwurgerichte eingeführt wurden, anderseits aber dahin modifizirt, daß für die Vergehen mittlerer Schwere (die, anlehnend an das französische Verfahren, so genannten korrektionellen Fälle) der Regel nach nicht die Nothwendigkeit öffentlich-mündlichen Verfahrens vorgeschrieben, sondern nur die Möglichkeit eines solchen gegeben wurde, während für geringe Straffälle die bisherige amtsgerichtliche Thätigkeit erhalten blieb. Die Durchführung des Gerichtsverfassungsgesetzes von 1845 unterblieb aus der oben angedeuteten Rücksicht auf die Finanzen. Seine Undurchführbarkeit war es, welche die obligatorische Einführung des öffentlich-mündlichen Verfahrens für alle Fälle unthunlich machte. Mit dem Gerichtsverfassungsgesetze gelangte auch eine Reihe von Bestimmungen nicht zur Wirksamkeit, welche dasselbe zur Verbesserung des Civilverfahrens gegeben hatte. Ueberhaupt war letzteres Verfahren der Reform bedürftig, z. B. namentlich in dem Stadium der Vollstreckung. Man nahm eine ziemlich eingreifende Revision der 1831er Civilprozeßordnung vor. Als eines der Ergebnisse dieser Revision heben wir mit Hinblick auf oben Gesagtes hervor, daß in das revidirte Gesetz besondere Bestimmungen zur Fernehaltung lügenhafter und chikanöser Prozeßführung aufgenommen wurden. Diese kurze, oberflächliche Skizze schon wird übersehen lassen, welchen Aufwand von Kraft und Geschick die fragliche, im Anfange des Jahres 1851 zum Abschluß gelangte Gesetzgebung und deren Durchführung erforderte. Erleichternd wirkte einigermaßen der in Folge Empfindens der Leiden der Revolution allseits bereite gute Wille, Schäden zu beseitigen und Nützliches aufzubauen, ein guter Wille, der sich auch in dem die fragliche Gesetzesreform votirenden Landtage zeigte. Bekk, einer der Schöpfer der 1845er Gesetzgebung, war Präsident der Zweiten Kammer dieses Landtages und wirkte in sehr erheblicher Weise zu gedachter Reform mit. Mannigfacher Art sind die Vorwürfe gewesen, die man dem Ministerium von 1849, dem sogenannten Reaktionsministerium, machte. Hören wir nun aber ein Urtheil, welches Ludwig Häusser in dem von ihm verfaßten Nekrologe Bekk's (Augsb. allg. Zeitung 1855, Beilagen zu den Nrn. 176, 177 S. 2826 u. ff.) mittheilt. Häusser sagt: »Er (Bekk) stimmte nicht mit Allem, was die Zeit der Restauration dem Lande brachte, überein, aber es beruhigte ihn doch, daß seine Nachfolger, zumal der Mann, der seine Stelle einnahm, keineswegs den Extremen angehörten und dem ungeduldigen Drängen der Ultra's von vornherein unzugänglich blieben, die mit einer lobenswerthen Offenheit meinten, man sollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich der von der Revolution umgeworfenen Verfassung vollends zu entledigen. »»Man kann mit vielem nicht einverstanden sein« — schrieb er im Dezember 1850 — »aber anderes ist doch in ein Maß gebracht worden, und einiges, was darüber scheint, nach unseren Verhältnissen schwer zu vermeiden.«« Von dem Wahlkreise Freiburg wurde

Digitized by Google

Stabel (im März 1850) als Abgeordneter in das Volkshaus des Erfurter Unionsparlamentes gewählt. Im Oktober 1851 wurde er zum Oberhofrichter und Geheimenrathe erster Klasse ernannt. Oberhofrichter Freiherr Joseph von Stengel war im September 1848 gestorben und das Präsidium des obersten Gerichtshofes fortan von dem Kanzler Autenrieth, seit August 1849 aber von dem früheren Justiz-Ministerialpräsidenten, nunmehr zum Oberhofgerichts-Kanzler ernannten Staatsrath Trefurt geführt worden, welchem nun die Präsidentenstelle bei der Oberrechnungskammer übertragen wurde. An Stabels bisherige Stelle trat Oberhofgerichts-Rath Freiherr von Wechmar. Dem Wiedereintritte Stabels in den obersten Gerichtshof folgte alsbald mit Rücksicht auf die 1851er Justizgesetzgebung eine neue Organisation eben gedachten Gerichtshofes (durch die unter dem 31. Dezember 1851 vom Großherzoge genehmigte Justiz-Ministerialverordnung vom 2. Januar 1852). Sie hob die Senatseintheilung für bürgerliche Rechtssachen und Kassationssachen in Schwurgerichtsfällen auf und suchte damit die Rechtsprechung einheitlicher zu gestalten, als dies bisher der Fall war. Der Gerichtshof sollte wie bisher aus drei Vorstehern, aber fortan nur aus zehn Räthen (die Schwurgerichte erleichterten die Geschäfte des Oberhofsgerichtes in hohen Straffachen) bestehen. Der einheitliche Senat sollte jeweils aus dem Präsidenten, einem der Kanzler (als Instruktivvotanten oder Korreferenten) gebildet werden. Der Oberhofrichter hatte demnach, abgesehen von Verhinderungsfällen, stets den Vorsitz zu führen. Auch kam ihm dies, soweit möglich, bezüglich der nur aus fünf Stimmführern gebildeten, zur Aburtheilung von Rekursen in mittleren Strafsfällen bestimmten Straffenate zu. Diese Organisation trat sicherlich auf Stabels eigenen Antrag, oder doch mit dessen vollem Einverständnisse zu Tage. Er hatte sich damit eine wichtige und große, seiner Persönlichkeit angemessene Aufgabe gestellt, der er, was Civil- und Kassationssachen anlangte, stets nachkam, während er die mittleren Strafsachen anderen Kräften zu überlassen der Regel nach sich genöthigt sah. Der Geschäftsgang beim Oberhofgerichte war schwerfällig. Man hatte zu vieles, auf das alte rein schriftliche Verfahren Berechnetes beibehalten. Der Referent hatte schriftlichen Vortrag zu erstatten, der Korreferent hatte gleich dem Referenten die Sache durchzuarbeiten, nach Umständen einen schriftlichen Beivortrag zu erstatten, der Vorsitzende mußte Kenntniß von dem Akteninhalte und den Vorträgen nehmen, schließlich waren die Entscheidungsgründe vom Referenten zu entwerfen und vom Korreferenten und Vorsitzenden zu prüfen. Stabel wirkte, so viel er konnte, auf Vereinfachung der schriftlichen Arbeiten, auf eine prägnante Kürze hin. So äußerst gewissenhaft er in Erfüllung seiner Richterpflichten war, so nahm er doch in gewöhnlichen Fällen die Akten erst in den Vormittagsstunden des Tages vor dem Verhandlungstermine zur Hand. Es war ihm dann in letzterem der ganze Stoff frisch im Gedächtnisse und war überdies den Mitarbeitern eine möglichst lange Zeit gegönnt. Rasch war er meist über die thatsächliche Lage des einzelnen Falles mit sich im Reinen. Die Periode des »Nachgrübelns«, wie er sich auszudrücken pflegte, setzte sich indessen vielfach auf die Nachmittagsstunden fort. Bewegung im Freien war seiner Gesundheit nothwendig. Oft sah man ihn in ernstem Nachdenken durch den damals noch ruhigen, friedlichen, noch nicht von der Eisenbahn durchzogenen schattenreichen Mannheimer Schloßgarten schreiten, mit seinem reichen Geiste das pro und contra wägend. Begegnete er dann einem Bekannten aus der Juristenwelt, dem er Urtheil zutraute, so konnte es leicht kommen, daß er demselben die ihn bewegende Frage vorlegte. Sichtlich war er stets erfreut, wenn die von ihm selbst bereits als richtig erfundene Ansicht auch von dem Gefragten ausgesprochen wurde. Es war überhaupt ein Zug Stabels, sich da Auskunft zu holen, wo er nach freiestem Ermessen solche finden zu können glaubte. Manchfach hat er bei

Digitized by Google

Gesetzgebungsarbeiten jüngere tüchtige Beamte um Meinungsäußerungen angegangen. Die Sitzungen, in denen er den Vorsitz führte, nahmen in der Regel einen verhältnißmäßig raschen Verlauf, ohne daß damit der Gründlichkeit Eintrag geschah. Wurde von irgend einer Seite zu weit ausgeholt, so gelang es ihm gewöhnlich leicht, die Diskussion auf das gerechte Maß zurückzuführen. Seine eigene, immer scharf durchdachte Meinung war für die übrigen Stimmführer stets gewichtvoll. Bei Prüfung der Entwürfe von Entscheidungsgründen pflegte er sehr genau zu Werke zu gehen. Es kam vor, daß er seinerseits Entwürfe von Entscheidungsgründen fertigte, sofern er der Ansicht war, daß es dem Referenten nicht gelungen sei, den für das Kollegium oder die Mehrheit maßgebend erschienenen Gründen den richtigen Ausdruck zu geben. Stabel unterzog sich neuerdings der Redaktion der oberhofgerichtlichen Jahrbücher. Nachdem der elfte und zwölfte Jahrgang der neuen Folge (1849, 1850, 1851) unter Treffurts Leitung erschienen waren, ließ Stabel im Jahre 1854 den dreizehnten Jahrgang mit der Erweiterung erscheinen, daß auch die hofgerichtliche Praxis darin Vertretung fand. Die bei weitem meisten Mittheilungen stammen indessen aus Stabels eigener Feder; eine Reihe derselben befaßte sich mit Strafrecht und Strafverfahren, indem namentlich auf dem Gebiete des letzteren in Folge der Einführung der Schwurgerichte neue Fragen auftauchten. Bemerkenswerth ist namentlich Stabels Abhandlung über den in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen Prozeß Gervinus, in welchem bekanntlich auf Grund verschiedener in der von Gervinus herausgegebenen »Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts« enthaltener Stellen Anklage wegen Aufforderung zum Hochverrathe und wegen Aufreizung gegen die konstitutionelle Monarchie erhoben, in erster Instanz (Seitens des Hofgerichtes zu Mannheim) Freisprechung wegen des ersteren, Verurtheilung wegen des zweiten Anklagepunktes ergangen war, auf Berufung beider Theile aber in zweiter Instanz (vom Oberhofgerichte) das erlassene Straferkenntniß aufgehoben und die Anklage als nicht vor das Hofgericht gehörig abgewiesen wurde, weil die von der Staatsanwaltschaft auch in zweiter Instanz primär aufrecht erhaltene Anklage wegen Aufforderung zum Hochverrathe der schwurgerichtlichen Aburtheilung unterliege. Indem wir uns vorbehalten, mit wenigen Worten auf das spätere Schicksal der bisher besprochenen Zeitschrift zurückzukommen, glauben wir hier eine kurze Charakteristik der Wirksamkeit Stabels am obersten Gerichtshofe, welche sich in allen seinen Schriften wiederspiegelt, sowie der Art seines Einflusses auf die badische Praxis geben zu sollen. Stabels juristische Thätigkeit war stets von dem lebhaften Streben geleitet, das materielle Recht walten zu lassen. Es hatte in Baden eine Richtung gegeben, die sich nach Emanation der 1831er Prozeßordnung — in Reaktion gegen die frühere äußerst formlose Zeit — vielfach in die Formvorschriften jenes Gesetzes vertiefte und die Rechtsstreitigkeiten von einem mehr formellen Standpunkte aus entschied. Dies widerstrebte Stabels gesundem Sinne; er wollte die Sache nicht unter der Form leiden lassen und drängte so stets die materiellen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches in den Vordergrund. Aber auch bei der Auslegung und Anwendung dieser Bestimmungen folgte er dem natürlichen Rechte, dem gesunden Rechtsgefühle; er war ein Freund »vom Rechte, das mit uns geboren«. Nicht selten äußerte er, in zweifelhaften Dingen frage er doch gerne darnach, was das natürliche Gefühl sage, und trete dann erst mit dem Gesetze in der Hand, mit der juristischen Konstruktion an die Sache heran; stimme das Ergebniß letzterer mit dem des Gefühles überein, so könne man mit Beruhigung der so gewonnenen Ansicht folgen; wo nicht, sei große Vorsicht geboten. Das bürgerliche Recht war es, welches, wie oben schon angedeutet, hauptsächlich seinen hohen Verstand anzog; das Strafrecht, äußerte er zuweilen, habe ihm niemals Schwierigkeiten bereitet. Die Jahre 1853 und

Digitized by Google

1854 riefen für Stabel neue, mit seinem eigentlichen Amte nicht in unmittelbarer Verbindung stehende Verpflichtungen hervor. Im Dezember 1853 wurde er vom Landesherrn zum Mitgliede der Ersten Kammer der Landstände und sofort auch, wie die Publikation im Regierungsblatte sich ausdrückt, »bei Verhinderung des Herrn Fürsten von Fürstenberg« zum ersten Vicepräsidenten dieser Kammer ernannt. Aehnliche Ernennungen fanden in den Jahren 1855, 1857, 1859 statt. Jeweils folgte Stabel dem an ihn ergangenen Rufe und betheiligte sich stets in lebhafter Weise an den landständischen Arbeiten. — Zu Ende des Jahres 1853 erging eine landesherrliche Verordnung über die Vorbereitung zum öffentlichen Dienste in der Justiz und inneren Verwaltung, durch welche eine zweite Staatsprüfung eingeführt wurde. Letztere wurde erstmals im Herbste 1854 abgehalten. Stabel wurde zum Präsidenten der sie abnehmenden Kommission ernannt. Auch bei den gleichen Prüfungen mehrerer folgender Jahre unterzog er sich dem Vorsitze der jeweiligen Kommission. Sehr wesentlich wirkte er auf die Gestaltung dieser zweiten Staatsprüfungen überhaupt ein und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die rationelle Weise, in der er die Sache handhabte, in der Folgezeit niemals verlassen werden wollte und konnte. Da durch die zweite Prüfung die praktische Befähigung zu erproben war, so sollten den Kandidaten Fragen und Fälle vorgelegt werden, die nicht direkt aus den Worten des Gesetzes zu beantworten beziehungsweise zu entscheiden waren. Ueberraschend war die Gewandtheit, mit welcher sich Stabel in Konstruktion und Kombination der jenem Grundsatze zufolge zu bildenden Fragen und Fälle bewegte. — Im Jahre 1856 wurde Stabel durch den nach längerem Leiden erfolgten frühzeitigen Tod seiner ältesten, mit allen Vorzügen ausgestatteten Tochter auf das Schwerste erschüttert. Einen Sohn hatte er in dessen frühestem Kindesalter verloren. — Das für Baden hochwichtige Jahr 1860 führte Stabel aus seinem richterlichen Berufe auf den höchsten Posten der Staatsverwaltung. Zur Beilegung der mit der katholischen Kirchengewalt seit dem Anfange der 1850er Jahre bestandenen Differenzen war nach längeren, zu Rom geführten Verhandlungen am 28. Juni 1859 eine Konvention zwischen der Krone Baden und dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen und inhaltlich des Regierungsblattes vom 16. Dezember 1860 mittels landesherrlicher Verordnung vom 15. desselben Monats unter Vorbehalt der ständischen Zustimmung zur Aenderung der der Vereinbarung entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen publizirt worden. Den am 21. November zusammengetretenen Kammern der Landstände war in Folge landesherrlicher Ermächtigung vom 24. November gedachte Konvention durch den Minister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Meysenbug, und den Präsidenten des Ministeriums des Innern, Freiherrn von Stengel, zur Kenntnißnahme unter dem Bemerken vorgelegt worden, daß wegen Aenderung der der Konvention entgegenstehenden Gesetze seiner Zeit besondere Vorlage an die Stände erfolgen werde. Wie im Lande selbst, so erhob sich auch im Kreise der Kammern ein heftiger Meinungskampf über die Verfassungsmäßigkeit der Konvention im Ganzen sowie über die Annehmbarkeit der einzelnen Bestimmungen derselben. Am 30. März 1860 votirte die zweite Kammer mit überwiegender Mehrheit eine Adresse des Inhaltes, »daß man vor Allem die Frage prüfen zu müssen geglaubt habe, ob das Vertragswerk nach der Verfassung, um verbindliche Kraft zu erlangen, nicht die Zustimmung der Stände erfordere und ob daher zu seinem Vollzuge die Vorlage »»zur Kenntnißnahme«« genüge, daß man aber zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß durch den ohne ständische Zustimmung abgeschlossenen Vortrag das Verhältniß der katholischen Kirchengewalt im Staate nicht geordnet werden könne, und daß diese Ordnung durch Vereinbarung mit den Ständen erfolgen müsse«. Es wurde an den Landesherrn die Bitte gerichtet,

Digitized by Google

»die Verordnung vom 5. Dezember 1860 außer Wirksamkeit zu setzen, beziehungsweise nicht in Wirksamkeit treten zu lassen«. Die Vertreter der Staatsregierung hatten sich vor Allem auf die Staatspraxis zu berufen vermocht, wonach bisher die Kirchenangelegenheiten in Baden, auch seit Emanation der Verfassung, im Allgemeinen ohne Zuzug der Stände geordnet worden waren. Die Gegner hatten sich auf die große Wichtigkeit der Sache berufen, in Folge deren es als dem Geiste der Verfassung entsprechend erachtet werden müsse, die Angelegenheit in allen Richtungen vor das Forum der Stände zu ziehen, und weiter geltend gemacht, daß die meisten Bestimmungen der Konvention selbst dem Wortlaute des § 65 der Verfassung verfielen, daß endlich die Beziehungen der Kirche zum Staate nur durch Akte der Staatsgewalt, nicht durch Vereinbarung geregelt werden könnten. Stabel war in der Ersten Kammer zum Berichterstatter designirt worden. Bereits im Laufe des Monats März erschienen von ihm bearbeitet und als Manuskript gedruckt: »Grundlagen für den Kommissionsbericht über die Konvention mit dem päpstlichen Stuhle«, in denen er die Sache der Gegner der Konvention in der soeben kurz angedeuteten Weise vertrat. »Es handelt sich« — sagte er auf S. 4 der Schrift — »in der That heute weniger um die Konvention, als vielmehr um die Konstitution.« Ein Zwischenfall, daß nämlich Ministerialpräsident Freiherr von Stengel einen Erlaß an die Amtsvorstände gerichtet hatte, worin dem entschiedenen Willen der Regierung Ausdruck gegeben war, an der Konvention festzuhalten, veranlaßte, daß bereits vor dem Votum der Ersten Kammer ein Wechsel im Ministerium eintrat. Am 2. April 1860 wurden der Minister Freiherr von Meysenbug und der Ministerialpräsident Freiherr von Stengel in Ruhestand versetzt, Stabel zum Staatsminister der Justiz ernannt und ihm zugleich die einstweilige Leitung des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten übertragen, Professor Dr. Lamey zu Freiburg aber, der Führer der Gegner der Konvention in der Zweiten Kammer, zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Am 7. April wurde auch der Staatsminister der Finanzen, Regenauer, in Ruhestand versetzt und der bisherige Geheime Referendär Vogelmann zum Präsidenten des Finanzministeriums ernannt. Das Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille Nüßlin und der Kriegs-Ministerialpräsident Ludwig blieben in ihren Stellungen. Das bekannte Großherzogliche Manifest vom 7. April 1860 trug die Kontrasignatur des neu gebildeten Gesammtministeriums. Stabel und Lamey waren nun zunächst mit der gesetzlichen Regelung der Kirchenfrage beschäftigt und es gelang ihnen, die betreffende Gesetzgebung, welche bekanntlich im Ganzen von einem der kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit günstigen Geiste durchdrungen ist, im Oktober 1860 zur Vollendung zu bringen. Natürlich eröffnete deren, im versöhnlichen Sinne angebahnte Durchführung (die die Konvention publizirende Verordnung vom 5. Dezember 1859 wurde aufgehoben) noch ein weites Feld der Thätigkeit, sowie auch die übrigen im Manifeste angekündigten weittragenden, der Fortbildung des Rechtsstaates gewidmeten, Veränderungen im Gebiete der Justiz und Verwaltung fast übergroße Arbeit schufen. So war es insbesondere Stabel, der am 2. Mai 1861 zum Präsidenten des Staatsministeriums befördert (welche Stelle seit 1846 nicht mehr besetzt war), indessen der Leitung des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen enthoben und hier durch Freiherrn Franz von Roggenbach ersetzt wurde, beschieden, die Justizgesetzgebung zur zeitgemäßen Entwicklung zu bringen. Es wurden — im Anschluß an die im Jahre 1851 nicht zur Einführung gelangten Theile der 1845er Gesetze — an die seit 1851 in Kraft gestandene Gesetzgebung — in Berücksichtigung der Ergebnisse der neueren Gesetzgebungswissenschaft, sowie neuerer auswärtiger Gesetzgebungen — ein Gerichtsverfassungsgesetz, eine bürgerliche

Digitized by Google

Prozeßordnung und eine Strafprozeßordnung nebst den nöthigen Nebengesetzen nach auf den Landtagen von 1861 bis 1864 stattgehabten Berathungen in letztgedachtem Jahre erlassen. Die Grundzüge der neuen Gesetzgebung waren: volle Mündlichkeit und Oeffentlichkeit in Strafsachen, Schöffengerichte für geringe Strafsachen, aus fünf Rechtsgelehrten bestehende Kollegien in mittleren Strafsachen, welche Kollegien (Strafkammern) die Thatfrage endgiltig zu lösen hatten, die bisherigen Schwurgerichte für schwere Strafälle, Rekurs in geringen Sachen an aus drei Rechtsgelehrten bestehende Rekurskammern, im Uebrigen lediglich Nichtigkeitsbeschwerde an den obersten Gerichtshof; volle Mündlichkeit in Civilsachen und Aburtheilung der wichtigeren in aus drei Richtern zusammengesetzten Civilkammern mit Vorbehalt der Appellation an mit fünf Richtern besetzte Appellationssenate, Oberappellation an den obersten hier, wie in Strafsachen, mit sieben Richtern urtheilenden Gerichtshof. Wir sehen hier ein Bild vor uns, das dem sehr nahe kommt, welches sich in der neuen gemeinsamen deutschen Gesetzgebung des Jahres 1877 verwirklicht hat. Stabel durfte in den letzten Jahren seines Lebens mit lebhafter Befriedigung darauf zurückschauen, daß er im Jahre 1864 ein Werk geschaffen hatte, welches in seiner Gesammtanlage, sowie in vielen Einzelheiten ein Vorbild für die Reichs-Gesetzgebung wurde. Ihm war es beschieden, zweimal (1851 und 1864) die Justizverhältnisse Badens, und zwar selbständig (der badischen Gesetzgebung des Jahres 1879 war der Weg vorgezeichnet) zu ordnen. — Es nahten nun die trüben Zeiten des Krieges von 1866. Welche Stellung dabei das Gesammtministerium Badens, welches durch Austritt des Freiherrn von Roggenbach und Eintritt des Freiherrn von Edelsheim im Oktober 1865 eine Aenderung erlitten hatte, in seiner überwiegenden Mehrheit im Einklange mit der Volksvertretung einnahm, ist bekannt. Das Herz der Männer, die jener Mehrheit angehörten, schlug darum nicht minder warm für das große deutsche Vaterland. Ihr vorangegangenes und ihr späteres Leben hat dies bewiesen. — Die durch die Waffen erfolgte Entscheidung hatte die Folge, daß an die Stelle Stabels und der meisten seiner Kollegen im Rathe der Krone Männer traten, welche vor dem Kriege die Neutralität Badens befürwortet hatten. Mathy, zu Anfang Juli 1866 aus dem Gesammtministerium ausgeschieden, wurde zu Ende desselben Monats Präsident des Staatsministeriums, Finanzminister, auch mit der Leitung des Handelsministeriums betraut, von Freydorf Präsident des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen, Jolly Präsident des Ministeriums des Innern, auch mit der Führung des Justizministeriums beauftragt. Stabel und Lamey traten in Ruhestand. Ersterer wurde indessen zu Anfang des Jahres 1867 als Staatsminister der Justiz reaktivirt. — Der am 4. Februar 1868 erfolgte Tod Mathys brachte neue Veränderungen zu Tage. Jolly wurde zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Staatsminister des Innern ernannt, von Freydorf mit der provisorischen Leitung des Justizministeriums betraut, Stabel »auf unterthänigstes Ansuchen unter Bezeigung der Allerhöchsten besonderen Anerkennung der langjährigen, dem Staate geleisteten ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste« am 13. Februar in den Ruhestand versetzt. Stabels Rücktritt lag nahe, nachdem der weit jüngere Jolly zur ersten Stelle im Ministerrathe berufen worden war (Mathy war am 17. März 1807 geboren, also fast gleichen Alters mit Stabel; Beide waren Studiengenossen auf der Universität Heidelberg gewesen). — Sollen wir einen Blick auf die Geschäftshandhabung Seitens Stabels als Minister werfen, so können wir im Ganzen auf dasjenige verweisen, was wir oben über seine Thätigkeit als Präsident des obersten Gerichtshofes sagten. Gewissenhaftigkeit, Geradheit, Sicherheit, Bestimmtheit, zweckmäßige Kürze zeichneten den Minister, den Conseilspräsidenten aus, wie sie den Inhaber des höchsten Richterpostens

Digitized by Google

ausgezeichnet hatten. Als Redner, z. B. in den Kammern, trat er mit Würde und Einfachheit auf. Einem unnatürlichen Schwunge in der Rede huldigte er als Minister ebensowenig, wie als Anwalt. — Noch in den letzten Jahren seiner Stellung beim Oberhofgerichte hatte Stabel unter dem Titel: »Jahrbücher für badisches Recht. Als erweiterte Fortsetzung der oberhofgerichtlichen Jahrbücher« die Weiterführung der letzteren begonnen. Die Vollendung des ersten, in fünf Heften erschienenen Bandes zog sich indessen theils in Folge von Schwierigkeiten, die sich durch Krankheit und Tod des bisherigen Verlegers ergaben, theils in Folge der Ueberhäufung Stabels mit Dienstgeschäften (man denke z. B. an die Justizorganisation von 1864) bis in das Jahr 1867 hinaus. Die Erweiterung der Zeitschrift war im Ganzen die schon beim letzten Bande der oberhofgerichtlichen Jahrbücher eingetretene. Es enthalten die »Jahrbücher für badisches Recht« wieder eine reiche Auswahl aus Stabels Feder geflossener interessanter Aufsätze, welche sich, an einzelne Rechtsfälle anknüpfend, durch geistreiche Behandlung des Stoffes, unter sachgemäßer eingehender Benützung der Literatur auszeichnen. Auf den ersten Seiten des Bandes finden wir eine wohl dem Jahre 1859 entstammende Beurtheilung der staatsrechtlichen Frage, ob die Regierung ohne Einholung ständischer Zustimmung die Trennung der Justiz von der Verwaltung in der unteren Instanz aussprechen durfte, wie sie im Jahre 1857 gethan (eine gewisse Aehnlichkeit dieser Frage mit der der Konvention mit Rom liegt zu Tage). Stabel verneinte die Frage. — »Nunmehr zur Ruhe gesetzt, habe ich mich wieder der treuesten Freundin des Lebens, der Wissenschaft, zugewendet, um wo möglich der juristischen Welt noch nützlich werden zu können.« So sagt Stabel im Vorworte zu einem, im Jahre 1869 zu Karlsruhe erschienenen Hefte, betitelt: »Akademische Vorträge über den Code Napoléon«, welches die einleitenden Lehren des französischen Civilrechts behandelt. Sein Vorhaben, der Wissenschaft zu dienen, führte er aus, wenn auch nicht dadurch, daß er die »akademischen Vorträge« fortsetzte, so doch, indem er seine vortrefflichen »Institutionen des französischen Civilrechts (Code Napoléon)«, ein größeres Werk, herausgab, welches im Jahre 1871 in Mannheim erschien. Wir charakterisiren dasselbe am besten, wenn wir das Vorwort hier wörtlich wiedergeben. Es lautet: »Des Staatsdienstes enthoben, aber den Müssiggang verachtend und das politische Gebiet absichtlich vermeidend, habe ich mich wieder ausschließlich der Rechtswissenschaft und dem Versuche zugewendet, durch Wiederaufnahme und Vollendung einer in früherer Zeit begonnenen Arbeit der juristischen Welt, insbesondere dem jüngeren Theile derselben, noch einen nützlichen Dienst zu leisten. Zwar ist die wissenschaftliche Bearbeitung des Code Napoléon überaus reich an Zahl, Umfang und Formen ihrer Werke, aber es scheint mir dennoch an einem Buche zu fehlen, welches genau den Zweck verfolgt, den ich bei meiner Arbeit vor Augen habe. Sie soll vorzugsweise dem deutschen Studirenden, welcher dem akademischen Bildungsgange gemäß von den gründlichen Vorträgen über das römische Recht, dem Vorbild aller Civilrechte, zum Studium des französischen mit kurz bemessener Zeit übergeht, als vermittelnde Einleitung in das letztere dienen. Das Bedürfniß einer solchen Einleitung habe ich nicht nur als mehrjähriger Rechtslehrer, sondern namentlich bei den zahlreichen Prüfungen, die ich theils als Präsident des obersten Gerichtshofes, theils als Justizminister zu leiten hatte, kennen gelernt. Zachariäs vortreffliches Werk stellt den Anfängern eine zu große Aufgabe und statt sie mit der Legalordnung des Gesetzbuches vertraut zu machen, wie es für die Praxis nöthig ist, werden sie derselben völlig entfremdet. Hier soll das Gesetzbuch die Stelle des Kompendiums und die Erläuterung die Stelle des Kollegienheftes vertreten. Keineswegs aber soll der ganze Inhalt der Rechtsquelle buchstäblich reproduzirt werden. Diesen Zweck verfolgend ist die Arbeit so geworden, wie sie ist, und nicht anders,

Digitized by Google

obgleich es mir oft recht schwer gefallen, das Ziel nicht zu überschreiten. Die badischen Zusätze und Abänderungen mußten schon deßwegen einer besonderen Behandlung vorbehalten werden, weil die Gesetzgebung gleichzeitig damit beschäftigt war, in wichtigen Punkten zum Urtexte zurückzukehren. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, den Umfang des Buches mit den gebräuchlichen Citaten und Anmerkungen zu verdoppeln, denn es bestehen der Citirwerke in Menge, allein gerade deßhalb und in Rücksicht auf den Zweck der Arbeit hielt ich diese Ausstattung für unnöthig. Die zahlreichen Streitfragen sind übrigens in soweit berührt, als sie mit wichtigen Grundsätzen zusammenhängen, denn diese mußten natürlich in erster Reihe festgestellt werden. Vielleicht wird es auch manchem Praktiker, wie mir selbst, von Nutzen sein, statt nur den Präjudizien, einmal wieder den Prinzipien nachzuforschen. Karlsruhe, im Februar 1870.« Stabel hat sich — am Ende seiner vielseitigen Thätigeit — in dem schönen Buche ein würdiges Denkmal gesetzt und damit die vollste Anerkennung der jüngeren und älteren Juristenwelt erworben. — In allen Lagen des Lebens bewährte Stabel als das natürlich ungekünstelte Ergebniß seiner hervorragenden Geisteseigenschaften eine gewisse imponirende Haltung, eine gewisse Ueberlegenheit. Der hohe Ernst, der ihn stets begleitete, ließ den tiefen Denker, den Gelehrten, den Staatsmann erkennen. Wer Stabel in seinem Ernste dahinschreiten sah, mochte ihn für eine fast finstere, in sich gekehrte Natur halten; Ursache hievon war eine Schwäche der Sehkraft, welche ihn häufig seine Umgebung nicht erkennen ließ. Zur Düsterkeit war er nicht geneigt. Gerne bewegte er sich heiter im Kreise seiner Familie, auch liebte er es zeitweise, in einem kleinen Kreise von Freunden, von Kollegen eine oder die andere Abendstunde von den Mühen des Tages auszuruhen. Traten die Pflichten der vielleicht hie und da ermüdenden Repräsentation an ihn heran, wie dies namentlich während der Jahre 1860 bis 1868 zu Karlsruhe der Fall war, so unterzog er sich bereitwillig denselben. — Die erwähnte Augenschwäche bildete sich nach und nach zu einem Augenleiden aus, welches ihm in den Jahren 1868 und 1869, gerade als er seine Institutionen schrieb, sehr lästig fiel. Im Anfange der 1870er Jahre war er in Folge grauen Staares fast ganz erblindet, wurde aber im April 1876 mit Glück operirt, so daß er wieder lesen und schreiben konnte; mußte sich jedoch im September 1879 einer zweiten, abermals glücklichen Operation unterziehen. Im Juli 1879 starb die Gemahlin Stabels, welcher Verlust ihn auf das Härteste traf. Nicht lange überlebte er die Lebensgefährtin. In den ersten Tagen des Februars 1880 befiel ihn in Folge einer Erkältung eine Lungenentzündung. Sie verlief anfänglich günstig. Doch hoben sich die Körperkräfte nicht mehr, während die Geisteskräfte völlig ungetrübt blieben. Trotz seiner schweren Krankheit, die er von Anfang an für tödtlich erachtete, deren Leiden er aber mit bewundernswerther Geduld und Seelenstärke trug, beschäftigte sich sein reger Geist stets noch mit den öffentlichen Angelegenheiten und nahm er insbesondere noch den höchsten Antheil an den wegen Beseitigung der Prüfung der Geistlichen in der Zweiten Kammer der Landstände gepflogenen Verhandlungen. Am 22. März 1880, Mittags 12 Uhr, starb er sanft, an Entkräftung, umgeben von den Seinigen, von denen er am Tage zuvor Abschied genommen hatte. — Stabels Verdienste fanden in hohem Maße die äußere Anerkennung der erhabenen Landesfürsten. Unter Großherzog Leopold erhielt er im Jahre 1844 als Professor das Ritterkreuz, im Jahre 1849 als Justiz-Ministerialpräsident das Kommandeurkreuz des Großherzoglichen Ordens vom Zähringer Löwen; unter Großherzog Friedrich als Oberhofrichter im Jahre 1853 den Stern zu letzterer Dekoration, im Jahre 1856 das Großkreuz gedachten Ordens, im Jahre 1865 als Minister den Stern dieses Großkreuzes in Brillanten, am 13. Februar 1868 bei seiner Versetzung in den Ruhestand die Dekoration der goldenen Kette zum mehrerwähnten Großkreuze. Im Jahre 1877 wurde er

Digitized by Google

anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich in den erblichen Adelstand erhoben. Auch die Krone Preußen ehrte seine Verdienste, indem ihm im Jahre 1849 die zweite, im Jahre 1861 die erste Klasse des Königlichen Ordens des Rothen Adlers verliehen wurde. (Literarische Beilage der »Karlsruher Zeitung« 1880 Nr. 41, 42.)

Karl Bernhard Stark.

Geboren zu Jena am 2. Oktober 1824, gehörte Stark von väterlicher Seite einer ärztlichen Gelehrtenfamilie an, welche mit der Geschichte der alten thüringischen Hochschule und des weimarischen Musenhofes eng verwachsen war. Sein Großvater, Johann Christian Stark (geb. 1753, gest. 1811), Geh. Hofrath und ordentl. Professor der Medizin, war der Leibarzt Karl Augusts und der Herzogin Amalie, der Arzt und Hausfreund Schillers. Dessen Sohn, Karl Wilhelm Stark, Geh. Hofrath und ordentl. Professor der Pathologie (geb. 1787, gest. 1845), der langjährige vertraute Leibarzt des Großherzogs Karl August, den er auf seinen Reisen und Feldzügen und auch zum Wiener Kongreß begleitete, war der Vater Karl Bernhards. Seine treffliche Mutter, deren Lebensbild er mit pietätvoller Hand selbst gezeichnet hat, war die Tochter des berühmten Rechtslehrers Christoph Martin, welcher von 1805—15 eine Zierde der Heidelberger Hochschule war, dann einem Rufe als Oberappellationsrath und Professor der Rechte nach Jena folgte. So erwuchs Bernhard Stark in einem Familienkreise, welcher sich ebenso durch hohe Geistesbildung, als einfach edle Familiensitte auszeichnete. Im Hause der Eltern und Großeltern empfing er früh die reichste Anregung. Im Martin'schen Hause herrschte das Interesse für alle politischen Fragen der Gegenwart, im Stark'schen Hause ein mehr innerlicher, auf religiöse und philosophische Dinge, sowie auf Naturbeobachtungen gerichteter Sinn vor. Der Vater, obgleich ein vielbeschäftigter Arzt, pflegte dabei alle geistigen Interessen mit seltener Allseitigkeit. Mit besonderer Vorliebe trieb er klassische Studien. In einem Freundeskränzchen las er jeden Winter griechische Philosophie und das neue Testament in der Ursprache. Aus dieser humanistischen Richtung des Vaters erklärt sich die früh ausgesprochene Hinneigung des Sohnes zum Studium des klassischen Alterthums. In einem Privatinstitute zu Jena, unter der Leitung des früh verstorbenen Professors Brzoska, legte er das erste Fundament seiner gründlichen griechischen Sprachkenntniß. Schon im zehnten Jahre las er die Odyssee, noch ehe er die Anfangsgründe des Lateinischen begonnen. Im Jahr 1838 bezog er das damals neuorganisirte Gymnasium Hildburghausen, welches unter der Leitung der trefflichen Direktoren Kießling und Stürenburg einen besonderen Aufschwung genommen hatte. Von dort kehrte er im Jahre 1842 nach Jena zurück, um sich dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Unter den akademischen Lehrern, die nachhaltigen Einfluß auf seine Entwickelung gewannen, nennen wir: in Jena Göttling, in Leipzig G. Hermann und in Berlin Böckh, in dessen Hause Stark ein Jahr zuzubringen das Glück hatte und unter dessen Einfluß er sich für das Studium der antiken Kunst entschied. Gerne verweilte Stark, in die Vergangenheit zurückblickend, bei diesem Berliner Aufenthalt in Böckhs Hause. Unauslöschlich lebten in ihm die Eindrücke, die er im Umgang mit diesem Meister der Alterthumskunde empfangen hatte, und als schönste Aufgabe schwebte ihm vor, was er leider nicht mehr zur Ausführung bringen konnte, das Bild des Lebens und Schaffens dieses seines Lehrers zu entwerfen. Im Jahre 1845 hatte er mit einer tüchtigen Arbeit über Anacreon in Jena promovirt. Von 1846 auf 1847 lebte er, mit archäologischen Studien beschäftigt, in Jena, einen Kreis dankbarer Zuhörer in Privatvorlesungen über Kunstgeschichte um sich sammelnd. So wenig

Digitized by Google

Stark den politischen Ereignissen gegenüber sich gleichgiltig verhielt, so wenig ließ er sich doch durch dieselben irgendwie von seinem vorgesteckten Ziele ablenken. Im Jahre 1848 trat er seine erste größere wissenschaftliche Reise an, welche ihn an die Hauptfundstätten antiker und mittelalterlicher Kunst führte. In München, Venedig, Florenz, Rom, Neapel weilte er längere Zeit, überall jene Fülle unmittelbarer Anschauung sammelnd, die dem Archäologen unentbehrlich ist. So betrat er im Herbst 1848, wohlvorbereitet, nachdem er sich mit der Dissertation De Tellure dea deque ejus imagine a Manuele Phile descripta an der Universität seiner Vaterstadt die venia legendi erworben, als Privatdozent der klassischen Philologie und der Archäologie den akademischen Lehrstuhl und wurde schon 1850 zum Extra-Ordinarius befördert. Nun begann für ihn eine Zeit fröhlichen Schaffens. Daß er damals schon auch die deutsche Kunst, besonders des 16. Jahrhunderts, in den Kreis seiner Studien zog, beweist eine größere Arbeit über Albrecht Dürer und seine Zeit in der Zeitschrift »Germania« 1851. Bedeutender jedoch waren seine archäologischen Studien zu einer Revision von Müllers Handbuch der Archäologie, Wetzlar 1852 (besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für die Alterthums-Wissenschaft), durch welche er das treffliche, aber damals in manchen Punkten den Anforderungen nicht mehr genügende Werk berichtigte und ergänzte. Das erste größere wissenschaftliche Werk Starks, das gleich bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf seinen Verfasser lenkte, waren die »Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenistischen Orients« (Jena 1852), worin er die Geschichte Gaza's und der philistäischen Küste von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung durch die Muhamedaner einer kritischen Prüfung unterwarf und eine Menge schwieriger Detailfragen in befriedigendster Weise löste. Eine zweite wissenschaftliche Reise zum Zweck eingehender archäologischer Studien führte ihn im Jahre 1852 nach Frankreich und Belgien, wo er ganz besonders den in den Provinzialsammlungen vorhandenen, noch vielfach unbekannten Kunstschätzen seine Aufmerksamkeit zuwendete. Mit reicher Ausbeute kehrte er zurück und verarbeitete die Ergebnisse seiner Forschungen in dem noch immer seinen Werth behauptenden Werke: »Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich, nebst einem Anhang über Antwerpen«, Jena 1855, einem Werke, dem der Verfasser durch Frische der Darstellung und durch lebendige, anziehende Schilderung des Landes und seiner Bewohner einen eigenthümlichen Reiz verliehen hat. Stark hatte es sich besonders zur Aufgabe gemacht, die Provinzialsammlungen gründlich zu durchforschen und auf die wichtigsten darin enthaltenen Stücke hinzuweisen; er gab dadurch den Anstoß zu weiteren Untersuchungen, welche erst aufgedeckt haben, wie viel Schönes die französischen Lokalmuseen noch bergen. Starks Arbeit wird neben dem vortrefflichen Führer durch Südfrankreich von Gsell-Fels und Berlepsch für lange Zeit ihren Rang behaupten. Daß übrigens auch die Pariser Sammlungen eine eingehende Würdigung erfahren, versteht sich von selbst; besonders anziehend ist die Schilderung des bunten Treibens in den Sälen des Louvre an Sonn- und Festtagen und des Einflusses, welchen — im Gegensatze zu den Einrichtungen in England — die Demokratisirung des Genusses des Schönen auf Kunst und Handwerk ausübt. Ein neues Feld dankbarer Wirksamkeit eröffnete sich für Stark, als er 1855 als ordentlicher Professor der Archäologie und Mitdirektor des philologischen Seminars an die Universität Heidelberg berufen wurde. Seit Creuzer's Rücktritt war das Studium der Archäologie an dieser Universität fast gänzlich vernachlässigt worden. Die Sammlung von Gypsabgüssen, welche sich in den Räumen der Bibliothek befand, war über die primitivsten Anfänge nicht hinausgekommen. Stark gebührt das bleibende Verdienst, das wissenschaftliche Studium der antiken Kunst in Heidelberg neu begründet und aus dürftigen

Digitized by Google

Anfängen ein archäologisches Museum geschaffen zu haben, das sich den übrigen akademischen Instituten ebenbürtig an die Seite stellt. Sein gründliches Wissen, wie seine liebenswürdige Persönlichkeit gewannen ihm bald auch die Achtung und Liebe der studirenden Jugend; ihm genügte nicht, durch die Vorlesungen allein auf sie zu wirken; es war ihm Bedürfniß, in persönlichem Verkehr mit seinen Zuhörern die Eigenthümlichkeit der Einzelnen kennen zu lernen und berathend ihren Studiengang zu fördern. — Wenige Jahre nach seinem Amtsantritt in Heidelberg erging die Aufforderung an ihn, das Werk K. F. Hermanns: »Ueber die gottesdienstlichen Alterthümer der Hellenen« neu zu bearbeiten, eine Aufgabe, der er sich mit taktvoller Pietät unterzog, indem er mit gewissenhafter Schonung der Eigenthümlichkeit des Werkes die ganze Fülle des seit dessen Erscheinen hinzugekommenen Materials verwerthete (1858), wie er dies später auch bei der Bearbeitung der griechischen Privat-Alterthümer K. Fr. Hermanns (1870) und der von ihm nach Chr. F. Bährs Tode fortgesetzten Bearbeitung der fünften Auflage der griechischen Staats-Alterthümer desselben Gelehrten (1875) gethan hat. Die folgenden Jahre waren der Sammlung und Sichtung des Materials für sein zweites größeres Werk über »Niobe und die Niobiden in ihrer literarischen, künstlerischen und mythologischen Bedeutung« (Leipzig 1863) gewidmet. Das Gesammtgebiet dieser so schwierigen Gegenstände ward einer erneuten kritischen Prüfung unterzogen, der Niobe-Mythus in der antiken Literatur und bildenden Kunst, nach seiner ethnologischen Stellung und inneren Bedeutung untersucht und die Lösung der an das wunderbare Werk der Niobiden-Gruppe sich knüpfenden Probleme versucht. Bei allen diesen umfassenden gelehrten Arbeiten fand Stark noch Muße, den in der näheren und weiteren Umgebung Heidelbergs aufgefundenen Alterthümern aus römischer Zeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon durch Creuzer war für Sammlung und Beschreibung erheblicher Funde dieser Art ein schöner Anfang gemacht, und Stark, welcher das von Creuzer Begonnene lebhaft aufgriff und förderte, hat zu erneuter Durchforschung der Rhein- und Neckargegend erfolgreiche Anregung gegeben. Die Ergebnisse dieser Studien legte er nieder in der Schrift: »Ladenburg am Neckar und seine Funde«, 1867. — Von verjüngender Kraft war für Stark die Erfüllung eines langgehegten Herzenswunsches: ein Besuch in Hellas und dem griechischen Orient, der ihm im Jahre 1871 ermöglicht ward, als ihm die erforderlichen Mittel aus der Bergrath Schüler'schen Stiftung, deren Verwaltung der Großherzogl. Badischen Regierung unterstellt ist, bereitwilligst gewährt worden waren. In Asien galt sein Besuch vornehmlich Troja, Smyrna, den Ruinen von Ephesus, dem Tantalus-Grab und Niobe-Felsen. Nach einem längeren, von mannichfachen Ausflügen unterbrochenen Aufenthalt in Athen kehrte er dann Ostern 1872 nach Heidelberg zurück. Die in Briefen und Vorträgen niedergelegten Eindrücke wurden in zusammenhängenden Reisestudien unter dem Titel: »Nach dem griechischen Orient«, Heidelberg 1874, zusammengefaßt. Verjüngt an Geist und Körper, reich an neu gewonnenen Anschauungen, kehrte Stark zu seiner gewohnten Berufsarbeit zurück und rüstete sich nun zur letzten großen Arbeit seines Lebens, deren Vollendung er leider nicht mehr erleben sollte, der Ausarbeitung seines »Handbuchs der Archäologie«, in welchem die ganze Fülle seiner ausgebreiteten Erudition Verwendung finden konnte. Sein außerordentlicher Fleiß und seine rüstige Arbeitskraft ermöglichten es ihm, trotz starker Anforderungen, die in diesen Jahren von anderer Seite an ihn herantraten, das Werk zu beginnen. — Das Vertrauen der Universität berief ihn im Jahre 1873 auf 1874 zum Amt eines Prorektors unter nicht ganz leichten Verhältnissen. Mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit unterzog er sich den Obliegenheiten seines Amtes. — Nachdem er noch für den ersten Jahrgang des Bursian'schen »Jahresberichtes« über die Fortschritte der klassischen Alterthums-

Digitized by Google

wissenschaft« über die wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiet der Archäologie der Kunst mit erschöpfender Gründlichkeit berichtet hatte, widmete er sich nun ausschließlich dem Handbuch, das auf zwei starke Bände zu je zwei Abtheilungen berechnet war. Nur die erste Abtheilung des ersten Bandes ist noch vom Verfasser veröffentlicht worden. Die zweite Abtheilung des ersten Bandes ist erst nach seinem Tode erschienen. Niemand ahnte, daß dem anscheinend so rüstigen Manne das Todesgeschick so nahe bevorstand, als er im Monat September 1879 von einer in Begleitung seiner Töchter nach München und Oberbaiern unternommenen Reise zurückgekehrt war. Allein bald entwickelten sich mit furchtbarer Schnelligkeit die Keime einer wohl schon seit längerer Zeit sich vorbereitenden tödtlichen Krankheit. Bald erkannte er selbst die Gefahr, in der er schwebte, und sah mit männlicher Fassung dem Tode entgegen. Mit völliger Klarheit und Ruhe ordnete er seine Angelegenheiten, besprach sich mit Kollegen über seinen literarischen Nachlaß, verabschiedete sich von seinen Angehörigen und nächsten Freunden und entschlief nach schwerem Kampf in den Armen seines Sohnes, in der Frühe des 12. Oktober 1879. Stark war einer jener Gelehrten, bei welchen Geist und Gemüth, die ethische Gesinnung wie der wissenschaftliche Forschertrieb sich im schönen Zusammenklang vereinigen. Schon beim Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bemerken wir bei ihm das Streben nach einer den idealen Gehalt der gesammten Kunstwelt des klassischen Alterthums sowohl, wie der außerklassischen Völker umfassenden Anschauung. Diesem Streben stand ein durch tüchtige Studien geschulter historischer Sinn und ein an dem Besten aus allen Kunstepochen ungemein geschärfter Blick unterstützend zur Seite. Stark war von Haus aus kein Redner im eigentlichen Sinne des Wortes; bis zu seinem vierzigsten Jahre entbehrte sein Vortrag des Flusses und der Rundung, so daß der Zuhörer oft nur schwer folgen konnte. Diese Mängel streifte er in höherem Mannesalter ab; wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diesen Umschwung hauptsächlich dem Beispiele seines Kollegen Köchly zuschreiben, welcher mit seinem sonoren Organ und der wunderbaren Formvollendung seiner Rede in Heidelberg den gewaltigsten Eindruck erzielte. Stark hat dann unablässig an sich gearbeitet und es endlich gelernt, das blanke Schwert der Redekunst mit Meisterschaft zu führen. So hat dieser reichbegabte Mann, der wie Wenige das Gebiet seiner Wissenschaft beherrschte, als Forscher und als Lehrer an der Heidelberger Universität gewirkt, und die dankbare Verehrung Aller, die ihm nahe traten, folgt dem Entschlafenen nach. Er selbst aber, in Demuth und Bescheidenheit alles überschwengliche Lob ablehnend, charakterisirte noch in den letzten Tagen seines Lebens sein eigenes Wirken mit dem bezeichnenden Worte: Es wird von einem Haushalter nicht mehr gefordert, denn daß er treu erfunden werde! (Vgl. den Nekrolog von W. Frommel im Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft 1880, wo auch ein Verzeichniß seiner Schriften sich findet, Allgem. Zeitung 1879, Nr. 291 Beilage, Karlsr. Zeitung 1879, Nr. 243.)

Karl Steinhäuser

war am 3. Juli 1814 in Bremen geboren. Nachdem er das Gymnasium absolvirt und den Entschluß gefaßt hatte, sich der Bildhauerkunst zu widmen, bezog er gleichwohl noch zu weiterer allseitigen Ausbildung im Jahr 1831 die Universität Berlin und besuchte neben den Vorlesungen, die er dort hörte, auch das Atelier des berühmtesten Meisters seines Faches, Christian Rauch. Wie er einerseits bemüht war, durch das Studium der klassischen Philologie und Archäologie in den Geist des Alterthums immer tiefer einzudringen, so versäumte er anderseits

Digitized by Google

nichts, was dazu dienen konnte, die Technik seines Berufes sich zu eigen zu machen und es im Zeichnen, im Modelliren und in der Behandlung des Marmors zu jener Fertigkeit zu bringen, welche die Grundlage des künstlerischen Schaffens bildet. 1835 siedelte er von Berlin nach Rom über, wo er die Freundschaft Thorwaldsens gewann, in dessen Atelier er nach des großen Meisters Tode (1844) seine Werkstätte aufschlug. Das erste größere Werk, welches er dort schuf, »Hero und Leander«, wurde auf der Ausstellung zu Berlin im Jahr 1848 sehr bewundert. Hatte er bis dahin sowohl seine Stoffe meist dem klassischen Alterthume entlehnt, wie auch in der Form seiner Werke der streng klassischen Richtung gehuldigt, so fand er im weiteren Verlauf seiner menschlichen und künstlerischen Entwicklung den Weg zu einer edlen, innig empfundenen Darstellung christlicher Stoffe, aber auch allgemeiner poetischer Figuren. Seine Richtung wird wohl am besten charakterisirt, wenn man ihn einen streng kirchlich gesinnten Romantiker nennt. Mit den Kreisen der Romantiker in Berlin war Steinhäuser schon früh in Berührung gekommen. Im Hause Bettinas von Arnim hatte er auch die spätere Gefährtin seines Lebens kennen gelernt, deren Einfluß auf ihn ein entscheidender war. Es war dies Fräulein Pauline Franke, Tochter des Superintendenten Franke zu Güstrow in Mecklenburg, eine sehr talentvolle Dame, welche sich der religiösen Malerei mit schönem Erfolg widmete. Bald nach ihrer Verheirathung trat Frau Steinhäuser in Rom im Jahre 1844 zur katholischen Kirche über. 1848 folgte Steinhäuser selbst ihrem Beispiel. Die überaus glückliche Ehe, der zwei Kinder entsprossen, wurde im Jahr 1866 durch den Tod der Frau Steinhäuser getrennt. Drei Jahre vorher, im Jahr 1863 war Steinhäuser, auf Anregung des Baudirektors Hübsch (s. Bad. Biogr. I., 394) als Professor der Bildhauerei an die Kunstschule zu Karlsruhe berufen worden. In dieser Stellung war er als Künstler und Lehrer thätig bis zu seinem Tode am 9. Dezember 1879. Einen beträchtlichen Theil des Jahres gestattete ihm die Munificenz des Großherzogs ausschließlich seiner Kunst in dem zu seiner eigentlichen Heimath gewordenen Rom zu leben. Dort, wie auch in Karlsruhe, schuf Steinhäuser nun noch eine Reihe bedeutender Profanwerke, von denen wir »Hermann und Dorothea«, »Orest und Pylades«, den »Violinspieler« (alle drei in Karlsruhe) und »Mignon« hervorheben. Größer war die Zahl seiner Werke religiösen Charakters: die Statue des heiligen Ansgarius in Bremen, ein sterbender Christus, Marienstatuen, eine Pietà u. a. m. — Die Hauptstärke des Meisters beruhte wohl in der den Italienern abgelauschten virtuosen Feinheit in Behandlung des Materials seiner Bildwerke. Von Bedeutung für ihn selbst und die Kunst überhaupt wurde die Entdeckung eines sehr harten, den Witterungseinflüssen auch im nordischen Klima widerstehenden Marmors bei Laas in Tirol, wo er selbst umfangreiche Marmorbrüche erwarb und sein Sohn, Johannes Steinhäuser, eine bedeutende kunstindustrielle Thätigkeit entfaltet. — Die streng kirchliche Richtung Steinhäusers trug wohl, im Verein mit seiner Abneigung gegen lebhafte Geselligkeit in größeren Kreisen, dazu bei, daß er in der badischen Hauptstadt nie recht heimisch wurde und auch mit der Künstlerschaft niemals in regen Verkehr trat. Durch einige seiner Werke und seine Lehrthätigkeit an der Karlsruher Kunstschule ist indeß doch sein Name mit der Geschichte der bildenden Kunst in Baden dauernd verknüpft und durfte daher auch in diesen Blättern nicht fehlen.

*

Liborius Stengel

wurde geboren den 14. August 1801 zu Stetten bei Haigerloch, im damaligen Fürstenthum Sigmaringen. Ein Kind armer Eltern, mußte er schon frühzeitig

Digitized by Google

selbst sein Brod als Hirte verdienen; die Einsamkeit dieses Lebens veranlaßte den von reger Wißbegierde erfüllten Knaben, nach Lektüre zu suchen, er las, was ihm der Zufall in die Hände führte; einmal war es ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra; die anfängliche Schwierigkeit des Verständnisses schreckte den Lernbegierigen nicht ab, das fortgesetzte Studium brachte ihm sein Talent für Mathematik zum Bewußtsein und ohne alle weitere Anleitung bildete Stengel sich selbst zu einem tüchtigen Rechner, so daß er, im Nothjahr 1817 verdienstlos geworden und deßhalb zu seinen Eltern zurückgekehrt, sich durch Unterricht im Rechnen einen kleinen Verdienst zu erwerben vermochte. Durch die Erfolge dieses Unterrichtes wurde der würdige Ortspfarrer J. A. Seybold auf den improvisirten Mathematikus aufmerksam und entdeckte leicht das Dasein eines reichen Talentes. Seybold nahm sich fortan in väterlich-freundlicher Weise des jungen Mannes an: er gab ihm selbst den ersten Unterricht im Lateinischen und war dazu behilflich, daß Stengel 1819 das Gymnasium in Sigmaringen besuchen konnte. An Jahren, aber auch an Reife des Geistes den Mitschülern weit voran, machte Stengel solche Fortschritte, daß er schon im Herbste 1820 das Pensum absolvirt hatte, welches die damalige Anstalt von ihren Abiturienten verlangte. Er ging nach Freiburg, um an der Universität nach der bestehenden Einrichtung den philosophischen Kursus zu absolviren. Seybold hatte ihn seinem Jugendfreund und ehemaligen Studiengenossen, dem Professor Hug (sie waren Beide aus Konstanz) empfohlen; dieser geistreiche und gelehrte Mann erwies sich, was Studirenden gegenüber sonst selten war, gegen Stengel sehr freundlich, erleichterte ihm nicht bloß in ökonomischer Hinsicht den Aufenthalt, sondern übte einen fördernden und bestimmenden Einfluß auf den Bildungsgang desselben. Den fünfjährigen Aufenthalt an der Universität verbrachte Stengel in unermüdeter, rastloser Thätigkeit, ein reiches, allseitiges Wissen war ihre Frucht und ihr Lohn. Neben den theologischen Wissenschaften, über welche er die strengen Prüfungen mit Auszeichnung bestand, umfaßten seine Studien alte (neben den klassischen die semitischen Dialekte und Sanskrit) und neue Sprachen, Geschichte, besonders des alten Orients, Religionsgeschichte und Philosophie; aus dem Gebiet der letzteren waren es namentlich die Schriften von Fichte, Schelling und Schleiermacher, durch welche Stengel, wie viele Zeitgenossen, sich mächtig angezogen fühlte. Im Spätjahr 1825 trat er in das Seminar in Meersburg, wurde am 21. September 1826 ordinirt und hierauf seinem väterlichen Freunde Seybold, der inzwischen die Pfarrei Venzingen bezogen hatte, zur Aushilfe als Vikar beigegeben. Die freie Zeit, welche das neue Amt erübrigte, wurde der Fortsetzung der frühern Studien gewidmet; den Beruf der praktischen Seelsorge stellte Stengel, wie dies spätere Aeußerungen zeigen, sehr hoch, er bezeichnet ihn als »den höchsten, schönsten und würdigsten« (Komm. z. Römerbr. p. XXV), aber für sein Talent und seinen Bildungsstand konnte er ein volles Genüge an dem praktischen seelsorglichen Wirken in einem abgelegenen Dorfe nicht finden; mit Freuden ergriff er deßhalb eine ihm unerwartet dargebotene Gelegenheit zu einem Wirkungskreise, in welchem er die reichlich gesammelten Kenntnisse auch verwerthen konnte; Hug, der Förderer seiner Studien, war bei Errichtung der Erzdiözese Freiburg als Mitglied des neu konstituirten Domkapitels berufen worden und sah sich dadurch genöthigt, die Zahl seiner Lehrstunden, welche immer eine große gewesen war, zu reduziren; als Supplent brachte er seinen früheren Schüler Stengel in Vorschlag. Dieser leistete der an ihn ergangenen Einladung freudige Folge und begann im Wintersemester 1827—28 seine akademische Thätigkeit mit zwei exegetischen Kollegien. Die ihm zugewiesene Aufgabe war: Erklärung der Schriften des alten und neuen Testaments, sowie Unterricht in der hebräischen Sprache. Damit verband er Kollegien über die übrigen semitischen Dialekte, über biblische Hermeneutik und

Digitized by Google

Archäologie; auch hielt er wiederholt, der Erste an der Universität Freiburg, Kurse über Sanskrit und rabbinische Sprache. Seine gründliche Wissenschaftlichkeit (bemerkt der Herausgeber einiger seiner Schriften), der hohe Ernst und die ungewohnte Unbefangenheit seiner Forschung mußten ihm bei Allen, denen es mit ihren theologischen Studien Ernst war, ungetheilten und stets steigenden Beifall erwerben. Mit Recht hielt Stengel das wissenschaftliche Studium der Bibel für die Basis der Theologie; sie erschien ihm als die magna charta der christlichen Kirche, aus welcher der die Kirche belebende Geist Christi, wenn nicht allein, doch am reinsten an unser Herz spreche. Daher seine begeisterte Liebe für das biblische Studium, welche er auch seinen Zuhörern einzuflößen auf alle Weise bemüht war. Zehn Semester hindurch lehrte Stengel als Supplent mit vielem Erfolg, aber kärglichem Gehalt (450 fl.); die Fakultät verhielt sich zuwartend, zuletzt sah sich Stengel durch seine prekäre Lage genöthigt, selbst den ersten Schritt zu thun, um seine definitive Anstellung zu veranlassen. In einer würdig, aber entschieden gehaltenen Eingabe (1. Juli 1833) konnte er ohne Selbstüberhebung anführen, daß er in Hinsicht des Erfolges seiner Lehrthätigkeit, der Frequenz und der Achtung Seitens der Studirenden die Vergleichung mit den besten Lehrern der Universität nicht zu scheuen habe. Als es sich s. Z. um die Aufnahme Stengels in das Seminarium gehandelt hatte, war bei der bischöflichen Behörde in Konstanz eine Denunziation eingegangen betreffend die Korrektheit seiner theologisch-kirchlichen Gesinnung; dahingehende Verdächtigungen scheinen auch jetzt noch bestanden zu haben, die Eingabe sagt: »Was den Geist anlangt, in welchem ich zu wirken strebe, so möchte ich in der Beförderung einer gediegenen wissenschaftlichen Bildung, in der Achtung für die Wahrheit und in dem Festhalten an der erkannten, und in dem Eifer für das Christenthum nach der Schrift und der Tradition der katholischen Kirche keinem Theologen unserer Zeit nachstehen.« — Die Fakultät und der Senat unterstützten das Gesuch und Stengel wurde (24. September 1833) als außerord. Professor mit 800 fl. Besoldung angestellt. Nur kurze Zeit konnte er sich der gesicherten Stellung erfreuen; die jahrelange Ueberanstrengung hatte seine Gesundheit erschüttert; er starb in Folge eines apoplektischen Anfalles am 22. Februar 1835. Dieser Verlust war für die theologische Fakultät um so empfindlicher, als sie wenige Wochen vorher den außerord. Professor Klenkler (s. oben S. 66), ebenfalls im ersten Mannesalter stehend, verloren hatte. Stengel war, was sich aus seinem literarischen Nachlaß, wie aus dem Urtheil der noch lebenden Zuhörer ergibt, ein reich angelegtes Talent, erfüllt von dem regsten Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit und Selbständigkeit, dabei ein Charakter ohne Falsch; als Theologe nicht unberührt von den Mängeln und Irrthümern der damaligen Zeitströmung. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so hätte er bei seinem offenen Sinn für das Wahre ohne Zweifel auch das Korrektiv dagegen gefunden. — In der oben erwähnten Eingabe bemerkt Stengel, daß er mehrere Arbeiten für den Druck vorbereitet habe; davon wurde von ihm selbst noch in den Druck gegeben ein Theil seiner hebräischen Grammatik (die Lautlehre und eine Partie der Formenlehre), Freiburg bei Herder; erschien später 1840, herausgegeben von Beck. Die Behandlung befolgt die von Ewald zuerst auf die hebräische Grammatik angewandte rationelle Methode, schließt sich auch vielfach an diesen Vorgänger an, ist aber sonst ganz selbständig und übertrifft Ewald an Klarheit der Ausführung; das Buch hätte, wenn vollendet, in seiner Zeit einen namhaften Fortschritt in der grammatischen Wissenschaft bezeichnet. Von den exegetischen Arbeiten erschienen der Kommentar zum Römerbrief (Freiburg 1836); das Vorwort gibt eine Biographie des Verfassers mit Auszügen aus dessen Kollegienheften; der Kommentar zum Hebräerbrief (Karlsruhe 1849); beide hat Beck herausgegeben.

König.

Digitized by Google

Joseph Ernst Freiherr Stockhorner von Starein *)

war der zweite Sohn des herzoglich württembergischen Geheimenraths Karl Otto Stockhorner v. Starein und der Maria Josepha, geb. v. Schacht. Er wurde zu Stuttgart geboren den 17. März 1754 und nach beendigten Schulstudien gleichzeitig mit seinem älteren Bruder Karl Friedrich im Jahr 1768 zum Hofpagen des regierenden Herzogs Karl von Württemberg ernannt. Nach vier Jahren, 1771, wurde er als Secondelieutenant in das Infanterieregiment v. Gablenz versetzt, welches zu Ludwigsburg garnisonirte. Die Art und Weise, wie damals der Militärdienst in Württemberg betrieben wurde, sagte Josephs Neigungen und Charakter nicht zu; er bat, als er wegen Desertion eines Soldaten von seiner Wache, die er doch keineswegs verhindern konnte, bestraft wurde, um seinen Abschied, den er im Jahr 1774 erhielt. Er versah nun einige Jahre den Dienst eines Hofjunkers bei dem Herzog Karl. Als aber sein Vater 1779 starb, bewarb er sich bei dem allgemein hochgeehrten Markgrafen Karl Friedrich von Baden um eine Anstellung. Er wurde sofort zum Secondelieutenant im badischen Leib-Infanterieregiment ernannt und siedelte 1779 nach Karlsruhe über. Joseph avancirte im Jahr 1791 zum Kapitän und vermählte sich in demselben Jahre mit Christiane Euphrosine, Tochter des Grafen v. Sponeck, herzogl. württembergischen Forstmeisters auf dem Engelberg bei Schorndorf. Im Jahr 1792 begann jene sturmbewegte Zeit in Folge der französischen Revolution, welche Deutschland während 23 Jahren von einem Krieg in den andern stürzte und erst mit der Verbannung des von der Revolution geborenen Eroberers Napoleon ihr Ende erreichte. Als am 20. April 1792 Frankreich den Krieg an Deutschland erklärte, wurde sofort die Rheingrenze von österreichischen und badischen Truppen besetzt, nachdem schon seit 3 Jahren — seit 1789 — stets Posten und Patrouillen die Uebergänge bewacht hatten, da die im Elsaß herrschende Anarchie den Einbruch zügelloser und plünderungslustiger Banden besorgen ließ. Nachdem nun der Krieg förmlich erklärt worden war, sammelte sich eine österreichische Armee am Oberrhein. Der schwäbische Kreis stellte seine Kontingente — Baden 2 Füsilierbataillone, 2 Reiterkompagnien und 4 Reservegeschütze — zur Armee. Das Leibregiment, bei welchem Joseph v. Stockhorn Hauptmann und Kompagniechef war, blieb größtentheils zur Bewachung der Residenz in Karlsruhe zurück. Nur einmal, am 6. Mai 1793, als ein Uebergang der französischen Armee aus dem Elsaß bei Fort-Louis drohte, setzte sich der 64 Jahre alte Markgraf Karl Friedrich von Baden selbst an die Spitze seines Leibregiments und führte dasselbe aus Karlsruhe über Rastatt und Stollhofen nach Söllingen. Bei seiner Ankunft nach einem neunstündigen Marsche war das Gefecht jedoch bereits beendigt und der französische Angriff zurückgeschlagen; das Leibregiment wurde deßhalb nach Karlsruhe zurückgezogen. — Im Jahr 1800 wurde Joseph v. Stockhorn Major und am 30. Januar 1804 Oberstlieutenant. Bei dem Feldzug gegen Oesterreich 1805, in welchem Baden nothgedrungen auf französischer Seite Theil nahm, blieb das 1. Bataillon des Leibregiments unter Oberstlieutenant v. Stockhorn in Karlsruhe zurück und nur das 2. Bataillon des Regiments unter Oberstlieutenant v. Biedenfeld marschirte am 1. Oktober 1805 aus. Die badischen Truppen kamen übrigens in diesem Feldzug nicht in's Gefecht; sie rückten der großen französischen Armee nach bis Braunau am Inn, wo sie eine Zeit lang Besatzungsdienst versahen, bis der Preßburger Friedensabschluß am 25. Dezember ihre Heimkehr veranlaßte. Aber an dem Feldzug gegen Preußen im Jahr 1806 nahmen beide Bataillone des Leibregiments — seit 1. Juli 1806 Leib-Infanterie-

*) Ergänzender und berichtigender Nachtrag zu Bad. Biogr. I, 322.

Digitized by Google

Regiment Großherzog genannt — Antheil. Joseph v. Stockhorn wurde am 5. Oktober 1806 zum Obersten und Kommandeur des Leibregiments befördert und an demselben Tage erfolgte auch der Ausmarsch des Regiments. In Würzburg sammelte sich am 10. Oktober die 1. badische Feldbrigade und blieb dort, während am 14. Oktober die entscheidende, welthistorische Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen wurde, welche über das Schicksal der preußischen Monarchie entschied. Während sich die siegreiche französische Armee zur Verfolgung des aufgelösten preußischen Heeres nach der unteren Elbe und nach der Oder in Bewegung setzte, rückte die badische Brigade von Würzburg über Bayreuth und Torgau nach, und als die französische Armee gegen Polen und Ostpreußen vorrückte, besetzte jene die Oderfestungen Küstrin und Stettin und erhielt die Aufgabe, im Rücken der französischen Armee über die Sicherheit der Kommunikationen zu wachen. In Stettin war nun auch Joseph v. Stockhorn seit 12. November mit seinem Regiment in Besatzung, und die von seinem Regiment und dem Regiment Erbgroßherzog ausgesandten Detachements hatten häufige Scharmützel mit den preußischen Streifpartien, welche sich im Rücken der französischen Armee bildeten, insbesondere mit dem nachmals so berühmt gewordenen kühnen Parteigänger Schill, dem sie mehrere kleine Gefechte lieferten. In Karlsruhe war unterdessen eine zweite Brigade mobilisirt worden, welche vom 15.—29. November abmarschirte und gegen Ende Dezembers in Stettin eintraf, wo nun 4 badische Infanterieregimenter, 1 Kavallerieregiment und 2 Batterien unter dem Kommando des Generalmajors v. Cloßmann vereinigt waren. In Karlsruhe bestand seit dem Jahre 1803 als oberste Militär-Verwaltungsbehörde ein sogenanntes Kriegskollegium unter dem Vorsitz des Markgrafen Ludwig von Baden. Mitglieder desselben waren: Generalmajor v. Beck, Oberstlieutenant und Flügeladjutant v. Porbeck, die Geheimen Referendäre Fischer (zugleich General-Auditor) und Wielandt und der Kriegskommissär Reich. Generalmajor v. Beck wurde am 2. November 1805 pensionirt. Seine Stelle versah hierauf eine Zeit lang provisorisch Oberstlieutenant Joseph v. Stockhorn, bis dieser am 5. Oktober 1806 als Oberst und Kommandeur des Leibregiments in's Feld rückte. Aber jene Stelle konnte bei der vermehrten Geschäftsüberhäufung in Folge der Mobilmachung nicht lange unbesetzt bleiben. Nachdem daher durch die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz der glückliche Erfolg des Kriegs gesichert erschien, wurde Oberst v. Stockhorn wieder nach Karlsruhe zurückberufen, um den Sitz im Kriegskollegium definitiv anzunehmen. Am 24. Dezember 1806 schied er in Stettin von seinem Regiment, dem er 28 Jahre lang vom Secondelieutenant bis zum Obersten angehört hatte und dem er als Oberst ein gütiger, wohlwollender Vorgesetzter gewesen war. Aber auch die Einwohner und die städtische Behörde von Stettin bedauerten seinen Abgang. Er hatte in letzter Zeit unter dem französischen Gouverneur, General Thouvenot, die Funktion eines Stadt- und Festungskommandanten versehen und als solcher mit aller Schonung und Rücksicht, welche die Verhältnisse des Kriegs gestatteten, gegen die Stadt und ihre Bewohner verfahren; der Magistrat der Stadt machte daher dem Scheidenden als ein Zeichen seiner Anerkennung zwei schöne Wagenpferde zum Geschenk. Im Kriegskollegium wirkte fortan Oberst v. Stockhorn mit unermüdlichem, angestrengtem Fleiße und pflichttreuer Gewissenhaftigkeit eine lange Reihe von Jahren hindurch, zum Theil unter den schwierigsten Verhältnissen, zugleich aber mit dem besten Erfolg. Als nach dem Friedensschluß von Tilsit 1807 die Macht Napoleons auf eine seltene Höhe gestiegen war und der französische Einfluß an den deutschen Fürstenhöfen allmächtig geworden war, wurde Jeder verdrängt, der bei den französischen Machthabern im Verdacht antifranzösischer Gesinnungen stand. So mußte Markgraf Ludwig, als ehemaliger preußischer General verdächtig,

Digitized by Google

von der Oberleitung der Militärangelegenheiten im März 1808 zurücktreten. Er begab sich auf seine Privatbesitzung Salem im Seekreis und lebte dort in völliger Zurückgezogenheit. Auch sein Chef des Generalstabs und eifriger Gehilfe, Oberstlieutenant v. Porbeck, als ehemaliger hessischer Offizier ebenfalls verdächtig, mußte Karlsruhe verlassen; er wurde zum Kommandeur des Regiments v. Harrant in Freiburg ernannt. An des Markgrafen Ludwig Stelle trat zunächst (7. März 1808) der früher in holländischen Diensten gestandene General der Kavallerie v. Geusau mit dem Titel als Kriegsminister. Aber schon nach 6 Monaten, am 17. September 1808, trat auch dieser wieder zurück, um sich fortan nur dem Hofdienst zu widmen. Oberst Joseph v. Stockhorn, durch Ordre vom 8. Juli 1808 zum Generalmajor befördert, blieb nun längere Zeit allein an der Spitze des Kriegsministeriums und leitete während der Feldzüge gegen Oesterreich 1809 und gegen Rußland 1812 die massenhaften Geschäfte der Verwaltung und Ausrüstung des badischen Truppencorps. Ihm zur Seite stand der zum Direktor des Finanzministeriums ernannte frühere Geheime Referendär im Kriegsministerium Fischer (unter Großherzog Ludwig Finanzminister), der mit seltener Gewandtheit und Energie die schwierige Aufgabe der Beischaffung der Geldmittel löste, die nöthig waren, um die kolossalen Kosten zu bestreiten, welche die fortwährenden Kriege dem kleinen Staate aufbürdeten. Im Kriegsministerium wurde Fischer durch den Geheimen Referendär Fröhlich ersetzt. Ueber alles Maß stiegen die Geschäfte des bad. Kriegsministeriums nach dem russischen Feldzug, der mit den Menschen auch das gesammte Kriegsmaterial von 7 Infanteriebataillonen, 1 Kavallerieregiment und 1 Fußbatterie verschlungen hatte, als nun in kürzester Frist ein neues Corps zur Fortsetzung des Krieges in Sachsen und Schlesien aufgestellt und ausgerüstet werden sollte. Schon am 29. März 1813 marschirten 3 neu organisirte Infanteriebataillone mit einer Fußbatterie unter Kommando des Generalmajors Karl v. Stockhorn aus. Ihnen folgte ein Dragonerregiment, und im August stand das badische Corps wieder mit 7 Bataillonen, 5 Eskadronen und 2 Batterien im Feld. Die mörderischen Kämpfe vor und in der Schlacht bei Leipzig, 17.—19. Oktober, richteten dieses Corps abermals bis auf ein Dritttheil seiner Stärke zu Grunde und hiermit den größten Theil des Kriegsmaterials. Zum zweiten Male und wiederum in der kurzen Frist von zwei Monaten mußte das badische Corps reorganisirt und retablirt werden und wiederum brachte es die erstaunenswerthe Thätigkeit des badischen Kriegsministeriums dahin, daß das badische Corps, 8 Bataillone Infanterie, 8 Landwehrbataillone, 2 Kavallerieregimenter, 1 freiwilliges reitendes Jägerregiment und $2^1/_2$ Batterien stark, in den ersten Tagen des Monats Januar 1814 am Kriege gegen Frankreich Antheil nehmen konnte, während noch immer das 4. badische Infanterieregiment in Spanien focht. Während dieser ganzen Zeit war Generalmajor Joseph v. Stockhorn der oberste Leiter des Kriegsministeriums. Nach hergestelltem Frieden wurde im August 1814 der frühere nassauische Generallieutenant v. Schäffer zum Kriegsminister ernannt. Da dieser aber gleich darauf als Gesandter zum Kongreß nach Wien geschickt wurde und bei dem abermaligen Ausbruch des Krieges nach der Rückkehr Napoleons von Elba im März 1815 das oberste Kommando des badischen Armeecorps erhielt, ruhte die Last der Geschäfte des Kriegsministerial-Chefs fortwährend auf dem Generalmajor v. Stockhorn. Durch außerordentliche Anstrengung gelang es, für den Feldzug 1815 gegen Frankreich die für Baden bedeutende Truppenmacht von 10 Infanteriebataillonen à 6 Kompagnien, 12 Landwehrbataillonen à 4 Kompagnien, 1 Garde du Corps à 2 Eskadronen, 2 Dragonerregimentern à 5 Eskadronen und 4 Batterien, im Ganzen 20,000 Mann, aufzustellen und auszurüsten. Nach dem zweiten Pariser Frieden übernahm Generallieutenant

Digitized by Google

v. Schäffer, aus dem Felde zurückgekehrt, die Leitung des Kriegsministeriums nunmehr selbst. Mit jener Bescheidenheit und Pflichttreue, welche persönlichen Ehrgeiz dem Wohl des Ganzen unterordnet — Charaktereigenschaften, wie sie v. Stockhorn in seltenem Grade besaß — fuhr er fort, nun als Chef der I. Sektion des Kriegsministeriums sich den rein militärischen Geschäften dieser Abtheilung zu widmen, bis ihn das hohe Alter von 78 Jahren nöthigte, in den Ruhestand zu treten, der ihm, nach 27jähriger Dienstleistung im bad. Kriegsministerium und 47 Dienstjahren im Ganzen, mit der Beförderung zum Generallieutenant am 6. April 1832 bewilligt wurde. Nur wenige Jahre war es ihm noch vergönnt, den Ruhestand zu genießen. Er verschied sanft und schmerzlos in einem Alter von 80 Jahren 5 Monaten und 11 Tagen in Karlsruhe am 28. August 1834, den Ruf eines Mannes hinterlassend von seltener Pflichttreue, großer Herzensgüte und ungeheuchelter, wahrer Frömmigkeit. *

Joseph Freiherr Stockhorner von Starein

wurde den 20. Januar 1794 zu Karlsruhe geboren als ältester Sohn des Generallieutenants Freiherrn Joseph Ernst v. Stockhorn (s. oben). Die Keime wahrer Humanität und ächten Hochsinns, Eigenschaften, die er während seines späteren Lebens auf allen Gebieten des Wahren, Edlen und Schönen in so thätiger Weise entfaltete, wurden ihm schon im Elternhause mit liebender Sorgfalt eingepflanzt. Wer den streng-religiösen Vater kannte, sich besonders jener täglichen Hausandachten erinnert, die der ergraute Feldsoldat persönlich mit dem Orgelspiele begleitete, dem liegt das Verständniß nahe, wie unter solchen Eindrücken sich ein solcher Charakter entwickeln konnte. Den Grund seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte er in dem Lyceum zu Karlsruhe. 1812 besuchte v. Stockhorn die Universität zu Heidelberg. 1815 trat er als Rechtspraktikant in den Staatsdienst. 1819 als Kreisassessor von Durlach nach Mannheim versetzt, wurde er 1823 zum Kreisrath in Rastatt, neun Jahre später zum Regierungsrath, 1841 zum Geheimen Regierungsrath ernannt. Seit 1845 lebte er ununterbrochen in Karlsruhe. 1855 schied Freiherr v. Stockhorn wegen vorgerückten Alters nach vierzigjähriger Dienstzeit aus dem aktiven Staatsdienste, in welchem er sich während der Regierung vierer Großherzoge als pflichttreuen, gewissenhaften Beamten bewährte. Schon 1836 fanden seine Verdienste durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden öffentliche Anerkennung. Eine hervortretende Seite seines segensreichen Wirkens war jedoch die nie ermüdende Ausübung der Mildthätigkeit. Hier fand der hervorstechendste Zug seines lauteren Charakters — die Herzensgüte — ein weites Gebiet; die Wohlthätigkeit war ihm gleichsam ein zweiter Beruf. Wo Noth und Dürftigkeit herrschten, war der Verewigte ein unermüdlicher Rathgeber und edler Spender. Wie im Verborgenen sein zarter Sinn tagtäglich Gaben ausstreute, wobei nach dem Worte der Schrift die linke Hand nicht wußte, was die Rechte that, so auch im öffentlichen bewegten Leben. In den Komité's vieler Wohlthätigkeitsanstalten war er als eifrig thätiges Mitglied geschätzt. Die rastloseste Thätigkeit entwickelte er, wenn allgemeine schwere Nothstände eintraten. In Vieler Gedächtniß leben die außerordentlichen Leistungen fort, die der wackere Patriot in Gemeinschaft mit andern Menschenfreunden entfaltete, als die Kriege 1859, 1864, 1866, 1870 und 1871 so manche schwer zu heilende Wunde den Herzen gebeugter Wittwen und Waisen schlugen. Wem wären die von ächt christlicher Liebe durchwehten Aufrufe entgangen, die Joseph v. Stockhorn bei Ausbruch der finnländischen und ostpreußischen Uebelstände erließ? Aus aufrichtiger Liebe zum Volke, und namentlich zur Kinderwelt, zu der er eine unbegrenzte Zuneigung besaß, stiftete er in vielen Gemeinden Badens »Volksbibliotheken«, deren Zahl im Lauf der Jahre 170 überstieg. Er hat sich damit

Digitized by Google

ein bleibendes Verdienst um die Volksbildung erworben. Der Großherzog verlieh dem bereits Hochbetagten an seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstage das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens. Seinem Fürstenhaus, in dessen Hofdienste v. Stockhorn während 65 Jahren als Page, Hof- und Kammerjunker und seit 1830 als Kammerherr stand, war er in unwandelbarer Treue ergeben. Er hatte namentlich in den Jahren 1848 und 1849 Gelegenheit, diese Treue im Feuer zu erproben. Er war in jenen schweren Zeiten Wehrmann der treuen Karlsruher Bürgerwehr und war unter den Wenigen, welche die Großherzogliche Familie auf der Flucht aus der Residenz über den Rhein mit der Batterie Großmann begleiteten. Sein häusliches Leben sollte nicht ohne trübe Ereignisse bleiben. Seine erste Gattin, geborene Freiin v. Watter, starb nach kurzer Ehe. Neue Schicksalsschläge trafen das liebevolle, treue Vaterherz, als der Tod ihm zwei hoffnungsvolle Kinder entriß. Als ächter Christ überwand er diese Heimsuchungen. Mit seiner zweiten Gattin, geborene Freiin v. Mettingh, im Kreise lieber Kinder und Enkel, erreichte er ein hohes Alter. Nach kurzem Krankenlager verschied er am 20. Februar 1876 zu Karlsruhe. Mit ihm verlor Karlsruhe, eine ihrer populärsten Persönlichkeiten, einen Mann, dessen Name von der heutigen Generation lange noch mit achtungsvoller Sympathie genannt werden wird und der in Karlsruhe bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig gleich beliebt als Kinder- und Armenfreund, und geschätzt als trefflicher Mitbürger war. *

Ludwig Stüber

wurde zu Karlsruhe am 6. Juli 1814 geboren. In bescheidenen Verhältnissen auferzogen, durfte es ihn in späteren Jahren mit gerechtem Stolz erfüllen, aus eigener Kraft das geworden zu sein, was er gewesen. Nachdem er das Lyceum zu Karlsruhe absolvirt, hierauf an der Universität Heidelberg und auf dem Polytechnikum seiner Vaterstadt während dreier Jahre dem Studium der Kameralwissenschaften obgelegen und sodann mit Auszeichnung die Staatsprüfung bestanden hatte, trat er um die Mitte der dreißiger Jahre zunächst als Praktikant in den Dienst der badischen Staats-Finanzverwaltung. Schon damals bekundete er jenen leicht beweglichen Geist und praktischen Sinn, der ihm durch seine ganze Berufslaufbahn hindurch in seltenem Maße eigen war. So konnte es nicht fehlen, daß sich bald dem begabten und strebsamen jungen Manne die Aufmerksamkeit der höheren Behörde zuwandte und er in raschem Laufe auf dem gewählten Berufswege von Stufe zu Stufe aufstieg. Seine erste Anstellung mit Staatsdiener-Eigenschaft erlangte er im Jahre 1843 durch seine Ernennung zum Sekretär bei der damaligen Direktion der Forstdomänen und Bergwerke; schon ein Jahr darauf wurde er mit dem Titel Finanzassessor in das Kollegium der Hof-Domänenkammer berufen, 1849 zum Domänenrath, 1864 zum Geheimen Finanzrath und 1866 zum Ministerialrath bei Großherzoglichem Finanzministerium befördert. So dankbar er diese letztere ehrenvolle Berufung erkannte, so bewog ihn doch in kurzer Frist seine Vorliebe für das Domänenwesen, um seine Rückversetzung zur Domänendirektion nachzusuchen, welcher Bitte im Frühjahr 1868, wie ungern auch man ihn aus dem Ministerialkollegium scheiden sah, durch seine Ernennung zum vorsitzenden Rath bei erstgedachter Stelle entsprochen wurde. Den Gipfel seiner Beamtenlaufbahn erstieg der eben so erfolgreich wie rastlos thätige Mann im Sommer des Jahres 1877, indem er durch Uebertragung der damals in Erledigung gekommenen Vorstandsstelle seines Kollegiums unter Ernennung zum Domänendirektor ausgezeichnet wurde. Daß seinem verdienstvollen Streben und Wirken auch die allerhöchste Anerkennung nicht fehlte, bedarf wohl kaum der Andeutung. Leider war es ihm nicht beschieden, auf dem zuletzt von ihm eingenommenen Dienstposten den reichen Schatz seiner Kenntnisse und

Digitized by Google

Erfahrungen noch längere Zeit zu verwerthen. Ein Herzleiden, das seit geraumer Frist sich bemerklich machte, setzte seinem thätigen Leben, das er auf nicht ganz 66 Jahre gebracht, durch jähen Schlag in der Frühe des 30. Januar 1879 ein allzu frühes Ende. Das Einzige, was seinen vielen Freunden von ihm geblieben, ist das herzerwärmende freundliche Bild des theueren Heimgegangenen, wie es sich ihrem leiblichen und geistigen Auge eingeprägt hat. Ein Biedermann im vollsten Sinne des Wortes; in seinem Wesen von seltener Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, stets heiteren und bis in die jüngste Zeit lebensfrohen Sinnes, und doch dabei ein Mann ernsten Strebens und von gewissenhafter Berufstreue; einfach und schlicht, empfänglich für alles Gute und Schöne; tief entrüstet, wo Erbärmlichkeit oder gar Gemeinheit sich ihm offenbarte; begeistert für seines Vaterlandes Größe wie für die Person der Heldengestalten, die es geschaffen; ein Freund von zweifelloser Geradheit und unerschütterlicher Treue; mit einem Wort ein edler Mensch vom Scheitel bis zur Sohle. So steht er im Bilde vor Denen, die ihn kannten und schätzten, sie werden seiner nicht vergessen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 34 Beilage.)

Ernst Friedrich Sturm

war am 23. März 1829 in Hüfingen im Wiesenthal geboren. Im siebten Jahr verlor er die Mutter, im dreizehnten den Vater, und seinen Verwandten, insbesondere einer noch lebenden älteren Schwester, fiel die Pflicht seiner weiteren Ausbildung zu. Diese Pflicht wurde redlich erfüllt. Nach mehrjährigem Besuch der heimathlichen Dorfschule, deren Lehrer Fischer er bis zu seinem Tod in dankbarer Erinnerung behielt, trat er 1841 in die Schopfheimer Bürgerschule, 1843 in das Basler Gymnasium und 1846 in das dortige Pädagogium ein. Nachdem er im Frühling 1847 in die Prima (damals Sexta) des Freiburger Lyceums aufgenommen worden, riß ihn der Drang der Zeit in den 1848er Aufstand hinein. Er war Anführer der Hüfinger und fand als solcher stets seine Hauptaufgabe darin, daß er seine Leute von Ausschreitungen zurückhielt. Nach dem Mißlingen des Aufstandes ging er in die Schweiz und war bis 1851 als Student der Theologie und Philologie in Bern immatrikulirt, studirte aber hauptsächlich Philosophie und Aesthetik, altdeutsche Grammatik und Physik; seinen Unterhalt erwarb er sich zum Theil durch Privatstunden. 1851 stellte er sich freiwillig zur Konskription, wurde zwar wegen Kurzsichtigkeit vom Heerdienst befreit, aber als Freischärler verhaftet. Sechs Wochen später wurde er gegen eine von seinem Schwager gestellte Kaution entlassen und im Mai 1851 vom Oberhofgericht in Mannheim für verdachtlos erklärt. Er studirte nun noch ein Jahr in Freiburg Philologie und war einer der Stifter der »Teutonia«. 1852 ging er nach Lausanne und bald darauf nach Nizza. Dort fand er, vermöge seiner Kenntnisse und seiner reichen Bildung, Schüler und Schülerinnen aus den hervorragendsten Familien. Seine Anstellung als Professor am Lycée impériale sicherte ihm ein festes Auskommen und ermöglichte ihm die Gründung eines eigenen Herdes. Seit 1859 verheirathet, verlebte er in Nizza eine Reihe glücklicher Jahre. Nach den Ereignissen des Jahres 1870/71 erschwerte man ihm seine Stellung in so gehässiger Weise, daß er sich entschloß, endlich dem Drang seines Herzens nachzugeben und seinen Wohnsitz in Deutschland aufzuschlagen. Er wirkte nun dritthalb Jahre an der Töchterschule in Wiesbaden; 1874 wurde ihm die durch Zipps Tod erledigte Stelle eines Professors der französischen Sprache am Gymnasium zu Freiburg übertragen. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht, er hatte in der Heimath einen bescheidenen Wirkungskreis, in dem er vor Sorgen geschützt war und sich behaglich und glücklich fühlte. Da ereilte ihn ein jäher Tod in der Blüthe der Jahre; nach einstündigem schwerem Todeskampf starb er in der Nacht des 10. Januars

Digitized by Google

1876. Sturm war von Jugend an ein durch und durch ideal angelegter Mensch, der für alles Hohe und Herrliche empfänglich war und dem Gemeinen und Verkehrten überall offen und ehrlich in den Weg trat. Seine Aufgabe als Vater seines Hauses und Lehrer seiner Schüler erfüllte den ganzen Mann, und wie er im Verein mit seiner vortrefflichen Gattin seine Kinder zu guten Menschen erzog, so hat er es auch verstanden, in den Herzen seiner Schüler den Keim einer edlen Bildung zu pflanzen und zu pflegen. War doch seine Persönlichkeit in ganz seltener Weise dazu angethan, den jugendlichen Gemüthern ein leuchtendes Vorbild zu sein. (Karlsruher Zeitung 1876, Nr. 18.)

Johann August Sutter,

der berühmte »Pionier« Kaliforniens, ist in Kandern am 18. Februar 1803 geboren; sein Großvater war Pfarrer in Lörrach, er selbst kam aber schon früh nach der Schweiz, von wo er 1834 nach Amerika auswanderte. Er hatte in der Offiziersschule in Thun eine militärische Bildung erhalten und war als Hauptmann einem bernischen Bataillon zugetheilt gewesen, dann hatte er in Burgfeld ein Handelsgeschäft betrieben, ohne Glück zu haben, und war zunächst unter Zurücklassung seiner jungen Familie, die später Freud und Leid mit ihm theilte, 1834 nach St. Louis gekommen. Hier schloß er sich nun sogleich mit charakteristischer Entschlossenheit den kühnsten Zügen nach dem damals noch so gut wie unbekannten spanischen Westen an. 1835 oder 1836 ging er mit einer Karawane nach Santa Fé (Neu-Mexiko), wo er in gewinnreichen Handelsgeschäften einige Zeit verbrachte. 1838 finden wir ihn bei einer Karawane der amerikanischen Pelzgesellschaft, mit welcher er bis Vancover am Stillen Meere kam. Nicht zufrieden mit den Ländern, die er gesehen, und dem Gewinn, den er gemacht, ging er von hier aus nach Russisch-Amerika und den Hawaii'schen Inseln und landete endlich in Monterey, dem damals bedeutendsten Hafen des fast noch unbekannten Kalifornien. Seinen Plan, eine Kolonie am mittleren Sacramentofluß anzulegen, welcher, wie man sagt, zuerst durch die Erzählungen der Pelzjäger von dem Reichthum und der Schönheit dieser Gegend in ihm aufgetaucht war, führte er nun durch. Zuerst gründete er eine befestigte, von zwölf Kanonen vertheidigte Niederlassung Nueva Helvetia, 26 d. M. oberhalb San Francisco, später wurde ein Komplex großer Weideplätze, Ställe ꝛc. 6 d. M. von hier, am Einfluß des Federflusses in den Sacramento angelegt, wo der Viehstand Sutters sich Anfangs der 40er Jahre auf 20,000 Stück belaufen haben soll. 1844 legte er den Grund zu Sutterville, dem späteren Sacramento. Die Sutter'schen Gründungen wurden der Kern großartiger ackerbaulicher und gewerblicher Anlagen. Brennereien, Mühlen, eine Gerberei wurden errichtet und soviel Land unter Kultur gebracht, daß Sutters Weizenernte in manchem Jahre zu 40,000 Bushel (32,5 Liter) geschätzt wurde. Als Sohn des Markgräflerlandes beeilte er sich, Weinberge zu pflanzen. Die Arbeiter und Hirten waren zumeist Indianer, welche er organisirt und sogar militärisch gedrillt hatte, die Aufseher waren Deutsche, Nordamerikaner oder Mexikaner. Ein reger Handel wurde hier mit Pelzjägern und Indianern betrieben und als Mitte der 40er Jahre, erst nur leise, der Einwandererstrom anzusetzen begann, waren Nueva Helvetia und Sutterville die ersten Zielpunkte desselben auf der pacifischen Seite. Auch in politischer Beziehung wußte sich Sutter eine Stellung zu verschaffen, welche Zeugniß ablegt für seine Klugheit und Thatkraft. Schon die erste Landverleihung seitens des Statthalters Alvarado war ihm unter sehr günstigen Bedingungen zugetheilt worden. Später wurde er zum Stellvertreter der Regierung im nördlichen Kalifornien und 1842, als er sich in dem Kampfe zwischen Santa Anna und Bustamante Jenem angeschlossen hatte, von Diesem, als er siegreich wurde, zum

Digitized by Google

General ernannt und erhielt eine neue Landverleihung, welche seinem Besitze die Ausdehnung eines Fürstenthums verlieh. Als die Vereinigten Staaten 1846 von Kalifornien Besitz nahmen, erklärte sich Sutter sofort für dieselben und wurde mit mehreren Aemtern von der neuen Regierung betraut, unter welcher er eine größere Blüthe als zuvor für seine Niederlassungen hoffen durfte. Aber die Golddeckungen, welche vom Januar 1848 an im Sacramento und seinen Zuflüssen gemacht wurden, zogen einen dicken Strich durch alle seine Pläne. Er verlor seine Arbeiter und konnte neue nicht gewinnen. Das »Goldfieber« war in der krassesten Form ausgebrochen. Alles eilte, Gold zu waschen, kein Landbau, kein Gewerbe konnte mehr betrieben werden, denn die Arbeitslöhne waren in's Unerschwingliche gesteigert. Aber nicht genug damit: es gab keinen Besitztitel mehr, den die Tausende von Abenteurern achteten, welche von allen Seiten herzuströmten, und das Unglück wollte, daß selbst das Bundesgericht einige der Sutter'schen Besitztitel nicht anerkannte. Unbefragt ließen sich Fremde auf seinem Lande nieder und solche, die von den ihm später abgesprochenen Ländereien gekauft hatten, mußte er entschädigen. Prozesse, Vermessungen und Entschädigungen sollen ihn in wenigen Jahren über 300 000 Dollars gekostet haben. Die Zeit kam, wo er nichts von seinem Besitze mehr halten konnte und froh sein mußte, von der Regierung Kaliforniens eine Pension zu erhalten. Seine Ansprüche an die Union und an den Staat Kalifornien scheint er nicht weiter verfolgt zu haben. Seit 1865 hatte er Kalifornien verlassen und lebte seit 1873 in Pennsylvanien. Er starb zu Washington in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1880. Sein Name wird immer verschwistert sein mit der Geschichte der wunderbaren Entwickelung des pacifischen Goldlandes; so reich dieselbe an märchenhaften Zügen ist, das tragische Schicksal Sutters, den das auf seinem eigenen Grunde gefundene Gold zu Grunde richtete, bleibt eines der ergreifendsten. Und ist es nicht auch ein merkwürdiges Schicksal, daß zwei Badener, Astor (vgl. Bad. Biogr. I., 13) und Sutter, die leitenden Rollen in der Geschichte der so unendlich folgenreichen Festsetzung der Vereinigten Staaten am Stillen Meere gespielt haben? Wir nehmen es als ehrenvoll hin, aber nicht ohne in der Stille zu sagen: daß sie doch für Deutschland ihre schweren Kämpfe gekämpft, ihre schönen Gaben verwandt hätten! (Friedrich Ratzel in der Literarischen Beilage der Karlsruher Zeitung 1881 Nr. 5.)

Alois Vogel,

geboren den 1. Dezember 1800 in Ettlingen als Kind bürgerlicher Eltern, besuchte die dortige Lateinschule, sodann 1816—1821 das Lyceum in Rastatt, studirte 1821—24 Theologie in Freiburg. 1823 hatte die theologische Fakultät zur Preisbewerbung die Frage gestellt: Welche Spuren des Christenthums findet man in dem diesseits des Rheins gelegenen Teutschland vor der großen Völkerwanderung; wo, von wem und durch welche Mittel wurde das Christenthum nach der großen Völkerwanderung bis zum Tode Karls des Großen ausgebreitet? Die Bearbeitung Vogels erhielt den Preis und wurde die Veranlassung, daß der Verfasser in späterer Zeit noch in empfehlender Erinnerung bei der Fakultät geblieben war. Nach vollendetem Seminarskurs wurde Vogel (am 24. September 1825) zum Priester ordinirt, trat in die praktische Seelsorge zuerst als Vikar in Rothenfels, dann in Baden, wo er zugleich als Lehrer am Pädagogium thätig war. Im Jahre 1831 wurde ihm die mit der Schulvisitatur verbundene Pfarrei Salem verliehen; in dieser Stellung wirkte Vogel als sehr geachteter Pfarrer und Schulmann mit segensreichem Erfolg; 1834 mußte er provisorisch die Vorstandsstelle des Seminars in Freiburg übernehmen und im folgenden Jahre außerdem die durch Klenklers Tod (s. oben S. 66) vacant gewordene Kirchengeschichte suppliren.

Digitized by Google

Im Herbste 1836 erfolgte die definitive Ernennung als Professor ordinarius für dieses Lehrfach. Der Lehrstuhl der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg war seit dem Abgang des Professors Schinzinger (1824 bis 1835) nicht weniger als viermal in Erledigung gekommen und die Wiederbesetzung desselben mit besonderen Schwierigkeiten verbunden gewesen, so daß es der Fakultät sehr erwünscht sein mußte, eine geeignete Persönlichkeit in nächster Nähe und auf selbstgemachte Beobachtung hin zu erhalten. Als solche hatte sich Vogel durch seine Amtsführung in der Leitung des Seminars zu empfehlen gewußt; mit dem größten Eifer ließ er da sowohl die praktische Ausbildung wie auch die wissenschaftliche Weiterbildung der Alumnen sich angelegen sein; ebenso entsprachen seine Leistungen als Supplent den Wünschen der Fakultät. Es war allerdings eine schwere Aufgabe, ohne längere eingehende Vorbereitung ein so reiches und ausgedehntes Lehrfach anzutreten für einen Mann, der seit zehn Jahren in einem praktischen Berufe gewirkt hatte; er stand noch im kräftigsten Lebensalter, und, in gutem Sinne genommen, bewahrheitete sich an Vogel der Satz: Improbus labor omnia vincit. Mit fast übermäßigem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer, mit aller Wärme und Begeisterung suchte er seiner Aufgabe gerecht zu werden. Dankbare Anerkennung Seitens der Zuhörer und der Beifall der Urtheilsfähigen konnte einem solchen hingebenden Wirken nicht ausbleiben, um so mehr, als Vogel auch im persönlichen Verkehr mit den Studirenden diesen gerne mit Rath und That entgegenkam. Daß er für die gewissenhaft und sorgsam vorbereiteten Vorlesungen die Möhler'schen Hefte benützte, konnte gerade ihm um so weniger mißdeutet werden, als dies in jener Zeit bekanntlich auch andere Lehrer dieses Faches gethan, ja die Möhler'schen Diktate selbst zur »Grundlage« ihrer gedruckten Lehrbücher gemacht haben. (Vgl. die Vorrede Alzogs zur ersten Auflage seiner Kirchengeschichte.) Daß Vogel in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich gründlich mit dem ausgedehnten Lehrstoff der Kirchengeschichte vertraut und namentlich in didaktischer Hinsicht den für den akademischen Lehrer richtigen Weg gefunden hatte, beweist die sehr eingehende, mitunter scharfe, aber zutreffende Beurtheilung, welche er dem Alzog'schen Lehrbuch bei seinem ersten Erscheinen angedeihen ließ (Freiburger Zeitschrift für Theologie 6,303—342). In Folge der Ueberanstrengung war aber die Gesundheit Vogels erschüttert worden; er sah sich genöthigt, wiederholt längeren Urlaub zu nehmen, und zuletzt machte sich nach ärztlichem Gutachten die Vertauschung des Lehramtes mit einer minder beschwerlichen Seelsorgerstelle räthlich. Eine solche wurde ihm in der Pfarrei Hofweier zu Theil, welche er am Schlusse des Wintersemesters 1845 bezog und bis zu seinem am 1. Mai 1865 erfolgten Tode verwaltete. Sein Testament bestimmte dem Kirchenfond zu Hofweier ein sehr ansehnliches Vermächtniß. — Vogel lieferte viele Anzeigen und Recensionen in die von ihm mitbegründete Freiburger Zeitschrift für Theologie; größere Beiträge sind: die Abhandlung über Vincenz von Beauvais in Bd. 10 (Prorektoratsprogramm); über Ellendorf und seine Schriftstellerei in Bd. 6.

König.

Karl Wilhelm Ludwig Waag

wurde in Karlsruhe am 21. Februar 1812 als der zweitälteste Sohn des im Jahre 1833 verstorbenen Großh. General-Staatskassiers Waag geboren. Nach empfangener Schulbildung im Lyceum und Polytechnikum wurde er, bei seiner entschiedenen Neigung zum Berufe des Soldaten, am 1. November 1826 in das Kadettencorps aufgenommen und unterm 17. Oktober 1828 im Alter von noch nicht 17 Jahren zum Secondelieutenant in der Leib-Grenadiergarde ernannt. Im Jahre 1835 erfolgte die Beförderung zum Premierlieutenant im Leib-Infanterieregiment. Im November 1836 wurde Waag unter Versetzung zum

Digitized by Google

Generalstab, als Adjutant zu dem Markgrafen Wilhelm kommandirt, erhielt im September 1840 den Charakter als Hauptmann und trat im April 1846, unter Enthebung von der Stellung als Adjutant, in das Leib-Infanterieregiment ein. Im August 1849 zum Infanteriedepot Nr. I. befehligt, wurde er im März 1850 zum Major und Kommandanten des 9. Infanteriebataillons, im Oktober 1852 zum Kommandanten des 1. Füsilierbataillons unter Beförderung zum Oberstlieutenant und im September 1856 zum Oberst ernannt. Im Januar 1859 erfolgte seine Ernennung zum Kommandanten des 4. Infanterieregiments, im Mai die Uebertragung der Führung der 3. Infanteriebrigade, im November die Ernennung zum Kommandanten der 1. Infanteriebrigade neben der Zutheilung der Garnisonskommandantschaft Mannheim. Im Juni 1860 trat die Beförderung zum Generalmajor ein. Im Mai 1865 zum Kommandanten der Infanterie ernannt, unter Uebertragung der Garnisonskommandantschaft Karlsruhe, und im Juni 1866 bei Beginn des Feldzugs zum Generallieutenant befördert, ist Waag an den Tagen des 23., 24. und 25. Juli in den Gefechten bei Hundheim, Werbach und Gerchsheim gestanden und wurde im Dezember 1866 durch Verleihung des Kommandeurkreuzes I. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. Im April 1867 erfolgte seine Ernennung zum Gouverneur der Festung Rastatt. Im Juli 1868 überkam ihm der hohe Auftrag, die Enthüllungsfeier der Denkmäler bei Hundheim und Werbach für die im Feldzuge 1866 Gebliebenen zu leiten. Zum 9. September 1869 traf die Verleihung des Großkreuzes des Zähringer Löwenordens mit Schwertern ein. Nach Beendigung des Krieges 1870/71, welcher auch für den Platz Rastatt schwere Zeiten gebracht hatte, wurde ihm am 1. April 1871 das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen mit Schwertern und der goldenen Kette verliehen und unterm 30. Mai 1871 für die wirksame Thätigkeit der Festungsbehörden unter seiner Leitung der besondere Dank Seiner Majestät des Kaisers und Königs zu erkennen gegeben. Nachdem er im Juli 1871 unter Belassung als Gouverneur in den Verband der preußischen Armee aufgenommen worden, erfolgte im März 1873 in Genehmigung des Abschiedsgesuches nach mehr als vierzigjähriger Aktivität die Stellung zur Disposition mit dem Charakter als General der Infanterie, unter Verleihung des Königlichen Kronenordens I. Klasse mit dem Emailleband des Rothen Adlerordens. Eine besondere hohe Auszeichnung wurde aber in der im Dezember 1870 erfolgten allerhöchsten Ernennung zum Mitglied der I. Kammer für die außerordentliche Ständeversammlung erkannt. Den Bund der Ehe hat Waag den 3. Dezember 1844 mit Julie von Preen, der zweitältesten Tochter des im Jahre 1832 verstorbenen Großh. Oberstlieutenants von Preen, geschlossen. Erfreut durch die Geburt eines Sohnes und einer Tochter gestaltete sich ein glückliches Familienleben in gegenseitiger Liebe und Sorge. Mehr als zwanzig Jahre hatte dieses Glück gedauert, als ein unheilbares Leiden die Gattin und Mutter ergriff und ein allzufrühes Ende herbeiführte. Im Oktober 1869 wurde das theuere Leben hinweggenommen und auf dem Friedhofe zu Rastatt schloß sich das Grab über seinem, über ihrem Glücke. Dem trauernden Gatten war aber noch beschieden, den geliebten einzigen Sohn Hermann, Premierlieutenant und Regimentsadjutant, als eines der Opfer des Tages von Nuits, zur Seite der Mutter im Dezember 1870 zur Erde bestatten zu sehen an der Stätte, die er für sich selbst bestimmt hatte. Nun galt es in erhöhtem Grade, der dem sorgenden Vater allein noch gebliebenen Tochter zu leben, deren Vermählung im Frühjahre 1870 mit dem damaligen Premierlieutenant, nun Hauptmann und Batteriechef Hanewinkel einen Lichtpunkt gebildet hatte, und dankerfüllt wurde die glückliche Rückkehr des jungen Gatten aus dem schweren Kriege gepriesen. Im Frühjahre 1873, als dem ermüdeten Gouverneur die nachgesuchte Enthebung

Digitized by Google

von seinem Posten in ehrendster Weise zu Theil geworden, wurde die Vaterstadt Karlsruhe zum Wohnsitze gewählt und der Verewigte hatte das Glück, wenigstens einige Jahre das Hauswesen der Tochter am gleichen Platze zu besitzen. Neben dem geselligen Verkehr in befreundeten werthen, hohen und höchsten Kreisen gaben Reisen und längere auswärtige Aufenthalte die erwünschte Gelegenheit zur Bereicherung der Lebenskenntniß sowie zur Erholung und Stärkung der Gesundheit. Noch im Herbste 1878 besuchte Waag die Welt-Ausstellung in Paris, wie früher jene in Wien. Der Badeort Gastein hatte schon wiederholt die gewünschte Kräftigung gebracht und so begab er sich auch nach Pfingsten 1879 zu dem wohlbekannten Orte. Keine Befürchtungen eintretender Störungen durch den Kurgebrauch waren vorhanden, als ihn plötzlich am zehnten Tage des Aufenthalts, Sonntag den 15. Juni des Vormittags 11 Uhr, ein Gehirnschlag in Bewußtlosigkeit versetzte. Mit Unterbrechung weniger heller Augenblicke dauerte dieser wohl fast schmerzlose Zustand fort bis zur Erschöpfung der Lebenskräfte, und am Donnerstag den 19. Juni, des Vormittags 11 Uhr, trat der Tod ein. Es hat sich damit ein reiches Leben geschlossen, das Leben eines treuen Dieners seines Landes- und Kriegsherrn, viel belohnt durch hohes Vertrauen und ehrende Auszeichnung, das Leben eines Soldaten in strenger Pflichterfüllung, in ernstem Streben nach gründlichem Wissen und kräftiger Führung, das Leben eines treuen Gatten und Vaters, eines zärtlichen Großvaters, dessen zwei Enkelkinder seine besondere Freude waren. Waag war aber auch ein treuer Sohn und Bruder in dem großen Familienkreise, anhänglich an Alle, die mit ihm durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden waren. Aufrichtig in der Kameradschaft ist er sich stets gleichgeblieben in offenem und anspruchslosem Wesen. Aufmerksam in allen Lebensverhältnissen, hat sein Wort, sein That, wo eine Freude, ein Leid zu theilen war, nie gefehlt. Wie sehr Waags Wirksamkeit in der sechsjährigen Stellung als Gouverneur geschätzt wurde, davon gab ein Zeugniß die Stiftung eines werthen Andenkens aus den militärischen Kreisen und die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Rastatt. Und der Friedhof dieser Stadt sollte auch die Leiche des an fernem Orte Dahingeschiedenen nach dessen früherem Wunsche aufnehmen. Am Dienstag den 24. Juni 1879 Nachmittags 3½ Uhr bewegte sich der Leichenzug vom Bahnhofe zu Rastatt aus nach der letzten Ruhestätte. In sinniger Weise knüpfte die Rede des Geistlichen an die Grabschriften an, welche der Verewigte seinem Sohne und seiner Gattin gewidmet hat: »Sei getreu bis in den Tod« und »Die Liebe währet immerfort.« Ergreifend verlief so die ernste Handlung und im Liede ertönte der letzte Gruß. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 153 Beilage.)

Theodor Leopold Weller

wurde am 29. Mai 1802 zu Mannheim geboren als der zweite Sohn des kurfürstlichen Kanzleiraths Franz Weller und seiner Gattin Johanna, einer Tochter des aus der pfälzischen Gelehrtengeschichte wohlbekannten Hofraths Lamey. Im Elternhause sorgfältig erzogen, gleich seinen Brüdern, Ludwig und Heinrich, zum Juristen bestimmt, welchem Beruf auch Vater und Großvater angehörten, besuchte Weller bis zu seinem sechzehnten Jahre das Lyceum seiner Vaterstadt. Schon während der Schulzeit war eine mächtige Liebe zur Kunst in Theodor wach geworden und seine Studiengenossen erfreuten sich gern der hübschen Zeichnungen, mit denen er seine Schulhefte zu zieren pflegte. Die Unterrichtsstunden seines Lehrers Bissell, Feiertage und Ferienzeit nützte er fleißig zu Zeichenübungen; in den Sommermonaten brachte er die Morgenstunden bis 8 Uhr in der Mannheimer Galerie und Gypssammlung in emsigem Studium zu. Wellers Wunsch, die Kunst als Lebensberuf zu wählen, fand anfänglich in der Familie Widerspruch;

Digitized by Google

allein seiner Beharrlichkeit und seinem ausgesprochenen Talent gelang es endlich, die Zustimmung des Vaters zu erlangen, besonders nachdem auf seiner Durchreise durch Mannheim der König Max Joseph von Baiern, vom Herzenswunsch und von den Anlagen des Jünglings unterrichtet, demselben seine Protektion zugesagt hatte. Bei den vielfachen Beziehungen zwischen Mannheim und München, welche aus der Zeit der Uebersiedelung Karl Theodors und seines Hofes dorthin datirten, fehlte es Weller, als er 1818 die Münchener Malerakademie bezog, nicht an Empfehlungen an pfälzische Familien, wie die v. Kobell, v. Stengel und andere. Die Liebe seiner Lehrer, namentlich des Direktors P. v. Langer, erwarb er sich durch Fleiß und ernste Studien, die besondere Gunst Langers auch noch dadurch, daß er die damals aufkommende Mode der Künstlervollbärte seines noch jugendlichen Alters halber noch nicht mitmachen konnte. Nachdem die Lehrjahre mit Zeichnen und Malen nach der Antike und dem lebenden Modell absolvirt waren, wobei er schon 1820 mit einer Aktstudie sich öffentliches Lob errungen hatte, wandten sich seine ersten selbständigen Versuche der Historienmalerei zu. Sie war damals die unbedingt herrschende Richtung sowohl der Akademie als der zahlreichen Schüler des gewaltigen Cornelius, der im Herbst 1819 zum erstenmal in München erschienen war, um seine Glyptothekfresken zu beginnen. Aber weder der trockene Klassicismus Langers noch die Cornelianische Richtung vermochten Weller dauernd zu fesseln. Das Kunstgebiet der Schilderung des Volkslebens, welches, wie Reber (»Geschichte der neueren deutschen Kunst« S. 484) sagt, »als eine Art Contrebande gleichsam im Verborgenen und ohne akademische Unterstützung sich den Weg erst suchen mußte«, war es, was ihm als Ideal vorschwebte. Seine Liebe zur Naturbeobachtung befähigte Weller vorzugsweise, diese in München fast noch gar nicht vertretene Richtung einzuschlagen, »einfach und anspruchslos des Daseins liebliche Gewohnheit vorzuführen«. Nur zwei Gesinnungsgenossen und Freunde, Ernst Meyer von Altona und der gleichalterige Heinrich Bürckel, gingen mit ihm den gleichen Weg, den Weller energisch und mit wachsendem Erfolge, namentlich seit seiner Uebersiedelung nach Rom im Herbst 1825, betrat. Mit seinem Landsmann, dem trefflichen Landschafter Ernst Fries, hatte er die Alpen überschritten. Von der römischen Künstlerkolonie, Reinike dem Dichter, Rottmann, Preller, August Riedel, Jakobs und Anderen, freundschaftlich aufgenommen, brachte es Weller rasch dahin, sich einen geachteten Namen in der Kunstwelt zu erringen. Seine schlichten, wahren und farbenfrohen Schilderungen des italienischen Volkslebens fanden Anklang und Käufer, und als er 1828 seine Gauklerbande vor dem Marcellustheater (jetzt im Museum zu Kopenhagen) zur öffentlichen Ausstellung auf dem Kapitol gebracht, hatte er sich einen unbestritten hochstehenden Platz unter der römischen Künstlerschaar erobert. In schneller Folge kam nun Auftrag auf Auftrag für Fürstlichkeiten, Kunstmäcene und Kunsthändler, für deren Ausführung es bei der sorgfältigen Malweise, worin er sich Peter Heß zum Vorbilde gewählt hatte, Wellers angestrengtester Thätigkeit bedurfte. In den Mußestunden durchstreifte er mit den Freunden die herrliche Umgebung Roms, die Campagna und die Gebirge, wo dann die berühmt gewordene Casa Baldi zu Olevano den geselligen Mittelpunkt bildete. Mit reicher Ausbeute an landschaftlichen und figürlichen Charakterskizzen, oft von sorgfältigster Ausführung, füllten sich bei diesen Wanderungen, welche sich über Neapel hinaus erstreckten, Mappen und Skizzenbücher. Noch heute gewähren diese von Weller sorglich gesammelten, nach vielen Hunderten zählenden Studien und Entwürfe durch die Lebendigkeit der Auffassung, Sorgfalt der Zeichnung und Gluth der Farbe reichen Genuß. Eines der letzten während des damaligen Aufenthalts in Rom entstandenen Gemälde: »Durch das Cyklopenthor von Segni heimkehrende Landleute« hat in der Pinakothek zu München den

Digitized by Google

verdienten Ehrenplatz erhalten; anderes, wie der mehrfach variirte »Sonntagmorgen« (vom Bildhauer Rauch in Berlin erworben; ein anderes Exemplar im Besitze des Anwalts Engelhorn in Heidelberg), »der improvisirende Schuster« (im Besitze der württembergischen Königsfamilie auf Schloß Rosenstein), »die Mutter in der Weinlaube den Kindern Trauben vertheilend« (1828 an den Prinzen Wilhelm von Preußen verkauft), »Bettelmönch von einer ländlichen Familie bewirthet« und viele andere schöne Werke, sind sofort nach Vollendung in den Besitz hervorragender Kunstfreunde gelangt. Im Jahr 1833 kehrte Weller vorübergehend in seine Vaterstadt zurück und besuchte von hier aus Düsseldorf und Paris. Hier entstand die in der Karlsruher Kunsthalle jetzt befindliche »Wahrsagerin« und »die Italienerin ihren gefangenen Mann am Kerkerfenster besuchend« (Eigenthum der Frau Bork in Mannheim), welch letztere durch Stich und Lithographie vielverbreitete Komposition er bald darauf für den Konsul Wagner in Berlin wiederholen mußte; jetzt ist das Bild eine Zierde der Nationalgalerie. Nach Erledigung vielfacher anderer Aufträge in den Jahren 1834 und 1835 vermählte sich Weller 1836 mit Clara Mohr, eines aus Italien (ursprünglich hieß der Name del Moro) stammenden Kaufmanns Tochter, und siedelte mit seiner jungen Frau nach München über. Zwei Söhne hatte ihm die junge Gattin geschenkt; mit ihnen zog Weller 1839 wieder über die Alpen hinunter, in das Land seiner Sehnsucht, dessen Schönheit die rege Künstlerphantasie zu stets neuen Schöpfungen begeisterte. Dem liebenswürdigen Volk in seiner Schlichtheit, Harmlosigkeit und Grazie weiß er immer wechselnde Züge abzulauschen. In wachsender Zahl sind die Schöpfungen seines anmuthigen und dabei doch so sorgfältig gewissenhaften Pinsels von der Staffelei hinausgewandert in aller Herren Länder bis übers Weltmeer; Kaiser, Könige, Fürsten und Edelleute, die Kaufherren von Hamburg, Frankfurt und London theilten sich in seine ansprechenden Schilderungen eines unter freundlicher Sonne glücklich dahinlebenden Volkes. Mit dem größten Stolz hat es aber Weller erfüllt, wie er wiederholt äußerte, daß bedeutende Künstler, wie Rauch, Thorwaldsen, Klenze, als Käufer seiner Bilder erschienen. Sein eigenes Familienglück, in Rom noch durch die Geburt zweier Töchter vermehrt, die verdiente Anerkennung und Beliebtheit bei allen Kollegen, die eigene Befriedigung spiegelt sich in den vielen Bildern unverkennbar wieder, welche er in den glücklichen schaffensreichen Jahren 1840 bis 1848 auszuführen hatte. Eines seiner umfang- und figurenreichsten Gemälde, den »Karneval von Rom« (jetzt in der bleibenden Sammlung des Kunstvereins in Mannheim im großherzoglichen Schlosse), brachte Weller aus der Siebenhügel-Stadt mit, als er im Frühjahr 1848, durch die beginnenden politischen Unruhen und die Sorge veranlaßt, den heranwachsenden Kindern eine gediegene deutsche Erziehung geben zu können, dauernd nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Schon früher in gerechter Würdigung seiner Stellung als Künstler zum großherzoglich badischen Hofmaler ernannt, folgte er 1851 einer ehrenvollen Berufung zum Galeriedirektor in Mannheim. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit kam er den Pflichten dieses neuen Amtes nach und ordnete und katalogisirte die ihm anvertrauten Sammlungen der Gemäldegalerie und des Kupferstich-Kabinets auf das Sorgfältigste. Neben der Sorge für seine Familie, seiner eigenen künstlerischen und seiner Berufsthätigkeit fand er noch Zeit, auch im Kunstverein seiner Heimathstadt eine ersprießliche Thätigkeit zu entfalten. Dreiundzwanzig Jahre im Vorstande, zuletzt als Konservator, förderte er dessen Bestrebungen nach besten Kräften und vertrat den Verein Mannheim regelmäßig in den Versammlungen der Vorstände der Verbündeten rheinischen Vereine. In den Mußestunden führte der künstlerische Schaffensdrang, wenn auch allmählich Hand und Auge dem energischen Willen den Gehorsam zu verweigern anfingen, den Meister immer wieder zur Staffelei.

Digitized by Google

Ab und zu streifte er jetzt auch einmal andere Gebiete; doch kehrte er mit Vorliebe stets zu den italienischen Motiven zurück, welche ihm eine unerschöpfliche Fundgrube malerischer Produktion blieben. Ein Rückblick auf diesen Gestaltungskreis zeigt uns, wie heimisch er uns alle jene typischen Erscheinungen, »den öffentlichen Schreiber«, »die Wahrsagerin«, »Improvisatoren und Bettelmönche«, »die Fischer am Meeresstrande«, »die Räuber aus den Gebirgsuestern«, »die Pifferari«, »die ländlichen Schönen am Brunnen«, »die fröhlichen Karnevalsmasken«, »das Landvolk in seiner malerischen Tracht«, gemacht hat und welche Fülle von Verständniß und eigener Empfänglichkeit für Freud' und Leid dieses schlichten Volkes, welche eigene Gemüthstiefe, welch liebenswürdigen Humor Weller in seine Darstellungen zu legen wußte. Gleich ansprechend und sympathisch bleibt uns dieses Volk wie es zur Arbeit fröhlich auszieht oder vom Tagewerk ruhend dem Märchenerzähler lauscht, wie es zur Madonna betet, wie es sich der mannigfaltig frohen Spiele der Kinder freut oder seine kleinen Leiden still und ergeben trägt; sympathisch aber auch der Künstler, dessen sämmtliche Bilder das eigene einfache, gemüthvolle, heiter-freundliche Wesen wiederspiegeln. Für seine Vaterstadt Mannheim war Weller als künstlerische Autorität auch sonst noch mehrfach in der Lage, mit Rath und That einzutreten: bei Errichtung der Schillerstatue wie des Kriegerdenkmals hörte man seine verständige Stimme; bei letzterem hat eine von ihm vorgelegte Skizze ausschlaggebend für Feststellung des Entwurfs eingewirkt; in der trauernden Mannhemia, welche den Lorbeer auf den Sarkophag niederlegt, hat der Künstler dem eigenen Schwiegersohn, der auf dem Felde der Ehre zu Nuits für das Vaterland gefallen, ein ehrendes Denkmal gesetzt. Von seinen Mitbürgern hochgeachtet und seines makellos-rechtschaffenen, biedern und freundlichen Charakters wegen allgemein beliebt, von seinem Fürsten auch mit den äußeren Zeichen des Vertrauens und der Gunst geehrt, bei den Kunstgenossen durch sein neidloses und stets hilfsbereites Wesen in bestem Andenken stehend, ist Theodor Weller am 10. Dezember 1880 im hohen Alter von 78 Jahren aus einem an Thätigkeit und Erfolgen reichen Leben abberufen worden. Er erlag schmerzlos einem Schlaganfalle, der ihn in einer Kunstvereins-Sitzung 36 Stunden zuvor betroffen, da er gerade im Begriffe stand, über die Verhandlungen des letzten rheinischen Centralkomité's Bericht zu erstatten. Er hinterließ seine treue Lebensgefährtin tiefgebeugt, zwei Söhne in angesehener Lebensstellung und zwei Töchter, deren eine an der Seite eines vielbeschäftigten Arztes in Wiesbaden eine blühende Familie gegründet. Mit diesem Familienkreise, dessen bis ins hohe Alter körperlich rüstiger und geistesfrischer, verehrter und geliebter Mittelpunkt Weller gewesen, betrauern Alle, die ihn gekannt, den liebenswürdigen Künstler und Menschen. »In seinen Bildern,« so urtheilt Nagler (Lexikon 21, S. 474) über Wellers Bedeutung als Künstler, »erfaßte Weller das Leben von seiner liebenswürdigen naiven Seite und entwickelte ein hervorragendes Talent für idyllische Darstellung. Seine Gestalten bewegen sich in mäßiger Freude oder geben sich gemüthlicher Ruhe hin. Er weiß wohl auch das Gemüth zu rühren, ist aber eben so fern von pikantem Witz wie von erschütternder Tragik. Stets hält er die liebenswürdige Mitte, ohne der psychologischen Wahrheit der Darstellung zu ermangeln. Sein edler Sinn bewahrte ihn vor dem Trivialen und Gemeinen. Einen besonderen Reiz verleiht seinen Bildern die blühende lebenswarme Färbung und die ungekünstelte Meisterschaft des Vortrags.« Man hat mehrfach zwischen Weller und Leopold Robert, dessen Blüthezeit ja in Wellers ersten Aufenthalt in Rom fällt, eine Parallele gezogen. Einmal hat auch Weller thatsächlich und, wie mir scheint, glücklich mit Robert rivalisirt, da er 1838 für einen Straßburger Kunstfreund als Pendant zu einem Robert'schen Bild eine neapolitanische Fischerfamilie zu malen hatte. Allein wenn auch Beiden die Lust an der Farbenpracht des Südens

Digitized by Google

und der südländischen Typen gemeinschaftlich ist, so liegt doch die Bedeutung Roberts, wie der Aesthetiker Vischer sagt, darin, daß er in großartiger Weise »das Genre bis zur Wirkung des Heroischen und Historischen erhöht hat«, während Weller seinerseits streng die Grenzen des Sittenbildes festgehalten; andrerseits ist bei vielfacher Aehnlichkeit der Vortragsweise doch der Charakter der Auffassung bei Beiden grundverschieden: bei Weller ist die gesunde, heitere, fast optimistische Grundstimmung vorherrschend, wogegen die Bilder Roberts unverkennbar den Zug der Melancholie verrathen, welche den mitten in seinen Triumphen an der Welt und an seiner Kunst Verzweifelnden zum Selbstmorde trieb. Die jüngere fortgeschrittene Kunst mag vielleicht in berechtigtem Selbstgefühl nicht mehr geneigt sein, die älteren Meister auch nur mit dem Maßstab der vergangenen Zeit zu messen; aber anerkennen wird sie immer an Weller, daß er zu den Mitbegründern der deutschen Genremalerei und zu deren bedeutendsten Vertretern in der älteren Münchener Schule gezählt werden muß. (Dr. Nieser in der »Allgem. Zeitung« 1881, Nr. 40 Beilage.)

Franz Xaver Werk

wurde den 26. Mai 1769 zu Steinbach bei Bühl, als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache erhielt er in seinem Heimathsorte, besuchte dann mehrere Jahre das gut geleitete Gymnasium des Prämonstratenser-Klosters Allerheiligen und studirte hierauf Philosophie und vier Jahre Theologie in Straßburg, wo er auch das Doktorat der Philosophie erwarb. Im Herbst 1791 wurde er Lehrer am Gymnasium in Baden; am 2. Juli 1792 zum Priester ordinirt, trat er 1795 auf einige Jahre in die praktische Seelsorge. Eine gelehrte Kontroverse über die Kantische Philosophie, welche Werk in einer Salzburger Zeitschrift mit Gewandtheit durchführte, leitete die Aufmerksamkeit des Markgrafen Karl Friedrich auf ihn, so daß er (November 1800) als Professor nach Baden berufen und zugleich Canonicus am dortigen Kollegiatstift wurde, mit der Verbindlichkeit, theologische Encyklopädie, Moral und Pastoraltheologie zu lehren an der mit dem Stift Baden verbundenen, neu organisirten philosophisch-theologischen Lehranstalt, welche 1803 den Namen Lyceum erhielt und 1808 als solches nach Rastatt verlegt wurde. Nachdem in Folge des Lüneviller Friedens mit der Pfalz auch die Universität Heidelberg an das Kurfürstenthum Baden gekommen war, wurde das theologische Studium der altbadischen Kandidaten an die dortige katholisch-theologische Fakultät verlegt und Werk durch kurfürstliche Resolution vom 27. August 1804 als ordentlicher Professor der Moral und Pastoral nach Heidelberg berufen. Bei der 1806 erfolgten Vereinigung der zwei katholisch-theologischen Fakultäten siedelte er im Frühjahr 1807 mit drei weiteren Kollegen nach Freiburg über, wo er von da an volle 40 Jahre als Lehrer der praktischen Theologie wirkte. Er docirte nach den damals geltenden Lehrbüchern: die Pastoral nach Schenkl, Fingerlos, später nach Reichenberger; die Katechetik nach Winter. Eine Reihe von Jahren (bis zur Berufung Staudenmaiers) lehrte er auch die theologische Encyklopädie nach Thanner. Werk war eine vorherrschend praktisch angelegte Natur, ein Mann von scharfem Verstand, fester Willensrichtung, im Besitze eines vielseitigen Wissens, und durch dies Alles für den ihm gewordenen Lebensberuf gut qualifizirt; aber es ging ihm ab, was gerade dem Lehrer der Pastoral fast unentbehrlich ist, die durch eigenes längeres Wirken in der Seelsorge gewonnene Erfahrung. In der Verwaltung der akademischen Nebenämter fand er reichliche Gelegenheit, sein nicht gewöhnliches Geschäftstalent zum Wohl und Nutzen der Universität zu bethätigen; er war viele Jahre Direktor der Wirthschaftsdeputation und Mitglied der Kommission für die zahlreichen akademischen Stiftungen. In letzterer Stellung

Digitized by Google

erwarb er sich ein großes, bleibendes Verdienst durch die von ihm veranlaßte erstmalige Drucklegung der Stiftungsurkunden, welche bis dahin für Exekutoren und Stipendiaten nur schwer zugänglich gewesen; die 1842 bei Wagner erschienene Ausgabe ist anerkanntermaßen mit der größten Treue und Akribie besorgt. Eine andere, im Gesammtinteresse der Universität von Werk verfaßte Schrift: »Ueber theologische Spezialschulen«, war 1818 erschienen, anläßlich der damals befürchteten Gefahr, die Universität Freiburg könnte aufgehoben und die theologische Fakultät zu einer Spezialschule isolirt werden (ein bei diesem Anlaß von Werk an Oken geschriebener interessanter Brief ist neuestens erst bekannt geworden; s. die Schrift Eckers über Oken S. 152). Nach seinem Wunsche erhielt Werk am 1. März 1847 seine Pensionirung; die Geschäfte als Wirthschaftsdirektor und Stiftungskommissär besorgte er bis 1855. Er starb im 87. Lebensjahre am 26. Dezember 1856.

König.

Eduard Willmann,

geboren in Karlsruhe den 22. November 1820 als Sohn des Kriegsbibliothekars Alexander Willmann, war frühzeitig durch sein eminentes Zeichentalent eine Zierde der Schule des Galeriedirektors Frommel, unter dessen Leitung er seine Studien begann. Schon in seinem 19. Jahre versuchte er in Darmstadt selbstständige kleine Arbeiten und erwarb sich dort Freunde, die ihm durchs Leben herzlich zugethan blieben. Von Darmstadt ging Willmann nach London und widmete sich eifrig dem Studium seiner Kunst. Dort war es hauptsächlich das Haus des gelehrten Bunsen, in welchem der junge Künstler gern seine Mußestunden zubrachte. Zahlreiche Briefe beweisen, in welch' herzlichem und freundlichem Verkehr Willmann mit dem großen Gelehrten stand, in dessen Hause er wochenlang als Gast verkehrte und bedeutende Männer kennen lernte. Von London siedelte Willmann nach Frankreich über, Paris ward ihm von dieser Zeit an eine zweite Heimath, ein reiches künstlerisches Leben erschloß sich ihm hier. Er begann seine Thätigkeit mit einem Cyklus landschaftlicher Kompositionen zu einer Ausgabe von Berangers Liedern. In diese Jahre fallen auch seine ernstlichen musikalischen Studien und der Eintritt in die Gesangklasse des kaiserlichen Konservatoriums, wo er gleichzeitig mit Roger um den Preis wetteiferte und Sieger blieb. Seine vielen Freunde Auber, Meyerbeer, Halevy, Adolf Adam und Andere waren von der Schönheit seiner Baßstimme und der Trefflichkeit seines musikalischen Talents so entzückt, daß sie wünschten, Willmann an der großen Oper beschäftigt zu sehen; doch konnte der für seine Kunst begeisterte junge Mann sich nicht entschließen, die glänzenden Anerbietungen anzunehmen. Er trat aber in die kaiserliche Sängerkapelle in den Tuilerien ein und blieb einige Jahre aktives Mitglied derselben. In diese Zeit fallen zwei Landschaften nach französischen Meistern; auch eine große, schwierige Arbeit beschäftigte Willmann damals längere Zeit: Paris aus der Vogelperspektive, von einem ideellen Höhenpunkt, in der Nähe der kleineren Seineinsel aufgenommen. Diese staunenswerthe Arbeit wurde von Willmann während der bekannten Wirksamkeit des Bürgermeisters Haussmann ausgeführt. Die unvergleichliche Ausführung des Stichs brachte ihm auf der Pariser Kunstausstellung von 1860 die goldene Medaille ein. Die große Platte von Paris ging später in den Besitz des kaiserlichen chalkographischen Instituts über, als ein würdiges Denkmal des glänzenden Umbaues von Paris unter der Regierung des Kaisers. Die städtische Verwaltung von Paris beauftragte den Künstler bald darauf mit dem Stiche von zwei Deckengemälden in den Sälen des Stadthauses nach Coignet: griechischen Landschaften mit Staffage, welche dem Künstler neuen Ruhm verschafften. Ein ehrenvoller Auftrag ward ihm in Folge dessen zu Theil mit der Gesammtansicht der Havana, welche nach

Digitized by Google

photographischen Bruchstücken von Naturaufnahmen ausgeführt werden mußte. Eine schöne Palmengruppe in der Mitte des Stichs erhöht den künstlerischen Reiz des Bildes. Ein an Alexander von Humboldt übersandter Abdruck fand bei dem großen Gelehrten begeisterte Aufnahme. Allgemein bekannt ist ferner der prächtige Stich: »Heidelberg«, der des Künstlers Name in alle Welttheile getragen. Dann nennen wir den »Frühling« nach Knaus und das reizende Pendant, der »Herbst«, nach einem Wiener Meister, die wunderbar poetischen Stiche nach Maraks Kohlenzeichnungen, die vier Jahreszeiten, sowie die vier Tageszeiten. Die Ansichten von Wien, Baden-Baden, Freiburg und Stuttgart sind zu bekannt, um besonders gerühmt zu werden. Zu Willmanns besten Arbeiten nach französischen Meistern sind noch die Lieblingshunde Ludwigs XV. nach Desportes, sowie die aufstiegenden Fasanen zu nennen. Als Anerkennung seiner künstlerischen Verdienste erhielt Willmann von seinem Landesfürsten, dem Großherzoge von Baden, die Ernennung zum Hof-Kupferstecher und Professor an der emporblühenden Kunstschule in Karlsruhe. Doch konnte er sich lange nicht entschließen, Frankreich ganz zu verlassen, in welchem er so vielen Beifall gefunden. Trotz der dringenden Bitten seiner Freunde und der großartigen Anerbietungen (ihm war die Stelle eines Direktors der kaiserlichen Kupferstich-Schule zugedacht) wollte Willmann sich jedoch nicht naturalisiren lassen, er war mit ganzer Seele ein Badener geblieben, der über Alles das badische Land liebte, wo seine Angehörigen lebten. Mit dem Kriege von 1870 siedelte er ganz nach Karlsruhe über, zum großen Leidwesen seiner vielen Pariser Freunde, mit denen Willmann im regsten Briefwechsel blieb. Trotz aller mißlichen politischen Verhältnisse erhielt er in den letzten Jahren die ehrenvollsten Aufträge von Frankreich. Ein Blatt nach dem bekannten Meister Alma Tadema: »Junge Mädchen, Blumen pflückend«, konnte er nicht mehr beginnen, da eine größere Arbeit, »die Waldeinsamkeit«, die letzten Jahre seiner Thätigkeit in Anspruch nahm, und dieses Werk konnte leider erst 14 Tage nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden, so daß mit Recht Viktor von Scheffel, der den Text zu den poetischen Stimmungsbildern geliefert, in seiner Vorlesung im Rathhause zu Karlsruhe dem Freunde folgende Worte widmen konnte: »Früher, als Dichter und Zuhörer es ahnen konnten, ist der Wunsch des Nachworts: »Gott geb' ihnen all' nach den Mühen der Zeit die himmlische Künstlerglückseligkeit!« bezüglich Eines, und zwar des thätigsten Mitarbeiters an der Waldeinsamkeit in Erfüllung gegangen. Dem eben so begabten als fleißigen Urheber der zwölf schönen Kupferstiche, Professor Eduard Willmann, war nur noch die erste der wahren Künstlerfreuden, ein mühsames Werk nach jahrelanger Arbeit glücklich vollendet zu sehen, vergönnt. Die zweite, dessen fröhlichen Gang durch die Welt mitzuerleben und sich der Weinachtsfreude, die er Andern bereiten wird, selbst mitzuerfreuen, hat ihm der unerwartete und unerbittliche Tod versagt. Lassen Sie mich den heutigen Vortrag als einen Ehrenkranz betrachten, den ich mit Ihrer Zustimmung auf das Grab eines hochverdienten vaterländischen Künstlers und Lehrers an der hiesigen Kunstschule niederlegen darf.« Die »Campagna von Rom« nach Schirmer blieb ebenfalls unvollendet; Willmanns begabtestem Schüler, Adler Mesnard, war es vergönnt, die Arbeiten zu vollenden oder zu übernehmen. Einen Stich nach Ruisdaël, sowie einen Cyklus dekorativer Bilder nach Hoffmann in Wien sollte Willmann übernehmen, mußte sie aber, durch sein beginnendes Herzleiden daran gehindert, verschieben; so traf ihn der Tod. — Mit ihm ist ein seltenes, reiches Künstlerleben zu Grabe getragen worden. An seiner Bahre sprach im Namen der Künstlerschaft Direktor Riefstahl folgende Worte: »Auf diesen Sarg legen wir, die Genossen des Entschlafenen, den Lorbeerkranz, das alte Symbol des Künstlerruhms, und erheben die Klage um den todten Freund, der uns entrückt ward

Digitized by Google

mitten aus rüstigem Schaffen, eben noch voll herzlichen Antheils an dem Leben, das ihn umgab. Wohl mögen wir ihn preisen als einen auserlesenen Künstler, als einen Mann von seltenem Gleichgewicht aller Gaben, die den Menschen liebenswerth machen, von einer Harmonie des inneren und äußeren Lebens, die Jeden beglückte, dem er nahte. Denn wir Alle standen unter dem Zauber seines von ächter Herzensgüte strahlenden Auges, der feinen, hinreißenden Erregbarkeit seines Herzens und der vollen Manneswürde, wo es Wahrheit und Ueberzeugung galt. Wie diese beglückende Lebensäußerung auf ihn selber zurückstrahlte, indem sie ihm alle Herzen gewann, wurde seiner künstlerischen Tüchtigkeit jegliche Anerkennung zu Theil, sowohl in der Heimath durch seinen hochverehrten Fürsten, als auch in jenem Lande, dem er als seiner zweiten Heimath mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit ergeben war; wo ihm seine Meisterschaft, die Lauterkeit seines Charakters und die erobernde Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens Ruhm, Gut und Freunde für's Leben gewannen. Vor Allem in seiner eigenen Kunst, deren beste Meister ihn ehrten und liebten als den Ihrigen — hier in seiner stillen Werkstatt sind wir umgeben von den Zeugnissen dieses achtungsvollen und herzlichen Verkehrs. Und weit über jene kollegialen und freundschaftlichen Kreise hinaus wurden Werth und Streben unseres Freundes hochgeschätzt. Die französische Regierung, die Municipalität von Paris und künstlerische Körperschaften ehrten ihn durch Auszeichnungen und Aufträge, mit Stolz zählten sie ihn Alle zu den Ihrigen. Und doch, welch' treue Liebe hatte er sich für seine Heimath bewahrt, wie war er ganz der Unsere! So wurde denn der Ring geschlossen, hier in dieser seiner Vaterstadt, wo er zuerst den Grabstichel führen lernte, schuf er sein letztes schönes Werk »Waldeinsamkeit«, und dann entfiel das Werkzeug seiner sichern, fleißigen Hand. Uns aber, den Ueberlebenden, bleibt die ungetrübte Erinnerung an einen lieben, edlen Menschen, einen unvergeßlichen Freund und einen Künstler von Gottes Gnaden.« — (Zeitschrift für bildende Kunst, herausgegeben von C. v. Lützow, 13. Band 1878. Kunstchronik Nr. 45.)

Hermann Winnefeld

war am 21. Januar 1823 zu Rastatt geboren, ein Sohn des Professors Winnefeld, Lehrers der Philosophie am dortigen Lyceum. Seine Mutter verlor er im 6., den Vater, der sich wieder verehelichte, im 16. Lebensjahr. Dankbar hat er stets des damaligen ausgezeichneten Vorstandes des Rastatter Lyceums, Geh. Raths Loreye, und des Professors Griesbaher gedacht, die sich liebreich des Vaterlosen annahmen. Mit glänzendem Zeugniß über vollendete Lycealstudien bezog Winnefeld im Jahr 1840 die Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; 1845 trat er nach bestandener Staatsprüfung in die Praxis ein. Als 1849 die mißlungenen Bestrebungen für Gründung eines Deutschen Reiches in einzelnen Staaten und namentlich bei uns in offene Auflehnung gegen die Staatsgewalt ausarteten, war Winnefeld bei dem Bezirksamte Blumenfeld beschäftigt. Sein Chef, Oberamtmann Dreyer, ließ sich von den revolutionären Gewalthabern die Direktion der Regierung des Seekreises übertragen und Winnefeld übernahm ohne Ermächtigung von Seite der legitimen Gewalt die Verwaltung des Bezirksamts Blumenfeld. Das ihm bald darauf von den revolutionären Führern angebotene Bezirksamt Rastatt lehnte er zwar ab, aber in einem Schreiben, worin er sich zu den Zielen der Revolution bekannte. Es war dies eine Verirrung, aber eine mit Rücksicht auf die Zeit, in die sie fiel, verzeihliche Verirrung. In der ersten Zeit der mit der Niederwerfung der Revolution eingetretenen Reaktion wurde dem Irrgegangenen jede Beschäftigung im Staatsdienste bis auf weiteres untersagt; im Juli 1851 wurde aber auf Grund der über sein neuerliches Verhalten allerseits ausgestellten günstigen Zeugnisse seine Suspension aufgehoben

Digitized by Google

und ihm eine Praktikantenstelle bei dem Bezirksamte Waldshut übertragen. Im Jahre 1854 bestand er die zweite juristische Staatsprüfung und die Zeugnisse über seine dienstlichen Leistungen, wie über sein Verhalten lauteten fortwährend sehr günstig; dennoch gelangte er erst zu Ende des Jahres 1858 zu einer Anstellung als Sekretär bei dem Hofgericht zu Konstanz. Im Jahr 1860 erreichte mit dem Ministerwechsel, der durch die Verwerfung der Konvention mit dem päpstlichen Stuhle von Seite der Kammern veranlaßt wurde, die Reaktionsperiode ihr Ende, und von nun an war Winnefelds dienstliche Laufbahn eben so glücklich, wie sie vorher unglücklich gewesen war. Er wurde 1861 Assessor bei der Kreisregierung zu Freiburg, 1862 Amtsvorstand zu Ueberlingen, 1864 Ministerialrath bei dem Ministerium des Innern und 1877 Präsident des Katholischen Oberstiftungsraths. In allen diesen Aemtern rechtfertigte er vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen; im Ministerium des Innern wurden ihm wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Gemeindegesetzgebung übertragen; in seinem letzten Amte wußte er die an sich schwierige Aufgabe, zweien Herren zu dienen, mit sicherem Takte zur vollen Zufriedenheit nicht bloß der Großh. Staatsregierung, sondern auch der erzbischöflichen Kurie zu lösen. Als Mensch erwarb sich Winnefeld die Zuneigung Aller, die ihm näher traten. Von edler Gesinnung und lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute verband er mit einem weichen Gemüthe ein seltenes Zartgefühl. Im Jahr 1861 schloß er eine glückliche Ehe mit einer Tochter des damaligen Hofrichters, späteren Kreis- und Hofgerichts-Präsidenten Prestinari; der Erziehung des hoffnungsvollen Sohnes, mit dem sie gesegnet wurde, widmete er die liebevollste Sorgfalt. Aber das Mißgeschick, das ihn während der ersten kleineren Hälfte seiner dienstlichen Laufbahn verfolgt hatte, warf noch Schatten in die zweite glückliche Hälfte. Die ungewöhnlich lange Dauer seiner Praktikantenzeit hatte in dem strebsamen jungen Manne eine nachhaltige Verstimmung erzeugt, die zuletzt an Schwermuth grenzte und selbst in der späteren glücklichen Zeit nicht spurlos verschwand. In seinen letzten Jahren klagte Winnefeld über Nervenbeschwerden, die nach und nach zunahmen und in der ersten Hälfte des Februar 1881 zu einer so heftigen Aufregung führten, daß ihm dringend empfohlen werden mußte, in einer Heilanstalt für Nerven- und Gemüthskranke Genesung oder doch Erleichterung zu suchen. Er begab sich, so schwer ihm wie den Seinigen die Trennung fiel, nach Kennenburg bei Eßlingen; ehe aber dort über den möglichen Erfolg einer konsequent durchgeführten Kur ein Urtheil gefällt werden konnte, brachte am 7. März eine Gehirnlähmung dem Leidenden die Erlösung. Bei der Leichensektion ergab sich eine schleichende Entzündung der Gehirnhäute. (Karlsruher Zeitung 1881, Nr. 63 Beilage.)

Alfred Woltmann

wurde am 18. Mai 1841 zu Charlottenburg geboren. Die klassische Grundlage seiner Bildung erhielt er auf dem französischen Gymnasium zu Berlin. Gleichzeitig erwachte seine Neigung zum Studium von Kunstwerken durch fleißige Besuche des Museums und durch seine Bekanntschaft mit dem Ober-Finanzrath Sotzmann, einem alten Sammler, in dessen Hause er früh Dürer und Holbein in Kupferstichen und Holzschnitten kennen lernte. Als der junge Gelehrte, noch ehe er sein neunzehntes Lebensjahr beendet, im Jahre 1860 als Studiosus juris auf der Berliner Universität immatrikulirt worden war, führte Sotzmann ihn in den Kreis der Berliner Kunstgelehrten ein, dem G. F. Waagen, F. von Raumer und E. Guhl angehörten. Vor allen Diengen nahm Waagen, der Altmeister unserer wissenschaftlichen Kunstgeschichtsschreibung, sich Woltmanns mit väterlicher Zuneigung an; und es ist daher nur natürlich, daß dieser die Rechts-

Digitized by Google

wissenschaft bald verließ, um sich ganz in kunstgeschichtliche Studien zu vertiefen. Außer Berlin besuchte er noch die Universitäten München und Breslau. An letzterer promovirte er im Jahr 1863 mit einer Dissertation über Hans Holbeins Geburtsjahr. Rasch erklomm Woltmann jetzt die Höhen der wissenschaftlichen Forschung. In richtiger Erkenntniß einer fühlbaren Lücke und in warmer patriotischer Begeisterung wandte er zunächst der deutschen Kunst seine Kräfte zu. Drei Jahre lang arbeitete er unausgesetzt an dem ersten Hauptwerk seines Lebens, der Geschichte Hans Holbeins und seiner Zeit. Daß er auch Reisen für diese Aufgabe unternahm, daß er außer den deutschen Kunststätten vor allen Dingen England besuchte, versteht sich von selbst. Der erste Theil des Werkes erschien im Jahr 1866 und wurde von der wissenschaftlichen Kritik wie von allen Kunstfreunden sofort als Muster tiefer Forschung und glänzender Darstellung begrüßt. Eine zukünftige Geschichte der Kunstgeschichte wird anerkennen, daß diese Wissenschaft für die christliche Zeit erst in unserem Jahrhundert entschieden in die Bahnen eingelenkt hat, die Winkelmann im vorigen Jahrhundert durch sein bahnbrechendes Werk über die antike Kunstgeschichte eröffnet hatte. Sie wird zugeben, daß die deutsche Forschung auch auf diesem Felde den Vortritt genommen, und sie wird hervorheben, daß Woltmanns »Hans Holbein und seine Zeit« zu den reifsten Früchten der zweiten auf diesem Felde erwachsenen Generation gehört hat. Daß Woltmann aber der Kunst der Gegenwart mit derselben Liebe folgte, wie den großen alten Meistern, bewies er, außer durch eine Reihe von Artikeln, die er für die gerade 1866 gegründete, von C. v. Lützow redigirte »Zeitschrift für bildende Kunst« und für die »Nationalzeitung« schrieb, sofort durch einen Cyklus öffentlicher Vorträge, die er seit dem 7. Februar desselben Jahres über die Kunst der Gegenwart in Berlin eröffnete. Die lebendige Frische der Vortragsweise, die er in diesen Reden bewiesen, führte auch seinen akademischen Vorlesungen sofort einen dankbaren Zuhörerkreis zu, als er sich im Jahre 1867 mit einer (lateinischen!) Antrittsvorlesung über A. Dürer an der Berliner Universität als Privatdozent habilitirt hatte. Gleichzeitig wußte er als thätiges Mitglied des Berliner Vereins für Kunst des Mittelalters und der Neuzeit in jeder Sitzung desselben durch immer neue und immer interessante Vorlagen und Mittheilungen zu überraschen. Im Jahre 1868 erschien der zweite Theil seines Werkes über Holbein, den die Kritik noch reifer und stilistisch vollendeter als den ersten Theil nannte; und in demselben Jahre folgte er einer Berufung zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Hier entfaltete er eine umfangreiche Lehrthätigkeit, die er seit 1871 als Privatdozent auch auf die Heidelberger Hochschule ausdehnte, ohne jedoch seine wissenschaftlichen Forschungen und seine schriftstellerischen Arbeiten darüber zu vernachlässigen. Er fand in der Nachbarschaft der badischen Residenz genug zu thun. Er verfaßte die Kataloge der fürstlich Fürstenbergischen Kunstsammlungen zu Donaueschingen. Er schrieb Aufsätze über die Darmstädter Galerie und über das reizende Rococoschloß zu Bruchsal. Vor allen Dingen aber wandte er der Erforschung der deutschen Kunst im Elsaß seine Thätigkeit zu. Nachdem er diese Forschungen unter dem Titel »Streifzüge im Elaß« in einer langen Reihe von Artikeln in der Zeitschrift für bildende Kunst« veröffentlicht hatte, faßte er sie in Buchform zu einer meisterhaften Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß zusammen, welche freilich erst im Jahre 1876 das Licht der Welt erblickte. Schon vier Jahre früher, im Jahre 1872, hatte er die Früchte seines Berliner Aufenthalts gesammelt, indem er sein Werk über die Baugeschichte Berlins bis zur Gegenwart veröffentlichte. In diesem Jahre erschien auch der fünfte Band der zweiten Auflage von C. Schnaases berühmter Geschichte der bildenden Künste, und Alfred Woltmann war als Mitarbeiter an diesem, den gothischen Stil behandelnden Bande auf dem Titelblatte

Digitized by Google

genannt. Von seiner rastlosen Thätigkeit während seiner Karlsruher Zeit zeugt auch die Herausgabe von G. F. Waagens »Kleinen Schriften«. Waagen, welcher kurz vor Woltmanns Berufung an die Polytechnische Hochschule Badens am 15. Juli 1868 in Kopenhagen gestorben war, hatte seinem um ein Menschenalter jüngeren Freunde seinen gesammten handschriftlichen Nachlaß kunstwissenschaftlichen Inhalts vermacht. Waagens Wunsch, aus demselben eine Geschichte der Miniaturmalerei bearbeitet zu sehen, konnte Woltmann nicht erfüllen, weil sich kein Verleger für diese Spezialgeschichte fand, aber durch die unter C. v. Lützows und Bruno Meyers Mithilfe vollendete Herausgabe jener »Kleinen Schriften« Waagens, die Woltmann mit einer biographischen Einleitung versah, setzte er seinem oft verkannten Freunde ein Denkmal der Pietät und Wahrheitsliebe. Pietät und Wahrheitsliebe waren überhaupt Grundzüge in Woltmanns Charakter, treue Hingabe an seine Freunde gehörte zu seinen vorzüglichsten Eigenschaften; aber auch gegen Gegner wurde er nur rücksichtslos, wenn er herausgefordert worden war. In Karlsruhe erlebte Woltmann auch noch den Anfang der zweiten Auflage seines Werkes »Hans Holbein und seine Zeit«; und gerade diese zweite Auflage, die in manchen Beziehungen wie ein neues Werk erschien, legte das glänzendste Zeugniß für die Rastlosigkeit seines Forschungstriebs und die Ehrlichkeit und Unbefangenheit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung ab. Denn weit entfernt von der Eitelkeit, eine einmal ausgesprochene Ansicht nicht zurücknehmen zu dürfen, nahm er jetzt alle Ergebnisse der durch die erste Auflage angeregten neueren Holbein-Forschung, auch die von gegnerischer Seite eroberten in sein Buch auf, welches gerade dadurch auf eine noch höhere Stufe der Vollendung erhoben wurde. Welcher Beliebtheit Woltmann sich bei seinen Karlsruher Schülern erfreute, bewies der Fackelzug, welchen dieselben ihm bei seinem Scheiden im Frühjahr 1874 darbrachten. Um diese Zeit übernahm Woltmann die neugegründete kunstgeschichtliche Professur der Universität Prag, und sein vierjähriger Aufenthalt in der böhmischen Hauptstadt war nicht minder reich an wissenschaftlichen Arbeiten und nicht minder reich an lokalen Spezialforschungen, als die vorhergehenden Jahre. In Prag vollendete er zunächst das schon genannte Werk »Deutsche Kunst im Elsaß«. In Prag beschäftigte er sich natürlich vor allen Dingen mit der böhmischen Kunst des 14. Jahrhunderts. Daß diese deutschen Ursprungs sei, hatte kaum jemals Jemand geläugnet. Als Woltmann aber dort einen Vortrag über diesen Gegenstand gehalten, ließen die czechischen Studenten Prags sich durch die angebliche Verletzung ihres Nationalgefühls zu sehr bedauerlichen Demonstrationen und Auftritten gegen den deutschen Professor hinreißen. Natürlich ließ Woltmann sich durch dieselben nicht einschüchtern; den Vortrag veröffentlichte er zu seiner Rechtfertigung unter dem Titel: »Die deutsche Kunst in Prag«. Dann aber, in seinen Forschungen fortfahrend, erwarb er sich durch die rückhaltlose Aufdeckung jener czechischen Fälschungen alter Handschriften aus Miniaturen, welche beweisen sollten, daß die altböhmische Kunst czechischen Ursprungs sei, neue Lorbeeren auf dem Felde der Forschung, aber auch neue Feindschaft im czechischen Lager. Da man die Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Entdeckungen aber nicht läugnen konnte, so kehrte man den Spieß um und suchte ihm die Priorität der Entdeckung streitig zu machen. Wie von Karlsruhe, besuchte Woltmann auch von Prag aus im Laufe der Wintermonate wiederholt verschiedene Städte, um öffentliche Vorträge aus dem Gebiete seiner Fachstudien zu halten. Er gehörte zu den beliebtesten Rednern, da er es in seltener Weise verstand, zugleich sachgemäß und feurig zu sprechen; er hatte dadurch Gelegenheit, eine Reihe vortrefflicher populärer kunstgeschichtlichen Aufsätze zu schaffen; und er unterzog sich schließlich der dankenswerthen Aufgabe, dieselben zu sammeln und unter dem Titel »Aus vier Jahrhunderten nieder-

Digitized by Google

ländischer und deutscher Kunstgeschichte« in den Schriften des Vereins für deutsche Literatur im Druck erscheinen zu lassen. Hauptsächlich aber arbeitete er während der Zeit seines Aufenthalts in Prag an einer großen, zugleich wissenschaftlich strengen und doch allgemein verständlichen Gesammtgeschichte der Malerei, einem Werke, in dem er den ganzen Schatz seiner reichen Kenntnisse niederlegen und die ganze Fülle seiner schriftstellerischen Begabung entfalten konnte. Seine Wahrheitsliebe und seine Scheu, über Dinge zu sprechen, die er nicht ganz beherrschte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder darin, daß er die Geschichte der antiken Malerei nicht selbst zu bearbeiten wagte, sondern diesen Theil seines Buches durch den Verfasser dieses Nachrufes schreiben ließ. Die erste Lieferung dieses Werkes erschien im Jahr 1878. Woltmann hatte für dasselbe noch verschiedene Reisen gemacht, vor allen Dingen jetzt zum ersten Male Italien besucht; gleichwohl sollte er seine Vollendung nicht erleben; die letzte ausgegebene Lieferung trug noch die Jahreszahl 1879 und behandelt die germanische Kunst des 15. Jahrhunderts. Im Herbst 1878 aber ward dem edlen Vorkämpfer für deutsche Kunst noch die Freude zu Theil, ins Deutsche Reich zurückberufen zu werden. Die Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg vertraute ihm ihr kunstgeschichtliches Lehramt an; und Alfred Woltmann siedelte fröhlichen Herzens und voll großer Pläne in die alte Reichsstadt über. Die Arbeit an seiner »Geschichte der Malerei« nahm hier den größten Theil seiner freien Zeit in Anspruch. Doch aber fand er noch Zeit, in Gemeinschaft mit H. Janitschek die Redaktion des von F. Schestag begründeten Repertoriums für Kunstwissenschaft zu übernehmen und verschiedene Artikel für diese Zeitschrift zu schreiben. Allzurastlos nur hatte er gearbeitet und allzuplötzlich nur wurde er aus seiner ganzen reichen Thätigkeit gerissen. Nur während des Wintersemesters 1878/79 konnte er seine Vorlesungen in Straßburg regelmäßig halten. Im Mai 1879 erkrankte er. Vergebens suchte er Hilfe im Schwarzwald, in der Schweiz, in Bordighera und zuletzt in Mentone. Er starb in den Armen seiner einzigen Schwester am 6. Februar 1880. — Alfred Woltmann gehörte trotz seiner achtunddreißig Jahre bereits zu den von Europa anerkannten Koryphäen seiner Wissenschaft; und in Deutschland werden nur wenig Gebildete leben, die seinen Namen nicht gekannt haben. Er war ein feinsinniger Kunstkenner und Gelehrter; aber er war auch ein nicht minder feinsinniger Schriftsteller, der sich in Versen, wie seine im Jahre 1876 in Lützows Zeitschrift veröffentlichte Uebersetzung einiger Gedichte Michel Angelos bewies, nicht minder durchsichtig und flüssig auszudrücken verstand, als in Prosa. Alfred Woltmann war hoch und hager gewachsen, er hatte feine, etwas spitze Züge, blondes Haar und helle, schnelle, braune Augen. Wer ihn sah, mußte fürchten, daß er nicht alt werden würde; aber wer mit ihm sprach, fühlte, daß er mit einem Geiste verkehrte, dessen Wirken nicht mit dem letzten Athemzuge seines Körpers aufhören werde. Für die deutsche Kunstforschung ist sein frühes Hinscheiden ein unberechenbarer Verlust. An trockenen Kunstgelehrten, welche zu der Kunst kein anderes Verhältniß haben, wie der Philologe zu der langweiligsten alten Handschrift, ist kein Mangel. An oberflächlichen Kunstschriftstellern, welche über die Kunst gerade so schreiben, wie über den letzten Ball oder das letzte Wettrennen, fehlt es noch weniger. Liebe zur Sache und gesunder Menschenverstand, die für viele Wissenschaften ausreichen, thun es in der Kunstgeschichte auch nicht. Wer diesem Fache sein wollte, was Alfred Woltmann ihm gewesen, in dem müßte ein angeborener Beruf sich mit tiefem Wissensdrange, durchdringendem Verstande und liebevoller Hingabe vereinigen. Alfred Woltmann verstand die Kunst, weil sie ihm Herzenssache war; und sie war ihm Herzenssache, weil er sie verstand. (K. Woermann in der Literarischen Beilage der Karlsruher Zeitung 1880, Nr. 10.)

Digitized by Google

Heinrich Zöpfl,

der berühmte Nachfolger C. S. Zachariä's auf dem Heidelberger Lehrstuhle des Staatsrechts, wurde am 6. April 1807 als Sohn des Appellationsgerichts-Rathes Johann Baptist Zöpfl zu Bamberg geboren. Den Elementarunterricht genoß er in München, wohin sein Vater als Oberappellationsgerichts-Rath versetzt wurde, den Gymnasialunterricht in Bamberg. Im April 1824 bezog er die Würzburger Universität und verblieb auf derselben bis zu seiner am 28. August 1827 erfolgten Promotion. Am 14. November 1827 wurde er in Heidelberg immatrikulirt, hörte — kurz vor Bangerow — die Berühmtheiten Thibaut, C. S. Zachariä, Mittermaier und habilitirte sich am 17. August 1828 als Privatdozent. Bereits 1831 wurde er in das Spruchkollegium aufgenommen; 1838 zum außerordentlichen, 1842 zum ordentlichen Professor der Juristenfakultät ernannt. Als solcher hat er sechsmal das Dekanat der Fakultät verwaltet: Prorektor war er in dem Universitätsjahr 1849/50. Im Jahre 1850 sandte die Universität Zöpfl als ihren Vertreter in die Erste badische Kammer, welche ihrerseits in dem gleichen Jahre ihn zu ihrem Abgesandten für das Staatenhaus des Erfurter Unionsparlamentes wählte. Es war dies Zöpfl's letztes praktisch-politisches Auftreten. In seinem akademischen Lehrberufe bis Weihnachten 1876 unermüdlich thätig, starb er nach längerer Krankheit zu Heidelberg am 4. Juli 1877 nicht ganz 2 Monate vor seinem 50jährigen Doktorjubiläum. — Zöpfl ist vor Allem Universitätsprofessor gewesen und hat als solcher eine große Zahl juristischer Disziplinen gelehrt, Rechtsencyklopädie, badisches Civilrecht, badischen Civilprozeß, Kirchenrecht, Strafrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, allgemeines und deutsches Staatsrecht, Lehenrecht, Rechtsphilosophie, Völkerrecht. Später hat er seine Vorträge auf die fünf zuletzt genannten Fächer beschränkt. Am berühmtesten und besuchtesten waren seine Vorlesungen über Rechtsgeschichte und Staatsrecht, wie denn auch seine wichtigsten literarischen Werke und praktisch-juristischen Arbeiten sich auf den Gebieten des Staatsrechts, der deutschen Rechtsgeschichte und des mit letzterer enge zusammenhängenden Privat-Fürstenrechtes bewegen. Da nun aber — nach Mohls treffendem Ausspruche — die politische Gesinnung den Publizisten charakterisirt, so gilt es zunächst Zöpfl's politische Grundanschauungen zu erkennen. — Durch Erziehung und Umgebung war Zöpfl eine romantische Vorliebe für das heilige römische Reich deutscher Nation, eine tiefe Anhänglichkeit an die deutschen Dynastieen, ein streng katholisch-kirchlicher, übrigens von Fanatismus gänzlich freier Glaube eingeflößt. Nehmen wir hinzu, daß Zöpfl's Horizont weit genug war, um Deutschland zu umspannen, daß er als Deutscher von entschieden süddeutschem Gepräge fühlte, so ist hiermit wohl der Schlüssel zum Verständniß seiner politischen Gesinnung gegeben. Ein deutsch-fühlender Mann, dem sein katholischer Glaube in prinzipiellen Fragen des Rechtslebens als Leitstern diente, konnte sich mit einer wesentlich historischen Rechtsauffassung begnügen und diese mußte — der deutschen Vergangenheit zu Folge — subjektiv-individualistisch sein, den Begriff des erworbenen Rechtes voranstellen und weit ausdehnen, die landständische Monarchie als die vollkommenste Verkörperung des Staatsgedankens betrachten. Wohl huldigte also Zöpfl jener Grundanschauung hinsichtlich der Organisation des Staats, welche man im Vormärz als die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips bezeichnete, aber andererseits war er doch kein Anhänger absoluter Fürstengewalt, sondern erachtete dieselbe für beschränkt durch die auf historischer Tradition beziehungsweise neuerer fürstlicher Verleihung beruhenden erworbenen Rechte der Kirchen oder sonstigen Korporationen und der Unterthanen. Daß neuere Rechtsverleihungen der Fürsten ihm desto

Digitized by Google

sympathischer waren, je mehr sie den Forderungen der katholischen Kirche entsprachen, daß in dem katholischen Fürsten sich ihm der Staat am vollkommensten darstellte, ist nach dem früher Erwähnten wohl selbstverständlich. Von den im deutschen Bunde vereinigten Staaten war daher Zöpfl die Präsidialmacht Oesterreich der weitaus sympathischste; eine engere als völkerrechtliche Einigung dieser Staaten aber erschien ihm — weil nur mit Zustimmung aller Bundesglieder rechtlich zulässig — thatsächlich unmöglich. Die Verfassung des weiland deutschen Bundes hat daher nicht nur keinen gelehrteren, sondern auch keinen von ihrer prinzipiellen Existenzberechtigung überzeugteren Kenner gehabt als Heinrich Zöpfl; der Bund war ihm zugleich eine Art Prototyp künftiger völkerrechtlicher Entwickelung. Gerade daß Zöpfl's »Grundsätze des allgemeinen und konstitutionell-monarchischen Staatsrechts in Deutschland, nebst einem Abrisse des Bundesrechts« (erste Auflage 1841, fünfte Aufl. 1863), aus diesen Grundanschauungen heraus geschrieben sind, verleiht dem Werke nach Ansicht des Unterzeichneten seinen historischen Werth. Denn Zöpfl's geschilderte Ansichten waren zu Bundeszeiten auf deutscher Erde — selbst in Berlin bis 1861 — die an maßgebender Stelle vorherrschenden. Zöpfl's Buch, zu welchem als Quellenwerk G. von Meyer's Corpus juris confoederationis germanicae, dessen dritte Auflage Zöpfl besorgte, benützt werden kann, gibt uns also das treueste Bild der wirklichen damaligen deutschen Staats- und Rechtszustände, wie denn auch Zöpfl's juristische Autorität eine in Bundestags-Kreisen allgemein anerkannte und häufig in Anspruch genommene war. Uebrigens ist Zöpfl, der Mann gemäßigter und mit seinem praktischen Blicke verbundener konservativer Gesinnung, juristischer Beirath nicht nur der Bundestags-Kreise, sondern des deutschen, ja zum Theile auch des außerdeutschen hohen Adels gewesen. Denn wie das Bundesrecht, so hatte auch das durch die neueren, insbesondere deutschen Verfassungen in seiner Fortdauer garantirte Privat-Fürstenrecht in unserer Zeit keinen gründlicheren und gelehrteren Kenner als Zöpfl, ja man darf wohl neben Joh. Jak. Moser Zöpfl als den größten und autoritativsten Kenner dieses Rechtszweiges bezeichnen. Zeugniß von dieser Gelehrsamkeit gibt insbesondere die 1853 erschienene Schrift: »Ueber hohen Adel und Ebenbürtigkeit nach dem deutschen Reichs-Staatsrecht«. Daher wird auch auf dem Gebiete des Privat-Fürstenrechts Zöpfl's Name am längsten genannt, von seinen Ansichten am längsten praktischer Gebrauch gemacht werden. — Zöpfl hat selbst ein vollständiges Verzeichniß über die von ihm in den Jahren 1830 bis 1876 ertheilten nach hunderten zählenden und nur zum Theile gedruckten Gutachten geführt, welche fürsten- und staatsrechtliche, adelige und fideikommissarische Verhältnisse betreffen. Es mag genügen zu erwähnen, daß unter den Extrahenten dieser zum Theil in fremde Sprachen übersetzten Gutachten, das badische, hessische und oldenburgische Fürstenhaus, die spanische Königsfamilie, eine große Anzahl deutscher Standesherren, z. B. die vielgenannten Reichsgrafen Bentinck, ferner die Stadt Frankfurt, sowie Bischöfe und Erzbischöfe sich befanden. Neben ihrem privatfürstenrechtlichen haben aber die genannten Gutachten noch einen allgemeineren Werth für die Erkenntniß des thatsächlichen Umfanges und der thatsächlichen Bedeutung des Begriffes »erworbenes Recht« zur Zeit ihrer Abfassung. Referent muß sich versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen: aber das drängt es ihn zu bemerken, daß die Unanfechtbarkeit, welche in diesen Gutachten Privatrechtsverhältnissen zugeschrieben wird, heut' zu Tage so wenig mehr Anerkennung finden dürfte, wie die Art und Weise, in welcher Zöpfl die Grenzlinie zwischen Privat- und öffentlichem Rechte zog, mit modernen Rechtsanschauungen vereinbar erscheint. Gerade seine vielfach privatrechtliche Auffassung öffentlicher Verhältnisse aber war es, welche Zöpfl zu einem so treffend schildernden Historiker der Rechtszustände des germanischen — in den meisten deutschen Territorien erst 1806 beendeten —

Digitized by Google

Mittelalters qualifizirte; denn die privatrechtliche Auffassung auch der Rechtszustände der Gesammtheit ist urgermanisch. Zöpfl's »Deutsche Rechtsgeschichte« (erste Aufl. 1836, vierte Aufl. 1872) konnte sich daher durch eine Reihe von Vorzügen auszeichnen, welche ihren großen Erfolg unter der studirenden Jugend als einer durchaus berechtigten erscheinen lassen. Wohl fußt diese Rechtsgeschichte auf Eichhorns gar nicht genug anzuerkennendem Werke: aber sie hat die Resultate der Forschungen Eichhorn's so zu sagen ernüchtert, sie hat dieselben ferner zugänglicher gemacht, sie hat sie endlich mehr in's Detail ausgeführt. Wenn Zöpfl die Rechtszustände unserer Vergangenheit mehrfach in einem weniger romantischen Lichte erscheinen läßt als Eichhorn, so hat die Treue des Bildes dadurch wesentlich gewonnen. Die zahlreich in die »Deutsche Rechtsgeschichte« eingefügten Quellencitate sind bekanntlich mit vielem Geschick ausgewählt, sie führen den Anfänger in die mittelalterliche Quellenliteratur ein, sie regen zu weitergehenden Studien an. Besonders endlich hat Zöpfl durch seine rechtshistorischen Spezialforschungen Licht über manche bis dahin dunkel gebliebene Gebiete verbreitet. Solche Detailforschungen waren überhaupt eine Lieblingsbeschäftigung unseres Autors und wir verdanken denselben eine weitere Reihe wissenschaftlicher Leistungen, von welchen die wichtigsten nunmehr zu erwähnen sind. In direktem Zusammenhange mit einer bereits 1839 publizirten Studie über »Das alte Bamberger Recht« steht die von Zöpfl im Jahre 1842 veröffentlichte kritische Aufgabe der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Karl's V. sammt den »zur Familie der Karolina gehörigen Rechtsbüchern«, nämlich der Bamberger und der Brandenburgischen Halsgerichts-Ordnung von 1507 und 1516, sowie der beiden Projekte der Karolina von 1521 und 1529. Im Jahre 1876 hat Zöpfl eine zweite synoptische Ausgabe der genannten Rechtsbücher besorgt, welche von den Kriminalisten mit Freude und Dank begrüßt worden ist. Denn wie diese Ausgaben ein kritisches Spezialstudium der einzigen bedeutenden Gesetzgebungsarbeit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation überhaupt erst ermöglicht haben, so werden sie auch in Zukunft die Grundlage desselben bleiben. Durch die 1856 erschienene Schrift »Die Ewna Chamavorum, ein Beitrag zur Kritik und Erläuterung ihres Textes« hat sich Zöpfl dauernde Verdienste um die Erläuterung dieses kleinen aber interessanten Schöffenweisthums aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts erworben. Mit einer gewissen Behaglichkeit konnte sich ferner Zöpfl seiner Neigung zu historischen Spezialstudien hingeben in dem 1860—1863 in 3 Bänden erschienenen Werke: »Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts«. Es muß genügen, hervorzuheben, daß uns hier neben einer Reihe höchst interessanter Miniaturbilder aus dem Rechtsleben unserer Vergangenheit u. A. auch der Nachweis gegeben wird, wie die Jurisdiktionsbefugnisse der großen englischen Barone im 11. und 12. Jahrhundert genau dieselben waren wie diejenigen der gleichzeitigen deutschen Dinghofherren. Zu diesem Resultate ist Zöpfl gelangt durch eingehende und damals völlig neue Forschungen, welche zeither nach verschiedenen Seiten hin anregend gewirkt haben. Ein dauerndes Denkmal bewunderungswürdigen Fleißes und unermüdlichen Forschens und Eifers werden endlich bleiben Zöpfl's glossarium germanicum, anglosaxonicum et latinum medii aevi, welche alphabetisch geordnet und in 217 Cartons aufgestellt, einen Schatz gelehrter Nachweisungen über den Sinn mittelalterlicher juristischer termini technici enthalten. Diese Glossarien, welche Zöpfl sein juristisches Gedächtniß zu nennen pflegte, sind durch die Liberalität der badischen Regierung für die Heidelberger Universitätsbibliothek erworben und somit der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht worden. — Wir haben mehrfach Gelegenheit gehabt, auf Zöpfl's Fleiß und unermüdliche Thätigkeit hinzuweisen, und diese waren in der That des höchsten Lobes würdig. Nur aus ihnen

Digitized by Google

erklärt sich die erstaunliche Fülle schriftstellerischer Leistungen, welche Zöpfl neben einer angestrengten akademischen Lehrthätigkeit — zu der sich in früheren Jahren zahlreiche und auch in späterer Zeit noch gelegentliche Privatissima gesellten — erbracht hat und von denen hier nur die wichtigsten aufgezählt werden konnten. Zöpfl kannte den Segen der Morgenstunde auch für wissenschaftliche Arbeit. In einer Periode, wo Vorlesungen im Sommer um 6 Uhr Morgens gehalten wurden, man also in Heidelberg früher aufstand wie gegenwärtig, war Zöpfl doch der Matinalsten Einer. Selbst im Winter hatte er vor dem Beginn seiner Vorlesung um 8 Uhr Morgens oft schon 3 bis 4 Stunden lang wissenschaftlich gearbeitet. — Seinen Vorträgen pflegte Zöpfl, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts herrschenden Sitte gemäß, ein Diktat zu Grunde zu legen, bei dessen Besprechung und Erläuterung er die erlahmende Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gerne durch einen Scherz aufzufrischen liebte. Seine Diktion war einfach, klar und den Phrasen abhold, Eigenschaften, welche auch den Stil seiner schriftstellerischen Leistungen charakterisiren. Wenn nun aber auch Zöpfl hauptsächlich als Theoretiker gewirkt hat, so ist doch seine praktisch-politische Thätigkeit durchaus nicht zu unterschätzen gewesen, obschon sie wenig auf den lauten Markt hinaus trat und der eigentlichen Agitation sich stets enthielt. So war die Verwaltung des Heidelberger Prorektorats in den schwierigen Verhältnissen der Universitätsjahre 1849/50 keine leichte Probe auf Zöpfl's praktisch-politische Einsicht. Weiter hat Zöpfl praktisch-politischen Einfluß geübt als Mitglied der Ersten badischen Kammer und des Erfurter Staatenhauses im Beginn der fünfziger Jahre. Insbesondere war er damals bestrebt, zur Beruhigung der Gemüther und zur Annäherung von Oesterreich und Preußen beziehungsweise zum Einlenken Preußens in österreichische Bahnen beizutragen. — Der praktische Einfluß ferner, den Zöpfl durch seine zahlreichen Rechtsgutachten auf die Gestaltung auch politisch wichtiger Rechtsverhältnisse nahm, muß bei der Stellung, welche der hohe Adel noch immer im deutschen Reichsleben behauptet, sehr hoch angeschlagen werden. — Endlich verschmähte es Zöpfl keineswegs, mit der Feder in die Entwickelung ihm am Herzen liegender politischer Fragen einzugreifen. Er schrieb zu diesem Ende Broschüren wie z. B. die Schrift »Die Demokratie in Deutschland« 1. u. 2. Auflage 1853, sowie auch Zeitungsartikel, welche namentlich in die Frankfurter »Oberpostamts-Zeitung« und in die Augsburger »Allgemeine Zeitung« gegeben wurden. Solche journalistische Thätigkeit hat freilich sehr nachgelassen seit der Neugestaltung der deutschen Dinge, wie sie durch die Ereignisse von 1866 herbeigeführt, beziehungsweise angebahnt wurde. Denn mit dem neuen deutschen Staat konnte sich Zöpfl so wenig befreunden, wie ein überzeugter Anhänger des ancien régime und der Legitimität dies dem Frankreich von 1789 gegenüber vermochte. Zöpfl's praktisch-publizistische Wirksamkeit im neuen Deutschland bezog sich wesentlich auf die möglichste Erhaltung der ihm sehr am Herzen gelegenen Rechte der deutschen Standesherren, ein Bestreben, von welchem insbesondere seine 1867 erschienene Schrift »Neueste Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherrn« Zeugniß gibt. Patriotischer Sinn hat Zöpfl endlich auch im neuen deutschen Reiche zuweilen veranlaßt, dem Fanatismus ultramontaner Heißsporne einen Dämpfer aufzusetzen. — Im Umgang war Zöpfl von jener heiteren, manchmal humoristisch gefärbten Anspruchslosigkeit, welche aus einer einheitlichen Weltanschauung und aus dem Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht quillt. Ueber Zöpfl's kollegiales Verhalten herrschte stets nur eine Stimme des Lobes, was besonders bemerkenswerth ist bei einem Manne, der außerhalb aller Universitäts-Cliquen und -Claquen stand. — Erholung von seinen angestrengten wissenschaftlichen Arbeiten fand Zöpfl im Kreise seiner Familie, in welcher ein schöner geselliger Verkehr und insbesondere die edle Musika allseitig gepflegt wurden. Der Herr des Hauses strich hierbei das Violoncell mit

Digitized by Google

mehr als dilettantischer Kunst. — Blicken wir noch einmal zurück auf Zöpfl's Lebensschicksal, so können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß dasselbe insofern ein tragisches gewesen ist, als Zöpfl — in eine Uebergangsepoche nationalen Lebens gestellt — durch Erziehung, Umgebung und Glauben veranlaßt worden war, die Partei der Vergangenheit zu ergreifen. Aber wenn auch diese Thatsache vielleicht seinen Nachruhm vergänglicher macht, als man sonst wohl hätte erwarten dürfen — in der Anerkennung der vortrefflichen Eigenschaften des Gelehrten, Kollegen und Familienvaters Zöpfl sind die Mitlebenden einig gewesen. H. Strauch.

Nachträge und Berichtigungen.

Lassermann, Friedrich (Bd. I, S. 37 ff.) starb am 29. (nicht 23.) Juli 1855.

Lauer, Karoline — Gräfin Broël-Plater — (Bd. II, S. 551) starb auf Villa Broëlberg bei Zürich am 18. Oktober 1877. Vgl. Karlsruher Zeitung 1877, Nr. 252 Beil.

Baumstark, Anton (Bd. I, S. 48 ff.). Auch die drei letzten Lebensjahre, welche Baumstark vergönnt waren, hat er, in beständigem Kampfe mit Krankheit, gleichwohl in ununterbrochener Geistesarbeit zugebracht. Im Jahr 1875 erschien seine »Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Theiles der Germania des Tacitus« bei T. O. Weigel in Leipzig, ein Werk, das auf 744 Seiten einen durchaus erschöpfenden Kommentar der ersten 27 Kapitel der berühmten Taciteischen Schrift enthält, wie er bis dahin in solch umfassender Gründlichkeit zweifellos noch nicht vorlag. Diesem großen Werke, der Frucht vieljähriger Studien, folgte zu Anfang des Jahres 1876 eine Ausgabe der Germania unter dem Titel: »Cornelii Taciti Germania, besonders für Studirende erläutert«, ebenfalls bei Weigel. Diese Bearbeitung der Germania hat nicht nur das große Verdienst, daß hier der Text seit langer Zeit wieder zum ersten Male in derjenigen sorgfältigen Feststellung erscheint, wie ihn die Handschriften berechtigen und verlangen, sondern es bieten die beigefügten Erläuterungen jedem wissenschaftlich Gebildeten, der lateinischen Sprache Kundigen Alles, was zum Verständniß der für uns Deutsche so wichtigen Schrift des römischen Historikers nothwendig und nützlich ist. An diese Ausgaben schloß sich unmittelbar die längst vorbereitete, ja abgeschlossene, in der Tacitus-Literatur wohl unerreicht dastehende »Deutsche Uebersetzung der Germania«, welche Baumstark unter seinen Augen bei Herder in Freiburg drucken ließ. Diese in ihrer Art klassische, vom Hauch der Vaterlandsliebe warm durchwehte Arbeit war die letzte, deren Veröffentlichung er erlebte. Die Nachricht von dem am 2. Februar 1876 erfolgten Tode seines geliebten Sohnes Hermann, der in Cincinnati, im Alter von 38 Jahren, ein kurzes aber inhaltschweres Leben durch einen gottseligen Tod krönte, brach des Vaters letzte Kraft entzwei. Nach einem mehrwöchentlichen Kampf zwischen dem selbstbeherrschenden Geiste und dem dahinsinkenden Körper gab ihm, am 28. März 1876, ein Herzschlag die Freiheit der erlösten Geister zurück. Der Name »Jesus« war sein letztes Wort. Aus dem literarischen Nachlaß und in letztwilligem Auftrag Anton Baumstarks erschien seine Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt und von

Digitized by Google

seinem Sohne Reinhold Baumstark abgeschlossen; Freiburg bei Herder, 1876, 47 S., und die handschriftlich vollendete »Ausführliche Erläuterung des besonderen völkerschaftlichen Theiles der Germania«, Leipzig bei Weigel, 1880, der erschöpfende Kommentar der Kapitel 28 bis 46 und somit der vollendete Abschluß des oben erwähnten Werkes vom Jahre 1875. Möge dieses letzte Denkmal seines kraftvollen Geistes dem Andenken Anton Baumstarks Ehre bereiten! R. B.

Benzel-Sternau, Graf v. (Bd. I, S. 72), starb am 18. August 1849 (nicht am 13. August 1850). Vgl. Oettinger, Moniteur des dates.

Braun, Alexander (Bd. I, S. 125 ff.), starb in Berlin am 20. März 1877.

Chelius, Max Joseph v. (Bd. I, S. 144), starb zu Heidelberg am 17. August 1876.

Devrient, Eduard (Bd. I, S. 175 ff.), starb in Karlsruhe am 4. Oktober 1877. Nekrolog: Allgem. Zeitung 1877 Nr. 285 Beil. v. Weech, Aus alter und neuer Zeit, Leipzig 1878. S. 328 ff.

Dusch, Alexander v. (Bd. I, S. 197 ff.), starb zu Heidelberg am 27. Oktober 1876. Nekrolog: Karlsruher Zeitung 1876 Nr. 264.

Ecker, Joh. Matth. Alex. (Bd. I, S. 209 ff.) Auf S. 211 ist im Text der Grabschrift zu lesen:

. . . . . Wer hat wohl die Jugend
Wer, Hochschule, auch Dich u. s. f.

Eisenlohr, Friedrich (Bd. I, S. 220 ff.), starb am 27. Februar 1854 (nicht 1855).

Eisenlohr, Wilhelm (Bd. I, S. 223 ff.), starb am 10. Juli (nicht am 9. Juli) 1872.

Engelberg, J. M. A. v. (Bd. I, S. 228.) Von zuständiger Seite wird zu dem Schlußsatz auf S. 229 bemerkt, daß die Behauptung, Engelberg sei kein »glücklicher Praktiker« gewesen, auf Irrthum beruhe. Er habe im Gegentheil viele sehr glückliche Kuren ausgeführt und das Vertrauen weiter Kreise der Bevölkerung genossen.

Gockel, Christ. Friedr. (Bd. I, S. 314 ff.), starb zu Karlsruhe am 13. Dez. 1877. Nekrolog: Karlsruher Zeitung 1877 Nr. 270 Beil.

Hoffmann, Friedrich (Bd. I, S. 380 ff.), starb zu Karlsruhe am 8. Dezember 1879.

Kachel, Ludwig d. ä. (Bd. I, S. 436 ff.), starb zu Karlsruhe am 7. Februar 1878. Nekrolog: Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 37 Beil.

Kreutzer, Konradin (Bd. I, S. 476 ff.), geboren am 22. November 1780 (nicht 1782). Mittheilung des katholischen Pfarramtes Meßkirch aus dem dortigen Kirchenbuch. Vgl. Badischer Sängerbote 1879 Nr. 21—24.

Oken, Lorenz (Bd. II, S. 113). Vgl. Biographie desselben von Alexander Ecker. Stuttgart 1880.

Schaaff, Friedrich Theodor (Bd. II, S. 242), starb zu Heidelberg am 3. September 1876.

Weinbrenner, Friedrich (Bd. II, S. 435—438). Von sachverständiger Seite werden folgende Bemerkungen mitgetheilt: Die stilistische Richtung Weinbrenners beruhte auf seinen mehrjährigen Studien in Rom, wo er nicht allein mit Eifer die antiken Baureste, sondern im Zusammenhange damit die Werke eines Winkelmann, besonders aber A. Palladios studirte, welcher in seinem Werke über Baukunst die Thermen und Tempel der Römer in ihren Grund- und Aufrissen wieder herzustellen versucht hatte. An diese großen Muster anlehnend, lernte Weinbrenner mehr und mehr seine Entwürfe in großen Motiven behandeln, wie er denn in allen seinen Bauwerken eine klare Einfachheit, Großräumigkeit und würdige Ruhe unter Weglassen alles unnützen Bauwerks anstrebte, Eigenschaften, welche wir an den Schöpfungen Palladios,

Digitized by Google

besonders aber an dessen Grundrissen so hoch schätzen. Die Leistungen Weinbrenners richtig zu beurtheilen, bedarf es der Kenntniß des Vorgesagten. Vor Allem aber sind die damaligen Zeitverhältnisse in Betracht zu ziehen. Dem jungaufstrebenden badischen Staate fehlten während und nach den großen Kriegen die Mittel, um der rasch wachsenden Residenz eine reiche Ausstattung zu geben. Es galt hier nun meist, große Anlagen zu schaffen, ohne zu sehr die staatlichen Finanzen zu belasten. Daß Weinbrenner seine Aufgaben in großer Weise zu lösen verstand, wird Derjenige zugestehen, der heute den Marktplatz in Karlsruhe mit den ihn umgebenden Gebäuden betrachtet, oder der sich des Anblicks erinnert, den Karlsruhe beim Eintritt durch das leider jetzt abgebrochene Ettlingerthor bot. Die frühere allseitige Anerkennung der Leistungen in seinem Fache dürfte bei Rückkehr einfacherer Zeitanschauungen besser verstanden werden und sein Verdienst eine gerechte Würdigung wieder finden.

Digitized by Google

Karlsruhe.
Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Badiſche Biographieen.

Digitized by Google

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech
Großh. Bad. Kammerherrn und Direktor des General-Landesarchives.

Vierter Theil.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1891.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Sechs Jahre nach dem Erscheinen der beiden ersten Theile der »Badischen Biographieen« ließ ich diesen im Jahre 1881 einen dritten Theil folgen. Seitdem sind zehn Jahre in's Land gegangen, und die große Zahl verdienter Männer unserer Heimath, welche im Laufe dieser Jahre aus dem Leben geschieden sind, mahnte an die Verpflichtung, eine neue Sammlung von Lebensbeschreibungen zu veranstalten.

Indem ich sie hiermit vorlege, darf ich mich hinsichtlich der Grundsätze, welche bei der Auswahl der aufgenommenen Artikel und bei deren Ausarbeitung beobachtet wurden, auf die Vorworte zum ersten und dritten Theil berufen.

Auch für diesen Theil ist mir die Mitwirkung hervorragender und sachkundiger Persönlichkeiten nicht versagt geblieben und ich darf in Folge der Zugehörigkeit der Mitarbeiter zu verschiedenen Berufsarten und Parteien hoffen, daß — was bei den früheren Theilen dieses Werkes rühmend anerkannt wurde — auch in dem vorliegenden Bande Sonne und Schatten bei der Beurtheilung unserer verdienten Landsleute gerecht vertheilt worden ist.

Daß auch diesmal einiges früher Versäumte nachgeholt und eine kleine Anzahl von Namen, die einer älteren Generation angehören, nachgetragen wurde, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Und so möge denn auch dieser vierte Theil der »Badischen Biographieen« freundlicher Aufnahme empfohlen sein.

Karlsruhe, im Juni 1891.

Fr. v. Weech.

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Herr Baer, Oberlandesgerichtsrath in Karlsruhe.
» von Brauer, Wirklicher Geheimerath in Karlsruhe. †
» Dr. Cathiau, Vorstand der Gewerbeschule in Karlsruhe.
» Dr. Czerny, Geheimerath und Professor in Heidelberg.
» D. Doll, Prälat in Karlsruhe.
» Freiherr von Dusch, Staatsanwalt in Heidelberg.
» Dr. Ehrismann in Pforzheim.
» Dr. Ekert, Geheimerath in Freiburg.
» Fetzer, Oberstiftungsrath in Karlsruhe.
» Dr. Fischer, Medizinalrath in Pforzheim.
Frau von Freydorf in Karlsruhe.
Herr von Gulat, Kammerherr und Erster Staatsanwalt in Freiburg.
» Gutmann, Hofrath in Donaueschingen.
» Dr. Hansjakob, Stadtpfarrer in Freiburg.
» Harder, Redakteur in Karlsruhe.
» Dr. Hegar, Geheimerath und Professor in Freiburg.
» Dr. Heimburger, Privatdocent in Heidelberg.
» Heinsheimer, Oberlandesgerichtsrath in Karlsruhe.
» Dr. Holsten, Kirchenrath und Professor in Heidelberg.
» Hönig, Stadtpfarrer in Heidelberg.
» Honsell, Baudirektor in Karlsruhe.
» Dr. von Jagemann, Kammerherr und Ministerialrath in Karlsruhe.
» Dr. Karlowa, Hofrath und Professor in Heidelberg.
» Dr. König, Geistlicher Rath und Professor in Freiburg.
» Krafft, Kommerzienrath in St. Blasien.
» Dr. Landgraf, Syndikus der Handelskammer in Mannheim.
» Lange, Mitglied des Großh. Hoftheaters in Karlsruhe.
» Karl Mayer, Rechtsanwalt in Freiburg.
» R. Mayer, Domcustos in Freiburg.
» Dr. Merx, Professor in Heidelberg.
» Dr. G. Meyer, Geheimer Hofrath und Professor in Heidelberg.
» Dr. Oster, Gymnasiumsdirektor in Rastatt.
» Pecht, Hofmaler in München.

Digitized by Google

Herr L. Reich in Hüfingen.
» Reinfried, Pfarrer in Moos.
» Dr. Rückert, Professor in Freiburg.
» Dr. K. Schaible in Heidelberg.
» Schellenberg, Kirchenrath in Heidelberg.
» Dr. Scherrer, Professor in Heidelberg.
» Dr. Schill, Professor in Freiburg.
» Schmidt, Stadtpfarrer in Karlsruhe.
» Siebenrock, Tonkünstler in Karlsruhe. †
» Spengler, Stadtpfarrer in Ettlingen.
» Straub, Oberamtmann in Achern.
» Dr. Vierordt, Professor in Tübingen.
» Wacker, Professor in Durlach.
» Weise, Forstrath und Professor in Karlsruhe.
» Fr. von der Wengen in Freiburg.
» Dr. Wielandt, Präsident des Verwaltungsgerichtshofes in Karlsruhe.
» Dr. Woermann, Galeriedirektor in Dresden.
» von Würthenau, Baudirektor in Karlsruhe.

Digitized by Google

Inhalt des vierten Theiles.

	Seite
Alt, J. M., Kreisschulrath	1
Arnold, Fr., Prof. d. Medicin	514
Bachelin, E. R. J. B., Landgerichtspräsident	3
Baden, Großherzogliches Haus	
Maximilian Friedrich Johann Ernst, Prinz u. Markgraf	4
Ludwig Wilhelm Karl Friedrich Berthold, Prinz	5
Marie Amalie Elisabeth Caroline, Prinzessin, Herzogin v. Hamilton	514
Caecilie Auguste, Prinzessin — Olga Feodorowna, Großfürstin von Rußland	514
Pauline Sophie Elisabeth Marie, Prinzessin u. Markgräfin	517
Bader, J., Archivrath	518
Baer, J., Geheimerath	518
Bartsch, K., Prof. d. Philologie	6
Baumgärtner, R. H., Prof. d. Medicin	524
Beck, J., Prof. d. Geschichte	10
Becker, M., Oberbaurath	13
Becker, O. H. E., Prof. d. Medicin	14
Behaghel, F., Geheimerath	18
Beuckiser, E., Landgerichtspräsident	19
Bender, K. L. O., Bibliothekar	20
Berger, W., Seminardirektor	22
Berlichingen, Fr., Graf v.	24
Beyer, G. Fr. v., General d. Inf.	524
Birnbaum, K., Prof. d. Chemie	29
Blum, J. R., Prof. d. Mineralogie	32
Bluntschli, J. K., Prof. d. Rechte	35
Boeckh, L., Gymnasiumsdirektor	52
Boeckh, F. M. v., Generallieutenant	524
Brauer, W. v., Wirkl. Geheimerath	53
Bronner, Ed., Arzt	57
Bulmerincq, A. M. v., Prof. d. Rechte	59
Bürklin, A., Oberingenieur	64
Consentius, R. O., Hofschauspieler	66
Cron, L. E., Geheimerath	68
Damm, K., Direktor der Höheren Bürgerschule	70
Dammert, F. C., Gymnasiumsdirektor	73
Degenfeld-Neuhaus, A. Frhr. v., Generallieutenant	77
Diffené, H. Chr., Fabrikant	82
Dill, L., Amtsrichter	85
Dittweiler, L., Hoftheatermaler	526
Doll, J. Chr., Oberbibliothekar	85
Drais v. Sauerbronn, K. F. Chr. L. Frhr.	87
Dreyer, K., Generallieutenant	88
Dürr, W., Hofmaler	89
Dusch, Ferd. Frhr. v., Geheimerath	90
Dusch, Th. Frhr. v., Prof. d. Medicin	91
Eberlin, A. Chr., Kirchenrath	93
Ecker, A., Prof. d. Medicin	97
Eisenlohr, A., Stadtpfarrer	526
Ekert, F., Militärintendant	101
Engesser, L., erzb. Bauinspektor	103
Faller, Fr. J., Fabrikant	106
Fauler, E., Oberbürgermeister	110
Feder, H. v., Rechtsanwalt u. Abgeordneter	115
Feederle, K., Maler	125
Fetzer, A., Oberhofgerichtsrath	125
Fetzer, F. A. J., Landgerichtspräsident	126
Fischer, K., Hofschauspieler	128
Fischer, L. H., Prof. d. Mineralogie	129
Föhrenbach, M., Oberhofgerichtsrath	133
Förderer, A., Stadtpfarrer	135
Freydorf, R. v., Ministerialpräsident	137
Freystedt, H. G. L. Frhr. v., Generallieutenant	142
Friedreich, N., Prof. d. Medicin	143
Fries, A., Kreisschulrath	147
Haß, F. W. J. H., Prof. d. Theologie	527
Gerwig, R., Baudirektor	149
Geßler, Fr., Schriftsteller	536
Giehne, H., Musikdirektor	153
Goll, H., Schriftsteller	156
Götz, Chr., Generallieutenant	157
Graebener, A., Kirchenrath	539

Digitized by Google

Seite

Graefle, A., Hofmaler 158
Grether, K. W., Fabrikant . . . 160

Hack, W. A. H., Prof. d. Medicin . 162
Haid, W., Pfarrer 164
Haizinger, A., Hofschauspielerin . . 542
Hauler, J., Gymnasiumsdirektor . 165
Hecker, Friedrich 166
Heim, J., Tonkünstler 171
Heimerdinger, M., Kreisgerichtsrath 172
Hennin, R. Graf v., Geheimerath . 174
Herbst, H. H., Pfarrer 175
Herder, B., Buchhändler 175
Hergt, K., Geheimerath 177
Hillern, H. v., Landgerichtspräsident 185
Hochstetter, J., Prof. d. Architektur . 187
Hoff, K. H., Maler 188
Hoff, K. H., Gemeinderath. 543
Homburger, S., Medicinalrath . . 193
Hornstein, R. Frhr. v., Tonkünstler 194
Hugo, G., Prof. d. Rechte 196

Intlekofer, M., Progymnasiums-direktor 198
Jolly, Ph., Prof. d. Physik . . . 199
Isenmann, K., Tonkünstler . . . 205
Junghanns, K., Geheimerath . . . 205

Kachel, G., Direktor d. Kunstgewerbeschule 206
Kageneck, E. Frhr. v., Forstrath . . 213
Kaiser, Fr., Maler 214
Kast, H., Medicinalrath 214
Kerler, A., Baurath 216
Kirchhoff, G. R., Prof. d. Physik . 218
Koelle, Ed., Bankier 222
Klauprecht, Forstrath 544
Kopfer, W., Fabrikant 223
Krauth, J., Bildhauer 225
Krebs, K., Pfarrer 227
Krumm, L., Oberstabsarzt 228
Kübel, L., Erzbisthumsverweser . 230
Kuntz, G., Generallieutenant . . . 544
Kusel, R., Rechtsanwalt 241

Lange-Scherzer, Johanna, Hofschauspielerin 242
Lange, W., Prof. d. Medicin . . . 245
La Roche, K. Du Jarris Frhr. v. Generallieutenant 246
La Roche v. Starkenfels, gen. Bultée, U. Frhr. v., Generallieutenant . 247
Ledderhose, K. Fr., Pfarrer . . . 544
Lehmann, Fr. K., Seminardirektor . 248
Leutz, L., Gymnasialprofessor . . . 251
Lindemann-Frommel, Karl, Maler . 545
Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, W. P. L. Fürst zu 253

Maier, Ad., Prof. d. Theologie . . 254
Maier, Andr., Prof. am Realgymnasium 258
Maier, R. R., Prof. d. Medicin . 259
Marmon, J., Domkapitular . . . 261

Seite

Marschall v. Bieberstein, Aug. Frhr. v. Wirkl. Geh. Rath 264
Mayer, K., Gartendirektor 267
Mayer, K., Generalarzt 268
Merz, C., Medicinalrath 269
Meßmer, J. Fr., Fabrikant . . . 546
Morstadt, K. E., Prof. d. Rechte . 271

Nebe, E., Hofschauspieler 274
Neff, L., Progymnasiumsdirektor . 275
Neumaier, J. B., Seminardirektor . 276
Nicolai, A., Geheimerath 277
Nicolai, K. L. G., Landgerichtspräsident 278
Nüßlin, A., Wirkl Geheimerath . . 279

Obkircher, H., Oberlandesgerichtspräsident 284
Orbin, J. B., Erzbischof v. Freiburg 289
Otto, A., Medicinalrath 310

Pfaff, A., Prof. d. Geschichte . . 311
Pfeiffer, Fr. v., Geheimerath. . . 314
Picot, F., Hofrath 315
Plitt, J. Th., Prof. d. Theologie . 317
Puchelt, E. S., Reichsgerichtsrath . 321
Putlitz, G. zu, Hoftheaterintendant . 323

Reck, K. Frhr. v., Oberst 327
Redtenbacher, R., Architekt . . . 329
Rehmann, E., Arzt 330
Reich, Fr. X., Bildhauer 332
Reich, L., Maler u. Schriftsteller . 334
Reichenbach, G. v., Ingenieur . . 336
Renaud, A., Prof. d. Rechte . . . 342
Riesstahl, W., Maler. 347
Riehm, Ed., Prof. d. Theologie . . 353
Roder, J. B., Landwirth u. Abgeordneter 355
Roßhirt, Fr. K. F. E., Oberhofgerichtskanzler 358
Roth, F., Oberforstrath 360
Rüdt v. Collenberg-Bödigheim, L. Graf, Staatsminister 546
Rüdt v. Collenberg-Bödigheim, Karl Frhr. 546

Sauerbeck, Fr. W., Oberhofgerichtsrath 361
Sayer, P., Bildhauer 364
Scheffel, J. V. v. 365
Schellenberg, R., Geh. Kirchenrath . 379
Schenkel, D., Prof. d. Theologie . 383
Scherm, A., Gymnasiumsdirektor . 400
Schindler, L., Kreisschulrath . . . 403
Schmezer, Chr., Pfarrer 404
Schmidt, B. F., Geh. Rath . . . 406
Schneider, A., Oberstlieutenant . . 548
Schneider, H., Hofschauspieler . . . 409
Schneider, S., Geh. Hofrath . . . 410
Schnezler, A. F. A., Schriftsteller . 412
Schröder, G. F. H., Schuldirektor . 413
Schuler, L., Generallieutenant . . 415

Digitized by Google

	Seite
Schulze-Gävernitz, H. v., Prof. d. Rechte	417
Schürmayer, J. H., Geh. Hofrath	433
Schuster, K., Oberbürgermeister	434
Schwarzmann, K., Präsident d. Verwaltungsgerichtshofes	438
Seutter v. Löpzen, K. St. Frhr. v., Generallieutenant	438
Seyfried, E. M. v., Präsident d. Verwaltungsgerichtshofes	440
Siegel, J., Generalstabsarzt	444
Specht, Chr. J. G., Pfarrer	445
Speigler, K., Hofopernsänger	447
Spohn, J. G., Geheimerath	449
Staiger, Fr. X. K., Schriftsteller	450
Sternberg, H., Prof., Ingenieur	452
Stolz, A. J., Prof. d. Theologie	454
Ströbe, M., Fr., Geh. Referendär	461
Teufel, Fr. L., Orientalist	463
Thorbecke, A. H., Prof., Orientalist	465
Trenkle, J. B., Sekretär	467
Trübner, N., Buchhändler	468
Tuttine, J. B., Maler	472
Vierordt, K., Prof. d. Medicin	474
Vogel, Fr. v., Generallieutenant	479
Vogelgesang, W. M., Professor	479
Volk, Fr., Bürgermeister	480
Vollmar, L., Maler	482
Volz, A., Geh. Hofrath	484
Volz, R., Geheimerath	485
Vonhausen, W., Prof. d. Forstwissenschaft	487
Weber, G., Geh. Hofrath	549
Wechmar, R. Frhr. v., Generallieutenant	488
Weil, G., Prof., Orientalist	489
Werder, K. A. Graf v., General d. Inf.	496
Wielandt, K., Senatspräsident	504
Zeuner, L., Hauptmann	510
Zimmermann, K. J. A., Stadtpfarrer	511

Digitized by Google

Johann Martin Alt

wurde am 18. September 1811 in Mosbach geboren. Wie seine Eltern, denen der treue Sohn zeitlebens eine dankbare Gesinnung bewahrte, einfache und ehrbare Bürgersleute waren, so hat auch er stets ein schlichtes bürgerliches Wesen an sich getragen und einen geraden, rechtschaffenen Sinn bekundet. Nachdem Alt in der Volks- und in der Lateinschule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht erhalten, absolvirte er das Gymnasium in Heidelberg und studirte später drei Jahre lang an der dortigen Universität Theologie. Der strebsame und geistig angeregte junge Mann verband aber mit seinem Berufsstudium auch das der Philologie und Philosophie, war auch Mitglied des pädagogischen und philologischen Seminars und hat durch rühmlichen Fleiß sich eine umfassende und gründliche Bildung angeeignet. Nach Beendigung seiner Studien bestand Alt 1836 das theologische Staatsexamen als Erster und trat bei einer vornehmen russischen Familie als Hauslehrer ein. Mit dieser machte er weite Reisen, besonders auch in das südliche Frankreich, wodurch nicht blos sein geistiges Interesse angeregt, sondern ihm auch Gelegenheit geboten wurde, sich in der französischen Sprache auszubilden. — Diese Reisen waren ein Lichtstern in seinem Leben, und bis in die letzten Jahre war es ihm ein freudiger Genuß, von seinen Erfahrungen und Erlebnissen in Frankreich zu erzählen. — In die Heimath zurückgekehrt, wurde Alt vom Oberkirchenrath nach Boxberg gewiesen, wo er fast 5 Jahre lang erst als Vikar, später als Pfarrverweser thätig war. — Wenn sich dem jungen Geistlichen auch durch seine brave Haltung, seine ideale Gesinnung, seine hervorragende Rednergabe und seine warme und edle Begeisterung für jeden gesunden Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens eine erfolgreiche Wirksamkeit in der Kirche eröffnete, so war doch sein bewußtes Streben auf die Erlangung einer Lehrstelle an einer Mittelschule gerichtet. — Im Jahre 1843 sollte sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen; er erhielt die erste Lehr- und Vorstandsstelle an der Höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt Mosbach übertragen. Da fand nun Alt Gelegenheit, seine pädagogischen Kenntnisse und geschickte Lehrgabe in der Schule zu verwerthen und auch auf weitere Kreise anregend und geistig belebend einzuwirken. In dieser glücklichen Zeit vermählte er sich mit Charlotte Wilkens, der Tochter des Geheimen Kirchenraths Wilkens in Mosbach. Dieses Glück sollte aber leider nicht lange dauern. Schon nach $1\frac{1}{2}$ Jahren wurde ihm die Gattin, die ihm eine Tochter geschenkt, wieder entrissen, und Alt ist später nicht nochmals in die Ehe getreten. — Auch andere Heimsuchung blieb nicht aus. In die Bewegung des Jahres 1849 verwickelt, wurde er zwar vom Gerichte endgiltig freigesprochen, aber doch 1850 von Mosbach entfernt und als Pfarrer nach Neuenweg gewiesen. — Die Trennung von Freunden und Verwandten, von Schule und Heimath ging ihm recht nahe; er hat aber auch auf dem höchsten Schwarzwald als Dorfpfarrer treu und redlich

Digitized by Google

seine Pflicht erfüllt und viel Segen gestiftet. Als er aber auch 1853 als Pfarrer in eine wirthlichere und wohlhabendere Gegend, nach Ottenheim, Amts Lahr, versetzt worden war, entsagte er nicht dem alten Wunsche, wieder in das Lehrfach zurückzukehren. Nach elfjähriger Entfernung aus der Schule gelang es ihm endlich 1861 wieder als Lehrer verwendet zu werden. Er erhielt das Diakonat Eppingen übertragen und hatte neben der Stelle eines Vorstandes der Höheren Bürgerschule auch noch geistliche Verrichtungen zu besorgen. — Für Alt begann jetzt ein neues Leben und Schaffen und er bewährte sich als Schulmann so bald wieder, daß er zum großen Leidwesen der Eppinger schon nach drei Jahren bei der Neuorganisation des Volksschulwesens als Kreisschulrath nach Karlsruhe berufen wurde. — Für diese Stelle besaß Alt nicht blos die nöthige Bildung und ein reiches Maß von Fachkenntnissen, sondern auch die erforderliche Liebe, Hingabe und Begeisterung. Das neue Amt brachte ihm nicht nur viele Mühe und Arbeit, sondern im ersten Jahre auch manche Anfeindungen und Widerwärtigkeiten. Es gelang ihm aber bald durch ernste und gewissenhafte Pflichterfüllung, sowie durch leidenschaftsloses, versöhnliches Auftreten die erregten Gemüther zu beruhigen und dem neuen Gesetze auch da Eingang und Anerkennung zu verschaffen, wo man anfangs Widerstand gezeigt. Schnell erwarb sich Alt das Vertrauen und die Achtung der Lehrer, da er warm und treu für ihre Interessen eintrat, ihnen angelegentlich mit Rath und That an die Hand ging und besonders auch denen, die durch ein Unglück in Noth gekommen waren, gerne tröstlichen Zuspruch und Hilfe brachte. — Wie einem treu besorgten Vater lag dem Kreisschulrath Alt das Wohl seiner Lehrer am Herzen. Es gab für ihn keinen bittereren Schmerz, als wenn man seinen wohlgemeinten Rath verscherzte, und keine größere Freude, als wenn er treue Berufserfüllung anerkennen durfte. — Auch die Kinder sahen den Kreisschulrath gern in der Schule, da er in liebreicher und gewinnender Weise mit ihnen verkehrte und geschickt zu examiniren verstand. — Die Besprechung nach der Prüfung pflegte Alt dazu zu benützen, in beredten und eindringlichen Worten dem Ortsschulrath die Schule an's Herz zu legen und denselben für die Erziehung und Bildung der Kinder zu interessiren. — Zwölf Jahre lang versah Alt, der bei der Uebersiedlung nach Karlsruhe wohl noch ein sehr rüstiger, aber kein junger Mann mehr war, den anstrengenden und mühevollen Dienst eines Kreisschulrathes treu und zur vollen Zufriedenheit. Als aber im Jahre 1876 die Beschwerden des nahenden Alters ihn an der Vornahme der auswärtigen Dienstgeschäfte zu hindern begannen, kam er, so weh es ihm that, aus dem lieb gewordenen Berufe zu scheiden, um seine Zuruhesetzung ein, die ihm unter Anerkennung seiner langjährigen treu geleisteten Dienste gewährt wurde, nachdem ihm schon zwei Jahre vorher von dem Großherzog ob seiner ersprießlichen Wirksamkeit das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens verliehen worden war. — Wenn auch Alt während seines wohlverdienten Ruhestandes sich nie mehr eines vollkommenen Wohlbefindens erfreuen durfte, da er vielfach von Athmungsbeschwerden, Kopfweh und Schlaflosigkeit geplagt war, so konnte er in den ersten Jahren sich doch noch geistig beschäftigen, mit den Freunden verkehren und Sommers einige Wochen in der Familie seiner mit Oberamtmann Gaddum verheiratheten Tochter zubringen. — Die Krankheitsbeschwerden steigerten sich aber später in solchem Grade, daß er, nachdem noch ein Schlaganfall hinzugekommen, jahrelang an das Zimmer gefesselt war. Das waren schwere Tage für den an Arbeit und Verkehr gewöhnten, geistig noch immer regsamen Mann, und er war außerordentlich dankbar, wenn alte Freunde, besonders auch die Lehrer aus der Stadt und aus dem Kreise, ihn besuchten. — Ohne Murren, mit großer Ergebung trug Alt sein Leiden als Mann und Christ. Ein Hirn- und Herzschlag machte dem langen Leiden am 24. Januar 1890 ein

Digitized by Google

Ende. Er hatte sein Leben auf 78 Jahre gebracht. Daß Alt noch kein vergessener Mann war, bewies die zahlreiche Leichenbegleitung. Die Lehrer Karlsruhes bezeugten ihre Liebe und Verehrung für ihren früheren Vorgesetzten durch erhebenden Grabgesang. Der Arbeiterfortbildungsverein war im Zuge mit der Fahne erschienen, um seinem früheren Freunde und Gönner die letzte Ehre zu erweisen. Stadtpfarrer Längin zeichnete mit ergreifenden Worten ein treues Bild des Vollendeten, als eines edlen Menschen, trefflichen Lehrers, warmen Patrioten und getreuen Sohnes seiner Kirche. — Im Lebenslauf, der, von Alt selbst verfaßt, verlesen wurde, spricht er den Wunsch aus, abzuscheiden, und schließt mit warmem Dank gegenüber denen, die ihm Freundschaft bewiesen, und mit der Bitte um Verzeihung gegenüber denen, die er, ohne es zu wollen, beleidigte. Dieselbe Gesinnung, wie in diesem Abschiedswort, hat Alt zeitlebens im Herzen getragen und bethätigt. Die Familienangehörigen, die Freunde, die Lehrer des Landes und die badische Schule werden dem verdienten Mann ein dankbares Gedächtniß bewahren. (G. Wallraff in der Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 56. Beilage.)

Eduard Raimund Johann Baptist Bachelin,

am 9. Mai 1819 geboren, war der Sohn des am 7. Dezember 1837 verstorbenen Großherzoglich badischen Oberstlieutenants im 2. badischen Infanterieregiment Raimund Bachelin und dessen Ehefrau Margarethe, gebornen Bollé. Er besuchte das Lyceum in Karlsruhe und bezog im Spätjahr 1836 die Universität Heidelberg, wo er sich mit allem Fleiß und Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Schon im Alter von noch nicht 19 Jahren wurden durch den Tod seines erst 51 Jahre alten Vaters ihm als dem ältesten seiner 7 Geschwister, deren jüngstes kaum $1^1/_2$ Jahre alt war, schwere Pflichten auferlegt, deren treuer Erfüllung er sich mit höchster Gewissenhaftigkeit hingab. Von der Universität zurückgekehrt, wurde er 1841 als Rechtspraktikant rezipirt, 1845 zum Sekretär bei Großherzoglichem Justizministerium, 1848 zum Amtsassessor in Lahr, 1849 zum Hofgerichtsassessor in Freiburg und 1852, unter Beförderung zum Hofgerichtsrath, zum Staatsanwalt in Freiburg ernannt. In Folge der Gerichtsverfassung des Jahres 1864 wurde Bachelin auf den 1. Oktober d. J. zum Oberstaatsanwalt bei dem Kreis- und Hofgericht Karlsruhe, sodann 1869 zum Direktor des Kreis- und Hofgerichts Mannheim und 1875 zum Präsidenten des Kreis- und Hofgerichts, nachherigen Landgerichts Offenburg ernannt. — Wenn auch der enge Rahmen dieser Lebensskizze nicht gestattet, näher auf die dienstliche Thätigkeit des Verstorbenen in der damals ziemlich neugestaltigen Stellung als Staatsanwalt und in jener als Vorsitzender im Civil- und im Strafverfahren einzugehen, so darf doch die Hinweisung auf die gesteigerten Ansprüche nicht unterbleiben, welche im Laufe der letzten 36 Jahre durch Aenderungen der Justizgesetze und des Verfahrens an das Studium und die Arbeitskraft des Justizbeamten außer den Pflichten des täglichen Dienstes erwachsen waren. — Der Fleiß, die Brauchbarkeit und die Leistungen Bachelins blieben nicht unbemerkt, wie sein rasches Vorrücken im Staatsdienste zeigt, in Anerkennung seiner Dienste verlieh ihm der Großherzog 1865 das Ritterkreuz und 1875 das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. — Am 9. April 1850 hatte Bachelin sich mit der Tochter des damaligen Stadtdirektors in Karlsruhe, Geheimerath v. Stösser, vermählt, aus welcher Ehe 2 Söhne und 2 Töchter entsprossen. — Im Jahre 1885 zeigten sich bei dem sonst rüstigen, bis dahin von jeder Krankheit verschont gebliebenen Manne die von ihm geraume Zeit nicht beachteten Anfänge eines Leidens, gegen das sich die alsdann in Anspruch genommene ärztliche Hilfe wie die sorgsamste, aufopferndste Pflege der Seinigen machtlos erwies. Seit Anfang April 1886 vermochte er nicht mehr seinem Dienste nachzukommen,

Digitized by Google

und wenn auch mehrfach für seine Freunde wie für ihn selbst und die Seinigen eine Hoffnung der Besserung zu erstehen schien, erwies sie sich stets als trügerisch. Trotz schweren körperlichen Leidens verließ ihn der Muth und die Hoffnung nicht, und fast unerwartet von ihm selbst ward ihm am 15. Februar 1887 Nachmittags $2^1/_2$ Uhr in Mitte der Seinigen ein sanftes Ende seiner Leiden. Er durfte aus diesem Leben scheiden mit dem beruhigenden Bewußtsein, die ihm verliehenen Fähigkeiten und Talente mit strenger Gewissenhaftigkeit unermüdet verwendet zu haben zu Erfüllung der Pflichten, die ihm als Mensch, Familienvater und im Dienste der Gerechtigkeit oblagen. Sein Andenken wird fortleben im Herzen der Seinigen und seiner vielen Freunde. (Karlsruher Zeitung 1887 Nr. 59. Beilage.)

Großherzogliches Haus Baden.

Maximilian Friedrich Johann Ernst, Prinz und Markgraf von Baden, war der am 8. Dezember 1796 geborene sechste und jüngste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, und dritter Sohn aus dessen zweiter Ehe mit Louise Karoline, Reichsgräfin von Hochberg. — Schwer lastete damals der Ernst der Zeit auf dem Vaterlande. Der Großherzog (damals Markgraf) Karl Friedrich hatte sich mit seiner Familie während der Besetzung des Landes durch die Franzosen nach Ansbach zurückgezogen; in Triesdorf, einem Lustschlosse unfern von Ansbach, erblickte Markgraf Maximilian das Licht der Welt. — Schon in früher Jugend widmete er sich dem Kriegsdienste. Am 19. Oktober 1806 wurde er als Rittmeister dem badischen Husarenregiment aggregirt und 1811 zum Major ernannt. Durch seinen Bruder, Markgraf Wilhelm, wurde er in das kriegerische Leben eingeführt; im Stabe der Division, welche Markgraf Wilhelm befehligte, machte er den Feldzug in Sachsen im Jahr 1813 mit und nahm an der Schlacht bei Leipzig Theil. — Nach dem Beitritt Badens zur Koalition gegen Frankreich erhielt Markgraf Maximilian in den beiden Feldzügen am Rhein 1814 und 1815 Gelegenheit, seine militärische Begabung zu beweisen und seinen persönlichen Muth zu erproben. Seine Tapferkeit im Feldzuge 1814 wurde mit dem Russischen St. Annen-Orden anerkannt. — Als Interimskommandeur des badischen Dragonerregiments Nr. 2 war er an der Spitze der Reiterschaaren, die den mit überlegenen Kräften gemachten Ausfall der Straßburger Besatzung am 9. Juli 1815 zurückwarfen. Der Markgraf kämpfte mit ungemeiner Tapferkeit im dichtesten Handgemenge; durch zwei Säbelhiebe auf den Kopf und einen Stich in den rechten Arm verwundet, schlug er sich, nachdem sein Pferd gefallen, zu Fuß noch mit dem Feinde, bis er Gelegenheit fand, sich wieder beritten zu machen. Im Armeeberichte des kommandirenden Generals, Prinzen v. Hohenzollern, wurde der Markgraf wegen seiner Tapferkeit öffentlich belobt. — Nach dem Kriege nahm Markgraf Maximilian seinen Aufenthalt in der Garnison Bruchsal, wo er sich mit den Details des Dienstes beschäftigte. Aus besonderer Neigung hatte der Markgraf sich dem Kavalleriedienste zugewendet. Ein kühner Reiter, glänzte er als Vorbild seiner Truppe; kräftiger Körperbau und ein über die gewöhnliche Mannesgröße hervorragender Wuchs kennzeichneten die ritterliche Gestalt. Im Dienste war er der Erste in aller Frühe; unermüdlich war sein Eifer für die Ausbildung der Mannschaft; als sorgsamster Chef wurde er bei der Kavallerie hochverehrt. — Am 14. Februar 1826 wurde Markgraf Maximilian zum Kommandeur des Garde-Kavallerieregiments ernannt, am 12. April 1830 zum Generalmajor und Chef des 1. Dragonerregiments, am 9. September 1830 zum Kommandeur der Kavalleriebrigade. Das hohe Interesse und die Sorgfalt für den Kavalleriedienst bezeugen die von ihm ausgegangenen zweckmäßigen Aenderungen im Reglement, in den taktischen Vorschriften und Dienstanordnungen. Im Manövriren besaß er beson-

Digitized by Google

deres Talent; es war ihm eine ebenso wichtige als dankbare Aufgabe, die drei Kavallerieregimenter theils einzeln, theils zur Brigade vereinigt in den Manövervorschriften einzuüben. — Zum Generallieutenant im Jahre 1840 ernannt, übernahm er am 12. Oktober 1843 das Kommando der Infanteriedivision und vorübergehend im Jahr 1848 während der Erkrankung des Markgrafen Wilhelm das Kommando des Armeecorps und der mobilen Truppen im vormaligen Ober- und Mittelrheinkreis. — Nach der Wiederaufstellung des Armeecorps wurde Markgraf Maximilian nochmals am 24. Dezember 1851 Kommandirender bis zu der am 2. Juni 1852 erfolgten Uebernahme des Kommandos durch den Prinzregenten, den jetzt regierenden Großherzog Friedrich. — Am 20. September 1856 wurde Markgraf Maximilian bei der Vermählung des Großherzogs zum General der Kavallerie und Chef des 2. Dragonerregiments, jetzigen 2. badischen Dragonerregiments Nr. 21, ernannt. — Durch Kabinetsordre des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen vom 15. Juli 1871 wurde Markgraf Maximilian als General der Kavallerie mit Patent vom 20. September 1856 in den Verband der Königlich preußischen Armee übernommen. — Seit dem Austritt aus dem aktiven Militärdienst lebte der Markgraf in stiller Zurückgezogenheit. Wie er bisher neben dem militärischen Berufe auch den sonstigen öffentlichen Angelegenheiten reges Interesse gewidmet hatte, so folgte er auch jetzt allen wichtigen Vorkommnissen in unserem engeren und weiteren Vaterlande mit klarem Verständniß und aufrichtiger Theilnahme, wenn er auch in seinem bescheidenen Sinne nur selten Veranlassung nahm, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. — Große Befriedigung gewährte ihm die Förderung der Landwirthschaft, insbesondere die Pferdezucht, für deren Hebung er bis in sein höchstes Alter erfolgreich thätig war. — Der Markgraf lebte in den innigsten verwandtschaftlichen Beziehungen mit allen Mitgliedern der Großherzoglichen Familie, welche in ihm den liebevollsten Oheim und Großoheim, sowie den treuesten väterlichen Freund verehrten. — Er bewahrte eine seltene körperliche und geistige Frische bis in sein hohes Alter. Ein im Winter 1881/82 eingetretenes Leiden nahm rasch eine ernste Wendung; am 6. März 1882 Abends 10 Minuten vor 6 Uhr starb er, im Alter von 85 Jahren 2 Monaten und 26 Tagen. — Das segensreiche Andenken des Markgrafen wird in den Herzen Aller fortleben, welche den Vorzug hatten, mit ihm in Beziehung zu treten; die Vielen aber, welche sein reiches Wohlthun erfahren haben, werden mit unauslöschlicher Dankbarkeit seiner gedenken und sich erheben an der Erinnerung, daß Markgraf Maximilian in wahrhaft fürstlicher Art sich nicht dabei begnügte, Hilfe zu reichen, vielmehr durch die Liebe, welche er im Geben zu spenden pflegte, den Bedrückten aufzurichten wußte. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 62.)

Ludwig Wilhelm Karl Friedrich Berthold, Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, der zweite Sohn des Großherzogs Friedrich Wilhelm Ludwig und der Großherzogin Luise Marie Elisabeth, geborenen Prinzessin von Preußen, wurde am 12. Juni 1865 auf Schloß Baden geboren. — Die Weisheit, Liebe und Gottesfurcht der hohen Eltern behütete und geleitete den Prinzen von erster Kindheit ab durch seine Lebensbahn; er wuchs heran zur Seite der geliebten beiden älteren Geschwister. — Im neunten Lebensjahre trat Prinz Ludwig Wilhelm in die Friedrich-Schule, um in Gemeinschaft mit einer Klasse sorgfältig ausgewählter Mitschüler in vollem Umfang die Unterweisung zu erhalten, wie sie durch den Lehrplan der Gymnasien vorgezeichnet ist. In welchem Maße er sich hier die Grundlagen der Geistes- und Herzensbildung zu eigen gemacht, davon hat der Prinz bei der am 25. August 1881 ihm ertheilten Konfirmation und nach Schluß des Gymnasialunterrichts durch die mit hervorragendem Erfolge am 7. Juli 1883 öffentlich abgelegte Abiturientenprüfung rühmliches Zeugniß gegeben. — Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 9. Juli 1883 wurde der Prinz

Digitized by Google

zum Secondelieutenant im 1. badischen Leib-Grenadierregiment Nr. 109 ernannt. Dabei wurde ihm die hohe Auszeichnung zu Theil, durch Seine Majestät den Deutschen Kaiser und König von Preußen in Allerhöchster Person in die Armee eingeführt zu werden. — Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 28. Oktober 1884 wurde Prinz Ludwig Wilhelm unter Stellung à la suite des 1. badischen Leib-Grenadierregiments in das 1. Garde-Ulanenregiment versetzt, in Folge dessen er seinen Wohnsitz nach Potsdam verlegte. — Im Herbste 1886 begann ein neuer Abschnitt in dem reichgestalteten Bildungsgang; Prinz Ludwig Wilhelm bezog unter Beibehaltung seiner militärischen Stellung die Universität Heidelberg, um sich hier dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaften, der Philosophie und Geschichte zu widmen, und begab sich im Herbste 1887 zur Fortsetzung dieser Studien an die Universität Freiburg. — Am 1. Juni 1887 hat Prinz Ludwig Wilhelm erstmals seit Volljährigkeit als Prinz des Großherzoglichen Hauses seinen Sitz in der Ersten Kammer der Ständeversammlung eingenommen. — Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen hatte bei dem Eintritt des Prinzen Ludwig Wilhelm in das Heer erhabene Worte an den geliebten Enkel gerichtet, welchen eine vorbildliche Bedeutung für den ferneren Lebensgang des jugendlichen Fürsten innezuwohnen schien. — Sie lauteten: »Ich freue Mich von ganzem Herzen, daß es Mir vergönnt ist, auch noch den jüngsten Meiner Enkelsöhne in die Armee einführen und ihm warm an's Herz legen zu können, welche ernsten Pflichten ihm das Ehrenkleid des Soldaten auferlegt und wie er mit allen seinen Kräften dahin streben muß, nicht allein diese jederzeit voll und ganz zu erfüllen, sondern auch Anderen ein würdiges Vorbild zu sein. Ich hoffe und erwarte, daß Eure Großherzogliche Hoheit diese Mahnung Ihres Sie herzlich liebenden Großvaters in Ihrem hoffentlich langen und dem Vaterlande recht nützlichen Leben jeder Zeit in Erinnerung haben werden.« — Der Prinz hat diese Mahnung in seinem Herzen bewahrt; er hat sie getreulich befolgt, nicht allein in seinem militärischen Dienste, er hat mit der gleichen Hingebung und Pflichttreue seine Aufgabe erfaßt, als er zum akademischen Studium überging, und auch auf den neuen Gebieten, die sich hier für ihn erschlossen, ist es seiner hohen Begabung gelungen, in raschem Fortgang sein Wissen zu erweitern und sich mehr und mehr für die erhabene Stellung vorzubereiten, zu welcher er durch seine Geburt berufen war. — Von bedeutungsvollem Einfluß für die Förderung seines Wesens und für Erweiterung der Anschauung waren die Reisen, welche der Prinz nach verschiedenen Hauptstädten Europas unternommen hat, und vor allem das Verweilen an dem Hoflager seines Kaiserlichen Großvaters. — So entwickelte sich — zugleich getragen von jugendlichem Frohsinn — Prinz Ludwig Wilhelm frühzeitig, leiblich und geistig, zu edler Männlichkeit. Er war eine Freude seiner Eltern und Angehörigen und hat sich die liebevolle Achtung aller derer gewonnen, welche ihm nahe treten durften. — Es ist nicht Gottes Wille gewesen, daß auch die Hoffnungen, welche in den Kaiserlichen Worten ausgesprochen waren, ihre Erfüllung finden sollten. Nur ein kurzes Leben war dem reichbegabten Fürstensohne beschieden. Ein jäher Wintersturm hat die Blüthe geknickt, die eben sich verheißungsvoll entfaltete. — Von einer Lungenentzündung befallen, erlag Prinz Ludwig Wilhelm nach wenigen Tagen dem übermächtigen Angriff der Krankheit. — Er verschied sanft am 23. Februar 1888, 6 Uhr 5 Minuten Morgens, nachdem er ein Alter von 22 Jahren 8 Monaten und 12 Tagen erreicht hatte. (Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 61.)

Karl Bartsch

wurde am 25. Februar 1832 zu Sprottau in Schlesien geboren, wo sein Vater, der als Offizier die Freiheitskriege mitgekämpft hatte, als Steuerbeamter angestellt

Digitized by Google

war. Da der Vater frühe starb, konnte die Mutter, eine geborene v. Winterfeld, nur mit äußerster Einschränkung für das Gedeihen der zahlreichen Familie sorgen und Bartsch hatte darum in seiner Jugend mit vielen Entbehrungen zu kämpfen. Nach Absolvirung der Gymnasialjahre in Gleiwitz und Breslau bezog er mit 17 Jahren (1849) die Universität in letzterer Stadt und widmete sich, besonders durch Karl Weinholds Vorlesungen angezogen, dem Studium der deutschen Philologie. Dasselbe setzte er in Berlin fort (1851—1853) und beschäftigte sich daneben eifrig mit provenzalischer und altfranzösischer Sprache und Literatur. Im Jahre 1853 promovirte er als Doctor philos. in Halle mit einer Dissertation »de Otfridi arte metrica«, brachte dann $1^1/_2$ Jahre als Gesellschafter bei dem feingebildeten Baron v. d. Leyen auf der Leyenburg bei Crefeld zu und fand darauf im Jahre 1855 seine erste definitive Anstellung am Germanischen Museum zu Nürnberg als Custos des Handschriftenkabinets. — Schon auf der Leyenburg hatte er seine schriftstellerische Laufbahn begonnen mit einigen kleineren Abhandlungen über provenzalische Troubadours, in Nürnberg entstanden nun seine ersten größeren wissenschaftlichen Werke (provenzalisches Lesebuch, Denkmäler der provenzalischen Literatur, Ausgabe der Lieder des Troubadours Peire Vidal, der mittelhochdeutschen Gedichte »Karl der Große« vom Stricker, »Erlösung« und Berthold's von Holle bis dahin bekannter Werke, und es entfaltete sich von da an eine literarische Thätigkeit, die an Fruchtbarkeit fast einzig dasteht. — Obgleich der Aufenthalt in Nürnberg ihm durch den Verkehr mit hochbegabten Gesinnungsgenossen wie Barack, Frommann u. a. angenehm war, fühlte er sich doch in dem bibliothekarischen Beruf, der seiner nach einem weiteren Wirkungskreise verlangenden Natur nicht angemessen war, unbefriedigt und er folgte deßhalb mit Freuden einem Rufe als ordentlicher Professor der neueren und deutschen Literatur, das heißt also für Germanistik und Romanistik, nach Rostock. Hier konnte er einen eigenen Hausstand gründen und hier wirkte er als akademischer Lehrer vom Jahre 1858 bis 1871. Seine Thätigkeit wurde besonders ersprießlich durch Gründung eines deutsch-philologischen Seminars, des ersten in Deutschland. In die Rostocker Zeit fällt die Veröffentlichung hauptsächlich folgender Werke: Mitteldeutsche Gedichte (1860), Albrecht v. Halberstadt, Meleranz, über Karlmeinet (1861), Kolmarer Liederhandschrift (1862), Deutsche Liederdichter (1864), Untersuchungen über das Nibelungenlied, Kudrunausgabe, Uebersetzung von R. Burns' Liedern und Balladen (1865), Nibelungenausgabe und -Uebersetzung (1866 und 1867), Herzog Ernst (1869); Altfranzösische Chrestomathie (1866), St. Agnes (1869), Altfranzösische Romanzen und Pastourellen (1870). — Eine größere Wirksamkeit als in Rostock bot sich ihm in Heidelberg dar, wohin er im Sommer 1871 als Nachfolger Adolf Holtzmanns berufen wurde. Auch hier vereinigte er die beiden großen Lehrgebiete des Germanischen und Romanischen. Bald nach seiner Berufung gründete er das germanisch-romanische Seminar, das in die 3 Abtheilungen des Deutschen, Französischen und Englischen zerfällt, aus dem eine Reihe tüchtiger Schulmänner unseres engeren Vaterlandes hervorgegangen ist. Seine Vorlesungen erstreckten sich besonders über deutsche Sprache und Literatur, deutsche Metrik, Interpretation mittelhochdeutscher Schriftsteller, Altfranzösisch und Provenzalisch. Er sprach mit äußerst sympathischem Organ, ganz fließend und ohne jegliche Hemmung, in der Diktion einfach und prunklos, und fesselte seine Zuhörer mehr durch den tiefen sittlichen, mit einem liebenswürdigen Zug von Milde gepaarten Ernst, womit er seinen Lehrgegenstand behandelte. Ueberhaupt ging durch sein Wesen ein sanfter Zug von Milde und Versöhnlichkeit; trotzdem konnte er in wissenschaftlichen Streitfragen, besonders in seinen späteren Jahren, allzu leidenschaftlich werden. Neben seiner ausgedehnten akademischen Thätigkeit setzte er die

Digitized by Google

schriftstellerische fort und es erschienen in der Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes folgende Werke: Wolfram v. Eschenbach, Reinfrid v. Braunschweig, Konrads v. Würzburg Partonopier (1871), Provenzalischer Grundriß (1872), Rolandslied vom Pfaffen Konrad (1874), Klage, Demantin von Berthold v. Holle (1875), Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie (1877), Hugo v. Montfort (1879), Mecklenburger Sagen (1879 und 1880), die große Nibelungenausgabe (1870—1880), Schweizer Minnesänger (1886) und sein letztes Werk, das Verzeichniß der Handschriften der Heidelberger Universitätsbibliothek. Neben den bis jetzt angeführten umfangreicheren Arbeiten ging eine große Anzahl kleinerer Abhandlungen her, die meist in Zeitschriften, besonders in der seit 1869 von ihm redigirten »Germania« veröffentlicht sind. Sie behandeln ebenfalls literarische Fragen. Mit der dichterischen Form, deren Betrachtung er mit Vorliebe pflegte, beschäftigen sich einige metrische Untersuchungen: der Strophenbau in der mittelhochdeutschen Lyrik (1857), der innere Reim in der höfischen Lyrik (1867), die Einleitung zu Stricker's Karl; ferner die der vergleichenden Metrik gewidmeten Arbeiten: der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile (1867), die lateinischen Sequenzen des Mittelalters (1868), und auf romanischem Gebiete: Reimkunst der Troubadours (1859), ein keltisches Versmaß im Provenzalischen und Altfranzösischen (1878), keltische und romanische Metrik (1879). Ueberhaupt gründete er auf metrische Merkmale einige seiner wichtigsten Untersuchungen, so die über das Nibelungenlied, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun (1865), über die einzelnen Gedichte der Ernst-Sage, die deutschen Gedichte von St. Oswald (1860). Die Autorenfrage behandeln: der Dichter der Erlösung (1862), Konrad v. Fußesbrunnen und Konrad v. Heimesfurt (1863). Sittliche Anschauungen des Mittelalters stellen dar die hübschen Artikel: die Treue in deutscher Sage und Poesie (1867) und das Fürstenideal des Mittelalters (1868), die beide auch in die gesammelten Vorträge und Aufsätze (1883) aufgenommen sind. Die Beherrschung der altfranzösischen und provenzalischen Literatur befähigte ihn, die Einwirkungen derselben auf die mittelhochdeutsche zu verfolgen (Nachahmer provenzalischer Troubadours im Deutschen, die romanischen und die deutschen Tagelieder (1864) — letzterer Artikel auch in den gesammelten Aufsätzen wieder abgedruckt — und anderes). Von romanistischen Publikationen sind noch zu nennen: Ueber die provenzalischen Biographien der Troubadour, über den Dichter Giraut Riquier (1854), der catalonische Cançoner d'amor (1860), Garin der Braune (1861), Guillem v. Berguedan (1864), auch in den gesammelten Aufsätzen. Auf Grund seiner literarischen Forschungen wurde er auch mit der Neuherausgabe von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung, Koberstein's Grundriß und der beiden grundlegenden Werke von Diez »Poesie der Troubadour« und »Leben und Werke der Troubadour« betraut. Von seiner umfassenden Kenntniß der mittelhochdeutschen Literatur zeugt schließlich sein letztes Werk, die altdeutschen Handschriften in Heidelberg, ein Musterkatalog, der, abgesehen von einer genauen Inhaltsangabe der Manuskripte, eine Masse literarischer Nachweise enthält. — Nur vermöge einer seltenen Arbeitskraft war Bartsch im Stande, diese vielen Aufgaben zu bewältigen. Und die Arbeit war ihm Lebensbedürfniß, der Pflichterfüllung setzte er sogar die Rücksicht auf seine Gesundheit hintan. Selbst in seinem schweren Leiden, da er nur mit Anstrengung zu reden vermochte, führte er, sich gewaltsam aufraffend, die Seminarübungen in seiner Wohnung fort. Aber den übermäßigen Anstrengungen war sein Körper nicht gewachsen. Schon in den zwei Semestern von Herbst 1876 bis Herbst 1877 nöthigte ihn ein schweres Lungenleiden, die Kollegien auszusetzen. Dasselbe trat nach neunjähriger Pause im Sommer 1886 mit erneuter Heftigkeit auf, gerade in der Zeit, da er als einer der angesehensten Dozenten berufen war, bei den Feierlich-

Digitized by Google

keiten des Heidelberger Jubiläums eine hervorragende Stellung einzunehmen. Auch sein Lieblingsaufenthalt Montreux konnte ihm diesmal keine Heilung bringen und er erlag seinen Leiden am 19. Februar 1888, wenige Tage vor Vollendung seines 56. Lebensjahres. — Was bei der Betrachtung von Bartschs Werken zuvörderst in die Augen springt, ist seine ungeheure Leistungsfähigkeit. Er steht obenan an Fruchtbarkeit unter den Germanisten und ist daneben anerkannte Autorität in der altfranzösischen und provenzalischen Philologie. Sein wissenschaftliches Wesen war jedoch darum kein zersplittertes, denn sein Schaffen war bestimmt von einem Grundzug seiner Natur, einer ursprünglichen poetischen Veranlagung. Er ist als Dichter selbst produktiv gewesen. Ein Bändchen lyrischer Gedichte erschien unter dem Titel »Wanderung und Heimkehr« im Jahre 1874; sie zeugen von Tiefe der Empfindung, lassen aber Gestaltungskraft vermissen. Diese Richtung seines Geistes wies ihn naturgemäß der literarischen Seite der Philologie zu. Durch sie war er im Stande, sich in die Seele des schaffenden Dichters selbst hineinzufühlen. Wie gut er den Charakter eines Dichtwerkes zu ergründen wußte, zeigen seine Uebersetzungen (Nibelungen, Dante, Burns). Dieses Verständniß für die Tendenz eines literarischen Werkes, verbunden mit einer seltenen Beherrschung des mittelhochdeutschen, bezw. altfranzösischen und provenzalischen Sprachschatzes, befähigte ihn, in der Textkritik dieser Sprachgebiete einer der ersten Meister zu werden. In die provenzalische Philologie hat er die kritische Methode erst eingeführt durch seine Ausgabe von Peire Vidals Liedern. Seine hauptsächliche Thätigkeit entfaltete er demgemäß als Herausgeber mittelalterlicher Sprachdenkmäler. In der Behandlung des Textes schließt er sich an Lachmann an, den er als Meister verehrte, so viel er auch in Einzelfragen sich mit ihm in Widerspruch fand. Er strebte vor Allem danach, einen lesbaren Text zu gewinnen, mit thunlichster Schonung der Ueberlieferung, soweit dieselbe der Kritik zur Grundlage dienen kann. Wo diese aber aussetzt, ist es Pflicht des Herausgebers, selbst Hand anzulegen. Das letztere ist nun freilich eine Prinzipienfrage, die verschieden beantwortet werden kann, Bartsch aber hatte einen solchen kritischen Scharfblick, daß er allerdings es vermochte, auch an ganz verdorbenen Stellen oder Lücken eine Lesung einzusetzen, die unter den obwaltenden Umständen die denkbar größte Gewähr für Richtigkeit gab. Und in der That wurden mehrmals seine Konjekturen durch spätere Funde glänzend bestätigt. Sein in dieser Beziehung am meisten charakteristisches Werk ist »Albrecht v. Halberstadt«, wo er die ursprüngliche Fassung, die in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt, aus einer starken Ueberarbeitung des 16. Jahrhunderts herzustellen suchte. Seine abgerundetste Ausgabe ist der »Herzog Ernst«, indem hier die deutsche Bearbeitung einer alten Sage in verschiedenen Gestaltungen wiederhergestellt ist und die Entwickelung des geschichtlichen Stoffes, sowie sein weiteres Vorkommen in der deutschen Literatur erschöpfend behandelt wird. Durch die »Untersuchungen über das Nibelungenlied« wurde eine der vielbesprochensten literarischen Fragen in eine ganz neue Phase gerückt, indem Bartsch den beiden bis dahin herrschenden, sich schroff gegenüberstehenden Anschauungen von Lachmann und Holtzmann-Zarncke eine neue entgegen setzte, die bis jetzt immer mehr Anhänger gewonnen hat. Die in der bekannten von Franz Pfeiffer begründeten Sammlung »Deutsche Classiker des Mittelalters« erschienenen Ausgaben der Nibelungen, der Kudrun und der Werke Wolframs v. Eschenbach hatten den Zweck, in weiteren Kreisen das Interesse für die Literatur des deutschen Mittelalters zu fördern. Der Schwerpunkt lag darum in der Wort- und Sacherklärung. Besonders bei Wolframs Werken bildet die Interpretation eine der schwierigeren Aufgaben der germanischen Philologie. Die Einrichtung des erklärenden Apparates hat berechtigten Widerspruch erfahren, aber diese Ausgaben haben doch das große Verdienst,

Digitized by Google

Sinn und Liebe für unsere Vergangenheit in hohem Maße geweckt zu haben. — Aus den bisherigen Angaben kann man ersehen, daß innerhalb der Gesichtspunkte, von denen aus die wissenschaftliche Betrachtung der Literaturgeschichte geschehen kann, es vornehmlich ein abgeschlossener Ideenkreis war, der ihn beschäftigte: es war die Art und Weise der künstlerischen Verarbeitung eines Stoffes, in welcher derselbe in einem Literaturerzeugniß in die Erscheinung trat, nicht so sehr das Werden, die geschichtliche Entwickelung dieses Stoffes selbst. Er betrachtete z. B. das Nibelungenlied, wie es sich formell im Mittelhochdeutschen darstellt, aber nicht die Entwickelung der Nibelungensage. Eben als Textkritiker lag ihm auch zunächst die Herstellung der Form ob, und auch nur unter dieser Voraussetzung war es denkbar, daß er auf den Literaturgebieten zweier so verschiedener Völkerindividualitäten wie der deutschen und der französischen so fruchtbar wirken konnte. Im romanistischen Theile beschränken sich seine Leistungen außerdem auf ein ganz bestimmtes Gebiet, auf die Lyrik, eine Kunstgattung also, deren Wesen auf Grund spezifisch mittelalterlich-christlicher Anschauungen beruht, die germanischen und romanischen Völkern gemeinsam waren, denn den Mittelpunkt bildet hier die Beschäftignng mit den provenzalischen Troubadours. Von den Troubadours ist überhaupt seine wissenschaftliche Thätigkeit ausgegangen. Sie waren Gegenstand seiner ersten Arbeiten auf der Leyenburg, und eine Gesammtausgabe ihrer Dichtungen betrachtete er als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Er hatte sie seit vielen Jahren vorbereitet, aber es war ihm nicht vergönnt, sie zu Ende zu führen. Auch auf dem französischen Gebiete ist seine neben der Chrestomathie einzige größere Veröffentlichung, die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen, der Lyrik gewidmet. — Die vielen sich drängenden Pläne veranlaßten ihn wohl manchmal, eine Arbeit abzubrechen, die er, wäre ihm längere Muse zur Verfügung gestanden, nach weiteren Richtungen hin hätte beleuchten können. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß er mit manchen seiner Leistungen nur Anregung zu weiterer Ausführung der in Frage stehenden Materie geben wollte. Die Bedeutung Bartsch's liegt also in der Förderung, die er unserer Erkenntniß in die Erscheinungen der mittelhochdeutschen, altfranzösischen und provenzalischen Literatur gebracht hat. Für die beiden romanischen Gebiete ist seine Wirksamkeit um so anregender geworden, als die Erforschung derselben noch in den Anfängen war. Die Germanistik verdankt ihm die Erschließung einer Reihe vorher unveröffentlichter oder ganz unbekannter Quellen, und zwar diese in einer in Bezug auf die Methode der Textbehandlung mustergiltigen Form. — Biographien von Bartsch: F. Meyer v. Waldeck, Nekrolog, Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1888, Nr. 71 ff.; Zur Erinnerung an Karl Bartsch, Artikel von K. J. Schröer (Erinnerungen an Karl Bartsch), R. Bechstein (Karl Bartsch), Fr. Neumann (Karl Bartsch als Romanist) in der »Germania« Band 33, Seite 59—107; ferner die Schilderung seiner Jugendjahre von ihm selbst: »Aus der Kinderzeit, Bruchstück einer Biographie«, in den gesammelten Vorträgen, Seite 1—85.

Gustav Ehrismann.

Josef Beck

wurde am 18. November 1803 in Baden-Baden als Sohn des Schreinermeisters August Beck geboren. Nach bürgerlichen Grundsätzen und in dem katholischen Glauben seiner frommen Eltern streng erzogen, besuchte der Knabe zunächst das damalige Pädagogium seiner Vaterstadt, wo der noch heute unvergessene Geistliche Rath Lorenz seine hervorragende Begabung erkannte und ihn in die Bahn des gelehrten Studiums lenkte. Vom Jahre 1813 an besuchte Beck das Lyceum in Rastatt, wo er den Unterricht Lorenz's genoß, der ihm mit väterlicher Zuneigung zugethan war. Die Denkungsart dieses edeln Mannes (vgl.

Digitized by Google

Bad. Biogr. I, 28 u. G. Müller, Vater Loreye. Freiburg 1889) hat Becks Geistesrichtung nachhaltig beeinflußt. Nachdem Beck sich entschlossen hatte, Theologie und Philosophie zu studiren, besuchte er während der Jahre 1820—22 die Universität Tübingen und 1823 die Universität Freiburg und wurde 1824, erst 21 Jahre alt, von dem Bisthumsverweser v. Wessenberg in Meersburg zum Priester geweiht. Im Winter 1824/25 brachte Beck längere Zeit bei dem bekannten Bibelübersetzer D. Leander van Eß als dessen literarischer Gehilfe zu und wurde hierauf im Jahre 1825 an der Universität Freiburg zum Doktor der Theologie und des kanonischen Rechtes promovirt. Nur kurze Zeit war er ausschließlich in der Seelsorge thätig, 1825/26 als Benefiziat in Philippsburg, 1826/27 als Pfarrverweser in Schwetzingen, an beiden Orten in Folge seiner strengen Religiosität und echt christlichen Toleranz beliebt und angesehen. Im Jahre 1829 wurde Beck zum Professor der Geschichte und Philosophie am Gymnasium in Konstanz ernannt. Hier trat er in nähere Beziehungen zu dem Freiherrn von Wessenberg, aus denen ein Vertrauensverhältniß erwuchs, welches beide Männer bis zum Tode verband. Während des Aufenthaltes in Konstanz ertheilte Beck auch dem damals auf dem Schlosse Arenaberg verweilenden Prinzen Napoleon, dem späteren Kaiser Napoleon III., Unterricht in der deutschen Sprache. Im Laufe der Zeit wurde Beck in der gleichen Eigenschaft, in welcher er in Konstanz gewirkt hatte, 1832 nach Offenburg, 1833 nach Freiburg, 1837 nach Rastatt an die dortigen Gymnasien versetzt. In Rastatt durfte er an der Seite seines hochverehrten alten Lehrers Loreye wirken, der ihm das Zeugniß ausstellte, daß er »mit einem Lehrtalente begabt sei, was Wenigen verliehen ist und wodurch er sich überall, wo er lehrte, das höchste Zutrauen und die unsterbliche Liebe seiner Schüler erwarb«. Während seiner Amtsthätigkeit in Rastatt erhielt er, da er sich durch theologische und philosophische Schriften schon einen geachteten Namen gemacht hatte, im Februar 1844 den Antrag, eine erledigte Domkapitularstelle nebst einer Professur der Dogmatik an der theologischen Schule zu Hildesheim zu übernehmen. Wie der Domdekan, so suchte auch der Bischof von Hildesheim ihn zur Annahme dieses Rufes zu bewegen. So ehrenvoll auch dieser Antrag war und so sehr Beck sich, namentlich im Hinblick auf allerlei offene und versteckte Angriffe von extrem klerikaler Seite, deren Gegenstand er seit geraumer Zeit war, durch denselben befriedigt fühlte, so sah er sich doch durch seine Anhänglichkeit an die Heimath veranlaßt, ihn abzulehnen, als ihm seitens der Großherzoglichen Regierung, welche den begabten und thätigen Mann dem Lande erhalten wollte, die Ernennung zum Geistlichen Rath bei dem katholischen Oberkirchenrath in Aussicht gestellt wurde. Dieselbe erfolgte, von Loreye und dem Freiburger Domdekan und Professor Hirscher bei dem Ministerialpräsidenten Freiherrn Rüdt warm befürwortet, zunächst in provisorischer Weise zur Versehung der Stelle des erkrankten Ministerialrathes Zahn, endgiltig im November 1844. Es war die Zeit, da die Konflikte zwischen der Staatsregierung und der Kurie in Freiburg begannen, und der Regierung war es von Werth, einen Mann von reichen Kenntnissen und allgemein hochgeachtetem Charakter, wie Beck es war, in der Behörde zu sehen, welcher die Ausübung des staatlichen Aufsichtsrechtes in den kirchlichen Angelegenheiten anvertraut war. Sie fand auch an Beck eine zuverlässige Stütze in diesen Konflikten, die neben anderen Streitpunkten insbesondere die Stellung der katholischen Kirche gegenüber den gemischten Ehen zum Gegenstande hatten. Doch mochte Beck selbst die Thätigkeit im Oberkirchenrath auf die Dauer nicht zusagen, und es ist anzunehmen, daß er sehr damit einverstanden war, als er im Dezember 1846 unter Ernennung zum Geheimen Hofrath zum Oberstudienrath versetzt wurde, in welchem er die Stelle des zum Professor der Archäologie an der Universität Heidelberg ernannten

Digitized by Google

Ministerialrathes Zell erhielt. Während der Revolutionszeit hielt er muthig auf seinem Platze aus, und wesentlich seinem, auch von Brentano geehrten entschiedenen Auftreten war es zu danken, daß die Kasse seiner Behörde von der revolutionären Regierung nicht berührt wurde. Im Jahre 1850 wurde Beck der Funktion beim Oberstudienrath wieder enthoben und zum Professor der Geschichte an der Polytechnischen Schule ernannt. Im April 1852 wurde er, vorbehaltlich einer anderweitigen Verwendung im Staatsdienste, einstweilen in den Ruhestand versetzt. Eine solche Verwendung trat aber nicht mehr ein, Beck verblieb vielmehr dauernd im Ruhestande und verlegte seinen Wohnsitz von Karlsruhe nach Heidelberg. Im Laufe der Zeit hatte sich Beck den Lehren und Meinungen der katholischen Kirche entfremdet und aufgehört seine priesterlichen Funktionen auszuüben. Seinem geraden und ehrlichen Sinne widerstrebte es auf die Dauer, zu scheinen, was er nicht mehr war. Er erklärte daher, indem er seinen Weihebrief zurücksandte, der erzbischöflichen Kurie, daß er sich nicht mehr als Priester betrachte und trat mit der verwittweten Frau v. Ammon aus Stuttgart in den Ehestand. Daraufhin erfolgte 1864 seine Exkommunikation. Die formelle Ausschließung aus der katholischen Kirche beantwortete Beck im Jahre 1865 mit seinem Uebertritt zur evangelischen Landeskirche. In regem persönlichen Verkehr und in eifrigem Briefwechsel mit einer großen Reihe von Gelehrten war er unausgesetzt mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Eine stattliche Reihe von Publikationen zeugt von seinem unermüdlichen Fleiße. Seine »Logik und empirische Psychologie« hat im Verlage von Metzler in Stuttgart eine Reihe von Auflagen erlebt. Mit Beifall wurden auch seine theologischen Arbeiten »Ueber die Entwicklung der messianischen Idee im alten Bunde« (Hannover 1835) und »Erklärung des Hebräerbriefes« (Karlsruhe 1849) aufgenommen. Weite Verbreitung durch die Einführung in vielen Schulen fanden seine Geschichtswerke, von denen die »Allgemeine Geschichte«, »Geschichte der Römer«, »Geschichte der Griechen«, und die Geschichten von Frankreich, England und Rußland bei Hahn in Hannover, der »Leitfaden für die allgemeine Geschichte« bei Braun in Karlsruhe erschienen. Außerdem gab er heraus die hinterlassenen Werke des Freiburger Professors Dr. L. Stengel, eine Biographie des Geheimeraths Nebenius und das Leben Wessenberg's, welchem noch zwei weitere Publikationen aus dem Nachlasse dieses seines stets hochverehrten Gönners folgten: Dramen, Gedichte u. s. f. und die Schrift »Eintracht zwischen Staat und Kirche«. Daneben war er auch eifriger Mitarbeiter zahlreicher gelehrten Zeitschriften und der »Allgemeinen Zeitung«. — Durch seine mit vielem Beifall aufgenommene Biographie Wessenbergs, deren Erscheinen mit dem neuen Aufschwunge der liberalen Sache in Baden zusammenfiel, zog Beck die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Er wurde im Jahre 1862 vom 24. Aemter-Wahlbezirke zum Abgeordneten erwählt und gehörte der Zweiten Kammer, an deren Verhandlungen er sich sehr lebhaft betheiligte, bis zum Jahre 1868 an. Auch der Großherzog gab seiner Anerkennung der schriftstellerischen Thätigkeit Becks im Jahre 1862 durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden Ausdruck. — Im Jahre 1869 verlegte Beck seinen Wohnsitz nach Stuttgart, brachte aber auch fortan, wie bisher, alljährlich die Sommermonate in seiner Vaterstadt Baden zu und blieb so in fortdauernden engen Beziehungen zu seinem Heimathlande, dem er stets eine treue Anhänglichkeit bewahrte. — Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte Beck sich zum zweiten Male mit Friederike Mittler aus Stuttgart, die eine treue Pflegerin des alternden Mannes wurde. Seine letzten Lebensjahre waren durch schwere Krankheit getrübt. In Folge eines Nierenleidens fast ganz erblindet, starb Josef Beck zu Stuttgart am 3. November 1883. Sein gerader, offener, zuverlässiger Charakter, sein

Digitized by Google

reiches Wissen, seine weitverbreiteten Schriften sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken.

*

Max Becker

wurde zu Karlsruhe den 3. April 1817 geboren. Nach Vollendung seiner Vorbildung, die er theils dem Lyceum, theils der Realschule zu Karlsruhe verdankte, widmete er sich auf dem Polytechnikum dem Studium der Mathematik und Ingenieurwissenschaften und machte im Jahre 1839 die Staatsprüfung im Ingenieurfache. Mit der Note »sehr gut« unter die Zahl der Praktikanten aufgenommen und nach kurzer Beschäftigung theils als Assistent der darstellenden Geometrie des Polytechnikums, theils als Bauführer bei den Elz- und Dreisam-Kanalbauten in Riegel, wurde er im Oktober 1841 wieder nach Karlsruhe zurückberufen, um an der Polytechnischen Schule die Stelle eines Assistenten der Ingenieurschule zu übernehmen. Es erfolgte am 25. Februar des Jahres 1843 seine erste Anstellung als Lehrer und im Jahre 1845 seine Ernennung zum Professor der Ingenieurschule. In dieser Stellung blieb Becker bis zum Jahre 1855, trat alsdann mit dem Titel als Bezirksingenieur in die Wasser- und Straßenbau-Verwaltung über, wurde 1858 zum Vorstand der Inspektion Rastatt ernannt und im Jahre 1860 mit dem Charakter als Baurath in das Kollegium der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues berufen. 1871 erfolgte seine Ernennung zum Oberbaurath. Außer den eigentlichen Berufsarbeiten war ihm schon in den Jahren seiner Lehrthätigkeit die Leitung des Karlsruher Gewerbevereins, welch' letzterer ihn im Jahre 1858 zum Ehrenmitgliede ernannte, anvertraut, und wurde ihm auch im Jahre 1876 die Funktion eines außerordentlichen Mitgliedes der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen zur Leitung größerer Eisenbahn- und Wasserbauten übertragen. — Neben dieser vielseitigen Berufsthätigkeit beschäftigte sich Becker in den Jahren 1850—1860 mit der Herausgabe seines Werkes über die Wissenschaften des Ingenieurs,, war von 1860 an Mitglied, später Vorstand der Prüfungskommission für Ingenieure, in den Jahren 1876 und 1877 Mitglied des Stadtraths, später nach seinem Austritt in Folge Uebernahme der Stelle eines Kommissärs zur Ueberwachung des Baues der Durlach-Eppinger Eisenbahn Mitglied des Orts-Gesundheitsrathes und von 1879 an Mitglied der Evangelischen Kirchengemeinde-Versammlung. Als äußere Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste wurden ihm zahlreiche Orden verliehen. Schon im Jahre 1861 erhielt er von dem Herzog von Nassau den Zivil-Verdienstorden Adolph's von Nassau, im Jahre 1862 den Königlich preußischen Kronenorden 3. Klasse, im Jahre 1865 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, im Jahre 1867 den Königlich bayerischen St. Michaelsorden, im Jahre 1869 den Königlich württembergischen Kronenorden, im Jahre 1876 das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens. Am 22. Mai 1847 vermählte sich Becker mit Sophie Wielandt von Karlsruhe; aus dieser Ehe entstammten 4 Söhne, von welchen 2 schon frühzeitig starben. Bis in das Alter in rüstiger Gesundheit, widmete er seine volle Thätigkeit dem Berufe. Am 25. Februar 1883 hatte er die Freude, im Kreise seiner Familie und seiner Kollegen sein 40jähriges Dienstjubiläum feiern zu können. Ein plötzlicher Tod entriß ihn den Seinigen am 4. Februar 1884. Er hatte ein Alter von 66 Jahren und 10 Monaten erreicht. Die während langjähriger dienstlicher Wirksamkeit unter seiner Leitung in allen Zweigen des Ingenieurwesens entstandenen Bauwerke sowohl, als seine frühere Thätigkeit am Polytechnikum in Karlsruhe, insbesondere aber sein weit verbreitetes Werk über die gesammte Ingenieurkunde und seine umfangreiche sonstige literarische Thätigkeit sichern Becker nicht nur im engeren Vaterlande, sondern weit über dessen Grenzen hinaus im Kreise seiner Berufsgenossen ein dauerndes und ehrenvolles Andenken. (Bad. Landeszeitung 1884 Nr. 51, II. Blatt.)

Digitized by Google

Otto Heinrich Enoch Becker

wurde am 3. Mai 1828 im Domhof bei Ratzeburg im Mecklenburgischen geboren. Sein Vater war Direktor des dortigen Gymnasiums und lebte früher mehrere Jahre in Heidelberg als Custos der berühmten Boisserée'schen Sammlung. Von ihm hatte wohl der Sohn die ausgeprägte Neigung zur Kunst und den feinen Sinn für Formvollendung geerbt. Nach des Vaters frühem Tode mußte die treffliche Mutter, eine geborene Hufeland, allein die Sorge für sieben Kinder übernehmen und erlebte die Freude, fast sämmtliche in angesehene Stellungen vorrücken zu sehen. Ihr Vater, ein Vetter des berühmten Arztes Hufeland, war während der Befreiungskriege Bürgermeister von Danzig, dann Professor der Jurisprudenz an der Universität Landshut. — Otto wollte nach Beendigung des Gymnasiums Medizin studiren, allein, um die Mittel zum Besuche der Universität zu gewinnen, mußte er ein Stipendium für Theologie in Erlangen übernehmen. Das Jahr verging im fröhlichen Genusse der akademischen Freiheit. Trotz aller Schwierigkeiten bezog er — unterstützt von seinem Onkel und Vormunde, dem bekannten Philologen Döderlein — 1848 die Universität Berlin, um daselbst Mathematik (bei Dirichlet) und Naturwissenschaften zu studiren. Wie weit es möglich war, in jenen stürmischen Zeiten diesen Wunsch zu erfüllen, entzieht sich meiner Kenntniß. Jedenfalls brachte Becker eine gründliche, naturwissenschaftliche Bildung nach Wien mit, als er 1851 dort eine Stelle als Hauslehrer übernahm. — Bald wurde die alte Liebe zur Medizin durch die glänzenden Namen: Rokitansky, Skoda, Oppolzer, Arlt, Hyrtl und Brücke, welche damals die Wiener Universität schmückten, von Neuem angefacht. Namentlich Brücke's Laboratorium mit dem lebhaften Verkehr zahlreicher gleichstrebender jungen Männer wie Brettauer, Steinach, Rollet u. A. übte einen bestimmenden Einfluß auf die Richtung seiner späteren Forschungen. Hier hat er den ersten Triumph einer histologischen Entdeckung — das Flimmerepithel der menschlichen Epididymis — errungen. Im Jahre 1854 begann er neben seinen sonstigen Verpflichtungen mit dem Studium und wurde 1859 promovirt. Als Sekundararzt des allgemeinen Krankenhauses auf verschiedenen Gebieten der praktischen Medizin thätig und später als Assistent von Arlt wurde er schnell ein vielgesuchter und beliebter Augenarzt. Dieses, von raschem Erfolg begleitete Streben fand auch bald Anerkennung im eigenen Hause. Seine wißbegierige, für alles Edle begeisterte Schülerin wurde seine hingebende Gattin. — Im Jahre 1864 führte er Helene Figdor zum Traualtar. Ich konnte Zeuge sein des jungen Glückes, welches bald zur Freude der Eltern und Großeltern durch blondgelockte, fröhlich heranwachsende Kinder seinen Höhepunkt erreichte. — Die ersten wissenschaftlichen Arbeiten Otto Beckers fielen in die Zeit des größten Aufschwunges der Augenheilkunde. — Durch Helmholtz' Entdeckung des Augenspiegels waren nie geahnte Veränderungen des Augenhintergrundes direkter Beobachtung zugänglich geworden. Jeder Tag förderte neue Krankheitsbilder, deren Deutung den Scharfsinn der Augenärzte um so mehr in Anspruch nahm, weil die feinere pathologische Anatomie des Auges erst in spärlichen Anfängen vorhanden war. Kein Wunder, daß eine der ersten ophthalmologischen Arbeiten Beckers der Deutung eines solchen Augenspiegelbefundes der Opticusausbreitung in der Retina gewidmet war. Das Bedürfniß nach einer Vertiefung der anatomischen Untersuchungen frühzeitig erkennend, begann er schon in Wien den Grund zu legen zu der Sammlung kranker Augen, welche jetzt mit ihren 1800 Nummern wohl kaum ihres Gleichen hat, den größten Schatz der Heidelberger Augenklinik bildet und die Bewunderung aller Fachgenossen erregt. Seine beste Arbeitszeit hat Becker im Verein mit zahlreichen emsigen Schülern der Hebung dieses Schatzes

Digitized by Google

gewidmet. — Durch sorgfältige Benützung der modernen Technik für die Untersuchung krankhaft veränderter Augen ist die Heidelberger Schule geradezu bahnbrechend geworden. Zeugniß dafür liefern der Atlas der pathologischen Topographie der Augen und die photographischen Abbildungen von Durchschnitten gesunder und kranker Augen. — Den größten Fleiß verwendete er auf das Studium der Anatomie und Pathologie der Linse, desjenigen Organes, welches nicht nur häufig Sehstörungen verursacht, sondern auch eine der dankbarsten Operationen zu ihrer Beseitigung veranlaßt hat. In einer Reihe von anatomischen Arbeiten werden die Structur der Linse und ihre Erkrankungen abschließend und erschöpfend behandelt, während schon vorher in der Pathologie und Therapie des Linsensystens dieses praktisch wichtigste Kapitel der Augenheilkunde meisterhaft bearbeitet wurde. — Während der Augenspiegel neue Aufgaben stellte, neue Probleme zu lösen gab, hatte Helmholtz durch seine physiologische Optik dieses schwierige Gebiet dem Verständniß der Augenärzte näher gebracht. Auch hier hat Becker durch seine Arbeit über die Lage und Funktion der Ciliarfortsätze einen wichtigen Beitrag geliefert. Noch bedeutungsvoller, wenigstens für die deutsche Augenheilkunde war seine Uebersetzung von Donders' Anomalien der Refraktion und Accommodation. In dieser klaren Darstellung des schwierigen Gegenstandes, welche nach Donders' eigenem Zeugnisse in Beckers Uebersetzung wesentliche Verbesserungen erhalten hat, feiert die physiologische Optik den Triumph der direkten Anwendung theoretischer Wissenschaft für die ärztliche Praxis. Gerade dadurch in Verbindung mit einer kritischen und gewissenhaften Statistik der therapeutischen Resultate ist die Ophthalmologie die Musterdisziplin aller praktischen Fächer der modernen Heilkunde geworden und wird es wohl noch lange bleiben, auch nachdem das glänzende Dreigestirn Gräfe, Helmholtz, Donders längst untergegangen sein wird. — Auch in Bezug auf Statistik bilden Beckers Berichte aus der Wiener und später aus der Heidelberger Klinik Muster offener und wahrheitsgetreuer Darstellung der erzielten Resultate und der dabei angewandten Methoden in knappster Form. — Noch zahlreiche Abhandlungen von Becker und seinen Schülern beweisen, daß alle Fragen der modernen Augenheilkunde in der Heidelberger Augenklinik wie in einem Brennspiegel ihre wissenschaftliche Bearbeitung und Würdigung gefunden haben. — Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch formvollendete Darstellung, einen ausgesprochenen Schönheitssinn, gewissenhafte Berücksichtigung der Vorgänger und strenge Kritik der eigenen Thätigkeit aus. — Diese Strenge gegen sich selbst war die Ursache, daß zahlreiche Gedanken und Beobachtungen unerledigt im Schreibtische, aber noch mehr in den Präparatesammlungen der Augenklinik als ungehobene Schätze schlummern. — Die Pietät, welche Becker seinen Vorgängern und Lehrern bewahrte, dokumentirt sich namentlich in den literarischen Denkmälern, welche er dem Würzburger Anatomen und Begründer der pathologischen Anatomie des Auges, Heinrich Müller, durch die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften und Daviel, dem Erfinder der Staaroperation, durch den Wiederabdruck seiner Apotheose gesetzt hat. Die fast unveränderte Herausgabe von Arlts Erlebnissen sollte den ungeschminkten Eindruck der ganzen Persönlichkeit des großen Meisters der Technik hervorbringen, welchen vielleicht bloß diejenigen ganz zu würdigen verstehen, welche ihm zu Lebzeiten nahe gestanden haben. — Becker hatte sich 1867 in Wien als Privatdozent habilitirt und wurde 1868 als der erste ordentliche Professor für Augenheilkunde nach Heidelberg berufen. Wohl hatte sein Vorgänger Knapp den Boden mit glücklicher Hand vorbereitet, allein es galt der jungen Disziplin volles Bürgerrecht innerhalb des Rahmens der seit lange vollberechtigten Fächer der medizinischen Fakultät und der Universität zu verschaffen. Dazu war er gerade der richtige Mann. Ausgestattet mit einer gründlichen

Digitized by Google

naturwissenschaftlichen Bildung, praktisch vorzüglich ausgebildet, unermüdlich wissenschaftlich thätig, konnte er das Vollgewicht seiner imponirenden Persönlichkeit um so mehr in die Wagschale werfen für Alles, was die Anstalt erforderte, da er stets gern auf persönlichen Vortheil verzichtete. Mit großer Neigung und entschiedenem Talent für Verwaltungsangelegenheiten versehen, gelang es ihm schnell, sein Institut zu hoher Blüthe zu bringen. Als es nach langen Vorarbeiten, durch die Munificenz der badischen Regierung und Stände möglich wurde, eine neue Augenklinik zu errichten, da war er in seinem richtigen Elemente. Obgleich er in dem Berichte über seine zwanzigjährige Thätigkeit das Verdienst, den Grundplan entworfen zu haben, seinem Vorgänger Knapp zuschreibt, so weiß doch Jeder, welcher der Entstehung des Baues zugesehen hat, mit welcher Sorgfalt Becker in Verbindung mit dem talentvollen Architekten Schäfer den Bau und seine Einrichtungen bis in die kleinsten Details überwachte und durch persönlichen Einblick in ähnliche, schon bestehende Institute zu der größten Vollkommenheit zu bringen wußte. Dieser unermüdlichen Thätigkeit verdankt die Universität eine Augenklinik, welche durch praktische und geschmackvolle Einrichtung kaum irgendwo erreicht, geschweige denn übertroffen wird. — Auch um die gesammten Krankenanstalten der Universität Heidelberg hat sich Becker ein großes Verdienst erworben, da er als Vorsitzender der Krankenhauskommission mit umsichtiger Hand die Verwaltung derselben durch viele Jahre beaufsichtigte. — Der Ruf der Augenklinik als Heilanstalt nahm von Jahr zu Jahr zu, so daß in derselben zuletzt an 5000 Augenkranke alljährlich Hilfe und Trost gefunden haben. Allein über 1000 Staarkranke haben durch Beckers geschickte Hand ihr Augenlicht wieder erhalten. — Daß an der Hand eines so reichen Materials sein klinischer Unterricht ungemein belehrend und fruchtbringend gewesen, ist selbstverständlich. Mit unermüdlichem Eifer suchte er seinen Schülern die schwierigen Untersuchungsmethoden beizubringen. Systematisch von Außen nach Innen vordringend, wurden der komplizirte Bau und die Veränderungen des Organes durchforscht und seine Beziehungen zum Gesammtorganismus festgestellt, wozu gerade Becker durch seine Studien und Arbeiten besonders befähigt war. So wurde die Erkrankung des Auges nicht als einseitige Domäne des Spezialisten, sondern als Mittel, um Einblick in die gesammte Oekonomie des Organismus zu gewinnen, aufgefaßt und die angehenden Aerzte zu sorgfältiger Untersuchung und Beobachtung auch der kleinsten Details erzogen. Eine Fülle von Zeichnungen, Modellen und Apparaten, die reiche Sammlung anatomischer Präparate unterstützten den Unterricht. Die technische Ausführung der Operationen wurde von Becker und seinen Assistenten mit der peinlichen Sorgfalt eingeübt, welche der Arlt'schen Schule eigenthümlich ist. — Seinen Assistenten und Mitarbeitern gegenüber war er ein nachsichtiger und leutseliger Meister, der ihnen nicht nur in liebreicher Weise die Schätze seines Wissens und seiner Sammlungen zur Verfügung stellte, sondern sie auch direkt zu selbständiger Thätigkeit anleitete und, wenn er sie treu befunden hatte, in aufopfernder Weise in ihrem Fortkommen und Gedeihen unterstützte. — Becker hatte in hohem Grade die Fähigkeit, Schule zu bilden und eine Reihe seiner Schüler sind als Lehrer oder vielgesuchte Augenärzte in Deutschland und im Auslande thätig, so Gouvea in Rio de Janeiro, E. Berlin in Palermo, Goldzieher in Budapest, L. Weiß in Mannheim, Knies in Freiburg, Kuhnt in Jena, Krailsheimer in Stuttgart, da Gama Pinto in Lissabon, Haensell in Paris u. A. Mehrere derselben nehmen in anderen Fächern der praktischen Medizin hervorragende Stellungen ein. — Die Selbstlosigkeit, welche neben einem üppig sprudelnden Quell eigener fruchtbringender Arbeit wohl den wesentlichsten Antheil an dieser Fähigkeit, Schule zu bilden, hat, war es auch, welche mehrere Fakultäten veranlaßte, Beckers Urtheil bei der Neubesetzung

Digitized by Google

ihrer Stellen in die Wagschale zu werfen. Man wußte, daß er keiner Clique angehörte und daß er fremdes Verdienst mindestens so hoch schätzte, wie das der eigenen Schule. Dazu kam eine sehr genaue Kenntniß derjenigen Personen, welche gerade bei dem Wettkampf um die wissenschaftlichen Tagesfragen im Vordergrunde standen. Die Gelegenheit zu dieser Kenntniß boten die alljährlichen Versammlungen der Ophthalmologischen Gesellschaft in Heidelberg. Neben der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Versammlungen, in welchen Alles behandelt wurde, was in den letzten 25 Jahren von Werth in der Augenheilkunde geschaffen worden ist, war sicher die Person des Heidelberger Vertreters dieser Disziplin ein sehr wesentlicher Anziehungspunkt. Man wußte, daß alle Vorbereitungen für die Versammlung auf das Beste getroffen waren, die Mitglieder fanden in seinem stets offenen Hause herzliche Aufnahme und nicht selten wußte Becker mit seinem, von den Landsleuten Fritz Reuters ererbten köstlichen Humor, Stimmung und Farbe in die Versammlung zu bringen. — Wir kommen damit auf die Verdienste, welche sich Becker um die Stadt Heidelberg erworben hat. Er hatte ein warmes opferwilliges Herz für ihre Entwicklung. Weil man das wußte, wurde seine Mitwirkung im Bürgerausschuß und Bezirksrathe verlangt. Mehr als einmal gab bei den Berathungen dieser Körperschaften sein eindringliches Wort den Ausschlag zu Gunsten wohlthätiger Beschlüsse. Ein ganz besonderes Interesse widmete er den Schulen, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß seine Untersuchungen über die zunehmende Kurzsichtigkeit bei den Schülern des Heidelberger Gymnasiums sehr wesentlich beigetragen haben zu dem endlichen Beschlusse eines schon längst als dringlich erkannten Neubaues. — Die Universität hat Becker im Jahre 1876 ihr höchstes Ehrenamt anvertraut. In seiner Festrede konnte er mit Stolz darauf hinweisen, daß die medizinische Fakultät im letzten Jahre durch eine glänzende Reihe zweckentsprechender Institute bereichert worden war, und gab seiner Dankbarkeit durch die Darstellung der Entwicklung der medizinischen Institute Heidelbergs sinnigen Ausdruck. Von Neuem hat er sich die Universität durch testamentarische Schenkung seiner reichhaltigen medizinischen Bibliothek zu unauslöschlichem Danke verpflichtet. — Seine Verdienste um Wissenschaft und Praxis, um Stadt und Land fanden reiche Anerkennung. Von dem Großherzog wurde ihm das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens und der Geheimerathstitel, vom König von Schweden der Nordsternorden, vom Kaiser von Brasilien der Rosenorden, vom Großherzog von Mecklenburg das Komthurkreuz des Greifenordens verliehen. Für seine Thätigkeit in den Kriegslazarethen 1870 erhielt er das Erinnerungszeichen und die Kriegsdenkmünze. Die Genootschaap ter Bevordering der Natuur-Genees en Heelkunde in Amsterdam, die Physikalisch-Medizinische Gesellschaft in Erlangen und die Französische Ophthalmologische Gesellschaft ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, die Pesther Gesellschaft der Aerzte zum korrespondirenden Mitgliede. — Wer bei dem Heidelberger internationalen Ophthalmologenkongresse Becker sah, wie er den zahlreichen Kollegen, welche aus allen Ländern herbeigeeilt waren, mit gewinnender Herzlichkeit und berechtigtem Selbstgefühl die Ehre des Hausherrn erwies, mochte hoffen und wünschen, daß diese von der Natur mit seltener Freigebigkeit ausgestattete Natur uns noch lange erhalten bleiben werde. Das Schicksal hatte es anders beschlossen! — Die bösartige Seuche, welche um die letzte Jahreswende so viel Kummer und Sorge über die Menschheit gebracht hat, traf Becker leider schon in geschwächtem Zustande. Der emsige Fleiß am Studirtische und ein unbedeutendes Fußleiden hinderten ihn an der nothwendigen Bewegung und zeitigten die vorhandene Disposition zu Fettherz und Atherom. Noch am 3. Februar schien es, als ob er die Grippe, welche ihn Mitte Januar 1890 überfallen hatte, glücklich überstehen würde, da stellte sich von Neuem hohes

Digitized by Google

Fieber ein und unter den Erscheinungen einer Nieren- und Lungenentzündung entschlief er in der Nacht auf den 7. Februar, beweint von seiner Frau und drei Kindern, tief betrauert von Allen, welche je mit ihm in Berührung kamen. — In unserer Erinnerung lebt Otto Becker fort als eine edle männlich schöne Erscheinung, voller Pietät gegen seine Vorgänger und Lehrer, selbstlos und aufopfernd für seine Schüler, treu gegen seine Freunde, mit warmem Herzen für Alles, was schön und gut ist, mit stets offener Hand für Arme und Bedrückte, unermüdlich thätig für das Wohl der ihm anvertrauten Kranken, ein musterhaftes Vorbild öffentlichen Gemeinsinnes. — Von den zahlreichen Nekrologen zitiren wir: Zehender, Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde XXVIII. Bd. Märzheft, der ein vollständiges Verzeichniß der Publikationen O. Beckers enthält. Czerny, Gedächtnißrede (Heidelberg bei G. Köster 1890), welche diesem Lebensbilde zur Grundlage diente. Hirschberg, Zentralblatt für prakt. Augenheilkunde, Februar 1890. Sattler, Prager med. Wochenschrift 1890 Nr. 10. Evesbruch, Münchner med. Wochenschrift 1890. Laqueur, Annales d'oculistique Mai 1890.

V. Czerny.

Felix Behaghel

wurde am 23. Juni 1822 zu Elberfeld geboren, woselbst sein Vater als Professor an dem dortigen Gymnasium angestellt war. Im Jahre 1828 siedelte er mit seinen Eltern nach Heidelberg über, besuchte dort Gymnasium und Universität und wurde im Sommer 1843 als Kameralpraktikant aufgenommen. — Nachdem er bei verschiedenen Staatsstellen des Landes beschäftigt gewesen war, führten ihn seine Befähigung und Geschäftstüchtigkeit in eine ebenso anregende, als seinen Gesichtskreis erweiternde Stellung. Er wurde im September 1848 zum Sekretär und im Mai 1849 zum Assessor bei dem damals in Frankfurt befindlichen Reichsministerium der Finanzen ernannt, und es war ihm damit Gelegenheit gegeben, nicht allein die denkwürdigen Ereignisse jener Zeit aus nächster Anschauung kennen zu lernen, sondern auch mitarbeitend daran sich zu betheiligen. — Im Frühjahr 1850 in badische Dienste zurückgekehrt wurde er 1851 zum Assessor bei der Regierung des Unterrheinkreises ernannt, im Jahre 1852 in gleicher Eigenschaft zur Regierung des Mittelrheinkreises versetzt, woselbst er bis zum Jahre 1860, und zwar vom Jahre 1856 an als Regierungsrath in Thätigkeit war. — Im Jahre 1860 wurde er Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, welcher Behörde er bis zu seinem am 3. Juni 1888 eingetretenen Tode, nahezu 28 Jahre, und zwar von 1882 an als vorsitzender Rath, angehörte. Seine gediegene und ersprießliche Wirksamkeit in dieser Stellung erfreute sich verschiedener Anerkennungen seines Landesherrn. Im Jahre 1869 wurde ihm das Ritterkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens, 1877 der Titel eines Geheimen Referendärs, 1883 das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens verliehen und 1885 wurde er zum Geheimen Rath 2. Klasse ernannt. — In den langen Jahren seiner Wirksamkeit bei dem Evangelischen Oberkirchenrathe befaßte er sich als wirthschaftlicher Respizient nach und nach mit allen in diesen Geschäftskreis einschlagenden Fragen der Verwaltung, so daß man daselbst überall seiner ordnenden und fördernden Hand begegnet. Aber vor Allem muß eine Schöpfung, welche vorzugsweise eine Frucht seiner Arbeit gewesen ist, bei dem Gedächtniß seiner amtlichen Thätigkeit eingehender erwähnt werden, eine neue Ordnung, welche eine Wendung und Wandlung tiefgreifendster Wichtigkeit für die Verhältnisse der evangelischen Kirche bedeutet; es ist dies die Ueberführung des in Jahrhunderten bestandenen Pfründesystems in eine dem staatlichen Besoldungssystem ähnliche Behandlung des Einkommens der evangelischen Geistlichen. — Bis zum Jahre 1861 war der Geistliche ausschließlich auf den Ertrag

Digitized by Google

seiner Pfründe angewiesen. Man hatte dabei schon lange als Mißstand empfunden, daß dieser Ertrag nicht selten für den Lebensunterhalt ungenügend und häufig im Mißverhältniß war zu dem Umfang und der Bedeutung der von dem Geistlichen zu leistenden Arbeit. So lange das Besetzungsrecht der Pfarreien ausschließlich bei dem Kirchenregimente sich befand, konnten diese Uebelstände einigermaßen ausgeglichen werden, mit dem Eintritt der Pfarrwahl im Jahre 1861 schwand diese Möglichkeit und der bisherige Zustand erwies sich sofort als unhaltbar. Es traten nun ein die Klassifikation des Diensteinkommens der Geistlichen nach ihrem Dienstalter und die Gründung der Central-Pfarrkasse, in welche derjenige, dessen Pfründe mehr betrug, als wozu ihn sein Dienstalter berechtigte, den Ueberschuß einzuzahlen hatte und aus welcher derjenige, dessen Pfründeertrag unter seinem Dienstalter stand, Zuschüsse empfing. Durch diese Einrichtung wurde aber die Verwaltung der Pfründe, welche bis dahin der Geistliche zu besorgen hatte, in allen jenen Fällen, wo er Ueberschüsse an die Central-Pfarrkasse abzuliefern hatte, noch beschwerlicher, während allen Geistlichen die von ihnen zu besorgende Verwaltung an und für sich schon Schwankungen des Einkommens und Mißverhältnisse mit ihren Kirchspiels-Angehörigen erzeugte. Es war daher eine Wohlthat für die Geistlichkeit, daß durch die im Jahre 1881 eingetretene Central-Pfründeverwaltung die Verwaltung den Geistlichen abgenommen wurde, so daß von da an die Central-Pfarrkasse den Ertrag der Pfründen einzieht, während der Geistliche sein Einkommen in festgestellten Geldbeträgen regelmäßig, gleich dem Staatsbeamten empfängt. Welche Arbeit, welche Geduld, welche Kenntniß, welcher Scharfsinn bei dieser wichtigen Besserung der materiellen Lage der Geistlichen in Vorbereitung und Ausführung erfordert wurden, das Alles lebt noch in dem Gedächtniß des großen Kreises aller derer, welche irgendwie mit dieser Umwandlung in Berührung gekommen sind, und es wird von allen diesen verstanden, was es heißen will, wenn wir sagen: das Werk der Klassifikation ist größtentheils, dasjenige der Central-Pfründeverwaltung ausschließlich das Verdienst Felix Behaghels gewesen. — Im Jahre 1851 gründete er seinen Ehestand mit Pauline Wielandt, für ihn, dessen Herz so äußerst empfänglich für die Freuden des Hauses war, ein befriedigender Anlaß, die Anmuth seines Gemüths in einer Familie zu entfalten. Wie man in dem von ihm so schön gepflegten häuslichen Kreise den Kern und die Quelle des stillen Behagens schmerzlich vermißte, so wird sich auch die große Zahl der Freunde stets in Wehmuth des Mannes erinnern, an dessen reiner Herzensgüte und an dessen sinnigem und warmem Gefühl sie sich so oft erlaben durften. Aber nicht zum wenigsten wird sein Gedächtniß im Pfarrhause fortleben, aus welchem durch seine Arbeit so manche Kümmerniß und Sorge weggezogen ist, wie auch sein Name mit einer bedeutsamen Wendung in grundlegenden Verhältnissen der badischen evangelischen Kirche dauernd verknüpft sein wird. (Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 165 Beilage.)

Edwin Benckiser

wurde am 20. Dezember 1809 zu Durlach als Sohn des Kaufmanns Johann Adam Benckiser aus Pforzheim geboren. Trefflich begabt, genoß er im Elternhause sorgfältige Erziehung, trat im Alter von 13 Jahren in das Lyceum in Karlsruhe ein, das er nach wohlbestandener Endprüfung Ostern 1828 verließ, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Unter der Leitung vorzüglicher Lehrer, wie Thibaut, Zachariae, Morstadt, Mittermayer und Schlosser, oblag er seinen Studien mit solchem Erfolge, daß schon in dem Universitätszeugnisse seine vorzüglichen Kenntnisse und sein rühmlicher Eifer anerkannt wurden. Im Februar 1833 wurde er mit der Note »gut« unter die Zahl der Rechts-

Digitized by Google

praktikanten aufgenommen, nachdem seine wissenschaftliche Bearbeitung der Frage »ob nach römischem Rechte der Erbe des Institutus infra annum deliberandi mortuus den Substitutus ausschließe«, ganz besondere Anerkennung gefunden hatte. Nach zweijähriger Praxis beim Oberamte Durlach hielt er sich etwa ein Jahr in Paris und Dijon auf, um sich mit der Praxis des französischen Civilrechts besser vertraut zu machen. Im Dezember 1837 trat er in das Sekretariat des Ministeriums des Innern ein, worauf im Januar 1839 seine Ernennung zum Amtsassessor in Durlach erfolgte. Hier schloß er 1841 den erst mit seinem Tode aufgelösten glücklichen Ehebund mit Emma, geborenen Reichardt aus Durlach, aus welchem ihn 3 Söhne und 4 Töchter überleben sollten. Seine vorzügliche richterliche Begabung wurde im folgenden Jahre durch seine Beförderung zum Assessor beim Hofgerichte des Mittelrheinkreises in Rastatt anerkannt. 1845 erfolgte seine Ernennung zum Hofgerichtsrath. Mit dem Hofgerichte des Mittelrheinkreises siedelte Benckiser nach Bruchsal über, wo er in hervorragender Thätigkeit wirkte, bis er 1855 zum Oberhofgerichtsrathe in Mannheim ernannt wurde. Seine großen richterlichen Verdienste wurden vom Landesherrn durch Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens vom Zähringer Löwen (1862) anerkannt. — Anläßlich der neuen Gerichtsorganisation übernahm am 1. Oktober 1864 Benckiser die Stellung als Kreis- und Hofgerichtsdirektor in Mannheim und entfaltete in der neuen Thätigkeit seine Beherrschung des Stoffes, wie der Rechtsfragen, sein sicheres, jedem Umwege abholdes Urtheil, verbunden mit gewinnendem Verkehre mit den Rechtsuchenden und ihren Vertretern, in wahrhaft mustergiltiger Weise. Als er 1869 dem Rufe als Vicekanzler des Oberhofgerichts Folge leistete, wurde sein Weggang von dem bis dahin bekleideten Posten schmerzlich empfunden, wie auch er selbst nur ungern der liebgewonnenen Thätigkeit als Instanzrichter entsagte. Schon wenige Monate später zum Kanzler im Oberhofgerichte vorgerückt und durch Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet, kehrte er auf 1. Mai 1872 als Präsident zum Kreis- und Hofgerichte Mannheim zurück, welchem Gerichtshofe bezw. dem 1879 an dessen Stelle errichteten Landgerichte Mannheim er bis zu seinem Lebensende — 25. Februar 1889 — vorstand. Am 21. April 1879 wurde ihm der Stern zum Kommandeurkreuze des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. Durch die Gnade des Großherzogs nahm Benckiser während des Landtags 1881/82 die Stelle als Präsident der Ersten Kammer der Landstände ein, deren wichtigen Obliegenheiten er mit gewohnter Sicherheit und Gewandtheit nachkam. Eine spätere Theilnahme an dem öffentlichen Leben wurde durch das vorgerückte Alter ausgeschlossen. Nur wenige Wochen vor seinem Tode war es dem achtzigjährigen Manne beschieden, sein 50jähriges Dienstjubiläum unter freudiger Theilnahme seiner Verehrer zu begehen. Das Glückwunschtelegramm des Justizministers gedenkt des seltenen und erinnerungsreichen Jubelfestes, welches dem Jubilar gestatte, auf eine 50jährige hervorragende und verdienstvolle Thätigkeit im Dienste der badischen Rechtspflege zurückzublicken! — Dem biederen, schlichten Manne, der seinen Richterberuf bei ausgezeichneter Begabung mit voller Freudigkeit, mit gewissenhafter Unparteilichkeit, mit Milde und Festigkeit ein langes Leben hindurch übte, keinen Feind, nur Freunde und Verehrer besaß und hinterließ, bleibt treues und ehrendes Andenken gesichert.

Max Heinsheimer.

Karl Leonhard Otto Bender

wurde geboren zu Gießen am 31. Januar 1831 als Sohn von Dr. Heinrich Bender, Oberzolldirektionsrath in Frankfurt a. M., und Sophie Heyer, Tochter des Buchhändlers Heyer in Gießen. Seine Schulbildung genoß er auf dem Frank-

Digitized by Google

furter Gymnasium. Nach einer mündlichen Mittheilung eines damaligen Mitschülers, welcher später einer der hervorragendsten Vertreter der botanischen Wissenschaft wurde, hat sich Bender schon damals durch großen Fleiß, durch eine außerordentlich glückliche Fassungskraft und durch die Gabe ausgezeichnet, alle Aufgaben rasch zu erfassen und in musterhafter Weise zu erledigen. Er überflügelte leicht alle seine Mitschüler, war fast stets Primus der Klasse und erhielt mehrere Preise. — Im Jahre 1848 bezog er die Universität Gießen, um sich dem juristischen Studium zu widmen; ein Jahr später siedelte er zu demselben Zwecke auf die Universität Heidelberg über, welche seine zweite Heimath werden sollte. Hier lernte er bald seine künftige Frau, Marie Grube, Pflegetochter des Geheimeraths Dahmen, Curators der Universität, kennen. — Neben seinen juristischen Studien hatte er in Heidelberg Gelegenheit, auch sein bedeutendes musikalisches Talent mit gleichstrebenden Männern, wie z. B. dem hervorragenden Violoncellisten Leopold Le Mire, zu bethätigen und weiterzubilden. Er war Meister auf der Geige, und im Ensemblespiel von klassischer Kammermusik, welche er besonders pflegte, leistete er Ausgezeichnetes. Mit dem Gründer und Leiter des Instrumentalvereins, dem akademischen Musikdirektor Boch, welchen Bender schon damals kennen lernte, hat er bis zu seinem Ende um das musikalische Leben von Heidelberg sich große, allgemein anerkannte Verdienste erworben. Das Schicksal hat es so gefügt, daß Bender an demselben Tage verschied, an welchem jener Verein sein 25jähriges Bestehen feierte. — Am 23. Januar 1855 wurde Bender in Heidelberg zum Doktor der Rechte promovirt. Bald darauf ließ er sich in Frankfurt als Advokat nieder. Doch in Folge der Ungunst der Verhältnisse sagte ihm diese Thätigkeit auf die Dauer nicht zu und er siedelte daher 1859 mit seiner Frau, welche er am 6. August 1856 heimgeführt hatte, wieder nach Heidelberg über, wohin ihn zum Theil der Umstand zog, daß er hier in der Nähe der Pflegeeltern seiner Frau leben konnte. Durch Vermittlung des Geheimeraths Robert v. Mohl trat Bender an der Universitätsbibliothek als Praktikant unter dem Oberbibliothekar Bähr ein und wirkte hier zusammen mit dem Orientalisten Gustav Weil und mit Karl Thibaut, Sohn des berühmten Pandektisten. Er wurde 1862 zweiter und 1873, nach Thibaut's Pensionirung, erster Bibliothekar. Als solcher war er in voller Rüstigkeit thätig bis zum 30. Dezember 1881. Nur wenige Tage darauf, am 19. Januar 1882, raffte ihn eine erst kurz vorher aufgetretene Krankheit hinweg. Die Universitätsbibliothek verlor in ihm einen Beamten von größter Pflichttreue, von unermüdlichem Fleiße und seltener Gewandtheit in den vielseitigen Geschäften, welche ihm oblagen, einen Beamten, welcher seine ganze Arbeitskraft dieser Stellung widmete. Der Verlust war auch aus dem Grunde ein sehr schwerer, weil Dr. Bender der einzige war, welcher in Folge seines Zusammenwirkens mit längst verstorbenen, langjährigen Bibliotheksbeamten einen Schatz von Ueberlieferungen aus der Vergangenheit dieser Anstalt bewahrte, werthvoller Ueberlieferungen, welche mit seinem Hinscheiden für immer verloren sind. — Die Ausleihungsgeschäfte, welche er zehn Jahre hindurch zu besorgen hatte, verstand er in humaner und liberaler Weise zu erledigen, und es hat sich daher diese seine Thätigkeit immer allseitiger Anerkennung zu erfreuen gehabt. — Besonders aber hat er sich ausgezeichnet in seinen letzten neun Jahren als erster Bibliothekar, namentlich bei der Ausarbeitung des Realkatalogs und der Neuordnung der Bibliothek. Alle die Eigenschaften, welche diese Arbeiten erforderten, pedantische Genauigkeit, unermüdlichen Fleiß, ein nie oder selten versagendes Gedächtniß, umfassende Literaturkenntniß, besaß Dr. Bender in hervorragendem Grade. Die mit den festen und klaren Zügen seiner Hand geführten Register und Kataloge der Bibliothek sind beredte und bleibende Zeugen der Verdienste, welche sich Bender um die Anstalt in langjähriger Thätigkeit erworben hat. (Karl Zangemeister in dem Vorwort

Digitized by Google

der Schrift »System des Real-Kataloges der Universitätsbibliothek Heidelberg«. Heidelberg 1885. Seite VII ff.)

Wilhelm Berger

wurde am 13. April 1832 in Karlsruhe als Sohn des Buchdruckers Karl Berger und dessen Ehefrau Magdalena geborenen Malsch geboren. Da er schon früh der Eltern beraubt wurde, so nahm ein Bruder seiner Mutter, der Oberbürgermeister Malsch, sich des begabten Knaben an und sorgte mit väterlicher Treue und großem Wohlwollen für ihn. Nachdem der Jüngling zuerst einige Jahre das Lyceum seiner Vaterstadt besucht hatte, siedelte er nach Freiburg über und erhielt dort 1852 das Absolutorium als der erste von 40 Schülern. Anfangs war Berger an der Universität Freiburg als Studiosus der Theologie und Philologie eingeschrieben, wandte sich aber bald der letztern allein zu und bestand 1855 die philologische Staatsprüfung mit der Note »vorzüglich«. — Schon in seinen Lyceal- und Universitätsjahren erwarb sich der geistreiche und liebenswürdige junge Mann viele junge Freunde, die ihm auch im spätern Leben treu zugethan blieben; auch die Lehrer brachten dem wohlbegabten und strebsamen Studenten eine warme Theilnahme entgegen, und Berger bewahrte allen seinen Lehrern, vom Lehrer an der hiesigen katholischen Stadtschule an bis zu den Professoren auf der Universität stets eine dankbare Hochachtung. — Die ersten Jahre nach dem Staatsexamen weilte Berger in angenehmer Stellung als Hauslehrer bei dem Grafen Segur in Oesterreich, lernte sich dort in der hohen Welt bewegen, hatte vielfache geistige Anregung im Umgang mit hochgebildeten Männern, ließ aber auch seine wissenschaftliche Weiterbildung nicht liegen und erwarb sich bald nach seiner Rückkehr im Jahre 1860 den philosophischen Doktorgrad an der Universität Heidelberg mit der Dissertation »De Q. Curtii Rufi Aetate«. — In den folgenden acht Jahren bekleidete Berger die Stelle eines Universitätsbibliothekars in Freiburg, die ihm manche wissenschaftliche Anregung bot und anfangs einen alten Plan in ihm bestärkte, sich später an der Universität zu habilitiren. Das Vorhaben konnte aber nicht zur Ausführung gebracht werden, denn Berger hatte inzwischen seinen Hausstand gegründet und die schnell anwachsende Familie legte ihm die Pflicht auf, durch Ertheilung von Privatunterricht und bis 1866 durch Betheiligung an der Redaktion der bei Herder erscheinenden »Sonntagsfreude« das magere Einkommen zu vermehren, so daß die Studien zurücktreten mußten. — Das war denn auch der Grund, daß Berger sich 1869 um eine Professur an einer badischen Gelehrtenschule bewarb und eine solche auch am Progymnasium zu Donaueschingen erhielt. Hier fand er die Muße, eine schon in Freiburg begonnene Studie »Johannes Hus und König Sigismund« (Augsburg 1871) auszuarbeiten. Kurze Zeit erst hatte Berger an dieser Anstalt gewirkt, als ihn im Dezember 1871 die Reichsregierung als Seminardirektor nach Straßburg berief. Mit freudiger Begeisterung folgte er diesem Rufe und arbeitetete sich mit der ihm eigenen geistigen Regsamkeit und Elastizität schnell in einen Zweig des Schulwesens ein, der ihm bisher ganz unbekannt gewesen und dessen eigenartige Aufgabe und Methode er auch richtig erfaßt hatte. Mit den Leistungen Bergers, der im April 1873 in gleicher Eigenschaft an's Seminar nach Kolmar versetzt worden war, hatte man Grund, wohl zufrieden zu sein, denn er bewährte sich nicht blos als Lehrer, sondern war auch ein recht anregender Direktor und erfreute sich bei den Schülern und der Bevölkerung großer Beliebtheit. Ein bewährter Fachmann urtheilt über seine Thätigkeit als Seminardirektor: »Er blieb nicht gern beim Abstrakten stehen, lange Deduktionen von theoretischen Sätzen zur praktischen Maxime schienen ihm meist ein Umweg. Ein Griff in's praktische Leben, ein herzhaftes Auffassen der Aufgabe mit sorg-

Digitized by Google

samer Betrachtung der Ergebnisse und scharfer Berechnung der Möglichkeiten sagte ihm immer mehr zu. Es ist wahr, daß seiner pädagogischen Ausbildung nach der philosophischen Seite aus den angeführten Gründen immer etwas fehlte. Er fühlte das selbst und hat es manchmal gestanden; aber das praktische Leben riß den regsamen Mann immer wieder auf seine Seite und auf dieser war er ein ganzer Mann ohne alle Einschränkung.« Berger, eine durchaus süddeutsche Natur, verstand doch sich auch mit den aus Norddeutschland stammenden Leitern des elsässischen Schulwesens gut zu stellen und hat, unter Anerkennung der strammen Pflichterfüllung und großen Gewissenhaftigkeit der preußischen Beamten, nie geleugnet, wie viel er von den Kollegen aus dem Norden gerade für den Unterricht im Seminar gelernt habe, »vielleicht auch — meint der oben zitirte Fachgenosse — die Ueberschätzung der Katechese, welche an seinem Unterrichte auffiel«. — Die Berührung mit dem elsässischen Volksleben regte ihn zur Bearbeitung einer in der Sprache an Hebel erinnernden, mit vielem Beifall aufgenommenen Schrift an, welche unter dem Titel »Aus dem Elsaß. Alte Geschichten für das Volk, erzählt von einem elsässischen Schulmeister« im Jahre 1875 im Verlage von Malsch und Vogel in Karlsruhe erschien. — Wenn auch Bergers Stellung im Elsaß eine befriedigende war, so zog es doch ihn und seine Familie nach der alten Heimath zurück, und als 1875 ein zweites Seminar in Karlsruhe errichtet wurde, bewarb Berger sich um die Direktorstelle und erhielt dieselbe. — So kehrte er denn im Herbste 1875 nach langer Abwesenheit wieder in die Vaterstadt zurück und übernahm voll jugendlichen Eifers und voll froher Hoffnungen zunächst die Einrichtung und bald darauf auch die Leitung der neuen Anstalt. Was Berger im Umgang mit tüchtigen Schulmännern gelernt und was im Seminar in Kolmar sich bewährt hatte, das brachte er hier zur Anwendung und Durchführung, so daß das junge Seminar bald ein bestimmtes, eigenartiges Gepräge trug. Er erkannte die Hauptaufgabe des Seminars in einer tüchtigen formalen Bildung und hielt konsequent darauf, daß die Zöglinge des obern Kurses mehr als früher sich im praktischen Unterrichten versuchen und üben sollten. Berger besaß eine enorme Begeisterung für seinen Beruf als Seminarlehrer, dachte von der Heranbildung des Lehrerstandes hoch und groß und nahm es strenge mit der Aufnahme von Präparanden in's Seminar. Was Berger für die Schulen geschrieben, trägt das Gepräge des selbständigen Denkens und hat große Verbreitung gefunden. Wir nennen nur die deutsche Schreib- und Lese-Fibel, Beiträge zum Muttersprach-Unterricht in der Elementarschule, Erzählungen aus der Weltgeschichte und Erläuterungen zu unsern Lesebüchern. Daneben betheiligte er sich an der Begründung des bei Lang in Tauberbischofsheim erscheinenden Kalenders »Hebel's Rheinländischer Hausfreund«, den er mit einer größeren Zahl von Artikeln unterstützte. — Wenn auch Berger seinen Zöglingen gegenüber auf strenge Pflichterfüllung hielt, so brachten ihm diese doch neben der gebührenden Hochachtung ein aufrichtiges Vertrauen entgegen. Zwischen dem Direktor und seinen Lehrern bestand ein ächt kollegialisches Verhältniß; er verlangte zwar mit allem Nachdruck, daß seine Grundsätze und Weisungen im Unterricht Beachtung finden, es war ihm aber ein wirkliches Bedürfniß, seine Kollegen auch in den Mußestunden um sich zu sehen und mit ihnen gesellig zu verkehren. — Im Jahre 1866 hatte er sich mit Fräulein Emilie Lubberger verheirathet, dem Muster einer aufmerksamen und liebevollen Frau und treuen Mutter; sie stand seinem Hause wohl vor und zog eine große Kinderschaar in Geduld und Liebe heran. Im Jahre 1882 ergriff den auch durch seine kraftvolle äußere Erscheinung imponirenden Mann ein schweres Leiden, das bald einen bedrohlichen Charakter annahm. — Mehrere Monate lang suchte sich Berger mit starker Seele aus den Sterbegedanken herauszuarbeiten, indem er sich über

Digitized by Google

sein Leiden hinwegtäuschte, weil seine Natur noch ein Uebermaß von Kraft fühlte und weil er nie gelernt hatte, schwach zu sein und sich nachzugeben. Er hörte erst auf zu arbeiten, als das Herz- und Gehirnleiden die Glieder halbwegs lähmte und Störungen des Bewußtseins veranlaßte. — Obgleich seit Beginn des Winters 1882 keine Aussicht mehr war, Berger zu retten, so faßten doch seine Frau und seine Freunde und natürlich am meisten er selbst neue Hoffnungen, als im Frühling 1883 eine scheinbare Besserung eingetreten war, die leider nur zwei Tage Stand hielt. — Dann nahmen die Kräfte so schnell ab, daß man für den Kranken die Erlösung von den schweren Leiden wünschen mußte, die denn auch am Dienstag den 5. Juni 1883, Abends 5 Uhr eintrat. — Am Donnerstag Abend zur selben Stunde fand in der Aula des Seminars II eine würdige und erhebende Todtenfeier statt. An der Stelle der Kanzel, von der Bergers mächtiges und beredtes Wort bei den Festen des Seminars so manchmal erklungen war, stand der Sarg mit dem Vollendeten, reich geschmückt mit Blumen und Kränzen. Außer den Seminaristen mit ihren Lehrern hatten sich zur Feier viele der früheren Zöglinge, die meisten hiesigen Lehrer, viele höhere Beamten sowie Freunde und Bekannte der Familie eingefunden. — Nach einem Gesang der Zöglinge segnete Dekan Benz die Leiche ein und sprach schöne Worte der Anerkennung zu Ehren des Geschiedenen und herzliche Worte des Trostes für die tiefgebeugte Wittwe und die bekümmerten Waisen. Ein langer Zug begleitete die Leiche bis zum Stadtthore, die Seminaristen und einige näheren Freunde folgten bis zum Grabe, und als die Sonne sich zum Untergange neigte, sangen die Schüler bewegten Herzens ihrem treuen Lehrer den Abschiedsgruß und durch den stillen Abend hin verklangen die Worte:

„Da drunten ist Ruhe im kühlen Grab."

(G. Wallraff in der Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 137 Beilage, ergänzt aus den »Beiträgen zu einer Biographie des Seminardirektors W. Berger von F. X. Lehmann«, Beilage zum Programm des Seminars II. Karlsruhe 1884.)

Friedrich Graf von Berlichingen.

Dem Besucher der Gallerie des Saales, in welchem die Erste Kammer der badischen Ständeversammlung tagt, mußte alsbald unter den Mitgliedern dieses hohen Hauses ein hochgewachsener Mann mit scharfgeschnittenen intelligenten Zügen in's Auge fallen, der mit sichtlichem Interesse und großer Lebhaftigkeit den Verhandlungen folgte und, wenn ihm das Wort ertheilt wurde, sofort auch die Aufmerksamkeit der Versammlung wie der Zuhörer auf den Gallerien in hohem Maße in Anspruch nahm. — Dies war Graf Friedrich v. Berlichingen, der von 1861 an mit geringen Unterbrechungen als Vertreter des grundherrlichen Adels unterhalb der Murg der badischen Ersten Kammer angehörte und in dieser Eigenschaft an allem, was in dieser langen Reihe von Jahren, die so reich an bedeutenden und tiefeingreifenden Ereignissen waren, in Baden wie in Deutschland geschah, an der Gesetzgebung seiner Heimath und an der Neugestaltung des großen Vaterlandes nach Maßgabe der Stellung, die ihm Geburt, Fähigkeiten und Neigung anwiesen, den lebhaftesten werkthätigen Antheil nahm. — Ein direkter Nachkomme des Ritters Götz v. Berlichingen mit der eisernen Hand und in mancher Hinsicht ein Geistesverwandter vielleicht mehr noch jenes letzten Ritters, den Goethe's erstes Drama der Nation geschaffen hat, als des historischen Götz, wurde Friedrich Wolfgang Götz v. Berlichingen am 26. Juni 1826 in Mannheim als Sohn des Großherzoglich badischen Geheimeraths und Kammerherrn Maximilian Freiherrn v. Berlichingen und seiner Gemahlin, Gräfin Anna zu Leiningen-Billigheim, geboren. — Von 1835—1841 besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt, von da kam er in die K. K. Ingenieurakademie in Wien, nach

Digitized by Google

deren Besuch er im Jahre 1843 als Kadet in das K. K. 6. Kürassierregiment »Graf Wallmoden« eintrat, welches in Ungarn in Garnison stand. 1844 zum Lieutenant im 2. Kürassierregiment »Erzherzog Franz von Modena« befördert, kam er 1847 als Adjutant zum Regimentsinhaber, Feldmarschalllieutenant Baron Sunstenau nach Olmütz. Als der Krieg in Italien ausbrach, duldete es den thatendurstigen jungen Offizier nicht in der mährischen Festung. Er meldete sich im April 1848 als Volontär zu der Armee im Felde und machte, dem 2. Dragonerregiment »König Ludwig von Baiern« zugetheilt, die Gefechte von St. Lucia, Curtatone, Goito und die Einnahme von Vicenza mit. — Im September 1848 zum Oberlieutenant vorgerückt, marschirte er als Ordonnanzoffizier des Generalmajors Grafen Bellegarde am 16. Dezember 1848 bei Bruck an der Leitha über die ungarische Grenze und nahm, Ende 1849 wieder zu seinem Regiment zurückgekehrt, an allen bedeutenden Gefechten des Feldzuges gegen die Insurgenten in Ungarn theil. Seine Betheiligung an dem Gefecht bei Pered am 21. Juni 1849, wo er mit seinen Kürassieren ein Infanteriecarré sprengte und gefangen nahm, und seine in dem Gefecht bei Szöregh am 11. Juli, wo er verwundet wurde, bewiesene Tapferkeit trug ihm das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration und in der Folge die österreichische Kriegsdenkmünze ein. Von seiner Verwundung und einem schweren Typhus, von dem ihm als lästiges Andenken zeitlebens ein Gehörleiden verblieb, genesen, wurde v. Berlichingen 1851 zum Rittmeister befördert und nahm, nachdem er 1852 einen längeren Urlaub zu einer größeren Reise nach Norddeutschland, Frankreich, England, Belgien, Holland, Dänemark und Schweden benützt hatte, 1854 zum Eskadronskommandanten vorgerückt, an der Aufstellung in Galizien theil, zu welcher ein Theil der österreichischen Armee während des Krimkrieges befehligt war. — Während einer Urlaubsreise im Jahre 1855 verlobte sich Berlichingen zu Mannheim mit Gräfin Ebba Sparre und kehrte nach Oesterreich nur noch zu dem Zwecke zurück, seinen Abschied zu nehmen. Bei seinem Ausscheiden aus der Armee wurde er von dem Kaiser von Oesterreich durch Verleihung der Kammerherrnwürde ausgezeichnet. — Nun ließ er sich häuslich in Mannheim nieder und widmete sich in dem Frieden und Behagen eines überaus glücklichen Familienlebens historischen Studien, die sich in eingehenden Forschungen über die Geschichte seines berühmten Ahnherrn konzentrirten. — Das Ergebniß dieser seiner Forschungen, die sich nach und nach auf seine gesammte Familiengeschichte ausdehnten und bei denen er sehr wirksam von dem damals in Mannheim thätigen, längst verstorbenen Professor Fickler unterstützt wurde, ist in einem stattlichen Bande (von XII und 778 S. in Lex. 8° mit 10 lithographirten Tafeln) »Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie« (Leipzig, F. A. Brockhaus 1861) niedergelegt. Dieses Werk, mit großer Sorgfalt und unermüdlichem Sammelfleiß bearbeitet, nimmt insbesondere durch die namhafte Zahl neuer urkundlicher Mittheilungen, die es enthält, unter den Monographien auf dem Gebiete der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts eine beachtenswerthe Stellung ein und ist von bleibendem Werthe. — Wie dem Verfasser für diese bedeutende literarische Arbeit, die er dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich widmete, mannigfache Auszeichnungen seitens verschiedener Monarchen und mehrerer gelehrten Gesellschaften zu Theil wurden, so hatte er ehrende Anerkennungen seiner Wirksamkeit auf anderem Gebiete schon vorher erhalten. Als der Krieg Oesterreichs mit Frankreich und Piemont die Gemüther in Süddeutschland lebhaft erregte, leitete v. Berlichingen die Veranstaltung von Sammlungen für die verwundeten Oesterreicher ein, die ein glänzendes Ergebniß hatten. In Anerkennung seiner Bemühungen erhielt er den Titel eines K. K. Majors und wurde Ehrenmitglied des Radetzky-Vereins in

Digitized by Google

Innsbruck und des Oesterreichischen Patriotischen Hilfsvereins in Wien. Im gleichen Jahre 1859 wurde Freiherr Friedrich v. Berlichingen von dem König von Württemberg am 17. Juli in den erblichen Grafenstand des Königreichs Württemberg, in dem die Familie v. Berlichingen wie in Baden bedeutenden Grundbesitz hat, erhoben. — Bald sollte Graf Berlichingen, nachdem er sich durch die erwähnte Arbeit in der literarischen Welt einen geachteten Namen gemacht, durch sein Auftreten in der politischen Arena seines Heimathlandes die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenken. — Aus der tiefen Lethargie, welche in Baden den Revolutionsjahren gefolgt war, erwachte die leicht bewegliche Bevölkerung des Großherzogthums zu neuer politischer Regsamkeit durch den Kirchenstreit, dessen Ende die Verwerfung der mit dem Päpstlichen Stuhl abgeschlossenen Konvention herbeiführen zu wollen schien. Der in Folge dessen eingetretene Personen- und Systemwechsel, wodurch das auf durchaus liberaler Grundlage seine Thätigkeit entfaltende Ministerium Lamey-Stabel-Roggenbach möglich geworden war, erstreckte sich in seinen Wirkungen nicht nur auf die innere, sondern auch auf die deutsche Politik Badens. Das Großherzogthum wurde und blieb von da an ein vorgeschobener Posten der nationalen Politik, deren Programm die Einigung Deutschlands zu einem Bundesstaate unter Preußens Führung war. — Diese politische Konstellation gab den parlamentarischen Faktoren des konstitutionellen Lebens die 30 und 40 Jahre früher besessene hohe Bedeutung wieder, und wie in den Anfängen des landständischen Wesens nahm auch jetzt wieder die Erste Kammer eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben des Landes ein. — Als in diesem Augenblick Graf Berlichingen durch die Wahl des grundherrlichen Adels unterhalb der Murg in die Erste Kammer des badischen Landtages berufen wurde, wiesen Neigung und Vergangenheit ihm alsbald eine scharf hervortretende Stellung zu. — Der größere Theil des badischen Adels war dem kirchlichen wie dem politischen Liberalismus abhold und gleichzeitig dem nationalen Programm feindlich gesinnt. Persönliche und Familientraditionen machten ihn zum Anhänger Oesterreichs. — Diese letztere Gesinnung theilte auch Graf Berlichingen, nicht so die erstere. Gegenüber den Forderungen der katholischen Kirche, so weit diese eine Herrschaft über den Staat oder auch nur eine Gleichstellung ihrer Gewalt mit der Staatsgewalt anstrebte, verhielt er sich ablehnend, insbesondere die Schule wollte er von kirchlicher Vormundschaft durchaus befreit wissen. Er stellte sich demnach voll und ganz auf den Boden der Kirchengesetzgebung des Jahres 1860. Nur wo, wie dies später in der eigentlichen Kulturkampf-Periode vielfach in die Erscheinung trat, der Theorie zu Liebe oder aus bureaukratischen Neigungen in der Einschränkung der kirchlichen Freiheit weiter gegangen wurde, als zur Aufrechthaltung der Rechte und Hoheit des Staates nothwendig war, trat Graf Berlichingen solchen Bestrebungen entgegen. Auf dem politischen Gebiete huldigte er einem entschieden liberalen System und begegnete sich in dessen Vertheidigung oft mit den erheblich weiter links stehenden Parteien, so daß er von den Demokraten nicht nur gelobt und als unparteiisch anerkannt, sondern wohl sogar als einer der Ihrigen angesprochen wurde. Dem lag nun freilich eine ganz falsche Beurtheilung des Grafen zu Grunde, der ein strenger Anhänger einer starken Monarchie war, allerdings unter der Voraussetzung ihrer verfassungsmäßigen Beschränkung, und der nur den verbrieften Rechten des Volkes nie etwas vergeben wollte, auch wohl von einer übertriebenen Abneigung gegen den Beamteneinfluß erfüllt war, wie dies vielfach bei selbständigen Naturen vorkommt, deren politischer Bildungsgang sich außerhalb der hergebrachten Schulung in der amtlichen Laufbahn vollzog. — Was nun die deutsche Politik der badischen Regierung, die von der Mehrheit der Volksvertretung gebilligt wurde, betraf, so stand Graf Berlichingen derselben allerdings

Digitized by Google

während der 1860er Jahre in einer unversöhnlichen Haltung gegenüber. Er theilte mit der großen Mehrzahl seiner Standesgenossen den »großdeutschen« Standpunkt, und bei der Entschiedenheit und Schneidigkeit, mit der er in solchen Fragen grundsätzlicher Art seine Anschauung und Ueberzeugung zu verfechten pflegte, konnte es nicht ausbleiben, daß er mit den Vertretern der Regierung und seinen »kleindeutsch« gesinnten Kollegen ab und zu hart an einander gerieth. — Das hinderte aber nicht, daß er mit den letzteren gute Kameradschaft pflog und insbesondere gern von den der Ersten Kammer angehörenden hohen Beamten, denen eine langjährige reiche Erfahrung zur Seite stand, wie z. B. Staatsrath Weizel, und den hervorragenden Professoren der Universitäten Heidelberg und Freiburg, von denen er namentlich Bluntschli hochschätzte, Anregung und Belehrung empfing. — Der Ersten Kammer des badischen Landtags gehörte Graf Berlichingen in den Jahren 1861—66, 1869—74 und 1877—86 an. Während der Landtage von 1879 und 1882 war er in Folge Großherzoglicher Ernennung zweiter und von 1883—86 erster Vicepräsident des hohen Hauses. — Von lebhaftem Interesse für die Verkehrsverhältnisse beseelt und hier auch vielfach durch seine Kenntniß des Landestheils zwischen Neckar und Main zu persönlichem Eingreifen in erster Reihe berufen, hat Graf Berlichingen während seiner Kammerthätigkeit der Hereinziehung dieses Gebietes in den großen Verkehr durch Erbauung von Eisenbahnen seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und eine Reihe von Berichten über den Bau von Eisenbahnen, sowie über hierauf bezügliche Petitionen erstattet. So viel wir sehen, hat er dabei nur einmal seine referirende Thätigkeit über den oben erwähnten Bezirk hinaus ausgedehnt, als er den Bericht über die Erbauung der Höllenthalbahn verfaßte. Anders war es bei den Verhandlungen. Da wurde wohl in der Ersten Kammer kein Gegenstand von Erheblichkeit zur Berathung gestellt, ohne daß Graf Berlichingen sich mit Eifer und Lebhaftigkeit an der Diskussion betheiligte. In erster Reihe interessirten ihn die Fragen der Landwirthschaft, insbesondere auch in ihrem Zusammenhange mit dem Steuerwesen. Er war stets ein beredter Anwalt des Bauernstandes, und hielt es, da ja die badische Verfassung in den finanziellen Angelegenheiten die Erste Kammer in die zweite Reihe gestellt hat, für seine Pflicht, wenigstens durch Anregungen und Aufklärungen die Interessen des Grundbesitzes überall mit Entschiedenheit zu vertreten. Seine Theilnahme für den Landmann trat hier auch in den von ihm erstatteten Berichten über die Gesetzentwürfe betreffend die Entschädigung für die an Seuchen, besonders an Milzbrand gefallenen Thiere und in den sich hieran anschließenden Verhandlungen der Ersten Kammer hervor. — Aber auch außerhalb seiner parlamentarischen Thätigkeit bewies er sich als eifriger Beförderer der Landwirthschaft. Bei den Verhandlungen der Wanderversammlung badischer Landwirthe, der er als eifrigstes und thätigstes Mitglied angehörte, trat er mit großer Entschiedenheit für die Verbesserung des landwirthschaftlichen Versicherungswesens, namentlich auf dem Gebiete der Rindvieh- und Pferdeversicherung ein, indem er jeden Fortschritt, der sich hier vollzog, warm begrüßte. Wie schon erwähnt, behandelte er bei jedem sich darbietenden Anlasse mit besonderer Vorliebe die Steuerfrage, wobei er es verstand, mit großem Geschick für seine auf Entlastung des Grundbesitzes gerichteten Neigungen einzutreten. Ein entschiedener Anhänger einer kräftigen Schutzzollpolitik, verfocht Graf Berlichingen mit besonderer Wärme jederzeit die auf Erhöhung der landwirthschaftlichen Zölle gerichteten Bestrebungen. Seine Güter bewirthschaftete er mit großer Umsicht und in seinem Verhältniß zu seinen Pächtern zeigte er sich in dem besonders wohlthuenden Lichte eines Mannes, dem es mehr auf die Erhaltung eines guten Pächterstandes als auf die Erzielung der denkbar höchsten Erträgnisse ankam, daher denn auch die heutzutage keineswegs häufige Erscheinung sich erklärt, daß auf seinen Gütern viel-

Digitized by Google

fach die Pachtung vom Vater auf den Sohn sich vererbt hat. Durch bedeutende Obstbauanlagen, denen er gerade in den letzten Jahren besondere Sorgfalt widmete, hat er in diesem Zweige des landwirthschaftlichen Betriebes anregend und ermunternd auf die bäuerlichen Wirthe eingewirkt, nicht minder durch eine Anzahl gelungener Waldkulturen. Wie sehr man in der Ersten Kammer seine ernsten Bestrebungen für die Handhabung ausgleichender Gerechtigkeit im Steuerwesen würdigte, bewies die zur Berathung der Ergebnisse der Erhebungen über die Lage der Landwirthschaft eingesetzte Kommission, indem sie ihm den Bericht über Steuerwesen und Steuerreform übertrug. — Hatte Graf Berlichingen bei den Kammerverhandlungen, welche dem Kriege des Jahres 1866 vorangingen, sich als entschiedenen Gegner der preußisch-deutschen Politik gezeigt, so konnte er, als er im Jahre 1869 wieder in's öffentliche Leben eintrat — 1866 hatte er sein Kammermandat niedergelegt — sich der Einsicht nicht verschließen, daß er, wie so Viele, in seiner Beurtheilung der leitenden Persönlichkeiten und der Machtverhältnisse der beiden Großmächte geirrt habe. Und als die Ereignisse der Jahre 1870/71 in ungeahnter Weise die Macht und das Ansehen Deutschlands in der Welt erhöhten, begrüßte er mit der ganzen Wärme seines lebendigen patriotischen Gefühles den nationalen Aufschwung. — Während des großen Krieges selbst stellte er, da er nicht in die Reihen der Armee eintreten konnte, seine Kraft der freiwilligen Krankenpflege zur Verfügung und leitete in seinem damaligen Wohnort Mannheim das Offizierslazareth Nr. IV. Nach Beendigung des Feldzuges wurden ihm für seine umsichtige und aufopfernde Thätigkeit seitens seines Landesherrn und des Deutschen Kaisers Ordensauszeichnungen zu Theil. — Die Befestigung der deutschen Einheit und namentlich auch die Wirthschafts- und Sozialpolitik der verbündeten Regierungen begleitete er mit seinen besten Wünschen und trug, soweit sein Einfluß reichte, zur Verwirklichung der in dieser Politik verkörperten Bestrebungen das Seine treulich bei. Mit hoher Befriedigung erfüllte ihn der Sieg der Regierungspolitik bei den Reichstags-Wahlen im Februar 1887. — Im Jahre 1872 hatte Graf Berlichingen seinen Wohnsitz nach Karlsruhe verlegt, nur im Sommer brachte er einige Monate auf seinen Gütern in Baden und Württemberg zu, von denen ihm das Schloß Rossach besonders lieb war. In der Residenzstadt trat er in eifrigen Verkehr mit den ihm in gesellschaftlicher und geistiger Beziehung sympathischen Kreisen. Der Lebhaftigkeit seiner stets sehr anregenden Konversation that ein sich mit den Jahren verschlimmerndes Gehörleiden wenig Eintrag. Wie bei öffentlichen Gelegenheiten, so sprach Graf Berlichingen auch im kleinen, befreundeten Kreise gern und gut, und seine Person bildete immer dessen Mittelpunkt. Seine ritterliche Gesinnung, die Offenheit, mit der er seine Meinungen aussprach, der Eifer, mit dem er sie verfocht, die Liebenswürdigkeit, mit der er auch gegnerischen Anschauungen gerecht wurde, der Witz und Humor, der seine Rede würzte, machten ihn in allen Kreisen, in denen er sich bewegte, nicht zum mindesten bei den Damen beliebt. — Die politischen Persönlichkeiten, mit denen er in Beziehungen stand, ehrten neben seiner Ueberzeugungstreue und der Unerschrockenheit, mit der er jederzeit für das, was er als richtig erkannte, eintrat, seine Bereitwilligkeit, einen Irrthum einzugestehen und sich eines Besseren belehren zu lassen, seine große Unbefangenheit im Verkehr auch mit politischen Gegnern, sowie seine völlige Freiheit von Standesvorurtheilen bei gleichzeitigem, sehr entschieden zu Tage tretendem Standesbewußtsein. So erklärt sich auch das lebhafte Interesse, das er an einer von Bluntschli wiederholt angeregten Reform der Ersten Kammer nahm und sein bei jedem passenden Anlasse geäußerter Unwille darüber, daß die Mehrzahl der Standesherren es unterließ, ihren Platz in dieser Kammmer einzunehmen. Seine Gesinnung wollte kein Recht gelten lassen, dem nicht die Aus-

Digitized by Google

übung der entsprechenden Pflicht gegenüberstand. Er hielt auch stets auf ein gutes Einvernehmen mit dem anderen hohen Hause, mit dessen Mitgliedern er sich gern im Austausche von Ansichten und Erfahrungen begegnete. — Was er seiner Familie und seinen Freunden war, ist allen denen wohlbekannt, die den Vorzug seines näheren Umganges genossen. Die Erziehung seiner Kinder, zweier Söhne und zweier Töchter, die ihn mit seiner Wittwe betrauerten, war ihm eine wichtige Angelegenheit. Er durfte die Freude erleben, daß die Töchter sich glücklich vermählten und daß zwei Enkel mit ihrem kindlichen Geplauder das großelterliche Haus belebten. — Von denen, die im Jahre 1886 dem Jubelfeste der Universität Heidelberg beiwohnten und die begeisterte Tischrede hörten, an deren Schluß Graf Berlichingen das Hoch auf das Großherzogliche Haus ausbrachte, hätte wohl keiner ahnen können, daß die irdische Laufbahn dieses beredten Mannes so bald beendet sein würde. Und doch trug er damals schon den Keim des Todes in sich. Eine lästige Geschwulst an der Zunge, anfangs wenig beachtet, nahm einen bösartigen Charakter an. Nach längerem schmerzvollen Leiden entschloß sich Graf Berlichingen, im Mai 1887 sich in der chirurgischen Klinik der Universität Heidelberg einer Operation zu unterwerfen. Aber das Leiden hatte sich schon zu weit in dem Organismus seines Körpers verbreitet. Die Operation gelang zwar den geschickten Händen des Geheimrathes Czerny, aber wenige Tage nachher erlag der Graf einer dazu getretenen Lungenentzündung, am 23. Mai 1887. — Unerschrocken hatte er dem Tode in's Auge geblickt; wie wenig Hoffnung er auf den Erfolg der Operation setzte, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß er bezüglich seiner Beisetzung alle Anordnungen bis in die kleinsten Einzelheiten getroffen hatte. — In ihm ist ein trefflicher Deutscher, ein echter Ehren- und Edelmann dahingeschieden. Wer ihm im Leben näher getreten war, hat seinen zu frühen Tod beklagt und wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren. (Allgemeine Zeitung 1887 Nr. 194 Beil.) v. Weech.

Karl Birnbaum

war geboren den 14. Oktober 1839 zu Helmstedt im Herzogthum Braunschweig als der Sohn des später nach Braunschweig versetzten Gymnasialoberlehrers Dr. H. Birnbaum, eines Mannes, der, ausgezeichnet als Lehrer für Naturwissenschaften und auch auf gleichem Gebiete literarisch thätig, seine Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien auf seinen Sohn verpflanzte. Nachdem dieser das Gymnasium zu Braunschweig absolvirt hatte, wandte er sich dem Studium der Chemie zu und studirte zu diesem Behufe zuerst ein Jahr lang auf dem Polytechnikum zu Braunschweig, später unter Wöhlers Leitung auf der Universität zu Göttingen. 1864 nahm er die Stelle eines Assistenten des damaligen Vorstandes der chemischen Schule an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, Hofraths Weltzien, an und noch im gleichen Jahre promovirte er auf Grund einer Dissertation »Ueber die Bromverbindungen des Iridiums«. Seine Assistentenzeit am Karlsruher Polytechnikum war von weitgehendstem Einflusse auf seine weitere Entwickelung; denn wurde er einerseits durch den vielfachen Verkehr mit dem für die neuesten Theorien und Fortschritte der Wissenschaft stets begeisterten und geistig sehr anregenden Weltzien mit den modernen Richtungen seiner Wissenschaft auf's engste vertraut gemacht, so wurde er andererseits durch seine Lehrthätigkeit doch auch schon damals auf die Richtung hingeführt, in welcher er später seine namhaftesten Leistungen aufzuweisen hatte, auf das Gebiet der technischen Chemie. 1868 wurde er zum außerordentlichen und 1870 zum ordentlichen Professor der chemischen Technologie ernannt und in dieser Stellung legte er den Grund zu dem jetzt rasch emporgeblühten zweiten, dem chemisch-technischen Laboratorium der Karlsruher Hochschule. Im Jahre 1876, bei dem Fortgange Lothar Meyers,

Digitized by Google

des Nachfolgers Weltziens, vertauschte Birnbaum seine bisherige Professur mit derjenigen für reine Chemie und zugleich übernahm er auch die Vorstandschaft der chemischen Schule. — Neben einer rastlosen wissenschaftlichen, namentlich literarischen Thätigkeit entfaltete Birnbaum einen unermüdlichen Eifer in seinem Lehrberufe. Schon als Assistent gab er im Verein mit einer Anzahl hervorragender Fachgenossen die damals viel verbreitete »Zeitschrift der Chemie« heraus und übernahm nach Volley's Tode die Herausgabe eines großen Sammelwerkes der chemischen Technologie und später auch die neue Ausgabe der Otto'schen landwirthschaftlichen Gewerbe, welche er nicht blos durch Heranziehung tüchtiger Mitarbeiter, sondern auch durch seine eigenen Beiträge zu den hervorragendsten literarischen Leistungen auf dem Gebiete der chemischen Technologie gestaltete. Hier sind insbesondere die beiden Werke »Das Brodbacken, Besprechung der Grundlagen für den rationellen Betrieb des Bäckergewerbes« (1878), und »die Torf-Industrie und die Moor-Kultur« (1880) zu erwähnen. Aus dem Jahre 1872 stammt sein »Löthrohrbuch«, und 1877 erschienen seine »Einfachen Methoden zur Prüfung der Lebensmittel« in dritter, sein »Leitfaden der chemischen Analyse« 1886 in fünfter Auflage. Mit der Bearbeitung eines auf drei Bände berechneten »Kurzen Lehrbuches der landwirthschaftlichen Gewerbe«, welches als achte Auflage des ursprünglich Otto'schen Werkes ausgegeben werden sollte, hatte er wenige Monate vor seinem Tode begonnen. — Außerdem legen eine Anzahl experimentaler Arbeiten Zeugniß von seiner fortgesetzten wissenschaftlichen Thätigkeit ab. — So lehrte er die Darstellung von Iridiumbromür und -bromid und beschrieb eine Reihe von Doppelsalzen derselben mit anderen Bromiden. Eine größere Zahl von Abhandlungen ist dem Studium der Einwirkung von Schwefligsäure auf Iridium- und Platinverbindungen gewidmet: es ergab sich, daß aus Schwefligsäure und Iridiumoxyd Sulfite des Iridiumsesquioxyds und Iridiumoxyds entstehen, daß schwefligsaures Platinoxydkali resp. -ammoniak oder die entsprechenden Platinoxydulsalze sich bilden, wenn man Platinoxydhydrat in Natriumbisulfit suspendirt und Schwefligsäure kürzere oder längere Zeit hindurchleitet. Bei dieser Gelegenheit schlägt Birnbaum eine Trennung der beiden Platinmetalle vor, welche auf der verschiedenen Löslichkeit ihrer Sulfite beruht. Die reduzirende Wirkung der Schwefligsäure kommt ferner zum Ausdruck bei ihrem Zusammentreffen mit Platinchlorid, insofern zunächst Platinchlorür gebildet wird, welches seine beiden Chloratome subsequent gegen $(HSO_3)_2$ austauscht. Bei weiteren Versuchen mit Platinchlorid wurde ein Doppelsalz desselben mit Bleichlorid beobachtet, während ein solches mit Chlorsilber resp. Chlorquecksilber nicht zu erhalten war. — Birnbaum hat ferner die Formel des Zeise'schen Kaliumäthylenplatinchlorürs geprüft und bestätigt gefunden, sowie die entsprechenden Propylen- und Amylenverbindungen kennen gelehrt. — In der Reihe der Edelmetalle beschäftigte ihn das Silber: er prüfte die Einwirkung des Jods auf das Acetat desselben, wies unter den flüchtigen Produkten der Reaktion Essigsäure und ihren Methyläther, Kohlensäure, Acetylen und Wasserstoff nach und fand im Rückstand außer Jodsilber meist auch Kohle und Silber; in wässeriger Lösung entstehen aus den beiden Componenten dagegen Essigsäure, Silberjodid und -jodat. — Auch auf dem Gebiete der analytischen Chemie ist Birnbaum thätig gewesen, indem er (gemeinsam mit Chojnacki) die verschiedenen Methoden der Phosphorsäurebestimmung einer Besprechung unterzog und eine Modifikation des Chancel'schen Verfahrens als brauchbar empfahl; sodann hat er (gemeinsam mit Packard) Untersuchungen über die Ursachen des Unlöslichwerdens eines Theiles des Calciumphosphates in Superphosphaten angestellt: er empfiehlt, das Superphosphat nur wenig über 100° zu trocknen, da sonst unlösliches Phosphat entsteht, er präzisirt die Bedingungen für die Titration der Superphosphate und ermittelt den Einfluß

Digitized by Google

der gleichzeitig anwesenden Salze auf die Zersetzung des Monocalciumphosphates: bezüglich des letzteren widerlegt er die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß es an der Luft konstantes Gewicht annehme. — Schließlich sei angeführt, daß Birnbaum (gemeinsam mit Schmelzer) ein zweites Phosphat des Harnstoffes dargestellt, die Formel des aus Wasserstoffsuperoxyd und Thallium erhältlichen Trioxydes festgestellt, ferner die Analyse eines Glimmerporphyrs von Rohrbach, und eine Untersuchung von Kesselspeisewasser und Kesselstein mitgetheilt hat. Endlich beobachtete er bei der Prüfung einiger Rohfettsäuren auf ihren Gehalt an Neutralfett, daß bei der Fettzersetzung durch Erhitzen mit Wasserdampf im Autoklaven die Verseifung keine vollständige ist. — Trotz starker Inanspruchnahme durch Lehrberuf, sowie durch experimentale Forschung und schriftstellerische Thätigkeit fand Birnbaum doch noch Zeit, sich in uneigennützigster Weise dem öffentlichen Wohle zu widmen. Zahlreiche wissenschaftliche Gutachten für Ministerien und andere Behörden und seine Thätigkeit als Mitglied des Karlsruher Orts-Gesundheitsrathes legen dafür beredtes Zeugniß ab. Besonders eifrig beschäftigte er sich aber in den letzten Jahren seines Lebens mit Untersuchung der Nahrungsmittel, wofür eine besondere Station unter seiner Leitung für das Großherzogthum Baden errichtet wurde, und seiner Energie und Thätigkeit ist es in erster Reihe zu danken, daß in unserem Lande die Kontrole von Qualität und Echtheit der Nahrungs- und Genußmittel in so mustergiltiger Weise gehandhabt wird. In der Bekämpfung des Geheimmittelschwindels stand er dem Orts-Gesundheitsrathe treu und stets hilfsbereit zur Seite; es gelang ihm dabei eine ganze Anzahl schwindelhafter Reclameelixire durch seine Untersuchungen aufzudecken. — In seinem ganzen Schaffen und Wirken hat Birnbaum sich stets als ein treuer geistiger Epigone seines Lehrers Wöhler erwiesen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten zeichnen sich durch Sorgfalt in der experimentalen Durchführung und durch Sicherheit in der Schlußfolgerung, seine schriftstellerischen Arbeiten durch kritische Sichtung des Materials aus, und gleich seinem berühmten Lehrer hat er sich die Verehrung und Liebe seiner Schüler in seltenem Grade erworben. Gerade dies war seine größte Genugthuung, seine größte Freude und es war ihm noch im letzten Jahre seines Lebens das Glück beschieden, durch seine Thätigkeit die Frequenz der chemischen Schule in Karlsruhe auf die höchste bis jetzt erreichte Blüthe entfaltet zu sehen. Das Gedeihen der chemischen Schule war es auch, was ihn noch in seinen letzten Lebenstagen am meisten beschäftigte, und schon als die Schatten des Todes sich auf sein Antlitz niedergesenkt hatten, war es die Sorge um das Wohl einzelner seiner Schüler, die seine dahinscheidenden Kräfte in Anspruch nahm. — Einer so erfolgreichen Wirksamkeit konnte auch die äußere Anerkennung nicht fehlen. 1879 erfolgte seine Ernennung zum Hofrath, und bald darauf erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens. 1883 wurde er durch das Vertrauen des Großherzogs als Mitglied in die Erste Kammer berufen, der er bis zu seinem Tode angehörte. Auch von Seiten seiner Kollegen, die ihn 1877 zum Direktor wählten, wie von Seiten seiner Fachgenossen und namentlich von Seiten seiner zahlreichen Schüler wurden ihm mannigfache Beweise der Anerkennung, Verehrung und Liebe zu Theil. — Doch der Anstrengung einer so außerordentlichen Thätigkeit war sein Körper nicht gewachsen. Schon im Jahre 1885 stellten sich die Vorboten der Krankheit ein, gegen welche menschliche Hilfe sich als machtlos erweisen sollte, und welcher er, bis an sein Ende treu gepflegt von seiner Gattin, Sonntag, den 20. Februar 1887 früh $2^1/_2$ Uhr erlag. — Das Professorenkollegium der Technischen Hochschule verlor in Birnbaum einen Genossen, der durch seine uneigennützige und gerechte Behandlung aller Fragen gemeinsamer Berathung, durch ideale Auffassung seines Lehrberufes, durch strenge Pflichterfüllung und durch sein stets freundliches und opferwilliges Entgegenkommen

Digitized by Google

sich ein Anrecht auf bleibendes Andenken erworben hat. (Karl Engler in Jahrgang XX Heft 4 der »Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft« Berlin 1887 Seite 473 ff.)

Johann Reinhard Blum.

Der äußere Lebenslauf des Mannes, mit welchem der letzte bedeutende Repräsentant einer ruhmvollen und bis zu gewissem Grade abgeschlossenen Entwickelungsperiode mineralogischer Wissenschaft in Deutschland zu Grabe ging, war ein einfacher. Johann Reinhard Blum wurde am 28. Oktober 1802 in Hanau geboren und bezog nach der üblichen Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt im Frühjahr 1821 die Universität Heidelberg, um, mehr den väterlichen Wünschen entsprechend als eigener Neigung folgend, Kameralia zu studiren. Im Spätjahr 1823 setzte er sein Studium an der Universität Marburg fort und bestand 1824 und 1825 die Staatsprüfungen in seinem Fache. Als dann sein Vater starb, kehrte J. R. Blum nach Heidelberg zurück, um hier unter der Leitung seines Schwagers K. C. v. Leonhard, der 1818 als der erste Professor der früher mit der Chemie verbundenen Mineralogie an die Universität berufen war, sich ganz mineralogischen Studien zu widmen, für welche ihm gerade seine Vaterstadt, der Wohnsitz von J. K. Kopp, C. L. Gärtner, später von C. Rößler und früher auch von Leonhard mannigfache Anregung geboten haben muß. Im Frühjahr 1828 habilitirte sich J. R. Blum nach erfolgter Promotion an der Ruperto-Carolina und gehörte dieser dann ununterbrochen als Docent, seit 1838 als außerordentlicher, seit 1856 als ordentlicher Professor an. Im Herbst 1877 erbat und erhielt der Hochbetagte den wohlverdienten Ruhestand und genoß nun in würdiger Muße eines sonnigen Lebensabends, der ihm durch die hingebende Liebe einer theuren Gattin, durch die Verehrung geliebter Kinder und Enkel verschönt wurde. Bis in sein letztes Lebensjahr hinein bewahrte er sich die geistige Frische und das warme Interesse für seine Wissenschaft, sowie besonders auch für die Weiterentwickelung der Anstalt, welche er begründet hatte. Leider erschwerte ihm die Abnahme des Gehörs mehr und mehr den Verkehr mit der Außenwelt und ein unheilbares Magenleiden machte das Ende seines Lebens zu einem überaus schmerzvollen. Am 21. August 1883 schloß Johann Reinhard Blum die Augen. — Die Thätigkeit Blums als Forscher und Schriftsteller erstreckt sich über ein halbes Jahrhundert, von 1828 bis 1879, aber trotz des nicht unbedeutenden Umfanges seiner Werke und trotz ihrer Vertheilung über einen, nach Menschenleben gemessen, so langen Zeitraum geht durch alle seine Arbeiten ein überraschend einheitlicher Zug. Gleich in der ersten Studie »Pinit im Granite der Umgegend von Heidelberg aufgefunden.« (Taschenbuch für Mineralogie XXII. 2. 1828), mit der er in die Reihe der mineralogischen Schriftsteller eintrat, finden wir ihn auf dem Boden, den er sein ganzes Leben hindurch so erfolgreich und mit dem vollen Bewußtsein seiner Eigenart bearbeitet hat. »Es gibt viele Monographien einzelner Mineralspezies, welche theils die krystallographische oder physikalische, theils die chemische Seite derselben besonders berücksichtigt haben; allein nur äußerst selten wurde dabei auf die Beziehungen eingegangen, in welchen ein solches Mineral zu andern Mineralien steht, auf seine petrographischen und genetischen Verhältnisse« — mit diesen Worten, in denen seine persönliche Auffassung von dem Ziele mineralogischer Forschung zu klarem Ausdruck gelangt, leitet Blum seine Arbeit über den Epidot »Der Epidot in petrographischer und genetischer Beziehung.« (Neues Jahrb. f. Min. ꝛc. 1862. 419) ein. Gründlich abhold jeder einseitigen Erfassung seiner Wissenschaft, sei es von krystallographischem oder chemischem Gebiete her, war ihm das Mineral nicht ein todter Stoff mit einem bestimmten Komplex verschiedener Eigenschaften,

Digitized by Google

von denen man je nach Neigung und Anlage diese oder jene vorzugsweise erforscht. Seinem stets auf das Ganze gerichteten Blick erschien das Mineral vielmehr als ein Lebendiges, das da wird, in steter Wechselwirkung mit anderen Mineralien sich wandelt und endlich anderen Bildungen Platz macht, mitwirkend so in dem gewaltigen und doch zumeist so unmerklich verlaufenden Prozeß, den wir die Geschichte der Erde nennen. Nicht einen Krystallographen, nicht einen Krystallphysiker, noch einen Mineralchemiker darf man ihn nennen; er war Mineraloge und in kaum einem andern Mineralogen seiner Zeit war der Sinn für die geologische Bedeutung und die geologische Abhängigkeit des Minerals so mächtig, wie in Blum. Die Fragen nach den geognostischen Existenzbedingungen der Mineralkörper, nach dem Einfluß des Muttergesteins oder des Vorkommens auf eine bestimmte Art der Formenentwickelung, nach den Vorgängen, welche den stofflichen Wandel im Mineral, und damit im Gestein bedingen — das sind die Fragen, denen er sich mit Vorliebe zuwendet und zu deren Beantwortung ihn seine liebevolle Versenkung in den Gegenstand seiner Forschung, seine reiche Erfahrung, sein scharfes Auge und ein fast divinatorisches Deutungsvermögen in hohem Grade befähigten. Es unterstützten ihn dabei in nicht zu unterschätzender Weise ein ausgesprochenes Sammeltalent und eine peinliche Ordnungsliebe, die ihm jeden Augenblick aus den sich häufenden Schätzen das zur Hand zu haben gestattete, dessen er bedurfte. — Daß sich bei dieser Richtung seiner Studien, die auch in seinem Lehrbuche der Oryktognosie so glücklich zu Tage tritt, seine Aufmerksamkeit früh den damals noch wenig bekannten Pseudomorphosen zuwandte, ist fast selbstverständlich. Von den ersten Jahren seiner mineralogischen Forscherthätigkeit an sammelte Blum mit Eifer, was ihm von Pseudomorphosen unter die Hände kam und beschäftigte sich mit dem Plane zu einer erschöpfenden Monographie über diesen Gegenstand. Im Frühling 1841 sah Leopold v. Buch die Blum'sche Sammlung, erkannte sofort die hohe Bedeutung des Gegenstandes für die Geologie und drängte den Besitzer zur Veröffentlichung seiner Beobachtungen. So erschienen 1843 »die Pseudomorphosen des Mineralreichs von Dr. J. Reinhard Blum«, ein Buch, welches den Verfasser rasch in weitesten Kreisen bekannt machte und welches seinem Namen die Dauer sichert, so lange es eine Geschichte der Mineralogie geben wird. Es wäre schwer, die Bedeutung dieses Buches wärmer anzuerkennen und den Eindruck, den es bei seinem Erscheinen machte, lebendiger zu schildern, als es Leopold v. Buch in einem Briefe an Blum vom 25. Juni 1843 gethan hat, welchen dieser erst in dem Vorworte zum 4. Nachtrage seiner Pseudomorphosen, seiner letzten wissenschaftlichen Arbeit, mittheilte, um die Widmung des ganzen Werkes an die Manen des großen deutschen Geologen zu motiviren. »Ihr schönes, herrliches, an Thatsachen überreiches Werk,« schreibt derselbe, »begründet eine neue Wissenschaft, an die man oft gedacht, aber nie den Muth gehabt hat, sich mit ihr zu beschäftigen. Es ist die geognostische Chemie. — — Vielleicht werden gute und gründliche Beobachter, deren wir, trotz Gletscher und Eiszeit, hin und wieder noch haben, den von Ihnen vorgezeichneten Weg verfolgen, aufgeregt durch ein Buch, welches Thatsache an Thatsache reihet und dann haben Sie als Verdienst, der ganzen Geognosie auf diesem Wege eine neue und höchst lehrreiche Richtung gegeben zu haben. Utinam!!« — Das Urtheil Leopold v. Buch's ist volle 40 Jahre alt und gilt noch heute zu Recht. Ja, man wird kühn behaupten dürfen, daß Blum's Pseudomorphosen noch auf manche Generationen hinaus die reichste Quelle der Belehrung über das Thatsächliche dieser Bildungen bleiben werden. Gewiß wird die Gruppirung der von ihm mitgetheilten Thatsachen mit der Zeit sich ändern, man wird dieselben von andern Gesichtspunkten aus betrachten, andere und neue Schlüsse aus ihnen ziehen, aber immer wird man von seinen Beobachtungen ausgehen, seine

Digitized by Google

mmer klaren und präzisen, oft geradezu meisterhaften Beschreibungen studiren müssen. — Blums Auffassung der Mineralogie und ihrer Aufgaben mußte ihn mit Nothwendigkeit über diese hinaus und zur Petrographie hinüber führen, die er durch eine Reihe von Einzelarbeiten gefördert und in seinem »Handbuch der Lithologie oder Gesteinslehre. Erlangen 1860« im Zusammenhange zur Darstellung gebracht hat. Ohne auf die Fülle von Einzelbeobachtungen einzugehen, welche seinen petrographischen Arbeiten noch heute ihren Werth sichern, beschränken wir uns auf eine kurze Charakteristik seines persönlichen Standpunkts auf diesem Gebiete. — Blum war durch die Mineralogie, nicht durch die Geologie zur Petrographie gelangt; sein wohl eben so sehr durch die Verhältnisse, wie durch die eigene Neigung bedingter Entwicklungsgang hatte ihn vom Mineral zum Gestein, nicht von der Formation zur Felsart geführt. Daher war ihm das Gestein wesentlich ein Mineralaggregat, nicht ein geologischer Körper. Nirgends tritt das, man möchte sagen, greller hervor, als in seiner Systematik der Gesteinslehre. Ohne die Kenntniß seines Entwicklungsganges würde es schwer verständlich sein, wie derselbe Forscher, der bei den Mineralien den genetischen und paragenetischen Beziehungen so emsig nachgeht, bei den Gesteinen den gleichen Verhältnissen so wenig Rechnung trägt. Man kann wohl sagen, daß er ebenso ein vorwiegend mineralogischer Petrograph, wie geognostischer Mineraloge war und charakterisirt damit nicht unzutreffend den einheitlichen Zug in seinem Schaffen. Die mineralogische Diagnose der Gesteinselemente und ihre Verbandverhältnisse, die accessorischen Mineralien und Bestandmassen, die Varietätenbildung durch Wechsel in der Zusammensetzung, im Korn und in der Struktur, die Verwitterungsvorgänge interessiren ihn in erster Linie. Die Wechselwirkung von Gestein zu Gestein, die Stellung desselben im Formationsverbande und sein Verhalten gegenüber den gebirgsbildenden Kräften ziehen seine Aufmerksamkeit in geringerem Grade an. — Die Wissenschaft, in welche Blum seine Zuhörer einzuführen berufen war, gehört nicht zu denen, welche auf größere Kreise anziehend zu wirken pflegen, auch nicht zu denen, welchen man durch die Kunst des Vortrags bestrickenden Reiz zu verleihen vermag. Der traditionelle Lehrstoff akademischer mineralogischer Vorlesungen war in der Blüthezeit von Blum's Lehrthätigkeit ein gar sprödes Ding. Das einheitliche logische Band, welches die neueren Untersuchungen uns in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Mineralwelt haben erkennen lassen, wurde damals kaum geahnt, konnte jedenfalls noch nicht lehrerisch verwerthet werden; — das elegante physikalische Experiment, durch welches wir heute den Vortrag beleben können, fehlte damals durchaus. Dennoch verstand es Blum, Jahr für Jahr unter der Zahl seiner Zuhörer einen größeren oder kleineren Theil mineralogisch zu erwecken; manchen der heute an deutschen und fremden Hochschulen thätigen Lehrer hat er der Mineralogie geworben; alle seine Schüler hingen an ihm mit dankbarer Liebe und Verehrung. Diese Lehrerfolge verdankte Blum nicht nur der vollen Sachkenntniß, mit der er den Lehrstoff übermittelte, und der peinlichen Sorgfalt, womit er das Demonstrationsmaterial auswählte und erläuterte, sondern vor allen Dingen seinem eigensten Wesen als Mensch. Er imponirte seinen Schülern nicht und wollte ihnen nicht imponiren, aber er gewann sie durch die schlichte Einfachheit, die treuherzige Freundlichkeit, die stille bescheidene Wahrheit seiner Natur. Es war schwer, sich dem heiteren Bann seines hellen Auges zu entziehen; man hatte ihn lieb, ehe man es recht wußte, und dann übertrug sich von selbst die Wärme des Forschers für seinen Gegenstand auch auf den Schüler. Ebenso war ihm das Verhältniß zu seinen Schülern ein vorherrschend persönliches, seine Schüler waren ihm zugleich Freunde. Und diesem herzlichen Verhältniß wollten auch seine dankbaren Schüler einen Ausdruck geben, als sie im Jahre 1877 das Bild des

Digitized by Google

geliebten Lehrers in die von ihm gegründete und mit unendlicher Sorgfalt geordnete Sammlung des mineralogisch-geologischen Instituts stifteten. — Blum erfreute sich nicht, wie die oben mitgetheilten Daten es zeigen, eines raschen Erfolgs in seiner Laufbahn; spät fanden seine Verdienste die amtliche Anerkennung. Aber reich gesegnet war er durch den eigenen anspruchslos bescheidenen und männlich geraden Sinn, der der äußeren Ehren nicht bedarf, durch innigstes Familienglück, durch die Anerkennung der Besten seiner Zeit und durch die Dankbarkeit der Wissenschaft, der er diente, und die in das goldene Buch der Ehren zu den Namen seiner Zeit- und Fachgenossen deutscher Zunge August Breithaupt, Wilhelm Haidinger, Johann Friedrich Ludwig Hausmann, Karl Friedrich Naumann, Gustav Rose auch eingetragen hat den Namen von Johann Reinhard Blum. (H. Rosenbusch im Neuen Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1883. Bd. II.*)

Johann Kaspar Bluntschli

wurde am 7. März 1808 zu Zürich geboren. Er entstammte einer alten Züricher Bürgerfamilie. Seine erste Schulbildung genoß er in der städtischen Elementarschule; später besuchte er das Institut des Pfarrers Schoch und die gelehrte Schule. Von da ging er in das Collegium humanitatis, im vulgären Sprachgebrauch die »Siebente« genannt, über, eine Bildungsanstalt, welche etwa der Secunda eines jetzigen Gymnasiums entsprechen mag. An diese schloß sich die sogenannte »erste Achte« an, eine philologische Klasse, in welcher alte Sprachen und Literatur der Griechen und Römer noch das Hauptstudium bildeten. Auf die »erste« folgte in dem allgemeinen Bildungsgange regelmäßig die »zweite« und »dritte Achte«, welche, da die damalige höhere Schule in Zürich wesentlich für die reformirte Kirche angelegt war, den Uebergang zum theologischen Fachstudium bildeten. — Bluntschli's Freunde gingen größtentheils aus der »ersten« in die »zweite« und »dritte Achte« über. Er selbst machte zwar das entscheidende Examen, das sogenannte »Rigidum«, noch mit. Nachdem er dasselbe glücklich bestanden hatte, erklärte er aber den Professoren, daß er nicht Theologie, sondern Rechtswissenschaft studiren wolle. Zu diesem Entschluß hat augenscheinlich ebensowohl eine instinktive Hinneigung zum Staate als der Zweifel am hergebrachten Kirchenglauben mitgewirkt. — Für die Ausbildung von Juristen und Staatsmännern bestand damals in Zürich das »Politische Institut«, eine nur dürftige Anstalt. Doch wirkten an derselben zwei jüngere Dozenten, welche auf Bluntschli's Ausbildung von großem Einfluß wurden: Friedrich Ludwig Keller und der Rathsschreiber Ferdinand Meyer. Ersterer führte seinen Schüler in das Studium des römischen Rechtes ein, Letzterer wirkte mehr in patriotischer Richtung, lehrte die Staatengeschichte der Schweiz und regte zu geschichtlichen Studien an — Im Oktober 1827 vertauschte Bluntschli Zürich mit der Universität Berlin. Hier erwartete ihn rege geistige Anregung. Namentlich zog ihn Savigny an, unter dessen Leitung er vorzugsweise römisches Recht studirte. Durch den Einfluß Savigny's wurde er ein entschiedener Anhänger der historischen Rechtsschule, für welche ihn bereits Keller in Zürich gewonnen hatte. Neben Savigny wurde Bluntschli vorzugsweise durch Schleiermacher angeregt, dessen Monologe schon in dem Züricher Freundeskreise viel gelesen und besprochen waren und einen großen Eindruck auf die jugendlichen Gemüther hinterlassen hatten. Er hörte bei ihm Dialektik und besuchte regelmäßig seine Predigten. Dagegen konnte er Hegel keinen Geschmack abgewinnen. Dieser war ihm »zu abstrakt, zu künstlich, zu unverständlich«. »Es fehlte mir,« sagt er selbst, »der Glaube nicht blos an die Wahrheit, sondern sogar an die Wahrhaftigkeit seiner Philosophie.« Während

*) Ein vollständiges Verzeichniß der wissenschaftlichen Arbeiten Blum's ist a. a. O. dem Nekrolog beigefügt.

Digitized by Google

seines Berliner Aufenthaltes bearbeitete Bluntschli auch die Preisaufgabe der juristischen Fakultät über das römische Notherbenrecht nach Novelle 115. Gegen sein Erwarten wurde die Arbeit mit dem Preise gekrönt. — Im September 1828 bezog Bluntschli die Universität Bonn. Hier interessirten ihn namentlich Hasse's Vorlesungen über Pandekten, Erbrecht und deutsches Privatrecht und die Niebuhr's über römische Geschichte und französische Revolution. Am Schluß des Sommersemesters 1829 bestand er das Doktorexamen; als Dissertation wurde die Berliner Preisschrift benutzt, welche in deutscher Sprache umgearbeitet unter dem Titel: »Entwicklung der Erbfolge gegen den letzten Willen nach römischem Recht mit besonderer Rücksicht auf die Novelle 115. Bonn 1829« erschien. — Zum Abschluß seiner Studien ging Bluntschli nach Paris. Seine Absicht war dabei weniger, das juristische Studium fortzusetzen, als sich mit dem großartigen Leben der französischen Hauptstadt bekannt zu machen und französisch sprechen zu lernen. — Der Gedanke, mit dem sich Bluntschli eine Zeit lang getragen, sich an einer deutschen Universität als Privatdozent zu habilitiren, wurde wieder aufgegeben. Er beschloß, seine Wirksamkeit in Zürich zu beginnen. Er kehrte daher im März 1830 in seine Vaterstadt zurück, wo er sich am 19. April mit Emilie Vogel verlobte, der er schon seit Jahren in Liebe zugethan war und welche die treue Gefährtin seines Lebens wurde. — In Zürich eröffnete sich Bluntschli zunächst die Gelegenheit, Vorträge an dem Politischen Institut zu übernehmen. Um die Praxis kennen zu lernen, erwirkte er sich die Erlaubniß, in dem Amtsgericht Zürich, dem Hauptsitz der wissenschaftlichen Rechtspflege, als Auditor den Verhandlungen beizuwohnen. Außerdem erhielt er Zutritt zu den Verhandlungen der Regierungskommission des Innern und ihrer selbständigen Unterabtheilung, der Kommission für administrative Streitigkeiten, welche die verwaltungsrechtlichen Streitsachen in oberster Instanz beurtheilte. Auf diese Weise erwarb er sich nähere Bekanntschaft mit dem Verwaltungsrecht. Bald darauf wurde er bei diesen Kommissionen als Regierungssekretär angestellt und hatte insbesondere die Kanzleigeschäfte der letzteren Kommission zu besorgen. So trat er noch unter der Herrschaft der Restaurationsverfassung von 1814 in den Züricher Staatsdienst ein. — Diese Verfassung brach unter den Stürmen der Julirevolution zusammen. An den auf Reform der Verfassung gerichteten Bewegungen hatte Bluntschli als ein eifriges Mitglied der Reformpartei, der sogenannten »Jungen«, wesentlichen Antheil genommen. Die neue Staatsverfassung war am 31. März 1831 durch Volksabstimmung angenommen worden. Das Inkrafttreten derselben bewirkte eine Aenderung in der äußeren Lebensstellung Bluntschli's. Auch noch in anderer Hinsicht war diese Zeit für ihn bedeutungsvoll. Am 7. März 1831 hatte er seine Braut heimgeführt und einen eigenen Hausstand begründet. — Bluntschli wurde zum Gerichtsschreiber des neuen Bezirksgerichtes Zürich gewählt; als Notar der Stadt und Führer der Grundbuchprotokolle erlangte er einen genauen Einblick in das mannigfaltige Rechtsleben der Menschen. Namentlich lernte er erst jetzt das Züricher Recht näher kennen und begreifen. Dasselbe war wissenschaftlich noch wenig bearbeitet, geschichtlich noch gar nicht erforscht. Dem jungen Gelehrten erschien es daher als eine lockende Aufgabe, wissenschaftliche Studien über dieses Recht zu machen. Die Stellung des Gerichtsschreibers und Notars, obwohl gut dotirt, konnte Bluntschli auf die Dauer nicht befriedigen. Seine Natur verlangte nach größerer Freiheit und Bewegung, die einförmige und kleinliche Praxis that seinen wissenschaftlichen Bestrebungen kein Genüge. Es eröffnete sich ihm aber bald eine ihm mehr zusagende Wirksamkeit. Unter dem Einfluß der Verfassungsänderung war auch eine Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens in Zürich erfolgt. Zu Ostern 1833 wurde die neu gegründete Universität Zürich eröffnet. Bluntschli erhielt an derselben eine Stellung als außerordentlicher Professor. Sein Amt als Bezirksgerichtsschreiber und Notar gab er nun-

Digitized by Google

mehr auf, um sich ungehindert dem wissenschaftlichen Beruf widmen zu können. Weil aber die Professur ein ausreichendes Einkommen für die Unterhaltung einer Familie nicht gewährte, so nahm er daneben das Amt eines Rechtskonsulenten der Stadt an, welches in demselben Jahre neu gegründet wurde. — An der Universität lehrte Bluntschli zunächst als Mitglied der staatswissenschaftlichen Fakultät römisches Recht. Er las Institutionen, Rechtsgeschichte, Pandekten und leitete Interpretationsübungen. Allmählich aber nahmen seine Studien eine andere Richtung, welche ihn vom römischen Rechte weg und dem deutschen Rechte zuführte. Hierauf wirkte namentlich seine nähere Beschäftigung mit dem Züricher Rechte. In der Schweiz war die Entwicklung des deutschen Rechtes nicht durch die Rezeption des römischen unterbrochen worden, sondern dasselbe hatte sich auf seiner nationalen Grundlage fortgebildet. So überzeugte sich auch Bluntschli, daß das Züricher Recht in allen seinen Grundbegriffen nicht aus dem römischen, sondern nur aus dem deutschen Recht zu erklären sei. Er fing an, die Geschichte des Züricher Rechts näher zu untersuchen, in Archiven und wo sonst Aufschluß zu finden war, allerlei Notizen über dasselbe zu sammeln. Aus diesen Studien ist allmählich die »Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich« erwachsen, welche in erster Auflage 1838 und 39, in zweiter 1856 erschien. Das Werk ist unzweifelhaft eine der bedeutendsten Arbeiten, welche wir auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte über die Entwicklung eines Partikularrechtes besitzen. Die Grundsätze der historischen Schule sind in demselben zum ersten Male auf ein Rechtsgebiet der Schweiz angewendet. Und dies ist nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der schweizerischen Rechtswissenschaft geblieben. Das Bluntschli'sche Werk über Zürich hat Anregung zu einer Reihe werthvoller Arbeiten über andere schweizer Kantone und Landschaften gegeben. — Hatte sich Bluntschli in seiner Züricher Rechtsgeschichte als ein entschiedener Anhänger der geschichtlichen Rechtsschule gezeigt, so suchte er sich doch von den Einseitigkeiten derselben frei zu halten. Er erstrebte eine Verbindung der philosophischen und historischen Richtung, welche er namentlich auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes für nothwendig erachtete. In diesem Sinne schrieb er eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: »Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen«, welche zuerst 1839 in den Halle'schen Jahrbüchern von Arnold Ruge veröffentlicht wurden, später als besondere Schrift 1841 und in zweiter Auflage 1862 erschienen sind. — In den äußeren Verhältnissen Bluntschli's war inzwischen in sofern eine Veränderung vor sich gegangen, als er durch Dekret der Erziehungsrathes vom 15. Oktober 1836 zum ordentlichen Professor an der Hochschule ernannt wurde. — Neben der wissenschaftlichen Thätigkeit hat Bluntschli aber in dieser Zeit auch eine bedeutende politische Wirksamkeit entwickelt. Durch diese wurde er tief in die damaligen schweizerischen Parteikämpfe hineingezogen. In der Reformpartei der »Jungen«, welche die Verfassungsrevision durchgesetzt hatte, war bald nach Erreichung des Zieles eine Spaltung eingetreten. Es schieden sich die radikalen Elemente, an deren Spitze namentlich M. Hirzel und Keller standen, von den gemäßigten oder konservativen, denen neben F. Meyer und Anderen auch Bluntschli zugehörte. Zunächst konnte dieser, da er durch sein jugendliches Alter von dem großen Rathe ausgeschlossen war, den Kämpfen allerdings nur aus der Ferne zuschauen. Dagegen wurde er in den großen Stadtrath gewählt und nahm Theil an den städtischen Angelegenheiten. Erst nachdem er am 7. März 1837 das dreißigste Lebensjahr angetreten hatte, erfolgte seine Wahl in den großen Rath, welcher Körperschaft er ununterbrochen bis Frühjahr 1848, d. h. bis zu seiner Uebersiedlung nach München, angehörte. — Im großen Rathe befand sich die Partei der Gemäßigten oder Konstitutionellen, welcher Bluntschli sich anschloß, zunächst in der Minderheit. Eine große Umwälzung in den Züricher Verhältnissen bewirkte die Bewegung des Jahres 1839.

Digitized by Google

Der Erziehungsrath hatte den Beschluß gefaßt, David Strauß, den Verfasser des »Leben Jesu«, als Professor der Dogmatik an die theologische Fakultät der Universität zu berufen. Die große Mehrheit der Bevölkerung wollte aber von dieser Berufung nichts wissen, weil sie fürchtete, daß die Wirksamkeit von Strauß in Zürich zu einer Zerstörung des Glaubens und der Kirche führen könne. Auch Bluntschli vertrat, trotz seiner liberalen kirchlichen Anschauung, diesen Standpunkt und gab demselben in einer Verhandlung des großen Rathes am 31. Januar 1839 entschiedenen Ausdruck. Die entgegengesetzte Meinung behielt jedoch die Oberhand, und nunmehr bestätigte der Regierungsrath am 2. Februar die Berufung. Das Volk leistete Widerstand. Eine Massenpetition, für welche sich 39 225 stimmberechtigte Personen, d. h. nahezu die Gesammtheit der Wähler erklärten, forderte die Rückgängigmachung der Berufung, zu welcher sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung der Regierungsrath und der große Rath entschließen mußten. Die Spannung und das Mißtrauen gegen die Regierung waren aber dadurch nicht beseitigt. Es kam im September 1839 zu einer revolutionären Erhebung der Landbevölkerung, welche die Bildung einer provisorischen Regierung und die Auflösung des großen Rathes zur Folge hatte. — Die Neuwahlen zum großen Rathe ergaben eine von der früheren durchaus verschiedene Zusammensetzung. Es wurden verhältnißmäßig wenig Radikale, dagegen viele Konservative gewählt. Unter den Gewählten befand sich Bluntschli, der nunmehr zu den führenden Persönlichkeiten der Majorität gehörte. Bei der Neubesetzung der obersten Landesbehörden wählte ihn der große Rath in den Regierungsrath, wo ihm der Vorsitz in dem Rathe des Innern übertragen wurde. Die Stelle als Rechtskonsulent der Stadt gab er jetzt auf, dagegen behielt er auf Wunsch des Erziehungsrathes seine Professur an der Universität bei. Er wurde auch zum Mitglied des vorörtlichen Staatsrathes ernannt und so in die damalige Leitung der eidgenössischen Politik eingeführt. Unter den Arbeiten, welche er in seiner amtlichen Stellung ausführte, mag namentlich das Vormundschaftsgesetz für den Kanton Zürich erwähnt werden, die erste größere Leistung auf gesetzgeberischem Gebiete. — Die im Jahre 1839 an die Spitze des Staates getretene Regierung, welche sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzte, ermangelte einer klaren und zielbewußten Politik. Die Folge davon war, daß die Radikalen wieder mehr Boden in der Bevölkerung gewannen. Namentlich wußten sie die vermittelnde Haltung der Züricher Regierung in der Aargauer Klosterfrage für sich auszunutzen und sich als die Vertreter und Vorkämpfer des Protestantismus und des staatlichen Fortschritts gegenüber den Klöstern und der katholischen Partei hinzustellen. Mit Besorgniß sah man daher den im Mai 1842 stattfindenden Neuwahlen zum großen Rathe entgegen. In diese Zeit der Spannung und Ungewißheit fällt die Bekanntschaft Bluntschli's mit einem Manne, der auf ihn einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt hat, dem Philosophen Friedrich Rohmer. Bluntschli lernte ihn um Weihnachten 1841 kennen. Friedrich Rohmer war damals ein Mann von 27 Jahren, also mehrere Jahre jünger als Bluntschli. Aber dieser wurde ganz in den Bannkreis jener Persönlichkeit hineingezogen. Die Beziehungen Bluntschli's zu Rohmer ziehen sich wie ein rother Faden durch sein ganzes Leben hindurch. »Ich habe,« sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, »auch später Niemanden gesehen, der mir den persönlichen Eindruck des einzigen Genies so entschieden gemacht hätte, wie er. Ich nehme nicht einmal den Fürsten Bismarck aus, der an Genialität etwas Verwandtes mit ihm hat, in der Praxis ihn weit übertrifft, aber als Denker doch sehr hinter ihm zurücksteht.« — Der universelle Geist Bluntschli's hat ihn vor einer engen Begrenzung auf seine Fachwissenschaft bewahrt. Mit Vorliebe hatte er sich schon früher philosophischen und religiösen Problemen zugewendet. Diese Neigung mag den Beziehungen zu Rohmer fördernd entgegen

Digitized by Google

gekommen sein. Auffällig ist allerdings, daß die mystisch-pantheistische Weltanschauung jenes Philosophen ihn so ganz gefangen genommen hat. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß in ihm selbst, wie aus gelegentlichen früheren Aeußerungen hervorgeht, trotz aller Verstandesklarheit Elemente einer solchen Auffassung vorhanden waren, welche durch den Einfluß von Rohmers Persönlichkeit eine wesentliche Verstärkung erhielten. Doch auch gemeinsame politische Thätigkeit, insbesondere der Gegensatz gegen die Radikalen, brachte beide Männer in nähere Beziehung. Bemerkenswerth ist der erfolgreiche literarische Kampf, welchen Rohmer und seine Freunde während der ersten Monate des Jahres 1842 in dem »Beobachter aus der östlichen Schweiz« gegen Ludwig Snells »Schweizerischen Republikaner« führten. — In dem öffentlichen Wirken Bluntschli's macht sich der Einfluß Rohmer's namentlich nach zwei Richtungen bemerkbar. Angeregt durch die Rohmer'sche Parteilehre begründete er eine liberal-konservative Partei für den Kanton Zürich, welche sich allmählich auch über andere Kantone der Schweiz ausbreitete. Sie sollte unter Zurückweisung der Extreme gemäßigte Konservative und Liberale zu einem gemeinsamen Wirken vereinigen. Aber auch auf wissenschaftlichem Gebiete wollte Bluntschli die Rohmer'schen Ideen zur Geltung bringen. In den 1844 erschienenen psychologischen Studien über Staat und Kirche versuchte er mit Hilfe der Rohmer'schen Psychologie die Natur des Staates tiefer zu erkennen. Die Grundanschauung, welche das Werk durchzieht, ist die Auffassung des Staates als Organismus. Diese hat insofern eine Berechtigung, als sie früheren mehr mechanischen Auffassungen des Staatslebens entgegentritt. Aber die Bezeichnung des Staates als Organismus bleibt doch immer nur ein Vergleich, der mit Vorsicht angewendet werden muß. In Bluntschli's Studien wird aber die Gleichstellung des Staates mit den natürlichen Organismen, insbesondere mit dem Menschen in einer so weitgehenden Weise durchgeführt, daß sie bei einer unbefangenen Prüfung ernste Bedenken erwecken muß. — In Zürich hatten am 1. Mai 1842 die Neuwahlen zum großen Rathe stattgefunden. Die beiden Hauptparteien waren fast in gleicher Stärke aus den Wahlen hervorgegangen, so daß bei Abstimmungen einige in der Mitte stehende schwankende Stimmen den Ausschlag gaben. Doch gelang es, nachdem die beiden bedeutendsten Führer der Radikalen, Keller und Hirzel, Ersterer durch seinen Weggang nach Preußen, Letzterer durch den Tod, der Betheiligung an der Züricher Politik entzogen waren, das Gewicht der liberal-konservativen Partei im Großen Rathe zu verstärken. Es bildete sich eine schwache, aber stetige und wachsende Mehrheit, zu deren Leitern auch Bluntschli gehörte. Dagegen hatte der Versuch, welchen dieser mit Rücksicht auf die im Jahre 1845 auf Zürich übergehende vorörtliche Leitung der Schweiz machte, eine Verständigung unter den beiden Hauptparteien herbeizuführen, keinen Erfolg. Eine fruchtbringende Wirksamkeit entwickelte er in dieser Zeit bei der Bearbeitung des privatrechtlichen Gesetzbuches für den Kanton Zürich, dessen Redaktion ihm schon früher übertragen war, ein Auftrag, der auch von dem neuen großen Rathe bestätigt wurde. Die Gesetzeskommission war ein neutraler Boden, auf welchem die Angehörigen verschiedener Parteien einträchtig zusammen wirkten. — Bei den Vereinigungsbestrebungen war Bluntschli von dem Gedanken ausgegangen, falls dieselben gelängen, von Zürich als Vorort aus eine Pazifikation der gesammten Schweiz durchzuführen, wo sich Radikale und Konservative schroff gegenüberstanden. Diese Absicht mißlang. Vielmehr wurden die Gegensätze stärker als zuvor. Ein Antrag Aargau's, den Jesuitenorden von Bundes wegen in der Schweiz aufzuheben und auszuweisen, war von der Tagsatzung abgelehnt worden, auch Zürich hatte dagegen gestimmt. Aber eine Beruhigung der konfessionellen Erregung wurde dadurch nicht herbeigeführt, weil der Kanton Luzern kurz darauf beschloß, die Jesuiten für die Leitung der katholischen Abtheilung des Lyceums und des Priesterseminars zu berufen.

Digitized by Google

Eine radikale Erhebung gegen diesen Beschluß wurde, da die Unternehmung kopflos geplant und die Freischaaren schlecht geleitet waren, von der Regierung schnell niedergeschlagen. — Unter dem Eindruck dieser Ereignisse fand in Zürich die Bürgermeisterwahl statt, bei welcher Bluntschli Kandidat der Liberal-Konservativen war. Er unterlag gegenüber dem Kandidaten der Radikalen, Regierungsrath Dr. Zehnder. Persönlich wurde ihm allerdings in sofern eine Genugthuung zu Theil, als er in derselben Sitzung zum Präsidenten des großen Rathes für 1845 gewählt wurde. Trotzdem legte ihm die Niederlage bei der Bürgermeisterwahl die Frage nahe, ob er nicht gänzlich aus der Regierung ausscheiden solle. Er ließ sich jedoch durch die Bitten seiner Freunde und mit Rücksicht auf die Wahl zum Präsidenten des großen Rathes bewegen, vorläufig noch auszuharren. — In immer steigendem Maße wirkten die allgemeinen schweizerischen Verhältnisse auch auf die politische Entwicklung in Zürich ein. Ein zweiter Freischaarenzug nach Luzern wurde in das Werk gesetzt. Er war zwar besser ausgerüstet, wurde jedoch ebenfalls von den Regierungstruppen geschlagen. Diese Niederlage hatte in allen reformirten Kantonen eine Stärkung des Radikalismus zur Folge. Auch Zürich erfuhr eine Umwandlung seiner Regierung. An Stelle der ausscheidenden konservativen Mitglieder des Regierungsrathes wurden radikale gewählt. Dies gab Bluntschli Veranlassung, seine Entlassung aus der Regierung zu erbitten. Er erhielt dieselbe in ehrenvoller Form am 5. April 1845. — Unter dem Einfluß dieser Ereignisse, bestärkt durch Eindrücke, die er auf einer Reise in München empfangen, faßte Bluntschli den Entschluß, energischer als bisher gegen den Ultramontanismus vorzugehen. Dies geschah zunächst durch Artikel über die Urkantone und die ultramontane Partei, welche er im April 1845 in der »Eidgenössischen Zeitung« veröffentlichte. An dem Entwurf des privatrechtlichen Gesetzbuches arbeitete er inzwischen rüstig fort. Außerdem beschäftigten ihn Studien über die Entstehung der eidgenössischen Bünde und die Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes. Dieselben wurden allmählich in einzelnen Heften veröffentlicht, der erste Abschnitt 1845, das Ganze 1849. Eine zweite Auflage des Werkes ist 1875 erschienen. — Die schweizerischen Verhältnisse näherten sich der Krisis. Bluntschli war zu der Ueberzeugung gekommen, daß weder er noch seine Partei in der nächsten Zeit etwas Erhebliches leisten könne. Die liberal-konservative Partei hatte von vorn herein den Fehler gehabt, daß in ihr das liberale Element zu wenig vertreten war. Schon dieser Umstand hinderte sie einen größeren Boden im Volke zu gewinnen. Für vermittelnde Richtungen bot sich aber damals überhaupt kein geeignetes Feld der Wirksamkeit dar. Immer entschiedener gewannen in den verschiedenen Kantonen die extremen Parteien, Ultramontane oder Radikale, das Uebergewicht. Die Frage, welche die Gemüther am meisten in Spannung erhielt, blieb die Jesuitenberufung nach Luzern. Gelang es, diese rückgängig zu machen, so bestand noch die Möglichkeit einer Ausgleichung der Gegensätze. Es wurde der Versuch gemacht, den Papst zur Abberufung der Jesuiten zu bestimmen. Zu diesem Zwecke hatte Bluntschli eine Denkschrift verfaßt, welche vielfache Unterschriften, aber meist von Protestanten, fand, deren Meinung in Rom nicht in das Gewicht fiel. Der Versuch blieb daher ohne Erfolg. Gleichzeitig beschäftigten Bluntschli Studien über die Schweizer Bundesreform; er arbeitete ein Reformprojekt aus, welches auf der bisherigen staatenbundlichen Grundlage beruhte. Aber die Verhältnisse drängten weiter. Im Jahre 1847 beschloß die Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten von Bundes wegen und die Auflösung des Sonderbundes der katholischen Kantone. Der Widerstand der sonderbündlerischen Kantone wurde durch die Uebermacht der eidgenössischen Truppen sehr bald gebrochen. Durch diese Ereignisse hatte sich gezeigt, daß das Bewußtsein der Gemeinsamkeit in der Schweiz weit stärker, das Gefühl der Kantonalsouveränetät viel schwächer

Digitized by Google

war, als man geglaubt hatte. Dadurch waren aber auch der Bundesreform andere Wege gewiesen. Bluntschli veröffentlichte damals eine anonyme Schrift unter dem Titel: »Stimme eines Schweizers für und über die Bundesreform 1847«, in welcher er die Ergänzung der Tagsatzung durch eine Nationalvertretung forderte. Für sich selbst aber sah er eine weitere gedeihliche Wirksamkeit in den Schweizer Verhältnissen als ausgeschlossen an. Er bereitete seinen Uebergang nach Deutschland vor. — Bluntschli dachte an eine Uebersiedlung nach Preußen. Er wollte nach Berlin zu Savigny gehen, um sich dort nach einem neuen Wirkungskreise umzusehen. Er erhielt aber eine dringende Einladung Friedrich Rohmers, der jetzt in München wohnte, zuerst dorthin zu kommen, und hier hielten ihn persönliche Freundschaft und politische Motive fest. Die in Zürich begonnene gemeinsame politische Arbeit Bluntschli's und Rohmers sollte hier auf einem größeren Felde fortgesetzt werden. Man prüfte, ob für Bluntschli in München eine Stellung zu erringen sei. Er selbst dachte zunächst für sich zu sorgen und, wenn das glücke, auch seinem Freunde Rohmer zur Anerkennung zu verhelfen. Diesem Plane stellte sich aber das Selbstbewußtsein Friedrich Rohmers entgegen. Dieser forderte von Bluntschli sofortiges Eintreten für ihn, wozu sich Letzterer auch entschloß. In Unterredungen mit König Ludwig und dem Minister Fürsten Wallerstein erlangte Bluntschli die Zusage, daß Friedrich Rohmer ohne förmliche Anstellung im Staatsdienste bei der Erledigung öffentlicher Angelegenheiten verwendet und ihm so Gelegenheit gegeben werden sollte, seine Ideen zur Geltung zu bringen. Für sich selbst brachte Bluntschli eine Professur in München in Vorschlag, welche er auch zugesichert erhielt. Ueber das Weitere sollte Friedrich Rohmer mit Fürst Wallerstein unterhandeln. — Damit hielt Bluntschli die Hauptsache für entschieden und kehrte im Januar 1848 nach Zürich zurück. Aber der Verwirklichung der Berufung stellten sich noch vielfache Schwierigkeiten entgegen. Rohmer, dem die weitere Verhandlung überlassen war, hatte diese vernachlässigt; bureaukratische Gewohnheiten wirkten hemmend ein, dazu kamen die Studentenunruhen, welche wegen der Lola Montez im Februar in München ausbrachen. Trotzdem nahm Bluntschli zum Ende des Wintersemesters 1847/48 seine Entlassung in Zürich, welche ihm unter ehrender Anerkennung seiner geleisteten Dienste ertheilt wurde. Am 3. März kam er wieder nach München, um die Angelegenheit der Berufung zum Abschluß zu bringen. Aber hier gerieth er mitten in die revolutionären Bewegungen hinein. In den kritischen Tagen hatte er Gelegenheit, sowohl mit dem Könige, als mit Fürst Wallerstein zu verhandeln. Er war sogar beauftragt, die Proklamation des Königs an sein Volk zu entwerfen, brachte aber dafür Friedrich Rohmer in Vorschlag, der dieselbe so spät fertig stellte, daß sie nicht mehr benutzt werden konnte. Der Rücktritt des Fürsten Wallerstein und die Abdankung des Königs stellten die Berufung wieder gänzlich in Frage. Doch ließ Bluntschli im April seine Familie von Zürich nach München übersiedeln. Erst am 8. November erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor des deutschen Privatrechts und des Staatsrechts; er konnte nunmehr seine Vorlesungen an der Universität beginnen. — Während dieser Zeit trat in dem persönlichen Verhältniß zu Friedrich Rohmer eine Wendung ein. Bluntschli war nach einer Unterredung mit König Max sehr warm für den Freund eingetreten; dieser hatte aber die ihm vom König gewährte Audienz durch eine vorzeitige Abreise vereitelt. Die Reizbarkeit Friedrich Rohmers hatte schließlich einen vollständigen Bruch zur Folge. Erst im Jahre 1853 wurden die Beziehungen wieder angeknüpft, die denn auch bis zu dem am 11. Juni 1856 erfolgten Tode Friedrich Rohmers fortdauerten. Die zeitweilige persönliche Entfremdung hat aber auf die Stellung Bluntschli's zu der Rohmer'schen Philosophie auch nicht den geringsten Einfluß geäußert. Und auch nach dem Tode Friedrich Rohmers hat der Plan einer Darstellung

Digitized by Google

seiner Lehre Bluntschli im Verein mit anderen Gesinnungsgenossen fast unausgesetzt beschäftigt. — Im Uebrigen fand Bluntschli sowohl an der Universität als in den sonstigen Kreisen Münchens vielfache Persönlichkeiten, mit welchen er bald in nähere Beziehungen trat, so namentlich Dönniges, Thiersch, Dollmann, Pözl, Konrad Maurer, später Heinrich v. Sybel. Auch mit Wilhelm Kaulbach verkehrte er freundschaftlich. Zu den sogenannten Symposien des Königs, geselligen Vereinigungen, bei welchen dieser namentlich Gelehrte und Künstler um sich versammelte, wurde er häufig zugezogen. Durch den Bau eines eigenen Hauses suchte er sich in München eine festere Heimath zu gründen. Auch an äußerer Auszeichnung fehlte es ihm nicht; so erhielt er z. B. im Jahre 1853, als der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft gestiftet wurde, denselben bei der ersten Verleihung. — Hatte während der Züricher Periode in Bluntschli's Thätigkeit die Politik einen breiten Raum eingenommen, so war die Zeit seiner Münchener Wirksamkeit mehr der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Einer praktisch politischen Thätigkeit stand einmal der Umstand entgegen, daß die deutschen Verhältnisse Bluntschli relativ fremd waren und er sich erst allmählich in dieselben einarbeiten mußte. Außerdem war es bei den damaligen bairischen Zuständen für einen Fremden — und als solche wurden alle angesehen, die nicht geborene Baiern waren — außerordentlich schwer, eine maßgebende politische Stellung oder einen durchgreifenden politischen Einfluß zu erringen. — In den Jahren 1851 und 52 erschien das Allgemeine Staatsrecht, zuerst in einem Bande, in den späteren Auflagen in zwei Bänden. Das Werk darf nach einer Richtung hin als bahnbrechend für die Entwicklung des Staatsrechtes in Deutschland bezeichnet werden. Die bisherigen staatsrechtlichen Arbeiten hatten sich entweder begnügt, das positive deutsche Staatsrecht darzustellen oder sie hatten ein naturrechtliches System aufgestellt, welches lediglich auf philosophischen Abstraktionen beruhte. Bluntschli erstrebte, wie er selbst sagte, eine Verbindung philosophischer und historischer Methode. Die vergleichende Darstellung der Einrichtungen verschiedener Staaten bildete die Grundlage, auf welcher sich die allgemeinen auf den Staat bezüglichen Sätze aufbauten. Umfassende Kenntniß der Einrichtungen und Zustände verschiedener Länder, klare und lichtvolle Darstellung, maßvolle und umsichtige Erörterung der politischen und legislativen Fragen zeichnen das Buch namentlich aus. Die Grenze zwischen Staatsrecht und Politik ist allerdings nicht immer scharf gezogen; die juristische Seite der Staatsbetrachtung tritt mehr in den Hintergrund und wird nicht selten von der politischen überwuchert. Aber das Verdienst, die erste Grundlage für eine vergleichende Darstellung des modernen Staatsrechts gelegt zu haben, ist dem Werke nicht zu bestreiten. Die Auffassung des Staates als eines Organismus durchzieht auch dieses Werk; doch ist dieselbe von den Auswüchsen befreit, welche ihr in den psychologischen Studien über Staat und Kirche noch anhafteten. — Im Jahre 1853 vereinigte sich Bluntschli mit seinen Kollegen Arndts und Pözl, um eine wissenschaftliche Zeitschrift, die »Kritische Ueberschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft«, herauszugeben. Zu dieser schrieb Bluntschli die Vorrede, in welcher er wiederum die Verbindung historischer und philosophischer Methode forderte. Die Zeitschrift ist später in die »Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege« übergegangen, welche noch jetzt die Stellung der bedeutendsten kritischen Zeitschrift auf dem Gebiete der gesammten Jurisprudenz einnimmt. — In demselben Jahre veröffentlichte Bluntschli sein »Deutsches Privatrecht«, das 1860 in zweiter und 1864, bearbeitet von Felix Dahn, in dritter Auflage erschienen ist. Die Tendenz des Werkes geht dahin, gegenüber dem Einfluß der romanistischen Jurisprudenz den Gehalt der noch in Geltung befindlichen und lebensfähigen deutsch rechtlichen Institute hervorzuheben. Aber seine

Digitized by Google

Darstellung ist eine mehr beschreibende als eine juristisch-konstruktive. Eine scharfe Formulirung der juristischen Begriffe läßt das Werk vermissen. Deßhalb hat es, obwohl es nicht ohne Verdienste ist, doch einen so nachhaltigen und wirksamen Einfluß nicht auszuüben vermocht, wie die öffentlich-rechtlichen und politischen Schriften Bluntschli's. — Im Jahre 1855 übernahm Bluntschli die Herausgabe des »Deutschen Staatswörterbuches« im Vereine mit Brater, mit dem er wissenschaftlich und politisch für das Leben verbunden blieb. Das Rotteck-Welcker'sche Staatslexikon entsprach den Anschauungen des deutschen Liberalismus der zwanziger und dreißiger Jahre. Seitdem war das politische Leben ein größeres geworden, man hatte vielfache Erfahrungen gesammelt, die Staatswissenschaften hatten bedeutende Fortschritte gemacht. Diesem neuen Zustande sollte das Staatswörterbuch Ausdruck geben. Der Plan fand von allen Seiten freundliche Aufnahme und Unterstützung. Der erste Band ist 1857, der elfte und letzte 1870 erschienen. Das Werk enthält ein getreues Abbild der damaligen Staatswissenschaft; in demselben findet sich eine große Zahl vortrefflicher Artikel von verschiedenen Verfassern, darunter nicht wenige von Bluntschli's eigener Hand. — Endlich übernahm Bluntschli noch während seines Aufenthaltes in München im Auftrage der Historischen Kommission bei der Königlich baierischen Akademie der Wissenschaften für die von dieser herausgegebene »Geschichte der Wissenschaften« die »Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik« zu bearbeiten, ein Werk, das er allerdings erst in seiner Heidelberger Periode zum Abschluß brachte. — Außer den genannten größeren Werken veröffentlichte Bluntschli eine Reihe von kleineren Schriften und Abhandlungen. Er betheiligte sich ferner lebhaft an den allgemein wissenschaftlichen Vorträgen, welche von verschiedenen Gelehrten und Schriftstellern vor einem Kreise gebildeter Zuhörer im Liebig'schen Hörsaale abgehalten wurden. Außerdem ertheilte er verschiedene Rechtsgutachten, namentlich auch in schweizerischen Angelegenheiten. Im Jahre 1858 fungirte er als Obmann in einem Schiedsgericht, das einen Rechtsstreit zwischen der Regierung von Bern und der schweizerischen Centralbahn zu entscheiden hatte. So blieb er mit seiner alten Heimath in mannichfachen Beziehungen. — Zu besonderer Freude gereichte es ihm, daß ihm auch nach seinem Weggange von Zürich die Bearbeitung des privatrechtlichen Gesetzbuches belassen wurde. Zu den Berathungen der Gesetzgebungskommission ging er nach Zürich. Die Arbeit wurde im Jahre 1855 zum Abschluß gebracht. Bluntschli hat das Gesetzbuch mit Erläuterungen herausgegeben. Er ist so zugleich Gesetzgeber und Kommentator für das Gebiet seines heimatlichen Rechtes geworden. Das Züricher Gesetzbuch unterscheidet sich sehr vortheilhaft von gleichartigen Arbeiten, welche in andern schweizerischen Kantonen unternommen sind. Während diese sich meist an ausländische Vorbilder anschlossen, hat das Züricher Gesetzbuch einen durchaus originellen Charakter. Sein Verfasser war bemüht, überall an das geschichtliche Recht der Schweiz und des Kantons anzuknüpfen, die Rechtssätze mit den Bedürfnissen des Volkes und den Anforderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen. Gegenüber diesen umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten trat die Betheiligung an dem öffentlichen Leben Deutschlands und Baierns verhältnißmäßig zurück. Doch stand Bluntschli der politischen Entwicklung seines Adoptivvaterlandes keineswegs theilnahmlos gegenüber. Er verfolgte dieselbe mit regem Interesse und griff gelegentlich durch Wort oder Schrift auch praktisch in dieselbe ein. Schon im Jahre 1848 nahm er Gelegenheit, sich über die deutsche Verfassungsfrage zu äußern. Er theilte dem König in wenigen kurzen Sätzen seine Grundansicht mit, gab kurze Zeit »Blätter für politische Kritik« heraus, eine Zeitschrift, welche die politischen Ereignisse beleuchtete und die politische Literatur kritisirte. Er veröffentlichte eine anonyme Schrift: »Bemerkungen über die neuesten Vorschläge zur deutschen Verfassung, eine Stimme aus Baiern«, welche damals vielfache Be-

Digitized by Google

achtung fand. Er betheiligte sich im Jahre 1849 an den Bestrebungen des Konstitutionell-Monarchischen Vereins, lehnte jedoch eine Kandidatur zum Landtage ab, weil er sich überzeugte, daß die Wahl eines Einheimischen derselben Richtung leichter durchzusetzen sei. Es beschäftigten ihn Pläne zur Reform der baierischen Verfassung, für deren Durchführung aber die inzwischen eingetretene Reaktionsperiode nicht geeignet war. — Allmählich wurde Bluntschli in einen Kampf mit den Ultramontanen verwickelt. Der Abschluß des österreichischen Konkordates im Jahre 1855 hatte die Geister mächtig erregt und auch innerhalb der Münchener Universitätskreise Bewegungen hervorgerufen. Zum Rektor der Universität war der Professor Ringseis gewählt worden, ein aufrichtiger aber entschiedener Ultramontaner, der in seiner Rektoratsrede die Unterordnung der gesammten Wissenschaft unter den Kirchenglauben forderte. Gegen diese Rede veröffentlichte Bluntschli zwei Artikel in den »Neuesten Nachrichten«, die zwar nicht unter seinem Namen erschienen waren, als deren Verfasser er aber sehr bald erkannt wurde. An der Universität und in der Stadt entbrannte ein harter Kampf der Parteien. Eine Folge davon war, daß Bluntschli, der zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen war, durch den Widerstand der Ultramontanen und Nativisten bei der Wahl unterlag. — Erst seit 1858 gelang es der freieren Richtung auch in Baiern wieder mehr Boden zu gewinnen. Die liberalen Elemente siegten gegenüber den Ultramontanen und Nativisten bei den Universitätswahlen, Pözl wurde zum Rektor, Bluntschli in den Senat gewählt. Das Ministerium Pfordten-Reigersberg mußte in Folge des Ausfalls der Landtagswahlen zurücktreten. Brater gründete die »Baierische Wochenschrift« als leitendes Blatt für die Liberalen in Baiern. Bluntschli nahm daran lebhaften Antheil und kam dadurch auch mit manchen anderen Führern der Partei, insbesondere Barth, Buhl und Völk in nähere Beziehungen. Im Jahre 1859 wurde die »Süddeutsche Zeitung« gegründet als Organ für die liberale und zugleich die nationale Entwicklung in Deutschland. Brater übernahm die Redaktion, Bluntschli wurde mit Sybel und Baumgarten ein eifriger Mitarbeiter derselben. Gegenüber der von Napoleon inspirirten Broschüre: »Der Papst und der Kongreß« veröffentlichte er eine Gegenschrift, welche unter dem Titel: »Das Papstthum vor der napoleonischen und der deutschen Politik« ohne seinen Namen in Berlin erschien. Bluntschli war vom Jahre 1859 an ein entschiedener Freund der italienischen Einheitsbewegung, eine Anschauung, mit der er allerdings in den damaligen Münchener Kreisen ziemlich allein stand. — Sehr eifrig betheiligte er sich an den Vorbereitungen zum Deutschen Juristentage, dessen beiden ersten Sitzungen in Berlin und Dresden 1860 und 1861 er beiwohnte. Bei der zweiten Versammlung wurde ihm das Präsidium übertragen, welches er mit Geschick und zur allgemeinen Befriedigung der Theilnehmer zu führen verstand. Auch fungirte er daselbst als Referent über die Frage nach Herstellung einer gemeinsamen deutschen Gesetzgebung über Zivilprozeß und Obligationenrecht. Seine Anträge wurden mit großer Majorität angenommen. — Die Verhältnisse in München wurden aber für Bluntschli immer unerquicklicher. Die ultramontane Partei war dort sehr mächtig, auch die liberalen Elemente großentheils partikularistisch gesinnt. Das Eintreten der »Süddeutschen Zeitung« und der »Baierischen Wochenschrift« für eine Bundesreform im Anschluß an Preußen brachte die Anhänger und Mitarbeiter derselben in den Ruf einer preußischen Partei. Im Jahre 1861 erhielt Sybel einen Ruf nach Bonn. Er war bereit in München zu bleiben, entschloß sich aber fortzugehen, weil der König sich nicht geneigt zeigte etwas Entschiedenes für seine Erhaltung zu thun. Wenige Monate später trat dieselbe Frage an Bluntschli heran. Es wurde ihm der durch den Weggang Robert v. Mohls erledigte Lehrstuhl des öffentlichen Rechtes in Heidelberg angeboten. Auch bei dieser Gelegenheit gab der König kein Zeichen,

Digitized by Google

daß er ihn zu halten wünsche. Da entschloß sich Bluntschli, die Heidelberger Berufung anzunehmen. — In derselben Zeit, als Bluntschli die Berufung nach Heidelberg erhielt, scheint man sich auch in Preußen mit dem Gedanken getragen zu haben, ihn auf den durch den Tod Stahls erledigten Berliner Lehrstuhl zu berufen. Ein derartiger Antrag ist aber nicht an ihn gelangt, vielleicht deßhalb nicht, weil die badische Regierung der preußischen zuvorgekommen war. In den staatlichen Verhältnissen Badens war im Jahre 1860 eine entschiedene Wendung eingetreten. Das in das Amt berufene Ministerium Stabel-Lamey-Roggenbach verfolgte eine streng liberale und nationale Politik. Auch bei der Berufung Bluntschli's waren nicht blos Rücksichten auf seine akademische Thätigkeit, sondern auch Erwägungen politischer Natur maßgebend gewesen. Man hoffte in ihm nicht nur eine hervorragende Lehrkraft, sondern auch einen Mann zu gewinnen, der auf dem Gebiete praktischer Politik ein Vorbild männlicher und tüchtiger Leistung sein würde. Anderseits legte auch Bluntschli ein großes Gewicht darauf, daß ihm neben dem akademischen Lehramt die Aussicht auf eine praktische Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Gesetzgebung, eröffnet werde. Das wurde ihm zugesagt und in Aussicht gestellt, daß der Großherzog ihn zum Mitglied der Ersten Kammer ernennen würde. — Die politische Richtung der badischen Regierung stimmte so sehr mit Bluntschli's eigenen Anschauungen überein, daß er dieser von vornherein mit aufrichtiger Zuneigung entgegen kam. Auch das Land und seine zum großen Theil alemannische Bevölkerung waren ihm, der selbst dem alemannischen Stamme angehörte, sympathisch. So fühlte er sich in Baden schon nach wenigen Wochen heimischer als nach vielen Jahren in Baiern. Die Verhältnisse der Universität befriedigten ihn ebenfalls in hohem Maße. Die juristische Fakultät war in Heidelberg die dominirende. Die Zahl ihrer Studirenden überragte die aller drei anderen Fakultäten. Während München damals noch überwiegend den Charakter einer baierischen Landesuniversität hatte, stellten die Badener in Heidelberg nur einen geringen Prozentsatz der gesammten Studentenzahl. Nicht nur Deutsche aus allen Ländern, namentlich Preußen, sondern auch Außerdeutsche der verschiedensten Nationalitäten fanden sich dort zusammen. So hatte Heidelberg den Charakter einer deutschen Weltuniversität. Dieser Zustand mußte dem universellen Geiste Bluntschli's natürlich besonders sympathisch sein. Noch zwanzig Jahre ist es ihm vergönnt gewesen in diesem Lande und an dieser Stelle zu wirken, und die Heidelberger Periode darf als der Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet werden. — Zunächst hat er auch hier eine bedeutsame Lehr- und schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. In seinen Vorlesungen ging in sofern eine Veränderung vor sich, als er auf deutsches Privatrecht, das er in München als Hauptfach betrieben hatte, verzichtete. Dagegen fing er an in Heidelberg neben dem Staatsrecht auch Politik zu lesen; die dortige Luft gestattete eine freie wissenschaftliche Behandlung. Außerdem trat während seiner Heidelberger Wirksamkeit die Pflege des Völkerrechts immer mehr in den Vordergrund. — Von größeren schriftstellerischen Arbeiten wurde zunächst die in München begonnene »Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik« im Jahre 1864 zum Abschluß gebracht; sie erlebte bald eine zweite und kurz vor des Verfassers Tode eine dritte Auflage. Bluntschli hatte sich die Aufgabe gestellt die Entwicklung der modernen Staatswissenschaft zur Darstellung zu bringen. Die Staatslehre des Alterthums wird daher gar nicht behandelt, die des Mittelalters nur kurz berührt; das Werk beginnt mit den beiden Männern, welche den politischen und staatsrechtlichen Charakter der neueren Zeit repräsentiren, Machiavell und Bodin. Im Gebiete der modernen Staatswissenschaft erweist sich das Buch als ein kundiger Führer; in der Geschichte der Wissenschaften nimmt es einen ehrenvollen Platz ein. — Dann wendete sich die wissen-

Digitized by Google

schaftliche Arbeit namentlich dem Völkerrechte zu und im Herbste 1865 faßte Bluntschli den Entschluß, das Völkerrecht in der Form eines Rechtsbuches zu bearbeiten. Als Anregung und Vorbild für diese Arbeit dienten die Kriegsartikel für die nordamerikanische Armee, welche Professor Franz Lieber in New-York im Jahre 1863 verfaßt hatte und welche von dem Präsidenten Linkoln mit amtlicher Autorität ausgestattet waren. Als ein Theil dieses Werkes erschien im Jahre 1866 das »Moderne Kriegsrecht der zivilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt«. Im Jahre 1868 lag das Gesammtwerk unter dem Titel: »Das moderne Völkerrecht der zivilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt« vor. Dasselbe hat drei Auflagen erlebt (die dritte 1878) und ist in viele europäische und außereuropäische Sprachen übersetzt worden. Das Völkerrecht gehörte damals zu den vernachläßigten Disziplinen der Rechtswissenschaft. In Deutschland war seit dem 1844 in erster Auflage erschienenen Heffter'schen Lehrbuche eine große zusammenfassende Arbeit auf dem Gebiete des Völkerrechtes nicht publizirt worden. Die Herausgabe von Bluntschli's Werk war daher eine bahnbrechende That. Eigenthümlich ist dem Werke die Gestalt des Rechtsbuches. Die Rechtssätze des Völkerrechtes werden in einzelnen Artikeln in kurzer gesetzesähnlicher Formulirung aufgestellt und durch hinzugefügte Anmerkungen ergänzt und erläutert. Bluntschli erblickte in der Ausbildung und Fortentwicklung des Völkerrechtes einen der wesentlichsten Kulturfortschritte der Menschheit. Sein Werk sollte nicht allein gegenwärtiges Völkerrecht darstellen, sondern auch für die Vervollkommnung desselben thätig sein. Das Recht ist, wie er treffend bemerkt, nicht nur ein gewordenes, sondern auch ein werdendes. Der Gedanke eines an sich todten Rechtes paßt nach ihm am wenigsten auf das Völkerrecht, welches noch nicht zum festen Abschluß gekommen, sondern in mächtiger unaufhaltsamer Bewegung begriffen ist. Die Rechtswissenschaft darf daher nicht blos die in früheren Zeiten zur Geltung gelangten Rechtssätze protokolliren, sondern soll auch die in der Gegenwart wirksame Ueberzeugung neu aussprechen und durch diese Aussprache ihr Anerkennung und Geltung verschaffen. Der Verfasser hat sich mit diesen Anschauungen ein hohes ideales Ziel gesteckt, und wer wollte leugnen, daß seine Arbeit der Erreichung dieses Zieles in hohem Maße förderlich gewesen ist. Hat sich doch sein Werk in kurzer Zeit eine große Autorität inner- und außerhalb Deutschlands, in der völkerrechtlichen Theorie und in der völkerrechtlichen Praxis errungen. Zu der Fortbildung des Völkerrechtes hat es mächtig beigetragen. In diesem Verdienst und in dieser Stärke liegt allerdings zugleich auch die Schwäche des Werkes. Denn das, was im Völkerrecht die Geltung eines anerkannten Rechtssatzes hat, und das, was sich lediglich als ein Keim künftiger Entwicklung darstellt, ist nicht immer streng von einander geschieden; das Wünschenswerthe wird nicht selten mit dem Wirklichen vermischt. So kann man von Bluntschli's Völkerrecht mit Recht sagen: »Es ist ein Völkerrecht der Zukunft ebensosehr, mehr vielleicht als der Gegenwart«. — Auch das »Allgemeine Staatsrecht« erfuhr in der Heidelberger Periode eine vollständige Neubearbeitung. Das Werk wurde in zwei Theile: »Allgemeine Staatslehre« und »Allgemeines Staatsrecht« zerlegt, ein neuer Band »Politik« hinzugefügt und das Gesammtwerk als »Lehre vom modernen Staat« bezeichnet. Auch in dem neuen Bande zeigen sich die Vorzüge des Verfassers, die reiche Fülle seiner Kenntnisse, sein objektives und sicheres Urtheil im besten Lichte. Einen Theil der Politik bildet eine Erörterung über politische Parteien, welche schon 1869 als besondere Schrift erschienen war. Sie zeigte, daß Bluntschli in Bezug auf die Parteienlehre noch immer unter Rohmer'schem Einfluß stand. — An dem Staatswörterbuch wurde während des Heidelberger Aufenthaltes dauernd fortgearbeitet und, als dasselbe sich seinem Abschluß näherte, mit Hilfe von Edgar Löning die Herausgabe einer kürzeren

Digitized by Google

Bearbeitung desselben in drei Bänden unternommen. — Das Bestreben Bluntschli's, für seine Anschauungen und Bestrebungen auch außerhalb der akademischen und Fachkreise zu wirken, ließ in ihm den Plan entstehen, eine »Deutsche Staatslehre für Gebildete« zu schreiben. Das Buch erschien 1874 und hat später eine zweite Auflage erlebt. — Außerdem veröffentlichte Bluntschli auch in dieser Zeit viele kleinere Artikel und Abhandlungen. Ein großer Theil seiner kürzeren Arbeiten ist in den 1879 und 1881 erschienenen »Gesammelten kleineren Schriften« zusammen gefaßt. Auch zur Erstattung von Gutachten wurde er vielfach aufgefordert. Durch populäre Vorträge, welche er in Heidelberg, Karlsruhe und an anderen Orten hielt, suchte er für die Verbreitung seiner Ideen in weiteren Kreisen thätig zu sein. — Einen wesentlichen Antheil hatte er an der im Jahre 1873 erfolgten Gründung des »Institut de droit international«, einer freien völkerrechtlichen Akademie, welche sich aus Gelehrten verschiedener Länder zusammensetzt. Bluntschli, welcher in dem Institut die Stelle eines Vicepräsidenten bekleidete, hat an den Verhandlungen desselben regelmäßig Theil genommen, bei den Arbeiten eifrig mitgewirkt und auf diese Weise vielfache freundschaftliche Beziehungen mit Gelehrten und Staatsmännern des Auslandes angeknüpft. Er erfreute sich in den Kreisen des Instituts eines hohen Ansehens. — Die wissenschaftlichen Verdienste Bluntschli's fanden auch vielfache äußere Anerkennung. Es wurden ihm nicht nur der Titel Geheimerath und zahlreiche deutsche und außerdeutsche Ordensdekorationen verliehen, sondern, was höher zu schätzen war, eine Reihe von Universitäten promovirten ihn zum Ehrendoktor und viele Akademien und gelehrte Gesellschaften übertrugen ihm die Mitgliedschaft. — Neben der wissenschaftlichen tritt aber vom Beginn der Heidelberger Periode auch die politische Thätigkeit wieder sehr entschieden hervor. Zu dieser gab ihm zunächst die bei seiner Berufung zugesicherte Ernennung zum Mitgliede der Ersten Kammer Gelegenheit. Im Dezember 1861 wurde der badische Landtag in Karlsruhe eröffnet; die Thronrede hatte den Standpunkt der badischen Regierung in der deutschen Frage scharf gekennzeichnet. Bei der Debatte über die Antwortsadresse nahm Bluntschli Veranlassung, seiner Uebereinstimmung mit diesen Anschauungen Ausdruck zu geben und seine eigene politische Stellung zu fixiren. Er sprach sich für eine Bundesreform aus, welche das außerösterreichische Deutschland unter preußischer Führung zu einem fest konsolidirten Gemeinwesen zusammen fassen sollte. Aber auch an den spezifisch badischen Angelegenheiten betheiligte er sich eifrig während des Landtages. Er war Berichterstatter über drei wichtige Gesetzentwürfe, welche einen wesentlichen Bestandtheil der von der damaligen Regierung in das Werk gesetzten Reformgesetzgebung bildeten. Der erste Entwurf war der über die Gerichtsverfassung, durch ihn wurde das Institut der Schöffen in Baden eingeführt. Der zweite hatte die Reorganisation der Verwaltunsbehörden zum Gegenstande. Er bezweckte eine umfassende Reorganisation der Verwaltungsbehörden auf der Grundlage der Selbstverwaltung und die Errichtung einer Verwaltungsgerichtsbarkeit; in beiden Beziehungen ist er vorbildlich und bahnbrechend für Deutschland geworden. Der dritte Gesetzentwurf betraf die Regentschaft. Das Gesetz kam aber nicht zu Stande. In Folge der mancherlei Schwierigkeiten, welche sich zeigten, entschloß sich die Regierung die Vorlage zurückzuziehen. — Bluntschli wurde nunmehr auch in die allgemeine deutsche politische Bewegung hineingezogen. Dem Deutschen Nationalverein war er zwar nicht beigetreten. Aber von ihm und ihm nahestehenden politischen Freunden wurde ein anderes Mittel ergriffen, um ein Zusammenwirken der liberalen und nationalen Partei in ganz Deutschland herbeizuführen. Bei einer Zusammenkunft in dem Hause des Abgeordneten Buhl in Deidesheim entstand der Gedanke, eine Anzahl liberaler Abgeordneter aus verschiedenen deutschen Ländern nach Frankfurt zu einer Vor-

Digitized by Google

besprechung einzuladen. Diese Versammlung fand um Pfingsten 1862 statt. Auf derselben wurde beschlossen, einen allgemeinen Abgeordnetentag der liberalen Partei auszuschreiben. Die schwierigste Frage, welche dabei zu lösen war, betraf das Verhältniß zu den Deutsch-Oesterreichern. Von dem niedergesetzten Ausschusse erhielt Bluntschli den Auftrag, mit den Abgeordneten Brinz und Rechbaur zu unterhandeln. Die Verhandlungen wurden zunächst schriftlich geführt, dann während des im August 1862 in Wien stattfindenden Juristentages mündlich fortgesetzt. Obgleich die Meinungsverschiedenheiten über die Bundesreform bei diesen Verhandlungen nicht zum Austrag gebracht wurden, erklärten sich die österreichischen Abgeordneten doch bereit, den Abgeordnetentag zu besuchen, Berger und Rechbaur unterzeichneten auch die Einladung. Der Abgeordnetentag wurde in den Tagen des 28. bis 30. September in Weimar abgehalten. Die Oesterreicher blieben aber aus, Berger und Rechbaur hatten ihre Unterschrift in Folge eines Beschlusses ihrer Kollegen im Reichsrath zurückgezogen. Die Versammlung sprach sich für eine bundesstaatliche Einigung Deutschlands und für die Fortdauer des Zollvereins aus und beschloß die Organisation eines Abgeordnetentages. Bluntschli hatte im Auftrage des vorbereitenden Ausschusses über die Thätigkeit desselben und über die Verhandlungen mit den Oesterreichern zu berichten. Dem Sechs- und dreißiger-Ausschusse, welcher die künftigen Abgeordnetentage vorbereiten sollte, gehörte er an, so lange derselbe bestand, d. h. bis zum Jahre 1866. — In derselben Zeit wurde, um die für die nationale und liberale Sache thätigen journalistischen Kräfte in Süddeutschland zu einigen, eine Verschmelzung der in München erscheinenden »Süddeutschen Zeitung« und der Frankfurter »Zeit« beschlossen. Das neue Blatt erschien unter dem Namen »Süddeutsche Zeitung« in Frankfurt, konnte aber auf dem ungünstigen Frankfurter Boden, trotz des Fleißes und der Sorgfalt seiner Redakteure und trotz seiner zahlreichen vortrefflichen Mitarbeiter, zu keiner rechten Blüthe gelangen. — Seit dem Herbst des Jahres 1863 trat die schleswig-holsteinische Frage in den Vordergrund des politischen Interesses. Auch Bluntschli war der Bewegung entschieden zugeneigt; seine Auffassung unterschied sich von den vielen ihm nahe stehenden Freunden und Kollegen nur in so fern, als er das Hauptgewicht auf das nationale Moment legte und die erbrechtlich-dynastische Frage als eine untergeordnete betrachtete. Diesen Anschauungen gab er am 10. Dezember in der Ersten badischen Kammer als Berichterstatter über die an den Großherzog zu richtende Adresse einen entschiedenen Ausdruck. — Gleichzeitig beschäftigten ihn Pläne einer zeitgemäßen Reorganisation der Ersten Kammer in Baden. Er brachte am 27. Februar 1864 einen diesbezüglichen Antrag in der Ersten Kammer ein, welcher von dieser am 7. Juni desselben Jahres in seinem wesentlichsten Inhalte angenommen wurde. Doch blieb die Anregung ohne Erfolg. — Mittlerweile bereitete sich in Baden eine Ministerkrisis vor. — Zunächst entstanden innerhalb des Ministeriums über die Frage der Volksschule Differenzen. Aber auch in der deutschen Frage waren Meinungsverschiedenheiten vorhanden, da die Politik Roggenbachs sich mit den mehr großdeutschen Anschauungen Lameys nicht deckte. Im Herbst 1865 trat Roggenbach zurück, an seiner Stelle wurde der bisherige Gesandte in Wien, Freiherr von Edelsheim, zum Minister des Aeußern ernannt. Bluntschli hatte in dieser Zeit häufige Unterredungen mit Roggenbach und versuchte vergeblich, ihn zum Bleiben zu bestimmen. Dem namentlich von Roggenbach gehegten Plane, daß er selbst in das Ministerium eintreten möchte, gegenüber verhielt er sich ablehnend. Der Ministerwechsel bedeutete eine Wendung der badischen Politik. Edelsheim arbeitete auf einen Anschluß an Oesterreich und die Mittelstaaten hin. — Die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen war immer größer geworden, die Verhältnisse in Deutschland drängten der Entscheidung zu. Bluntschli war einer der ent-

Digitized by Google

schiedensten Vorkämpfer der preußischen Politik in Süddeutschland. Die Bedeutung Bismarcks hatte er rechtzeitig erkannt; nur das störte ihn, daß derselbe nicht auch das Volk zu gewinnen suchte. In der Sitzung des Sechsunddreißiger-Ausschusses vom 7. April 1866 sprach er sich dahin aus, es komme jetzt darauf an, den verderblichen Konflikt zwischen Bismarck und dem Abgeordnetenhause in den Hintergrund zu drängen und mit Entschiedenheit eine durchgreifende Bundesreform zu beantragen. Der Vorschlag wurde namentlich von den preußischen Mitgliedern bekämpft, welche mit Bismarck nicht zusammengehen wollten. Zwei Tage später stellte die preußische Regierung selbst den Antrag auf Bundesreform. — Der Krieg wurde immer unvermeidlicher. Bluntschli war sehr zweifelhaft geworden, ob Baden seiner früheren Politik treu bleiben werde und könne. Die günstigste noch mögliche Chance schien ihm die Neutralität in dem Zweikampfe der beiden Großmächte. Diesen Standpunkt vertrat er in der Sitzung der Ersten Kammer am 14. Mai. Seine Anträge kamen jedoch nicht zur Abstimmung und die Ereignisse gingen darüber hinweg. Die Stimmung in Süddeutschland war damals überwiegend gegen Preußen, auch in Heidelberg zählte die österreichische Partei viele Anhänger. Selbst die Mehrzahl der Professoren stand auf dieser Seite; nur eine kleine Zahl, namentlich Häußer, Holtzmann, Nippold, Cantor, die Brüder Pagenstecher, August Eisenlohr, vertrat neben Bluntschli den preußischen Standpunkt. Die schnellen und überwältigenden Siege der Preußen überraschten allgemein, auch die Anhänger der preußischen Politik. Nunmehr schlug die Stimmung in der Bevölkerung vollständig um; Bluntschli's Rede vom 14. Mai erfuhr nachträgliche Anerkennung; man gestand ein, daß er die Zustände damals richtiger beurtheilt habe als die meisten Andern. Im Ministerium trat ein Wechsel ein. Edelsheim wurde entlassen, Lamey trat zurück; das neue Ministerium bestand aus Stabel, Mathy, Jolly und v. Freydorff. Auch Bluntschli's Eintritt kam wieder in Frage. Er wäre damals eher als früher bereit gewesen und empfand es als eine persönliche Kränkung, daß man ihn überging. — Mit der Gründung des Norddeutschen Bundes war die deutsche Politik in eine neue Phase der Entwicklung getreten. Als die Hauptaufgabe erschien nun, Beziehungen des Norddeutschen Bundes mit den süddeutschen Staaten herzustellen und so die volle nationale Einigung Deutschlands vorzubereiten. In diesem Sinne sprach sich eine Versammlung süddeutscher Abgeordneter aus, welche im August 1867 zu Stuttgart abgehalten wurde und an der Bluntschli sich betheiligte. Dieselben Gedanken entwickelte die bei Eröffnung des badischen Landtages gehaltene Thronrede. Dieselbe wurde von der Ersten Kammer durch eine zustimmende Adresse beantwortet, welche von Bluntschli verfaßt war. Bei den Verhandlungen des damaligen Landtages war Bluntschli mit Erfolg bemüht, in der Frage des Schulgesetzes eine Verständigung zwischen der Regierung und der Zweiten Kammer zu Stande zu bringen. Als Berichterstatter über das Ministerverantwortlichkeits-Gesetz suchte er seine mehr politische Auffassung des Institutes gegenüber der juristischen zur Geltung zu bringen. Am 4. Februar 1868 starb plötzlich der Staatsminister Mathy. Dieser Tod hatte eine vollständige Neubildung des Ministeriums durch Jolly zur Folge. Bluntschli hatte auch damals auf die Ernennung zum Minister gehofft; er war sogar der Meinung, daß er schicklicher Weise nicht hätte umgangen werden können. Trotzdem wurde er nicht berücksichtigt, so daß er sogar eine Zeit lang überlegte, ob er nicht auch aus der Ersten Kammer austreten und sich ganz auf seine Wissenschaft und akademische Stellung zurückziehen solle. — Am 18. Februar 1868 wurde er mit großer Majorität in das Zollparlament gewählt, dessen Verhandlungen er während seiner drei ersten Sessionen beiwohnte. In der ersten Session wurde ihm die Aufgabe zu Theil, den Antrag der nationalen Parteien auf Beantwortung der Thronrede

Digitized by Google

durch eine Adresse zu begründen; derselbe erlangte jedoch nicht die Majorität. In dieser Zeit hatte er auch eine eingehende Unterredung mit Bismarck. In den späteren Verhandlungen des Zollparlamentes ist er weniger hervorgetreten, weil es sich da mehr um praktisch-wirthschaftliche Dinge als um große politische Fragen handelte. — Die Zeit vom Herbst 1868 bis zum Frühjahr 1869 war von Streitigkeiten zwischen dem Ministerium Jolly und den Liberalen in der Zweiten Kammer erfüllt, in welche auch Bluntschli als Mitglied der Ersten Kammer hineingezogen wurde. Dieser Streit ist unter dem Namen des Offenburger Streites bekannt, weil die Versammlungen der liberalen Abgeordneten in Offenburg abgehalten wurden. Es kam jedoch schließlich zu einer Ausgleichung der Gegensätze; in der nächsten Landtagssession brachte das Ministerium eine Reihe von Reformvorlagen im Sinne des Offenburger Programmes ein. — Im Jahre 1869 erfuhr die Stellung Bluntschli's in der Ersten Kammer in so ferne eine Veränderung, als er nunmehr zum Vertreter der Universität gewählt wurde. Dies war bisher Jolly gewesen, der aber mit Rücksicht auf seine Stellung als Minister bei den Neuwahlen ablehnte. Bluntschli nahm die auf ihn gefallene Wahl an, weil er dadurch eine noch günstigere Stellung in der Kammer zu erhalten glaubte. Auf dem Landtage 1869/70 wurden mehrere wichtige Gesetze, namentlich ein Wahlgesetz für die Zweite Kammer, ein Gemeindegesetz, ein Gesetz über bürgerliche Eheschließung, über Stiftungen, berathen. In Bezug auf diese Gesetze bestanden mancherlei Meinungsverschiedenheiten zwischen der Ersten und der Zweiten Kammer, für deren Ausgleichung Bluntschli nicht ohne Erfolg thätig war. — Das Jahr 1870 brachte endlich die Erfüllung der nationalen Hoffnungen. Während des Krieges entwickelte Bluntschli als Vorsitzender der Aufsichtskommission eine unausgesetzte energische Thätigkeit im Interesse der Krankenpflege und Verpflegung der Truppen. Im Dezember wurden die Versailler Verträge über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reiche abgeschlossen. Bluntschli war die Berichterstattung darüber in der Ersten Kammer übertragen, Verträge und Verfassung wurden einstimmig angenommen. So hatte die deutsche Frage endlich den Abschluß gefunden, welchen die nationale Partei und mit ihr Bluntschli seit langem ersehnte und erstrebte. »Ich dankte Gott,« schrieb Bluntschli, »daß er mir vergönnt habe, im Alter noch die Hoffnungen der Jugend erfüllt zu sehen. Mein politischer Ehrgeiz war befriedigt. Ich hatte das Größte erlebt.« — Bluntschli hatte die Absicht, sich nunmehr zurückzuziehen. Er wollte nur noch für die Ideen von Friedrich Rohmer und für seine Wissenschaft arbeiten. Wirklich lehnte er eine Wahl in den Reichstag ab. Dagegen hat er sich an den Wahlen zum Reichstage auch ferner eifrig betheiligt und seine Thätigkeit im badischen Landtage fortgesetzt. Zwar unterlag er im Jahre 1871 bei der Wahl der Universität für die Erste Kammer in Folge akademischer Meinungsverschiedenheiten, dagegen nahm er 1873 ein Mandat für die Zweite Kammer an. Er gehörte zu den Führern der Majorität und bekleidete die Stelle des ersten Vicepräsidenten. Eine Wiederwahl lehnte er jedoch im Jahre 1877 ab. Dagegen trat er 1879 wieder als Vertreter der Universität in die Erste Kammer ein, der er bis zu seinem Lebensende angehört hat. — Auch der badischen Generalsynode hat Bluntschli seine Kräfte gewidmet. Er hat derselben in den Sessionen von 1867, 1871, 1876 und 1881 angehört und ist in allen vier Sessionen zum Amte des Präsidenten berufen worden. — Im Jahre 1874 fand in den Tagen vom 27. Juli bis zum 28. August zu Brüssel eine auf den Vorschlag Rußlands zusammengetretene internationale Konferenz zur Feststellung völkerrechtlicher Grundsätze über das Kriegsrecht statt. Auf dieser Konferenz fungirte Bluntschli als einer der Bevollmächtigten des Deutschen Reiches. Seine Ernennung war auf Vorschlag des Großherzogs von Baden erfolgt. Er sah die

Digitized by Google

Berufung als eine große Auszeichnung an und nahm an den Verhandlungen mit lebhaftem Interesse Theil, wenn er auch nicht verkannte, daß der Versuch zunächst ohne praktischen Erfolg bleiben würde. — Ein anderer wichtiger und ihm selbst sehr erfreulicher Auftrag war seine Berufung in die Redaktionskommission für das schweizerische Obligationenrecht, deren Arbeiten ihn in den Jahren 1877—79 vielfach in Anspruch nahmen. An dem deutschen Juristentage hat sich Bluntschli seit der Wiener Versammlung nur noch ausnahmsweise betheiligt. Er war mit Recht der Ansicht, daß der Verein durch die politische Umgestaltung Deutschlands seine nationale Bedeutung verloren habe. Der Versammlung in München im Jahre 1867 stattete er in Folge einer zufälligen Anwesenheit noch einen kurzen Besuch ab, und auf der Versammlung in Heidelberg im Jahre 1869 führte er noch einmal das Präsidium. Seitdem ist er bei den Verhandlungen nicht wieder erschienen. — Einen sehr wesentlichen Antheil hatte Bluntschli an der Begründung und Leitung des Protestantenvereins. Die Anregung zu dessen Bildung erfolgte im Jahre 1864 auf einer Versammlung liberaler protestantischer Geistlichen und Laien, welche von Heidelberg aus nach Durlach berufen war und auf der Bluntschli ein Referat über das Verhältniß von Kirche und Schule erstattet hatte. Im September desselben Jahres fand eine Versammlung in Frankfurt am Main statt, an der sich Mitglieder verschiedener Landeskirchen betheiligten, im Oktober wurden auch die Verhandlungen mit dem preußischen Unionsvereine zum Abschluß gebracht, und so konnte am 6. und 7. Juni 1865 der erste Deutsche Protestantentag in Eisenach stattfinden. Bluntschli hat diese erste und viele spätere Versammlungen als Präsident geleitet und sich an den Arbeiten des Protestantenvereins stets eifrig betheiligt. — Aber die öffentliche Wirksamkeit Bluntschli's erschöpfte sich nicht in der Theilnahme an politischen Körperschaften und größeren über ganz Deutschland verbreiteten Vereinigungen. Auch in kleineren Kreisen entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit. So hat er namentlich den Angelegenheiten der Universität und Stadt Heidelberg einen erheblichen Theil seiner Arbeitskraft gewidmet. — An der Universität hat er lange Zeit den Vorsitz in der akademischen Krankenhaus-Kommission geführt und zweimal das Amt des Prorektors bekleidet: zuerst im Jahre 1870, dann 1877. Während des letzten Prorektorates hatte er Gelegenheit, die Universität Heidelberg bei der 400jährigen Jubelfeier in Tübingen zu vertreten. — Auch die städtischen Angelegenheiten und alle möglichen gemeinnützigen und öffentlichen Einrichtungen erfreuten sich seiner eifrigsten Pflege und Förderung. Er war Obmann der Stadtverordneten, leitete den Frauenverein, betheiligte sich an der Gründung und Verwaltung der Rheinischen Kreditbank, stand an der Spitze des Museums, rief allgemeine wissenschaftliche Vorträge in das Leben. Kurz es gab damals in Heidelberg kaum einen Gegenstand von allgemeinem Interesse, an dem er nicht in der einen oder andern Weise betheiligt gewesen wäre. — Nicht minder widmete er den freimaurerischen Angelegenheiten als Mitglied des Freimaurerbundes eine energische Thätigkeit. Er war während zweier Amtsperioden Großmeister der Großloge Bayreuth. Gegen Ende seines Lebens zog er sich von den Logen mehr zurück, weil die seiner Ansicht nach nothwendigen Reformen nicht zu Stande kamen. — Die Herausgabe der Werke Rohmers und die Darstellung seiner Philosophie hat Bluntschli bis in seine letzten Lebensjahre unausgesetzt beschäftigt. Auf vielfachen Zusammenkünften mit andern Freunden und Anhängern Friedrich Rohmers sind die Pläne immer von Neuem besprochen und der Ausführung näher gebracht worden. Bluntschli selbst hat sich an den bezüglichen Arbeiten eifrig betheiligt. Ein wie großes Gewicht er auf diese Seite seiner Thätigkeit legte, geht am besten daraus hervor, daß er noch kurze Zeit vor seinem Tode zu einer seiner Töchter sagte: »Man schätzt mich als Lehrer des Staats-

Digitized by Google

rechts, ich habe einen Namen erworben, der auch im Ausland bekannt und geehrt ist; was aber das Bedeutendste in mir ist, das kennt die Welt nicht, und das ist, daß ich Friedrich Rohmer und seine Lehre verstanden habe.« — Die persönlichen Verhältnisse Bluntschli's hatten sich in Heidelberg durchaus erfreulich gestaltet. Unter den Kollegen fand er viele Freunde und Gesinnungsgenossen, mit welchen er in freundschaftlichem Verkehr stand. Sein Familienleben war ein harmonisches und glückliches. Der Erwerb eines Grundstücks und Bau eines eigenen Hauses in den Jahren 1867 und 68 hatte ihm den Aufenthalt noch behaglicher gemacht. Ein sehr glücklicher Tag für ihn war der 7. März 1871, an welchem Tage er sein 40jähriges Ehejubiläum im Kreise seiner und einiger befreundeter Familien feierte. Schwer betroffen wurde er dagegen durch den Tod seiner Frau. Am 7. März 1878 feierte Bluntschli seinen siebzigsten Geburtstag. Er hatte gedacht, den Tag in seiner Familie in der Stille zu begehen, durch vielseitige Theilnahme wurde er aber zu einem öffentlichen Feste. Viel großartiger noch war das fünfzigjährige Doktorjubiläum am 3. August 1879, wo ihm Ehrenbezeugungen aller Art seitens des Inlandes und des Auslandes zu Theil und er von seinen Freunden, Kollegen, Mitbürgern und Schülern in hohem Maße gefeiert wurde. Nur die etwas kühle Haltung der badischen Regierung hatte bei dem Gefeierten eine kleine Verstimmung bewirkt. — Am 21. Oktober 1881, Vormittags 10 Uhr, hatte Bluntschli die badische Generalsynode mit einer erhebenden Ansprache geschlossen, welche in den Worten ausklang: »Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen«. Um zwölf Uhr begab er sich von der Präsidialwohnung in die Wohnung des Vicepräsidenten, Prälat Doll, um von dort mit dem Bureau der Synode in das Schloß zu gehen, wo der Großherzog und die Großherzogin die nachträglichen Glückwünsche der Synode zur silbernen Hochzeitsfeier entgegen nehmen wollten. Auf dem Wege sank er, von einem Schlaganfall getroffen, plötzlich zusammen. Eine Stunde später war er eine Leiche. Am 24. Oktober fand die Beerdigung in Heidelberg unter allgemeiner Betheiligung der Stadt und der Bürgerschaft statt. Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben sind später von Seyerlen herausgegeben worden. Um sein Andenken zu ehren, ist auf Anregung Franz v. Holtzendorffs eine Bluntschli-Stiftung gegründet worden, welche den Zweck hat, die Wissenschaften des Völkerrechts und allgemeinen Staatsrechts durch Stellung von Preisfragen oder in sonst geeigneter Weise zu fördern. — Bluntschli war ein Mann von vielseitigem Wissen und Können, ein hervorragender Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften, aber auch ein praktischer Politiker von einer ausgeprägt nationalen und liberalen Gesinnung, der an der neueren Entwicklung Deutschlands einen entscheidenden Antheil gehabt hat. Sein Andenken wird nicht nur von seinen Fachgenossen, sondern auch von dem deutschen Volke in Ehren gehalten werden.

Georg Meyer.

Ludwig Boeckh

wurde geboren am 18. August 1805 als Sohn des damaligen Großherzoglichen Kreisphysikus Georg Boeckh in Lörrach und dessen Ehefrau, Christine, geborenen Frommel. Seine früheste Jugend brachte der Verstorbene in Lörrach, seine Schulzeit in Heidelberg zu, wohin sein Vater als Physikus versetzt worden war. Nachdem er das Lyceum in Heidelberg absolvirt hatte, widmete er sich dem Studium der Philologie auf den Universitäten Heidelberg und Berlin, in welch letzterer Stadt er insbesondere den Unterricht seines Onkels, des berühmten Philologen August Boeckh, genoß. Nach Vollendung seines Universitätsstudiums bestand er das philologische Staatsexamen als erster Philologe, welcher nicht zugleich

Digitized by Google

Theologie studirt hatte, und wurde zunächst als Praktikant an dem Lyceum in Mannheim verwendet. Im Jahre 1832 wurde er in Mannheim als Lyceumslehrer angestellt und im Jahre 1834 als solcher an das Lyceum in Karlsruhe versetzt. An dieser Anstalt wirkte Boeckh 34 Jahre lang, bis er am 19. September 1868 zum Lyceumsdirektor in Heidelberg ernannt wurde. — Nur wenige Jahre war er in seiner neuen Stellung thätig; er konnte die Veränderung der klimatischen Verhältnisse nicht ertragen und fing bald an zu kränkeln, so daß er sich schon im Jahre 1871 aus Gesundheitsrücksichten genöthigt sah, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen, welche ihm auch am 23. September 1871 unter ausdrücklicher Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste gewährt wurde. Nach seiner Pensionirung siedelte L. Boeckh wieder nach Karlsruhe über, wo er bald wieder sich erholte und noch 18 Jahre lang im Kreise seiner Familie lebte. — Erst seit dem Jahre 1888 machten sich die Folgen des hohen Alters geltend; doch konnte er noch 1889 seinen gewohnten Sommeraufenthalt bei seinem Sohne Hermann in Oberkirch aufsuchen. Nach seiner Rückkehr trat jedoch ein rascher Verfall der Kräfte ein, welcher nach wenigen Tagen sein Leben beschloß; er starb eines sanften Todes am Montag, den 16. September 1889, Vormittags $^1/_2$6 Uhr im Alter von 84 Jahren 29 Tagen. — Boeckh verheirathete sich am 1. September 1832 mit Emma, geborenen Höfle, und lebte mit ihr 53 Jahre lang in ungetrübter glücklicher Ehe, bis dieselbe im Jahre 1885 durch den Tod der Gattin getrennt wurde. Drei Söhne und eine Tochter, sowie zwei Schwiegertöchter überlebten ihren Vater. — Boeckh widmete sich, so lange es seine Gesundheit gestattete, seinem Berufe in treuer Hingebung; die vielen Hunderte von Schülern, welche ihm im Verlaufe seiner 40jährigen Berufsthätigkeit anvertraut waren, lernten in ihm einen strengen Lehrer, aber auch einen liebevollen Erzieher kennen, der es nicht nur verstand, zu unterrichten, sondern auch den Charakter der einzelnen Schüler zu erforschen und auf deren sittliche Weiterentwickelung kräftig einzuwirken. (Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 259 Beilage.)

Wilhelm von Brauer

wurde am 1. Juli 1809 in Karlsruhe geboren und auf die Namen Johann Emanuel Friedrich Wilhelm getauft. Sein Vater war der in der Geschichte des badischen Landes stets mit der größten Auszeichnung genannte Großherzogliche Wirkliche Geheimerath Dr. Johann Nikolaus Friedrich Brauer (s. Bad. Biogr. I, 117 ff.), seine Mutter Luise, eine Tochter des Großherzoglichen Wirklichen Geheimeraths und Obervogts Preuschen. Wilhelm war der erste Sohn aus dieser zweiten Ehe seines Vaters, der außer ihm noch zwei Kinder, eine früh verstorbene Tochter Sophie und ein zweiter Sohn Eduard entsprossen, der im Jahre 1871 als Großherzoglicher Oberhofgerichtsrath starb (s. Bad. Biogr. I, 124 f.). — Schon in seinem vierten Lebensjahre, am 17. November 1813, hatte er das Unglück, seinen Vater zu verlieren, und die Last der Erziehung der drei verwaisten Kinder fiel ihrer Mutter zu, einer geistreichen, hochgebildeten Frau. Ihr ganzes Streben ging dahin, ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung zu geben, und zu diesem Zwecke scheute sie keine Opfer. — Im Herbst 1816 wurde Brauer in das Karlsruher Lyceum aufgenommen, welches er im Herbst 1827 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Schon in frühen Jahren trat bei ihm Neigung und Beruf zum Juristen hervor. In dem Alter, in welchem Knaben mit ausgeschnittenen Figuren und Bleisoldaten zu spielen pflegen, hielt er — während seine Kameraden mit denselben Schlachten lieferten — mit den seinigen Reichstage, Gerichtsverhandlungen u. s. w. und verfaßte Gesetzbücher für sie. Nebenbei fühlte er sich von der Poesie angezogen und machte vielfach dichterische

Digitized by Google

Versuche. — Im Herbst 1827 bezog Brauer die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen und genoß dort besondere Freundlichkeit und Aufmunterung von Seiten des Professors Gustav Hugo, eines gebornen Badners. In den Ferien machte er mit Freunden längere Fußreisen in das nördliche und mittlere Deutschland. Vom Herbst 1829 an setzte er seine Studien an der Universität Heidelberg fort und beendigte dieselben im Frühjahr 1831. Er war dort Zeuge der großen Aufregung, welche die französische Julirevolution hervorrief, und der Begeisterung, welche bei dem Empfang des am 30. März 1830 zur Regierung gelangten Großherzogs Leopold herrschte. — Im Winter 1831 bestand er sein juristisches Examen und wurde am 13. Januar 1832, unter 16 Kandidaten der Erste, mit dem Prädikat »vorzüglich« unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Bald darauf trat er bei dem Stadtamt zu Karlsruhe als Praktikant ein. Die Freude über die erste dienstliche Verwendung wurde aber schmerzlich getrübt durch den am 9. April erfolgten Tod seiner Mutter, an der er mit treuer kindlicher Liebe hing. Im Jahre 1834 wurde Brauer als Sekretariatspraktikant in das Großherzogliche Ministerium des Innern einberufen, im September des gleichen Jahres aber als Dienstverweser an das Bezirksamt Baden entsendet. 1835 wurde er als Assessor bei dem Landamt Karlsruhe angestellt, wo ihm, da damals Verwaltung und Rechtspflege in der untersten Instanz noch nicht getrennt waren, ein Respiziat in der Justiz übertragen wurde. Da seine Neigung ihn zur Verwaltung hinzog, arbeitete er neben seiner Thätigkeit als Justizbeamter noch vielfach in der Verwaltung und lag eingehenden Studien in Verwaltungsrecht, Volkswirthschaft und Finanzen ob. 1839 erhielt er den Charakter als Amtmann. In dieser Zeit begann er auch seine schriftstellerische Thätigkeit, indem er eine Reihe von Abhandlungen aus dem Justiz- und Verwaltungsfache in verschiedenen juristischen Zeitschriften veröffentlichte. Diese Thätigkeit hat Brauer während einer langen Reihe von Jahren fortgesetzt. Es mag gestattet sein, an der Hand einer unter seinen Papieren vorgefundenen Aufzeichnung, eine Uebersicht über diesen Zweig seines langjährigen Wirkens mitzutheilen. Er veröffentlichte folgende Werke: Die allgemeine deutsche Wechselordnung. Erlangen 1849 (2. Aufl. 1851). Beiträge zur Erläuterung der neuen Strafgesetzgebung im Großherzogthum Baden (gemeinschaftlich mit Ministerialrath v. Jagemann). Freiburg 1847. Das badische Militärstrafrecht und Militärstrafverfahren. Karlsruhe 1851. Das badische Militärprivatrecht. Karlsruhe 1852. Kriminallexikon (gemeinschaftlich mit von Jagemann). Erlangen 1854. Das Konskriptionsgesetz vom 14. Mai 1825 nebst den seither erschienenen einschlägigen Gesetzen, Verordnungen und Erläuterungen (anonym). Karlsruhe 1860. Das Militärstrafverfahren nach dem Gesetz vom 4. Mai 1870. Karlsruhe 1870. Handbuch des deutschen Militärstrafrechtes. Erlangen 1872. Außerdem veröffentlichte Brauer eine große Reihe von Abhandlungen in den Blättern für Justiz und Verwaltung im Großherzogthum Baden, in dem Archiv für civilistische Praxis, in der Allgemeinen Oesterreichischen Gerichtszeitung, in dem Archiv für deutsches Wechselrecht, in Hitzigs Annalen der Kriminalrechtspflege, in der Zeitschrift für deutsches Strafverfahren, im Gerichtssaal, im Archiv des Kriminalrechts, in der Oesterreichischen Gerichtshalle, in Goldschmids Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht, endlich in dem Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater (hier die Artikel: Amnestie, Begnadigung, Belagerungszustand und Militärverfassung). Alle diese Arbeiten sind durch die vollständige Beherrschung des Stoffes, durch juristischen Scharfsinn, Klarheit der Sprache und Uebersichtlichkeit der Darstellung ausgezeichnet. — Die hervorragenden Fähigkeiten des jungen Beamten konnten der Regierung nicht entgehen. Wir sehen denn auch bald Brauer in höhere Staatsstellen vorrücken. Im Jahre 1841 wurde er als

Digitized by Google

Ministerialassessor in das Justizministerium berufen und zum Mitglied der »Immediatkommission zur Erledigung der Rekurse wegen Aufhebung alter Abgaben« ernannt und 1843 zum Ministerialrath befördert. In dieser Stellung hatte er eine ebenso umfassende als ansprechende Beschäftigung. Unter anderem war ihm die oberste Leitung der Staatsanwaltschaft, die Gesetzgebung in Civil- und Strafsachen und die Abschließung internationaler Verträge übertrugen. Wegen zweier mit Frankreich abgeschlossener Verträge, betreffend die Auslieferung von Verbrechern und den Vollzug von Civilurtheilen, wurde ihm im August 1846 das Ritterkreuz des französischen Ordens der Ehrenlegion verliehen. — Im Jahre 1847 wurde Brauer als badischer Bevollmächtigter zur Wechselkonferenz nach Leipzig entsendet. Nach dem Zustandekommen der allgemeinen deutschen Wechselordnung schrieb er den schon erwähnten Kommentar zu diesem Gesetze, der zwei Auflagen erlebte und auch in der Praxis großen Anklang fand. — In den 1840er Jahren, in denen die Gesetzgebung so zu sagen mit Dampfkraft arbeitete, war seine Thätigkeit in Gesetzgebungssachen eine sehr umfassende, ihm aber sehr willkommene, da er einen besonderen Beruf zur Gesetzgebung in sich zu erkennen glaubte. Eine große Zahl von Entwürfen zu Gesetzen (u. a. über Geschwornengerichte, das Strafverfahren ꝛc.), Verordnungen und Instruktionen sind in dieser Zeit seiner Feder entflossen. Sie alle fristeten nur ein ephemeres Leben, indem sie rasch durch die Ereignisse überholt und verdrängt wurden. Zugleich funktionirte Brauer bei den beiden Kammern des Landtages als Regierungskommissär zur Vertretung der Entwürfe. Bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand war er in dieser Eigenschaft auf jedem Landtage thätig. — In den unruhigen Jahren 1848 und 1849 wurde Brauer im ersten Jahre als Civilkommissär nach Heidelberg entsendet, wo Unruhen ausgebrochen waren. Da sich dieselben nach seiner Ankunft nicht wiederholten, wurde er schon nach wenigen Tagen wieder abgerufen. Im Jahre 1849 wurde er zwei Tage vor Ausbruch der Mairevolution nach Rastatt beordert, um die Verbringung des dort in Haft befindlichen Struve nach Bruchsal zu bewirken. Er traf dort bereits Militär und Bürgerschaft in vollem Aufruhr. Doch gelang in der Nacht die Fortschaffung des Gefangenen. — Der weitere Verlauf der revolutionären Bewegung veranlaßte Brauer, mit den Seinigen die Heimath zu verlassen, und sich, nach kurzem Aufenthalt in Darmstadt, in Lauterburg niederzulassen, von wo er durch Großherzog Leopold nach Mainz an dessen Hoflager berufen wurde. — Nach Wiederherstellung der Ordnung wurde er dem Kriegsministerium beigegeben, um dessen Rechtsgeschäfte und das Generalauditoriat zu übernehmen. In dieser Stellung erwartete ihn eine Geschäftslast, welche er auch bei angestrengtester Thätigkeit kaum zu bewältigen vermochte. Die Registratur des Ministeriums war durch die provisorische Regierung in Unordnung gebracht, 15 000 Kriegsgefangene waren in den Kasematten von Rastatt und in der Infanteriekaserne zu Karlsruhe verwahrt, es sollte der Kriegszustand gehandhabt werden, es sollten Ausscheidungskommissionen, außerordentliche Kriegsgerichte und Standrechte in Thätigkeit treten, und doch fehlten die dazu erforderlichen Vollzugsverordnungen und Instruktionen, sowie die Bestellung der nöthigen Organe. Nachdem Brauer vom Großherzoglichen Staatsministerium die Ermächtigung erwirkt hatte, das erforderliche Personal aus der Zahl der jungen Beamten unmittelbar einzustellen, entwarf er rasch die fehlenden Vollzugsverordnungen und Instruktionen und berief eine Anzahl jüngerer, ihm als Examinator in den Prüfungen bekannter Beamten. Nach wenigen Tagen traten die bestellten Behörden und Gerichte in Thätigktit. Brauer fiel dabei die sein Gemüth tief erschütternde Aufgabe zu, die Angehörigen der standrechtlich zum Tode verurtheilten Aufrührer anzuhören, welche oft kniefällig um Gnade flehten, die er doch nicht gewähren konnte. Auf der andern Seite hatte er freilich auch

Digitized by Google

die Genugthuung, gegen die minder Gravirten Milde zu üben, soweit es seine Pflicht gestattete. — Nachdem er diese schwere Aufgabe in befriedigender Weise gelöst hatte, wünschte er wieder in seine frühere dienstliche Stellung zurückzutreten, die ihm lieb geworden war und deren Anforderungen mit seinen wissenschaftlichen Interessen zusammenfielen. Doch ließ er sich durch die Bitte des Präsidenten des Kriegsministeriums, der nicht vergeblich an seinen Patriotismus appellirte, bewegen, die Stelle des Generalauditeurs endgiltig anzunehmen, welche ihm am 5. Oktober 1849 zugleich mit dem Titel eines Geheimeraths III. Klasse verliehen wurde. — Seine Aufgabe war nun zunächst, die Militärrechtspflege wieder zu ordnen, welche wegen der mangelhaften und zerstreuten Gesetzgebung einer klaren Regelung bedurfte. Zu diesem Zwecke schrieb er die zwei schon oben angeführten Werke: »Das badische Militärstrafrecht und Militärstrafverfahren« und »Das badische Militärprivatrecht«, wodurch er die Rechtspflege auf einen festen Boden stellte. — In Anerkennung seiner dienstlichen Thätigkeit wurde ihm 1853 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens und 1856 das Kommandeurkreuz dieses Ordens verliehen. Im Jahre 1857 ernannte ihn die Universität Freiburg aus Anlaß ihrer vierten Säkularfeier zum Ehrendoktor der Rechte, »quia jus patrium et scriptis auditissimis coluit et ad usum religiosissime accomodavit«. 1860 erfolgte seine Ernennung zum Geheimerath II. Klasse mit der Ermächtigung, die Gradzeichen eines Generalmajors anzulegen. 1867 erhielt er das Eichenlaub zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, sodann 1869 aus Anlaß der Verhandlungen mit Preußen über einen Militär-Freizügigkeitsvertrag den Königlich preußischen Kronenorden II. Klasse, seine Thätigkeit während des Krieges von 1870—71, der auch ihm viele Geschäfte brachte, wurde durch Verleihung des Sternes zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens anerkannt. — Nach dem Uebergang der Militärhoheit an Preußen wurde Brauer auf sein Ansuchen am 28. Juni 1872 unter Verleihung des Charakters eines Geheimeraths I. Klasse mit dem Prädikat »Excellenz« in den Ruhestand versetzt. — Um den Uebergang aus einer umfangreichen amtlichen Thätigkeit in die Ruhe des Pensionsstandes zu vermitteln, schrieb er im gleichen Jahre das »Lehrbuch des deutschen Militärstrafrechts« und beschloß damit seine schriftstellerische Wirksamkeit. — Als Ehrenamt bekleidete er noch bis kurz vor seinem Ableben die Stelle des Vorstandes der Verwaltungskommission der Militär-Witwenkasse. — Am 26. April 1838 hatte Brauer sich mit Fräulein Ida Dill, Tochter des Großherzoglichen Oberzollinspektors Dill, vermählt, mit der er in glücklichster Ehe lebte und im Jahre 1888 in seltener Frische des Körpers und Geistes das Fest der goldenen Hochzeit feiern durfte. Bei dieser Gelegenheit verlieh ihm der Großherzog, der ihn bereits im Jahre 1881 in den erblichen Adelsstand erhoben hatte, das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen. Seiner Ehe entstammen drei Kinder: ein Sohn Arthur, der, nachdem er im Reichsdienste zuletzt die Stelle eines Kaiserlichen Generalkonsuls für Egypten bekleidet hatte, im Juni 1890 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Großherzogs am Königlich preußischen Hofe und zum Bevollmächtigten beim Bundesrath ernannt wurde, und zwei Töchter, Ida, Gemahlin des Königlich preußischen Obersten und Brigadekommandeurs Freiherrn Reichlin v. Meldegg, und Lina, Gemahlin des Königlich preußischen Kammerherrn und Majors a. D. Götz v. Olenhusen. — Umgeben von der sorgenden Liebe seiner Gattin, häufig erfreut durch den Besuch seiner Kinder und Enkel, genoß Brauer ein glückliches Alter in Ruhe und Zufriedenheit, erfüllt von dem lebhaftesten Interesse an allen öffentlichen Angelegenheiten, und an den Fortschritten seiner Wissenschaft, die er mit Eifer verfolgte. Das Loos der Greise, seine näheren Freunde und Altersgenossen ins Grab sinken zu sehen, blieb auch ihm nicht erspart. Sein reger

Digitized by Google

Geist und seine verständnißvolle Theilnahme an allen Vorgängen, welche die Welt bewegten, gestattete ihm jedoch bis in sein hohes Alter den geselligen Verkehr mit einer jüngeren Generation zu pflegen, die ihm in Verehrung und Liebe zugethan war. Seinen Freunden war er zeitlebens ein treuer zuverlässiger Freund, und Viele, die ihm weniger nahe standen, haben doch zahlreiche Beweise der wohlwollenden und humanen Gesinnung empfangen, deren Bethätigung ihm ein Bedürfniß war. — Bis in die letzten Jahre seines Lebens hatte Gott ihn mit schweren Schicksalsschlägen verschont. Als dann mit dem Alter der Kreis seiner Lieben sich zu lichten begann und sein treues Herz durch den Tod von zwei hoffnungsvollen Enkeln einen schweren Schlag erlitt, da bewährte sich seine Standhaftigkeit und sein Gottvertrauen, ein Erbtheil seines Vaters, dessen fromme Lieder noch heute unter unserem evangelischen Volke fortleben. — Ein kräftiger abgehärteter Körper ließ ihn die Last des Alters kaum empfinden. Erst im Winter 1889/90 machten sich ernstliche Beschwerden fühlbar. Zum ersten Male sah er sich genöthigt, für längere Zeit das Zimmer zu hüten; aber mit dem nahenden Frühling schienen auch seine Kräfte sich wieder heben zu wollen. Da erfaßte ihn ganz unerwartet die Krankheit, welche schnell und leicht seinem reichen, schönen Leben am 30. April 1890 ein Ziel setzte. Er hatte ein Alter von 80 Jahren und 10 Monaten erreicht. Sein Andenken lebt im Segen. (Nach eigenen Aufzeichnungen v. Brauers. Vgl. auch Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 168 Beilage.) v. Weech.

Eduard Bronner.

Unter den badischen Exilirten, welche in Folge der politischen Bewegung von 1848/49 ein neues Heim suchen mußten, gibt es wohl wenige, welche ihrer Adoptivheimath das Asyl, welches sie ihnen gewährte, mit so reichlichen Gegendiensten zurückzahlten, als Eduard Bronner. Er war einer der wenigen exilirten Aerzte, denen es gelang, sich in England eine gute, einflußreiche und zugleich gemeinnützliche Stellung zu erringen. — Eduard Bronner war am 12. Juli 1822 in Wiesloch geboren. Vom 11. bis 17. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Heidelberg, von 1839 bis 1845 studirte er an der Universität daselbst Medizin, mit Ausnahme des Wintersemesters 1843/44, das er in Freiburg i. B. verbrachte. Im Jahre 1846 machte er sein badisches Staatsexamen. In demselben Jahre, im Sommer, wurde er Assistent des berühmten Geburtshelfers Naegele. Im Winter 1846/47 besuchte er die Hospitäler von Paris. Im Frühjahre 1847 studirte er unter Dr. Roller Geisteskrankheiten in der Anstalt zu Illenau. Von Mai 1847 bis April 1848 besuchte er die Hospitäler und Kurse an den Universitäten Wien (6 Monate) und Prag (3 Monate). Im Frühjahre 1848 ließ er sich, reiflich vorbereitet für seinen Beruf, in seiner Vaterstadt Wiesloch als praktischer Arzt nieder. Seine Wirksamkeit daselbst aber sollte nur von kurzer Dauer sein. — Zur Zeit der badischen politischen Bewegung wurde er als Deputirter in die badische konstituirende Versammlung gewählt. In Folge dessen hatte er im Jahre 1849 seine Heimath zu verlassen, wenige Wochen nachdem er sich verheirathet. Er lebte Anfangs in Zürich, dann in Straßburg, wo er im Winter 1849/50 die Hospitäler besuchte. Im Frühjahr 1850 ging er, in Folge der Ausweisung aller politischen Exilirten, nach St. Dié und Epinal und von da im Herbste 1850 nach Paris, wo er bis zum Spätjahre 1851 verweilte und die Hospitäler besuchte. — Da unter Napoleon die Stellung der deutschen Exilirten in Frankreich unhaltbar wurde, so verließ er Frankreich im November 1851, ging nach England, erst nach Manchester, und ließ sich im Juli 1852 bleibend in Bradford, in Yorkshire, nieder. — Im Jahre 1852 ernannte ihn die Universität Jena zum Doctor Medicinæ. Im Jahre 1853 wurde er korrespondirendes Mitglied des »Vereins deutscher Aerzte und Naturforscher

Digitized by Google

in Paris«, und im Jahre 1859 bestand er in London zwei medizinische Examina, das eine am Royal College of Surgeons of England, und das andere an der Apothecaries' Hall. Die Examina in letztgenannter Institution sind nicht nur pharmaceutischen, sondern auch medizinischen Charakters. — Während der ersten Jahre seiner Praxis in England erschienen von Bronner folgende medizinische Arbeiten in englischer Sprache: »Abhandlung über Farbenblindheit«, veröffentlicht 1852 in dem ersten englischen medizinischen Blatte: »Medical Times and Gazette«. Uebersetzung von Moleschotts Lehre der Nahrungsmittel für das Volk, unter dem Titel »Chemistry of Food and Diet«, publizirt separat und in »Orr's Circle of Sciences.« Uebersetzung für die New Sydenham Society von Kußmauls und Turners Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt (»On Epileptiform Convulsions from Hæmorrhage, &c.«), publizirt 1859. — Außer obigen Publikationen ist Bronner der Verfasser von nahe an dreißig Jahresberichten über das Bradforder Augen- und Ohrenhospital. Im Jahre 1877 wurde er von den Aerzten daselbst zum Präsidenten der Medico-Chirurgical Society (medizinisch-chirurgischen Gesellschaft) gewählt, eine seltene Auszeichnung für einen Fremden. — In seiner Praxis anfangs auf einen kleinen Wirkungskreis unter seinen in Bradford ansässigen Landsleuten beschränkt, strebte er bald nach einem weiteren Feld seiner Thätigkeit. Er ging deshalb im Sommer 1857 nach Paris und London, um in den dortigen Hospitälern sich in der Behandlung von Augen- und Ohrenkrankheiten weiter auszubilden. Im Herbste 1857 eröffnete er auf eigene Kosten außerhalb seiner Wohnung ein Konsultationslokal für Augen- und Ohrenkranke, denen er seine Hülfe unentgeltlich zukommen ließ. Schaaren von Armen wurden daselbst von ihm behandelt und operirt. Augen- und Ohrenleiden kommen besonders bei den Fabrikarbeitern Bradfords oft vor. Der große Erfolg seiner Bemühungen veranlaßte einige Freunde Bronners, seine kleine Privatanstalt in eine öffentliche zu verwandeln. Mittelst freiwilliger Beiträge miethete man ein Haus und richtete ein kleines Augenhospital mit sechs Betten ein. Bald war auch diese Anstalt zu klein. Schon Ende 1863 faßte man den Plan, ein eigenes Hospital zu bauen, das erste speziell für solchen Zweck in England gebaute. Freiwillige Beiträge flossen so reichlich, daß schon Anfang 1864 der Grundstein gelegt und der Bau im Juni 1865 bezogen werden konnte. Er kostete, ohne Einrichtung, die Summe von 5500 Pfund Sterling. — An dieser Anstalt war Bronner zuerst der einzige, später der leitende Arzt und hat mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch seine mühevollen Dienste unentgeltlich gespendet. — Bronner nahm stets den wärmsten Antheil an Allem, was seine alte Heimath betraf; er war stets bereit, Sammlungen zu patriotisch-deutschen Zwecken mit bedeutenden, für seine Kräfte selbst an das Opfer grenzenden Summen zu unterstützen, unter Anderem die Bemühungen Deutscher in England zu Gunsten Schleswig-Holsteins, anfangs der 60r Jahre, und die während des Krieges 1870—71. Bei Unterstützung nothleidender Landsleute ging Bronner stets voran. Besonders aber interessirte er sich sehr um das Gedeihen der beträchtlichen deutschen Kolonie in Bradford. Er gründete im Jahr 1859, unterstützt von einigen Freunden, den dortigen deutschen Schillerverein, mit einer ausgezeichneten deutschen Bibliothek, mit Konzerten und Vorträgen. Während einer Reihe von Jahren war er der Präsident dieses Vereins, welcher unter ihm blühte. — Als im Jahre 1874 Bronner und seine treue Lebensgefährtin ihre silberne Hochzeit feierten, erhielten beide zahlreiche Beweise von rührender Anhänglichkeit und Dankbarkeit, unter welchen auch zwei substantielle, praktische hier zu erwähnen sind. Eine kleine Anzahl älterer Deutschen präsentirte ihm einen Cheque für 1000 Pfund Sterling, und eine andere jüngerer Deutschen eine Kiste mit Silber-

Digitized by Google

geschirr im Werthe von 600 Pfund Sterling nebst zwei silbernen Lorbeerkränzen für die Braut. — In der jetzt bedeutenden, 200 000 Einwohner zählenden Fabrikstadt Bradford war Bronner durch seine seltene Aufopferungsfähigkeit und Energie ein öffentlicher Wohlthäter geworden. Die allgemeine Achtung und Verehrung, welche er genoß, beschränkte sich aber nicht allein auf Bradford, sondern erstreckte sich viele Meilen ringsum im Norden Englands. — Obwohl Bronner seiner deutschen Heimath eine treue Anhänglichkeit bewahrte, wurde er doch, wie so mancher Deutsche, von der eigenartigen Anziehungskraft Englands in dem Lande seiner Adoption festgehalten, das er schätzte und liebte. Doch plante er in der letzten Zeit, die Sommermonate in Deutschland, den anderen Theil des Jahres in Bradford, und so in seinen beiden Heimathländern seine letzten Jahre zu verleben. Er hoffte, daß seine zwei Söhne, beide Aerzte, demnächst sich in seine Praxis theilen und ihm so zur Ruhe verhelfen würden. Aber »der Mensch denkt, Gott lenkt«, seufzte er kurz vor seinem Tode seiner Gattin mit traurigem Lächeln zu. Seine Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen. Obwohl schon längere Zeit leidend, wagte Bronner es, in einer bitterkalten Nacht bei schneidendem Ostwinde und schneebedeckter Erde sein Bett zu verlassen, um seine Berufspflichten zu erfüllen, die Pflichten gegen sich selbst und gegen die Seinigen, wie so oft vorher, hintansetzend. Seine geschwächte Gesundheit widerstand der Erkältung, die er sich in Folge dessen zuzog, nicht und eine Lungenentzündung machte in wenigen Tagen seinem segensreichen Leben ein Ende. Er starb, umgeben von seiner treuen Gattin und allen seinen Kindern, an denen sein Herz so innig hing, am 19. März 1885 Abends nach 7 Uhr. — Am 22. März wurde Eduard Bronner nach seiner letzten Ruhestätte gebracht. Sein Begräbniß gestaltete sich zu einer ebenso würdigen als erhebenden Feier. Unter dem feierlichen Geläute der Glocken, worunter auch dem Geschiedenen zur Ehre die schöne Rathhausglocke ertönte, bewegte sich der Trauerzug durch die mit Tausenden von stilltrauernden Menschen auf beiden Seiten dichtgedrängten Straßen, in welchen, als ein Zeichen der Achtung, alle Läden geschlossen waren, nach dem hochgelegenen Undercliffe-Friedhofe. An seinem Sarge, im Trauerhause, wie am Grabe drückten deutsche und englische Freunde und Verehrer in beredten Worten aus, was aller Herzen erfüllte. Eduard Bronner besaß weder Titel noch Orden. Sein einziger Titel war der des »guten Doktors«, sein Ehrenstern war der der Dankbarkeit, welcher in den Augen der Armen strahlte, sein Wahlspruch war: »Liebe deine Mitmenschen mehr als dich selbst«. (Nach dem Nekrolog von Karl Schaible in der Londoner Zeitung Hermann Nr. 1421, März 1886 und der Bronners Andenken von demselben Verfasser, seinem treuesten Freunde, gewidmeten Lebensskizze, Heidelberg im Juli 1886.)

August Michael von Bulmerincq

wurde am 12. August 1822 als Sohn eines Großkaufmanns zu Riga in Livland geboren. Die Familie Bulmerincq, ursprünglich vielleicht eine schottische, siedelte schon vor etwa 250 Jahren von Lübeck nach Riga über, und wie es seit Alters in der Familie hergebracht war, daß die Söhne dem Vater im kaufmännischen Berufe folgten, so war es auch der Wunsch des Vaters von August Bulmerincq, daß dieser sich dem Kaufmannsstande widme. Schon auf dem Gymnasium aber hatte sich in dem streng zu gewissenhafter Arbeit erzogenen Knaben der Wunsch ausgebildet, zu studiren. Viel Kampf und Bitten hat es dann dem Knaben und Jüngling gekostet, den Vater zu überzeugen, daß er zum Kaufmannsstande nicht passe, bis der Vater endlich die Einwilligung ertheilte, daß er auf der Universität Dorpat das Studium der Rechtswissenschaft beginne. Nach Absolvirung des juristischen Cursus auf der Dorpater Universität in den

Digitized by Google

Jahren 1841 bis 1845 begab sich August v. Bulmerincq nach Heidelberg, der Stätte seines späteren Wirkens, wo er einige Monate des Winters von 1847 auf 1848 zubrachte, bis ihn eine plötzliche Aufforderung des streng konservativen Vaters, der die Befürchtung hegen mochte, daß der jugendfrische Sohn in jener gährenden Zeit in Heidelberg zu sehr in freiheitliche Bestrebungen hineingezogen werden möge, in die Heimath zurückrief. Hier widmete sich Bulmerincq zunächst einer praktisch juristischen Thätigkeit. Am 16. Juli 1848 trat er als Auscultant des Rigaschen Rathes ein und bereitete sich gleichzeitig zum Magisterexamen vor. 1849 erlangte er in Dorpat auf Grund einer Abhandlung: »Von der Wahl und dem Verfahren des freiwilligen Schiedsgerichts« den Grad eines Magisters der Rechte, 1850 wurde er in seiner Vaterstadt Sekretär der Kriminaldeputation des Handels- und Wettgerichts. Im Jahre 1852 begründete Bulmerincq seinen ehelichen Hausstand, er verheirathete sich mit Mathilde Hernmark, Tochter des Oberbürgermeisters von Riga, der treuen Gefährtin seines ganzen späteren Lebens. Schon in dieser Zeit trieb ihn seine opferbereite Menschenliebe an, sich mit größtem Eifer an gemeinnützigen Unternehmungen zu betheiligen. Dazu bot sich ihm Gelegenheit in seiner Stellung als Sekretär der literarisch-praktischen Bürgerverbindung, welche sich insbesondere die Förderung des Schulwesens angelegen sein ließ. Als Delegirter dieser Verbindung begab er sich im Winter 1852 zur 50jährigen Jubelfeier der Universität nach Dorpat. Diese Sendung wurde die Veranlassung zu einem bedeutungsvollen Wechsel in seiner Laufbahn. In Dorpat wurde er nämlich von Freunden bestürmt, sich der akademischen Carrière zu widmen. Der so in ihm angeregte Gedanke reifte rasch zum festen Entschluß. Schon im Frühjahr des folgenden Jahres siedelte Bulmerincq nach Dorpat über, wo nun ein Leben angestrengter Arbeit und Forschung für ihn begann. Auf Grund der zur Erlangung der venia legendi im Jahre 1853 veröffentlichten Schrift: »Das Asylrecht in seiner geschichtlichen Entwicklung« wurde er 1854 zum etatsmäßigen, d. h. besoldeten Privatdocenten an der Dorpater Universität ernannt. Seiner bisherigen praktischen Beschäftigung entsprechend las Bulmerincq anfänglich auch über Handels-, Wechsel- und Seerecht. Schon 1856 wurde er zum außerordentlichen Professor des Staatsrechts, Völkerrechts und der Politik befördert, erlangte auch in demselben Jahr auf Grund seiner Dissertation: de natura principiorum juris inter gentes positivi den Grad eines Doktors der Rechte (er war der fünfte seit der Begründung der Universität, welcher das juristische Doktorexamen absolvirte), im Jahre 1858 schon wurde ihm dann das Amt eines ordentlichen Professors der genannten Disziplinen zu Theil. Stets war es Bulmerincq ein Bedürfniß, mit der studirenden Jugend in unmittelbarem Verkehr zu stehen: allwöchentlich vereinigte er einen Kreis seiner Zuhörer um sich, bei welcher Gelegenheit dann auch wissenschaftliche Fragen eingehend erörtert wurden. Auch in Dorpat erlosch sein Eifer für Förderung gemeinnütziger Unternehmungen nicht. Eines der Hauptresultate dieser Bestrebungen war die Begründung der Baltischen Wochenschrift für Landwirthschaft, Gewerbefleiß und Handel, deren mehrjähriger erster Redakteur Bulmerincq war. — So erfolgreich und befriedigend Bulmerincqs Thätigkeit in Dorpat war, so sehr sie ihm hohe Anerkennung nach jeder Richtung, akademische Würden verschiedener Art, hohe Titel und zahlreiche Orden eintrug, so machte sich doch in ihm, dem echt deutschen Juristen, ein mit den Jahren stärker werdender Zug über die heimische Provinz hinaus nach Deutschland geltend. Diese Sehnsucht suchte er zunächst dadurch zu befriedigen, daß er alljährlich in den Sommerferien Reisen nach Deutschland unternahm, auf deutschen Universitäten Vorlesungen besuchte und Verbindungen mit Fachgenossen anknüpfte und pflegte, welche ihn vielfach zu weiteren wissenschaftlichen Forschungen anregten. Die immer stärker werdende

Digitized by Google

Sehnsucht nach Deutschland brachte endlich den Entschluß zur Reife, nach Ausdienung der zur Erlangung der vollen Pension geforderten Dienstzeit von 25 Jahren die Universität Dorpat zu verlassen und nach Deutschland zu ziehen, um sich dort ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu widmen. So siedelte Bulmerincq denn 1875 nach Wiesbaden über, ohne eine Ahnung davon, daß diese lediglich freier wissenschaftlicher Thätigkeit gewidmete Muße doch nur einige Jahre dauern sollte. Nach Bluntschli's im Oktober 1881 erfolgtem Tode erging an ihn die Berufung zum ordentlichen Professor des allgemeinen Staatsrechts, des Völkerrechts und der Politik und zum Mitdirektor des staatswissenschaftlichen Seminars an unserer Hochschule. Obwohl Bulmerincq sich in einer materiellen Lage befand, welche ihm den Verzicht auf jede weitere amtliche Stellung leicht gemacht hätte, und bereits in einem solchen Lebensalter stand, daß man es ihm nicht hätte verargen können, wenn er die Uebernahme neuer amtlicher Anstrengungen abgelehnt hätte, so zögerte er doch keinen Augenblick, den ehrenvollen Ruf anzunehmen. Der Gedanke, daß er der von ihm erwählten Wissenschaft in bedeutender amtlicher Stellung noch wesentliche Dienste leisten könne, war für ihn durchschlagend. Ostern 1882 hat er seine Lehrthätigkeit an unserer Universität begonnen. Bevor wir Bulmerincqs Bahn weiter verfolgen, wollen wir unsern Blick auf die Lage der publizistischen Lehrfächer in Heidelberg richten. Er wird uns die besondere Ehre zeigen, die in der Berufung für ein solches Fach gerade nach Heidelberg lag. — Schon die römischen Juristen stellen, indem sie eine Uebersicht über den Gesammtumfang der Rechtswissenschaft geben wollen, das Studium des öffentlichen Rechts als gleichberechtigt neben das des Privatrechts. Diese schon von ihnen zugestandene Gleichberechtigung ist in der Organisation unserer juristischen Fakultäten noch heute nicht auf allen, und zwar großen Universitäten durchgeführt. In Leipzig z. B. gibt es in der juristischen Fakultät für Staatsrecht und Völkerrecht keine selbständige Professur, sondern es ist die Vertretung jener Fächer mit einer anderen Professur, der germanistischen oder der für Strafrecht oder der für Kirchenrecht verbunden, im Grunde als Nebenfach, denn die Inhaber dieser Professuren pflegen ihrer Hauptrichtung nach nicht Staats- und Völkerrechtslehrer, sondern Lehrer des deutschen Privatrechts, des Strafrechts, des Kirchenrechts zu sein. In Heidelberg verhält sich das seit langer Zeit anders: es ist ein anerkannter historischer Vorzug der dortigen juristischen Fakultät, daß die publizistischen Lehrfächer in ihr eine selbständige Vertretung erhalten haben. Neben der Professur für das positive deutsche Staatsrecht hat Heidelberg immer eine Professur gehabt, deren Beruf es war, allgemeines und vergleichendes Staatsrecht sowie das Völkerrecht zu vertreten, und immer waren es die bedeutendsten Männer ihres Fachs, welche diese Professuren bekleidet haben: neben Heinrich Zöpfl und Hermann von Schulze, den Bearbeitern des positiven deutschen Staatsrechts, wirkten als Vertreter des allgemeinen Staatsrechts und des Völkerrechts Männer, wie Karl Salomo Zachariä, Robert von Mohl, Johann Kaspar Bluntschli. Durch diese Vertretung des öffentlichen Rechts nach verschiedenen Richtungen, welche keine Einseitigkeit aufkommen ließ, haben die publizistischen Studien in Heidelberg entschieden an Bedeutung gewonnen und ihr gutes Theil zur Blüthe der juristischen Fakultät beigetragen. Als Bulmerincq die Berufung nach Heidelberg an Bluntschli's Stelle erhielt, war sein Ruf als einer der ersten deutschen Bearbeiter des Völkerrechts längst begründet. Dieser Ruf gründete sich auf eine Anzahl höchst gediegener Schriften und Abhandlungen, von denen wir außer den bereits erwähnten nur nennen wollen die Schrift über die Systematik des Völkerrechts von Hugo Grotius bis auf die Gegenwart, und die über Praxis, Theorie und Codification des Völkerrechts. In der ersten dieser beiden Schriften zeigt Bulmerincq, wie man seit Hugo Grotius der

Digitized by Google

Systematik des Völkerrechts eine zu geringe Bedeutung beigelegt habe. Um von ganz willkürlicher Anordnung des Rechts abzusehen, war die seit Hugo Grotius traditionelle Eintheilung des Völkerrechts die in Friedens- und Kriegsrecht. Als Hauptfehler dieser Eintheilung rügt Bulmerincq, daß der Systematik zwei verschiedene Zustände zu Grunde gelegt würden, wovon die nachtheiligste Folge sei, daß daraus leicht eine Verschiedenheit des Rechts für beide gefolgert werden könne, während Theorie und Praxis immer mehr bemüht seien, diese möglichst zu beschränken. Bulmerincq ist einer der ersten Völkerrechtslehrer gewesen, welche eine bewußte Systematik des Völkerrechts durchzuführen bestrebt gewesen sind. Seine Anordnung ist eine einfache. Er scheidet den darzustellenden Stoff zunächst in zwei Haupttheile: das materielle oder zu verwirklichende Recht, und das formelle oder die Art der Verwirklichung des materiellen. Die Anordnung des materiellen Völkerrechts geschieht dann weiter nach den drei Gliedern des Rechtsverhältnisses, nämlich den Subjekten des Völkerrechts, d. h. den Staaten und verschiedenen Staatsverbindungen, den Objekten des Völkerrechts, d. h. dem Staatseigenthum, insbesondere Staatsgebiet, und den Akten, d. h. insbesondere den internationalen Verträgen. Das formelle Recht sodann wird gegliedert nach den Organen der staatlichen Vertretung im internationalen Verkehr und dem Verfahren, bei welchem das gütliche und das gewaltsame Verfahren von einander unterschieden werden. Der bedeutende Name, welchen sich Bulmerincq durch die genannten Schriften und zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften über einzelne völkerrechtliche Materien bereits in Dorpat erworben hatte, wurde schon in den letzten Jahren seines dortigen Wirkens die Veranlassung zu einer auszeichnenden Anerkennung von Seiten seiner Mitforscher auf dem Gebiete des Völkerrechts. Er wurde aufgefordert zur Mitstiftung des Institut de droit international, welches am 10. September 1873 zu Genf von einer Anzahl berühmter, den verschiedenen Nationen angehörender Völkerrechtslehrer und Publizisten behufs Fortbildung und Codification des Völkerrechts gegründet wurde und seitdem, wie allbekannt, eine bedeutsame Wirksamkeit entfaltet hat. Bulmerincq wurde eines der eifrigsten Mitglieder des Instituts, seit 1877 war er als Berichterstatter der Kommission für Seekriegsrecht bei dem Institut thätig, welcher Stellung u. a. seine Schrift über die prises maritimes ihre Entstehung verdankt. Als das Institut vor einigen Jahren seine Sitzungen in Heidelberg abhielt, wurde Bulmerincq die wohlverdiente Ehre zu Theil, als Präsident die Verhandlungen zu leiten. Obwohl seit der Uebernahme des Heidelberger Amts Bulmerincqs Arbeitskraft wieder durch mannigfache Lehrthätigkeit in Anspruch genommen wurde, erlahmte darum seine literarische Produktion keineswegs. Der Heidelberger Zeit gehört neben zahlreichen kleineren Arbeiten die vielleicht reifste Frucht seines schriftstellerischen Wirkens an, seine in dem von Marquardsen herausgegebenen Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart erschienene Darstellung des Völkerrechts oder internationalen Rechts. Die geradezu staunenswerthe Kenntniß der völkerrechtlichen Literatur aller Nationen nach den verschiedensten Richtungen und bis in's Einzelne hinein, welche sich in diesem bedeutenden Werke zeigt, ließ ihn auch als den geeignetsten Mann erscheinen zu den alljährlich erfolgenden Berichterstattungen über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der völkerrechtlichen Literatur, welche er seit 1882 in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft geliefert hat. — Wir müssen uns hier versagen, auf den Inhalt einzelner völkerrechtlicher Schriften Bulmerincqs auch nur kurz näher einzugehen. Nur auf die allgemeine, scharf ausgeprägte wissenschaftliche Stellung, welche Bulmerincq unter den Völkerrechtslehrern einnahm, möge hier hingewiesen werden. Bulmerincq spricht sich mit Entschiedenheit aus gegen die früher übliche Verbindung des Natur- und Völker-

Digitized by Google

rechts an den Hochschulen zu einer Professur. Diese Verbindung sei ein Haupthinderniß der Ausbildung des Völkerrechts zur Positivität gewesen, bei solcher Verbindung habe Anerkennung und Befolgung der Katheders̈ätze durch die Praxis nicht erreicht werden können. Er will das Völkerrecht als eine selbständige Disziplin des positiven Rechts behandelt und dazu immer mehr ausgebildet wissen. Nun hat man ja die Positivität des Völkerrechts häufig geleugnet, insbesondere wegen eines mangelnden, über den einzelnen souveränen Staaten stehenden obersten Gesetzgebers. Diesem Einwande sucht Bulmerincq zu begegnen durch den Hinweis darauf, daß das internationale Rechtsprinzip sich aus den internationalen Rechtsüberzeugungen entwickle, welche durch Ausgleichung, Läuterung und Erhebung der nationalen Rechtsüberzeugungen zu internationalen sich bildeten. Diese internationalen Rechtsüberzeugungen geben sich nach ihm vor Allem kund in den zahlreichen Konventionen und Verträgen der Staaten mit einander. Auf diese Verträge insbesondere sucht er das positive Völkerrecht zu stützen, und darum legt er ein so hervorragendes Gewicht auf die völkerrechtlichen Verträge. Es hat wohl bis jetzt keinen deutschen Vertreter des Völkerrechts gegeben, welcher eine so staunenswerthe umfassende Kenntniß der völkerrechtlichen Verträge der verschiedensten Nationen besaß, wie Bulmerincq. Gründliche völkerrechtliche Vorbildung verlangt Bulmerincq nicht bloß für die Diplomaten, sondern für jeden Juristen, er beklagt es mit Hälschner, Aegidi, Robert von Mohl, daß die Bildung der Juristen eine zu einseitig privatrechtliche sei. Ein gewisses Maß völkerrechtlicher Kenntnisse sei auch für den Parlamentarier immer mehr zu fordern in einer Zeit, in welcher Handelsverträge sowie Konventionen zum Schutze der geistigen und materiellen Arbeit immer zahlreicher unter Mitwirkung der Volksvertretungen abzuschließen seien, und diese durch ihre Berathungen auch bei Kolonialfragen mitwirken müßten, denen sich das Interesse des deutschen Volks immer mehr zuwende. An die Lehrer des Völkerrechts auf den Universitäten stellt Bulmerincq die Anforderung, daß sie mehr als bisher Rücksicht auf die Praxis nähmen, nicht bloß in den theoretischen Vorträgen, sondern auch durch dem Völkerrecht gewidmete Praktika. Die Hauptaufgabe der letzteren müsse sein, die Theilnehmer zur Interpretation und Bearbeitung von Verträgen anzuleiten, da diese die Hauptgrundlage des Völkerrechts seien. Wie segensreich er während seiner Heidelberger Thätigkeit gerade in dieser Beziehung gewirkt, davon werden freudig alle die Zeugniß ablegen können, welche er in den von ihm geleiteten völkerrechtlichen Uebungen zu derartigen praktischen Arbeiten angeregt und angeleitet hat. Leider war es ihm nicht vergönnt, länger als acht Jahre der Universität Heidelberg seine so bedeutende Lehrkraft zu widmen. In seinen letzten Lebensjahren begann Bulmerincq zu kränkeln. Vergeblich suchte er im Bade Wildungen Heilung seines Leidens. Nach Schluß des Sommersemesters 1890 begab er sich nach Stuttgart, um sich dort zur Hebung seines Leidens einer Operation zu unterziehen. Zu einer solchen ist es aber nicht mehr gekommen, denn sehr bald nach seiner Ankunft in Stuttgart erkrankte Bulmerincq so ernstlich, daß er in das Katharinenhospital gebracht werden mußte. Dort hat nach einigen Tagen ein sanfter Tod seinem Leiden ein Ende gemacht: er starb am 18. August nach soeben vollendetem 68. Lebensjahre. Seine Leiche wurde nach Heidelberg gebracht und auf dem dortigen Friedhofe beigesetzt. — Der Rückblick auf Bulmerincqs Leben zeigt uns das Bild eines Mannes, der das zu seiner Disziplin gehörende Wissensmaterial in einem ganz außerordentlichen Maße beherrschte, der diese Disziplin zu einer immer selbständigeren zu erheben und ihren Einfluß auf das praktische Leben zu verstärken und auszudehnen bemüht war, der für eine würdigere Vertretung dieser Disziplin auf den Hochschulen und den ihr gebührenden Einfluß auf die Ausbildung der jungen Juristen unausgesetzt gewirkt hat. Ein

Digitized by Google

von edelstem Streben erfülltes, erfolgreichst thätiges, dem Gemeinwohl gewidmetes Leben ist an seinem Ziele angelangt, aber Bulmerincqs Schriften werden sein endliches Dasein weit überdauern, und wenn das, was August von Bulmerincq erstrebte, nicht alles in dem engen Raume eines Menschenlebens erfüllt werden konnte, so zeigt dies nur, daß es große ideale Ziele waren, auf deren Erreichung er hingearbeitet hat, zu deren Erreichung die Arbeit des Einzelnen nur einen Beitrag liefern kann. Das Bedeutende aber, was er dafür geleistet, wird ihm unvergessen bleiben und um so weitere Anerkennung finden, je mehr sich unausbleiblich der Einfluß der völkerrechtlichen Disziplin auf das Leben und im Zusammenhang der Rechtswissenschaft steigern wird. (Vgl. O. Karlowa »Worte am Grabe des Herrn Geheimerath Dr. A. v. Bulmerincq«. Heidelberg 1890.)

Albert Bürklin

wurde am 1. April 1816 zu Offenburg geboren, wo sein Vater, der nachmalige Geheime Finanzrath Bürklin, Beamter war. Die Mutter war eine Tochter des auch im politischen Leben unseres Landes bekannten Kirchenrathes G. B. Fecht (Bad. Biogr. I. 234). Nachdem er das Lyceum in Karlsruhe besucht und auf dem Polytechnikum daselbst die Ingenieurwissenschaft studirt hatte, wurde er im Jahre 1838 als Ingenieurpraktikant aufgenommen und war als solcher in verschiedenen Theilen des Landes bei Brücken- und Straßenbauten beschäftigt. Nach einer im Jahre 1842 unternommenen längeren Studienreise fand er 1843 als Bahningenieur in Heidelberg seine erste feste Anstellung, wurde 1852 Eisenbahninspektor in Karlsruhe, 1861 Vorstand des Eisenbahnamtes in Freiburg und 1867 Oberingenieur und Vorstand der Main-Neckarbahn in Heidelberg. Aus dieser Stellung schied Bürklin im Jahre 1875, um als Oberingenieur bei dem Bau der Neckarthalbahn mitzuwirken, nach deren Vollendung er im Jahre 1880 in den Pensionsstand trat und seinen Wohnsitz nach Karlsruhe verlegte. Im Jahre 1843 mit Julie Desepte vermählt, führte er ein schönes und glückliches Familienleben. Dieser Ehe entsprossen vier Söhne und zwei Töchter, von denen, nachdem die Mutter im Jahre 1885 den Ihrigen entrissen worden war, ein Sohn 1887 dem Vater im Tode vorausging. Bürklins ältester Sohn Albert ist, nachdem er seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen hatte, in welchem er die Stelle eines Oberschulrathes bekleidete, seit dem Jahre 1890 Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe. Er war während mehrerer Sitzungsperioden Mitglied der badischen Zweiten Kammer und vertritt im Deutschen Reichstag den Wahlkreis Neustadt in der Rheinpfalz, in welchem er begütert ist. — Bürklin, der sich lange großer Rüstigkeit erfreute, begann im Jahre 1888 zu kränkeln und starb nach längerem Leiden am 8. Juli 1890. — Bürklin war ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens. Außer seiner langjährigen Thätigkeit im Dienste der Staatseisenbahnen und der schon erwähnten Theilnahme am Baue der Neckarthalbahn sind von größeren technischen Arbeiten, die er zum Theil mit Bewilligung längeren Urlaubs ausführte, zu nennen: das Projekt der Eisenbahn Freiburg-Breisach, die Bahn Karlsruhe-Maxau, die Mannheim-Karlsruher Rheinthalbahn und die Heidelberg-Speyerer Bahn. Von Jugend an von lebhaftem Interesse für die politischen Angelegenheiten erfüllt, ein warmblütiger deutscher Patriot, ein treuer Sohn seiner badischen Heimath, ein überzeugter Anhänger der liberalen Richtung im Staatsleben, gehörte Bürklin in den Jahren 1871—1879 der Zweiten Kammer des badischen Landtags als Vertreter des Wahlbezirkes Weinheim-Ladenburg an und war auch hier als Vorsitzender der Kommission für Straßen- und Eisenbahnen in dem Fache, das er sich zum Lebensberufe gewählt hatte, hervorragend thätig. In noch weiteren Kreisen als durch seine amtliche und politische Wirksamkeit, ja

Digitized by Google

weit über die Grenzen unseres Landes hinaus wurde Bürklins Name bekannt durch sein bedeutendes schriftstellerisches Talent. Er besaß in hohem Maße die Gabe einer im besten Sinne des Wortes volksthümlichen Schreibweise. Er verstand es in gleicher Weise den schlichten Ton der Dorfgeschichte zu treffen, wie eine politische Frage oder ein technisches Problem in allgemein verständlicher und anziehender Weise zur Erörterung zu bringen. Als liberaler Politiker stellte er sein großes Talent in den Dienst der Partei, der er mit tiefinnerster Ueberzeugungstreue angehörte, und der Humanität, welche sein ganzes Denken und Fühlen durchdrang und bestimmte. Er verstand es nicht nur meisterhaft zu schildern und zu erzählen, die Gemüther zu erregen und zu rühren, ihm war auch die seltene Gabe eines kerngesunden Humors verliehen, so daß viele seiner Erzählungen einen dauernden Platz in unserer volksthümlichen Literatur neben den besten Kalendergeschichten von J. P. Hebel verdienen. Bürklin trat denn auch in Hebels Fußtapfen, indem er, gleich diesem, seine Erzählungen zunächst in einem Kalender, dem »Lahrer Hinkenden Boten« erscheinen ließ, dessen überaus große Verbreitung in ganz Deutschland wesentlich den Beiträgen Bürklins zuzuschreiben ist. Manche brennende Tagesfrage hat Bürklin in der anmuthigen Form seiner Kalendergeschichten mit klarem sachlichem Verständniß und warmfühlendem Herzen erörtert und durch die eindringliche und drastische Art seiner Darstellung hat er in manchen Fällen zur Beseitigung von Mißbräuchen, zur Einführung von Verbesserungen auf verschiedenen Gebieten des Staatslebens beigetragen. Die Darlegung der bedrängten Lage der Subalternbeamten in seinem Erstlingswerke, dem vielgelesenen »Kanzleirath« hat wesentlich dazu geführt, die öffentliche Meinung über die wirthschaftliche Lage des Beamtenstandes aufzuklären und damit die auf Verbesserung derselben gerichteten Bestrebungen der Regierung zu unterstützen. Die Liebe zu dem großen deutschen Vaterlande, die Anhänglichkeit an die Heimath, die freie, von hierarchischer Unduldsamkeit wie von bureaukratischer Bevormundung unbeschränkte Entwickelung des staatlichen Lebens, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit — das waren die Ziele, die er bei seiner volksthümlichen Schriftstellerei stets im Auge hatte. Wie in seinen Erzählungen, von denen die größte »Toni und Madlein« und eine stattliche Reihe der kleineren in Buchform (Lahr, Verlag von M. Schauenburg) gesammelt erschien, so verstand er es auch, in den politischen Uebersichten, die unter dem Titel »Wochenschau der Welthändel« während einer langen Reihe von Jahren in der »Breisgauer Zeitung« zu Freiburg und in der »Illustrirten Dorfzeitung des Lahrer Hinkenden Boten« erschienen, ein großes Lesepublikum zu fesseln und die treue vaterländische Gesinnung, die ihn beseelte, auf weite Kreise unseres Volkes zu übertragen. Und wenn auch die zuweilen vielleicht etwas zu derbe Ausdrucksweise, deren er sich insbesondere in seinen politischen Erörterungen bediente, nicht ohne Anfechtung blieb und namentlich von der klerikalen Presse scharfen Angriffen ausgesetzt war, so darf doch mit Fug und Recht gesagt werden, daß er im Ganzen und Großen dem Grundsatze treu blieb, welcher die echte Volksthümlichkeit von der falschen unterscheidet, daß er bestrebt war, die Anschauungen der Kreise, für die er schrieb, zu veredeln und zu einer höheren Denkungsart heranzubilden und zu erheben. Dazu aber ist es nöthig, zu den Massen in ihrer Sprache zu reden und die höheren Ziele, zu denen man sie heranzuziehen strebt, ihrem Verständnisse näher zu bringen. Daß Bürklin den Ton, der hier anzuschlagen war, getroffen hat, ist das Geheimniß seiner Erfolge. Diese aber sind nicht möglich ohne eine wahre, im tiefsten Innern begründete Menschenliebe, welche es versteht, immer zur rechten Zeit die Saiten anzuschlagen, die das Menschenherz sympathisch berühren. Seiner wahren Nächstenliebe hat er ein bleibendes Denkmal gesetzt in dem Reichswaisenhaus in Lahr, das wesentlich Bürklins Anregung und Bemühungen seine Entstehung

Digitized by Google

verdankt. Von ihm dürfen mit Recht die Worte gelten, die ein Nachruf in der »Badiſchen Landeszeitung« einer ſeiner Erzählungen entnimmt: »Emſige Arbeit war ihm des Lebens Schmuck und mit ihrem Gewinne that er Werke der Liebe und Barmherzigkeit. Das aber iſt das Schaffen für die Ewigkeit. Aber im öffentlichen Leben fehlte ihm nimmer deſſen höchſter Gewinn: erfolgreiches Schaffen und die Anerkennung der Beſten.« v. Weech.

Rudolph Otto Conſentius,

epiſcher und dramatiſcher Dichter und, von Auffenberg bis Putlitz, 40 Jahre hindurch pflichttreues Mitglied des Karlsruher Hoftheaters, wurde am Weihnachtsmorgen des ereignißreichen Jahres 1813 zu Conitz im weſtpreußiſchen Regierungsbezirk Marienwerder geboren. Früh verwaiſt, empfing er bei Verwandten in Königsberg ſeine Schulbildung auf dem dortigen Gymnaſium, das er indeß, von Haus aus mittellos, in Sekunda verließ, um in ſeinem 18. Jahre als Avantageur bei der preußiſchen Infanterie Dienſt zu nehmen. Nach wohlbeſtandenem Fähnrichsexamen trat er, ſeinem natürlichen Hange zur Mathematik, beſonders zur Geometrie folgend, in das Artilleriecorps zu Berlin; hier fand er Gelegenheit das Theater zu beſuchen und mit Angehörigen der Bühne zu verkehren. Die dramatiſchen Werke unſerer Dichter wirkten beſtimmend auf den Charakter des jungen lebhaften Mannes. — Er that einen Schritt, den er, wie er ſelbſt ſagt, »nie bereute« — und ging mit ehrenvollem Militärabſchied auf gut Glück in die Welt, das Herz voll Sehnſucht nach freier, ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, den Kopf voll halbreifer Pläne. Eine ſchlimme Zeit war damals für Deutſchland und ſeine Kultur aufgegangen, Tage voll Sorgen und Entbehrungen auch für Conſentius, den ſeine zielloſe Straße über Dresden, wo er die Bekanntſchaft von Tieck machte, Halle, Kaſſel, Frankfurt a. M. und Mainz nach Stuttgart geführt hatte; dort hoffte er, für ſeine in Halle begonnene, in Wiesbaden vollendete Tragödie »Jeſus« einen Verleger zu finden und fand ihn auch; aber dieſe erſte, der David Strauß'ſchen Richtung zuneigende Tendenzdichtung theilte mit manchem anderen Erzeugniß der Preſſe in jenen Tagen das Schickſal, einer unerbittlichen Cenſur und der Beſchlagnahme zu verfallen und brachte dem Autor drei Monate Feſtungshaft auf Hohenasperg ein, wo 60 Jahre früher ein anderer deutſcher Dichter, Schubart, bereits Gelegenheit gefunden hatte zu erwägen, um wieviel ſein Pegaſus dem Geiſte der damaligen Zeit vorausgeeilt war. In Stuttgart entſtanden übrigens, allerdings unter dem Drucke lähmender politiſch-religiöſer Zuſtände und ſchwerer körperlichen Entbehrungen die erſten Geſänge eines epiſchen Zeitgedichtes »Noſtradamus«, ferner ein hiſtoriſches Trauerſpiel aus der Merovingerzeit »Brunhilde«, welches, auf Empfehlung Dr. Karl Müllers (Otfried Mylius, der Conſentius auch in ſpäteren Tagen ſich noch als treuer Freund bewährte), 1842 im Macklot'ſchen Verlag zu Karlsruhe im Druck erſchien, ſowie das Trauerſpiel »Alboin«. Mit Schulden belaſtet kam Conſentius 1843 nach Karlsruhe, an deſſen Hofbühne der fruchtbare Dramatiker Baron v. Auffenberg als Intendant, Ludwig Deſſoir als Regiſſeur wirkten. Ein beſcheidenes Engagement ſetzte dem fahrenden Leben und der empfindlichſten Noth für's Erſte eine Grenze; die ſogenannte »tolle« Zeit von 1848 bis 1850 zeitigte die 12 Geſänge des »Noſtradamus« und die Anfänge eines epiſchen Gedichtes »Hermann«, welches dem Autor willkommenen Anlaß zu einer Ferienreiſe in den Teutoburger Wald gab. 1855 verheirathete ſich Conſentius mit einer Karlsruher Bürgerstochter. Kleinere lyriſche Dichtungen erotiſchen Gehalts, welchen der Dichter ſelbſt mit einem gewiſſen Behagen die Eigenſchaft »graziöſer Sinnlichkeit« zuſpricht, kennzeichnen die Zeit ſeines Brautſtandes und der Flitterwochen. Mittlerweile war Eduard Devrient zur Leitung der Hofbühne berufen worden, an welcher ſein Sohn Otto als Mitglied wirkte.

Digitized by Google

Vergeblich hatte sich Consentius Jahre hindurch bemüht, seinen »Alboin« zur Aufführung zu bringen; auch der Schillerpreis entging ihm, obwohl kein Geringerer als August Boeckh ihn zur Prämiirung vorgeschlagen hatte; aber es war just, als erstarke seine Arbeitslust und -Kraft unter dem Einfluß dieser vielfachen Enttäuschungen; denn 1867 bereits erschien des Dichters beste Tragödie »Attila«, welche denn auch, auf warme Befürwortung des jungen Devrient, vor Eduard Devrients strengem Urtheil Gnade fand und am 14. November des gleichen Jahres auf der Hofbühne zur Aufführung gelangte, und bald darauf »Das Urevangelium der Liebe«, als eine Art Glaubensbekenntniß, den Abschluß der 4 Bände »Dichtungen« bildend, welche, von Ottfried Mylius mit einem Vorwort begleitet, 1881 bei Reuther, Karlsruhe und Leipzig erschienen sind. — Obschon von Natur aus widerstandsfähig und bei einer seltenen Unermüdlichkeit im Ringen und Streben auch leicht getröstet, war doch nach und nach eine sehr merkliche Veränderung in Consentius' Wesen vor sich gegangen, welche sich nicht sowohl in einer zunehmenden fast krankhaften Selbstüberhebung, sondern ganz besonders in einer bedenklichen Erbitterung und Herbheit des Urtheils kundgab. Nachdem ihm das Jahr 1876 die Lebensgefährtin geraubt hatte, beschränkte sich sein Verkehr mit der Außenwelt nur noch auf einen sehr kleinen Kreis, und so kam es, daß er sich auf sich selbst zurückzog und, seiner Jugendneigung folgend, die abstrakten Probleme der Geometrie wieder aufgriff; er belegte Vorlesungen an der Polytechnischen Hochschule, suchte mit Professoren der Mathematik in Verkehr zu kommen und veröffentlichte die Resultate seiner eigenen geometrischen Spekulationen in kleineren Schriften: Beiträge zur Geometrie des Dreiecks (Karlsruhe 1877), die Rückläufigkeit des Raumes ein Irrthum und Ursache weiterer Irrthümer (in den »Dichtungen«, Bd. 4) und Usus est tyrannus (Karlsruhe 1885). Im Jahre 1884 erschien noch einmal als dichterisches Vermächtniß ein Band »Neue Gedichte« (Leipzig bei Friedrich), denen der Verfasser eine Selbstbiographie voranstellte, und die zum großen Theile im Jahre 1882 entstanden waren. 1883 erfolgte seine Zuruhesetzung, auch im eigentlichen Sinne des Wortes, denn kein irgendwie erwähnenswerther Vorfall trübte mehr die stille Zurückgezogenheit seiner letzten Lebensjahre; am Morgen des 13. Januar 1887 erlag Consentius, 74 Jahre alt, einer nur dreiwöchentlichen Krankheit. Machte das hohe Alter auch in seinem Aeußern seine Rechte geltend — das gefurchte Antlitz umrahmte ein kurzer grauer Bart, so hatte er sich doch bis zu seinem Tode die ungebeugte, fast militärische Haltung bewahrt und aus seinem lebhaften Auge blitzte das Feuer ungebrochener geistiger Frische. Zur Kennzeichnung seiner in der zeitgenössischen Literatur eigenartig, fast vereinzelt dastehenden lyrischen, epischen und dramatischen Arbeiten seien hier nur noch zwei Schriftursheile beigefügt von Männern, deren literarische Stellung sie dazu ermächtigt: Eduard Duller, der durch Vermittelung eines Freundes um Bevorwortung der ersten Publikation angegangen war, schreibt Anfangs der 50er Jahre: »Consentius beherrscht die Sprache, bemeistert Rhythmik und Reim, aber er sagt zu sehr, was er weiß, manchmal auch mehr als dies, sehr häufig zu viel, was ihm erklären müßte, daß so manches von seinen Sachen unter den obwaltenden Verhältnissen sich nicht für den Druck eignet.« Ottfried Mylius äußert sich über die Werke seines Freundes: »Schwerlich werden sie sich beim großen Publikum einbürgern; dagegen wird ihnen der Beifall einer auserwählten Gemeinde von Männern und Frauen, welche es ernst nehmen mit der deutschen Literatur, im Voraus gesichert sein.« Muth und Ausdauer und mannhaftes Wollen hat Consentius mitgebracht in den langen Streit um die Ideale seiner Kunst; aber es gebrach ihm sehr häufig an den erforderlichen Waffen und an den taktischen Kenntnissen. Immerhin verdient das, was er geleistet hat, die ehrenvollste Anerkennung.

Th. Cathiau.

Digitized by Google

Ludwig Ernst Cron,

geboren am 25. Februar 1810 zu Huchenfeld, ein Sohn des Revierförsters Cron, widmete sich, nachdem er an den Gymnasien zu Bruchsal und Karlsruhe den vorbereitenden Unterricht genossen hatte, in den Jahren 1829/32 an den Universitäten Heidelberg und Freiburg dem Kameralfach. Im März 1833 bestand er die Staatsprüfung, die, wie seine sofort begonnene praktische Thätigkeit, eine so günstige Beurtheilung fand, daß er schon im März 1836 zum Regierungsassessor ernannt wurde. Als solcher arbeitete er bei den Kreisregierungen zu Rastatt (bis Januar 1839), zu Konstanz (bis Dezember 1840) und zu Freiburg, wo er im Dezember 1842 zum Regierungsrath ernannt wurde. Im Dezember 1844 wurde Cron von dort zur Kreisregierung in Mannheim und im März 1847 wieder nach Freiburg versetzt. Die mehrfachen Ortswechsel, die Cron mit dem ganzen Lande näher bekannt machten, hatten ihren Grund vorwiegend in seiner Tüchtigkeit; man griff auf ihn, wo eine hervorragende jüngere Arbeitskraft nöthig erschien. Die verdiente Anerkennung fanden diese guten Dienste unter Staatsrath Bekk im Oktober 1847, als Cron zum Ministerialrath bei dem Ministerium des Innern ernannt wurde. — Wenige Monate später begannen die folgenschweren Ereignisse von 1848/49. An die Niederwerfung des im Jahr 1849 unter Brentano's Leitung erregten Aufstandes knüpfte sich naturgemäß der Rückschlag. Die zunächst zur Leitung der Staatsgeschäfte berufenen Männer beschränkten sich zwar in Uebereinstimmung mit den Ständekammern auf die Maßregeln, die zur Befestigung der wiederhergestellten Ordnung dienlich erschienen; nachdem aber im Oktober 1850 das Ministerium des Auswärtigen mit dem Vorsitz im Staatsministerium gewechselt hatte, gelangte diese politische Richtung allmählich zu ausgedehnterer Geltung. Ihr hatte es auch Cron zuzuschreiben, daß er im Oktober 1852 als Geheimer Regierungsrath zur Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues versetzt wurde, und zwar, wie ihm von kompetenter Seite eröffnet wurde, gegen die Stimme seines Chefs, des Ministers des Innern, Freiherrn v. Marschall, lediglich wegen seiner aus früherer Zeit bekannten liberalen Gesinnung und ohne daß man fragte, wie seine politische Gesinnung in den letzten Jahren sich gestaltet habe. Zu den Radikalen hatte Cron nie gehört, und sofern er liberal war, haben während der fünfzehnjährigen Dienstzeit bei der politischen Verwaltung — auch abgesehen von den Ereignissen der Jahre 1848/49 — seine Ideen die etwa zu wünschende Einschränkung gefunden in der Ueberzeugung, daß im Staate die Herrschaft einer vernünftigen Ordnung die erste Bedingung allgemeiner Wohlfahrt sei. Daß er übrigens in dem neuen Amte dessen Aufgaben, insbesondere der ihm übertragenen Leitung der Expropriationen für die zu bauenden Staatsstraßen und Eisenbahnen mit derselben Pflichttreue genügte, die er in seinen übrigen Aemtern bethätigt hat, versteht sich bei ihm von selbst. Man mußte ihn bei diesem Geschäfte sehen, das die Geduld von hundert Anderen ermüdet hätte, wie geduldig, freundlich und zu rechter Zeit energisch er mit den aufgeregten Bäuerlein verhandelte, von denen so mancher meinte, sein Acker habe einen besonderen Werth, weil es eben der seine war. Man rühmte ihm nach, wie selten es unter seiner Leitung zu Prozessen kam, da er mit dem gemeinen Manne wie ein wohlmeinender Freund und verständiger Seelsorger zu reden verstehe. — Als im April 1860 mit der von den Ständekammern beschlossenen Verwerfung der Konvention der Großherzoglichen Regierung mit dem Päpstlichen Stuhl diese Periode ihr Ende erreichte, trat in das neu gebildete Staatsministerium Lamey, der in Folge seiner Haltung auf dem Landtag von 1848/49 im Volke besonders beliebt war, als Vorstand des Ministeriums des Innern ein. Er hatte Cron schon zu Anfang der 40er Jahre während längeren Aufenthalts an demselben Orte

Digitized by Google

kennen und schätzen gelernt und die Jahre 1848/49 hatten Beide in ihrer Freundschaft noch bestärkt. Auf Lamey's Antrag wurde nun Cron als Geheimer Referendär wieder in das Ministerium des Innern berufen. Da er auf seinen bisherigen Stellen zu einer sehr umfassenden Kenntniß der im Lande angestellten Verwaltungsbeamten gelangt war, so lag es nahe, daß sein Chef ihm neben wirthschaftlichen Respiziaten die Vortragserstattung über die Besetzung der dem Ministerium des Innern untergeordneten Stellen übertrug. Cron suchte dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Umsicht und Gewissenhaftigkeit gerecht zu werden; da aber fast zu jeder erledigten Stelle eine Mehrzahl von Bewerbern auftritt und doch immer nur Einer die Stelle erhalten kann, so konnte es diesem Theil seiner amtlichen Thätigkeit nicht an unzufriedenen Kritikern fehlen, deren Ergüsse er jedoch im Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung leichten Herzens auf sich nahm. — Nachdem im Jahre 1866 die Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich im Deutschen Bunde in einen Krieg ausgebrochen war, hielt die badische Regierung zu Oesterreich; Preußens Sieg hatte deßhalb in Baden den Rücktritt des bisherigen Ministeriums zur Folge. Cron, der schon längst den Bestrebungen deutscher Patrioten für eine engere Verbindung der deutschen Staaten unter Führung des Königs von Preußen zugethan war, blieb in seinem Amte, nachdem Mathy Premierminister und Jolly Präsident des Ministeriums des Innern geworden war, und als nach Mathy's Tod im Jahre 1868 Jolly unter Beibehaltung des Ministeriums des Innern den Vorsitz im Staatsministerium übernommen hatte, wurde Cron im Dezember jenes Jahres zum Geheimerath II. Klasse ernannt. In derselben Stellung blieb er auch bei den späteren Ministerwechseln, bis er im Jahre 1883 in den wohlverdienten Ruhestand trat. Den im August 1860 ihm übertragenen Vorsitz im Verwaltungsrathe der General-Witwen- und Brandkasse behielt er bis zu seinem Tode. Da vermöge des neuen Beamtengesetzes mit dem 31. Dezember 1889 die General-Witwenkasse aufhörte, so wurde ihm noch kraft höchster Entschließung vom 14. November die Leitung des Verwaltungsraths der künftigen Brandkasse übertragen. — Seine Hauptsorge war eine lange Reihe von Jahren hindurch die Aufstellung des Budgets, und seinem unermüdlichen Drängen glückte die schwierige Arbeit, dasselbe immer rechtzeitig fertig zu stellen. Auch die Beaufsichtigung der seit 1870 in großem Umfang betriebenen Bauten in seinem Departement bedingte vieles Reisen und Nachsehen, doch war seine Aufsicht immer human und billig. Große Verdienste erwarb Cron sich in dieser Periode um Baden-Baden, das in Folge der Aufhebung der Spielbank in einer gefährlichen Krise begriffen war. An Verdruß freilich war dieser Theil seines Respiziats besonders ergiebig. Allen Widersprechern zum Trotz beharrte er als Referent des Badfonds darauf, daß nicht in dem Ersinnen neuer Vergnügungs- und Belustigungsanstalten, sondern in der Ueberleitung des Bades in eine solide Heilanstalt die Zukunft des Platzes zu suchen sei. Die Bürgerschaft grollte, daß man den Badfond auf die Errichtung eines kostspieligen Dampfbades verwende. Heute hat der Erfolg gezeigt, daß Cron Recht that, diese solide Bahn zu empfehlen und dem Lärm der Badener ein gleichmüthiges Achselzucken entgegenzusetzen. Manches, was er anstrebte, so die Berufung eines berühmten Badearztes — mit Scanzoni wurde eine Weile verhandelt — scheiterte freilich an der Beschränktheit der vorhandenen Mittel. — Der Großherzog hat Cron in ehrender Anerkennung seiner ersprießlichen Dienste im Jahre 1862 das Ritterkreuz, 1868 das Kommandeurkreuz II. Klasse und 1879 den Stern zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. Von dem Deutschen Kaiser hat Cron im Jahre 1874 den Kronenorden II. Klasse erhalten. — So viel über Crons Laufbahn im Staatsdienst. Zur Ergänzung seiner Schilderung ist beizufügen, daß er bei klarem, scharfem Verstand

Digitized by Google

eine seltene Willensstärke besaß. Was er nach umsichtiger Prüfung als das Richtige erkannte, das hielt er fest und führte es, soviel an ihm lag, entschieden durch. Langen Reden ging er aus dem Wege; auch eine schwung- und selbungsvolle Sprache war nicht nach seinem Sinn. Seine Redeweise konnte, wenn er erregt war, kraft- und eindrucksvoll sein, kurz und bündig war sie immer. Damit mag es zusammenhängen, daß er sich nie um ein Abgeordnetenmandat bewarb und daß in den öffentlichen Sitzungen der Ständekammern, welchen er als Regierungskommissär beizuwohnen hatte, eine konsequente Zurückhaltung an ihm zu bemerken war. Er sprach nur, wo es nöthig schien, und da in schlichtester Form. Persönlich verkehrte er gerne mit den bedeutenderen der regierungsfreundlichen Abgeordneten, bei welchen er in hohem Ansehen stand; wo es sich darum handelte, den Einen oder Anderen für eine Vorlage der Regierung zu gewinnen, scheute er keine Mühe. Im geselligen Verkehr liebte er den Humor, ihm selbst fehlte es nicht an Witz- und Scherzworten, noch an Anekdoten. — Sein trockenes, ernstes, zuweilen fast herbes äußeres Auftreten barg ein tiefes Gemüth. Hilfsbedürftigen, insbesondere armen Witwen und Waisen, stand er gerne bei; wer ihm sympathisch näher getreten, dem war er ein treuer, werkthätiger Freund; Verwandten und Verschwägerten half er nach Bedarf auch mit großen Leistungen aus. Am reichsten entfaltete sich sein Gemüth gegenüber seiner Gattin Ernestine geborenen Hausrath, mit der er seit März 1841 in glücklicher, obwohl kinderloser Ehe gelebt hat. Ihr war er in kranken Tagen ein äußerst sorgsamer Pfleger und zu jeder Zeit sorgfältigst auf ihr Wohl bedacht. — Bis in sein hohes Alter erfreute sich Cron einer seltenen Rüstigkeit; vor seiner am 8. Dezember 1889 aufgetretenen Erkrankung dachte Niemand an die Möglichkeit seines nahen Endes, das am 15. Dezember erfolgte. Ob eine Lungenentzündung oder das Zerspringen einer Ader im Gehirn mit Erguß des ausgetretenen Blutes in die Lunge die Todesursache war, ist nicht festgestellt. — Allen, die den Entschlafenen näher kannten, wird er als der geistig wie körperlich kräftige, charakterfeste Mann, der er war, in der Erinnerung fortleben. (Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 14 Beilage und Schwäbischer Merkur 1890 Nr. 33 Sonntagsbeilage.)

Karl Damm.

Hätte Karl Damm ruhig in seiner Heimath gestrebt und gewirkt, so würde sein Lebenslauf von dem so mancher anderen verdienten Schulmänner Badens nicht verschieden gewesen sein, so hätte er als stiller Arbeiter auf dem Felde der Erziehung, obwohl hochgeehrt und geliebt, ruhig und fast unbemerkt gesäet und wäre ebenso unbemerkt zur ewigen Ruhe eingegangen. In ihm aber barg sich hinter einem ruhigen, bescheidenen, sehr reservirten Aeußern eine glühende Begeisterung für Hebung und Besserung der Lage seines Vaterlandes und seiner Mitmenschen, welche erst in den bewegten Zeiten von 1848/49 zum Vorschein kam und seine nächsten Freunde selbst in Erstaunen setzte, welche nicht in die Tiefe seines Herzens gedrungen waren. Er war, wie Hölderlin so schön in seinem »Hyperion« sagt:

„Wie der Sternenhimmel, still und bewegt".

Dieser bis dahin verborgene Herzenstrieb zog Damm bald aus seinem ruhigen Wirkungskreise, trieb ihn bald als heimathlosen Pilger in ferne, ferne Länder, setzte ihn harten Prüfungen, schweren Schicksalsschlägen aus. Er ertrug aber seine Prüfungen als ein ganzer Mann, und wohin ihn auch seine langen fernen Pilgerfahrten führten, erwarb er sich die Achtung, Liebe und Verehrung Aller, welche mit ihm in Berührung kamen. — Karl Damm, geboren in Baden am 5. Januar 1812, studirte erst am Pädagogium in Baden und am Lyceum zu Rastatt, widmete sich in Freiburg dem Studium der Theologie und Philologie

Digitized by Google

und empfing daselbst die Priesterweihe. Er wählte aber nicht den Beruf eines katholischen Geistlichen, sondern den eines Lehrers. Nachdem er an den Gymnasien von Heidelberg, Offenburg und Bruchsal als Professor gewirkt, wurde er, in Folge seiner großen Leistungen, noch jung an Jahren, als Direktor des Gymnasiums zu Tauberbischofsheim angestellt. — Bald aber wurden seine pädagogischen Arbeiten unterbrochen. Als die politischen Bewegungen im Jahre 1848 in Deutschland ausbrachen, sandte ihn der Bezirk, in dem er als Gymnasiumsdirektor wirkte, in das Frankfurter Nationalparlament, wo er sich der Linken anschloß. Er folgte dem sogenannten Rumpf-Parlamente nach Stuttgart und ward nach dessen Sprengung in seinem engeren Vaterlande, wo inzwischen (1849) der Aufstand ausgebrochen war, in den von der provisorischen Landesregierung berufenen konstituirenden Landtag gewählt, der Landtag aber zeichnete ihn durch die Wahl zu seinem Präsidenten aus. Nach der Unterdrückung der badischen Bewegung flüchtete sich Damm in die Schweiz, begab sich aber bald von da, 1850, nach England, wo er ein sicheres Asyl und viele Schicksalsgenossen vorfand. — In London gelang es Damm, sich mit Ertheilung von Unterricht durchzuschlagen. Er erhielt eine Anstellung in einer großen Schule auf Shooters-Hill bei Woolwich. Aber das strenge, scharfe Schaffen in der Riesenstadt London mit ihren ungeheuren Entfernungen, die Anstrengungen, sich mittel- und freundelos auf fremder Erde eine erträgliche Existenz zu schaffen, machte den gemüthlich und gesellig angelegten Mann, der in der alten Heimath sich eine ehrenvolle und angenehme Stellung errungen, unglücklich, denn er hatte schon ein Alter erreicht, wo es unendlich schwierig ist, in der Fremde seinen Lebenslauf von Neuem zu beginnen. Seine düstere Stimmung wurde noch vermehrt durch ein sich einstellendes Gichtleiden, wahrscheinlich die Folge seiner rastlosen Berufswanderungen bei Wind, Schnee und Regen. Obwohl beschäftigt und von liebenden Leidensgenossen ermuthigt, wurde Damm allmählich so schwermüthig, daß er zuweilen, traurig scherzend, selbst von einem Sprung in die Themse sprach. Er überwand seine Melancholie, die so manchem hochbegabten Exilirten so verderblich ward, seine Kraft, seinen Lebensmuth brach und ihn ins Elend führte, und faßte den für einen Mann in seinem Alter und mit seinem Leiden kühnen Entschluß, England zu verlassen und, seiner Gicht wegen, ein wärmeres Klima zu suchen. Er wählte Australien. Mit beschränkten, kaum die Reise bestreitenden Mitteln, unternahm er die damals Monate währende Segelfahrt um das Kap der guten Hoffnung zu den Antipoden. Er landete in Melbourne, der Hauptstadt des australischen Staates Victoria mit der Summe von 13 shillings (13 Mark) in der Tasche, arm aber doch vergnügt und lebensfroh und lebensmuthig. Die Seereise hatte Damm vollständig von seiner Gicht und seinem Schwermuth befreit und er freute sich herzlich des blauen Himmels Australiens. — Damm hatte in London einen Empfehlungsbrief an eine deutsche Dame erhalten, welche in Melbourne eine Mädchenschule leitete. Aber alle Welt eilte damals nach den neu entdeckten Goldfeldern, um Reichthümer zu suchen. Unser Damm, ebenfalls von der Goldsucht ergriffen, vergaß darüber seinen Empfehlungsbrief und eilte mit seinem Freunde Schütz, einem pfälzischen politischen Exilirten, nach dem ihnen fern winkenden Eldorado. Aber das Glück lächelte dem unpraktischen, an körperliche Arbeiten wenig gewöhnten deutschen Gelehrten nicht. Die Goldfelder waren schon mit zahlreichen robusten, wilden, verwegenen und abenteuerlichen Gesellen aus aller Herren Ländern besetzt, welche die einträglichen Plätze ausbeuteten, Andere fern haltend, selbst vertreibend. Der deutsche Gelehrte, unbekannt mit den zum Goldfinden nöthigen, praktischen Kenntnissen, nicht versehen mit dem dazu nöthigen Handwerkszeug, noch den erforderlichen Lebensmitteln, schaufelte und hackte vergebens im Schweiße seine Angesichtes. Er

Digitized by Google

fand fast nichts und gab entmuthigt das Graben auf. Mittellos, zwang ihn die Noth, einige Zeit die Aufsicht über Kinder von Eltern zu übernehmen, welche in Goldgruben arbeiteten und für die Bildung ihrer Sprößlinge zu sorgen. Bald müde solcher Arbeit, erhielt Damm die Stelle eines Gehilfen oder Assistenten eines Arztes in einem unter Zelten angelegten Feldlazareth. Aber auch dieser Rolle ward er bald müde und er entschloß sich mit seinem Freunde Schütz in den Urwald zu ziehen, um daselbst eine Hirtenstelle zu suchen. Der gute Damm hatte sich daselbst wohl ein arkadisches Schäferleben vorgestellt. Er erfuhr erst im wilden Walde, daß ein australischer Hirte ein trefflicher, verwegener Reitersmann und Pfadfinder sein muß, dessen immense Heerden über große Länderstrecken zerstreut weiden, der im Stande sein muß, nicht nur die fern zerstreuten Thiere einzufangen und einzutreiben, sondern auch gefährliche Kämpfe mit wilden Eingeborenen und räuberischem europäisch-amerikanischen Gesindel zu bestehen. — Enttäuscht in ihren Erwartungen, beschlossen die beiden Freunde, nach Melbourne zurückzukehren. Aber die Mittel zur Reise fehlten ihnen. In ihrer Noth entschlossen sie sich nun Straßensteine zu zerklopfen, und Steine zerklopfend näherten sie sich allmählich der Hauptstadt von Victoria. — In Melbourne erinnerte sich endlich Damm des obenerwähnten Empfehlungsbriefes an die deutsche Schuldirektorin. Er überreichte ihn und ward sofort als Lehrer an ihrer Anstalt angestellt. — Jetzt war Damm endlich wieder in seinem wahren Elemente, und unter seiner Mitwirkung blühte die Schule auf. Seine Prinzipalin wünschte bald den trefflichen Schulmann fester an ihre Anstalt zu ketten und hielt die Ehe für das sicherste Band. Aber der gute Damm ward bestürzt über den Antrag einer solchen Geschäftsgenossenschaft. Er meinte, als katholischer Geistlicher könnte er niemals an's Heirathen denken. Er war aber bei seiner Herzensgüte und Dienstfertigkeit nicht im Stande, ein bestimmtes, autoritatives »Nein« auszusprechen, und die Gewissensskrupel des katholischen Priesters waren wohl in ihm lange nicht so überwältigend als die des alten eingefleischten Junggesellen. In seiner Verlegenheit rief er die Hilfe seines Freundes Professor Georg Neumayer an, damals Direktor der Sternwarte in Melbourne, heute Direktor der Hamburger Seewarte. Diesen bat er, die Dame zu beruhigen. Neumayer übernahm die kitzliche Aufgabe und reiste nach ihrer Erledigung nach den fernen Murraybergen ab, um daselbst Höhenmessungen vorzunehmen. Als er aber nach einiger Zeit wieder in Melbourne eintraf, fand er seinen Freund mit seiner Direktorin verheirathet und den alten Junggesellen und katholischen Priester in einen guten protestantischen Ehegatten verwandelt. — Damm erhob bald die Anstalt, die nun die seinige war, zu einer Musteranstalt der Stadt und des Staates und war unter seinen dortigen Landsleuten sowohl, als unter den englischen Einwohnern eine allgemein beliebte und geehrte Persönlichkeit. Er hatte bald ein ansehnliches Vermögen erworben. Zu seinem Unglücke aber grassirte damals in Victoria die Sucht, in Land und Viehzucht zu spekuliren und Viele verloren dabei beträchtliche Vermögen. Auch Damm erlitt auf diese Weise große Verluste, rettete aber immerhin noch einen ansehnlichen Theil seines Vermögens, sowie seine einträgliche Schule. Er hatte in nicht langer Zeit seine Verluste wieder ersetzt. — Aber, wie so viele seiner Landsleute, welche unfreiwillig die Fremde suchen mußten, plagte auch Damm das Heimweh, die Sehnsucht nach der alten Heimath. Als nun 1862 in Baden eine allgemeine Amnestie verkündet wurde, zog es ihn gewaltig nach Hause. Er opferte die gewisse Aussicht, mit der Zeit ein großes Vermögen zu erringen, veräußerte seinen Besitz in Australien und zog, unter dem allgemeinen Bedauern seiner vielen australischen Freunde, mit seiner Gattin nach Deutschland zurück. Hätte Damm, wie so viele ausgewanderte Deutsche, vorgezogen, in seinem Adoptivvaterlande zu verbleiben, so

Digitized by Google

hätte er ohne Zweifel in seinem Berufe in Australien eine hohe Stellung erreicht und an der neugestifteten Universität in Melbourne einen ehrenvollen Lehrstuhl eingenommen. — Bald nach Damms Rückkehr wurde er wieder von der badischen Regierung angestellt, zuerst an der Höheren Bürgerschule in Pforzheim, dann am Realgymnasium in Karlsruhe, wo ihm bald das Direktorium der Höheren Bürgerschule daselbst übertragen wurde. In Anerkennung seiner Verdienste wurde der ehemalige politische Exilirte vom Großherzog mit dem Orden vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. — Als Alter und körperliche Leiden, die Folgen harter Schicksalsschläge, ihn zwangen, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, lebte Damm still und zurückgezogen in Karlsruhe, bis ihn daselbst am 16. September 1886 der Tod mit seiner ihm vorangegangenen Gattin vereinigte. Da ruht er nun aus nach einem sturmbewegten Leben. — Karl Damm war ein Mann von edlem Charakter, fester Ueberzeugungstreue, großem Talente, bedeutender Rednergabe, von seinen Schülern wegen seines liebevollen, freundlichen, herablassenden Wesens verehrt. Daß die badische Regierung ihn, trotz seiner politischen Vergangenheit, nach dreizehnjähriger Verbannung wieder in den Staatsdienst aufnahm, ihm sogar die Direktion einer wichtigen, großen Schule der Residenzstadt anvertraute, ist ein Beweis, daß er sich sowohl als Schulmann, wie auch als Mensch einen hohen Grad von Achtung erworben hat. Karl Schaible.

Franz Leopold Dammert

wurde in Karlsruhe am 15. Dezember 1830 geboren, besuchte das Gymnasium zu Heidelberg und widmete sich sodann dem Studium der klassischen Philologie auf der dortigen Universität. Nachdem er 1853 das Staatsexamen und sein Probejahr als Volontär an dem Lyceum zu Freiburg bestanden hatte, nahm er 1854 eine Hauslehrerstelle bei dem Kaiserlich russischen Gesandten, Fürsten Gortschakoff, in Stuttgart und Wien, hernach bei dem Grafen Arco-Zinneberg in München an. Im Jahre 1859 wandte er sich dem engeren Vaterlande wieder zu, wurde als Lehramtspraktikant abermals in Freiburg, 1860 als Lyceumslehrer angestellt, erhielt 1863 den Titel Professor und folgte 1875 dem Direktor Dr. Rauch in der Leitung des Gymnasiums zu Rastatt, 1879 dem Direktor Caspari in Mannheim. 1880 erhielt er das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens und 1881 wurde er nochmals der Nachfolger des Direktors Rauch, diesmal in Freiburg. Aus dieser Thätigkeit raffte ihn am 22. Juli 1885 zu Tarasp-Vulpera, wo er für ein hartnäckiges Leiden Erholung suchte, der Tod hinweg. — Der Rahmen dieses schlichten Lebenslaufes, der äußerlich jenem der großen Mehrzahl der Angehörigen des Lehrerstandes vollkommen gleicht, schließt doch einen Reichthum von Erlebnissen, Errungenschaften, Erfolgen, eine Fülle von Kenntnissen, von pädagogischem Wissen und Können, von menschlichen und männlichen Tugenden in der segensreichsten Verwerthung ein, ohne daß der Name des Mannes auf vielen Büchertiteln prangte! — Hervorgegangen aus einer bürgerlich einfachen, aber höchst würdigen Familie, zeigte doch schon der Knabe, der Jüngling, daß er bestimmt sei zu einem höheren Wirkungskreise, maßgebend und leitend in weiterem Umfange zu wirken. Fraglos in allen Klassen der erste, war er stets auch der tonangebende Führer seiner Genossen, und das in der einfachsten, anspruchlosesten, jugendlich heitersten Weise: er brauchte nicht zu werben, seine Autorität war unbestritten. So entwickelte sich stetig der Schüler, der Student, der Mann des Berufes. Selbstverständlich war das Staatsexamen ein glänzendes, sein erstes Auftreten als Lehrer vielversprechend. Obgleich er aber unter solchen Umständen auch in jener Periode, die eine längere Reihe von Praktikantenjahren grundsätzlich forderte, nicht allzulange auf Anstellung hätte zu warten brauchen, ließen es die persönlichen Verhältnisse wünschenswerth erscheinen,

Digitized by Google

vor der Hand eine einträglichere Stellung zu suchen. Dem tüchtigen, warm empfohlenen jungen Manne konnte der Plan nicht fehlschlagen. Zuerst nahm ihn die Familie eines der berühmtesten Diplomaten seiner Zeit auf, des russischen Fürsten Gortschakoff. Hier, wo die Fäden der gesammten europäischen Politik zusammenliefen, sprachen die namhaftesten Größen aller Nationen vor, und der Fürst begriff wohl, daß, was in solchen Begegnungen zu lernen war, eine unübertreffliche Schule des Lebens bildete und seinen Söhnen wieder zu Gute kommen mußte. Dazu kam, daß der Aufenthalt sich nicht auf Stuttgart, und später Wien, beschränkte, sondern jährliche Reisen viele bedeutende Orte berührten. Welch ein Glück, welch eine Fundgrube für den so leicht und vollständig alles Sehens- und Lernenswerthe auffassenden Geist, der die ganze Erscheinung des Lebens in sich aufzunehmen trachtete, um sie für die Bildung und Erziehung wiederum des ganzen Menschen zu verwerthen. In der gleichen Schule gewann der junge Mann, der von Hause aus das entsprechende Verständniß mitbrachte, jene Sicherheit der Umgangsformen, jene Feinheit des Benehmens, welche dem Besitzer von vornherein das Uebergewicht über andere minder begünstigte Sterbliche verbürgte. Der russische Fürst hätte den jungen Lehrer sehr gerne mit nach Rußland genommen, und ohne Zweifel würden auch Rang, Ehren und Gewinn nicht ausgeblieben sein. Aber die Anhänglichkeit an das Vaterland war denn doch stärker als der Anreiz äußerer Vortheile, und eine ähnliche, vielleicht noch schönere Stellung in dem Hause des baierischen Grafen Arco war die gerechte Belohnung. Auf die Dauer jedoch genügte Dammert die immerhin beschränkte Lehrthätigkeit nicht, und inzwischen durfte der so vielseitig ausgebildete Lehrer darauf zählen, daß die Wanderjahre vollwichtig in der Heimath angerechnet werden würden. Im Jahre 1859 nach Freiburg zurückgekehrt, erhielt Dammert schon im folgenden die Staatsdienereigenschaft und 1863 den Professortitel. — Und nun folgte eine Wirksamkeit durch alle Klassen des Lyceums (hernach Gymnasiums) hindurch, die ihres Gleichen sucht; es zeigte sich die Bestimmung des Mannes, maßgebend, leitend, schaffend auf die Umgebung zu wirken, in auffallender Weise, Niemand entzog sich diesem Einflusse. Seine Grundsätze, sein Verfahren erzielten in der Schule die außerordentlichsten Erfolge, warben Anhänger unter den Berufsgenossen, fanden bei den Eltern, in allen Gesellschaftskreisen, bei den Behörden rückhaltslose Anerkennung und erweckten das unbedingte, allseitige Vertrauen. Gewiß, Andere hatten Vorzüge, der Eine diesen, der Andere jenen: da waren namhafte Philologen und Aesthetiker, gediegene Geschichtsforscher, treffliche Germanisten und Mathematiker, alle ihrer Ziele klar bewußte Pädagogen, aber den Eindruck eines einheitlichen Ganzen, wie aus einem Guß, machte doch nur das, was Dammert zu bieten hatte. Allerdings, und Dammert selbst hat es ja mit dem freudigsten Danke ausgesprochen, fand sein Bestreben kräftige, nachhaltige, ausschlaggebende Förderung und Oberleitung in dem Direktor, dem unvergeßlichen Nokk, dessen imponirende Persönlichkeit die Einzelkräfte so richtig bemessen, so energisch zu einheitiger Thätigkeit zusammenzufassen wußte, daß jene Periode in der Chronik des Gymnasiums zu einem Glanzpunkte wurde. Und nun, das Geheimniß dieser mustergiltigen pädagogischen Kapazität? Die Antwort ist einfach, nicht neu, durchaus kein Geheimniß: Dammert gab sich, den ganzen Menschen, um wieder den ganzen Menschen in dem Schüler zu fassen, zu beherrschen, zu bilden; Allseitigkeit mit maßvoller Beschränkung, vermittelt durch verständnißinniges Wohlwollen. Zu allen Zeiten ist aber neben der höchsten, wissenschaftlichen Ausbildung der Erziehungskunst der Einfluß von Mensch zu Mensch ausschlaggebend gewesen, wie die Beispiele aller großen Lehrer beweisen. Alle Geisteskräfte des Zöglings wurden gleichmäßig in Anspruch genommen, Erkenntnißvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft, Empfindung und Wille, jede Regung

Digitized by Google

an dem rechten Platze, in unmittelbarer Beziehung zu jeder Individualität, und die Anwendung dieses Grundsatzes geleitet durch Einsicht und Erfahrung in der allgemeinen wie der besonderen Methodik, durch Menschenkenntniß, durch ein Gemüth, in welchem sich die Herzlichkeit des Jünglings zur reinsten Menschenfreundlichkeit geläutert hatte. Darum gab es auch in solchem Unterrichte keinen fühlbaren Zwang, keine Mühseligkeit, keine Schwerfälligkeit; denn wurden alle Vermögen der Menschennatur abwechselnd in Anspruch genommen, so vertheilte sich eben die Last des Lernens, die Arbeit wurde zum reizenden Spiel. Ein Kunstgriff, wenn man es so nennen will, ist hervorzuheben: die eigene Erfahrung ließ Dammert die große Bedeutung eines Primus der Klasse voll würdigen. Wenn er deßhalb auch allen Schülern mit der gleichen Theilnahme begegnete, so bestrebte er sich doch, einen Primus zu erziehen, dessen unwiderstehlichem Einflusse die ganze Schaar folgen mußte. So wurde er den Talenten gerecht und erleichterte die Anstrengung der Schwächern, die als Menschen, als Kinder, ein leibhaftiges Muster vor Augen haben müssen und leichter dem Altersgenossen als dem hoch über ihnen stehenden Lehrer zu folgen vermögen. Ferner wurden alle bildenden Elemente aller Schulwissenschaft nutzbar gemacht, keine todte Gelehrsamkeit, keine schablonenhafte Abrichtung bezweckt, für jede wie immer geartete Anlage sollte sich ein Gewinn ergeben, ein Ansatz zu entsprechender eigenartiger Entwicklung, denn das Gymnasium sei ja eine Humanschule und bereite zu allen über die rohe Empirie hinausgehenden Berufsarten vor. Das Ziel ist hoch und umfassend. Eine geschickte Wahl der Mittel, vorab eine weise Beschränkung ist unumgängliche Bedingung des Erfolges. Und diese Tugend des Meisters der Kunst war bei dem erleuchteten Schulmann vorhanden, lebendig wirksam: das Erreichbare, das Mögliche, aber vollständig, nicht enge begrenzt und niedrig gehalten, wurde dem Schüler zugemuthet, und er vergalt das Vertrauen durch den guten Willen, sein Bestes zu thun, so daß diese Aufbietung der Willenskraft ihn nicht nur kenntnißreich machte, sondern, was noch besser ist, zu einem Charakter bildete. Alles das ist so einfach, so selbstverständlich. Aber man versuche es, diese Grundsätze in der Praxis durchzuführen, unentwegt und in jedem Augenblicke festzuhalten, und man wird finden, daß ein ungewöhnliches Maß von Ueberzeugung, von Willensstärke, von unbesiegbarem Wohlwollen dazu erforderlich ist, daß ein Mann, der diese Vorzüge wirklich besitzt, ein bedeutender Mensch sein muß. In erster Reihe wies der Lehrer, der Direktor, der Gesellschafter alle Art von Einseitigkeit am entschiedensten von sich ab und suchte sie ferne zu halten, aber gleichmäßig ferne von aller systematischen Opposition, wie von unselbstständiger Wandelbarkeit, denn er sagte sich, daß er sich alleweg eins wisse mit den unverrückbar festen und darum stets, wenn auch auf mannigfaltigem Wege, angestrebten Zielen. Suchte er nun der Einseitigkeit in den Lehrmethoden als rathgebender Kollege, als leitender, verantwortlicher Direktor entgegen zu wirken, so geschah das im Interesse des Berufes und seiner Aufgaben, so war es Pflicht. In der persönlichen Stellung zu den Fragen der Kulturentwicklung galten ihm zwei Axiome: Jeder Mensch muß einen bestimmten Standpunkt einnehmen und ist in so fern bis zu einem gewissen Grade einseitig. Aber diese Einseitigkeit darf den Gebildeten nicht ungerecht machen gegen die abweichende Anschauung, wenn dieselbe ehrlich und begründet ist, um keinen Preis vollends darf sie in den Unterricht übertragen werden, dem Schüler gegenüber darf es keine Tagespartei geben, sondern nur die Gegensätze von Schön und Nichtschön, von Gut und Schlecht, während er erst angeleitet werden muß, die Wahrheit zu suchen. Auf dem Wege, den so die Schule wandelt an allen den Erzeugnissen des menschlichen Geistes vorüber in den exakten Wissenschaften und in der äußeren Geschichte, verliert wohl der junge Mensch seine unbefangene Gläubig-

Digitized by Google

keit und geräth in Zweifel aller Art, ohne daß er im Stande wäre, zu der Sicherheit eigener Erkenntniß schon zu gelangen. Die Gefahren dieser Uebergangsperiode sind groß. Darum unterließ der vielerfahrene Mann niemals, tief religiös, wie er war, die Religion als den festesten Halt des Menschen in seinen Schülern zu erhalten, zu pflegen, zu begründen. Niemand wird hierin eine Einseitigkeit, eine Inkonsequenz erblicken wollen, wenn überhaupt die alles durchdringende Leutseligkeit, das unbeirrbare Wohlwollen des Menschen irgend eine Härte, eine Schroffheit zuzulassen fähig gewesen wäre. Nein, hatten schon die Jugendgenossen dem erfahreneren, einsichtsvolleren Freunde viel zu verdanken, mehr als sie oft selber wußten oder ahnten, wieviel that erst der Mann in all seinen Stellungen, soweit sein Einfluß, verstärkt durch den festen Willen, Gutes zu schaffen und Wohl zu wirken, reichte. Dammert durfte von sich sagen, daß er in seinem Leben Niemand mit Wissen und Willen geschadet, wohl aber unzählbar Vielen genützt habe, und dabei blieb er trotz bitterer Erfahrung, die ihm allein wehe that. — Bisher ist nur von dem Schulmanne, nicht von dem Schriftsteller die Rede gewesen. Es wäre ein Wunder, wenn nicht auch diese Seite seiner Thätigkeit einen Beweis von der in sich geschlossenen Harmonie der Individualität lieferte. Außer der Programmbeilage, in welcher dem verehrten Direktor und väterlichen Freunde, Nokk, ein Denkmal der Pietät gesetzt wurde, und der Abhandlung »Zur Kritik und Erklärung des Sophokleischen Philoktet« (1879), einer ästhetischen Exegese des Schulschriftstellers, bewegten sich alle literarischen Arbeiten Dammerts auf dem geschichtlichen Gebiete. Zu den Programmbeilagen gehört noch »Hatto I., Erzbischof von Mainz, und seine Zeit« (1865), zu dem biographischen Genre Beiträge für die beiden ersten Bände der »Badischen Biographieen« (die Artikel Baumstark, Furtwängler, Grieshaber, Loreye, Nokk, Schmeißer und Zell). Die anderen Publikationen standen, abgesehen von einer 1868 in den »Forschungen zur deutschen Geschichte« veröffentlichten Abhandlung über Ekkehard IV., im Dienste des Historischen Vereins in Freiburg und beschäftigten sich mit der Geschichte dieser Stadt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie erschienen während der Jahre 1868—1884 in der Zeitschrift dieses Vereins. In diesen, auf archivalischen Quellen, die bisher gar nicht oder nur ungenügend benutzt worden waren, beruhenden Arbeiten hat Dammert Vorzügliches geleistet und die Publikationen der verdienten Historiker Bader und Schreiber vielfach ergänzt und erweitert. Es gibt sich in denselben die treffliche Schulung in fachmäßiger Methode, die Frucht des Umganges mit hochgestellten Männern, die selbst Geschichte machen, die Liebe zur Heimath, zu dem bevorzugten Arbeitsfelde, vor allem die stete Richtung auf das volle Menschenleben zu erkennen. — Von anderen literarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen das Kapitel »Fränkische Dichter aus alter und neuer Zeit« in Spamers »Illustrirter Haus- und Schulbibliothek« (Unser deutsches Land und Volk 2. Band S. 297—313), sowie die Schulreden beim Jubiläum des Großherzogs Friedrich (29. April 1877) und an den Geburtstagen Kaiser Wilhelms I. 1877 und 1881. — Die Schilderung des Charakterbildes Dammerts wäre nur ein Bruchstück, wenn nicht von seiner Häuslichkeit gesprochen würde. Von vornherein läßt sich erwarten, daß der Lehrer, welcher seine Schüler mit der begeistertsten Hingebung zu erfüllen wußte, ein trefflicher Familienvater war, und daraus wieder, daß dieses Familienleben ein schönes, eine stete Quelle sein mußte, aus welcher sich Liebe, sicheres Urtheil über Denk- und Gefühlsweise, über die Bedürfnisse der Jugend immer neu befruchtete. So war es in der That. In Freiburg gründete Dammert im Jahre 1861 diese rührend schöne Heimstätte, führte er seine treffliche Hausfrau, Rosa, geborene Zimmermann, heim, fühlte er alle Freuden und Leiden des Vaters, in dem Heranblühen dreier begabten und wackeren Söhne und einer lieblichen

Digitized by Google

Tochter, aber auch in dem Verluste dreier hoffnungsvollen Kinder, die innerhalb weniger Tage die tückische Diphtheritis hinwegraffte. Auch auf diesem Gebiete machten die eigenen Erlebnisse sein Gemüth nur noch theilnehmender und verständnißvoller für fremdes Geschick. In Freiburg fühlte Dammert sich heimisch mit all dem Segen, den das Festwurzeln in einem Boden für die Kraftentfaltung mit sich zu bringen pflegt. Wenn er deßhalb auch in der Ernennung zum Direktor des Gymnasiums in Rastatt (1875), sowie in der Berufung zum Gymnasiumsdirektor in Mannheim (1879) eine erfreuliche Anerkennung seiner Leistungen begrüßte und den erweiterten Wirkungskreis mit Genugthuung betrat, so erfüllte doch erst die Ernennung zum Direktor des Gymnasiums in Freiburg (1881) einen lang gehegten Herzenswunsch mit der Aussicht, hier auf Lebenszeit eine bedeutsame Wirksamkeit zu entfalten, der er sich nicht nur mit allen Kräften seines Verstandes, sondern auch mit seinem ganzen Herzen hingab. — Aber wie traurig! Nur noch kurze Zeit war ihm vergönnt zu wirken, und doch, wie inhaltsreich, wie reich an Dank und Anhänglichkeit wurde diese kurze Spanne. Zu einem Halsleiden, welches sich, wenn es auch zeitweilig gehoben schien, bei jeder stärkeren Anstrengung der Stimme immer wieder bemerkbar machte und das einst so klangvolle und ausdauernde Organ brach, trat im Spätjahr 1883 noch ein schweres chronisches Leiden, das erst richtig erkannt wurde, als es schon bedenklich fortgeschritten war. Eine Kur in Karlsbad im Frühjahr 1885 schien Anfangs günstig zu wirken, aber die Kräfte waren schon zu sehr verbraucht, als daß der Erfolg hätte dauernd sein können. Den Juni brachte er in Badenweiler zu, wo sich wenigstens seine Stimmung so weit hob, daß er den Entschluß zu der weiten und beschwerlichen Reise nach Tarasp faßte, wo er in früheren Jahren oft Stärkung gesucht und gefunden hatte. Aber Genesung zu finden war ihm nicht mehr beschieden. Ein Glück, daß ihm wenigstens das lange Siechthum, vor dem er sich fürchtete, erspart blieb. Eine Erkältung warf sich auf die Lungen und rieb seine Kraft vollends auf. Am 20. Juli verlor er das Bewußtsein, am 22. um die Mittagszeit entschlief er sanft und friedlich. — Tief schmerzlich war der Eindruck dieser Trauerbotschaft auf alle Kreise der ihn hochschätzenden Bevölkerung Freiburgs und auf die große Zahl seiner Freunde und Schüler im ganzen badischen Lande. In hohen Ehren wird von diesen allen sein Andenken gehalten. Dammerts Name ist mit der Geschichte des badischen Gelehrtenschulwesens und mit der badischen Geschichtsforschung unvergänglich verknüpft. Aber auch was er als Mensch war, wirkt fort in reichem Segen und wird auch in kommenden Geschlechtern noch fortleben. (Vgl. Badische Schulblätter II. Jahrgang 1885 S. 181 ff. und zur Ergänzung »F. L. Dammert. Ein Erinnerungsblatt von E. Hermann. Mannheim 1885«.) *

Alfred Freiherr von Degenfeld-Neuhaus

wurde am 9. Februar 1816 in Gernsbach geboren, wo sein Vater, der im Jahre 1858 als Oberforstmeister und Kammerherr in Karlsruhe verstarb, Ferdinand Freiherr v. Degenfeld, Großherzoglicher Beamter war. Die Mutter, Auguste geb. Freiin v. Freystedt, starb im Jahre 1861. Sein Geschlecht stammt aus dem Aargau, ist seit 1308 in Schwaben — Degenfeld bei Schwäbisch Gmünd — begütert. Der mit ihm nunmehr im Mannesstamme ausgestorbene Zweig der Familie war in Neuhaus-Ehrstätt bei Sinsheim ansässig. Bedeutende Männer in den höchsten geistlichen und weltlichen Staatsstellen zählen zu seinen Ahnen, darunter auch ein berühmter — 1653 verstorbener — Venetianischer General Christof Martin, von dem ein Sohn, Christof, als pfälzischer Generalmajor und Kommandant von Frankenthal 1685 starb. Die spezielle badische Militärgeschichte nennt mehrere derer von Degenfeld mit hohen Ehren, unter denen jedoch

Digitized by Google

der Hervorragendste der Verblichene war. — Sein äußerer Lebensgang war ein einfacher. Er besuchte das Lyceum und die Militär-Bildungsanstalt in Karlsruhe, trat 1833 in das Großh. badische Armeecorps beim Infanterieregiment Markgraf Wilhelm Nr. 3 ein und wurde 1836 zum Lieutenant im Infanterieregiment Großherzog Nr. 1 befördert. Sein großer Diensteifer, sein praktischer Sinn und seine Freude an dem erfaßten Berufe veranlaßten seine Vorgesetzten bald, ihn besonders ins Auge zu fassen — Auch körperlich war er für den Offizierstand wohl vereigenschaftet. Von über mittlerer Größe, bei magerem aber sehnigem Körperbau, überragte er viele um eines Hauptes Länge, war ein schneidiger und unermüdlicher Reiter und besaß eine eiserne Gesundheit; Tag und Nacht, in Hitze oder Kälte war er stets auf dem Posten und mit gewaltiger Stimme im Kampfesgetöse wie durch das Gewühl auf den Marschstraßen wußte er seinen Anordnungen Nachdruck zu verleihen. So sah man ihn noch bei der großen Kaiserparade auf dem Forchheimer Felde 1885 den ermüdenden Tag hoch zu Rosse mitmachen. — Schon 1840 rückte er zum Oberlieutenant und 1845 zum Hauptmann vor. Den ersten Feldzug machte er 1848 gegen die Freischaaren und Aufständischen im Heimathlande mit. In der schweren Zeit des Jahres 1849 war er zu Rastatt einer von denen, die ihre Untergebenen lange treu um sich geschaart sahen und die persönlich den Meuterern entgegen traten mit einer Todesverachtung, die in solchen Verhältnissen, wo oft der schmählichste Tod droht, hoch anzuerkennen ist. — Bei Wiederaufstellung des badischen Armeecorps im Jahre 1850 wurde er dem zweiten Infanteriebataillon, nachherigen 3. Infanterieregiment zugetheilt und sodann 1855 in das Leib-Grenadierregiment versetzt, in welchem er 1858 seine Beförderung zum Major und Bataillonskommandeur erhielt. Die Arbeit der 50er Jahre in unsern Kasernen und auf den Exerzierplätzen, sowie bei den großen Revüen — alles unter den Augen und durch den regen Willen des Großherzogs Friedrich — bildete die erste Grundlage für den hohen Rang, den das badische Armeecorps sich unter den Kontingenten des deutschen Bundes rasch wieder errungen hatte. Der allseitigen Anregung des Kriegsherrn und dem Bestreben der Kriegsverwaltung nach möglichster Verbesserung der artilleristischen und der sonstigen Bewaffnung der Truppen — Hinterladungsbüchsen schon 1865 — entsprach eine schätzenswerthe Thätigkeit des gesammten Offizierscorps. Degenfeld folgte mit vollstem Eifer den allerhöchsten Absichten und nicht minder der von einigen, auch militärschriftstellerisch thätigen Kameraden gegebenen wissenschaftlichen Regsamkeit. — Im Jahre 1859 wurde er zum Kommandeur des selbständigen 3. Füsilierbataillons ernannt, 1860 zum Oberstlieutenant befördert, im nächsten Jahr mit dem Kommando des 2. Füsilierbataillons betraut und 1863 zum Kommandanten des badischen Kontingents der Bundesfestung Rastatt ernannt. Im Jahre 1865 erfolgte die Ernennung zum Obersten und Kommandeur des Leib-Grenadierregiments, das er im Feldzug 1866 führte, wobei er an den Gefechten von Hundheim, Werbach und Gerchsheim Theil nahm. — Bald kamen noch größere Aufgaben für Badens Offiziere und Soldaten durch die Ueberführung des alten Konskriptionssystems in das der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1867. Die Kommandeure der Infanteriebrigaden, zu welcher Verwendung Degenfeld, unter Beförderung zum Generalmajor, am 28. Oktober 1868 berufen wurde, hatten in erster Linie bei Lösung dieser Aufgabe mitzuwirken. In welcher Weise dies geschah, bewies die Schlagfertigkeit des Armeecorps im Juli 1870 innerhalb 6 Tagen bei gleichzeitiger Thätigkeit einzelner Truppentheile in den Grenzbezirken. Aber auch der Ausbildung der ihm in der 2. Infanteriebrigade unterstellten Regimenter widmete der General unermüdliche Fürsorge, so daß er bei Ausbruch des Krieges dem Feinde eine in jeder Beziehung fertige Truppe entgegenführen konnte. — Alles

Digitized by Google

weitere Erhebende und Freudige zeichnet die Kriegsgeschichte auf, die den Namen des Verblichenen mit immer steigendem Ruhme anführt. — Vor Straßburg — wer erinnert sich nicht vom Dienste in den Trancheen her an die in der Nacht so oft plötzlich auftauchende Gestalt, der trotz des besten Willens nicht immer ein den Festungswällen oder den feindlichen Vortruppen sozusagen unhörbares Wort entfiel? Wem ist nicht mehr die Sorgfalt gegenwärtig, mit welcher er angegriffenen Truppenabtheilungen beizuspringen wußte? — In Straßburg aber war seines Bleibens nicht lang. Er hatte schon am 1. Oktober als Führer einer gemischten Brigade über die Vogesen nach deren Westabhange in das Thal der Meurthe vorzustoßen und führte die schwierige Ueberschreitung des Hauptgebirgsstocks in 2 Kolonnen und unter verschiedenen kleineren Zusammenstößen glänzend durch. Beim weiteren Vormarsche über das Meurthethal aufwärts warf er am 6. Oktober bei (Nompatelize) Etival, völlig ohne Verbindung mit dem jenseits des Gebirges stehenden Corps des Generals v. Werder, den weit überlegenen Feind gänzlich über den Haufen und machte die Bahn für die weiteren Operationen frei. Wie war plötzlich der Name des Siegers Degenfeld in Aller Mund! Wie stolz wies man auf unsere wackeren Söhne drüben in Frankreich! Und nahezu von Romantik umgeben sind die Schilderungen von den Tagen vor und nach Etival im Munde der alten Soldaten. — Es folgte der Zug des in den nächsten Tagen nachgerückten Werder'schen Corps nach Süden und Westen in seinem mannigfaltigen Wechsel, mit seinen schweren Mühen und hart errungenen Ehren. Der Name Degenfeld behielt überall seinen reinen Glanz. Es sei nur an die Tage des 22. Oktober erinnert, wo die 2. Brigade und dahinter die preußische Brigade Krug das Centrum des Armeecorps vor Besançon am Oignon bildeten, an die Kämpfe mit den Garibaldianern bei Prenois und Daix am 26. November, an den 18. Dezember, den Tag von Nuits, wo ein Theil der Brigade, weit durch das Gebirge vom andern getrennt, in die Tagesarbeit der Brigade des Prinzen Wilhelm so nachdrucksvoll eingreifen konnte, während der andere Theil wegen Terrainschwierigkeiten und großer Uebermacht des Feindes die Verbindung mit der Hauptkolonne nicht zu erreichen vermochte. Unter den zahlreichen Opfern dieses Tages war auch der einzige Sohn des Generals, der, ein vielversprechender Erbe der väterlichen soldatischen Eigenschaften und des Familienbesitzthums, Lieutenant im 2. Dragonerregiment und Ordonnanzoffizier im Stabe der Badischen Felddivision, den Tod auf dem Felde der Ehre fand. Es war erschütternd für den Vater, als er, vom Kampfe im Gebirge herabsteigend, den geliebten Sohn todt finden mußte. Doch der General durfte sich dem tiefen Schmerze über diesen Verlust nicht hingeben; unendlich erschüttert, aber ungebeugt blieb er auf seinem Posten. — Das Corps Werder mußte sich ostwärts den heimischen Grenzen entgegen vor den neu andrängenden übergewaltigen Schaaren der Franzosen zurückbewegen und stellte sich schließlich, nach erfolgreichen Vorstößen gegen die Spitzen und in die Flanke (9. Januar 1871, Villersexel) der vierfach überlegenen französischen Armee, mit dem Rücken hart an der belagerten Festung Belfort, Front gegen den anrückenden Feind, hinter einem bald zufrierenden Flüßchen, der Lisaine, auf. Die drei Tage lang, vom 15. bis 17. Januar, schwankenden Kämpfe brachten dem Vertheidiger des rechten Flügels, Degenfeld, das schönste seiner Ruhmesblätter. Ein wesentliches Stück der Entscheidung hing an ihm. Er kämpfte mit nur 3 Bataillonen, 1 Escadron und 2 Batterien drei Tage lang gegen zwei starke französische Divisionen und eroberte die am 16. nach zehnstündigem Kampfe geräumte Stellung am folgenden Tage wieder zurück. In dem heißen und verlustreichen Ringen um Cheuebier und die angrenzenden Waldungen war der General seinen Truppen ein leuchtendes Vorbild schneidiger Tapferkeit. Ueberall in erster Linie, feuerte er die erschöpften und theilweise ihrer Führer beraubten Abtheilungen

Digitized by Google

an zum Einsatz der letzten Kraft gegen den übermächtigen Ansturm der französischen Schaaren. — Die Verfolgung der geschlagenen Armee der Franzosen führte ihn nochmals westwärts in die oft betretene und am 27. Dezember von dem Werder'schen Corps geräumte Stadt Dijon, wo sich inzwischen französische Truppen und die Schaaren Garibaldi's wieder festgesetzt hatten. Er hatte, mit seiner Brigade zu der preußischen Abtheilung des Generals Hann von Weyhern detachirt, das ihm hochschätzbare Glück, Offiziere und Mannschaften der badischen Division, die, als nicht transportabel zurückgelassen, in französischer Gefangenschaft Schweres hatten dulden müssen, endgiltig zu befreien, zahlreichen Verstorbenen für anständige Beerdigung sorgen und Begrabene, dem Wunsche der Angehörigen entsprechend, zur Beerdigung nach Hause abliefern lassen zu können. — Es folgte der Friedensschluß und General v. Degenfeld kehrte nach der Heimath zurück, ohne den einzigen Sohn und an das schon länger währende Krankenlager seiner Gattin. Diese Verhältnisse, die Rücksicht auf die Familie und die Sorge für den vor kurzer Zeit wesentlich vermehrten Grundbesitz mochten ihn auch, nachdem er am 1. Juli 1871 als Kommandeur der 56. Infanteriebrigade in den Verband der preußischen Armee aufgenommen worden war, veranlassen, um seinen Abschied aus dem aktiven Dienste zu bitten, den er am 18. Oktober 1871 von dem Kaiser, unter Ernennung zum Generallieutenant und unter Stellung zur Disposition, erhielt. — Wie es kam, daß er am Ende des Feldzuges unbestritten einer der volksthümlichsten unserer Führer war, allgemein bekannt und verehrt, ist wohl leicht erklärlich. Der Soldat, der einmal den alten, grauköpfigen General in scharfem Galopp vor sich hinausreiten sah, vergaß seinen charakteristischen Kopf nicht mehr. Noch viel weniger die, welche seine unermüdliche Fürsorge für den Mann gesehen hatten, die mit ihm in persönliche Berührung zu kommen Gelegenheit hatten. Er war äußerlich und innerlich dazu geschaffen, einfache Gemüther anzuziehen und zu treuer Anhänglichkeit zu fesseln. — War er dies doch selbst in hohem Grade. — General Degenfeld besaß ein fast kindliches Gemüth und war von einer Bescheidenheit, die fast an Schüchternheit grenzte. Dadurch ward es ihm so leicht, das Verdienst eines Jeden um ihn herum bis zum einfachsten der Soldaten anzuerkennen und Jedem ein guter, treuer Kamerad zu sein. Und die, die ihn im Feuer stehen sahen, bei Etival und die, die ihn mit gezogenem Degen im Walde bei Chenebier seine Leute dem Feinde entgegen führen sahen, seine Figur und sein Kopf schrieb sich ihnen nicht weniger scharf ins Herz als denen, die er auf dem Schmerzenslager aufsuchte und in seiner ungeschminkten Weise zu trösten wußte. — Diese Volksthümlichkeit wuchs noch mehr, als ihn das Vertrauen des Großherzogs an die Spitze des Badischen Militärvereins-Verbandes berief, zum Segen und Frommen der alten Soldaten. Unter seiner Leitung erreichte der trefflich gegliederte Verband die Zahl von über 50,000 Mitgliedern, denen in den eigenen, sorgsam überwachten Mitteln der einzelnen Vereine, wie in dem festen Hintergrunde der bedeutenden Mittel und der sonstigen Einrichtungen des Verbandes eine wesentliche Sicherheit gegenüber den Nöthen des Lebens geboten ist. Was Degenfeld, treu unterstützt von dem zweiten Präsidenten, Generalmajor z. D. Dürr, an Arbeit in der Kanzlei, wie vor allem bei den Verbandstagen oder gelegentlich des Besuchs einzelner Vereine leistete, ist allgemein bekannt. Ihm war jeder Kamerad ein gerne gesehener Mann und guter Freund, und Jedem hätte er gerne die Sorgen des Lebens abgenommen. »Vater Degenfeld« nannten sie ihn, und mit Stolz sahen sie ihn bei Versammlungen der größeren Art an ihrer Spitze einherschreiten oder von dem Rednerstande herab das Wort an sie richten. Nur wegen seiner Gesundheit und seines schon vorgeschrittenen Alters erhoben sich Sorgen bei denen, die ihm näher standen. Aber glücklicher Weise erwies sich seine Natur kräftig und die

Digitized by Google

Schonung, die er sich fast regelmäßig bei seinem Sommeraufenthalt in Wiesbaden und in den Hauptgeschäftszeiten auf den Gütern von Neuhaus angedeihen ließ, that sichtliche gute Wirkung. Am herrlichen Tage der Einweihung des Niederwalddenkmals konnte die Abordnung des badischen Militärvereins-Verbandes stolz auf die an der Spitze stehenden zwei Generale schauen. — Aber auch eine weitere, eine seiner Gesinnung und seiner Veranlagung weit abliegende Aufgabe war Degenfeld am Ende seiner Tage beschieden. Er wurde als Kandidat für einen Sitz im Reichstag für den 7. badischen Wahlkreis, Offenburg, vorgeschlagen und gewählt. Seiner ursprünglichen Lebensanschauung lag der Parlamentarismus eigentlich völlig fern. Er war ein Monarchist von der edelsten Gesinnung, opferbereit auf das Äußerste der Person des Fürsten und gewärtig dessen Winken oder den Folgerungen aus dem Prinzip der Monarchie und der aus diesem Kreise erhaltenen Lebensstellung. Die Erfahrungen der Jahre, wohl auch das Bild des Heeres mit allgemeiner Wehrpflicht, vor allem seine treue Hingabe zum Vaterlande ließen ihn das für seine Jahre nicht geringe Opfer bringen, und, wenn es für ihn einen Zweifel über die Annahme des ihm durch die ehrenvollste Wahl übertragenen Mandats hätte geben können, so hatte dieser nur in seiner übergroßen Bescheidenheit einen Grund. Er war kein Redner. Dies wußte er. Aber seine Reden mit ihren Unterbrechungen oder mit abgestoßenen kurzen Sätzen waren ausnahmslos des trefflichsten Inhaltes und namentlich, wo es sich um den hohen Protektor und Landesfürsten oder das Reichsoberhaupt handelte, von einer lapidaren Kraft und Ueberzeugungssicherheit, die des weitesten den glatten und zart eingehenden Wendungen mancher sogenannten gewandten Redner vorzuziehen war. Die alten Soldaten haben ihn sehr wohl verstanden und warm erfaßt und ihnen ist auch nach dieser Seite sein Angedenken ein werthes. — Am 4. Mai 1844 hatte sich v. Degenfeld mit Gräfin Auguste von Sponeck vermählt. Die Ehe war durch vier Kinder gesegnet, den im Kriege gegen Frankreich (wie es auf der Gedenktafel in dem Erbbegräbniß zu Neuhaus heißt) »für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes gefallenen« Sohn und drei Töchter. Ein schwerer Verlust traf den Vater im Februar 1887 durch den Tod seiner jüngsten Tochter. Doch hatte er auch herzliche Freude an den heranwachsenden Enkeln, den Kindern seiner beiden älteren, glücklich verheiratheten Töchter, der Freifrauen von Gemmingen und von Adelsheim. Im Oktober 1888 wurde v. Degenfeld von einer Lungenentzündung befallen, die, ungeachtet der vorzüglichen Pflege der Seinigen und trotz aller ärztlichen Hilfe, zum unglücklichen Ausgang führte. Er entschlief sanft am Freitag den 16. November 1888 Morgens 7 Uhr. Bei seinem Leichenbegängnisse am 18. November folgten dem Sarge der Großherzog selbst mit den in Karlsruhe anwesenden Prinzen, die Generalität, das Offizierscorps der Karlsruher Garnison und etwa 3000 Mitglieder der badischen Militärvereine, die mit 187 Vereinsfahnen erschienen waren. Der Geistliche schloß seine Mittheilungen aus dem Leben des Generals mit dem Sinnspruch, den dieser zu Anfang der 1870er Jahre einem Sammler zur Veröffentlichung in einem Volksbuche über den großen Krieg niedergeschrieben hatte, der folgendermaßen lautete:

„Bis in den Tod muß fest die Treue halten,
Denn höher als das Leben steht die Ehre."

Der Geistliche schloß daran den Satz: »Er hat in Gottvertrauen die Treue gehalten bis in den Tod.« Indem wir uns diesen Satz zu eigen machen, sind wir überzeugt, daß das Andenken des Generals v. Degenfeld für alle Zeiten in der Geschichte unseres Heimathlandes fortleben wird. (Vgl. Badisches Militärvereinsblatt 1888 Nr. 23. und Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 321.)

Digitized by Google

Heinrich Christian Diffené

wurde am 27. November 1804 zu Mannheim geboren. Ein alsbald nach seinem Tode erschienener Nachruf nennt ihn einen der hervorragendsten, um die Interessen Mannheims verdientesten Bürger dieser Stadt, dessen Lebensgang das Bild einer ununterbrochenen, rastlosen, zum großen Theil den öffentlichen Interessen gewidmeten Thätigkeit darbiete. Er besuchte das Lyceum zu Mannheim. Hier erwachte in ihm jene warme Liebe zu der alten klassischen, namentlich der römischen Literatur, deren Meisterwerke bis in das hohe Alter seine Lieblingslektüre bildeten. — Nachdem er zum Zwecke seiner kaufmännischen Ausbildung kurze Zeit im Auslande verbracht hatte, kehrte er zu dauerndem Aufenthalt in seine Vaterstadt zurück. Hier begann für ihn eine Zeit angestrengtester und etwas später auch vielseitigster Thätigkeit. Er begründete zunächst ein selbstständiges kaufmännisches Geschäft, das er aber, der guten Erfolge ungeachtet, die er damit erzielte, einige Jahre später nach seiner inzwischen erfolgten Verehelichung nicht weiterführte, sondern mit der alten und angesehenen Firma seines Schwiegervaters vereinigte. Der Hebung und Förderung dieser letzteren war in der darauffolgenden Periode seine Zeit und Kraft vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich gewidmet, denn bald genug hatte man in den Kreisen seiner Mitbürger seine hervorragende Arbeitskraft, sowie seinen weiten Blick, zumal in kommerziellen Fragen, erkannt und war darauf bedacht, diese werthvollen Eigenschaften den öffentlichen Interessen dienstbar zu machen. Unter den Ehrenstellen, die ihm nach und nach übertragen wurden, ist vor Allem die Mitgliedschaft der Handelskammer hervorzuheben, die für ihn eine besondere Bedeutung hatte. Gehörte er doch zu denjenigen Männern, welche schon sehr frühzeitig die große kommerzielle Zukunft Mannheims erkannten, die aber gleichzeitig durchdrungen waren von der Ueberzeugung, daß nur durch ungesäumte Schaffung der nöthigen Hilfsmittel und Einrichtungen, sowie überhaupt durch Anspannung aller Kräfte das hohe Ziel erreicht werden könne, das anzustreben Mannheim durch seine glückliche Lage vor anderen Städten berufen war. In den Kreisen der Handelskammer, im regen Meinungsaustausch mit anderen erfahrenen und patriotisch gesinnten Männern fand er Förderung und Anregung für die Ideen und Entwürfe, von denen er erfüllt war. Mancher werthvolle Gedanke ist diesen Berathungen entsprungen, der mit Hilfe einer wohlwollenden und weisen Regierung oder auch dank lediglich der Einsetzung der eigenen Kraft des Platzes Mannheim zur fruchtbringenden That sich gestaltete. — Zu den Schöpfungen, die auf diese Art im Laufe der Zeit ins Leben traten und an denen er einen hervorragenden Antheil nahm, gehören unter anderen die Mannheimer Dampf-Schleppschifffahrts-Gesellschaft, die Badische Schifffahrts-Assekuranz, die Badische Bank, die Mannheimer Börse. — Lange Jahre hindurch bekleidete er die Stelle als Vorsitzender der beiden erstgenannten Institute; auch dem Gründungskomité der Badischen Bank gehörte er in der gleichen Eigenschaft an. Zu besonderer Befriedigung gereichte es ihm, einen längst gehegten Wunsch des Mannheimer Kaufmannsstandes nach Schaffung eines Handelsgerichtes, dessen Mangel an einem so bedeutenden Geschäftsplatze schmerzlich empfunden wurde, in Erfüllung gehen zu sehen. Unter den von dem Landesfürsten erstmals ernannten kaufmännischen Richtern stand er selbst in vorderster Reihe. — Der in späterer Zeit an ihn ergangenen Einladung zur Uebernahme des Präsidiums der Handelskammer vermochte er dagegen wegen Geschäftsüberhäufung nicht zu entsprechen. Trotz dieser vielseitigen Inanspruchnahme machte er es dennoch möglich, an der städtischen Verwaltung, und zwar in verschiedenen Eigenschaften, insbesondere auch als Mitglied des Gemeinderathes, sich thätig zu betheiligen. Sein hauptsächlichstes Augenmerk war während dieses Zeitraumes neben den wirthschaftlichen

Digitized by Google

Aufgaben auch insbesondere der Hebung der Lage der minder bemittelten Klassen zugewendet. Unternehmungen, wie die Verbesserung und Erweiterung der Armen- und Krankenanstalten, die Gründung eines Freibades am Rhein, an der er ebenso wie an der Verwaltung dieser Anstalt besonderen Antheil nahm, die Stiftung einer Handwerkerbank (der späteren Darlehenskasse) fanden bei ihm lebhafte Förderung und Unterstützung. Im Jahre 1852 endlich wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Oberbürgermeister seiner Vaterstadt berufen. Seine neunjährige Amtsdauer war mit einer Periode kräftig fortschreitender Entwicklung der Stadt Mannheim verknüpft. — Zu den ersten Früchten seiner Amtsführung ist die thatsächliche Durchführung des schon längst als nothwendig erkannten Umbaus des Theaters zu rechnen; eine andere Lieblingsidee, um deren Verwirklichung er sich fortgesetzt und in aufopferndster Weise bemühte, war die Errichtung eines Wasserwerkes in Mannheim. Unablässig darauf bedacht, tüchtige Techniker dafür zu gewinnen, war es ihm im Jahre 1853 gelungen, einen günstigen Vertrag über die Ausführung des Werkes mit einem hervorragenden englischen Ingenieur abzuschließen, welch' letzterer aber, nachdem das Uebereinkommen bereits die Genehmigung des Bürgerausschusses erhalten hatte, wieder davon zurücktrat. Mannheims energischer Oberbürgermeister ließ sich aber dadurch nicht abhalten, die Unterhandlungen mit andern Notabilitäten auf diesem Gebiete, insbesondere auch mit dem bekannten baierischen Ingenieur Riedinger, fortzusetzen, ohne daß es ihm gelungen wäre, dieselben zu einem befriedigenden Abschluß zu führen. Erst etwa 30 Jahre später, nachdem inzwischen die Technik weitere Fortschritte gemacht hatte, sollte Mannheim in den Besitz dieser Einrichtung gelangen. Die Verdienste, welche er sich als Oberbürgermeister seiner Vaterstadt erworben, fanden in der Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwen von Seiten des Landesfürsten ehrende Würdigung. Aber auch die Bürgerschaft Mannheims kargte nicht mit ihrer Anerkennung. Ließen doch selbst seine politischen Gegner dem hingebenden Eifer, der kräftigen Initiative und dem organisatorischen Geschick, das er in seiner amtlichen Thätigkeit entfaltete, volle Gerechtigkeit widerfahren. — Auf die ihm zugedachte und von ihm hochgeschätzte Ehre einer Berufung in die I. Kammer mußte er seiner inzwischen wankend gewordenen Gesundheit wegen Verzicht leisten. Im Jahre 1868, nachdem er seine volle körperliche Rüstigkeit wieder gewonnen hatte, übertrugen ihm die Wähler des Mannheimer Wahlbezirks das Abgeordneten-Mandat zum deutschen Zollparlament, an dessen Arbeiten er regen Antheil nahm. — Wenn somit der Schwerpunkt seiner Thätigkeit auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete lag, so erschöpfte sich dieselbe doch keineswegs in diesen Aufgaben, vielmehr wußte er sich für ideale Bestrebungen jeglicher Art, für Alles was das geistige Leben der Menschen bewegt, ein reges Interesse, einen empfänglichen Sinn bis in die spätesten Tage zu bewahren. Auf zahlreichen Reisen in Frankreich und England, Italien und Spanien trachtete er darnach, neue Eindrücke und Anregungen zu gewinnen, durch emsiges, bis in das reifere Alter fortgesetztes Studium war er bestrebt, die eigene Bildung zu erweitern und zu vertiefen. Sein wärmstes Interesse aber galt der Musik. Ihrer Pflege waren die freien Stunden gewidmet, die er zu erübrigen vermochte. Glücklich veranlagt von der Natur für diese Kunst, war ihm deren Ausübung Stärkung und Erfrischung in der schaffensfreudigsten Periode seines Lebens, Trost und Labsal in den Tagen des Alters. Als langjähriger Vorsitzender des Mannheimer Musikvereins erwarb er sich im Zusammenwirken mit dem ihm befreundeten damaligen musikalischen Leiter dieses Vereins, Vincenz Lachner, um die Pflege der klassischen Musik in seiner Vaterstadt Verdienste, die auch nach seinem Tode unvergessen sind. Eine besondere Vorliebe widmete er der Kammermusik. Zu den Quartettaufführungen, welche er in seinem eigenen Heim allwöchentlich veranstaltete und

Digitized by Google

wobei er als tüchtiger Cellist selbst mitwirkte, fand sich stets ein zwar der Zahl nach nicht großer, aber erlesener Kreis andächtiger Zuhörer ein. Auch hier zeigte sich die ihm eigene Vorurtheilslosigkeit im schönsten Lichte. Denn wenn gleich er selbst seiner Geschmacksrichtung nach auf dem Boden der an Haydn, Mozart, Beethoven anknüpfenden streng klassischen Tradition stand, so glaubte er doch, daß jeder einzelne die Pflicht habe, in seinem Kreise dazu beizutragen, daß auch die bedeutenderen Hervorbringungen der jüngeren Meister dem Publikum zur Kenntniß gebracht würden. Er sorgte daher dafür, daß neben den Werken der Heroen der klassischen Periode, denen natürlich stets der breiteste Raum gegönnt wurde, doch auch diejenigen der begabteren Komponisten der neueren Schule, vor Allem die Schöpfungen des von ihm besonders hochgeschätzten Johannes Brahms, in seinem Hause in pietätvoller Weise zur Vorführung gelangten. — Ein warmes Herz, eine offene Hand hatte er für die Armen und Nothleidenden. Sein Name fehlte bei keinem Unternehmen, das sich die Aufgabe stellte, den Bedürftigen Unterstützung zu gewähren und das Elend zu lindern. Er war endlich ein treuer Sohn seiner Kirche. Seiner christlichen Gesinnung wurde am Grabe selbst von dem geistlichen Redner das ehrendste Zeugniß ausgestellt in den Worten: »Unserer evangelischen Kirche und Gemeinde insonderheit war er mit besonderer Liebe zugethan. Als langjähriges Mitglied unserer Kirchengemeindeversammlung hat er sich bleibende Verdienste erworben, hat auch, wo Noth und Bedürfniß in der Kirche sich zeigte, stets eine offene und freigebige Hand gehabt. Seiner Liebe zu der Kirche, der er angehörte, und seiner Werthschätzung des geistlichen Amtes hat er noch in seinem letzten Willen ein bleibendes Denkmal dadurch gesetzt, daß er eine namhafte Stiftung zu Stipendien für Theologiestudirende gemacht hat.« — Nicht ein bequemes, sorgenloses Dasein war das Ziel der Wünsche des thatkräftigen Mannes. Ihn drängte es, zu wuchern mit dem Pfund, das ihm Gott gegeben. In rastloser, entsagungsvoller Arbeit, in ernstem, hohen Zielen zugewendeten Streben suchte und fand er sein Glück. An ihm wurde das Wort Goethe's wahr:

„Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen."

Allerdings war dieses Glück kein völlig ungetrübtes. Auch er theilte das allen Sterblichen gemeinsame Loos, auch er sollte von Schicksalsschlägen nicht verschont bleiben. Keine der ihm auferlegten Prüfungen traf ihn aber härter, keine warf einen tieferen Schatten auf sein schönes Familienleben, als der am 17. Dezember 1869 erfolgte Tod der treuen Gattin, die ihm 38 Jahre lang in Glück und Leid als theilnehmende Gefährtin zur Seite gestanden hatte. Am 11. November 1883, also 14 Jahre später schloß endlich auch er die Augen zum ewigen Schlaf. Groß und allgemein war die Trauer um den Dahingeschiedenen. In ihm hatte seine Familie einen liebevollen Vater, die Stadt Mannheim einen treuen Bürger verloren. Sein gerader Charakter, seine liebenswürdigen Umgangsformen, seine Bereitwilligkeit, zu rathen und zu helfen, wo immer man seines Rathes oder Beistandes bedurfte, erwarben ihm in seltenem Maße die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger. Die große Zahl der Ehren, mit welchen sie ihn im Leben überhäuften, mehr aber noch die rührenden Beweise der Theilnahme, die bei seinem Tode aus allen Kreisen der Bevölkerung den Hinterbliebenen gegeben wurden, legen dafür das beredteste Zeugniß ab. Zwar war der Verblichene schon viele Jahre vor seinem Tode von dem Schauplatz seiner öffentlichen Thätigkeit zurückgetreten. Allein zu viele derjenigen Einrichtungen, welche seiner Vaterstadt zum Besten gereichten, erinnerten an sein Wirken, zu zahlreiche Spuren hatte seine Thätigkeit hinterlassen, als daß man selbst nach Jahrzehnten ihrer hätte vergessen können. — Der Aufschwung, welchen die Stadt Mannheim im Laufe der Jahre genommen, ist bekannt. Viel hat dazu die Gunst der Verhältnisse beigetragen,

Digitized by Google

viel aber auch die Opferwilligkeit patriotischer Bürger, welche freudig ihre reiche Begabung, ihre beste Zeit und Kraft einsetzten für die Wohlfahrt und das Wachsthum ihrer Vaterstadt. — Unter den Männern, die in diesem Sinne gewirkt haben, wird als der besten einer Heinrich Christian Diffené genannt. Ein ehrendes Andenken wird ihm erhalten bleiben. *

Ludwig Dill,

geboren zu Karlsruhe den 31. März 1812, besuchte das dortige Gymnasium. Schon früh entwickelte sich in ihm eine glühende Neigung für Musik und Poesie. Aber sein Wunsch, die Musik zu seinem Lebensberuf zu machen, scheiterte an dem Widerspruch seines Vaters, der ihn für die Rechtswissenschaft bestimmt hatte. So bezog er vom Jahr 1831 an zum Studium der Jurisprudenz nach einander die Universitäten Heidelberg und Freiburg und bestand 1836 das juristische Examen. — Im Jahre 1843 wurde er als Amtsassessor an das Bezirksamt Schopfheim versetzt, von wo er 1845 nach Gernsbach kam. Im Jahre 1848 erhielt er den Titel als Amtmann. Im folgenden Jahre wurde er während der Revolution von der provisorischen Regierung nebst andern Beamten gefangen genommen, nach Rastatt verbracht und nur nach überstandener Lebensgefahr gelang es ihm wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Nach Niederwerfung der Revolution wurde er noch im gleichen Jahr nach Gengenbach versetzt, kam 1852 nach Eppingen und 1856 als Amtsrichter nach Durlach. — Auch in seiner dienstlichen Laufbahn beschäftigte er sich in seinen Mußestunden viel mit Musik und Dichtkunst und nahm 1862 seinen Abschied, um sich ganz seiner Neigung zu überlassen. Von 70 Sonaten, welche er componirte, sind 16 im Druck erschienen. An lyrischen Erzeugnissen erschien im Jahre 1863 ein Bändchen Gedichte und von da in rascher Folge »Welt und Traum«, »Paul und Therese« (idyllisches Epos), »Vaterländische Gedichte« (4 Auflagen), »Bunte Blätter« und »Humor und Satyre«. — Dill war ein Mann von heiterster Laune und glücklichem Humor, daher ein angenehmer Gesellschafter. Das spiegelt sich auch in seinen Gedichten ab, welche sich durch frischen Humor und gemüthliche Naturanschauung auszeichnen. — Nach dem Tode seines Vaters siedelte er im Jahr 1862 nach Stuttgart über, wo er einen ihm zusagenden literarischen Kreis fand und Mitglied des literarischen Vereins »Bergwerk« wurde. — Nach dem Tode seiner geliebten Frau verließ er 1873 Stuttgart und ließ sich in seiner Villa zu Durlach nieder, wo er in ländlicher Stille seinen Neigungen folgen konnte. — Im Anfang der achtziger Jahre befiel ihn eine schwere Nervenkrankheit, welche ihm entsetzliche Schmerzen verursachte, die er mit bewunderungswürdiger Geduld und Ergebung ertrug und die am 28. November 1887 seinem Leben ein Ziel setzte. — Von den 3 Kindern, welche er hinterließ, lebt der Sohn als geschätzter Marine-Maler in München. *

Johann Christof Döll,*)

geboren zu Mannheim am 21. Juli 1808, war der jüngste Sohn des dortigen Typographen Friedrich Döll und dessen erster Gattin Margarethe, einer geborenen Zollikofer von Altenklingen aus St. Gallen. Schon im frühen Knabenalter leicht und sicher die französische Sprache handhabend, zeigte der geweckte Knabe gleichzeitig eine besondere Neigung zur Naturbeobachtung, der er während des Besuches der Mannheimer Volksschule aufs eifrigste nachhing. Vom 14. Jahre an besuchte er das Mannheimer Lyceum, das er, in meist halbjährigen Promotionen, statt in 9 Jahren in $5^1/_2$ Jahren durchlief. Im Herbst 1827 bezog er die

*) Wir glauben dem in Band I der Badischen Biographieen auf S. 193—194 abgedruckten kurzen biographischen Abriß der Abdruck des nach Dölls Ableben verfaßten Lebenslaufes des verdienten Gelehrten folgen lassen zu sollen.

Digitized by Google

Universität Heidelberg, wo er, zunächst Naturwissenschaft und Anatomie, sodann Philologie und Theologie studirend, sich die Aufgabe stellte, alle Zweige des Jugendunterrichts soweit kennen zu lernen, daß ihm ein selbständiges Urtheil über sämmtliche Lehrfächer der Lyceen, über ihre pädagogische Bedeutung und ihr Verhältniß zu einander ermöglicht wäre. In der Naturwissenschaft, für die er schon aus der Knabenzeit eine gute Vorbereitung mitbrachte, war hauptsächlich die botanische Morphologie, waren vor allem die Blattstellungs-Gesetze, der Gegenstand seiner Studien und Untersuchungen. Im Herbst 1828 begann Döll seine philologischen und theologischen Studien und nach wohlbestandenem Staatsexamen in diesen beiden Disciplinen erfolgte seine Ordination als Geistlicher. Im Jahr 1832, nachdem er etwa ein Jahr lang die Stelle eines Hauslehrers in dem Hause des badischen Staatsministers v. Dusch, damals Geschäftsträger bei der schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern, unter den freundlichsten Verhältnissen bekleidet hatte, wurde er als Lehrer der zweiten Klasse an das Mannheimer Lyceum berufen und lehrte dort Sprachen und philosophische Propädeutik, während er seine Mußestunden vorzugsweise der wissenschaftlichen Botanik widmete. In die damalige Zeit fällt die Veröffentlichung des von Döll nach Hamilton'schen Grundsätzen bearbeiteten, in zwei Auflagen erschienenen Lehrbuchs der englischen Sprache und der im Anschluß an die Verhandlungen in der zweiten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Mannheim von ihm verfaßten Broschüre zur Beurtheilung der Zeitbedürfnisse der deutschen Gelehrtenschulen. Als im Herbst 1840 in Mannheim eine Höhere Bürgerschule errichtet wurde, übernahm er den botanischen und zoologischen Unterricht an dieser Anstalt. 1843 wurde er als Oberbibliothekar an die Großh. Hofbibliothek in Karlsruhe berufen. Damit hörte indeß seine pädagogische Thätigkeit nicht auf. Er veröffentlichte sein lateinisches Elementarbuch nebst den dazu gehörigen Uebungsbüchern in zwei Auflagen in den Jahren 1845—47 und im Jahre 1850 in höherem Auftrage ein belehrendes deutsches Lesebuch »Der Erzähler«. 1858 wurde er in den Großh. Oberstudienrath berufen und wirkte in demselben bis zur Errichtung des dermaligen Oberschulrathes. In den in Nr. 83, 85 und 86 der »Badischen Landeszeitung« vom Jahre 1882 erschienenen drei Artikeln »Unsere Mittelschulen« hat Döll letztmals öffentlich seinen pädagogischen Anschauungen bezüglich des Unterrichts in den modernen und klassischen Sprachen kurzen Ausdruck gegeben. Auf botanischem Gebiete hat Döll die Resultate seiner Forschungen, neben verschiedenen kleineren Publikationen, hauptsächlich in der im Jahr 1843 erschienenen »Rheinischen Flora« und der in den Jahren 1857—62 in drei Bänden herausgegebenen »Flora des Großherzogthums Baden« niedergelegt. Beide Werke sichern sein Andenken in der Wissenschaft. Im Jahre 1872 ist er, bei damals schon angegriffener Gesundheit, vor Ausführung des Umzugs der Großh. Hofbibliothek in das neu erstellte Sammlungsgebäude, in den Ruhestand getreten und er beschäftigte sich seither, unterstützt durch sein reiches Herbarium und die einschlägigen europäischen Sammlungen, fast ausschließlich mit botanischen Forschungen. — Schon vor der Zuruhesetzung hatte Döll zu der v. Martius'schen Brasilianischen Flora die Bearbeitung der Gramineen mit Ausnahme eines Abschnittes, den der während der Arbeit verstorbene Däne Andersen bearbeiten sollte, übernommen. Die Arbeit ist in drei lateinisch geschriebenen Foliobänden noch glücklich zum Abschluß gelangt. Die mit derselben verbunden gewesene große Anstrengung der Augen hat wohl wesentlich zu der im letzten Jahre eingetretenen fast vollständigen Erblindung ihres Autors beigetragen. Im Spätsommer 1881 zeigten sich bei Döll die deutlichen Symptome eines ernsten Nierenleidens, das ihn schon damals dem Rand des Grabes nahe brachte. Unter sorgsamster Beihilfe und Pflege gelang es jedoch, seine Kräfte wieder zu heben und das Uebel bisher auf leidlichem Stand zu erhalten. Bei der Naturforscher-

Digitized by Google

Versammlung in Baden-Baden war er, wenn schon am persönlichen Erscheinen durch sein Leiden verhindert, noch in der Lage, seine Grüße als Nestor der botanischen Sektion in Form eines humoristisch gehaltenen kleinen botanischen Führers für die Umgegend von Baden-Baden zu übersenden, und noch 1883 hat er, schon auf dem einen Auge völlig erblindet, den von ihm übernommenen Abschnitt über Pflanzenkunde zu dem begonnenen statistisch-topographischen Werke über das Großherzogthum Baden bearbeitet. Nach der letzteren Arbeit hat sich das Nierenleiden, welches auch den glücklichen Erfolg der vorgenommenen Augenoperation vereitelte, mehr und mehr gesteigert und, nachdem Döll schon seit Herbst 1884 das Zimmer nicht mehr verlassen, ist gegen Ende der letzten 14 Tage seines Lebens, nach qualvollen, nur durch Betäubungsmittel etwas gelinderten Schmerzen, plötzlich eine so starke Körperschwäche bei ihm eingetreten, daß er zu Bett gebracht werden mußte. Er verfiel alsbald in einen tiefen Schlummer, der, nachdem anfänglich die Hoffnung auf Besserung nicht ausgeschlossen schien, doch schließlich am 10. März 1885 sich in einen sanften Todesschlaf verwandelte. — Ein reicher, vielseitig gebildeter Geist, ein Leben voll ernster geistiger Arbeit hat seine Thätigkeit beschlossen. Ohne Ehrgeiz und Ruhmsucht widmete Döll sein Leben treu und uneigennützig seinem Beruf und seiner Wissenschaft. Die seltene Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens und sein klares Urtheil auf den verschiedensten geistigen Gebieten machten ihn in allen Lebenskreisen zu einem stets willkommenen Berather, und seine zahlreichen Freunde und Anhänger in der Wissenschaft legten den von ihm erbetenen Aussprüchen gerne die Bedeutung endgiltiger Entscheidung bei. Den Grundzug der Geistesarbeit Dölls bildete seine wissenschaftliche Forschung, und wir können deshalb sein Andenken nicht besser ehren, als indem wir ihm seinen eigenen schönen Wahlspruch, der auch s. Zt. durch befreundete Hand auf die zur Erinnerung an die Karlsruher Naturforscher-Versammlung geprägte Denkmünze überging, nachrufen: »Forschung führt zu Gott.« (Karlsruher Zeitung 1885, No. 67 Beil.)

Karl Friedrich Christian Ludwig Freiherr Drais von Sauerbronn,

Sohn des Wirkl. Geheimrathes und Oberhofrichters Karl Wilhelm v. Drais (Bad. Biogr. I, 194 f.), aus erster Ehe mit der Baronin Ernestine v. Kaltenthal wurde, nach Ausweis des Geburts- und Taufbuches der evangelisch-lutherischen Gemeinde Karlsruhe, am 29. April 1785 daselbst geboren und getauft, und zwar in Gegenwart erlauchter Taufzeugen, darunter Markgraf Karl Friedrich selbst mit dem Erbprinzen Karl Ludwig und dessen Gemahlin Amalie, Prinzessin von Hessen, sowie sämmtlicher Prinzen des Hauses. Als junger Mensch bereits ein denkender Kopf, der sich, nach damaligem Brauche, als Dilettant viel mit mathematischen und physikalisch-mechanischen Dingen beschäftigte, machte er seine Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt, folgte seinem Vater nach Rastatt, Freiburg, Bruchsal und 1810 nach Mannheim. 1807 bestand der »Jagdjunker« das Forstexamen, wurde später Gr. badischer Forstmeister und Kammerjunker und erhielt (lt. No. III d. Gr. bad. Staats- und Regierungsblattes vom 27. Januar 1818), wohl im Hinblick auf mancherlei Erfindungen, insbesondere einer »Laufmaschine« (Draisine), den Charakter eines »Professors der Mechanik«. Die Nummer IV desselben Bl. v. 10. Febr. 1818 bewilligt ihm ein Erfindungspatent auf 10 Jahre für die von ihm erfundene Laufmaschine. Letztmals wurde Karl v. Drais im Gr. bad. Hof- und Staatshandbuch im Jahre 1834 erwähnt und zwar als Forstmeister a. D. und Kammerherr. In späteren Jahren, wahrscheinlich bis 1841, lebte v. Drais theils in Mannheim, von wo aus er monatelange Reisen nach Frankreich, England und Amerika im Interesse seiner Erfindung unternahm, theils als Pensionär, in Waldkatzenbach (Bezirksamt Eberbach), wo er in seiner noch heute dort gezeigten Behausung eine mit allerlei Werkzeug ausgerüstete Werkstätte besaß und fleißig

Digitized by Google

mit Construktion und Abänderung von allerlei Maschinen beschäftigt war. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er, auch dort mit Erfindungen und Projekten aller Art beschäftigt, in seiner Vaterstadt Karlsruhe zu, wo er am 10. Dezember 1851, Abends 5 Uhr, im Hause Zähringerstraße No. 43 starb und am 12. auf dem dortigen alten Friedhofe beerdigt wurde. K. v. Drais war mittlerer Größe, untersetzt, mit starkem Haupte und, nach Art vieler spekulativer Köpfe, zuletzt ziemlich leutscheu; das brachte ihn in den Ruf eines gutmüthigen Sonderlings. Viele von seinen Ideen und Erfindungen bekunden übrigens einen weiteren Vorausblick in die Zukunft. Sagt er doch selbst, gelegentlich einer Abhandlung über seine Fahrmaschine, im Weimarer Journal (Juni-Heft 1820): »Sie eignet sich 1. für Boten, um ihre Touren viel bequemer zu machen; 2. für Briefposten und andere Staffetten; 3. für Reisende in kleiner Gesellschaft, um wohlfeiler und schneller zu reisen, als mit eigenen Pferden; 4. für Gesundheit und Vergnügen, um sich mit wenig Mühe in kurzer Zeit viele Bewegung auf angenehme Art zu machen; und an anderer Stelle: Bis zu diesem Augenblick ist die englische Nation der unsrigen in mehrerer Rücksicht rühmlich vorangegangen; anerkennen aber muß ich, daß wir ihr wahrscheinlich bald mehr folgen werden, wenn, wie wir jetzt hoffen dürfen, die Verfassung (wofür wir dem großmüthigen Fürsten billiger Weise vielen Dank zu leisten haben) auch hier die Erfindungstalente aufmuntert, wie dort und in Frankreich; denn nach der Herstellung möglichster Personalfreiheit u. s. w. scheint mir die Anfeurung zu nützlichen Erfindungen eines der größten Mittel zu sein, die Energie einer Nation reger zu heben.« — In der Zeitschrift »Neues Magazin aller Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen« (III. Bd. 1816) heißt es: »Der durch ein glückliches Talent sich auszeichnende auch als scharfsinniger Mathematiker bekannte Großh. bad. Kammerjunker und Forstmeister Karl Freiherr v. Drais in Mannheim hat seit einiger Zeit folgende nützliche Erfindungen gemacht: 1. Eine allgemeine Auflösung aller möglichen Wurzeln der numerischen Gleichungen jedes Grades, welche die vollkommenste genannt werden darf, die man für numerische Gleichungen hat; 2. Ein dyadisches Rechensystem oder eine solche Charakteristik, welche sehr einfach alles durch 2 Zeichen ausdrückt; 3. Eine Schießmaschine, welche weiter reicht, als alle bisherigen Maschinen dieser Art, welche den Körper scharf durchdringt, in Hinsicht des Pulvers, Metalles und Transports wohlfeil und in der Wirkung schnell ist; 4. Ein Wagen, der ohne Pferde läuft« (ohne Zweifel die um 1816 erfundene Fahr- oder Laufmaschine). In seiner Hinterlassenschaft fanden sich Modelle eines Ofens, einer Kochmaschine, einer Schnellschreibmaschine und das hölzerne Original des allerdings noch sehr einfachen Fahrradmodelles, welches der Erfinder auf einer Reise nach Amerika bei sich führte und das sich heute noch in Karlsruhe in Privatbesitz befindet.

Th. Cathiau.

Karl Dreyer

wurde am 19. April 1796 zu Hilzingen, Amts Blumenfeld, als zweiter Sohn des Kreisraths Dreyer und seiner Gattin, einer gebornen Strohmeier, geboren. Schon am 1. Dezember 1810, in dem jugendlichen Alter von noch nicht 15 Jahren, trat er als Bombardier bei der Großherzoglichen Artillerie in den Dienst des vaterländischen Heeres, wurde 1811 unter Versetzung zur Infanterie zum Junker und 1812 zum Lieutenant befördert. Als 1813 das Machtgebot Napoleons die Truppen der Rheinbundstaaten gegen die Verbündeten ins Feld rief, marschirte auch Dreyer mit seinem Regimente aus und machte die Blokade von Glogau und die Schlacht bei Leipzig mit, wobei er mit seinem ganzen Regiment in die Kriegsgefangenschaft der Verbündeten gerieth; aber schon im Dezember, nach Auflösung des Rheinbundes, wieder frei geworden, kehrte er in die Heimath zurück.

Digitized by Google

— 1814 rückte er wieder ins Feld und war in diesem und dem folgenden Jahre an der Blokade und den Gefechten vor Kehl und Straßburg betheiligt. 1819 wurde er zum Oberlieutenant, 1828 zum Hauptmann, 1845 zum Major ernannt und erhielt 1847 den Befehl über das 1. Bataillon des 2. Infanterieregiments. — Im Frühjahr 1848 befand sich sein Bataillon unter den zur Bekämpfung des Aufstandes versammelten Truppen und nahm Theil an den Gefechten bei Günthersthal und Freiburg. — Während der Maiereignisse 1849 zeichnete sich Dreyer in schwieriger und gefährlicher Lage durch einen hohen Grad von Umsicht und kaltblütiger Unerschrockenheit aus. Bei der Reorganisation der badischen Truppen 1850 zum Oberstlieutenant und Kommandeur des 5. Infanterie-(Füsilier-) Bataillons ernannt, führte er dasselbe nach Verlegung der badischen Truppen in preußische Garnisonsorte im Juli dieses Jahres zunächst nach Havelberg, dann nach Herford und schließlich nach Münster in Westfalen, kehrte aber schon im November 1850, infolge der politischen Ereignisse, nach Baden, und zwar in die Garnison Rastatt zurück, woselbst er zum Kommandanten des badischen Kontingents der Besatzung der Bundesfestung Rastatt ernannt wurde. 1851 erfolgte seine Beförderung zum Oberst II. Klasse. — Bei der Neuaufstellung der badischen Infanterieregimenter 1852 wurde Dreyer zum Kommandeur des 2. Infanterieregiments, 1854 zum Oberst I. Klasse ernannt. 1855 wurde er Generalmajor und Kommandeur der 2. Infanteriebrigade, 1860 Generallieutenant unter gleichzeitiger Ernennung zum Stellvertreter des Gouverneurs der Bundesfestung Rastatt. — Nachdem ihm am 1. Dezember 1860 das seltene Glück zu Theil geworden war, beglückwünscht von allen Seiten, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum zu feiern, sah er sich im Frühjahr 1861 genöthigt, im Hinblick auf die mit dem höheren Lebensalter verbundene körperliche Schwäche um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten, die ihm von dem Großherzog unter Anerkennung seiner langen und ersprießlichen Dienste allergnädigst gewährt wurde. — Von badischen Auszeichnungen schmückten seine Brust: das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, die Dienstauszeichnung 1. Kl. und die Felddienstmedaille, von ausländischen Ehrenzeichen: der Russische St. Wladimir-Orden. — Bis zum Beginn des Jahres 1886 erfreute sich Generallieutenant Dreyer einer für sein hohes Alter seltenen geistigen Frische, wenn auch körperliche Gebrechen mancherlei Art sich bei ihm einstellten. Seitdem jedoch begann er zu fühlen, daß seine Körperkräfte im Schwinden begriffen seien, worüber er sich Freunden gegenüber unverhohlen aussprach. Am 25. Juli 1886, Vormittags 5 Uhr, nachdem er nur einen einzigen Tag bettlägerig gewesen, entschlummerte er sanft und ruhig im Alter von 90¼ Jahren. — Mit Generallieutenant Dreyer ging ein Veteran zu Grabe, der mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch unter fünf badischen Regenten im Dienste des Großh. Armeecorps ehrenvoll gedient und in allen Lagen des Dienstlebens wahre Pflichttreue und ächt soldatische Ausdauer und Energie an den Tag gelegt hat. Sein Diensteintritt fiel in eine für die Kriegsgeschichte des Großh. Armeecorps ruhmreiche Periode, während welcher es ihm vergönnt war, an drei denkwürdigen Feldzügen, in denen die Geschicke Europa's auf längere Zeit entschieden worden sind, ehrenvoll Theil zu nehmen. Ihm folgte die Hochachtung aller Derer, die mit ihm in irgend welchen Verkehr getreten sind und ihn seines ehrenhaften und geraden, wohlwollenden Charakters wegen hochschätzen gelernt haben. (Karlsruher Zeitung 1886 No. 180, Beil.)

Wilhelm Dürr

wurde am 10. Mai 1815 in Villingen als Sohn des Münsterchorregenten und Musiklehrers Fidelis Dürr geboren. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er auf der Wiener Akademie, wo er sich anfangs dem Genre widmete, bis er,

Digitized by Google

in das Atelier von Kuppelwieser aufgenommen, unter dem Einfluß dieses Meisters sich der religiösen Historienmalerei zuwandte. Im Jahre 1840 trat er eine Reise nach Italien an und hielt sich während einiger Jahre in Rom auf, wo er in den Kreis gesinnungsverwandter Künstler, wie Overbeck, Deger, Ittenbach und die beiden Müller trat, zu denen sich später auch Rahl gesellte, welcher ihm beim Baden im Nemisee das Leben rettete. — Eine Krankheit nöthigte Dürr, nach Deutschland zurückzukehren, und er wählte Freiburg im Breisgau zu seinem dauernden Wohnsitz, wo er eine überaus reiche Thätigkeit, hauptsächlich für Kirchen Badens und des Elsasses entfaltete. Seine bedeutenderen Werke sind: »Die Bergpredigt« und »Christus, die Kinder segnend« im Münster zu Altbreisach, die Bilder in der protestantischen Kirche zu Freiburg, die »Himmelfahrt Christi« und die »Evangelisten« darstellend, welche er im Auftrage des Großherzogs malte, »St. Bonifacius, die Taufe ertheilend« in der fürstlichen Kunstsammlung zu Donaueschingen, »die Predigt des hl. Gallus am Bodensee« in der Großherzoglichen Gemäldegalerie zu Karlsruhe, »St. Laurentius auf dem Wege zum Feuertode« in der Kirche zu Neudenau, »die Grablegung« und »der Gang nach Emaus« in der Kirche zu Rippoldsau. Auch zeichnete Dürr viele Illustrationen zu Hebels alemannischen Gedichten, die sich theils im Großh. Kupferstichkabinet zu Karlsruhe, theils im Privatbesitze befinden. Seine Kunst fand 1852 durch Ernennung zum Großh. Hofmaler, 1874 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Zähringer Löwenorden ehrende Anerkennung. — Dürr war ein sehr gewissenhafter Künstler. Mit größter Sorgfalt bereitete er sich durch eingehende Studien vor, wenn er ein größeres Bild auszuführen hatte. Er zeichnete vorzüglich und wenn seine Bilder auch nicht ganz frei von dem Vorwurf einer etwas allzu konventionellen Behandlung blieben, so mußte doch anerkannt werden, daß der Künstler von dem Stoffe, den er darstellte, stets ganz erfüllt war und daß die warme und weihevolle religiöse Gesinnung, die sein ganzes Denken und Fühlen beherrschte, auch in seinen Bildern zum lebendigen Ausdruck kam. — Ein rechtlicher Mann, der nicht viel Worte machte, dessen klares freundliches Auge aber jeden, der ihn kennen lernte, sympathisch berührte, gewann er in der Hauptstadt des Breisgaues, die seine zweite Heimath geworden war, hohes Ansehen und allseitige Beliebtheit. Als das Alter seine Rechte auch bei ihm, der sich lange großer Rüstigkeit erfreute, geltend zu machen begann, verlegte er im Jahre 1887 seinen Wohnsitz nach München, wo sein gleichnamiger Sohn, ein ebenfalls sehr geschätzter Künstler, lebt. Hier starb Wilhelm Dürr nach kurzer Krankheit am 7. Juni 1890. *

Ferdinand Freiherr von Dusch,

geboren am 10. Dezember 1819 in Karlsruhe als Sohn des Ministerialrathes, späteren Staatsministers Alexander v. Dusch (vgl. Bd. I S. 197 ff. dieser Biographieen), studirte in München 1836—1838 und in Heidelberg 1838—1840 die Rechte. Von regem wissenschaftlichem Streben erfüllt, beschränkte er sich nicht auf das juristische Fach, sondern betrieb auch gründliche volkswirthschaftliche Studien und erlangte im Jahre 1839 in Heidelberg durch eine Arbeit über das Fabrikwesen die goldene Preismedaille. Auch legte er neben dem juristischen Staatsexamen die Prüfung im Kameralfache ab. Im Jahre 1845 als Legationssekretär im Ministerium des Großh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, trat Dusch 1848 vorübergehend in den Dienst des Reichsministeriums in Frankfurt a. M. und entwickelte damals, wie schon in den vorhergehenden Jahren, eine rege publizistische Thätigkeit. Im Mai 1849 kehrte Dusch in den badischen Staatsdienst zurück und wurde im Jahre 1853 zum Legationsrath und Geschäftsträger am Kgl. Württembergischen Hofe und bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft ernannt. Seinen Wohnsitz hatte er in Stuttgart, verbrachte aber in jedem

Digitized by Google

Jahre längere Zeit in Bern, wohin ihn auch öfters besondere Anlässe, so beispielsweise der Neuenburger Konflikt im Winter 1856/57 beriefen. In dieser, wie auch in anderen Angelegenheiten, so insbesondere beim Abschlusse mehrerer bedeutungsvoller Staatsverträge zwischen Baden und der Schweiz, von welchen hier nur der Vertrag über Freizügigkeit vom 6. Dezember 1856 und der Niederlassungsvertrag vom 31. Oktober 1863 erwähnt werden sollen, entwickelte Dusch eine hervorragende und erfolgreiche Thätigkeit. Im Jahre 1872 als Geheimerath und Mitglied des Großh. Ministeriums des Großh. Hauses, der Justiz und des Auswärtigen nach Karlsruhe zurückberufen, verblieb Dusch im Staatsdienst, bis ihn im Jahre 1878 ein stetig zunehmendes Gehörleiden zum Rücktritte zwang. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Heidelberg, woselbst er am 8. Mai 1889 starb. — Durch seine gewinnende Persönlichkeit, sein offenes und gerades, bei reichem Wissen und großer Erfahrung immer anspruchsloses und gütiges Wesen hat Dusch sich viele Freunde erworben; seine Erfolge während einer langen amtlichen Laufbahn sind nicht zum wenigsten diesen persönlichen Eigenschaften zuzuschreiben. — Von den zahlreichen Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, soll hier nur die im Jahre 1882 erfolgte Erhebung in den erblichen Freiherrnstand des Großherzogthums erwähnt werden. *

Theodor Freiherr von Dusch,

der jüngere Bruder des Vorigen, wurde am 17. September 1824 in Karlsruhe geboren. In Frankfurt besuchte er, während sein Vater dort Bundestagsgesandter war, das Gymnasium, um demnächst, der Ueberlieferung seiner Familie gemäß, das Studium der Rechtswissenschaft zu ergreifen. Doch folgte er einem unwiderstehlichen inneren Triebe, als er schon nach zwei Semestern sich dem Studium der Medizin zuwandte, welches eben damals an der Hochschule zu Heidelberg, dank einer Reihe hervorragender und bahnbrechender Vertreter, einen bedeutenden Aufschwung nahm und ganz neue Richtungen einschlug. Hier saß der junge Mediziner zu den Füßen von Tiedemann und Gmelin, von Chelius und Naegele, vorzüglich aber wirkten auf ihn die Begründer der »rationellen Medizin« ein, Henle, bei dem er allgemeine und vergleichende Anatomie, Physiologie und allgemeine Pathologie hörte, sowie später, in klinischen Semestern, Pfeufer. Nach vollendeter Studienzeit trat er besonders zu dem als Kliniker, wie als pathologischer Anatom gleich hochgeschätzten Hasse in nähere Beziehung. Nachdem er im Jahre 1847 seine Staatsprüfungen mit Auszeichnung bestanden und den Doctorgrad erworben hatte und ein Jahr lang als Assistent der chirurgischen Klinik unter Chelius thätig gewesen war, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, von wo er aber bald durch den Ausbruch der Revolution wieder vertrieben wurde. Nach kurzer Thätigkeit als Feldarzt in dem badischen Armeecorps ließ Dusch sich im August 1848 als praktischer Arzt in Mannheim nieder, wo er bald eine ausgedehnte Praxis ausübte und durch seine Vermählung mit einer Tochter seines alten Lehrers, des berühmten Chemikers Gmelin, sein häusliches Glück gründete. Mit staunenswerther Thatkraft fand er neben seiner Wirksamkeit Zeit und Lust zu umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten. In diesen Jahren war es — 1854 — daß er, in Verbindung mit H. Schröder (s. diesen Art.) in ausgedehnten Untersuchungen, deren Resultat für die Technik der heutigen bacteriologischen Forschung von grundlegender Bedeutung geworden ist, die Thatsache entdeckte, daß durch Baumwolle filtrirte Luft nicht mehr fähig ist, Gährung und Fäulniß zu erzeugen. In dem gleichen Jahre 1854 habilitirte er sich in Heidelberg mit der Schrift: »Zur Pathogenese des Icterus und der acuten gelben Leberatrophie«. Von dieser Arbeit, welche der Ausgangspunkt vieler weiteren Forschungen in der Physiologie der Leber geworden ist, sagt einer seiner Schüler: »Diese Arbeit zeigt seinen »wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Charakter« scharf ausgeprägt: eine uns jüngeren ungewohnte gleichmäßige Beherrschung der chemischen, physikalischen, sowie der anatomischen und klinischen Verhältnisse, strengste Wahrheitsliebe und Sachlichkeit, die sich auch in der Schmucklosigkeit der Form ausspricht, persönliche Bescheidenheit, Milde im Urtheil, willige Anerkennung fremder Leistungen.« — Neben der allgemeinen Pathologie bildeten die mannigfachen propädeutischen chemisch-klinischen Kurse in den Jahren 1854—1856 den Gegenstand seiner Vorlesungen. Im Jahre 1856 wurde er zum außerordentlichen Professor und zweiten Lehrer der Pathologie ernannt und es wurde ihm gleichzeitig die Leitung der medizinischen Poliklinik anvertraut und ein Lehrauftrag für pathologische Anatomie ertheilt. Dabei hatte er mit widrigen Strömungen in der Fakultät zu kämpfen, die ihm noch auf Jahre hinaus das Leben verbittern sollten. Der große Aufschwung, den seine Poliklinik nach und nach nahm — in der letzten Zeit wurden jährlich mit 3 Assistenten ca. 4000 Kranke zum großen Theil in ihren Wohnungen behandelt — ist sein persönliches Verdienst. »Er war — sagt ein kompetenter Zeuge seiner Leistungen — unermüdlich thätig im Kampfe gegen Krankheit und Noth, gegen Thorheit und Aberglauben, bemüht, die unter den schwierigen Verhältnissen der Proletarier-Praxis gewonnenen Erfahrungen wissenschaftlich zu verwerthen, immer darauf bedacht, durch energische Vertretung seiner Interessen nach außen, seinen Bestrebungen Anerkennung, seinem Wollen Geltung zu verschaffen. Auch chirurgische Thätigkeit entfaltete er in der Poliklinik; er war der erste, der in Heidelberg eine Tracheotomie bei Croup, der erste, der in Baden eine Ovariotomie mit glücklichem Erfolge ausgeführt hat.« Eine Reihe von Abhandlungen, die er demnächst veröffentlichte, bildeten Vorarbeiten zu seinem größten Werke, dem, nach Erb's Urtheil »durch Klarheit und Kürze der Darstellung ausgezeichneten, auf reiche eigene Erfahrung und genaue Untersuchungen gegründeten« Lehrbuch der Herzkrankheiten (1868), welches seinen Namen über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht und von allen Seiten reichliche Anerkennung gefunden hat. Nach dessen Vollendung wandte er sich der Kinderheilkunde mit besonderem Interesse zu, das er namentlich auch durch Begründung eines Hospitals für kranke Kinder bethätigte. Aus den bescheidenen Anfängen erwuchs seit 1860 dieses wohlthätige Unternehmen, welchem die Großherzogin Luise durch Uebernahme des Protektorats (1864) die wesentlichste Förderung angedeihen ließ, nach und nach zu ansehnlichem Umfang. Aus anfänglich 6 Betten in 3 gemietheten Zimmern, in denen Dusch 1867 zum ersten Male Kinderklinik abhielt, wurden es deren allmählich 44, für welche, dank namhaften Schenkungen, Legaten, Bazaren, Sammlungen, 1885 ein Neubau errichtet und eine staatliche Assistentenstelle für Lehrzwecke geschaffen werden konnte. Wenn auf solche Weise zuletzt jährlich mehr als 250 Kinder in diesem Musterhospital, das seit 1864 den Namen »Luisen-Heilanstalt« führte, verpflegt wurden, so ist dies zum guten Theil Duschs Verdienst. »Es ist wahr,« sagt sein Assistent Dr. Hoche, »viele Hände haben gegeben, viele mitgebaut, darunter manche, die noch vor den seinigen erkaltet sind — aber Kopf und Herz des Ganzen war er.« — Im Kriegsjahre 1870 war er noch einmal, treu seinen alten Neigungen, nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth, nahe dem Kriegsschauplatze in angestrengter operativer Thätigkeit, sein Kinderhospital war mit Verwundeten belegt worden, er selbst war später Dirigent des großen Typhuslazarethes in Durlach. Das gleiche Jahr 1870 brachte ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor. Durch Orden und Titel wurde er von dem ihm wie seiner ganzen Familie sehr wohl gesinnten Landesherrn ausgezeichnet, der ihn auch 1881 mit seinen Brüdern in den Freiherrnstand erhob. — Bedauerlich gehemmt wurde noch im Laufe der 1870er Jahre seine literarische Thätigkeit durch den Beginn eines Augenleidens, das durch mehrfache Operationen kaum aufgehalten wurde. Außer

Digitized by Google

klimatologischen Studien über das Engelberger Thal, wo er häufig seinen Sommeraufenthalt nahm, und der Bearbeitung der Herzkrankheiten in Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten liegt bis 1879 keine neue Arbeit vor. In diesem Jahre zum Prorektor der Universität gewählt, legte er in seiner Prorektoratsrede seine Ansichten über Kinderheilkunde an deutschen Universitäten ausführlich dar. — Neben seiner Lehrthätigkeit hat Dusch, »mit Leib und Seele Kliniker, der sein ganzes Leben der Linderung menschlicher Leiden gewidmet hatte«, auch eine umfassende private ärztliche Wirksamkeit entwickelt und war vielen Familien lange Jahre hindurch ein treuer ärztlicher Berather, wie er auch von vielen als konsultirender Arzt, besonders in Herz-, Lungen- und Kinderkrankheiten von weither gesucht wurde. — Wie er seinen Schülern und Assistenten nicht nur ein anregender Lehrer und liebenswürdiger Vorgesetzter, sondern auch ein zuverlässiger Freund und Gönner war, so genoß Dusch auch in den weitesten Kreisen Achtung, Liebe und Vertrauen, wie sie die vortrefflichen Eigenschaften seines Charakters und Herzens verdienten. — Schwere Schicksalsschläge trafen ihn in seinen letzten Lebensjahren: der Verlust theurer Angehöriger, die ständige Abnahme seines Sehvermögens, häufige Schmerzen. Aber seine Willenskraft hielt ihn aufrecht, so daß er bis zuletzt in seinem Berufe thätig sein konnte. Ein kurzes Krankenlager brachte ihm noch schwere Leiden, die er mit größter Geduld ertrug. Er sah mit philosophischer Ruhe dem Tode entgegen, der ihn von dem gefürchteten Schicksal völliger Erblindung befreite. Er erlag am 13. Januar 1890 im Alter von 65 Jahren den Folgen einer schweren Influenzainfektion. Die Blüthe des hochbedeutsamen poliklinischen Unterrichts an der Universität Heidelberg, die Dusch zu verdanken ist, und die Fürsorge, mit welcher er die Kinderheilanstalt für die Interessen der leidenden Menschheit entwickelt und sie den übrigen Lehranstalten der medizinischen Fakultät angegliedert hat, sichern ihm in den Annalen der Universität, seine edle Persönlichkeit, sein liebevolles Wirken, mit dem er in stetiger Arbeit, ernst, prunklos, auch im Kleinsten treu, in idealem Sinne seine Pflicht erfüllte, auch in weiteren Kreisen ein unvergängliches und ehrenvolles Andenken. (Theodor v. Dusch. Gedächtnißrede von Wilh. Erb, Heidelberg 1890. — Th. v. Dusch von Dr. A. Hoche. Sonderabdruck aus der »Deutschen Medizinischen Wochenschrift« 1890 Nr. 6, Leipzig 1890.)

*

August Christian Eberlin

wurde am 14. März 1803 zu Opfingen auf dem Tuniberg geboren, wo sein Vater zuerst Provisor, dann Schullehrer und längere Zeit hindurch auch Rathsschreiber war; auch der Vater seiner Mutter, geb. Authenrieth, war Schullehrer in Opfingen gewesen. Der junge August Christian, der älteste von vier Geschwistern, trug sich schon als Knabe mit dem Gedanken, Pfarrer zu werden. Der würdige Pfarrer des Ortes, Lapp, begünstigte diese Pläne und unterwies den Knaben in den Anfangsgründen des Lateinischen und Griechischen. So wurde er reif, im Herbst 1817, mit dem 14. Lebensjahre in die Unterquinta des Gymnasiums in Karlsruhe einzutreten. Die Freude darüber, daß dieses erste Ziel erreicht war, wurde nicht getrübt durch die Knappheit der dem Schüler von Hause mitgegebenen Mittel. Die Unterrichtsstunden, die er jüngeren Schülern ertheilte, verbesserten nicht nur seine Lage, sondern erfüllten ihn auch mit Befriedigung, da er gern unterrichtete. Im Jahre 1822 verließ Eberlin das Lyceum mit dem Zeugniß der Reife und bezog die Universität Halle, wo er neben den theologischen Studien auch Philosophie und Geschichte nicht vernachlässigte und in dem »philosophischen Kränzchen« durch die Lektüre von Cicero und Thukydides, an die sich Disputationen in lateinischer Sprache anschlossen, seinen guten »Schulsack« noch verstärkte. Nach 2½jährigem Studium heimgekehrt, bestand Eberlin das Examen

Digitized by Google

und wurde am 13. Januar 1827 unter die Zahl der Pfarrkandidaten aufgenommen. Alsbald wurde er Vikar und kurze Zeit nachher Pfarrverweser in Bickensohl, nur vier Stunden von seiner Heimath entfernt. Der hochgewachsene junge Geistliche, jeder Zoll ein Alemanne, ergriff seinen Beruf mit großer Energie und hielt auf Zucht und Ordnung in der Gemeinde. Er predigte schon damals »ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit«. Und als ein durch seine strenge Rüge beleidigter Metzger ihn eines Abends, da er von Breisach heimkehrte, überfiel, handhabte Eberlin seinen Stock so kräftig, daß er von da an in noch höherer Achtung bei seiner Gemeinde stand. Nur Mangel an Mitteln hatte ihn abgehalten, gleich nach Vollendung der Universitätsstudien den akademischen Beruf zu ergreifen. Nun setzte ihn ein Stipendium des Oberkirchenrathes in die Lage, im Jahre 1831 sich noch einmal auf die Universität zu begeben. Er hörte Vorlesungen in Heidelberg, wurde Vikar bei Kirchenrath Abegg, erwarb im Mai 1832 »insigni cum laude« den Grad eines Licentiaten und erhielt am 9. Februar 1833 die venia legendi. Während zu Eberlins Studienzeit in Halle noch die rationalistische Richtung vorherrschte, hatte diese in Heidelberg, als er hier zu wirken berufen war, bereits positiven Tendenzen weichen müssen und war eigentlich nur noch durch Paulus vertreten. Der junge Dozent, der mit sehr gutem Erfolg über Synopse, über die pauliniſchen, katholischen und Pastoral-Briefe las, hatte selbst noch keinen festen theologischen Standpunkt gewonnen. Er vermochte die »entgegengesetzten Systeme der dogmatischen Theologie in einer höheren Einheit aufzulösen« und trug sich mit dem Gedanken, seine Ideen in Briefform niederzulegen und sich damit an das ganze theologische Publikum, besonders auch an die Landgeistlichen zu wenden. Doch kam er nicht zur Ausführung dieses Planes, da die Fülle der Verpflichtungen, die auf ihm lastete, ihm nicht die zu solchen Ausarbeitungen nöthige Muße gewährte. Denn neben seiner akademischen Thätigkeit war er als Vikar des Kirchenraths Abegg stark in Anspruch genommen, mußte häufig predigen und schrieb außerdem in verschiedene Zeitschriften, besonders in die »Göttinger Gelehrten Anzeigen« eingehende Kritiken und Aufsätze. Während er aber ein so umfassendes Wirken entfaltete, lernte er in der Tochter des Justizamtmannes J. E. Pfister, des bekannten Verfassers der »Geschichtlichen Entwickelung des Staatsrechtes des Großherzogthums Baden«, Erwine Pfister, seine zukünftige Lebensgefährtin kennen. Er verlobte sich mit ihr und sah sich nun genöthigt, alsbald eine feste Stelle zu suchen. Diese fand er in dem Heidelberg benachbarten Dossenheim, wo er 1835 mit der jungen Frau als Pfarrer aufzog. Die Stelle war ihm besonders lieb, weil sie ihm möglich machte, seine Vorlesungen an der Universität fortzusetzen. Da der Kindersegen nicht ausblieb, mußte Eberlin bald daran denken, eine besser dotirte Pfarrei zu suchen, und erhielt dieselbe 1840 in Wiesloch, freilich mit der tiefbedauerten Nöthigung, nunmehr die akademische Laufbahn aufzugeben. An Arbeit fehlte es trotzdem nicht. Neben seiner pfarramtlichen Thätigkeit hatte Eberlin seit 1842 das Dekanat der Diözese Oberheidelberg und auch, zuerst provisorisch, seit 1844 definitiv, die Schulvisitatur zu verwalten — beides Stellungen, die sowohl seinen wissenschaftlichen Neigungen, als auch seinem energischen Charakter entsprachen. In der Gemeinde machte sich bald der Einfluß seines unermüdeten Wirkens bemerkbar. Schon nach zwei Jahren war in Wiesloch die Zahl der Kommunikanten von 3300 auf 4150, in dem Filial Baierthal von 876 auf 1201 gestiegen. Seine Thatkraft kam auch der gothischen Stadtkirche zugute, die 1844 einer gründlichen Restauration unterzogen wurde. In das gleiche Jahr fällt die Abhaltung des ersten Landesmissionsfestes, dessen Zustandekommen er eifrig betrieben hatte. Im Jahre 1843 wählte ihn die Diözese Boxberg zum geistlichen Abgeordneten in die Generalsynode. Als Berichterstatter der Kommission für die

Digitized by Google

Verwaltung des Kirchenvermögens war er mit Erfolg dafür thätig, daß eine Reihe von reformirten Gemeinden, die bei der Kirchentheilung von 1806—14 »ausgefallen« waren, d. h. ihre Pfründen verloren hatten, wieder zu selbständigen Pfarreien erhoben und aus den Mitteln des reformirten unterländer Kirchenfonds entsprechend ausgestattet wurden. — Die politischen Wirren der 1840r Jahre fanden in Eberlin, wie er auf kirchlichem Gebiete längst mit dem Rationalismus seiner Jugendjahre gebrochen und sich der »schrift- und bekenntnißmäßigen« Richtung angeschlossen hatte, auch auf politischem Gebiete einen entschiedenen Gegner des Liberalismus. Zum Kampfe gegen das »Lichtfreundethum« in der evangelischen Landeskirche hatte er im Jahre 1845 mit Dekan Bark in Schopfheim das »Kirchenblatt für die evangelisch-protestantische Kirche in Baden« gegründet, welchem sich alsbald der von Dekan Zittel gegründete liberale »Morgenbote« entgegenstellte. Die hochgehenden Wogen der politischen Kämpfe verschlangen aber schon im Jahre 1846 die kirchlichen Streitigkeiten und ihre publizistischen Organe. An diesen politischen Kämpfen betheiligte sich Eberlin als energischer Vertreter konservativer Grundsätze. Von der Kanzel herab, in Wahlreden und Flugblättern mahnte er das Volk, sich von dem »Freiheitsschwindel« fernzuhalten und dem Großherzog die beschworene Treue zu bewahren. Seinem Einfluß war es zu danken, daß in dem Landtag des Jahres 1846 bei den Wahlen, welche der Kammerauflösung folgten, der Wahlbezirk Wiesloch durch den Konservativen Junghanns vertreten war. Er verband sich zu diesem Zwecke vorurtheilslos mit den katholischen Wählern. Einem solchen Manne mußte heftige Gegnerschaft erwachsen. In der Gemeinde, im Kirchengemeinderathe wurde er lebhaft angegriffen, wies aber nicht nur die Angriffe zurück, sondern ging nun seinerseits in Predigt und Leben scharf gegen die Liberalen vor. Auf eine Beschwerde, die gegen ihn in Karlsruhe erhoben wurde, war schon die Versetzung des »mißliebigen Geistlichen« beschlossen, als die auf seinen Antrag angeordnete dienstpolizeiliche Untersuchung und Einvernahme sämmtlicher Bürger in dem erregten Jahre 1848 seine glänzende Rechtfertigung herbeiführte. Vor den wüsten Orgien der Revolution mußte aber auch dieser energische Mann von seinem Platze weichen. War auch am 25. März 1848 ein gegen das Pfarrhaus versuchter Sturm durch die Hilfe wackerer Bürger glücklich abgeschlagen worden, so brachte das Jahr 1849 dem Geistlichen, der nach wie vor unerschrocken wider das predigte, was die Hecker und Struve »Freiheit« nannten, schwere Verfolgungen; nicht nur, daß er vor den Drohungen der Freischärler Wiesloch verlassen mußte, er wurde auch, nachdem im »Regierungsblatt der provisorischen Regierung« seine Amtsentsetzung verkündet worden war, in Heidelberg festgenommen und zur Haft gebracht. Erst das Einrücken der preußischen Truppen gab ihm die Freiheit wieder. Unter dem Jubel seiner Gemeinde kehrte Eberlin nach Wiesloch zurück. Hier sollte indeß seines Bleibens nicht mehr lange sein. Der Ausbildung seiner Söhne wegen suchte er die Nähe einer Stadt und bewarb sich deßhalb um die erledigte Pfarrei Neckarau. Auch hier übte er bald einen nachhaltigen Einfluß auf die Pfarrgemeinde. Insbesondere erwarb er sich ein dauerndes Verdienst durch Begründung einer Kleinkinderschule für die Kinder der zahlreichen Arbeiterfamilien, die ihren Erwerb in dem nahen Mannheim suchten. Ein Versuch, die durch Schmälerung der ursprünglich bedeutenden Pfründe schwer geschädigten »Rechtsansprüche der evangelischen Gemeinde Neckarau« zur Anerkennung zu bringen (Broschüre unter diesem Titel. Mannheim 1854) blieb zwar ebenso erfolglos wie eine Generalisirung dieser Frage, die er in einer der Generalsynode von 1855 vorgelegten Schrift »Integrität des Pfarrpfründengenusses von kanonischem und ökonomischem Standpunkt aus« beleuchtete, aber das warme Eintreten für die Interessen der Gemeinde erhöhte ihm Ansehen und Einfluß. Diese fehlten ihm auch in weiteren

Digitized by Google

Kreisen nicht, zumal in einer Zeit, da mit der politischen Reaktion, welche naturgemäß der Revolution folgte, auch auf kirchlichem Gebiete die strenge Richtung, welcher Eberlin angehörte, immer mehr die Oberhand gewann. Mit voller Ueberzeugung und der ganzen Thatkraft, die ihm von jeher eigen war, trat er auf der Generalsynode von 1855 für das Bestreben ein, »den Bekenntnißstand der unirten Kirche Badens in positivem Sinne fortzusetzen, durch Rückkehr zu den Formen der, lutherisch-deutschen Gottesdienstordnung in einer neuen Agende den Gottesdienst selbst zu bereichern und zu beleben und durch Verschmelzung des lutherischen und des Heidelberger Katechismus, sowie durch eine neue biblische Geschichte die letzten Reste des Rationalismus aus dem Jugendunterricht zu beseitigen«. Wie er schon vor Zusammentritt der Generalsynode in der Broschüre »Schrift und Bekenntniß oder die Grundbedingung der Kirchenvereinigung in Baden und ihrer Befestigung« die Frage des Bekenntnißstandes von wissenschaftlichem und praktischem Standpunkte aus eingehend erörtert hatte, so nahm er auch an den Verhandlungen einen lebhaften Antheil und trat der liberalen Opposition scharf gegenüber, nicht minder in der Agendenfrage, in welcher er durchaus auf der Seite des Oberkirchenrathes stand, hinsichtlich des neuen Katechismus und in Betreff der Selbstergänzung des Kirchengemeinderathes, in welcher er eine Stärkung des episkopalen Elementes erblickte. Diesen Standpunkt, den er auf der Generalsynode von 1855 einnahm, hat er mit ächt alemannischer Zähigkeit von da an unerschütterlich festgehalten, und wie er ihn schon bald nachher im Jahrgang 1857 des »Kirchenboten« wider die Angriffe von rechts und links vertheidigte, noch mehr als zwanzig Jahre später in der auch von Gegnern als vortrefflich anerkannten Schrift: »Das Kirchenbuch für die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogthum Baden und dessen beabsichtigte Umarbeitung« energisch vertreten. Er blieb eine der festesten Säulen der Opposition, als gleichzeitig mit dem Falle des Konkordates der »Agendensturm« für die evangelische Landeskirche eine Rückkehr zu dem liberalen System einleitete, das in der »neuen Aera« des Jahres 1860 zu umfassender Entfaltung und bald zu ausschließlicher Herrschaft gelangte. Um diese Zeit war Eberlin, 1857 durch Verleihung des Titels »Kirchenrath« ausgezeichnet, auf die Pfarrei Handschuchsheim versetzt worden und hatte das Dekanat von Oberheidelberg 1860 mit jenem von Ladenburg vertauscht, zu dem im Jahre 1867 noch das Dekanat der Diözese Weinheim hinzutrat. Wie sehr er das Vertrauen der geistlichen und weltlichen Angehörigen dieser Diözese zu erwerben wußte, beweist seine dreimalige Wahl zum Dekan. Der »neuen Aera« trat Eberlin, wo er konnte, in schroffer Kampfstellung entgegen. In die Generalsynode von 1861 war er nicht gewählt worden, dagegen trat er auf den Generalsynoden von 1867, 1871 und 1876 mit aller Entschiedenheit für die Grundsätze der streng-kirchlichen Richtung ein. Er betheiligte sich in erster Reihe an dem Protest wider Schenkels »Charakterbild Jesu« und an der Eingabe, welche die Entfernung Schenkels von der Leitung des Predigerseminars verlangte. Er sprach in scharfen Worten wider eine schrankenlose Lehrfreiheit, die man mit dem Aushängeschild der »freien Forschung« zu decken suche. Er trat dafür ein, daß der ganze Katechismus auswendig gelernt werde, und wollte sich nur im Nothfall dazu verstehen, daß bestimmte Gruppen innerhalb desselben vom strengen Memoriren ausgenommen werden. Er trat mit der äußersten Schärfe gegen die Pfarrwahl auf. Aber so entschieden auch sein Auftreten war, bei dem er sich keineswegs auf die Vertheidigung seines Standpunktes beschränkte, sondern meist zum schneidigen Angriffe wider dessen Gegner überging, war ihm doch persönliche Gehässigkeit völlig fremd. Und seine Gegner achteten nicht nur seine reichen Kenntnisse, seine vielseitige Erfahrung, sondern auch seinen ehrenhaften Charakter und den Muth, mit dem er für seine

Digitized by Google

Ueberzeugung einstund. — Daß ein Mann wie Eberlin ein guter deutscher Patriot war, bedarf keiner weiteren Ausführung. »Mit hoher Freude — sagt sein Sohn — hat er die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches unter Preußens Führung begrüßt. Niemals Enthusiast, war er der Ansicht, daß die Einheit Deutschlands nicht durch papierene Resolutionen oder bei »Rehbraten und Champagner« gemacht werden könne, sondern durch schwere Opfer erkauft und von einem überlegenen Willen in heißem Kampfe errungen werden müsse . . . Seinen Bemühungen gelang es, seiner Gemeinde als eine stets lebendige Erinnerung an die große Zeit, da das Deutsche Reich wieder aufgerichtet ward, die große Glocke zu verschaffen, aus dem von unserem Kaiser geschenkten Kanonenmetall gegossen, — ein Ersatz für jene, welche die Franzosen im Orleans'schen Kriege nach Metz entführt haben.« — Die letzten Jahre seines Lebens, durch schwere Verluste in der Familie und durch anhaltende Kränklichkeit getrübt, brachten ihm noch die Freude, im Jahre 1877 sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern zu dürfen. Im gleichen Jahre wurde er durch Verleihung des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. Auch seinen 80. Geburtstag konnte er am 16. März 1883 noch in verhältnißmäßiger Rüstigkeit begehen. Sein einziger Wunsch war, »arbeitend sterben zu dürfen«. Er sollte ihm gewährt werden. Zwar zwang ihn zu Beginn des Jahres 1884 die wachsende Athemnoth, der Predigtthätigkeit fortan zu entsagen. Aber noch am 8. Februar konnte er eine Sitzung des Kirchengemeinderaths abhalten. Zehn Tage darauf, am 18. Februar 1884, entschlief er sanft und schmerzlos. Die große Betheiligung bei seinem Begräbniß gab Zeugniß von der hohen Achtung, die er allenthalben genoß. Im »Evangelischen Kirchen- und Volksblatt« hat sein früherer Vikar Kalchschmidt sein Charakterbild gezeichnet. »Im Mittelpunkt seines Denkens — heißt es da — wie im Zentrum des praktischen Lebens stand ihm die Kirche; ihr hat er sein Leben lang mit Liebe gedient, furchtlos und treu. Alle seine Arbeit galt der Ehre seiner Kirche und dem Bestreben, daß ihr Segen den Gemeinden voll zu Theil werde und erhalten bleibe. Streng positiv und politisch konservativ gesinnt, maß er alle Verhältnisse an Gottes Wort. Seine Predigtweise war einfach, schlicht, biblisch. Mit der Gemeinde hielt er sich in enger seelsorgerlicher Verbindung; darum hat er bis in die letzten Jahre alle Krankenbesuche selbst gemacht und ebenso den Konfirmandenunterricht immer selbst ertheilt. Für die Schäden innerhalb der Gemeinde hatte er ein wachsames Auge und jederzeit ein offenes strafendes Wort. Wie er ein rechter Pfarrer war, so war er auch ein rechter Kirchenrath. Er besaß die Gabe des Regimentes in hohem Grade. Wie gegen sich selbst, so war er auch gegen seine Untergebenen streng, aber doch hatten seine Pfarrer keinen freundlicheren Rathgeber und williger Helfer als ihren Dekan, und zwar jeder ohne Ansehen der Person und Richtung . . . . . In unserer Erinnerung aber wird Kirchenrath Eberlin so fortleben: ehrn und gradaus war sein Wille; knapp, klar und zutreffend seine Rede; bewußt und kraftvoll sein Handeln; sicher und stark sein Glaube; sein Charakter bieder und ehrenfest und ohne Tadel sein Leben.« (Vgl. Zur Erinnerung an Kirchenrath August Christian Eberlin. Eine biographische Skizze von A. Eberlin, Schopfheim 1885, und den Nekrolog im Ev. Kirchen- und Volksblatt 1884 Nr. 9 und 10 von Kalchschmidt.) *

Alexander Ecker.

Um die Bedeutung der Leistungen dieses Mannes, der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten wie durch seine Wirksamkeit als Professor der anatomischen Lehrfächer an der Universität Freiburg eine Zierde der medizinischen Schule daselbst war, richtig zu schätzen, ist es nöthig, sich die Signatur der Zeit zu vergegenwärtigen, in die er als junger Dozent eintrat. Eine Vergleichung seiner

Digitized by Google

Arbeiten mit den Forderungen und Bedürfnissen dieser Zeit, speziell mit dem damaligen Entwicklungsgang der Natur- und Heilwissenschaften wird uns klar machen, in wie weit er den Geist dieser Periode erfaßte und selbstthätig mit eingriff in die Förderung des Ganzen. — Ecker's Jugend fiel in jene Zeit politischer Erschlaffung der Nation, die eine natürliche Folge der vorausgegangenen großen revolutionären Ereignisse war. Entsprechend dem Charakter deutschen Geisteslebens geschah die Umkehr und Genesung aus diesem Zustand durch die spekulativen Wissenschaften. Sie hauptsächlich brachen diesen Bann, und die glänzenden Leistungen unserer philosophischen Geistesheroen zu Anfang dieses Jahrhunderts waren den ersten Sonnenblicke wieder erwachten Lebens der Nation. Freilich war zunächst die Frucht dieser Philosophie nur ein Genuß weniger Bevorzugten, aber der anregende Hauch dieser großen Bewegung der Geister brachte alsbald in eine Reihe anderer Gebiete der Forschung neues Leben und frische Kraft. Zwar an die uns interessirenden Natur- und Heilwissenschaften traten sie mit einem verhängnißvollen Geschenk heran, denn es ging die vielgeschmähte Naturphilosophie daraus hervor. Es bildete sich eine ideale und spekulative Richtung in diesen Disziplinen aus, sie wirkte zum Nachtheil der empirischen Methode und es wurden Naturgesetze durch abstrakte Denkoperationen konstruirt. Doch sind diese wunderbar verirrten Bemühungen nicht absolut zu verdammen, und es wäre sehr ungerecht, über Alles, was sie geleistet, den Stab zu brechen. Indem die Naturphilosophie die genetische Methode kultivirte, drängte sie, wenn auch absichtslos, auf die Nothwendigkeit der Anschauung, und indem sie diesen Grundsatz verallgemeinerte, bereitete sie nicht nur eine Entwicklungsgeschichte der Pflanzen und Thiere vor, sondern auch eine solche der ganzen Natur, sie führte die biologischen Studien in den Kreis der Forschung ein, ja sie faßte eben darin die Gedanken an die Einheit des Lebens in der Natur. — Die uns umgebenden Kulturvölker blieben der empirischen Richtung mehr treu und so kam es, daß der Aufschwung der Naturforschung in Frankreich, die Arbeiten eines Buffon und Linné auf dem Gebiete der Naturbeschreibung für uns zu Vorbildern wurden. Aber rasch erhob sich dann die deutsche Forschung über das Genügen an der Kenntniß der Körper und ihrer Eigenschaften zur Frage nach der Bildung, nach der Entwicklung derselben, und der noch viel wichtigere Schritt folgte nach, daß auch die Medizin von diesem Standpunkte aus in den Kreis der Untersuchung gezogen wurde, daß man zur Ueberzeugung kam, auch die medizinische Wissenschaft, wie überhaupt alle Lehre vom Leben, gehöre zu den Naturwissenschaften, müsse mit den bei diesen als richtig erkannten Methoden studirt werden, die empirische Art der Forschung wurde die dominirende, man lernte die wissenschaftliche Fragestellung. — In diese Zeit fiel die Jugend Ecker's. Seine erste Entwicklung im Gebiete des Lernens umgab noch die volle Atmosphäre der naturphilosophischen Schule. Ja für ihn speziell war die Anregung dazu besonders begünstigt durch die Autorität Oken's, der in Ecker's väterlichem Hause öfter Gast war und durch den Zauber seines geistreichen und belebenden Umganges auf den jungen Mann nicht unbedeutenden Einfluß gewinnen mußte. Später freilich wußte er sich davon zu emanzipiren und schon als Student begrüßte er, wie er sagte, den ersten Theil von Joh. Müller's Physiologie als »eine erlösende Offenbarung«. Aber Ecker war ein zu kritischer Kopf, als daß er nun alles, was jene Schule geboten, von sich gewiesen hätte. Noch im späteren Leben äußerte er sich oft und anerkennend über viele Seiten dieser Lehre, über ihre Nothwendigkeit als Uebergangsglied in der Entwicklung der Naturwissenschaften, und gewiß ist auf diese Einsicht noch seine Vorliebe für die biologischen Studien zurückzuführen, sowie die ganze letzte Periode seiner Thätigkeit die Wurzeln aus diesem Boden bezog. — Geboren zu Freiburg am 10. Juli 1816, Sohn des Universitätsprofessors

Digitized by Google

Alexander Ecker, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde frühe schon durch seine Bekanntschaft mit Alexander Braun und Louis Agassiz auf das Studium der Natur hingelenkt. So ging er auf die Universität und daß »ich Medizin studiren würde, war natürlich außer Zweifel«. Das geschah denn auch in Freiburg und Heidelberg. Nach abgelegter medizinischer Staatsprüfung (1837) machte er Reisen nach Frankreich und England, auch Schottland und Irland besuchte er, und wandte sich dann nach Wien, wo ihn die Namen von Rokitanski und Skoda anzogen. Dem Einfluß dieser Männer war es wohl zuzuschreiben, daß der junge Gelehrte, als er sich in Freiburg (1839) habilitirte, besonders pathologisch-anatomische Studien trieb, und in der That bewegte sich die erste Phase seiner literarischen Thätigkeit in dieser Disziplin. — Wenn man über Ecker's Schriften Ueberschau hält, so legt sich in deutlicher Weise der wissenschaftliche Entwicklungsgang des Mannes dar und es lassen sich ungezwungen drei Perioden seines Lebensganges annehmen. Die erste vom Jahre 1840—45 zeigt uns den jungen Dozenten, wie er gleichsam in tastender Weise sich in einzelnen Disziplinen der Natur- und Heilkunde versucht, welche wohl die für ihn passende, seiner Natur am meisten zusagende wäre. Neben der pathologischen Anatomie finden wir schon anatomische, zootomische, sowie physiologische Arbeiten. Unter den letzteren sind die Studien über die Bewegungen des Gehirns und Rückenmarks und die über die Cerebrospiralflüssigkeit die wichtigsten. Im Jahre 1841 kam der Privatdozent und Prosektor Ecker in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg, wo er in den anregenden Kreis der dortigen Männer seines Faches trat. Unter diesen gewann Bischoff, der zu jener Zeit seine Studien über die Entwicklung des Hunde-Eies machte, eine große Bedeutung für ihn, und Ecker war so Gelegenheit geboten, sich gründlich in diese Disziplin einzuarbeiten. Im Herbste 1844 folgte er einem Rufe nach Basel, 1850 einem solchen nach Freiburg, zuerst für Physiologie, an deren Stelle dann Anatomie trat. — In dieser Periode, die wir von 1845 bis 1860 rechnen können, hatte er vielfach das Glück, zu einer Reihe wichtiger Persönlichkeiten in nähere Beziehung zu treten, von denen wir namentlich v. Siebold und v. Baer nennen, die auf seinen weiteren wissenschaftlichen Gang, namentlich in Bezug auf vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte, die wichtigsten Beziehungen hatten. Mit Ersterem zusammen machte er im Jahre 1847 seine italienische Reise, die reich an wissenschaftlicher Ausbeute für ihn war. Er trat nun voll und ausschließlich in die Bearbeitung der ihm zusagenden Wissenschaften ein. — Er kultivirte in den anatomischen Fächern vorzugsweise die morphologische, in den physiologischen besonders die entwicklungsgeschichtliche Seite. Dieser zweite Zeitraum ist es, worin er seine bedeutendsten Arbeiten niederlegte. Von rein anatomischen sind zu nennen: Die Anatomie des Frosches, Die Drüsen der Magenschleimhaut, Das Gehirn von Mormyrus und die Nebennieren der Menschen und der Säugethiere. Die weitaus größte Anzahl aber umfaßt Arbeiten, in denen anatomische und physiologische Fragen zugleich zur Bearbeitung kamen. Auf diesem Boden stellte er sich in die Reihe der bewährten und geschätzten Forscher, welche den Uebergang in der gesammten Naturforschung zur naturwissenschaftlichen Methode förderten und sicherten. Fügen wir gleich bei, daß nicht wenige dieser Arbeiten zugleich die Entwicklungsgeschichte betreffen, so schließen sich die Zirkel, innerhalb welcher er in bewußter Fernegestaltung von Punkt zu Punkt weiter schritt, das bewiesene Faktum wieder als berechtigte Hypothese benützte, um zu weiteren Untersuchungen sich die Brücke zu schlagen, und in erschöpfender Weise den Gegenstand nach dessen genetischer, formlicher und funktioneller Seite zu behandeln suchte. Die Bedachtsamkeit, mit der er diese Untersuchungen einleitete, die Klarheit, mit der er die Fragen stellte, die Vorsicht, mit der er Schritt für Schritt weiter ging, die Vielseitigkeit der

Digitized by Google

Punkte, von denen er die Arbeit angriff, sind ebenso rühmenswerth, als der Umfang seiner Kenntnisse und die Gewandtheit der technischen Uebungen die höchste Achtung hervorrufen. Von diesen Arbeiten nehmen die in den Jahren 1854 bis 1859 erschienenen Icones physiologicae, Erläuterungstafeln zur Physiologie und Entwicklungsgeschichte, mit die erste Stelle ein. Sie sind für die damalige Anatomie, insbesondere die mikroskopischen Arbeiten, nicht minder fundamental wichtig, wie sie namentlich für die Entwicklungsgeschichte von eminenter Bedeutung waren. An diese Arbeit reihen sich an seine Untersuchungen über die Blutgefäßdrüsen und deren Bedeutung für Leben, Entstehung und Untergang der Blutzellen, seine Arbeiten über die kontraktile Substanz, über die Entwicklung des Gehirns, über Form und Bedeutung der spezifischen Zellformationen, welche einzelnen Sinnesorganen (Geruch, Gehör), als der Perzeption dienend, zu Grunde liegen, endlich über den Bau der elektrischen Organe. Durch alle geht als verbindender Gedanke die Aufdeckung der anatomischen Wege und der mechanischen Mittel, wodurch das Leben der organischen Materie sich manifestirt, die Auffindung des materiellen Substrats, durch welches die Erscheinungen des Lebens sich kundgeben, in allen wird auf die morphologische Beziehung aufmerksam gemacht, in allen wird endlich die Bedeutung der Zelle als der organischen lebendigen Einheit und als der Trägerin des Lebens scharf in den Vordergrund gerückt. So erscheint er als unermüdlicher und findiger Forscher, bei dem das Kleinste und scheinbar Unwesentlichste ebenso Beachtung und Würdigung findet, als er die großen Ziele der Naturforschung, die Einheit von Naturwissenschaft und Medizin, die Förderung der biologischen Wissenschaft, nie aus den Augen verlor. — In dieser Zeit hatte er, nach dem Loose der Menschen, manche glückliche Stunde zu verzeichnen, aber auch trübe Tage. Ihm war der Segen beschieden, in glücklicher Ehe neben der geliebten Gattin blühende Kinder um sich zu sehen, der Fürst, wie die Regierung des Landes, der Kreis seiner Freunde wie seiner Schüler gaben ihm fortdauernde werthvolle Zeichen ihrer Anerkennung oder ihrer Verehrung und Achtung. Aber er mußte auch den herben Kelch des Lebens trinken: drei Kinder, unter diesen der hoffnungsvolle Sohn, starben ihm, so daß nur ein Kind, die älteste Tochter, ihm blieb, die ihm die Erinnerung an den Sohn durch den Enkel Alexander wieder verschönte. — In der letzten, aber längsten Periode seiner Thätigkeit, von 1860 bis zu der Zeit (Juli 1881), wo dem bisher so kräftigen Arbeiter im Dienste der Wissenschaft durch die Krankheit ein hartes Halt in seinem Schaffen geboten wurde, beschäftigten ihn vorzugsweise biologische Studien, und sie wurde fast ausschließlich durch anthropologische Arbeiten ausgefüllt. Nur wenige waren anderen Inhaltes und auch diese nicht ohne Beziehung zum Hauptthema, so seine Studien über die Hirnwindungen, die ungemein lebhafte allseitige Würdigung fanden und noch heute und wohl noch lange als fundamentale topographische Arbeit in die Kreise der neuropathologischen Forschungen aufgenommen sind. — Im Gebiete der Anthropologie waren es vorzugsweise die Studien über Schädelbildungen, die ihn interessirten. Dahin gehört das 1865 erschienene Werk Crania Germaniae, Abbildungen und Beschreibung von Schädeln früherer und heutiger Bewohner des südwestlichen Deutschlands, dahin (1866) die Bemerkungen über fränkische, alemannische ꝛc. Schädel. Allein jede Seite dieser jungen Wissenschaft, die Frage der möglichen Eintheilung der vorhistorischen Zeit in gewisse aufeinanderfolgende Perioden, die Studien über Alter und Ursprung des Menschen, die angeborenen oder künstlich erworbenen pathologischen Bildungen am menschlichen Körper, Forschungen über die prähistorische Kunst, alles das fand bei ihm Interesse und Verständniß und wurde durch ihn bearbeitet. Alle diese Studien legte er in dem Archiv für Anthropologie nieder, einer Zeitschrift, die von ihm mitbegründet, deren Mitredakteur und langjähriger

Digitized by Google

Arbeiter er war. Er inaugurirte ihr Erscheinen im Jahr 1866 mit einem einleitenden Aufsatze über Berechtigung und Bestimmung des Archivs, und im Jahr 1870 wurde diese Zeitschrift zum Organ der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft bestimmt. — In den letzten Jahren glitt der Strom seines Lebens im Ganzen ruhig dahin, er hatte das Glück, neben seiner geliebten und sehr fruchtbaren Lehrthätigkeit seine Lieblingsfächer bearbeiten zu können. Daneben bethätigte er ein gewisses organisatorisches Talent, besonders wenn er dabei seine Vorliebe und sein Interesse für wissenschaftliche Institute bethätigen konnte. So schuf er in der Liebe zur Freiburger Universität, der Wirkungsstätte von ihm und seinem Vater und Großvater, im Jahr 1870 die Akademische Gesellschaft, als ihm ihr Bestand durch die Gründung der Universität Straßburg bedroht schien. Sie wird ein dauerndes Andenken auch in späteren Zeiten an seinen Namen für Stadt und Universität sein. So schuf er eine anthropologische Sammlung für das anatomische Museum, so die Sammlung für Ethnographie und Urgeschichte, in welcher verdienstlichen Arbeit er durch den auch hingeschiedenen verdienten Mineralogen Heinrich Fischer unterstützt wurde. Auch als er, wie er in schmerzlicher Weise zu sagen pflegte, schon flügellahm darnieder lag, ruhte seine Thätigkeit nicht, und die erneute Ausgabe seiner Arbeit über die Hirnwindungen und seine eigene Biographie geben davon Zeugniß. — In den Annalen der Naturwissenschaften und Medizin ist sein Name bleibend und glänzend eingetragen, in der Geschichte der Universität steht er verzeichnet als Zierde und Mehrer ihrer Kraft und Bedeutung, in dem Andenken seiner Familie, die er durch sein ganzes Leben in treuer Liebe umfaßte, im Gedächtniß seiner Freunde und Schüler bleibt er in unauslöschlichen Zügen dankbarer und liebender Erinnerung eingeprägt. (Rudolf Maier in der Karlsruher Zeitung 1887 Nr. 140 und 141 Beil.)

Ferdinand Ekert

war am 11. Januar 1819 zu Rastatt als der Sohn des auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Oberlehrers Jakob Ekert geboren. Schon frühe zeigte sich bei Ferdinand Ekert eine hervorragende Begabung. Er besuchte 1829—1837 das Lyceum in Rastatt mit vorzüglichem Erfolge, bezog dann die Universität Heidelberg und studirte dort Kameral- (Finanz-) Wissenschaft. Er hörte kameralistische und juristische Kollegien bei Schweins, Rau, Leonhardt, Jolly, Gmelin, Zachariä, Morstadt, Zöpfl u. A. Obschon er im Kameralfach schon 1841, wie kein anderer seiner Studiengenossen, die Staatsprüfung machte, erhielt er darin doch den ersten Platz. In der Praxis als Kameralpraktikant zuerst zu Rastatt und Bruchsal beschäftigt, wurde er nachmals ins Sekretariat der Großh. Hofdomänenkammer und später des Großh. Finanzministeriums berufen. Seine erste Staatsanstellung erfolgte 1847 als Assessor bei der damaligen Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt. Im folgenden Jahre zu jener des Oberrheinkreises nach Freiburg versetzt, blieb er hier bis zum Ausbruch der 1849r Revolution, welcher sich sein Kollegium nicht anschloß, weshalb die Mitglieder desselben außer Dienst gesetzt wurden. Inzwischen war er — am 17. April 1849 — zum Assessor beim Großh. Kriegsministerium ernannt worden, konnte und wollte aber, der Zeitereignisse wegen, diese Stelle nicht sofort übernehmen und hielt sich die meiste Zeit während des 1849er Aufstandes im elterlichen Hause zu Rastatt auf. Nachdem die cernirte Festung gegen Ende Juli 1849 an die Königl. preußische Armee übergeben war, begab er sich nach Karlsruhe und trat seinen neuen Posten als Mitglied der II. Sektion des Großh. Kriegsministeriums am 1. August 1849 an. — Als die neu formirten badischen Truppen 1850 nach Preußen verlegt wurden, begleitete er dieselben als Intendant. Die gleiche Funktion versah er

Digitized by Google

in der II. badischen Division bei der Mobilmachung 1859, ebenso bei den zum Feldzug 1866 ausgerückten badischen Truppen. — Im Jahre 1854 erfolgte seine Beförderung zum Kriegsrath, 1868 zum Geheimen Kriegsrath. Nach dem Kriege von 1870/71 und Abschluß der Militärkonvention mit Preußen wurden in Berlin durch den damaligen badischen Kriegsminister v. Beyer Vollzugsverhandlungen gepflogen, bei denen auch Ekert zugezogen war. Dabei bot man ihm die Stelle des Militärintendanten des XIV. Armeecorps an, die er, nicht ohne anfängliche Bedenken, im Interesse der Sache annahm. Damit trat er vom Großh. badischen in Königl. preußischen Dienst über. Hier begann nun seine wichtigste und erfolgreichste dienstliche Wirksamkeit. — Es lag ihm ob, das ganze Intendanturwesen in die neuen Verhältnisse überzuleiten, und er hat diese Aufgabe, nach übereinstimmenden Zeugnissen aller Fachkreise, in einer Weise gelöst, die nicht nur an und für sich eine musterhafte war, sondern auch gar manche Anstände und Härten zu vermeiden oder doch zu mildern wußte, mit denen der Uebergang sonst unausbleiblich verbunden gewesen wäre. Dabei kam ihm, abgesehen von seiner geschäftlichen Routine, seiner wohlwollenden Gesinnung, seiner Leutseligkeit, seinem einnehmenden gewinnenden Wesen und seinem edlen Charakter, vor Allem die genaue Kenntniß der badischen Zustände, speziell im ökonomischen Teile der Militärverwaltung zu statten. — Im Jahre 1875 wurde er zum Wirklichen Geheimen Kriegsrath und Rath II. Klasse ernannt. — Auch sonst fehlte es ihm an Anerkennungen und Auszeichnungen für seine pflichtgetreue Wirksamkeit nicht, die ihm in jeder Art zu Theil wurden, ganz besonders und wiederholt auch von seinem Kaiser und König, der ihm den Rothen Adlerorden III. Klasse mit der Schleife und den Kronenorden II. Klasse, sowie von seinem Landesfürsten, der ihm das Ritterkreuz, das Kommandeurkreuz II. Klasse mit Schwertern am Ringe und das Kommandeurkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verlieh, und denen er zeitlebens in unverbrüchlicher Treue zugethan war. — Während seine Körperkonstitution keine sehr günstige genannt werden konnte, hatte er, abgesehen von einer Typhuserkrankung im jugendlichen Alter, doch fast nie mit erheblicheren Störungen seiner Gesundheit zu kämpfen und ertrug mancherlei Strapazen ohne Nachtheil. Erst gegen den Schluß des Jahres 1885 traten bei ihm die Anzeichen eines ernsteren Kopfleidens auf, bei dem er zwar im Dienste stets rüstig weiter zu arbeiten im Stande war, dem er aber nach nur ganz kurzer Dienstunfähigkeit im eben begonnenen 68. Lebensjahre erlag. Ein sanfter Tod setzte am 17. Februar 1886 seinem Leben ein Ende. — Dieses Leben war eine ununterbrochene Kette unermüdlicher, angestrengtester Arbeit, von der Ekert sich nur selten längere Erholung gönnte; seinem Fleiße entsprach die Qualität seiner Thätigkeit und seine schriftlichen Arbeiten insbesondere werden als Muster von Klarheit gerühmt. — Der zur Zeit seines Heimganges an der Spitze des XIV. Armeecorps gestandene kommandirende General von Obernitz sagte von Ekert in einem Nachruf: »Ein hochverdienter Beamter, welcher 45 Jahre hindurch alle seine Kräfte dem Dienste des Vaterlandes gewidmet und seit Errichtung der Corps-Intendantur an deren Spitze gestanden hat. Als Mensch ausgezeichnet durch Gemüth und Herz, in seinem Berufe ein Vorbild in treuester, aufopferndster Pflichterfüllung und rückhaltsloser Hingabe, geehrt durch das vollste Vertrauen seiner Vorgesetzten, die Achtung und Zuneigung aller Kreise, hat er sich beim Armeecorps, dessen Interesse er mit unermüdlicher Sorgfalt gefördert, für alle Zeiten ein dankbares Andenken gesichert.« – Die Beamten der Corps-Intendantur bezeugten ihm in ihrem Nachrufe, daß sein Wohlwollen gegen sie unbegrenzt war. — Und so folgte ihm als schönstes Andenken ins Grab auch der Dank und die Verehrung zahlloser Hilfsbedürftiger aller Stände, denen er ein treuer Berather und Helfer in so mancherlei Lagen des Lebens gewesen und denen

Digitized by Google

in selbstloser Aufopferung beizustehen er als einen Theil seiner Lebensaufgabe betrachtete. — Seine Geschwister verloren in ihm einen treuen, liebevollen Bruder, der auch gegenüber seinen Verwandten die geschilderten Eigenschaften des Geistes und Herzens vollauf bethätigte. — Ekert starb unverheiratet. Er hatte lange Jahre hindurch mit seiner ihm bald im Tode nachgefolgten Schwester einen Haushalt. Eine frühe, äußerlich zwar jahrelange unterbrochene, aber dann um so inniger wieder aufgenommene Jugendliebe führte ihn nicht zum erwünschten Ziele. Die Braut erkrankte im Angesicht dieses ersehnten Zieles und starb bald. Der gemütreiche Mann konnte sie nicht vergessen und seine Wahl fiel auf keine andere mehr. *

Lukas Engesser,

geboren in Villingen am 18. Oktober 1820, besuchte dort die Volks-, später die Realschule, an der auch Unterricht im Lateinischen ertheilt wurde. 1835 kam er nach Karlsruhe an die Bauschule des Polytechnikums. Seine speziellen Fachlehrer waren dort Eisenlohr, Hübsch, Thiry. Erwähnenswerth ist noch der Lehrer im Modelliren, Joseph Lang, von dem er stets in großer Pietät sagte, er habe ihm das Elternhaus in der Fremde ersetzt. Die Lehrer, die sein Talent und seinen Fleiß beachteten, veranlaßten ihn, seine Studien soweit auszudehnen, daß er zum Staatsexamen zugelassen werden konnte. Zu diesem Zwecke mußte er, trotz der spärlich zugemessenen Mittel, die Studienzeit verlängern und die versäumten Gymnasialstudien nachholen; nach glücklicher Erlangung des Gymnasialabsolutoriums legte er dann auch das Staatsexamen im Jahre 1845 ab und wurde unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen. Zunächst war er nun auf der Bezirks-Bauinspektion Karlsruhe unter Bergmüller thätig und kam dann als Baupraktikant zur Baudirektion unter Hübsch. Diese Zeit war für sein ganzes Leben, sowohl für seine religiös-politische wie für seine architektonisch-künstlerische Richtung von dem größten Einfluß. Hübsch war ihm nicht nur ein verehrter Lehrer und Vorgesetzter, sondern zugleich ein väterlicher Freund; von ihm sprach er stets mit der höchsten Verehrung und Pietät und zwischen beiden bestand, so lange Hübsch lebte, ein intimes freundschaftliches Verhältniß. — Außer der Beziehung zu Hübsch war diese Zeit für ihn von Bedeutung durch den regen Verkehr mit zahlreichen Künstlern, welche durch die großen Neubauten nach Karlsruhe gezogen wurden. Neben seinen speziellen Fachgenossen, stand er insbesondere in naher Beziehung zu Schwind, ebenso stand er in intimem Verhältnisse zu seinen Altersgenossen und Landsleuten, dem Bildhauer Xaver Reich, den Malern Lucian Reich, Heinemann, Gleichauf, mit welchen er, sowie mit dem damals in Freiburg lebenden Hofmaler W. Dürr, bis zu seinem Tode in enger freundschaftlicher Beziehung gestanden hat. — Im Winter 1853/54 bereite Engesser auf Anregung Hübsch's mit einem Reisestipendium aus dem Fond für Kunst und Wissenschaft und einer Privatunterstützung des Prinz-Regenten Friedrich Italien; es war dies die Erfüllung eines seiner sehnlichsten Wünsche. Diese Zeit der italienischen Reise war für seine Weiterbildung und künstlerische Entwicklung von sehr fruchtbarem Erfolge; hier war es ihm gestattet, alle die herrlichen Denkmale der altchristlichen Architektur sowohl, sowie der feinen italienischen Renaissance, für welche er besonders durch Hübsch schon eine begeisterte Verehrung gewonnen hatte, an Ort und Stelle zu studiren; hier war es, wo die Ideale des architektonischen Schaffens ihm unmittelbar gegenüber standen und seinem tiefinnerlichen künstlerischen Geiste sich unauslöschbar einprägten. Eine besondere Anregung fand er dabei noch in dem ehrenvollen Auftrag Hübsch's, für dessen großes Werk: »Die altchristlichen Kirchen« ꝛc. Karlsruhe 1862 eine

Digitized by Google

Anzahl von Aufnahmen zu machen. — Im Jahre 1855 wurde Engesser in erster selbständiger Stellung nach Säckingen versetzt und mit dem Bau der Eisenbahnhochbauten der Station Basel (Strecke Basel-Waldshut) betraut. Bald darauf erfolgte dann auch seine definitive Anstellung mit Staatsdienereigenschaft und die Ernennung zum Bezirksbaumeister in Emmendingen, welche Stelle er jedoch nie antrat, da er in der ersten Zeit für den Eisenbahnbau beurlaubt war und nach Vollendung dieser Arbeiten 1857 zum Bezirksbaumeister in Baden ernannt und zugleich mit dem Bau des Bahnhofgebäudes in Kehl beauftragt wurde. — So wenig anregend auch die nüchterne, reale Beschäftigung seines Berufskreises in Baden war, so trübte er ihm doch nie die künstlerische Begeisterung für sein Fach, mit der er sich die oft einförmige und trockene Berufsthätigkeit verschönte. Sein Ideal blieb stets der altchristliche Kirchenbau. Im Jahre 1863 erreichte er in dieser Beziehung das Ziel seiner Wünsche, als er durch den Erzbischof Hermann v. Vicari zum Erzbischöfl. Baumeister in Freiburg ernannt wurde. — Nach einer langen, angestrengten Wirksamkeit in dieser Stellung wurde er von schweren, zum Theil langwierigen Krankheiten heimgesucht, von denen er sich jedoch, dank seiner kräftigen Konstitution und seiner einfachen Lebensweise, in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder erholte, bis im Laufe des Jahres 1879 das Leiden sich entwickelte, dem er am 31. Januar 1880 im Alter von 59 Jahren und 3 Monaten erlag. Er starb wie er gelebt, ruhig, gefaßt und gottergeben. An seinem Sarge stand die tieftrauernde Wittwe, eine geb. Müller aus Karlsruhe, mit der er in glücklicher Ehe gelebt, und der einzige Sohn Dr. Hermann Engesser, prakt. Arzt und Privatdozent an der medizinischen Fakultät der Universität Freiburg. — Werfen wir nun noch einen Blick auf die bedeutendsten Werke, welche Engesser geschaffen oder bei deren Ausführung er mitgewirkt hat. In der Zeit, da er bei der Baudirektion arbeitete, war er beschäftigt bei folgenden Bauten: längere Zeit bei der Ausführung der Trinkhalle in Baden-Baden, beim Theaterbau in Karlsruhe, zum Theil beim Bau des Kaiserdomes in Speyer, beim Bau der Wintergärten in Karlsruhe. An den Eisenbahnhochbauten unseres Landes, zu welchen er als Eisenbahn-Hochbauinspektor berufen worden war, nahm er in hervorragender Weise Theil, in diese Zeit seiner architektonischen Thätigkeit gehört besonders der Kehler Bahnhof; ferner eine Reihe von Eisenbahnhochbauten, deren Ausführung in die Zeit fällt, während welcher Engesser Hochbauinspektor in Säckingen war. Wir erinnern hier nur an den hübschen und charakteristischen Bahnhof in Brennet. Als Bauinspektor in Baden-Baden fand seine Schaffensfreudigkeit eine Menge dankbarer Aufgaben. Dahin gehört die Ausarbeitung und Ausführung der von Hübsch entworfenen Friedhofkapelle in Baden und der erste Entwurf für die Pfarrkirche in Lichtenthal, welche später von seinem Nachfolger Dernfeld auf der Basis seines Entwurfes in bedeutend reicherer Ausstattung, da inzwischen zu diesem Bau mehr Mittel zur Verfügung gestellt waren, ausgeführt wurde. Auch war er es, der den hübschen Platz für die Lichtenthaler Kirche ausgewählt hat. Endlich sind auch die Vorarbeiten für den Bau eines neuen Dampfbades in Baden zu nennen, welche von ihm eingeleitet wurden, zu welchem Zwecke er im Auftrag der Großh. Regierung zwei größere Reisen, die eine nach Paris, die andere nach Norddeutschland, unternahm. Als Engesser dem Rufe des Erzbischofs zur Uebernahme des Erzbischöfl. Bauamtes Freiburg Folge leistete, kam er erst eigentlich auf dasjenige Feld architektonischer Thätigkeit, das ihm am meisten von jeher Interesse abgewonnen. Eine ganz große Reihe von Kirchenbauten, Pfarrhäusern, großen Restaurationsarbeiten, gibt von seinem unermüdlichen Fleiß und seiner Arbeitskraft Zeugniß. — Die größten seiner ausgeführten Bauwerke sind die Kirchen zu St. Georgen bei Freiburg und zu Mahlberg. — Es folgten nun die Kirchenprojekte für Höllstein, ferner für Lörrach. —

Digitized by Google

Diese sämmtlichen Kirchen zeigen den Rundbogen und gehören jener romanischen mit altchristlichen und byzantinischen Motiven der Detailbildung vermischten Stilrichtung an, welche von Hübsch vorzugsweise gepflegt worden war. Die gleichen Formen zeigen die Kirchen zu Bremgarten und Obereggingen. Der neueren Zeit gehören an die Kirchenneubauten zu Müllheim, Schopfheim, Bellwangen und Weisweil. Eine Menge von Restaurationen ging neben diesen Neubauten her, von denen wir nur die bedeutenden erwähnen wollen, wie den Thurmhelm in Pfullendorf in spätgothischen Formen, die Restauration des Münsters zu Breisach, der St. Martinskirche zu Freiburg, der Kirchen zu Mauchen, Ewattingen und viele andere. Eine große Anzahl Pfarrhäuser wurde von Engesser erbaut, von denen diejenigen in Müllheim, Endingen, Obereggingen, Wyhlen, Mauchen ꝛc. genannt sein mögen. Gibt diese einfache Aufzählung der Bauten an sich schon ein annäherndes Bild von der Mannigfaltigkeit des künstlerischen Schaffens Engessers, so fehlte jedenfalls ein wichtiges Stück zu seiner völligen Charakterisirung, wollte man seine Vorzüglichkeit als Verwaltungsbeamter und Leiter der Geschäfte eines so großen Bezirkes unerwähnt lassen. Mit seltener Energie und mit allem Einsetzen seiner Persönlichkeit führte er die vielen ihm gestellten Aufgaben zu gedeihlichem und freudigem Ende. Wenn er einen Vorwurf verdient, war es der, daß er zu wenig an sich gedacht, bis schließlich seine Kraft unter der Last der Geschäfte zusammenbrach. — Was seine Stellung als Architekt betrifft, so hielt er mit eiserner Konsequenz an dem Grundsatze fest, daß der Bau in seiner äußeren Erscheinung sich von innen heraus entwickle, aus sich heraus wachse und in sich selbst fest stehe, ohne andere nicht organisch damit zusammenhängende Hilfsmittel; jede Gliederung müsse in der Konstruktion ihre Bedingung und Berechtigung haben und unter sich müßten die Gliederungen organisch verbunden sein. Er war ferner sehr skrupulös in Bezug auf die Maßverhältnisse; aus dieser strengen Richtung erklärt es sich wohl auch, daß er mit Vorliebe nach Hübsch's Vorgang im romanischen und altchristlichen Baustile arbeitete, welcher, wie kein anderer Baustil, diese Bedingungen erfüllt. Hierin war er einer der wenigen, ja vielleicht der einzige Schüler Hübsch's, welcher treu in dessen Geist und Stil fortarbeitete. Sein technisches Schaffen war stets von künstlerischem Geiste belebt; stets war er bestrebt, mit der Architektur die Malerei und Skulptur harmonisch zu verbinden, wofür seine Stellung als Kirchenbaumeister ihm erwünschte Gelegenheit bot und wofür seine Werke aus dieser Periode auch den deutlichsten Beweis liefern. Obwohl auf dem Boden der alten Baudenkmale fußend, hielt er doch nicht an veralteten Formen fest, er legte sich die Bedürfnisse und Anschauungen der Zeit zurecht und machte sich, soweit möglich, die neuen Hilfsmittel dienstbar. Wie er sich aber mit den Auswüchsen der modernen Architektur mit ihren glänzend ausgestatteten Façaden ohne innere konstruktive Berechtigung nie befreunden konnte, so verwarf er auch ganz entschieden jene wieder modern gewordene Manier der steifen, leblosen Heiligenbilder, die aus einer Zeit wieder an das Tageslicht gezogen wurden, in welcher der Mangel eines besseren Könnens und der nöthigen Hilfsmittel die Rohheit der Darstellung entschuldigte, deren Nachahmung und Wiederauffrischung in unserer Zeit aber als Geschmacksverirrung bezeichnet werden muß. Außer der künstlerischen Belebung lag allen Werken Engessers ein streng religiöser Sinn zu Grunde. Sein Streben ging nicht nur dahin, ein kirchliches Bauwerk nach Kräften schön zu erstellen, sondern es war auch die Liebe zu seiner Kirche, die ihn dabei beseelte und deren Stempel alle seine Werke bis ins kleinste Detail an sich tragen. Bei ihm kam der Satz in hervorragender Weise zur Geltung: Ecclesia nobilitat artes. (Vgl. Christliche Kunstblätter, Beilage zum Freiburger Kirchenblatt 1880. Nr. 179 S. 419 f. u. 424 f.)

Digitized by Google

Franz Joseph Faller.

Am 21. Mai 1887 durchflog zugleich mit der freudigen Nachricht, daß die Höllenthalbahn, der lang ersehnte Verkehrsweg des südlichen Schwarzwaldes, dem Verkehre übergeben sei, die Trauerkunde unser Land, daß einer der besten Männer Badens, der angesehenste Fabrikant und langjährige Vertreter des Schwarzwaldes, Franz Joseph Faller von Lenzkirch, bei der Eröffnung plötzlich einem Schlaganfall erlegen sei. In dem Augenblick, der eine neue Epoche für den Schwarzwald eröffnete, schied der Mann, welcher wie kein anderer die Entwicklung dieser seiner Heimath seit mehr als 4 Jahrzehnten gefördert hatte, und der in seiner scharf ausgeprägten Eigenart diese Vergangenheit in sich darstellte, so daß man wohl sein eigenes Leben als ein merkwürdiges Stück der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts bezeichnen kann. — Franz Joseph Faller war geboren zu Lenzkirch am 18. Februar 1820. Sein Vater, Johann Faller, gehörte bereits in der zweiten Generation einer jener merkwürdigen »Trägergesellschaften« an, welche von unscheinbaren Anfängen ihre Verzweigungen über ganz Europa und Amerika ausdehnten, deren oberster Grundsatz aber es trotzdem war, immer den Zusammenhang mit dem Schwarzwald zu wahren. Die Umsicht, mit der diese Hausirer — denn das waren sie ursprünglich — ihren Geschäftskreis auszudehnen, einen Handelsartikel mit dem andern zu unterstützen, fremde Sprachen zu erlernen und in die Eigenart ausländischer Völker sich zu schicken wußten, ist wirklich bewundernswerth. Johann Faller der Vater, der, obwohl Autodidakt, allmählig eine sehr tüchtige Bildung erworben hatte, hat zunächst für seine Nachkommen eine Lebensbeschreibung verfaßt, die weitaus die werthvollsten Nachrichten über das Emporstreben und die Ausbreitung der Schwarzwaldindustrie enthält, welche wir überhaupt besitzen. Wäre es seinem Sohne vergönnt gewesen, die Fortsetzung derselben, die Geschichte seines eigenen Lebens, zu beenden, so würden wir für die Zukunft auch die genaueste Quelle für die Kenntniß der Umwandlung jenes Betriebes zur Großindustrie und zum Welthandel besitzen. — Während die Handlungskompagnie Faller und Tritscheller, wie sie sich nach den beiden hauptsächlichen der sie zusammensetzenden Familien nannte, schon ihre »Kameraden« alle bedeutenden Messen Europas bereisen ließ, in Frankreich und Holland ständige Geschäfte, in Florenz am Signorenplatz ein eigenes Haus und im Venetianischen bedeutende Niederlassungen besaß, blieb es doch ganz selbstverständlich, daß an den häuslichen Verhältnissen in der Heimath nichts geändert wurde. Nur ungern gewährten die Kompagnien ihren Mitgliedern die Erlaubniß, ihre Frauen an die ihnen zugewiesenen Plätze mitzunehmen; im Auslande Familien zu begründen war ganz verpönt, und der nicht gerade seltene Bruch dieser Bestimmung führte regelmäßig zu hartnäckigen Zwistigkeiten. So drängte sich denn das Familienleben in die Monate zusammen, wo die Männer zur Abrechnung und zum Einkauf nach dem Schwarzwalde zurückkehrten, die übrige Zeit bildeten nur die Frauen, die Alten, die sich zur Ruhe gesetzt, und die Kinder den Hausstand. Bei diesen blieb unerschütterlich die alte Schwarzwaldsitte in Tracht und Lebensweise gewahrt; kaum daß jemals in der Woche eine Fleischspeise auf den Tisch kam, oder daß jemand anderes als der Patriarch der Familie ein Glas Wein getrunken hätte; die Gesellschaft der Frauen war die Spinnstube, während die Alten auf der Ofenbank schlummerten; nur die Familienfeste wurden mit dem altüblichen Aufwand, immerhin in sehr genauem Akkord mit dem Wirth gefeiert, und am Neujahrstage vereinigten sich alle Einwohner des Orts zu einem gemeinsamen Mittagessen. Die Kinder fanden selbstverständlich ihre Verwendung als Kuhbuben und Gänsemädel; ihre Feste bildeten die Wallfahrten. — So war auch die Faller'sche Familie eine rein bäuerliche geblieben, und sein Leben lang hat

Digitized by Google

Franz Joseph diesen Eindrücken seiner Kindheit eine lebhafte Erinnerung bewahrt, sie noch zuletzt in einer anmuthigen, lebensfrischen Schilderung zusammengefaßt. Aus dieser Umgebung wurde er frühzeitig versetzt in die Klosterschule nach Rheinau; denn Johann Faller hatte sehr wohl den Werth einer gründlichen Schulbildung schätzen lernen. Rheinau war noch ganz in der Weise der Klosterschulen des 16. Jahrhunderts eingerichtet, die Schüler trugen den Mönchshabit, die lateinische Sprache, die möglichst durch unmittelbare Uebung erlernt wurde, war der Hauptgegenstand des Unterrichts, ein großer Werth ward auf die theatralische Ausbildung gelegt — es befand sich im Kloster ein festes Theater für die Aufführungen der Schüler. Von hier nahm Faller eine ausgeprägte Vorliebe für das Theater mit; mit seinem Sinne wußte er die Bühnen der verschiedenen Nationen, zu denen ihn sein Beruf führte, zu schätzen und zu charakterisiren. Uebrigens wurde in Rheinau auch nach guter alter Tradition die Pflege und Ausbildung des Körpers nicht vernachlässigt. — Wie nun aber im Leben und in den Köpfen der intelligenten Schwarzwälder jener Tage sich die ältesten und die modernsten Elemente mit einander verbanden, so wurde auch Franz Joseph von seinem Vater zur Vollendung seiner Bildung aus der Klosterschule in die Anstalt Pestalozzi's nach Yverdon, die damals natürlich schon unter der Leitung der Schüler des alten Meisters stand, gebracht. Hier holte er die Realien und neuen Sprachen rasch nach und erweiterte in den ersten Jahren des Selbstdenkens seine Lebensanschauungen um ein Bedeutendes. Einer kräftigen Schwarzwälder Natur schadet eine so entgegengesetzte Behandlung nicht; Faller bewahrte der einen wie der anderen Anstalt ein dankbares Andenken, und die Vergleichung beider hatte ihn frühzeitig auch beider Schwächen einsehen lassen. — Seine kaufmännische Lehrzeit, die sich in nichts von der gewöhnlichen Ausbildung des Kaufmanns unterschied, machte er in Frankfurt durch; von hier rief ihn der Tod eines Bruders in das italienische Geschäft, nachdem ursprünglich ein Platz in der befreundeten Kompagnie der Elsaßträger für ihn bestimmt gewesen war. In Italien besorgte die Kompagnie außer bedeutenden Uhren- und Quinquailleriegeschäften besonders den Einkauf von Strohflechtereien im toscanischen Hügellande und in den Bergen von Vicenza, die sie dann in einem sehr wechselvollen Geschäft nach den verschiedensten Ländern von Europa spedirte. In Vallonara, dem Hauptorte der sette communi, jenes seltsamen Restes ostgothischer Kolonisation in Italien, hatte sie ihre bedeutendste Niederlassung; hier hat auch Franz Joseph Faller einen großen Theil seines Lebens zugebracht. Es hatte sich im Laufe von drei Generationen bereits ein festes patriarchalisches Verhältniß zwischen den Schwarzwälder halb bäuerlichen Kaufleuten und den italienischen Bauern herausgebildet. In den bösen Napoleonischen Kriegs- und Hungerjahren waren bisweilen die Schwarzwälder, die sich mit einem halben Zentner Silbergeld auf dem Rücken durch alle Kriegswirren hindurchzuschlagen wußten, von den Gemeinden mit Glockengeläute, echt-italienisch im Triumphe eingeholt worden. Je weniger diese bäuerliche Hausindustrie es sich selber zutrauen konnte, ihren Absatz in weit entlegenen Gebieten zu überblicken, um so lieber nahm sie die reelle Leitung jener fremden Handelsleute, die solche Einsicht besaßen, an. Anfangs waren wohl Eifersüchteleien von Seiten der Zwischenhändler vorgekommen, solche waren längst verstummt, die Fallers wurden wie Einheimische angesehen und Johann Faller hatte zum dauernden Gedächtniß seiner Familie eine bedeutende Stiftung an der Ortskirche gemacht. Vallonara ward von F. J. Faller seine zweite Heimath genannt, und bis an sein Lebensende hat er täglich die Zeitung von Vicenza gelesen. — Er erzählte gern von dem freundlichen geselligen Verkehr mit den Italienern; die unthätigen Aristokraten, die unter der österreichischen Herrschaft eine Art Pflanzendasein führten, betrachteten doch

Digitized by Google

den thätigen Kaufmann, den die Interessen seines Geschäfts jedes Jahr bald in dieses bald in jenes Land führten, mit Interesse. Noch bewegte sich der italienische Verkehr ganz in den Formen des vergangenen Jahrhunderts. Die großen Messen in Botzen und Sinigaglia waren für das Geschäft des ganzen Jahres ausschlaggebend. In Sinigaglia hatte Faller sein Lager im elterlichen Hause Pius IX., dem Palazzo Mastai-Feretti; den späteren Papst lernte er schon als Bischof von Imola persönlich kennen. Unterdessen hatte Faller in Ballonara einen Hausstand begründet, in seinem gastfreien Hause begrüßte er auch manchen Gelehrten, unter anderen den großen Germanisten Schmeller, als dieser seine Untersuchungen über die Reste gothischer Sprache im Dialekt der sette communi anstellte. — Aus diesem gleichmäßigen Leben riß ihn die Revolution von 1848. Unter den ersten Stürmen derselben schickte er sich gerade zu seiner gewöhnlichen Reise in die deutsche Heimath an. Unter mannigfachen, gefährlichen Abenteuern, bald jubelnd begrüßt als Ueberbringer von Nachrichten und Gerüchten, die den Italienern günstig lauteten, bald, wiederum unter dem Jubel des Pöbels, mit dem Standrechte bedroht, gelangte er schließlich doch glücklich nach Deutschland. Hier aber sollten ihm die Fragen und die Stürme der Revolution noch näher treten. Während der Zeit des Vorparlamentes hielt er sich in Geschäften in Frankfurt auf und lernte Robert Blum kennen, dem er bei allem Unterschied der Ansichten ein pietätvolles Andenken bewahrte. Schon damals beabsichtigte ein Theil seiner Mitbürger den trotz seiner Jugend welterfahrenen und bedachten Mann als ihren Vertreter in das Parlament zu senden. Nicht dort, aber in der Heimath selber sollte in der nächsten Zeit ihm eine merkwürdige Thätigkeit erwachsen. In dem Zerfall aller Staatsordnung, wie er in Baden je länger je mehr erfolgte, mußte schließlich jede Landschaft, jede Gemeinde für sich nach Erwägung der Umstände sorgen, die Einsichtigen mußten dabei sehen, nach Möglichkeit das Steuer in den Händen zu behalten, auch wo sie nicht jeden Schritt billigen konnten. So faßte Faller seine Stellung auf. Als die aufgeregten Schwarzwälder beschlossen, den General v. Gayling mit seinen Truppen nicht aus dem Lande zu lassen, sprach Faller in der Versammlung mit allem Nachdruck gegen das unsinnige Unternehmen. Als der Beschluß trotzdem durchging, entzog er sich aber nicht dem Auftrag, der Sprecher der Deputation an den General zu sein. Mit Besonnenheit führte er auch diese Aufgabe durch, mit der er wohl wider eigenes Erwarten Erfolg hatte. Als nach der preußischen Okkupation deßhalb eine Untersuchung gegen ihn, der übrigens bereits wieder in Italien weilte, eingeleitet wurde, ward er mit vollen Ehren freigesprochen. — Noch bedenklicher war ein anderer Auftrag seiner Landsleute, den er ebenso unverzüglich und besonnen ausführte. Er wurde von den Schwarzwäldern nach Rastatt geschickt unmittelbar vor dem Beginn der Belagerung, um die Lage der Dinge zu erkunden. Der erste Einblick in dies widerliche Chaos lehrte ihn sofort, daß diesem Zustand um jeden Preis ein Ende gemacht werden müsse, und alsbald vertrat er energisch diese Einsicht bei der letzten Zusammenkunft badischer Abgeordneten in Freiburg. — Seit jenen Tagen hat Faller das politische Vertrauen seiner Mitbürger unerschütterlich besessen; ehe er aber wiederum ins öffentliche Leben eintrat, verging eine lange Zeit, in der er sich wiederum ausschließlich seinen geschäftlichen Interessen widmete. Faller, dessen Geschäft von jeher einen internationalen Charakter getragen, gehörte zu den nicht eben zahlreichen Deutschen, welche die erste Weltausstellung in London besuchten. Hier erkannte sein Scharfblick sofort, daß in andern Ländern die Uhrenindustrie einen derartigen Fortschritt gemacht habe, daß binnen kürzester Zeit dieser wichtigste Nahrungszweig des Schwarzwaldes mit völliger Verdrängung vom Weltmarkte bedroht sei, wenn man nicht mit aller Kraft wieder einen Vorsprung zu gewinnen suchte. Bisher hatten die Handelshäuser des Schwarzwaldes, getreu

Digitized by Google

ihrem Ursprung als »Trägergesellschaften«, sich nur mit dem Vertrieb, nicht mit der Herstellung der Uhren befaßt, Faller beschloß zum ersten Male, die Fabrikation der Schwarzwalduhren in der Großindustrie zu unternehmen. Es ist leicht begreiflich, daß es unter den Seinigen selber an mancherlei Zweifeln nicht fehlte, als er so das Fundament der alten Handelsgesellschaft von Grund aus verändern wollte. Die Lenzkircher Fabrik wurde zuerst in kleinem Maßstabe eingerichtet und wuchs erst allmählig zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung als erste Wanduhrenfabrik Europa's an, ein Entwicklungsgang, der ihr noch heute anzusehen ist. Faller selber konnte natürlich außer dem Anstoß nur die kaufmännische Leitung des Unternehmens geben; aber er erkannte in einem Lenzkircher Schlosser, Eduard Hauser, der eben damals damit begann, auf eigene Hand Werkzeugmaschinen für die Uhrmacherei zu konstruiren, das hervorragende mechanische Talent. Er veranlaßte Hausers Aufnahme als Gesellschafter, wodurch dieser in Stand gesetzt wurde, im Ausland die Fortschritte der Technik zu studiren und sie in der Heimath zu übertreffen. Hauser ward der Erbauer der automatischen Maschinen, die das Prinzip des sich selber regulirenden Uhrwerkes auf die Herstellung der Uhrenbestandtheile anwenden, und die der Lenzkircher Fabrik ihre staunenswürdige Leistungsfähigkeit und die technische Ueberlegenheit sichern, welche noch von jeder Weltausstellung mit ihrem ersten Preise ausgezeichnet worden ist. — Es liegt in der Natur der Konkurrenz, daß gerade in der Uhrenfabrikation bei allen neuen Konstruktionen streng das Fabrikgeheimniß gewahrt wird; demungeachtet kann man sagen, daß nächst der Errichtung der Uhrmacherschule das Vorbild der Großindustrie am meisten dazu gewirkt hat, Anregung und Förderung auch für die Kleinindustri zu spenden. Die Entstehung größerer Fabriken, in die naturgemäß viele der früher selbständigen kleineren Meister als Arbeiter übergetreten sind, hat der Schwarzwaldindustrie erst wieder den großen Markt gesichert und auf demselben ist für den kleinen Mann, wenn er nur sonst mit den Umständen zu rechnen weiß, noch Platz genug neben jenen. Gerade die alte Verfassung des Schwarzwälder Gewerbes hatte keinen treueren Freund als Faller. Mit dem größten Eifer sammelte er jede Erinnerung, die auf die Geschichte derselben Licht werfen konnte. Er hat sogar eine kurze Reimchronik geschrieben, in der die Geschichte und die Ausdehnung des Schwarzwälder Handels beschrieben, jedes Verdienst, das sich Söhne dieser Landschaft erworben, gebucht wird. Und dieses Gedicht ist wirklich volksthümlich geworden; es wird bisweilen wie ein Ehrenspiegel des Landes bei den Festlichkeiten der Schulen unter der gespannten Aufmerksamkeit der Zuhörer vorgetragen. Es war am allerwenigsten sein Wunsch, daß in seiner Heimath die traditionelle Kleinindustrie gänzlich dem modernen Großbetrieb weichen sollte. Einstweilen blieb der Strohhuthandel noch immer die Hauptbeschäftigung Fallers, und wie für die Uhrenindustrie in England, so schöpfte er für die Strohindustrie in Amerika neue Anregung. Als der Export nach der neuen Welt von immer größerer Bedeutung wurde, unternahm er auf die Anregung seiner dortigen Geschäftsfreunde eine Rundreise, die ihn in die meisten Theile der Union führte und die ebensowohl für die Verbesserung der Technik wie für seine Handelsverbindungen die wichtigsten Resultate gab. Mit Bewunderung sprach er von der Umsicht und dem kühnen Geiste, den er bei den großen amerikanischen Firmen hatte schätzen lernen. Diese Verbindungen blieben die wichtigsten, so sehr sie auch bald durch die kriegerischen Wirren in der Union beeinträchtigt wurden. Erst die radikale Schutzzollpolitik Nordamerika's zwang zur Abbrechung. — So war Faller nicht nur der angesehenste der Schwarzwälder Industriellen geworden, sondern auch Derjenige, welcher die Verhältnisse seiner engeren Heimath und die Beziehungen, durch die ihr Gewerbfleiß an den Welthandel geknüpft sind, am eingehendsten kannte. Im Jahr 1863 berief ihn das Vertrauen des Großherzogs

Digitized by Google

zum ersten Mal in die Erste Kammer, der er alsdann mit kurzen Unterbrechungen angehört hat. Als das Jahr 1868 wiederum eine gemeinsame deutsche Versammlung, das Zollparlament, sah, war er der Vertrauensmann des Schwarzwaldes; nur eine geringe Anzahl von Stimmen fehlte ihm bei der Wahl, in der Schwarzwald und Seekreis zusammengefaßt waren. Die zweite Reichstagsperiode, 1873—77, sah ihn alsdann als Abgeordneten in Berlin — den entferntesten Reichsboten, wie er wohl scherzte, denn er brauchte einen halben Tag länger als jeder andere zur Rückkehr in die Heimath. Trat er hier auch nicht als Redner hervor, so ward doch in dieser fruchtbaren Epoche unserer gesetzgebenden Versammlungen sein weiter Blick, sein fachkundiges Urtheil hochgeschätzt. — Fauler zog sich, wie natürlich, in seinen letzten Lebensjahren mehr von dem öffentlichen Leben zurück. Die Förderung der Höllenthalbahn blieb einer seiner Herzenswünsche, für den er auch bedeutende persönliche Opfer brachte. Als der Tag der Eröffnung kam, war er nach der allgemeinen Uebereinstimmung seiner Landsleute der Würdigste, im Namen ihrer Aller den Fürsten zu begrüßen. Wenige Minuten vor der Ankunft des Großherzoglichen Zuges traf ihn auf dem Bahnhof Titisee ein Schlaganfall und machte seinem Leben ein Ende. Die ersten Worte der Rede aber, mit der unser Landesfürst das Verkehrsunternehmen, welches den südlichen Schwarzwald mit dem Rheinthale verbindet, einweihte, gehörten dem Andenken des Mannes, der der würdigste Vertreter seiner Heimath genannt werden darf. (Eberhard Gothein in der Karlsruher Zeitung 1887, Nr. 246 und 247 Beil.)

Eduard Fauler

ist geboren am 26. Juli 1819 zu Thiergarten (Hohenzollern), wo seine aus dem württembergischen Oberschwaben stammenden Eltern das dortige fürstliche Eisenwerk pachtweise betrieben. — Eduard Fauler besuchte das Realgymnasium in Ravensburg, die Technische Hochschule in Karlsruhe und die Universität Tübingen. Dann wandte auch er sich der Eisenindustrie zu, und zwar in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Hermann unter der Firma: »Philipp Anton Fauler«, anfänglich nur in Falkensteig bei Freiburg, dann aber auf der Hauptniederlassung in Freiburg selbst mit dem von jetzt an Hilfswerk Falkensteig. — In der zweiten Hälfte der 1840r Jahre verlegte Eduard Fauler seinen Wohnsitz nach Freiburg, wohin ihm einige Jahre später auch der Bruder Hermann nachgefolgt war. Beide Brüder waren in gesellschaftlicher Treue und geschwisterlicher Liebe innig mit einander verbunden, unzertrennlich bis zum Tode. Denn Hermann starb im Juni 1882 und Eduard am 22. August 1882. Dieses Verhältniß dauert unter den beiderseitigen Erben in ungeschwächter Kraft fort. — In der Denkrichtung, die der Mann in seiner wirthschaftlichen Arbeit gewinnt, spiegelt sich meist auch seine spätere Thätigkeit im öffentlichen Leben. Dies war bei Eduard Fauler in ganz besonderem Maße zutreffend. So wie er nie nach Vermögensvortheilen gestrebt hat, die außerhalb seiner Eisenindustrie lagen, so hat er sich auch innerhalb derselben keine Zwecke gesetzt, wodurch die Grundlagen seines Geschäfts in irgendwelche Bewegung übergehen konnten. Er trachtete stets seinen Erwerbszweig auf der Höhe der Leistungsfähigkeit zu erhalten, aber auch blos nach bescheidenem Erwerb bei bescheidenem Aufwand und bei möglichst einfacher bürgerlicher Lebensweise. — Dieser mächtige konservative Zug durchdrang auch sein ganzes Wirken im öffentlichen Leben bei mannhaftem, nicht ohne Gefahr durchgeführtem, Kampf gegen die Machtanmaßung auf kirchlichem, wie auf politischem Boden. Da war kein Beharren auf gegebenen bloßen Erscheinungen, aber ein festes Beharren auf den Grundgesetzen des Lebens in der Gesellschaft, im Staat und in der Gemeinde. — Gleich nach Beendigung der badischen Revolution von 1849 wurde

Digitized by Google

Eduard Fauler als Mitglied des Gemeinderaths in Freiburg berufen. Diese bis 1859 behauptete Stellung, wenn sie auch nicht durch Entfaltung einer in die Augen fallenden besonderen Thätigkeit sich kennzeichnete, war ihm eine lehrreiche Schule und der Gemeinde ein deutlicher Fingerzeig ihrer eigenen Zukunft in seiner Persönlichkeit. Faulers scharfem Blick entging nicht das Ausgelebtsein der vorderösterreichischen Traditionen in der Bürgerschaft, die aber auch in sich den sittlichen Kern einer guten alten Zeit bewahrte. Redlicher Sinn und Gewissenhaftigkeit, aber kleinbürgerlich, jeder Veränderung abgeneigt ohne kräftige Triebfeder zu einem kräftigen Aufschwung, häuslich und sparsam, aber ohne Erwerbsgeist — war Freiburg stehen geblieben, hinter den übrigen gleich bedeutenden Städten des Landes. die unternehmender, der Zeitströmung ein besseres Verständniß entgegentrugen — zurückbleibend im Wettlauf mit den Schwesterstädten. Wo die belebende Arbeitskraft fehlt, da verschwinden auch die zu Unternehmungen erforderlichen Kapitalien. — Es ist unmöglich, in einer Biographie Faulers das politische und kirchliche Gebiet nicht zu streifen. Trotz aller Selbstbeschränkung ist es nothwendig, zum Verständniß des folgenden und zu richtiger Anschauung des Charakters Faulers das Nachstehende hervorzuheben: Faulers Jugenderziehung fiel noch in das volle Licht der Schule Wessenbergs, dessen Andenken er in offizieller Weise bei der 1863 in Konstanz stattgehabten Eisenbahnfeier eine vielbewunderte, aber auch viel angefeindete Tischrede widmete. Dies gab seiner kirchlichen Richtung die Bewungslinie. — Sein politisches Denken erwachte in der Zeit, wo Böckh, Winter, Nebenius an der Regierung, v. Rotteck, Duttlinger, Mittermaier in der Zweiten Kammer Badens seine Vorbilder waren. Dies bestimmte seine nationalen und staatlichen Grundsätze. — Das Jahr 1859 war es nun, das ihn als Bürgermeister an die Spitze der Stadt Freiburg stellte, und diese Zeit war es auch, wo der Konkordatsstreit entbrannte und die hochherzige landesfürstliche Proklamation vom 8. April 1860 erfloß. — Das waren die mächtigsten Impulse für die Entwicklung der Thätigkeit Faulers im öffentlichen Leben. — Wie immer wirkte er aus dem Mittelpunkt seiner eigenen Stellung heraus, und es war für ihn eine gegebene Thatsache, für die bedrohte Lehrfreiheit der Universität Freiburg einzutreten. Das war der erste Angriff, nicht nur der von ihm ausgehende, sondern auch der erste aus dem Lande gekommene Angriff gegen die Bestimmungen des Konkordats, gewissermaßen das Signal zum allgemeinen Kampf, dem erst die Folgezeit die Bezeichnung des »Kulturkampfes« verschaffte. Fauler hat sich nie anders, als zur Aufrechthaltung des Gesetzes und der herkömmlichen Ordnung und nur zur Vertheidigung von Rechten der Stadt Freiburg, als bürgerliches Haupt derselben betheiligt. Dabei handelte er stets in den versöhnlichsten, von den Gesetzen der Bildung beherrschten Formen und sein Verkehr mit den Gegenbetheiligten trug persönlich stets den Stempel der Urbanität und bürgerlicher Herzlichkeit. Es wäre kaum Jemand im Lande zu nennen, den die Angriffe in der Presse gleichgiltiger ließen, als ihn, und der sich eine Erwiderung beharrlicher versagte. Zu seinen Hauptbemühungen gehörte es, die Eigenschaft der weiblichen Lehr- und Erziehungsanstalt Adelhausen, die zugleich Volksschule war, in der Reinheit der 1811 im Gesetzesblatt vorgezeichneten Satzungen zu erhalten, und es blieb noch seiner Mitwirkung vorbehalten, diese Anstalt in absolut weltliche Bahnen hinüberzuleiten. Von dem Satz ausgehend: Die Jugend ist die Zukunft, nahm er sich mit der ganzen ihm angeborenen Energie der Schule an unter Abweisung jeder unberechtigten Einmischung. Und aus dem gleichen Grund nahm er sich, soweit es an ihm lag, mit demselben Eifer und derselben Unermüdlichkeit der Interessen der Universität Freiburg, sowohl als Bürgermeister, wie als Landtagsmitglied an, von der tiefen Einsicht geleitet, daß die wesentlichste Bedeutung der Stadt in die Universität

Digitized by Google

gelegt werden müsse, daß hier der Brennpunkt liegt, der die deutsche Aufmerksamkeit auf die mit den schönsten Reizen der Natur geschmückte Zähringerstadt ziehe, und im Lebensbilde Faulers betrachtet, ist die tiefe Wahrheit nicht zu verkennen, daß die Blüthe beider Körperschaften nur neben einander und in steter und ununterbrochener Wechselwirkung zu einander zum bleibenden Segen beider bestehen könne. Daß diese Thatsache, ungeachtet der durch die Aufrichtung des deutschen Reiches veranlaßten Konkurrenz der Universität Straßburg fortbesteht, ist allerdings als eine Wirkung der Fauler'schen Schöpfungen zu betrachten. — Im Jahre 1860 wurde Fauler von dem Wahlkreis Freiburg (Land) in die II. Kammer des badischen Landtages gewählt. Diesen Wahlbezirk vertrat er bis 1866, und es ist kein bloßer Zufall, daß sowohl sein Eintritt, als sein Rücktritt den Anfangs- wie den Endpunkt des Ministeriums Lamey bildet. Es war wesentlich das Interesse an diesem hochbegabten und edel veranlagten Staatsmann, das ihn in das parlamentarische Leben zog, und dann das hohe Interesse, das Fauler an Freiburg nahm, und ihn bestimmte, sich von diesem parlamentarischen Leben wieder zurückzuziehen, als sein Freund Lamey in das Privatleben zurücktrat. Es war das peinliche Interim von 1866—1870. — Im Landtage nahm Fauler an allen Gesetzen der »neuen Aera« Antheil. Obgleich er eine nicht zu unterschätzende Redegabe besaß, so machte er sie nicht in vielen und langen Ausführungen geltend, immer darauf bedacht, seiner praktischen Maxime: respice finem nachzuleben. Er besaß aber das volle Vertrauen der in der Kammer vertretenen bürgerlichen Elemente, die namentlich bei schwierigen Abstimmungen ihre Augen auf ihn richteten. Sein Hauptverdienst bestand in seinen öfteren, stets von glücklichem Erfolg begleiteten Bemühungen, vermittelnd einzutreten, so oft sich erheblichere Meinungsverschiedenheiten zwischen den einflußreichsten Mitgliedern der Kammer und der Regierung zu bilden drohten, manchmal in ganz prinzipiellen Fragen, z. B. als es sich darum handelte, ob die Mitglieder des Bezirksraths von der Regierung ernannt, oder aus der Wahl hervorgehen sollten. Hier trat Fauler für die verfassungsmäßigen Rechte der Krone ein und verhinderte durch seine versöhnliche Haltung eine Krisis. — Er hatte namentlich die seltene Gabe, in Fällen, wo nach einem rettenden Ausweg gesucht wurde, mit seinem eminent praktischen Blick den richtigen Pfad zu finden und zu zeigen, mit einer Bescheidenheit, wie sie nur ihm eignete, denn nach Auszeichnung strebte er nie. — In Sachen des Staatshaushaltes war er eine ganz hervorragende Erscheinung und von unerbittlichem Festhalten an dem Budgetrecht der Kammer, und in einem Ueberschreitungsfalle war es, wo er einen ihm ebenfalls befreundeten, durch hohe Geistesgaben ausgezeichneten Minister, in nicht mißzuverstehenden, durch Mäßigung, wie durch Muth getragenen Worten, an seine konstitutionelle Verantwortlichkeit mahnte. Es handelte sich um eine bedeutende Mehrverwendung für die Universität Heidelberg, auf welche er — zum Unterschied von manchen Gegenfüßlern — ungeachtet seiner treuen Anhänglichkeit an die Universität Freiburg, niemals mit neidischen Augen hinblickte. Dieser Vorfall spielte in einer späteren Landtagsperiode nach 1871, wo er zweimal, das zweitemal 1877—1881 Vertreter des Wahlbezirks Waldkirch in der zweiten Kammer war. — Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Fauler ein Landtagsmandat von der Stadt Freiburg stets ablehnte, um den leisesten Gedanken fernzuhalten, daß er seinen mächtigen Einfluß auf die Wählerschaft dieses Wahlbezirks geltend machen mochte. — Nach Aufrichtung des norddeutschen Bundes wurde Fauler in das Zollparlament und nach Herstellung des deutschen Reichs vom 5. badischen Reichswahlkreis in den ersten deutschen Reichstag gewählt, wo er selbstverständlich in die national-liberale Partei eintrat, zu der er zeitlebens treu gehalten hatte. Nach Umfluß der ersten Wahlperiode lehnte er eine Wiederwahl ab. Er war keineswegs thaten-

Digitized by Google

müde, sehnte er sich ebensowenig nach der Ruhe des Alters, als er sich von der öffentlichen Laufbahn ganz zurückzog. Aber bei dem rastlosen Verbrauch seiner riesigen Arbeitskraft hatte doch seine sonst kräftige Gesundheit schon seit 1871 zu wanken begonnen, die Pflege seines schönen Familienlebens wurde ihm mehr und mehr zum Bedürfniß und die Wiederbelebung seiner Privatwirthschaft machte sich ihm in Rücksicht auf seinen Bruder als Mitgesellschafter immer mehr zur Pflichtsache. Aber sein Interesse an Reich, Staat und Gemeinde blieb immer gleich rege. In jeder Hinsicht suchte er sich stets nützlich zu machen und er war es auch öfter in Folge seines durchdringenden praktischen Blickes und seiner reichen Erfahrungen, wie er denn ja auch nochmals ein Mandat in die Kammer annahm. — Das Großartige und Ungewöhnte einer deutschen Volksvertretung, in welche die Süddeutschen erst nach mehreren Wahlperioden als Neulinge einzutreten hatten, hatte für viele im ersten Reichstage etwas Einschüchterndes, das auch Fauler ergriff. Der Reichsgedanke, wie er nun in die Wirklichkeit trat, hat sich in den Köpfen der Preußen schon seit der Zeit nach den Befreiungskriegen gestaltungsvoller ausgemalt; er war ihnen viel geläufiger geworden. Die Reichsverfassung fing erst an, sich einzuleben in die durch den Frankfurter Frieden geschaffenen äußeren und inneren Zustände. — Fauler's politisches Denken gewann daher in der kurzen Zeit nicht den festen Halt und gerade die volkswirthschaftlichen Grundsätze, wo man auf seine tüchtigen Leistungen hätte rechnen können, waren am wenigsten festgestellt. Im Kriege hatte sich die deutsche Nation geschult, im Frieden damals noch nicht. — Fauler war schon in die reifen Mannesjahre getreten, als er überhaupt zur Theilnahme am öffentlichen Leben berufen wurde. Im kleinen Kreis der Gemeinde und des Kleinstaates hatten sich seine Auffassungen orientirt, und hier war es auch, wo er das Vortrefflichste geleistet hat. — Fauler's Hauptverdienst ist es, aus Freiburg eine Stadt gemacht zu haben, die sich nunmehr den größten Städten des Landes würdig an die Seite stellen kann. Jener Franzose, der sie seiner Zeit als »une jolie petite ville« bezeichnete, würde sie im Innern kaum wieder erkennen. Neue Stadtviertel, neue Straßen in glücklichster örtlicher Wahl. Der Werth der Gründe, der Häuser, selbst der landwirthschaftlichen Gelände stieg zu einer bisher unerhörten Höhe. In demselben Maße stieg der Wohlstand der Grundeigenthümer, die Baulust, die Zahl der Bauunternehmer, der Straßen und der Häuser, wodurch zugleich neue bedeutende Steuerkapitalien geschaffen wurden. Es entstand eine schön gebaute Stadt und Freiburg wurde ein zugkräftiger Anziehungspunkt für Fremde, namentlich auch für Studirende, insbesondere aus dem Norden Deutschlands. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Großh. Regierung auf die Hochschule gelenkt, die sich durch Erbauung neuer Institute, durch Vermehrung sowie durch sorgfältige Auswahl der Lehrkräfte zu dem Standpunkte erhob, von welchem aus sie den Beweis führte, daß sie den mittleren Universitäten Deutschlands ebenbürtig ist. — Aber auch der gewerblichen Thätigkeit Freiburgs führte Fauler neue Kräfte und neue Quellen zu. Er ist der Schöpfer der Eisenbahn Freiburg-Breisach, die später vom Staat übernommen und vom Reich bis Colmar zum Anschluß an die Elsaß-Lothringer Bahn verlängert wurde. — Den Bau der Höllenthalbahn erlebte Fauler zwar nicht mehr, aber vorzugsweise seinen Bemühungen ist der endliche Erfolg und die Lebensfähigkeit dieses Schmerzenskindes zu verdanken. — Neue Unternehmungen wurden hierdurch ins Leben gerufen, weitere Ausblicke für die stetige Entwicklung der Stadt wurden hergestellt. Fauler's Nachfolger in seiner Stadtverwaltung traten in seine Fußtapfen, von ihm war ihnen der Weg vorgezeichnet. — Eine abschließende Anerkennung gebührt aber Fauler für seine außerordentliche finanzielle Begabung und für die Schonung der Steuerkräfte seiner Mitbürger. Vermöge dieser Begabung wußte er auch mit

Digitized by Google

den kleinsten Mitteln den Stadthaushalt zu leiten, ohne künstliche Hinaufschraubung der Steuerkapitalien, ohne Einkommen- und Kapitalrentensteuer, bei einer Umlage die 11 Kreuzer pro 100 Gulden Steuerkapital nicht überschritt. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß auch Fauler mit seinen damaligen Mitteln heute nicht mehr ausreichen würde, aber auch für die damalige Zeit muß seine musterhafte Wirthschaft und seine verdienstvolle Sparsamkeit ohne allen Vorbehalt als die höchste Leistung anerkannt werden. — Ungeachtet seiner riesigen Arbeitskraft und rastlosen Thätigkeit, wußte er sich nicht genug zu thun und als die Geschäftslast für einen einzigen Mann nicht mehr zu überwinden war, verwendete er den größten Theil seiner Amtsbesoldung für den Gehalt eines zweiten Bürgermeisters; dabei vermied er es ängstlich, die Zahl der Nebenbeamten zu Lasten der Stadtkasse zu vermehren. Für den großen Leserkreis, für welchen dieses Lebensbild bestimmt ist, würde es zu weit führen, die Einzelheiten seiner amtlichen Thätigkeit, die Lokalkenntniß und Lokalinteresse zur Voraussetzung hätten, einzuweben. Aber das darf nicht verschwiegen werden, daß seine Unermüdlichkeit sich neben dem größten auch dem Kleinsten zuwandte. In der Morgenfrühe, wenn die Stadt noch schlief, war er überall, wo Aufsicht und Beobachtung erforderlich war, auf dem Markte, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen; überall war sein Auge und seine Hand. Namentlich in den Kriegsjahren 1866 und 1870 hat sich Fauler große Verdienste um die Beruhigung und um den Frieden, sowie um die Erleichterung der Einwohner bezüglich der Lasten und Beschwerden des Krieges erworben; man darf wohl sagen: mit Aufopferung seiner Gesundheit. — Als er nach Beendigung des letzten Krieges unter der Nothwendigkeit, sein Leben zu erhalten, seine Bürgermeisterwürde niederlegte, erwachte das allgemeine Gefühl seiner Unersetzlichkeit. Nochmals, wenn auch ohne Hoffnung auf Wiederannahme, wurde er durch die glänzendste Wiederwahl gefeiert. — Für äußere Ehren hatte Fauler wenig Sinn, aber für seine verdienten Mitarbeiter erstrebte er öffentliche Auszeichnungen. — Dagegen empfand er im tiefsten Herzen die Wohlgeneigtheit und die Achtung seines Landesfürsten, dem er mit innigster Liebe Treue und äußerster persönlicher Verehrung anhing, und die Liebe seiner Mitbürger war sein höchstes Glück. — Zur Erinnerung an seine Mitarbeit brachten ihm seine Räthe in begeisterter Adresse eine Huldigung dar, verbunden mit einer Ehrengabe, an welche sich übrigens eine weder durch sie, noch durch ihn verschuldete, schmerzliche Erinnerung knüpft. — Fauler war, wie alle thatkräftigen Naturen, fast unbeugsam in seinen Entschlüssen und Handlungen, er ertrug nicht leicht Widerspruch und konnte leicht aufbrausen und heftig werden. Aber er vertheidigte seine Meinung nicht nur gegen die, die neben ihm standen, sondern auch gegen die, die über ihm standen, gegen seine Vorgesetzten bis in die höchsten Stufen hinauf mit Muth und Mannhaftigkeit. — Und in sein musterhaftes Privatleben übertrug er wieder alle jene große Menschenfreundlichkeit, Hilfsbereitschaft mit Rath und That, seine Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit und Versöhnlichkeit, seinen geraden Sinn und seine Treue, die er unerschütterlich seinen unerschütterlichen Freunden bewahrte. — Wer das Glück hatte, sein Familienleben zu betrachten, wird ihm das Zeugniß des besten Vaters und Bruders nicht versagen. — Am 22. August 1882, nach kaum überschrittenem 63. Lebensjahre, starb er in Tübingen, wohin er seine Tochter und Enkel zu theuren Verwandten begleitet hatte, dort wurde er urplötzlich mitten in der heitersten Stimmung durch einen Schlagfluß dahin gerafft. Sein Tod erregte in den weiten Kreisen, in welchen er bekannt war, große Bestürzung und die schmerzlichste Theilnahme. — Aber in Freiburg grub man sein Grab, über welchem die Trauer um seinen Verlust eine allgemeine und ungetheilte war. Es war eine großartige Todtenfeier; Freund und Feind waren in der gleichen Stimmung. Jeder fühlte, daß Freiburg einen seiner bedeutendsten Bürger begrub. *

Digitized by Google

Heinrich von Feder

war eine so interessante, mit der Geschichte unseres öffentlichen Lebens während vierzig Jahren so reichlich verflochtene Persönlichkeit, daß sein Lebensbild in dem Rahmen der »Badischen Biographieen« nicht fehlen darf, wobei bemerkt sein mag, daß dessen Verfasser keinen Augenblick zu seinen politischen Anhängern gehörte. Am 20. Januar 1822 zu Wertheim als Sohn eines höheren fürstlich Löwensteinischen Beamten geboren, nahm Heinrich v. Feder in der Mitte der 1840er Jahre nach flotter Burschenzeit und ebenso bald wie gut bestandenem Examen in Bruchsal seinen Aufenthalt, woselbst er zuerst beim Großh. Oberamt praktizirte, bald darauf in den Anwaltstand trat und schon im Herbst 1848 zum Hofgerichtsadvokaten bei dem im Jahre 1847 dorthin übergesiedelten Mittelrheinischen Hofgericht ernannt wurde. — Das große Bewegungsjahr 1848 brachte den jungen, zu den schönsten Hoffnungen damals schon berechtigenden, allseits beliebten Anwalt in die politische Laufbahn, die leicht für ihn hätte verhängnißvoll werden können und auch nicht ohne zeitweilige Störungen in seiner beruflichen Existenz verlief. — Es geschah dies in einem Augenblicke, in welchem eine schon längst im Verborgenen sich vorbereitende Spaltung der badischen liberalen Partei auch in der Oeffentlichkeit sich vollzogen hatte. — Der größte Theil derselben erklärte sich durch das loyale Verhalten der liberalen Minister Nebenius, v. Dusch und Bekk beim Beginn der Märzbewegung so befriedigt, daß er aus der bisherigen, hauptsächlich gegen das perverse bundestägliche Bevormundungssystem und den vom Bundestag vertretenen, in den Karlsbadener Beschlüssen klar ausgesprochenen Scheinkonstitutionalismus gerichteten Opposition heraustrat und sich eng an die schon längst vom gleichen nationalen und liberalen Geist beseelte, nunmehr auch offen vom bundestäglichen Joche sich befreiende badische Regierung anschloß. — Der kleinere Theil der bisherigen liberalen Kammeropposition verblieb in der Oppositionsstellung, sei es aus oppositioneller Angewöhnung, sei es aus persönlicher Unzufriedenheit (unbefriedigte Portefeuillegelüste), sei es, weil man den bestehenden Gewalten die Redlichkeit des Willens zu einer durchgreifenden Reform insbesondere des deutschen Bundes nicht zutraute oder weil man sie für so von Grund aus erschüttert hielt, daß eine Nachahmung des französischen Beispiels — die Einführung der Republik — für leichter und einfacher galt, als der »zu späte« konstitutionelle Aufbau Deutschlands auf Grundlage der bestehenden monarchischen Ordnung. — Den Ersteren (konstitutionell-liberalen) folgten die reiferen und besonneneren Elemente aus der Bourgoisie, welchen sich auch der in der Winter'schen Schule erzogene, durch Blittersdorf bis zur Korruption mißbrauchte Beamtenstand anschloß; den Letzteren (den Radikalen) folgte der jüngere Theil des Anwaltstandes, eine Reihe in Oppositionsgewohnheit aufgewachsener Ortsgrößen und die Massen, welche, zum Theil mit sozialistischen Instinkten, in der Republik die Erfüllung aller Wünsche bezüglich der eigenen Besserstellung begrüßten. Gemeinschaftlich war dieser sich nun als demokratisch und republikanisch bezeichnenden Partei das tiefe Mißtrauen gegen die bestehenden Gewalten und ihr geringer Glaube an das Fortbestehen derselben. Es war die Frucht der Saat, welche das bundestägliche Korruptionssystem gesät hatte. So waren manche bessere Elemente, die von ihrer Natur aus dem besonnenen Liberalismus angehörten, damals zum Radikalismus gedrängt worden. Zu diesen gehörte auch v. Feder, der zudem mit dem Führer der Unzufriedenen, L. Brentano, dem nachmaligen Diktator, geschäftlich verbunden war und wohl dem verstrickenden Einfluß desselben anfangs unterlag. v. Feder war aber trotz seines Eintritts in die demokratische Partei keine revolutionäre Natur geworden. Er war weder schwärmerisch noch extravagant angelegt und für niedere Beweggründe zu vornehm. Die bestehenden Gewalten

Digitized by Google

mochte er für abgewirthschaftet gehalten und darum unterschätzt, die (»Riesin«) Volkskraft aber, von welcher er die neue Ordnung der Dinge erwartete, überschätzt haben. — Ein aufreizender demagogischer Agitator, der die Massen zu exzentrischen Schritten hinreißen wollte, war er aber nicht. Er wollte vielmehr auf dem Boden des Gesetzes bleiben. Mit Vorliebe erläuterte er daher im Bruchsaler Bürgerverein die deutschen Grundrechte, auf deren Grundlage er zu seinem Ziel auf gesetzlichem Wege zu kommen hoffte. — Die Idee der Volkssouveränetät lag damals so im Zuge der Zeit, daß, als das an der Idee der Nationalsouveränetät hängende deutsche Parlament sich in seiner Mehrheit als monarchisch gesinnt zeigte, man in den Gliedstaaten durch verfassunggebende Versammlungen in gesetzlicher Form den Weg zur Republik ebnen zu können glaubte. — Diesem Streben widersetzte sich hierlands Kammer und Regierung. Die demokratische Partei, die mit Ausnahme v. Itzsteins jetzt aus der Kammer schied, glaubte die allseitige Aufregung wegen des Scheiterns der Frankfurter Reichsverfassung zu einer Riesendemonstration ausnützen und durch den Hochdruck einer von meuterischen Soldaten aus Rastatt besuchten Massen-Versammlung in Offenburg den Sturz des badischen Ministeriums und die Einberufung einer »in die Machtvollkommenheit des badischen Volks tretenden verfassunggebenden Versammlung« im Sturm erlangen zu können. — Während so die radikalen Advokaten, die an der Spitze der Partei standen, zunächst als Großherzogliche Minister Herren der Situation zu werden hofften, war ihnen schon die Herrschaft über die Partei aus den Händen entwunden. — Die revolutionären Elemente hatten das Heer bereits allseits unterwühlt und in Folge der auch in Karlsruhe ausgebrochenen Meuterei mußte das Staatsoberhaupt das Land verlassen. — v. Feder sehen wir sehr betroffen über diesen Sieg der revolutionären Partei, die am 13. Mai 1849 in Offenburg nicht nur die tollsten revolutionären Beschlüsse gefaßt, sondern auch schon einen Landesausschuß zur Durchführung derselben niedergesetzt hatte. Diesem fiel am 14. Mai, nachdem er nach Karlsruhe übergesiedelt war, die Regierung in die Hände. — Während die gemäßigten Demokraten damals nur an eine interimistische Regierung dieses Landesausschusses dachten und auf die Rückkehr des Staatsoberhauptes (etwa mit einem Ministerium Brentano-Peter an der Seite) hofften, war es dem revolutionären Theil gelungen, alsbald zum Kampf gegen die bestehenden Gewalten aufzufordern und durch einen bewaffneten Einfall in Hessen jedweden Ausweg auf friedlichen Ausgang abzuschneiden. — v. Feder hatte keine Lust sich angesichts dieser Sachlage bei der revolutionären Regierung zu betheiligen. Er lehnte alle ihm von seinem Freunde Brentano angebotenen Aemter in einem Augenblicke ab, in welchem bereits Großherzogliche Staatsbeamte um Beförderung bei der revolutionären Regierung eingekommen waren. v. Feder sah die Dinge einem Ende zugehen, das seinen Absichten fremd war; an einen bewaffneten Kampf der badischen Demokraten mit den bestehenden Gewalten hatte er nie gedacht; er hielt diese für so morsch, daß er an einen unblutigen Sieg der neuen Ordnung, durch parlamentarische Kämpfe herbeigeführt, ernstlich glaubte. — Von dem Augenblicke, in welchem dieser Glaube sich als irrig erwies, sah er verschränkten Arms der weiteren Entwicklung der Dinge zu, in die er ja selbst nicht hindernd eingreifen konnte. Eine Theilnahme an der Revolution fiel ihm nicht zur Last. Aber er kam als republikanisch gesinnter Anwalt, der beim Einmarsch der Okkupationstruppen auf kurze Zeit Bruchsal verlassen hatte, sofort nach seiner Rückkehr in preußische Kriegsgefangenschaft, aus welcher er jedoch nach kaum sechs Wochen wieder entlassen wurde. Das wegen Theilnahme am Hochverrath gegen ihn gepflogene Vorverfahren wurde eingestellt, weil »kein Grund zur Einleitung einer Untersuchung« vorhanden war. — Von der Anwaltschaft wurde er aber auf einige Zeit als politisch anrüchig

Digitized by Google

suspendirt. — Die Zeit seiner unfreiwilligen Muße verwendete er zu einer sehr interessanten politischen Schrift: »Die Partei des gemäßigten Fortschrittes und ihre Fehler. Selbstbekenntniß eines Angehörigen.« — In dieser Ende 1849 im Druck erschienenen Schrift beklagte er vor allem, daß die Anhänger des »gemäßigten Fortschritts«, als welchen er seinen mehr platonischen Republikanismus bezeichnete, mit offenen und verkappten Revolutionären im Bunde waren und unbewußt ins Schlepptau der Letzteren geriethen. Er bezeichnete es als ebenso beklagenswerth wie selbstverschuldet, wenn die Ersteren nun ein schlimmeres Loos als die Letzteren träfe, da jene ihre Fehler mit dem Verlust ihrer Existenz zu büßen hatten, während diesen es gestattet sei, im »nährenden Kerker« einstweilen von Existenzfragen verschont zu bleiben. — Er hielt es für einen verhängnißvollen Irrthum, auf gesetzlichem Wege zur Durchführung der Republik gelangen zu wollen und beklagte es tief, daß man, an ein »todtgeborenes Grundrecht« sich klammernd, dem Abgrund des Verderbens zurollte. Jeder Fortschritt könne nur auf dem Boden der bestehenden Verfassung sich vollziehen; die Autorität der verfassungsmäßigen Staatsgewalt müsse in allen politischen Entwicklungsprozessen schlechthin unberührt bleiben. Insbesondere dürfe aber von keiner politischen Partei das stehende Heer in eine politische Bewegung gezogen werden, da dieses ohne unbedingten Gehorsam gegen die Staatsgewalt eine gemeinschädliche Einrichtung würde. — Mit diesen, dem enttäuschten und im Augenblick des Niederschreibens die Bitterkeit der Enttäuschung doppelt empfindenden Verfasser aus tiefster Seele gequollenen Worten schloß v. Feder die erste Stufe seiner politischen Laufbahn. Glücklicher Weise gelang es ihm aber noch, nachdem er durch eine juristisch hervorragende Schrift »über den Hochverrath« sich bemerkbar gemacht hatte, bald seine berufliche Thätigkeit, allerdings nicht mehr als Hofgerichtsadvokat in Bruchsal, sondern als Rechtsanwalt in Offenburg, fortzusetzen. Diesem Beruf widmete während des nächsten Jahrzehnts der politischen Stagnation sich v. Feder mit der vollen Kraft des noch jungen Mannes. Bald war er ein weit und breit gesuchter Anwalt. — Die große Leichtigkeit, mit welcher v. Feder Herr des Stoffes wurde, der Schnellblick in Auffindung gerade der wesentlichen und durchschlagenden Beweismittel, eine glückliche Induktion, die ihm bezüglich des Sachverhalts leicht das anfänglich Fehlende ergänzen half, die Geistesschärfe, mit welcher er den gewonnenen Stoff in rechtlicher Beziehung prüfte und die Ehrlichkeit, mit welcher er die Ergebnisse seiner Prüfung dem Rechtsuchenden mittheilte, vereigenschafteten ihn in hohem Maße zum Rathgeber und Vertrauensmann des Publikums. — Aus den Rechtsstreiten, die verhandelt wurden, konnte man ersehen, daß v. Feder, welcher in der Regel die »gute« Sache vertrat, bei Annahme von Klientelen mit einer gewissen Sorgfalt verfahren sein mußte. Wir sahen ihn nie in einem Falle als Parteivertreter, bei welchem uns die Uebernahme der Klientel hätte auffallen können, obgleich wir leider nicht selten bei anderen Anwälten ein Staunen wegen Uebernahme der Vertretung einer Partei — wegen Aussichtslosigkeit oder Frivolität ihres Anliegens — im Stillen nicht zu unterdrücken vermochten. — Beim Plaidoyer war v. Feder eine wahrhaft erquickende Erscheinung. Niemals empfand man beim Zuhören seines Vortrags einen Anflug von Langeweile. Klar und kurz war seine Darstellung des Sachverhalts; scharf seine rechtliche Ausführung; stets schlug er dem Nagel auf den Kopf, wo er merkte, daß nach Lage des Beweisergebnisses die Sachlage sich gegen sein Erwarten zu Ungunsten der Partei gestaltet habe, suchte er nicht durch langweilige Verwirrungen des Sachverhalts oder durch Aufstellung von verwegenen Rechtstheorien das Gericht zu hypnothisiren. — Er gewann aber immer noch der Sache eine lichtvolle Seite ab, ohne durch zu »starken Tabak« für das zuhörende Gericht verletzend zu werden. Sein Vortrag war anziehend, erfrischend, von

Digitized by Google

einer ungezwungenen natürlichen Logik und gewürzt durch den heiteren Humor, mit welcher er die gegnerischen Einwürfe widerlegte. Man fand keine Phrasen und keine plumpen Sophismen; alles klang hausbacken und menschlich einleuchtend, wenn auch minder elegant. — Das ganze Gebahren der v. Feder'schen Parteivertretung war von dem Geiste der Noblesse durchweht. Auch die pekuniäre Seite seiner Anwaltschaft erfreute sich dieses Geistes. Es ist uns nicht erinnerlich, daß ein v. Feder'sches Kostenverzeichniß jemals zur Besprechung Anlaß gab. — Dem Recht zum Siege zu verhelfen, erschien ihm als die höchste Aufgabe seiner Anwaltschaft, wie der Schutz der persönlichen Freiheit gegen etwaige Uebergriffe der Staatsgewalt und die Sicherheit der politischen Freiheit des Volkes sein höchstes Ziel war, welches er seiner nach einem Jahrzehnt wieder begonnenen politischen Laufbahn sich setzte. — Nach der im Jahre 1860 eingetretenen hocherfreulichen Wendung der Dinge in Baden, war der öffentliche Geist so erwacht, daß auch v. Feder wieder in die politische Arena eintreten konnte. Er that dies zunächst als Schriftsteller, indem er die Mangelhaftigkeit der damals bestandenen Gerichtsverfassung mit der ihm eigenen Schärfe beleuchtete und in populärer, mit treffenden Beispielen gewürzten, fast dramatisch anziehender Weise die Durchführung wahrhafter Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Civil- und Strafprozeß und die Einführung von Kollegialgerichten erster Instanz mit Anwaltszwang befürwortete. Ebenso verlangte er Aufhebung der damals zunftähnlichen Einrichtung der Anwaltschaft, Freigebung der Advokatur und Errichtung von Anwaltskammern zur Wahrnehmung gemeinschaftlicher Interessen und Handhabung der Disziplin. Die im Jahre 1864 ins Leben getretene neue badische Gerichtsverfassung entsprach im Ganzen den v. Feder'schen Reformbestrebungen. — Im Jahre 1863 sehen wir v. Feder zum ersten Male wieder anläßlich einer großen politischen Versammlung der liberalen Partei Badens in Offenburg als politischen Redner auftreten. Er sprach sich in einem Toaste sympathisch über die Haltung des badischen Volkes in den 1860er Jahren aus und meinte, daß während es in den 1840er Jahren noch im politischen Jünglingsalter sich befunden und sich den Illusionen der Jugend hingegeben habe, es jetzt ins reife Mannesalter getreten sei. Bald darauf begann seine Kammerthätigkeit, zu welcher ihn das Vertrauen seiner Vaterstadt Wertheim rief. Mit freudigem Muth und vielen großen politischen Wünschen, die er trotz der Reformen in der ersten Hälfte der 1860er Jahre noch übrig hatte, trat er in die Zweite Kammer. — In einer Schrift, die »Badische Reform« überschrieben, hatte er die Ziele seiner reformatorischen Bestrebungen angegeben. — Sie bezogen sich auf das Wahlrecht und Wahlverfahren bezüglich der Wahlen zur Zweiten Kammer und auf Reform der Ersten Kammer, auf Einräumung der Initiative an die Kammer, auf Sicherung der Verfassung durch ein vollzugreifes Ministerverantwortlichkeitsgesetz, auf erhöhten Schutz des öffentlichen Rechts gegen Rechtskränkungen seitens der Verwaltungsbehörden, Fortbildung der Selbstverwaltungskörper und Ausdehnung der persönlichen Freiheit in Wort und Schrift durch Reform unseres Preß- und Vereinsrechts. In der Kammer trat er in Verein mit Eckhard und Kiefer, welche eine badische Fortschrittspartei gründeten und sich zur Durchführung der v. Feder'schen Reformvorschläge sowohl als auch zu anderen Reformen (auf dem kirchenstaatsrechtlichen Boden) mit einander verbündeten. — Zwei Dinge fielen uns an den v. Feder'schen Vorschlägen auf. Sie schlossen sich auf das Engste immer an die Vorschriften des gegebenen Rechts an und blieben auf dem Grundgedanken der badischen Verfassung stehen, die nur eine im Laufe der Zeit nothwendig gewordene Revision und Ergänzung in dem ihr ureigenen Geiste erhalten sollte. Fast schien es uns, als ob v. Feder das Bedürfniß fühlte, darzuthun, daß die in seinem Selbstbekenntniß im Jahre 1849 geschriebenen besonnenen und

Digitized by Google

reuevollen Worte für ihn nicht bloß einer augenblicklichen Stimmung entsprachen, sondern eine ernste Mahnung für das ganze Leben enthalten sollten. Die Schrift ist in einem, im besten Sinne des Wortes konservativen Geiste geschrieben. — Auffallend war uns auch die Auffassung v. Feders bezüglich der Stellung Badens zum Deutschen Bund. Die zu erwartende oder zu erstrebende Umgestaltung des Letzteren konnte v. Feder nicht als die Quelle durchgreifender Veränderungen im gliedstaatlichen Leben ansehen, da Deutschland, nach seiner Meinung, nur den bestehenden Bund auf seiner vorhandenen Grundlage in volksthümlicher Weise reformiren könne und das politische Leben immer noch in den Einzelstaaten und nicht im Gesammtstaat seinen Hauptsitz haben werde. Er schien uns damals schon zu denjenigen zu gehören, welche eine Bundesreform mit Aufrechthaltung des Bundesverhältnisses mit Oesterreich für möglich und nothwendig hielten und deßhalb dem Gothaer Gedanken bezüglich der preußischen Spitze und Oesterreichs Ausscheiden aus dem Bunde widerstrebten. — Diese seine »großdeutsche« Anschauung hatte nun auch bald, und zwar unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges 1866 seinen Austritt aus der badischen Fortschrittspartei zur Folge, die in ihrer Mehrheit dem »kleindeutschen« Programm des Nationalvereins angehörte und mit dem Gehorsam Badens gegen den Bundesbeschluß vom 15. Juni 1866 wohl nur deßhalb hauptsächlich sich einverstanden erklärte, weil die geographische Lage Badens und die Volksstimmung, ja sogar die damals wieder etwas bedenkliche Stimmung im Heer eine Neutralität Badens an sich nicht möglich zu machen schien und man nicht das Opfer der eigenen Existenz zu Gunsten einer damals nicht jedem klaren Politik Preußens bringen wollte. Die Dissonanz der Anschauungen in der deutschen Frage waren schon in der öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer vom 11. April 1866 zwischen Kiefer, Knies und v. Feder zum Ausbruch gekommen. Dieser ertheilte seine Zustimmung zum Antrag Knies wegen Annahme des im Bundestag von Preußen gestellten Antrags auf Einberufung eines mit allgemeinem und direkten Stimmrecht gewählten Parlaments nur unter der ausdrücklichen mit Schärfe betonten Reserve, daß nicht eine Bundesverfassung aus der Berathung des Parlaments hervorgehe, welche den Ausschluß Oesterreichs zur Folge haben müsse. — Knies und Kiefer hingegen sprachen sich in sehr entgegenkommendem Sinne gegen den preußischen Antrag aus und wiesen auf Graf Bismarck als den Mann hin, der in Folge seiner ungewöhnlichen Energie im Stande sei, das längst erwünschte Ziel der deutschen Einheit zu erreichen. Kiefer insbesondere sprach seine Ueberzeugung von dem Beruf Preußens, der rocher de bronze Deutschlands zu werden und seine Erwartung, daß Bismarck zur Erkenntniß komme, der deutsche Cavour werden zu müssen, in der unumwundendsten Weise aus. Wenn er in späteren Kammersitzungen vor Ausbruch des Krieges von der letzteren Erwartung mehr und mehr zurückkam und seinen Nachdrnck auf eine konstitutionelle Entwicklung der Nation und eine Entscheidung der künftigen Nationalvertretung über die damaligen Irrungen der deutschen Großmächte verlegte, so mögen die damaligen konstitutionellen Verhältnisse Preußens und das Verhalten der preußischen Fortschrittspartei in der deutschen Frage hier mitbestimmend gewesen sein. — Den Glauben an den deutschen Beruf Preußens, den es nach einem politischen Umschwung dortselbst erfüllen werde, gab er in keiner seiner Kammerreden vor Ausbrnch des Krieges auf. — Es ist daher unrichtig, wenn in einer demokratischen Zeitung nach v. Feder's Tode bemerkt wurde, daß dieser bis zum Ausbruch des Krieges mit den »großdeutschfreisinnigen« Abgeordneten Kiefer und Genossen verbunden gewesen sei. Der thatsächliche Austritt v. Feder's aus der badischen Fortschrittspartei erfolgte vielmehr, wie bemerkt, schon vor Ausbruch des Krieges. Die Motivirung desselben in der »Neuen Badischen Landeszeitung«, mit Beifügung eines parodirenden Citats des Schlußworts

Digitized by Google

Berrina's in Schillers Fiesko (wobei er statt »Doria« den Namen eines hervorragenden Großdeutschen nannte) zeigte, daß gerade die Differenzen mit seinen bisherigen Fraktionsgenossen in der deutschen Frage vor Ausbruch des Krieges deisen Austritt verursacht hatten. — Als die raschen Siege Preußens und das entschiedene Festhalten Bismarcks an der beim Austritt aus dem Bund vorgeschlagenen deutschen Reform oder deutschen Neugestaltung die Hoffnungen auf eine bundesstaatliche Einigung des außerösterreichischen Deutschlands der Erfüllung nahe gebracht hatten, blieb v. Feder der nationalen Bewegung der süddeutschen Liberalen zu Gunsten des Eintritts Süddeutschlands in den nördlich des Mains gegründeten Bund stets fern. — Seine Hoffnung ging vielmehr auf Gründung eines Süddeutschen Bundes mit gemeinschaftlicher Volksvertretung, welcher mit dem Norddeutschen Bunde seine nationale Beziehung aufsuchen sollte. Diesen Gedanken sprach er in seiner »Der Prager Frieden« betitelten, im Winter 1866/67 erschienenen Schrift eingehend aus. — Er berief sich hierbei auf den Wortlaut des Prager (Nikolsburger) Friedens selbst und suchte darzuthun, daß nur auf diese Weise ein Surrogat für die durch den deutschen Krieg so schwer gefährdete nationale Einheit gefunden werden könne. — Der Gedanke an die preußische Spitze hatte für ihn etwas Abschreckendes. Er fürchtete in ihr eine Zertretung aller freiheitlichen Rechte und wollte überhaupt an die Dauerhaftigkeit der neuen Ordnung der Dinge nicht glauben. — Sein Verhältniß zu seinen bisherigen liberalen Gesinnungsgenossen, welche, ohne den liberalen Standpunkt irgendwie zu verrücken, mit aller Opferbereitwilligkeit die zum Eintritt in den Nordbund erforderlichen und schon durch die Schutz- und Trutzverträge mit demselben gebotenen Mittel zur Reform des Heeres bewilligten, wurde von da ab immer gespannter. — Die Gleichheit des Widerstrebens gegen die preußische Spitze machte ihn zum taktischen Verbündeten der Ultramontanen in der Zweiten Kammer, ohne daß er dadurch aber jemals freiheitliche Grundsätze aufgab. In der Kulturkampffrage ging er, seiner in kirchlichen Angelegenheiten dem Indifferentismus huldigenden Natur entsprechend, seine eigenen Wege. Ein laisser faire entsprach auch in kirchlichen Dingen seinem Naturell am besten. — Sein einziger Gesinnungsgenosse in der badischen Zweiten Kammer war der damalige Abgeordnete Kaiser. Erst jetzt begann im Lande die Bildung einer Partei, welche sich zum Unterschied von der nationalliberalen als die demokratische bezeichnete und in Mannheim und Pforzheim bald eine Reihe von Anhängern fand. — Zu gemeinschaftlichen demokratischen Parteikundgebungen kam es erst im Sommer 1869. — Die Agitation dieser Partei, in deren Aufruf auch Angehörige der Aristokratie unterschrieben standen, ging zunächst auf Einführung des direkten allgemeinen Wahlrechts und alsbaldige Auflösung der bisherigen Kammer. Die Hoffnung der Partei war auf Ueberwindung der nationalliberalen Mehrheit und damit auf Sturz des mit großer Energie der Vollendung der deutschen Einheit zustrebenden Ministeriums Jolly gerichtet. — Mit dem Verlangen nach allgemeinem Wahlrecht an Stelle des Ortsbürgerwahlrechts und dem gleichzeitigen Verlangen nach Abkürzung der Landtags-Mandatsdauer war die ganze nationalliberale Partei einverstanden. Dagegen widerstrebte die Mehrheit derselben der Einführung des direkten Wahlrechts. — Das Verlangen nach einer sofortigen Auflösung der bestehenden Kammer wurde zurückgewiesen. Der Landtag beschloß vielmehr eine Reihe von Reformen (Standesbeamtung, Stiftungsgesetz, Reformen in der Gemeindeordnung, Unterstützungswohnsitz, Aufhebung des persönlichen Verhafts bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten u. s. w.) und zeigte, daß er nicht gewillt war, die liberale Reform Badens in Folge des nationalen Strebens irgendwie zu retardiren. Auch der vorausgegangene Landtag (1867/68) hatte rüstig in diesem Geiste weiter gearbeitet. Das Preß- und Vereinsgesetz, das Ministerverantwort-

Digitized by Google

lichkeitsgesetz und das Volksschulgesetz zeugen von diesem ernstlichen Streben. — So war nur die nationale Frage es, welche v. Feder von seinen früheren Parteigenossen im badischen Landtag unterschied. Wenn die Kluft sich gleichwohl stets erweiterte und in den Berathungen der Kammer sowohl als auch in der Presse sich eine beiderseitige Gereiztheit kundgab, so kann hieraus nur die dominirende Bedeutung der nationalen Frage bemessen werden, welche von 1866—70 das ganze öffentliche Leben beherrschte. — Daß v. Feder so patriotisch empfand, wie seine Gegner, wird wohl niemand, der ihn kannte, bestreiten wollen; er hatte ein zu lebhaftes Interesse am Gemeinwohl, um unpatriotisch zu denken. — Auf den Irrweg, auf welchem er in jenen Tagen der akut gewordenen großen nationalen Frage wandelte, gerieth er theils aus jenen konservativen Instinkten, die ihn an der Reform des alten Bundes mit beiden Großmächten an der Spitze vor dem Jahre 1866 festzuhalten hießen, und jede gewaltsame Lösung der deutschen Frage als einen Frevel und jede radikale Umgestaltung des deutschen Bundes als einen vermessenen Eingriff in das Räderwerk der deutschen Geschichte von nur kurzlebiger Wirkung ihm erscheinen ließen. Zum Theil wirkten auch instinktive Abneigungen gegen eine starke stramme nationale Staatsgewalt und süddeutsche Antipathien gegen das nordische, ernstere Staatswesen mit. Die autonome Entwicklung der Glieder erschien ihm wichtiger als die Errichtung einer starken nationalen Centralgewalt. Der große Umfang des ehemaligen deutschen, zwei europäische Großmächte in sich schließenden Bundes schien ihm hinreichend Garantie für die Forterhaltung seiner Existenz zu sein; die Beschränkung des Umfangs mit Verdichtung des Inhalts des Bundes hielt er für die Ursache alles Uebels — der enormen Steigerung der Militärlast. Daß die Theile nicht ohne gesunde Entwicklung des Ganzen gedeihen und der die deutsche Ohnmacht verkörperude Dualismus der heterogenen Großmächte jedwede Entwicklung des Ganzen hemmte und nur durch einen Gewaltstreich der gordische Knoten der deutschen Einheit durchhauen werden konnte — von dieser bescheidenen Wahrheit konnte sich v. Feder lange nicht überzeugen. — Das große Jahr 1870 überzeugte ihn endlich wenigstens von der Dauerhaftigkeit der auf Grundlage des Nikolsburger Friedens theils geschaffenen, theils angebahnten und in Folge des Krieges mit Frankreich vollendeten nationalen Ordnung. — Loyal trat v. Feder in dieselbe ein. Er genehmigte freudig die Versailler Verträge, obgleich die jetzige deutsche Reichsverfassung sein staatsrechtliches Ideal nicht war. — Bezüglich der Militärkonvention äußerte er seine Bedenken, stimmte jedoch nicht dagegen — wie Kaiser — sondern enthielt sich der Abstimmung. Seine Abneigung gegen den preußischen Militarismus war aber in der Weise überwunden, daß er schon im Anfang der 1870er Jahre seinen hoffnungsvollen Sohn, an dem er mit vieler Liebe hing, in einem königlich preußischen Kadettenhaus erziehen ließ. Jetzt dient derselbe als Premierlieutenant in der preußischen Armee. Das Jahr 1870 besserte nun auch die Beziehungen v. Feders zu seinen früheren Parteigenossen. Persönlich war ja das Verhältniß stets ein honettes geblieben, nur politisch gab es ehedem an Friktionen und Gereiztheiten eine Ueberfülle, auch bei Anlässen, die mit der deutschen Frage nicht zusammenhingen. — Grundsätzliche Gegensätze eingreifender Art waren nicht mehr vorhanden. v. Feder, welcher inzwischen nach Mannheim übergesiedelt war, woselbst das Gemeinderegiment in die Hände der demokratischen Partei fiel und er sofort an der städtischen Verwaltung sich emsig und in erfreulicher und erfolgreicher Weise betheiligte, konnte schon wegen der örtlichen Parteigegensätze nicht mehr daran denken, in die Fraktion seiner früheren Parteigenossen zurückzukehren. — Dagegen war Ton und Haltung seit dem Jahre 1870 im badischen Landtag gegenseitig ein anderer. — v. Feder beklagte noch manchmal die zu großen Opfer, welche Baden im Militär-, Post- und Telegraphenwesen dem Reiche gebracht habe.

Digitized by Google

»Es handelt sich hier nicht um heftige Vorwürfe«, meinte er aber, als er bei der Adreßdebatte im Landtag 1873/74 seinen postalischen Schmerzen Ausdruck gab. — Ueberhaupt hörte der lebhafte Oppositionston auch gegenüber der Regierung auf. v. Feder bewegte sich immer auf dem Boden einer höflichen, stets erlaubten Kritik. Dem Handelsministerium erzeigte er sogar stets sein größtes Wohlwollen. Der rothe Faden, der seine ganze politische Wirksamkeit in den 1870er Jahren durchzog, führte auf Weiterbau unserer Landesverfassung und Gemeindeordnung, Erhöhung des Schutzes des öffentlichen Rechts gegen Uebergriffe der Staatsgewalt, sowie möglichste Befreiung des autonomen Gemeindelebens von bureaukratischer Bevormundung. Lieber wollte er auf alle Befugnisse, welche der Staat an die Gemeinde übertrug, verzichten, als die Gemeindeverwaltung hauptsächlich als unterstes Glied in der bureaukratischen Kette erscheinen zu lassen. — In allen diesen Fragen war er im Ganzen mit der liberalen Partei in Uebereinstimmung, wenn auch im Einzelnen (z. B. in den Fragen der gerichtlichen Verfolgung von Staatsbeamten, des direkten Wahlrechts, der Stellung des Stadtverordnetenkollegiums gegenüber der Gemeindeverwaltung u. s. w.) die Ansichten von einander abwichen. — Daß er gegen Gesetze politischen Inhalts, welche die oben angedeutete Materie betrafen und der nationalliberalen Partei genehm waren, überhaupt ablehnend abgestimmt habe, ist uns nicht bekannt. Er zeigte in der Begründung seiner Motion im Jahre 1873 bezüglich der Verfassungsreform eine wohlthuende Hoffnungsfreudigkeit, indem er bei dem verfassungsmäßigen Sinne unseres Volkes sowie unseres Fürstenhauses in einem freisinnigen Ausbau der Verfassung keinen Grund zu etwaiger Störung unseres konstitutionellen Lebens befürchten zu müssen glaubte. — Auch bei dieser Motion zeigte sich wieder der konservative Sinn v. Feders in eigener Weise, indem er in seiner Empfehlung der Einkommensteuer eine Verschmelzung der bestehenden Ersten Kammer mit der aus direkter Wahl zu wählenden Zweiten Kammer vorschlug. Die Motion v. Feders, welche mit Verfassungsanträgen der nationalliberalen Partei gleichzeitig zur Verhandlung kam, erfreute sich allseits der freundlichsten Aufnahme. Ihre geschäftliche Behandlung gelangte aber nicht über die Kommissionsberathung hinaus. Sie scheint bei den dringend gewordenen späteren Arbeiten der Kammer, wirthschaftlicher und finanzieller sowie kirchenpolitischer Art, als minder dringend in Vergessenheit gerathen zu sein, ohne daß v. Feder jemals versucht hätte, sie aus der Vergessenheit wieder hervorzuholen. — In kirchenpolitischen Fragen zeigte sich v. Feder gegen die Regierung und die liberale Partei jetzt zugänglicher. Er genehmigte das Gesetz vom 19. Februar 1874 wegen der Vorbildung der Geistlichen und der Bestrafung der Ueberschreitung geistlicher Amtsgewalt, weil es ihm darum zu thun war, daß die Geistlichkeit endlich rechtmäßig erlassenen Anordnungen der Staatsregierung Gehorsam leiste und sich auf Ausübung ihres seelsorgerischen Amts beschränke, statt auf politische Agitation sich zu werfen. Ebenso stimmte er dem Altkatholikengesetz zu, welches den Altkatholiken den Genuß ihrer gesetzlichen Korporationsangehörigkeit — die auf Grund rechtlich unwirksamer kirchlicher Verordnungen ihnen entzogen werden sollte — sicherte. — Hingegen stimmte er stets gegen die Dotation der Geistlichen aus Staatsmitteln, weil er diese Frage der Autonomie der betreffenden Kirchen zur Beantwortung überlassen wollte. — Ebenso wollte er bei dem Gesetz bezüglich der Gemeindeschulen der Konfessionsgenossenschaft eine größere Autonomie bezüglich Aufstellung besonderer, der Konfession der Minderheit entsprechender Lehrer einräumen, als die liberale Kammermehrheit, die hierwegen in einen, aber in Güte bald erledigten, Konflikt mit dem Ministerium Jolly geriethen. Zum ersten Male sah man v. Feder für diesen und gegen die ihm gesinnungsverwandte Kammermehrheit eintreten. — So wahrte v. Feder seinen in der möglichsten Decentralisation, Entbureaukratisirung und Stärkung

Digitized by Google

der Selbstverwaltung gipfelnden Standpunkt allseits, ohne hierdurch in grundlegenden Fragen mit der liberalen Kammermehrheit in Widerspruch zu gerathen. Es handelte sich überall nur um das Maß, nicht um den Kern der Sache. — Trotz der Isolirtheit der ein Jahrzehnt lang nur drei Männer zählenden, später auf sechs erhöhten und nach dem Tode v. Feders auf zwei Mitglieder herabgesunkenen demokratischen Gruppe war v. Feder ein einflußreiches Mitglied der Kammer. Hierzu trug die Homogenität der politischen Grundanschauungen mit der Mehrheit in den im Landtag zum Austrag kommenden Materien und die gewinnende, politische Differenzen nie ins Privatleben übertragende und niemals persönlich verletzende, heitere und witzige Natur v. Feders außerordentlich viel bei; doch ohne die hervorragende geistige Bedeutung v. Feders, der die meisten seiner Kollegen geistig bedeutend überragte — ohne hiervon, trotz seiner sarkastischen Veranlagung und Anwandlung, einen unangenehmen Gebrauch zu machen — wäre dies nicht möglich gewesen. — Im deutschen Reichstag, für den v. Feder dreimal vergeblich (zuletzt unter der Firma der »Fortschrittspartei«) kandidirte, wäre ein solcher Einfluß eines fraktionslosen Einzelnen — und v. Feder paßte zu keiner der dortigen Fraktionen, am wenigsten zu den Fortschrittsdoktrinären — geradezu undenkbar gewesen. — Einmal sollte es fast scheinen, als ob das Zünglein auf der Waage ihm in der Zweiten badischen Kammer zufallen sollte. Es war dies im Landtag 1881/82, auf welchem in Frage stand, ob die nationalliberale Partei, welche beim Beginn noch eine Stimme über der absoluten Mehrheit hatte, sich als die Majoritätspartei erhalten werde. Die Fortdauer des Mandats Baumstarks, welcher damals die nationalliberale Partei im Wesentlichen unterstützte, war in Frage; die Kammer verneinte dieselbe. v. Feder operirte geschickt und loyal, indem er zwar in allen mehr taktischen als grundsätzlichen Fragen mit den Ultramontanen zusammen (und seiner Gruppe) die Mehrheit bildete und damit sein volles Gewicht zur Geltung brachte, im übrigen aber nirgendwo in seinen Abstimmungen seine liberalen Grundsätze verläugnete. Wohl aber fiel seine Stimme bei der nationalliberalen Partei jetzt doppelt ins Gewicht, weshalb seine Vorschläge bei allen Fragen, in welchen man im wesentlichen harmonirte, eine um so bereitwilligere Aufnahme finden mußten. — Wenn uns damals v. Feder manchmal etwas mephistophelisch erschien — natürlich nur in Form des Schalks, der »dem Herrn am wenigsten zur Last ist« — so müssen wir doch bekennen, daß seine sachlichen Verdienste gerade in jener sehr kritischen Zeit insbesondere bezüglich des Staatshaushalts nicht hoch genug angeschlagen werden können. — Er trat stets jener damals sich breit machenden Popularitätshascherei entgegen, mit welcher man zu Lokalzwecken Verschwendungen im außerordentlichen oder Eisenbahnbudget empfahl und die Deckung derselben durch Strich nothwendiger, mit dem Staatsorganismus im innersten Zusammenhang stehender Posten oder durch Versagung der Mittel zur Erreichung von Kulturzwecken in Aussicht nehmen wollte. — Er trat auch jener ärarischen Einseitigkeit und Frivolität oder Naivetät entgegen, welche behufs Minderung der Grundsteuer die Aufnahme neuer Staatsschulden für angezeigt erachtete, überhaupt buhlte er nicht um die Gunst einzelner Berufsklassen durch unverdiente Berücksichtigung im Staatshaushalt. — Den Versuch, wichtige Organe der Selbstverwaltung zu zerstören, um den Kostenaufwand derselben durch Ueberwälzung auf Staat oder Gemeinde minder sichtbar zu machen und das Licht der Kostenersparung auf die Zerstörer dieser Einrichtungen werfen zu lassen, bekämpfte v. Feder gleichfalls allen Ernstes. — Er blieb mit der liberalen Partei überall dort verbunden, wo es galt, einen »destruktiv reaktionären Vandalismus« — wie die Badische Korrespondenz sich einmal ausdrückte — zurückzudrängen. — Die späteren Landtage 1883/84 und 1885/86, in welchen die liberale Partei wieder die absolute Mehrheit erlangt

Digitized by Google

hatte, verliefen ohne jedwede Friktion v. Feders mit derselben. — Erinnerlich ist uns freilich sein Eintreten für Ausdehnung der verwaltungsgerichtlichen Zuständigkeit auf alle Verletzungen des öffentlichen Rechts und später sein Verhalten in der Frage des Branntweinmonopols. — Im ersteren Vorschlag fand er den Sieg des Rechtsstaats gegen den Polizeistaat erst für gesichert, und nach letzterer Richtung hielt er, abgesehen von seiner Abneigung gegen jedes Monopol überhaupt, es für konstitutionell bedenklich, zum Voraus auf die Dauer Einnahmen dem Reich zu bewilligen, bevor die Ausgaben ersichtlich sind, die hiermit bestritten werden sollen. Wir kennen aber genug namhafte Angehörige der liberalen und nationalen Partei innerhalb und außerhalb Badens, die in dieser Frage gerade so wie v. Feder denken. Die Meinungsverschiedenheit in diesen Fragen war daher auch nicht friedensstörender Art. — Im letzten Landtag klang der Ton der v. Feder'schen Rede in der Adreßdebatte wie ein elegisches Abschiedswort. Der nationalliberale Abgeordnete Bassermann, der in Folge des politischen Umschwungs in Mannheim dort gewählt wurde, schien dies scherzend auf die Zweifelhaftigkeit der Erneuerung des v. Feder'schen Mandats in Mannheim zurückzuführen. Ernstlich war aber das Bedauern Bassermanns bezüglich des Fernbleibens v. Feders — seines persönlichen Freundes — im kommenden Landtag; die politische Haltung v. Feders im badischen Landtag würde indessen auch der nationalliberalen Partei in Mannheim ermöglicht haben, ihn im Verein mit den Demokraten wiederzuwählen. — Daß v. Feder aus Rücksichten auf seine Gesundheit nicht mehr wiederzukommen fürchtete, hatte wohl Niemand ernstlich geglaubt. — Seine Ablehnung einer Reichstags-Kandidatur für Kopfer glaubte man nicht auf einen Ueberschuß von Ruhebedürfniß, sondern auf einen Ueberdruß an der Gestaltung der Mannheimer Parteiverhältnisse zurückführen zu müssen. — Erst seine Uebersiedlung nach Wertheim, woselbst er sein schönes Tuskulum bewohnte, ließ auf eine gewisse Ermüdung des arbeitslustigen und unermüdlichen, arbeitsbedürftigen und in der Arbeit genießenden Mannes schließen. — An eine Abnahme seiner Gesundheit dachten wir aber nicht, da, so oft wir ihn sahen, er uns immer noch als frischer und heiterer, anziehender Tischgenosse erschien. — Auch war er nicht gewillt, in Wertheim sich dem Nichtsthun hinzugeben. — Bei seinem lebhaften Sinn für die Natur betrieb er mit Emsigkeit die Gärtnerei; auch führte er in seiner Anwaltschaft die bereits übernommenen Prozesse weiter. — Ebenso nahm er seine Schriftstellerei auf geschichtlichem Gebiet wieder auf. Vor einem Jahrzehnt hatte er die sehr interessante Geschichte der Stadt Mannheim geschrieben; jetzt wollte er eine Geschichte der konstitutionellen (wahrscheinlich hauptsächlich parlamentarischen) Entwicklung Badens schreiben, von welcher nur Fragmente vorhanden sein sollen. Es wäre verdienstvoll, wenn das angefangene Werk unter Benützung der Fragmente fortgesetzt werden könnte. Während dieser Arbeit wurde er in Folge einer heftigen Erkältung, die alsbald eine gefährliche Lungenentzündung zur Folge hatte, nach nur viertägiger Krankheit am 19. März 1887 vom Leben abgerufen. — Als charakteristisch für v. Feder mag es gelten, daß der letzte Gegenstand seines Interesses auf dem Todtenbette niemand anders als die erhabene Person Kaiser Wilhelm I. war, über dessen Wohlbefinden beim Herannahen des 22. März er sich angelegentlichst erkundigte. Es war ihm noch eine hohe Freude, zu erfahren, daß kein Anlaß zur Befürchtung vorhanden war, daß unser Heldenkaiser seinen 90. Geburtstag nicht erleben oder überleben werde. Mit dieser patriotischen Empfindung, mit der er sein Leben schloß, zeigte v. Feder auf das deutlichste, wie Unrecht man ihm thun würde, wenn man jemals destruktive oder unpatriotische Regungen bei ihm suchen wollte. — »Es irrt der Mensch, so lang er strebt.« So mag auch v. Feder, in großen Augenblicken sogar, auf Irrwegen gewandelt sein. Die Reinheit seines Strebens brachte ihn stets

Digitized by Google

wieder auf den rechten Weg zurück. — Sein Tod ließ eine empfindliche Lücke in der Zweiten badischen Kammer zurück, wo der geistreiche, heitere und liebenswürdige Mann stets anregend die Diskussion — wenn sie flach zu werden drohte — auf eine parlamentarische Höhe zu bringen im Stande war. — Allen, die ihn kannten, — auch jenen, die, wie Verfasser dieses Lebensbildes, ihm als Landtagskollegen oft in gegnerischer Eigenschaft gegenüber gestanden haben, — wird die Erinnerung an ihn stets eine ebenso erfreuliche sein, als die Empfindung beim Empfang der Todesnachricht eine schmerzliche war. Karl Baer.

Karl Feederle

wurde, aus einer alten Försterfamilie stammend, am 4. März 1832 zu Donaueschingen geboren, absolvirte seine Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt, erlernte dann die Lithographie bei Heinemann in Hüfingen und lag derselben mit ebenso viel Fleiß als Geschick ob. Ueber Frankfurt kam Feederle nach München, wo er sowohl bei Keller als bei Emminger, namentlich aber für die Kunstanstalt Piloty und Löhle reichliche Beschäftigung fand. Für das von dieser Firma herausgegebene große Galeriewerk zeichnete er viele brillante Blätter auf Stein, darunter etliche Wouwerman, die große Amazonenschlacht nach Rubens und das Portrait der Helene Forman mit ihrem Töchterlein u. s. w. Auch für das im gleichen Verlag publizirte »König Ludwig-Album« reproduzirte er z. B. den »Schulmeister« nach Hanno Rhomberg, das »Johanniskind bei Zacharias« nach Elektrine v. Freyberg, die »Wartburg« nach H. v. Ritgen, die »Heimfahrt von der Kindtaufe« nach Pechmann, die »Vierzehn Nothhelfer« nach A. Palme. Auch im Porträt leistete Feederle Vorzügliches, z. B. das Bildniß König Ludwig's II. in Generalsuniform, ferner das Bildniß des Prinzen Otto, sodann mit G. Straub das Familienbild für Prinz Luitpold u. s. w. Weitere Erwähnung verdienen eine »italienische Landschaft mit Reisenden« nach C. W. v. Heideck, die »Trausnitz bei Landshut« nach B. Kreitmayer, ein »Brunnenprojekt« nach Joh. Leeb, der »Morgen auf der Kampenwand« nach Karl Millner, die Bauern vor einem Friseurladen« nach Fr. Schwörer, der »Grottenhof in der Residenz« nach Angelo Quaglio, die »Auswanderung der Salzburger« nach O. Schwerdgeburth. Vieles arbeitete Feederle für die Verlagshandlung Hölzel in Wien. Deßgleichen machte er sich mit dem Farbendruck bekannt; eine Leistung dieser Art ist die »heilige Cäcilia« nach Julius Frank. Zwischendurch ging Feederle zur weiteren Ausbildung nach Paris, wo er 1859 auf 1860 längere Zeit verweilte und damals auch schon die Oelmalerei besonders ins Auge faßte, zu welcher er später ganz überging, so daß er seit 1873 nur Landschaftsbilder malte, wozu er mit besonderer Vorliebe aus Tirol seine Studien holte. Vier sehr gelungene Arbeiten dieser Art erregten die Aufmerksamkeit des Fürsten zu Fürstenberg, welcher dieselben für seine Galerie erwarb. Ein schönes Landschaftsbild erschien 1879 auf der internationalen Ausstellung in München. Drei liebenswürdige kleine Oelbilder zeigte im Mai 1880 der Münchener Kunstverein. Bevor jedoch der Künstler seinen Namen auch auf diesem Gebiete weiter begründen konnte, endete ein schnell entwickeltes Herzleiden schon am 12. März 1881 seine vielversprechende Thätigkeit. Feederle war ein Mann von großer Energie, voll eisernen Fleißes und des redlichsten Willens, ein höchst achtenswerther Charakter, eine jener stillen Naturen, welchen es leichter wird, in seltener Bescheidenheit zurückzustehen, als sich zur Geltung in den Vordergrund zu drängen. (Nach der Allgemeinen Zeitung in der Karlsruher Zeitung 1881 Nr. 156.)

Anton Fetzer,

Sohn des k. k. vorderösterreichischen Gerichtschreibers und Oberamtsraths Franz Anton Fetzer in Rheinfelden, wurde 1761 geboren. Nach Vollendung der Studien

Digitized by Google

begann er 1785 bei dem k. k. österreichischen Fiskalamte Freiburg seine juristische Praxis und wurde hierauf daselbst Regierungs- und Kammeradvokat. — Schon im Jahr 1790 trat er aber als Hofrath und Oberamtmann in die Dienste des Fürsten-Großprior des Maltheserordens in Heitersheim. Hier nahm er lebhaften Antheil an dem regen geistigen Leben, das auch an dem Hofe dieses kleinen geistlichen Fürsten, namentlich im Verkehr mit dem geistreichen Kanzler von Ittner sich entfaltete; hier fand er auch Muße, neben Erfüllung seiner Dienstpflichten die in ihm lebendigen künstlerischen Neigungen und Talente (zu Musik und Malerei) zu entwickeln, deren Pflege im häuslichen Kreise und im Umgange mit befreundeten Familien auch späterhin in Freiburg und Mannheim seine Erholungsstunden ausfüllte. — Nachdem das Fürstenthum Heitersheim mit dem Breisgau an Baden gefallen war, wurde Fetzer im Jahr 1807 mit dem Charakter als Hofrath dem neu gebildeten Oberamt Freiburg als zweiter Beamter beigegeben und im Jahr 1810 zum Hofgerichtsrath ebendaselbst ernannt. — Seine juristischen Kenntnisse und seine hohe Befähigung zum Richteramt fanden im Jahr 1815 ihre Anerkennung in seiner Beförderung zum Oberhofgerichtsrath in Mannheim. — Als solcher wurde er im Jahr 1819 auch zum außerordentlichen Mitglied der zur Revision der Landesgesetze niedergesetzten besonderen Gesetzgebungskommission in Karlsruhe ernannt. Daß Fetzer auch außerhalb seines engeren Geschäftskreises dem öffentlichen Leben des Landes seine Theilnahme zuwendete, geht daraus hervor, daß er dem ersten badischen Landtag als Mitglied angehörte. In seinem Amte als Oberhofgerichtsrath verblieb er bis zu seiner unterm 22. Dezember 1833 ausgesprochenen Zuruhesetzung, welcher die Ernennung zum Geheimerath unmittelbar nachfolgte. Bald nach seinem im Frühjahr 1835 geschehenen Umzug zu seiner mit Oberforstrath (nachmals Forstpolizeidirektor) Bayer verheiratheten ältesten Tochter starb Fetzer am 10. Juli 1835 in Karlsruhe. — Der älteste Sohn aus seiner zweiten Ehe,

Franz Anton Johann Fetzer,

wurde am 17. November 1802 in Heitersheim geboren. — Von seinem Geburtsorte kam er mit den Eltern im Jahr 1807 nach Freiburg und im Jahr 1815 nach Mannheim. — In Freiburg erhielt er den ersten Unterricht, damaliger Sitte gemäß, durch Hauslehrer; doch besuchte er seit 1813 das Gymnasium zu Freiburg und späterhin jenes zu Mannheim, um sodann von 1821 bis 1824 auf den Universitäten Heidelberg und Freiburg dem Studium der Rechtswissenschaften obzuliegen. Nachdem er im Juli 1825 als der erste unter sieben Kandidaten unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen worden war, begann er seine juristische Praxis beim Stadtamt Mannheim und setzte dieselbe von Mai 1827 an bei dem Hofgericht ebendaselbst zunächst als Praktikant und seit August 1832 als Assessor fort. — Ein wichtiger Wendepunkt in seinem Leben war es, als er im Februar 1835 zum Hofgerichtsrath in Freiburg ernannt wurde und damit das Haus seines Vaters, wo er sich neben den wissenschaftlichen Studien in schönem Freundschaftskreise eifrig mit Musik und Zeichnen beschäftigt hatte, verließ. Seit seinem im Mai 1835 erfolgten Aufzuge in Freiburg bis zu seinem Tode hat er diese, ihm zur lieben Heimath gewordene Stadt, in welcher er im Jahr 1836 durch seine Vermählung mit Leontine Birmann eine Familie gründete, nicht mehr auf längere Zeit verlassen. — Wie er hier bis zum Jahr 1864 in einem außerhalb der Stadt gelegenen Hause, das allerdings von vielen befreundeten Personen gern besucht wurde, dem Verkehr mit seiner Familie, der Pflege guter Hausmusik und namentlich der Bebauung eines bei der Wohnung befindlichen großen Gartens seine Mußestunden widmete, das erscheint fast wie ein Nachklang an die Heitersheimer Idylle aus seinen ersten Kinderjahren. Die

Digitized by Google

Liebe zur schönen Dreisamstadt, deren kräftigenden Gebirgsluft er auch einen wohlthätigen Einfluß auf seine Gesundheit zuschrieb, ließ ihn, als schon im Jahr 1837 — also in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre — seine Beförderung zum Oberhofgerichtsrath ausgesprochen war, um Zurücknahme dieser ehrenvollen Ernennung einkommen. Aus dem gleichen Grunde lehnte er nochmals im Jahr 1845 eine Versetzung in das Kollegium des genannten obersten Gerichtshofes auf eine Anfrage des Justizministers ab. — Nach den für einen Mann von seiner maßvollen und gewissenhaft gesetzlichen Gesinnung höchst beunruhigenden Stürmen des Revolutionsjahres erfolgte im Oktober 1849 seine Ernennung zum vorsitzenden Rathe beim Hofgericht des Oberrheinkreises. In dieser Eigenschaft brachte ihm die Einführung des im Jahre 1851 ins Leben getretenen neuen Strafgesetzbuchs und Strafverfahrens viele Arbeit, namentlich auch in Folge seiner Ernennung zum Präsidenten der ersten Schwurgerichtssitzung im Oberrheinkreise, welche er mit einer bedeutungsvollen Rede eröffnete und in mustergiltiger Weise leitete. — Nachdem Fetzer schon seit der Erkrankung des Präsidenten v. Litschgi im Mai 1855 dessen Geschäfte geführt hatte, wurde er im Dezember 1855 zum Direktor des Hofgerichts und im September 1857 zum Hofrichter in Freiburg ernannt. Im letzteren Jahre verlieh ihm die Hochschule Freiburg anläßlich der vierten Säkularfeier ihres Bestands die juristische Doktorwürde. Auch gehörte er seit 1855 zu den bei Entscheidung von Kompetenzkonflikten im Staatsministerium beizuziehenden Mitgliedern. — Als Direktor, Hofrichter und seit 1864 als Präsident des Kreis- und Hofgerichts stand Fetzer dem Gerichtshofe in Freiburg bis zu seiner, anläßlich der Einführung der Reichsjustizgesetze im 77. Lebensjahre erbetenen und auf 30. September 1879 erhaltenen Zuruhesetzung 24 Jahre lang vor. In diese Zeit fällt insbesondere seine Thätigkeit bei Einführung der Justizorganisation von 1864 und bei den Vorbereitungen zur Einführung der Reichsjustizgesetze. Sein Landesherr ehrte seine Verdienste noch vor der Zuruhesetzung im April 1879 durch die seltene Auszeichnung der Verleihung des Großkreuzes vom Zähringer Löwen-Orden, nachdem ihm bereits in den Jahren 1851, 1858 und 1872 die Insignien der unteren Klassen dieses Ordens zu Theil geworden waren. — Auch nach seinem Rücktritt aus dem Justizdienste blieb sein Interesse noch dem öffentlichen Leben zugewandt; insbesondere nahm er an der Entwicklung seiner Heimathstadt Freiburg noch Jahre lang als Stadtverordneter regen Antheil. — Im Jahre 1874 hatte Fetzer seine Frau und 1879 eine geliebte Schwester, welche immer seinem Hause angehört hatte, verloren, und so bestand seine Familie nur noch aus einer bei ihm lebenden Tochter und einem Sohn, Oberstiftungsrath Fetzer, welcher mit seiner Frau häufig von Karlsruhe aus zu Besuch kam. — Seine körperliche und geistige Rüstigkeit blieb ihm bis wenige Wochen vor seinem am 24. Dezember 1886 in Folge von Altersschwäche erfolgten Tode erhalten, und noch bis in den Herbst dieses Jahres hinein konnte er sich an eifriger Lektüre und an den ihm bei seinem innigen Naturgefühl fast unentbehrlichen Spaziergängen in die schöne Umgebung Freiburgs erfreuen. — Die Charaktereigenschaften, durch welche sich Fetzer im persönlichen Umgang die Liebe und Verehrung Aller erworben hat, seine mit feinem ästhetischen Sinn und Zartgefühl verbundene selbstlose Herzensgüte, sein von Engherzigkeit und Vorurtheilen freier klarer Blick, sein tiefes Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl, die in der edelsten Selbstbeherrschung ruhende Harmonie seines reichen Gemüthes und Verstandes bildeten auch die Grundlage der Vorzüge, welche ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit auszeichneten. — Selten wird bei einem Richter eine höhere Auffassung der Würde der Magistratur beobachtet worden sein. Das Ideal des Rechts, so weit es menschlich erstrebt werden kann, war bei ihm Gegenstand eines wahren und gediegenen Kultus, aber bei mannhafter Beherrschung seines Gefühls. Er

Digitized by Google

besaß ausgezeichnete juristische Kenntnisse in Folge ernster und immer fortgesetzter Beschäftigung mit der Theorie, aber keine der unter seiner Leitung erflossenen Entscheidungen trug das Gepräge von Bücherweisheit oder juristischer Gelehrsamkeit; es war eine solche nur aus der sicheren, kraftvollen Objektivität seiner Begründungen erkennbar; ars latet arte sua konnte man mit Horaz von ihm sagen. Seine Aussprüche waren stets ein gründlicher und gewissenhafter Aufbau und Ausbau des Stofflichen, dessen Zähigkeit er immer zu überwinden wußte. Seine Worte flossen als ein Bild der reinsten Wahrheit, aber auch der reinsten Klarheit, und so erklärt es sich auch, daß er die Sprache meisterhaft und mit anscheinend kunstloser Einfachheit zu beherrschen wußte. — In seiner langjährigen Richterlaufbahn hat Fetzer nicht nur Schule gemacht, sondern auch Schule gegründet. Alle seine Mitarbeiter, Richter wie Anwälte, haben von ihm wesentlich gelernt, — nicht wie von einem Lehrer, sondern wie von einem Meister und Vorbild. Denn dieser Mann von der seltensten Bescheidenheit hatte nichts Lehrhaftes an sich, keinen Anspruch auf autoritas magistri, keine Spur von bureaukratischer Selbstschätzung; beispiellose Ruhe und Milde des Charakters war ihm eigen. — Fetzer war eine hohe Zierde des Freiburger Gerichtshofs; er hätte aber auch jedem noch so hohen Tribunal zur Zierde gereicht. — Er hatte viel zu viel patriotisches Interesse, um nicht an den Geschicken des weiteren und engeren Vaterlandes den höchsten Antheil zu nehmen, und rührend war es, sein hohes Glücksgefühl über die Gründung des deutschen Reiches wahrzunehmen; aber niemals nahm er Antheil an politischen Parteikämpfen. Er war zu tief durchdrungen von seiner Richterpflicht, um eine Parteinahme zu zeigen, und so hat er seine Unparteilichkeit auch in allen politischen Prozessen in glänzendster Weise bewährt. *

Karl Fischer.

In jener Zeit, als das Großh. Hoftheater durch die geistvolle, energische, zielbewußte, künstlerische Leitung Eduard Devrients sich eines Rufes zu erfreuen hatte, der weit über die Grenzen unseres badischen Landes hinausreichte, und keine Geringeren als Hebbel, Gustav Freytag, Paul Heyse, Werder u. a. es sich zur Ehre rechneten, ihre Werke auf der Bühne in Karlsruhe aufgeführt zu sehen, wo ein glücklich zusammengestelltes Personal, das Kräfte allerersten Ranges in sich barg, mit Begeisterung den darzustellenden Werken sich hingab, war es Karl Fischer, der diesem Altmeister der Schauspielkunst mit gediegener Bildung und reichen Theatererfahrungen unermüdlich und erfolgreich zur Seite stand. Nicht als ob Karl Fischer von jener hohen, künstlerischen Anschauung durchdrungen gewesen wäre, die Devrient in der Schauspielkunst eine der wichtigsten Bildungsanstalten erblicken ließ, deren gewissenhafte Pflege er für eine unbedingte Nothwendigkeit, für eine Pflicht des Staates hielt, nein, Fischer nützte dem Institute durch die Vorarbeiten, die nöthig sind, um ein dramatisches Werk zum Leben zu bringen. — Karl Fischer wurde am 4. Februar 1801 in Wien geboren und beabsichtigte ursprünglich nach abgelegtem Examen als Jurist in der Welt sein Glück zu versuchen, zog es aber vor, seiner Lust und Liebe zum Theater zu folgen, und betrat die Bühne im Theater an der Wien im Jahre 1824 als Held und Liebhaber, wurde später Direktor, gab auch mit einer deutschen Operngesellschaft in Paris Vorstellungen, die einen besonderen Glanz erhielten durch seine stimmlich hochbegabte Frau, den berühmten Tenoristen Haizinger und andere bedeutende Gesangsgrößen. Aber das Glück war ihm nicht hold. Sowohl seine Direktion des Aachener Theaters, als auch das große kostspielige Unternehmen in Frankreich raubten ihm sein Vermögen. — Man kann von Karl Fischer nicht sprechen, ohne seiner Frau zu gedenken, die, eine geborene Beatrix Schwarzböck,

Digitized by Google

eine Zierde nicht nur der Karlsruher, sondern der deutschen Oper überhaupt war. Fischer lernte Fräulein Schwarzböck in Wien kennen, wo sie als Schauspielerin wirkte. Sehr bald entdeckte er an ihr eine der Ausbildung werthe Gesangsstimme, die sich so herrlich entwickelte, daß sie eine phänomenale genannt werden muß und die junge, sehr schöne Künstlerin sehr bald zu den ersten Gesangsgrößen der deutschen Oper gesellte. Namentlich absolvirte sie in Berlin verschiedene höchst erfolgreiche Gastspiele; der dortige, zur Zeit ebenso berühmte, als später berüchtigte Kapellmeister Spontini, der unter Hohn und Spott des gegen ihn aufgebrachten Publikums den Taktstock und sein Amt niederlegen mußte, setzte alles in Bewegung, die selten begabte, die Berliner durch ihren Gesang und ihr treffliches Spiel bezaubernde Sängerin für die preußische Hofoper zu gewinnen, aber Großherzog Leopold fesselte sie 1835 durch einen lebenslänglichen Vertrag an Karlsruhe (Bad. Biographieen I, 250 f.). Das Fischer'sche Ehepaar verblieb nun an dem badischen Hoftheater bis zu seinem Tode, der Frau Fischer am 16. September 1885 abrief, nachdem Karl Fischer ihr am 30. Januar 1884 im Tode vorangegangen war. Letzterer war ebenfalls im Jahre 1835 für die Hofbühne gewonnen worden, der er nach den verschiedensten Richtungen hin in nicht genug zu schätzender Weise bis zu seinem Ende angehörte. — Alles, was von einem dem Theater Angehörigen nur gefordert werden kann, wußte und verstand er. Als Darsteller war er nicht von Bedeutung, aber er half, durch ein außerordentlich glückliches Gedächtniß unterstützt, durch schnelle Uebernahme bedeutender Rollen der Verwaltung oft aus großen Verlegenheiten; dabei war er sehr musikalisch und konnte im Orchester als Geiger einen Platz ausfüllen; in der Oper sang er Rollen, wie den Gefangenen in Ferdinand Kortez; bei seiner gründlichen Bildung konnte er die Funktionen eines Regisseurs übernehmen, wurde dann Oberregisseur, interimistischer Direktor und zog sich hochbetagt als Ehrenmitglied des Hoftheaters zurück. — Fischer war keine feine künstlerische Natur, stand aber mit seinen reichen Erfahrungen dem von ihm hochverehrten Meister Devrient, sich diesem gern unterordnend, kräftig zur Seite. Ihm war ein großes Arrangirtalent eigen, und mit Virtuosität verstand er es, Volks- und Gesellschaftsscenen herzustellen, komplizirte Dekorationen mit Leichtigkeit herzurichten. Dieses eigene Talent war so ausgebildet, daß er sich die höchste Anerkennung sogar von Fachmännern zuzog bei Aufstellung der Schlachten aus den Befreiungskriegen, die in militärischen Kreisen zur Zeit in der That Aufsehen erregten. Dabei war Fischer ein liebenswürdiger, lebhafter, witziger, geistvoller Mann, ein Ehrenmann, der sich viele ihm treu anhängende Freunde und hohe Auszeichnungen erworben hatte; seine Brust schmückte das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen-Orden und der preußische rothe Adlerorden IV. Klasse. Mit ihm ging ein stets geistesfrischer, weltkluger, vielerfahrener, der Bühne, der er 50 Jahre lang treu und erfolgreich gedient hatte, mit ganzer Seele ergebener Mann zur ewigen Ruhe. Wird von tüchtigen, gewissenhaften Mitgliedern des Großh. Hoftheaters gesprochen, darf Fischer sicherlich nicht ungenannt bleiben. Rudolf Lange.

Leopold Heinrich Fischer.

Der Lebensgang L. H. Fischers zeigt wenig Wechsel der Scene; sein Sarg wurde geborgen in dem Boden, auf welchem seine Wiege stand und den er nie auf längere Zeit verlassen hat. Leopold Heinrich Fischer wurde am 19. Dezember 1817 zu Freiburg im Breisgau geboren, erhielt seine Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt und machte seine Studien an ihrer Universität. Nach einem kurzen Aufenthalte in Wien ließ er sich in der Heimath als praktischer Arzt nieder. Doch gab ihm die Ausübung des ärztlichen Berufs wenig Befriedigung und seine Liebe gehörte den Naturwissenschaften. So habilitirte

Digitized by Google

sich Fischer im Herbste 1845 in der medizinischen Fakultät der altehrwürdigen Albert-Ludwigs-Universität mit der Befugniß, Vorlesungen über Zoologie und Mineralogie zu halten. Im Sommer 1854 wurde ihm unter Ernennung zum Professor extraordinarius die erledigte Lehrkanzel der Mineralogie und Geognosie übertragen, deren Ueberweisung in die philosophische Fakultät noch in demselben Jahre erfolgte. Im Frühjahr 1855 erhielt er die Direktion der mineralogisch-geognostischen Sammlung und wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Dreimal, 1866/67, 1870/71 und 1875/76 stellte ihn das Vertrauen seiner Kollegen als Prorektor an die Spitze der Universität. Durch volle 80 Semester waltete er treu und unermüdlich seines Lehramts. Am 1. Februar 1886 schloß er die Augen nach langem, schwerem Leiden. — Die wissenschaftliche Persönlichkeit Fischers kann man nicht besser charakterisiren, als indem man ihn einen lebenslang Lernenden nennt. Seine Entwicklung fällt in eine Epoche so raschen intensiven und extensiven Wachsthums der Naturwissenschaften, daß es der ganzen Kraft des einzelnen Forschers bedurfte, um dem Fortschritt auch nur auf einem Gebiete folgen zu können. Die Gestaltung seiner Lebensverhältnisse zwang Fischer, das Arbeitsfeld, auf welchem er sich so ganz heimisch gemacht hatte, die Insektenkunde, in einem Lebensalter zu verlassen, in welchem die Erwerbung des Rüstzeuges zu neuer Arbeit anfängt schwer zu werden. Es hätte ihm nahe gelegen, nach seinem Uebertritt zur Mineralogie seine reichen zoologischen Kenntnisse zu benutzen und sich der Paläontologie zuzuwenden. Aber es war nicht seine Art, es sich leicht zu machen, und so sehen wir ihn eifrig beschäftigt mit spezieller Mineralogie und Petrographie. Wo immer sich neue Bahnen für mineralogische Forschung öffnen, finden wir ihn als einen der ersten, der sie begeistert einschlägt. Er war kein Spezialist, der in enggezogenem Kreise sich tiefer und tiefer eingräbt und eben dadurch die Umgebung mehr und mehr aus dem Gesichtsfelde verliert. So nachhaltig und gründlich auch seine Beschäftigung mit einem Thema ist, er strebt stets vom Einzelnen zum Allgemeinen und das führt ihn immer auf neues Gebiet. Dieser Zug in seinem Wesen bedingt und erklärt die große Mannigfaltigkeit der bearbeiteten Themata, welche bei dem Ueberblick über die lange Reihe seiner wissenschaftlichen Publikationen von 1843 bis zu seinem Tode überrascht. — Das erste Jahrzehnt gehört der Zoologie, beginnend mit seiner Inauguraldissertation (Enumeratio coleopterorum, circa Friburgum indigenarum) und seiner Habilitationsschrift (Ueber die Käferschuppen, 1846) und gipfelnd in seinem großen Werke Orthoptera europaea, Leipzig 1853, mit welchem sich der noch junge Forscher eine weithin geachtete Stellung unter den zoologischen Systematikern erwarb. Dann beginnt mit der Uebernahme der mineralogisch-geognostischen Lehrkanzel eine Serie mineralogischer und petrographischer Studien, anfangs noch, um geologisch zu sprechen, in Wechsellagerung mit zoologischen Aufsätzen. In diese Zeit fallen, um nur die wichtigeren Publikationen hervorzuheben, die Artikel über Oligoklas von Wolfach 1852, über Eusynchit 1854, über die triklinoedrischen Feldspathe in den krystallinischen Gesteinen des Schwarzwaldes 1857—1860, über eine neue Felsart, Kinzigit, 1861, über Trachyte und Phonolithe des Hegaus und Kaiserstuhls 1862, über angebliche Einschlüsse in Phonolith und Basalt 1863 und 1865, und wiederum am Ende eines Dezenniums die reifste Frucht mühsamer Arbeit, sein Clavis der Silikate, Leipzig 1864. Wieder ein Abschnitt und ein Einschlagen neuer Wege. Gewissermaßen als Vorläufer einer späteren Entwicklungsepoche erscheinen 1865 und 1866 seine Artikel über Pseudonephrit und über die in Pfahlbauten gefundenen Nephrite und nephritähnlichen Mineralien. Mittlerweile aber hält das Mikroskop seinen siegreichen Einzug in die Mineralogie, Zirkels und Vogelsangs Arbeiten eröffnen ungeahnte Perspektiven. Sofort schließt sich H. Fischer der Bewegung

Digitized by Google

an, deren hohe und nachhaltige Bedeutung er richtig erkennt. In der Art und Weise aber, wie er sich der neuen Untersuchungsmethode zu bemächtigen sucht, offenbart sich die wissenschaftliche Natur Fischers in klarster Form. Das unverdrossene Zurückgehen auf den Ursprung und die Anfänge einer Kenntnißreihe ist ihm innerstes Bedürfniß; er sucht sie historisch zu erfassen und muß den Entwicklungsgang der Gesammtheit in der eigenen Person bewußt wiederholen. Von dem so gewonnenen Standpunkt aus hält er Umschau und sucht die Ziele, an deren Erreichung er die eigene Kraft setzen will. Im Jahre 1868 erscheint sein Chronologischer Ueberblick über die allmählige Einführung der Mikroskopie in das Studium der Mineralogie, Petrographie und Paläontologie, Freiburg i. Br. Eine lange Reihe vorwiegend chemischer Bestrebungen hatte im Clavis der Silikate ihren Abschluß gefunden. Hier knüpft er an und sucht die neu gewonnene Methode in den Dienst der Mineralchemie zu stellen. Er zeigt, wie erst das Mikroskop es ermöglicht, die Homogeneität der Mineralien zu beurtheilen und dem Chemiker ein Material zu liefern, dessen Analyse über die chemische Konstitution der Mineralien wirkliche und zuverlässige Auskunft zu geben vermag. Bei seiner peinlichen Ordnungsliebe und Genauigkeit und seiner Abneigung gegen leichtfertige Speciesmacherei wird es ihm ein förmlicher Genuß, alle die schlecht und ungenügend begründeten, oder auch nur zweifelhaften Arten auf ihre Homogeneität zu prüfen, und so entstanden seine Kritischen mikroskopisch-mineralogischen Studien 1869, 1871, 1873. Trotz der beschränkten Mittel des ihm unterstellten Museums wußte er sich alle diese Stoffe zu verschaffen und hatte dann vielleicht mehr Freude daran, eine schlechte Species zu vernichten, als ihr Vater gehabt hatte, sie zu schaffen. — Diese Beschäftigung führte ihn zurück zu einem alten Lieblingsthema und nach einer Dekade vorwiegend mineralogischer Studien beginnt im Jahre 1874 mit seinem Vortrage »Ueber die Nephritfrage vom archäologisch-ethnographischen Standpunkte« in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft die lange Reihe von Untersuchungen über den Nephrit und verwandte Substanzen in mineralogischer, archäologischer und ethnographischer Beziehung, die erst mit seinem Tode zum Abschluß kam. Und auch hier, ganz besonders in seinem großen Werke, »Ueber Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften, sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung«, Stuttgart 1875, dokumentirt sich wieder in deutlichster Weise die oben gekennzeichnete Gelehrtennatur Fischers, besonders das zähe Verfolgen seines Gegenstandes bis zu erschöpfender Darstellung nach allen seinen Beziehungen und die quellenmäßige Entwicklung seiner Geschichte. — Mit dem Ergreifen des Nephrits war Fischer bei einem Gegenstande angelangt, welcher wohl für lange Zeit mit seinem Namen unzertrennlich verknüpft bleiben wird. Aus allen Ländern der Erde wurden ihm die Originalstücke zur Bestimmung eingesandt. Er setzte, um die Herkunft dieser merkwürdigen Mineralsubstanz und ihre Wanderungen zu erforschen, nicht nur seine Freunde und Korrespondenten in Bewegung, die deutsche Diplomatie in China und Persien mußte für ihn Nachfrage und Umschau halten. Er führte Briefwechsel in Sprachen, die er zum Theil erst zum Zweck seiner Nephritstudien erlernte. Und damit er gewissermaßen auch wissenschaftlich den Kreislauf des Lebens vollende, führte ihn der Nephrit zur organischen Welt zurück. Anthropologie, Urgeschichte der Menschheit und Ethnographie beschäftigten ihn eingehend in den letzten Lebensjahren. Davon hinterläßt er ein glänzendes Zeugniß in der von ihm begründeten ethnographischen Sammlung der Freiburger Universität. — H. Fischer war eine mittheilsame Natur. Was er trieb und studirte, beherrschte ihn gewissermaßen; er lebte jeweils im Banne einer bestimmten Gedankenreihe, aus welchem er Befreiung suchte durch Anregung anderer, durch Diskussion mit seinen Freunden und Bekannten und durch lehrsame Mittheilung des von ihm Erforschten. Darin

Digitized by Google

lag seine Kraft und zugleich seine Schwäche als Lehrer. In seinen Vorlesungen schweifte er gern von dem augenblicklichen Gegenstande derselben ab auf jene Nebengebiete, denen er seine Aufmerksamkeit gerade zuwandte. So war er denn nicht immer ein streng systematischer Lehrer, aber er regte an, gewann die Aufmerksamkeit und das Interesse für naturhistorische Dinge und erlebte oft mit dankbarer Gesinnung, daß ihm alte Schüler aus weiter Ferne Gesehenes und Gesammeltes mittheilten. — Die ihm unterstellten Sammlungen hat er mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und nach durchaus prinzipiellen Gesichtspunkten verwaltet, die er nach reiflicher und objektiver Ueberlegung gewonnen hatte. Er erlaubte sich nicht, schöne und große Suiten der ihn besonders interessirenden Mineralien zu erwerben. Die geringen Mittel, über welche er mit peinlicher Oekonomie verfügte, wurden zunächst für die Kompletirung der Sammlung verwendet; er bestrebte sich, von jeder neu aufgestellten Mineralart einen Repräsentanten zu beschaffen. Das Mineral war ihm in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, Material zu wissenschaftlicher Forscherarbeit, nicht ein Pracht- und Schaustück, womit er die Pulte seiner Sammlung zieren wollte. Aber er betrachtete sich niemals als den alleinigen Nutznießer des mineralogischen Museums, sondern als seinen bestellten Verwalter zum Besten aller. Niemand gestattete mit größerer Liberalität die Benützung seines Materials und seiner Instrumente. Der Schreiber dieser Zeilen gedenkt mit herzlichster Gesinnung der unermüdlichen und selbstlosen Unterstützung, die Fischer dem angehenden Dozenten bot, der freundlichen Objektivität, womit er jeden Widerspruch und jede Meinungsverschiedenheit aufnahm, der steten Anregung und der warmen Anerkennung jeder wissenschaftlichen Bestrebung. — H. Fischer war eine markige, eigenartige Persönlichkeit innen und außen, die man nicht vergaß, wenn man ihr einmal im Leben nahe getreten war — ein Schwarzwaldkind mehr, als ein Sohn der sonnigen Rebgelände, in denen er geboren war. Die schwere, knochige Gestalt, mit dem starken Haupte, vorn übergebeugten, fast fallenden Ganges, mit dem leicht erregten, leidenschaftlichen blauen Auge in tiefer Höhle unter buschiger Braue deutete auf eine schwer zugängliche, in sich geschlossene Individualität. Anspruchslos bis zur Gleichgiltigkeit gegen die holden Güter dieses Lebens, ein abgesagter Feind von Prunk und Schein, fast ohne alle Vorurtheile der Bildung und des Standes, abhold jeder demonstrativen Gefühlskundgebung — so fehlte seinem Wesen bis zu gewissem Grade die gefällige Anmuth. Der Verkehr mit ihm war nicht immer leicht, da er den Verhältnissen keine Rechnung zu tragen gesonnen war, sobald es sich um Grundsätze handelte, und die Sachen erschienen ihm leicht in prinzipieller Beleuchtung. — Man ahnte nicht hinter dieser fast schroffen Gebahrung und Erscheinung die helle Freude an Theater und Musik, welch letztere er ausübend und schaffend mit vielem Talente trieb, die heitere gesellige Natur, die den Umgang mit Kindern und Heranwachsenden in ungewöhnlichem Maße liebte und pflegte. — Nach seiner ganzen Anlage eine leicht und hocherregbare Persönlichkeit, hatte er sich selbst wunderbar geschult und gestattete seinen heftigen Impulsen keine Herrschaft über sich. Er hatte sein Leben ganz nach sittlichen Grundsätzen geregelt; der lebendige kategorische Imperativ, unnachsichtig streng gegen sich und andere, gab er sogar seiner leidenschaftlichen Liebe zur Arbeit nur soweit nach, wie er es glaubte verantworten zu können. Selbst ohne Familie, lebte er allein seinem Amte und den Pflichten gegen die verwaisten Kinder eines früh verstorbenen Bruders und gegen seine Mitmenschen. Mit unerschütterlicher Treue und warmer Empfindung bewahrte er seine freundschaftliche Gesinnung den Personen, die er einmal lieb gewonnen hatte. — H. Fischer war aufgewachsen in den Anschauungen eines etwas doktrinären Liberalismus und blieb den Traditionen desselben durch sein ganzes Leben hin treu. Daraus entspringt seine

Digitized by Google

opferwillige Antheilnahme an allen Bestrebungen um die Aufklärung und Fortbildung der niederen Volksklassen. So weit Muße und Gesundheit es gestatteten, war er immer gern bereit zu Vorträgen über wissenschaftliche Dinge in den Arbeiterbildungsvereinen und — obgleich sonst nicht eigentlich ein Redner — verstand er vorzüglich hier den richtigen Ton zu treffen. Auch sein Anschluß an die altkatholische Gemeinde entsprang wohl mehr seinem liberalen Pflichtbewußtsein, als einem eigentlich religiösen Bedürfniß. Seinen bürgerlichen und politischen Pflichten kam er streng und gewissenhaft nach. Seiner durchaus idealen, man möchte sagen abstrakten Natur, lag die Würdigung der realen Mächte des Lebens auch im Staate fern, und so konnte es nicht fehlen, daß er dem Gange der politischen Entwicklung Deutschlands bis zum Jahre 1869 oft fremd und unzufrieden gegenüber stand. Erst das Jahr 1870 brachte auch ihm die innere Versöhnung mit und die ungetrübte Freude an den vaterländischen Dingen. — Die Verdienste Fischers um die Universität wurden durch mehrfache Beweise der landesherrlichen Gnade belohnt, seine wissenschaftlichen Bestrebungen trugen ihm manche Ehrenbezeugung von gelehrten Körperschaften ein. Trotzdem war sein Lebensgang weniger reich an äußerem Schmuck und glänzenden Erfolgen, als an Arbeit und Entsagungen. Aber ihm war des Menschen schönstes Loos beschieden: zu leben und zu sterben ohne inneren Widerspruch, im ungestörten Frieden mit sich selbst. (H. Rosenbusch in dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1886, Bd. II.)

Mathias Föhrenbach,

geboren am 16. April 1766, war der Sohn eines Landmannes in Siegelau, einem Seitenthal des romantischen Elzthales. Er besuchte die Dorfschule bis zu seinem 12. Jahr und entwickelte so viele Fähigkeit und Lust zum Lernen, daß er studiren durfte. Wir legen einen besonderen Werth auf dieses »dürfen«, das in der Regel den tüchtigern Mann ausprägt, denen gegenüber, die studiren sollen. Seine Gymnasialstudien machte er in Thennenbach, nach Aufhebung der dortigen Klosterschule bei den Benediktinern in Villingen, zuletzt in Freiburg. Er hatte das Glück, die Hochschule daselbst in dem Zeitpunkt zu beziehen, da Josephs II. freier Geist Licht und Wärme in seine Hochschulen trug, und seine hochherzige Sorge für die Pflege der Wissenschaft auch Freiburg mit klassisch gebildeten Lehrern ausstattete. Dem kräftigen, für eine klare Weltanschauung geschaffenen Jüngling war vorzüglich Jakobi's Unterricht und Umgang anziehend und wohlthätig; noch im späten Alter erkannte er, daß durch Jakobi sich ihm der Blick in das Gebiet des Wissens erhellt und sein wissenschaftliches Streben eine bestimmte Richtung erhalten habe. Nach vollendeten Rechtsstudien und rühmlich bestandenen Staatsprüfungen war Föhrenbachs Wunsch und Absicht, einige ausländische Hochschulen zu besuchen, er ließ sich aber durch das für den Jüngling ehrenhafte und in mancher Beziehung erwünschte Anerbieten der Stadt Waldshut, ihn zu ihrem Syndikus zu erwählen, abhalten. Vom August 1794 bis zum Spätjahr 1803 verwaltete er als solcher die Rechtspflege erster Instanz und die Rechtspolizei in Waldshut, als einer mit Gerichtsbarkeit begabten breisgauischen Provinzialstadt. Unter der Regierung des Erzherzogs Ferdinand im Jahr 1803 wurde er als Rath in das Kollegium der Landrechte, den Gerichtshof für den Adel, die Geistlichkeit und die Beamten, berufen und bald nachher zum Mitglied des Conseffes (Ständischen Ausschusses) und zum Syndikus des 3. Standes (der Städte und Gemeinden) ernannt. Es war dies die Blüthezeit von Föhrenbachs Geschäftsleben; seinen Neigungen entsprach das ihm anvertraute Referat in staatsrechtlichen Geschäften, bei deren Leitung seine Einsicht und Thätigkeit volle Anerkennung fand; sein Entwurf einer neuen Geschäftsordnung für

Digitized by Google

die breisgauischen Stände wurde mit Beifall aufgenommen. Eine Deputation, zu deren Mitglied Föhrenbach ernannt war, erhielt den Auftrag, die Bestätigung derselben in Wien einzuholen und bei dieser Gelegenheit noch andere Interessen des Landes wahrzunehmen. Allein der Preßburger Friede, in welchem der Breisgau an Baden abgetreten wurde, machte den Beziehungen dieser Landestheile zu Oesterreich ein Ende. Nun wurde eine Deputation nach Karlsruhe abgeschickt, der neben dem Präsidenten, Freiherrn von Baden und einem Mitgliede des Ritterstandesamts Föhrenbach als Syndikus angehörte, um dem damaligen Kurfürsten, nachherigen Großherzog Karl Friedrich die erste Huldigung seines neuen Landes darzubringen. — Schmerzlich empfand Föhrenbach die im Jahre 1806, sogleich nach dem Anfall des Landes an Baden, ausgesprochene Aufhebung der Stände. Er wurde als Oberamtmann nach Waldshut versetzt und stand dem dortigen ausgedehnten Oberamt, welches damals 30,000 Seelen zählte, mit Anstrengung und Ausdauer bis zum Jahre 1819 vor. Auch hier hatte er den Schmerz, die alten ihm werthen Zustände des westlichen Schwarzwaldes, die Fueros jener Waldgemeinden, in raschem Organisationseifer, seiner dringenden Gegenvorstellungen ungeachtet, aufgehoben und dadurch den Grund zu vielen Wirren und Verdrießlichkeiten, namentlich in der Grafschaft Hauenstein, gelegt zu sehen. In die Zeit seiner Amtsführung fallen mehrere ehrenvolle Aufträge; er verabredete in Gemeinschaft mit Staatsrath Ruth im Jahre 1806 und 1807 mit den Abgeordneten des Kantons Aargau den Staatsvertrag wegen der sehr schwierigen Verhältnisse des Frickthals, welcher nach einigen Modifikationen im September 1808 ratifizirt und durch das Regierungsblatt des Jahrs 1809 verkündet wurde; er schloß mit Schaffhausen einen Vertrag über Zoll und Straßengeld zu Gunsten der bedrängten Grafschaft Bonndorf, brachte mit Aargau einen Separatvertrag zu Stande wegen des gegenseitig auszuliefernden Kirchenvermögens und besorgte die Abtheilung des zwischen den badischen Gemeinden Hohenthengen und Herdern und der Aargauer Stadtgemeinde Kaiserstuhl gemeinschaftlichen Vermögens. — Im Jahre 1819 erhielt Föhrenbach, nachdem er zu der seinen Wünschen und Ansprüchen nicht entsprechenden Stellung eines Kreisrathes bei dem Kreisdirektorium in Offenburg ausersehen war, auf den Vorschlag des Oberhofrichters v. Drais, der ihn bei Besitznahme des Breisgaues kennen und schätzen gelernt hatte, die Ernennung zum Oberhofgerichtsrath, welche Stelle er bis zum 41. Dienstjahr, nämlich bis zum Jahr 1835, geschätzt von seinen Kollegen und wohlthätig für die Rechtspflege wirkend, bekleidete. — Gleich ehrenvoll war die Laufbahn Föhrenbachs als Deputirter. Schon bei dem Beginn der Landtage im Jahr 1819 wurde er von dem Aemterwahlbezirk Säckingen und Laufenburg erwählt, und da ihn das Loos am Schluß des Jahres 1820 zum Austritte traf, so wurde er zum zweitenmal mit dem Vertrauen des Wahlbezirks beehrt. Als Beweise seiner regen Theilnahme an den landständischen Verhandlungen dienen fünf von ihm begründete Motionen, namentlich jene zur Verbesserung der Prozeßordnung und des Amtsrevisoratswesens, sein Votum vom 16. Juni 1819 in der Frage der Zehntablösung, wo er gegen den Antrag auf Umwandlung in eine ständige Rente sprach und voraussagend mit den Worten schloß: »es gibt nur Ein ausreichendes Mittel zur Abschaffung der Zehnten, die wirkliche Ablösung«, endlich sein Kommissionsbericht über den ersten Entwurf der Gemeindeordnung, in welchem er die Ueberzeugung aussprach: »das erste Erforderniß zum Gedeihen der Gemeinden bestehet in einer möglichst freien und ungestörten Regsamkeit«. — Der Landtag des Jahres 1822 ernannte ihn zu seinem Präsidenten und gab ihm reichliche Gelegenheit, während einer siebenmonatlichen sehr oft stürmischen Sitzung seine Charakterfestigkeit und seine ruhige Haltung zu beweisen, wenn er mit Parteilosigkeit die Streitenden in die Schranken der Geschäftsordnung zurückführte. —

Digitized by Google

Nach der Auflösung des Landtags und der darauf gefolgten Anfeindung der ständischen Elemente fühlte Föhrenbach tief, wie schwierig es sei, unter solchen Verhältnissen die Pflichten des Deputirten mit der Stellung im Staatsdienst zu vereinigen, wünschte sich von dem Landtage zurückzuziehen, aber dem ehrenden Antrag der Bürger seiner neuen Vaterstadt, Mannheim, nachgebend, erschien er als deren Deputirter auf dem Landtage von 1825, und war einer von den dreien, welche gegen die Umänderung der Verfassung sprachen und stimmten. — Von seiner Opposition sagte er damals: »ich darf versichern, daß ich nie einer andern Opposition angehört habe und angehören werde, als welche freies redliches Forschen nach Wahrheit und freies bescheidenes Urtheil anspricht«, und er hat auch in der Folgezeit und unter sehr veränderten Verhältnissen redlich Wort gehalten. Da der Verlauf der Landtagsverhandlungen seinen Wünschen nicht entsprach legte er seine Deputirtenstelle nieder. Eine andere Konstellation rief ihn wieder auf die Tribüne. Er war im Jahre 1831 abermals der Abgeordnete der Stadt Mannheim und wurde wieder, wie 1822, zum Präsidenten gewählt. Auch diesmal, da die liberale Partei unter den Einflüssen der Vorgänge in Frankreich und ungehindert durch eine wohlmeinende und verfassungsfreundliche Regierung auf allen Gebieten eine Ausdehnung und Vermehrung der Volksrechte anstrebte, war die Stellung des Präsidenten eine schwierige, und der leidenschaftliche Streit um die Fragenstellung ließ öfter ernste Wolken über die Stirne des Präsidenten ziehen, dessen würdige Haltung ebenso sehr von dem Fürsten als von den Abgeordneten anerkannt wurde. — Auch dem Landtag von 1833 wohnte Föhrenbach noch bei, aber nicht mehr mit Behagen. Seinen Grundsätzen treu bleibend, erschien er den Männern des übereilten Fortschrittes als ein Mann des Stillstandes, während ihre Gegner den Präsidenten des Landtages von 1831 fühlen ließen, daß sie seiner nicht mehr bedurften. Anders dachte der Landesherr, Großherzog Leopold, welcher am Schluß dieses Landtages Föhrenbach durch Verleihung des Ordens vom Zähringer Löwen auszeichnete. War mit diesem Landtag die politische Wirksamkeit Föhrenbachs beendet, so veranlaßten ihn die Beschwerden des Alters und die Abnahme der Kräfte nicht lange nachher, im Jahre 1835, sein Amt niederzulegen und sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Er wählte die Stadt, in welcher er eine glückliche Jugendzeit verlebt hatte, Freiburg, zum ferneren Wohnort und starb daselbst am 21. Oktober 1841. Aus seiner mit Nannette, geb. Brogli aus Waldshut geschlossenen glücklichen Ehe gingen zwei Söhne hervor, Anton, der 1871 als Oberingenieur in Offenburg starb und August, Geh. Regierungsrath (gest. 1872), dessen zwei Söhne, den Ueberlieferungen des Vaters und Großvaters folgend, als hervorragend tüchtige Verwaltungsbeamte dem Staate dienen. (Auf Grundlage eines Nekrologs im »Breisgauischen Landboten« von 1841 Nr. 89 und mit Benützung von Familienaufzeichnungen.)

v. Weech.

Albert Förderer

wurde in Rastatt am 3. März 1828 geboren. Seine Lehrer in der Volksschule, besonders der alte, vielbewährte Lehrer Eckert, dem Förderer zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte, gaben die erste Veranlassung, daß der von Hause aus ganz arme, talentvolle Knabe auf das Lyceum seiner Vaterstadt kam. Er absolvirte dasselbe stets unter den Ersten seiner Klasse, trotzdem er mit Stundengeben noch seiner Familie die Sorge für das Leben tragen helfen mußte. — In der obersten Klasse 1848 auf 1849 erkrankte Förderer, so daß man allgemein an seinem Aufkommen zweifelte, weil man die Krankheit für Schwindsucht hielt. Sein Kranksein befreite ihn von obligatem wie freiwilligem Mitmachen während der Revolution. So kam es, daß er mit Muße und als Rekonvaleszent den

Digitized by Google

revolutionären Vorgängen und deren Folgen in seiner Vaterstadt anwohnen konnte. — Er hat seine desfallsigen Erlebnisse später, im Jahre 1881, unter dem Titel »Erinnerungen aus Rastatt 1849« veröffentlicht. — Im Spätjahr 1849 bezog er, wieder gesund geworden, die Universität Freiburg. Da damals kein Konvikt bestand und die Theologen von ihren Stipendien und, so weit diese nicht hinreichten, von eigenen Mitteln leben mußten, übernahm Förderer, um sich durchzubringen, eine Hauslehrerstelle bei der Familie Wessenberg. Im Herbst 1852 verließ er, nach vorzüglicher Absolvirung seiner theologischen Studien, die Universität, um in St. Peter sich unmittelbar auf das Priesteramt vorzubereiten. Den 10. August 1853 zum Priester geweiht, erhielt er seine erste Stelle als Vikar in Waibstadt. Schon unterm 12. Mai 1854 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Achern versetzt und im Juli 1855 als Pfarrverweser nach Lahr. — Diese Pfarrei, eben erst neu errichtet, bestand meist aus armen, dem Arbeiterstande angehörigen Katholiken, zu denen auch die Glaubensgenossen in Burgheim und Dinglingen zählten. Förderers Tüchtigkeit als Seelsorger bewog den Erzbischof Vicari, ihm, dem jüngsten unter den Kompetenten, die nicht schlecht dotirte Pfründe im Jahre 1862 definitiv zu übertragen. Auch als Religionslehrer am Gymnasium wirkte Förderer sehr anregend, und alle seine Schüler aus jener Zeit reden mit großer Anerkennung von seinem desfallsigen Wirken. — Mit dem Jahre 1868 trat Förderer auch in das politische Leben ein. Im Frühjahr des genannten Jahres wurde in Offenburg die Gründung eines katholischen Blattes für den Kreis Offenburg beschlossen, Förderer nicht ohne Widerstreben seinerseits zum Redakteur ernannt und Lahr als Druckort bestimmt. — Das Blatt, der »Anzeiger für Stadt und Land«, wurde auf Aktien gegründet, die Förderer später, als dasselbe sich rentirte, abzahlte, und so Herr desselben wurde. Es hat seinen Namen in die badische Welt und weiter hinausgetragen und erschien zuerst nur zweimal, bald aber dreimal wöchentlich, begann mit ca. 1000 Abonnenten und kam später auf 5000. An diesem Erfolge war der Redakteur allein schuld. Förderer hatte das seltene Talent, geistreich und populär zugleich zu schreiben und vertheidigte mit großem Geschick, mit Milde und Mäßigung die religiösen und politischen Grundsätze der katholischen Volkspartei. So wurde Förderer schnell außerhalb seiner Pfarrgemeinde bekannt und 1871 vom Wahlbezirk Gengenbach-Haslach zum Landtagsabgeordneten gewählt, nachdem er vorher schon Abgeordneter zur Kreisversammlung des Kreises Offenburg gewesen war. Er blieb Vertreter dieses Wahlbezirks bis zum Jahre 1887, wo körperliches Leiden ihn zwang, eine Wiederwahl abzulehnen. — Förderer gehörte stets zu den hervorragendsten Mitgliedern der badischen Ständekammer. Er war kein glänzender, hinreißender, aber ein äußerst sachlicher und ruhiger Redner und zeigte sich erfahren in allen Zweigen des Staats- und Volkslebens. Er hatte ein reiches Wissen nicht bloß in Folge seiner Welterfahrung, sondern als Frucht seiner Belesenheit auf allen Gebieten, in denen ein wahrhaft gebildeter Mann in unserer Zeit daheim sein muß. — Förderer war darum in jeder Gesellschaft gerne gesehen und wußte sich in jeder zu bewegen. Sein Wissen und sein Humor machten ihn überall beliebt. — Aber auch die Interessen der Stadt Lahr, mit denen er nach so langer Thätigkeit in derselben innig verwachsen war, gingen ihm stets nahe, und Lahrs erster und ältester Bürger, der Freiherr v. Lotzbeck, hielt sehr viel auf den Pfarrer Förderer, der stets auch Zutritt zur Kasse des reichen Fabrikanten hatte, wenn es irgendwie Noth that. — Die aufreibende und vielseitige Thätigkeit Förderers, der noch lange neben seinem »Blättle« die immer größer gewordene Pfarrei zu versehen hatte, zog ihm ein nervöses Herzleiden zu, das ihn viele Jahre lang plagte und ihn oft dem Tod nahe zu bringen schien. Waren diese Anfälle vorüber, so traten bei ihm alsbald der alte Humor und die alte Arbeitskraft in ihre Rechte.

Digitized by Google

Mehrere Jahre hindurch suchte er jeweils einige Wochen im Sommer Erholung und Linderung im schweizerischen Kurort Engelberg, von dem er oft und gerne erzählte. In den letzten zwei Jahren vor seinem Tode trat die Krankheit mit immer zunehmender Heftigkeit auf; sein Geist aber blieb frisch. Sein »Blättle«, das ihm namentlich während des Kulturkampfes viele Bitterkeiten und Angriffe brachte, war sein »Liebling«, wußte er ja, daß er Tausenden von Lesern eine Freude mache und für eine gute Sache wirke. Es wurde ihm der »Anzeiger« aber mit der Zeit auch eine wohlverdiente Einnahmsquelle. Sein schönes Vermögen hat er durch den »Anzeiger« verdient. — Schon 1874 hatten die Pfarrer des Landkapitels Lahr ihren beliebten Konfrater Förderer zum Dekan gewählt, und lange Zeit hindurch verwaltete er auch das Amt eines Erzbischöfl. Schulinspektors. Im Februar 1887 feierte er unter allgemeiner Betheiligung der Stadtgemeinde Lahr sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als katholischer Pfarrer von Lahr. Doch bald mochte ihn sein jetzt öfter, wenn auch schwächer sich wiederholendes Herzleiden an sein Ende mahnen. Am 16. Januar 1888 setzte er sein Testament auf, worin namentlich seine Pfarrkirche reich bedacht war. Bald darauf ließ er sich auch auf dem Kirchhofe der Stadt eine Gruft einrichten und über ihr ein großes steinernes Kruzifix. Er hatte so wohl Ahnungen eines baldigen Todes, aber an ein Ende, wie es ihn ein Jahr später getroffen, konnte keine menschliche Seele denken. — Am Nachmittag des 23. Januar 1889 trat ein Stromer in sein Arbeitszimmer, überreichte Förderer einen Zettel, auf dem die Worte standen: »Schurke, deine Uhr ist abgelaufen, rette deine Seele« — und stürzte alsbald mit einem Messer auf sein Opfer los. Achtundzwanzig Stiche, die meisten tödtlich, gab der Unmensch dem Wehrlosen, der nach furchtbarem Ringen ihm erlag. Der Mörder war ein verkommener Buchbindergeselle, Richard Ada aus Aach, Amts Engen. Sein Motiv war Haß gegen die Geistlichkeit, hervorgerufen durch kirchenfeindliche Lektüre. Er ging schon einige Zeit mit dem Gedanken um, irgend einen hervorragenden Geistlichen zu tödten. Auf seinen Stromerzügen kam er in die Nähe von Lahr, wo er früher gearbeitet, wurde wegen Bettelns verhaftet und in die Stadt transportirt. Im Gefängnisse reifte der Plan, an dem ihm bekannten Dekan Förderer seine Rache zu kühlen. Kaum entlassen, schritt er zur That, deren er sich, nachdem sie vollbracht, noch rühmte. Er büßte sie mit dem wohlverdienten Tode. — Die Ermordung Förderers rief eine ungeheure Erregung im ganzen Lande hervor und in allen Kreisen der Bevölkerung gab sich die schmerzlichste Theilnahme und die gewaltigste Entrüstung kund. Eine in Lahr nie gesehene Menschenmenge sammelte sich am 26. Januar um die Bahre des Ermordeten und gab ihm das Geleit zur letzten Ruhestätte, wo Förderers ältester Freund, Dekan Lender, die Leichenrede hielt. Die katholische Pfarrgemeinde Lahr hatte ihren geliebten Seelsorger, die Stadt einen hochgeachteten Bürger, das katholische Volk einen warmen und gewandten Vertheidiger seiner Interessen und die katholische Geistlichkeit des Landes eines ihrer hervorragendsten Mitglieder verloren. Sein Andenken wird ein langes sein. Hansjakob.

Rudolf von Freydorf.

Indem Heinrich v. Treitschke im zweiten Bande seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert von den ersten süddeutschen Verfassungskämpfen berichtet, betont er, daß die Lehrzeit, welche der deutsche Süden in den Anfängen seiner konstitutionellen Entwicklung durchmachte, »der Welt nach langer Zeit zum ersten Male wieder zeigte, welchen Schatz Deutschland an der alten Kultur, an der schlicht bürgerlichen Bildung und dem warmherzigen Gemeinsinn seines Oberlandes besaß«. In die Jahre, deren Signatur auf solche Weise gekennzeichnet ist, fällt die Jugendzeit des badischen Staatsmannes, dessen Andenken die

Digitized by Google

nachstehenden Zeilen gewidmet sind. — Rudolf v. Freydorf, am 28. Februar 1819 zu Karlsruhe geboren, war der Sohn des Großherzoglich badischen Generals und späteren Kriegsministers Karl Wilhelm Eugen v. Freydorf, eines Mannes, der in jungen Jahren auf dem Schlachtfelde durch Tapferkeit ausgezeichnet, sich als hervorragender militärischer Organisator erwies und in den fünfzehn Jahren, in welchen er das Kriegsministerium verwaltete, sich um die tüchtige Ausbildung des badischen Armeecorps allgemein anerkannte Verdienste von bleibender Bedeutung erwarb. (Badische Biographien I, 258 f.) — Auf dem Lyceum seiner Vaterstadt vortrefflich unterrichtet und von da zur Universität Heidelberg übergegangen, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, hatte Rudolf v. Freydorf durch die amtliche Stellung seines Vaters frühzeitig Gelegenheit, die verschiedenen politischen Strömungen, wie sie sich auch in einem kleineren Staate mit einer so leicht erregten und bewegten Bevölkerung wie Baden mit mancherlei Wechsel in der von der Regierung und von den Parteien der Volksvertretung eingeschlagenen Richtung geltend machten, kennen zu lernen. Namentlich war er in der Lage, einen tiefen Einblick in die großen Schwierigkeiten zu thun, die sich insbesondere für den Kriegsminister eines kleineren Staates daraus ergaben, daß er die Verpflichtungen gegen den Bund und die Rücksicht auf die militärischen Neigungen einflußreicher fürstlicher Personen in Einklang zu bringen hatte mit der durch die Lage der Staatsfinanzen vorgeschriebenen Sparsamkeit und den Wünschen einer zur Ausdehnung ihres Einflusses stets geneigten und die Geltendmachung ihrer Rechte eifersüchtig wahrenden Volksvertretung. Auf solche Weise erwarb sich der junge Freydorf gleichzeitig eine gründliche Kenntniß des konstitutionellen Wesens mit seinen mannigfachen Reibungen und gewundenen Wegen, wie der Schäden und Gebrechen, welche die durch die Bundesverfassung organisirte Zersplitterung der Kräfte in dem großen deutschen Vaterlande im Gefolge hatte. Nicht minder aber reifte, an das würdige Vorbild des ausgezeichneten Vaters sich anlehnend, in dem talentvollen Juristen die klare und feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer unerschütterlich starken Autorität und Exekutivgewalt der Regierung in einem monarchischen Staate. Die in Baden lebhafter als in den meisten anderen Staaten des deutschen Bundes die Gemüther erregende und einen großen Theil der jüngeren Männer mit sich fortreißende Bewegung des Jahres 1848 war deßhalb nicht im Stande, Rudolf v. Freydorf in den Zauberkreis hineinzuziehen, in dessen Wirbeln und Strudeln so manchen talentirten und einer schönen Zukunft gewissen jungen Mann ein bedauerliches Schicksal ereilt hat. So wenig er sich gegen die berechtigten Ideen dieser Bewegung abschloß, so entschieden er namentlich die nationale Seite derselben ergriff und hoch hielt, so ließ er sich doch durch die verführerischen Klänge phrasenhafter Beredtsamkeit, denen so viele nicht widerstehen konnten, keinen Augenblick irre machen, den Grundsätzen treu zu bleiben, die er für gut, recht und heilsam erkannt hatte. Auch hier leuchtete ihm das Beispiel des Vaters voran. Als der Kriegsminister v. Freydorf zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Regierung sich in ihrem Bestreben, den Volkswünschen entgegenzukommen, zu weit von dem Pfade ablenken ließ, den er seither mit Kraft und Eifer verfolgt hatte, als er die Organisation der Bürgerwehren, die Herausgabe von Waffen an dieselben, die Massenbeförderung von Unteroffizieren zu Offizieren gegen seine wohlerwogene und wohlbegründete Ansicht durchgeführt werden sah, erkannte er, daß die Anschauungen der übrigen Mitglieder des Ministeriums von den seinigen weit abwichen, und erbat seinen Abschied. Ebenso handelte in der bescheidenen Stellung, die er damals inne hatte, Freydorf der Sohn. Da er wohl fühlte, daß die Regierung, welche den Radikalismus bekämpfen wollte, ohne den Radikalen wehe zu thun, es nicht gern sah, wenn einer ihrer Beamten deren Haß

Digitized by Google

mit Entschiedenheit und mit Gleichgiltigkeit gegen die Volksgunst durch sein mannhaftes und unerschrockenes Auftreten auf sich zog, trat er aus dem Staatsdienste zur Anwaltschaft über und fand in diesem Berufe während der Jahre 1848 und 1849 als Stellvertreter von Hofgerichtsadvokaten vor den Mannheimer Obergerichten erwünschte Gelegenheit zur Ausbildung im mündlichen Vortrage. Der Rücksichten ledig, welche seine Eigenschaft als Staatsdiener ihm auferlegt hatte, machte Freydorf es sich zur Aufgabe, der revolutionären Partei, wo er es vermochte, mit Aufbietung aller Mittel entgegenzutreten, und gehörte bald zu den wenigen entschlossenen Männern in Mannheim, denen die Aufständischen Rache schwuren. Im Verein mit einigen gleichgesinnten Freunden und den in Mannheim zurückgebliebenen Offizieren und Mannschaften des dort garnisonirenden Dragonerregiments gelang es ihm, am 21. Juni 1849 der Ausführung der von den revolutionären Gewalthabern gehegten Pläne zuvorzukommen, die Besetzung der Stadt durch die preußischen Truppen und damit die Wiederherstellung der Ordnung herbeizuführen. In den Papieren der verhafteten Umsturzmänner wurde der Nachweis aufgefunden, daß Freydorf mit einigen anderen Gesinnungsgenossen bestimmt war, von den Revolutionären als Geisel abgeführt zu werden. — Als die rechtmäßige Regierung nach Niederwerfung der Revolution wieder eingesetzt war, wurde der thatkräftige Mann sofort wieder für den unmittelbaren Dienst des Staates gewonnen und zunächst zum Assessor am Hofgericht zu Freiburg i. Br. und bald darauf zum Hofgerichtsrath ernannt. In dieser Stellung hatte er zugleich die Stellvertretung des Staatsanwalts zu versehen und sah sich, als im Jahre 1852 nach dem Tode des Großherzogs Leopold der Konflikt zwischen Staat und Kirche durch die Auflehnung des Erzbischofs von Freiburg gegen die Staatsgesetze zum Ausbruche kam, mit der Aufgabe betraut, die gerichtliche Verfolgung der ungehorsamen Kirchendiener zu leiten. Er kam dieser Aufgabe, bei deren Durchführung er sich mit manchen seiner bisherigen politischen Freunde in scharfem Gegensatze befand, mit der gleichen Energie nach, die er früher gegen die demokratischen Gesetzesverächter an den Tag gelegt hatte. Er hat es damals und später nie geglaubt, daß die von so vielen begrüßte Mission der Kirche, als eine der Säulen der Staatsordnung zu dienen, vereinbar sei mit dem Anspruche des Ultramontanismus, den ihm mißliebigen Staatsgesetzen den Gehorsam zu versagen. — Als in den Karlsruher Regierungskreisen die Meinung die Oberhand gewann, daß der Konflikt mit der Freiburger Kurie nicht durch Anwendung der Staatsgesetze, sondern durch Verhandlungen mit Rom seiner Lösung entgegenzuführen sei, schien wohl der energische Staatsanwalt in Freiburg nicht mehr am richtigen Platze zu sein. Im Jahre 1857 wurde v. Freydorf zum Staatsanwalt bei dem Hofgericht und Oberhofgericht in Mannheim ernannt. Von entscheidendem Einflusse auf seine Zukunft wurde es, daß er in dieser Stellung in nahe Beziehungen zu dem ausgezeichnetsten Juristen des Landes, dem damaligen Oberhofrichter Dr. v. Stabel trat. Denn als mit dem Sturz des Konkordats und dem Beginn einer allen frischen Kräften des Landes hochwillkommenen liberalen Aera Herr v. Stabel das Justizministerium übernahm und alsbald auch die Reform der Justizgesetzgebung in Angriff genommen wurde, gedachte der Minister der hervorragenden Befähigung und Arbeitskraft wie der bewährten Gesinnung, die er an Freydorf hatte hochschätzen lernen, und beantragte beim Großherzog dessen Berufung als Rath in das Justizministerium. An dem für das Rechtsleben des Großherzogthums so wichtig gewordenen Gesetzgebungswerk, welches sich im Wesentlichen charakterisirt durch die Durchführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, die kollegiale Einrichtung der Gerichte, die Theilnahme des bürgerlichen Elementes an der Rechtsprechung, arbeitete Freydorf im Ministerium und als Regierungskommissär in den Kammern mit großem Eifer und Erfolge mit.

Digitized by Google

Dabei waren seine Blicke immer auch auf die allgemein deutschen Angelegenheiten gerichtet. Er gehörte seit der Wiederbelebung der nationalen Bestrebungen mit voller Ueberzeugung der Partei an, welche die Einigung Deutschlands in der Form eines Bundesstaates unter Preußens Führung anstrebte. Es konnte daher für ihn kein Zweifel obwalten, nach welcher Seite seine Sympathien sich zu wenden hätten, als die Lösung der deutschen Frage in dem Kampf zwischen Oesterreich und Preußen sich vorbereitete, in welchem er mit Bedauern sein Heimathland unter den Gegnern Preußens erblickte. Ohne Zögern folgte Freydorf deßhalb auch, als die kriegerischen Ereignisse auf den böhmischen Schlachtfeldern in wenigen Tagen die Entscheidung herbeiführten, dem Rufe seines Landesfürsten, der ihm, auf Antrag des Staatsministers Mathy, die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Die ersten Pflichten, welche das neue Amt ihm auferlegte, waren keineswegs angenehme. Er hatte mit dem General v. Manteuffel in Würzburg über den Waffenstillstand zu unterhandeln, der am 3. August 1866 zum Abschluß kam, sodann in Berlin die Friedensverhandlungen zu führen, deren Ergebniß, der Vertrag vom 17. August, Baden schwere Opfer auferlegte. Aber er hatte auch gleichzeitig die Genugthuung, durch Unterzeichnung des Allianzvertrages mit Preußen, der dem König von Preußen im Kriegsfall den Oberbefehl auch über die badischen Truppen übertrug, bei der Feststellung der ersten Grundlagen für den neu zu schaffenden deutschen Staat thätig sein zu dürfen, die Bürgschaft einer besseren Zukunft, für welche er in dem Vertrag vom 4. Juni 1867 über die Fortdauer des deutschen Zollvereins eine weitere Bekräftigung erblickte. In vollkommenem Einvernehmen mit seinen Kollegen im Ministerium Mathy, Jolly, später auch v. Beyer, v. Dusch und Ellstätter, war Freydorf in den Jahren, die dem Kriege von 1866 folgten, unausgesetzt bestrebt, dessen Ergebnisse durch Herbeiführung der möglichsten Uebereinstimmung der Gesetzgebung Badens, insbesondere aber der militärischen Einrichtungen, mit jenen des norddeutschen Bundes für seine Heimath fruchtbringend zu machen und auf solche Weise direkt, indirekt aber durch thunlichste Verhinderung des im Prager Frieden für zulässig erklärten Abschlusses eines Sonderbundes der süddeutschen Staaten den Eintritt Badens in den norddeutschen Bund anzubahnen. Die absolute Verpflichtung, die sich für Baden aus den Allianzverträgen ergab, in jedem Fall, in dem es sich um eine nationale Angelegenheit handelte, den casus foederis anzuerkennen, lag für ihn außer allem Zweifel. Die Luxemburger Frage fand ihn bereit, sofort die Mobilmachung des badischen Kontingents zu beantragen. Den Andeutungen, als ob Preußen weder den Willen noch die Macht besitze, den Oberrhein in einem Krieg mit Frankreich zu schützen, wie solche wohl von demokratischen und ultramontanen Gegnern der nationalen Politik in der badischen Kammer gemacht wurden, trat Freydorf mit größter Schärfe entgegen. In der gespannten Lage, die auf die Dauer für die Minister eines in seiner Haltung ziemlich isolirten Mittelstaates sehr schwierig zu werden drohte, war der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gewissermaßen eine Befreiung. Der französische Gesandte in Karlsruhe, Graf Mosbourg, gab, als ihm seine Pässe mit dem Bedeuten zugestellt wurden, daß sich, nach der an Preußen gelangten Kriegserklärung, auch Baden als im Krieg mit Frankreich befindlich betrachte, seiner achtungsvollen Anerkennung darüber Ausdruck, daß Herr v. Freydorf ihn nie über die Stellung im Unklaren gelassen hatte, die Baden in dem nunmehr eingetretenen Falle einnehmen würde. Die Erbitterung über diese Haltung des kleinen Nachbarstaates war in Frankreich groß. Herrn v. Freydorf lag es ob, durch diplomatische Intervention des russischen Reichskanzlers festzustellen, daß die bekanntlich mit den brutalsten Drohungen begleitete Behauptung des französischen Ministeriums, als ob Baden der Konvention über Nichtgebrauch von Sprenggeschossen nicht beigetreten sei, auf

Digitized by Google

Unwahrheit beruhte. — Mit seinem Kollegen, dem Staatsminister Dr. Jolly, begab sich Freydorf, sobald die Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands begannen, nach Versailles. Und freudigen Herzens stimmte er allen hochherzigen Entschlüssen seines Landesherrn zu, durch welche dieser, unter freiwilligem Verzicht auf eine Reihe von Rechten, auf die er auch unter der Herrschaft der Reichsverfassung hätte Anspruch erheben können, einer der eifrigsten Förderer des nationalen Einigungswerkes wurde. — Auch nach dem Friedensschluß war Freydorf, so lang er im Amte war, an seinem Theil für den Ausbau der Reichseinrichtungen unausgesetzt thätig. Als Mitglied des Bundesraths gehörte er den Ausschüssen für Justizwesen, für die Verfassung, für auswärtige Angelegenheiten und für Elsaß-Lothringen an und nahm insbesondere auch an den Vorberathungen der dem Reichstag vorzulegenden großen Justizgesetze eifrigen Antheil. In seinem Heimathlande, wo nunmehr, in Vereinfachung der bestehenden Organisation der höchsten Staatsbehörden, das Ministerium des Großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen mit dem Justizministerium vereinigt wurde, war Freydorf in seiner Stellung als Präsident dieses kombinirten Ministeriums eine reiche Thätigkeit vorbehalten. Schon im Jahre 1868, als Freydorf vorübergehend dem Justizministerium vorstand, war unter seiner Leitung der Entwurf des Gesetzes über die Beurkundung des bürgerlichen Standes und die Förmlichkeiten bei Schließung der Ehen ausgearbeitet worden. Von 1871 ab ist die Regelung der Jurisdiktionsverhältnisse mit den übrigen deutschen Staaten, des Strafvollzugs in allen Strafanstalten, des Gebührenwesens, die Vereinfachung der Gerichtsorganisation, die Erhöhung der Besoldungen der Richter bei gleichzeitiger Verminderung des Justizpersonals, neben Einführungsgesetzen und Verordnungen zu verschiedenen Reichsgesetzen als Ergebniß seiner Amtsführung zu erwähnen. — Als im September 1876 Staatsminister Dr. Jolly vom Großherzog seine Entlassung erbat und erhielt und in Folge dessen auch die übrigen Mitglieder des Staatsministeriums dem Landesherrn ihre Portefeuilles zur Verfügung stellten, wurde Freydorf in den Ruhestand versetzt. Seinen Sitz in der Zweiten Kammer als Vertreter der Stadt Durlach, den er seit 1867 einnahm, behielt er noch auf zwei Landtagen bei, bis er im Jahre 1881 sein Mandat niederlegte, um dem verdienten Abgeordneten des Amtsbezirks Durlach, Friderich, welcher einem konservativen Gegner hatte weichen müssen, den sofortigen Wiedereintritt in die Kammer zu ermöglichen. Die ihm nach seiner Pensionirung gegönnte Muße benutzte Freydorf zu eifriger literarischer Thätigkeit. Nachdem er schon im Jahre 1865 »Erläuterungen zum allgemeinen Theil der neuen badischen Civilprozeßordnung« herausgegeben, nahm er jetzt von aktuellen Vorgängen Anlaß zur Ausarbeitung größerer Aufsätze in Zeitschriften, auch eines (anonym erschienenen) Buches über die mecklenburgische Verfassungsfrage, deren Geschichte und gegenwärtigen Stand (Leipzig, F. A. Brockhaus 1877). Eine Reihe anderer politisch-literarischer Arbeiten hatte er noch in Angriff genommen oder geplant. Auch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Wahlen zum badischen Landtag im Jahre 1883 den bewährten Freund der nationalen Sache und eines gemäßigten Liberalismus dem aktiven politischen Leben zurückgegeben haben würden. Sein rüstiger Körper versprach ihm ein hohes Alter und andauernde Arbeitsfähigkeit. Um so schmerzlicher wurde die große Zahl der Verehrer und Freunde Freydorfs überrascht, als die Kunde durch das Land ging, daß er, noch nicht 64 Jahre alt, am Abend des 16. November 1882 plötzlich an einem Herzschlag gestorben sei. — Allgemein war in der Residenzstadt wie im ganzen Lande das Bedauern über den Hingang des ausgezeichneten Mannes, und auch in anderen deutschen Staaten, wo er vielfache amtliche und persönliche Verbindungen hatte, wurden Aeußerungen tiefen Bedauerns und aufrichtiger Theilnahme laut. Von den

Digitized by Google

höchsten Autoritäten im Reiche sind seine Verdienste stets anerkannt worden. Kaiser Wilhelm I. schenkte ihm — wie er nach Freydorfs Tod seiner Wittwe durch den königl. preußischen Gesandten mit dem Ausdruck seiner Theilnahme sagen ließ — »seine ganze Achtung und sein Vertrauen«. Auch der Reichskanzler Fürst Bismarck gedachte bei diesem Anlaß »mit Dankbarkeit der thätigen Mitwirkung des Herrn v. Freydorf bei der Grundlegung unserer Reichszustände«. Nicht minder hat der Großherzog seine Theilnahme an dem gerechten Schmerz der Hinterbliebenen eines seiner treuesten Diener zu erkennen gegeben. — Dem öffentlichen Leben des Großherzogthums Baden wurde durch Freydorfs Tod ein Charakter von hervorragender Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Vornehmheit der Gesinnung entrissen, ein ritterlicher, loyaler Mann, dessen Alle, die dienstlich oder persönlich mit ihm in Berührung kamen, mit unbeschränkter Hochachtung gedenken. Von Natur wohlwollend und jovial, weder ein pedantischer Splitterrichter noch ein kleinlicher Nachträger, wurde er nur dann schroff und in seiner Polemik unerbittlich streng, wenn er bei dem Gegner Mangel an Anstand und Wahrheit vermuthete. Den Führern der ultramontanen Partei in der badischen Kammer ist er oft mit einer Schärfe entgegengetreten, die seiner sonstigen Urbanität fremd war. Wenn er dies that, handelte er im Gefühl einer Verpflichtung, gegenüber welcher alle anderen Rücksichten verstummen mußten. Seinen Freunden war er in unwandelbarer Treue ergeben. Wie er noch im Alter die Erinnerung an die schöne Studienzeit hochhielt und mit lebhaftem Interesse die Entwicklung des Heidelberger Corps »Suevia«, dem er als Student angehört hatte und als Ehrenmitglied zeitlebens eng verbunden blieb, verfolgte, so bewahrte er auch den Genossen dieser Jugendzeit, mochte das Leben ihr Geschick freundlich oder ungünstig gestaltet haben, wenn sie nur den Grundsätzen treu blieben, zu denen sie sich schon als »Burschen« bekannt, eine nie versagende Anhänglichkeit. — Schon in vorgerückterem Alter vermählte sich v. Freydorf, kurze Zeit nachdem er Minister geworden, mit einer ebenso schönen als geist- und gemüthreichen Dame, Freiin Albertine v. Cornberg. Seine überaus glückliche Ehe war mit zwei zur Freude der Eltern hoffnungsvoll heranwachsenden Söhnen gesegnet. Mit seiner jungen Frau, mit den talentvollen Söhnen, als Mittelpunkt eines großen geselligen Kreises, den die Anmuth seiner Gemahlin meisterhaft zu beleben und zu einer Vereinigung bedeutender Menschen aus allen Schichten der guten Gesellschaft zu machen verstand, erhielt v. Freydorf sich jung und frisch. So wurde er abgerufen in voller Rüstigkeit des Körpers und Geistes, und seine Freunde werden seiner immer gedenken, als eines der wenigen Glücklichen, denen es vergönnt ist, bis zu letzten Stunde, sich selbst getreu, sich und anderen zur Freude, ein reiches und schönes Dasein auszuleben. (Allgemeine Zeitung 1882 Nr. 343 Beilage.)

v. Weech.

Heinrich Gustav Ludwig Freiherr von Freystedt

wurde am 1. September 1809 in Bruchsal geboren, während sein Vater, der spätere General v. Freystedt (vgl. Bd. I, S. 261) an der Spitze seines Dragonerregiments im österreichischen Feldzuge focht. 1812 kamen die Eltern nach Karlsruhe, wo v. Freystedt den ersten Unterricht empfing, 1824 konfirmirt wurde und im gleichen Jahre ins Kadettenhaus eintrat. Am 29. September 1825 wurde er Lieutenant im damaligen Dragonerregiment von Geusau in Bruchsal und machte 1827 eine größere Reise durch Deutschland, während welcher er 4 Monate hindurch in Berlin den Unterricht in der Lehreskadron mitmachte. Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold wurde v. Freystedt 1830 nach Karlsruhe in das Garde-Dragonerregiment versetzt und begleitete als Adjutant seines Vaters denselben auf einer außerordentlichen Sendung an die Höfe von

Digitized by Google

Darmstadt, Weimar, Berlin, Petersburg, Warschau, Stockholm und Kopenhagen. 1832 hielt er sich 6 Monate in Wien auf, um bei Oberbereiter v. Weihroter, damals der ersten Autorität im Reitfach, sich in der Reitkunst weiter auszubilden. 1838 folgte eine größere Reise nach Oberitalien, im Herbst des gleichen Jahres eine solche nach England und Schottland im Interesse der Verbesserung der heimathlichen Pferdezucht. 1841 wurde v. Freystedt Rittmeister und (nach damaliger Bezeichnung) Eskadronskommandant, in welcher Stellung er die Jahre 1848/49 durchlebte und durchkämpfte. 1850 machte er mit seiner Eskadron den sechshundertstündigen Ritt durch Deutschland nach Arnswalde, wo dieselbe garnisonirt werden sollte; aber wenige Wochen darauf hatte er sie wieder in die Heimath zurückzuführen. 1851 wurde er Major im 2. Dragonerregiment, 1854 Oberstlieutenant im 3. Dragonerregiment, im gleichen Jahr Kommandant des 2. Dragonerregiments (welches einst auch sein Vater geführt hatte), 1856 Oberst, 1860 Generalmajor und Brigadekommandant der Reiterei. 1866 nahm er seinen Abschied. 1877 wurde ihm durch die Gnade des Kaisers die Ernennung zum Generallieutenant ertheilt. Während seiner zweinndvierzigjährigen aktiven Dienstzeit erhielt er 1852 das Ritterkreuz I. Klasse und später das Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. — v. Freystedt verheirathete sich 1833 mit Aloyse v. Blonay aus Lausanne. Aus dieser Ehe wurden ihm 2 Söhne und 2 Töchter geboren. Die beiden ersten starben früh; die Töchter (Frau Gräfin Aguado und Frau Roux) fanden in der Ferne eine neue Heimath. Nachdem die erste Gattin 1837 bei der Geburt der zweiten Tochter gestorben war, verehelichte sich v. Freystedt zum zweitenmal mit Freiin Mathilde v. Mentzingen, welche mit ihm über 45 Jahre in glücklicher Ehe lebte und ihm den einzigen überlebenden Sohn gebar (jetzt Oberstlieutenant a. D. und Hofmarschall des Erbgroßherzogs von Baden). — Seit seinem Eintritt in den Ruhestand lebte v. Freystedt theils in Karlsruhe, theils auf seinem Gute bei Istein. Sein Alter war ein glückliches durch gute Gesundheit, durch ausdauernde Geistesfrische, durch die Liebe seiner Gattin und seiner Kinder, durch den Umgang mit bewährten und treuen Freunden. Im letzten Jahre zeigten sich die Anfänge des Leidens, dem er schließlich erlag. Nach nur kurzer eigentlicher Krankheit starb er den 8. Mai, Mittags 3 Uhr, im Alter von 75 Jahren 8 Monaten 8 Tagen. — Soldat mit Leib und Seele, namentlich eifriger und begeisterter Kavalleriſt, hat v. Freystedt in seiner langen Dienstzeit seine Pflicht stets getreu erfüllt und sich als ergebener Diener seines Fürsten und des Fürstlichen Hauses bewährt. Energisch und thätig, auch wohl einmal heftig zufahrend, war er doch auch freundlich, wohlwollend und dienstbereit gegen Jedermann, darum geschätzt von seinen Vorgesetzten, wie von seinen Untergebenen. Den Seinen war er ein liebevoller guter Gatte und Vater, seinen Freunden ein treuer Freund. Ehre seinem Andenken! (Karlsruher Zeitung 1885 Nr. 120, Beil.)

Nicolaus Friedreich

wurde am 31. Juli 1825 in Würzburg geboren. Sein Großvater, Nicolaus Friedreich, war Kliniker daselbst; sein Vater war der auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin bekannte Arzt und Schriftsteller J. B. Friedreich. Nachdem Friedreich sechs Jahre in Würzburg und Heidelberg Medizin studirt und im August 1850 Staatsexamen und Doktorpromotion absolvirt hatte, war er drei Jahre lang Assistent am Juliusspitale zu Würzburg, das damals unter der Leitung von Marcus stand. Im Jahre 1853 habilitirte er sich in Würzburg auf Grund seiner »Beiträge zur Lehre von den Geschwülsten innerhalb der Schädelhöhle« und hielt Vorlesungen über innere Medizin, insbesondere diagnostische Kurse. Als im Jahre 1857 Virchow einem Rufe nach Berlin folgte, wurde

Digitized by Google

Friedreich zum Extraordinarius für pathologische Anatomie in Würzburg ernannt. Aber schon im Februar 1858 wurde er, 32 Jahre alt, als Direktor der medizinischen Klinik und Professor der Pathologie und Therapie nach Heidelberg berufen. In dieser Stellung blieb er 24 Jahre lang, bis zu seinem Tode. Dies der äußere Rahmen, der ein nach den verschiedenen Richtungen wirkungsreiches Leben umschließt. — Frühzeitig versuchte sich Friedreich auf literarischem Gebiete. Schon als Student hatte er eine von der philosophischen Fakultät in Würzburg gestellte Preisaufgabe aus dem Gebiete der Botanik gelöst, wofür er in späteren Jahren das Doktordiplom als Doktor der Philosophie erhielt. Demnächst folgte 1849 eine gemeinsam mit C. Gegenbaur ausgeführte Untersuchung über den Schädel des Axolotl. Daran reiht sich die schon erwähnte Habilitationsschrift und aus der Würzburger Dozentenzeit eine Reihe kleinerer Abhandlungen klinischen und pathologisch-anatomischen Inhaltes. Den mächtigsten Einfluß auf die Richtung dieser Arbeiten, sowie überhaupt auf den ganzen wissenschaftlichen Entwicklungsgang Friedreichs übte entschieden Virchow aus. Als Schüler Virchows und in persönlichem Verkehr mit ihm hat er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, »die Prinzipien cellular-pathologischer Anschauungen in sich aufgenommen, die ihm für seine klinische Thätigkeit sichere Leitsterne geworden sind in dem Labyrinthe pathologischer Vorgänge«. Die pathologisch-anatomische Richtung Friedreichs spricht sich auch in seinen späteren bedeutungsvollsten Werken aufs unzweideutigste aus. Es ist unmöglich, an diesem Orte alle Arbeiten Friedreichs aufzuzählen und kritisch zu beleuchten. Es sind deren nicht weniger als acht selbständige größere Werke und 51 theils kleinere, theils umfangreiche Abhandlungen, die der Mehrzahl nach in Virchows Archiv und im Deutschen Archiv für klinische Medizin publizirt sind. — Mit besonderer Vorliebe bearbeitete Friedreich Fragen aus dem Gebiete der Diagnostik. Unter den hierher gehörigen Arbeiten ist eine der frühesten diejenige »Ueber die diagnostische Bedeutung der objektiven Höhlensymptome«, wenn auch in negativem Sinne, für die Cavernendiagnostik von Bedeutung geworden. Die Abhandlungen über den Venenpuls, über die Diagnose der Herzbeutelverwachsungen, über Doppelton an der Cruralarterie, über die Perkussion des Kehlkopfes und der Trachea, über die respiratorischen Aenderungen des Perkussionsschalles am Thorax, sowie die erst im Jahre 1881 erschienenen »Beiträge zur physikalischen Untersuchung der Blutgefäße« legen insgesammt nicht nur von seiner feinen Beobachtungsgabe, von seiner unumschränkten Herrschaft über die physikalischen Untersuchungsmethoden ein glänzendes Zeugniß ab, es sind auch die Ergebnisse dieser Forschungen in gewissem Sinne maßgebend geworden. Dasjenige Werk, das ihn zu einer anerkannten Autorität auf dem Gebiete der Diagnostik erhoben hat, sind seine »Krankheiten des Herzens«, 1861 in erster, 1867 in zweiter Auflage erschienen. Seine umfangreichste Monographie »Ueber progressive Muskelatrophie, über wahre und falsche Muskelhypertrophie« ist das Resultat langjähriger eingehender Studien. Die Bedeutung dieses Werkes ist von der Richtigkeit der von Friedreich vertretenen Anschauung über die primär-myopathische Natur sämmtlicher Formen von progressiver Muskelatrophie völlig unabhängig; sein Schwerpunkt liegt vielmehr darin, daß hier zum ersten Male das gesammte über diese und verwandte Formen der Erkrankung vorhandene Material mit unendlichem Fleiße zusammengetragen, kritisch gesichtet und durch zahlreiche eigene anatomische und klinische Untersuchungen kontrolirt und ergänzt wurde. Die gedankenreichsten Exkurse in die schwierigsten Gebiete der Physiologie und Pathologie, die sich in diesem Buche finden, lassen in ihm vielleicht mehr als in irgend einer andern Publikation Friedreichs seine tiefe, allseitige medizinische Durchbildung erkennen. Als eine seiner hervorragendsten Leistungen auf verwandtem Gebiete verdient noch die für die Geschichte der Tabes dorsalis bedeu-

Digitized by Google

tungsvolle Arbeit »Ueber degenerative Atrophie der spinalen Hinterstränge« und »Ueber Ataxie mit besonderer Berücksichtigung der hereditären Formen« besondere Erwähnung. Aber damit ist sein Arbeitsgebiet in keiner Weise umgrenzt; die übrigen Abhandlungen bewegen sich auf den verschiedensten Gebieten der Pathologie und pathologischen Anatomie; die Vielseitigkeit seiner literarischen Produktion ist überraschend. In manchen seiner Publikationen spricht sich auch die therapeutische Richtung auf's entschiedenste aus; ich erinnere an die von ihm vorgeschlagene Behandlung der Trichinose mit Pikrinsäure, der Extrauterinschwangerschaft mit Morphiuminjektionen, des Erbrechens der Schwangeren mit Bromkalium. Alle Arbeiten Friedreichs aber, die kleinsten wie die umfangreichsten, tragen ein gemeinsames charakteristisches Gepräge: aufgebaut auf dem festen Grunde der pathologischen Anatomie, zeichnen sie sich aus durch eine universelle historische und Literaturkenntniß, durch ein allseitiges Erfassen und Beherrschen des Stoffes, durch die Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung. So fruchtbar seine schriftstellerische Thätigkeit, so bedeutend war Friedreichs Ruf als Arzt. Von allen Welttheilen strömten Kranke herbei, um ihn zu konsultiren. Das Vertrauen, das er bei Hoch und Nieder in gleichem Maße genoß, seine glänzenden Erfolge verdankte er ebensowohl seinem diagnostischen Scharfblick und therapeutischen Können, als seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und seinem edlen Charakter. Schon seine äußere Erscheinung machte auf die Kranken einen wohlthuenden Eindruck. Der edle, wie aus Erz gegossene Kopf, die hohe, gebietende Stirne, der ernste, dabei doch milde Blick, jene eigenthümliche Mischung von Sanftmuth und würdevoller Ruhe in Wesen und Sprache, das alles zusammen übte einen unwiderstehlichen Zauber aus. Wenn Friedreich am Krankenbette erschien, verstummte die Klage und neue Hoffnung belebte den Kranken. — In den Kranken seiner Abtheilung erblickte er nicht blos das Material zum Unterricht und zur Forschung, sie waren ihm in erster Linie kranke Menschen, denen er als theilnehmender Arzt und fühlender Mensch gegenüber stand. Er hatte in seiner Klinik für den ärmsten Patienten ein freundliches Wort, für jeden Wunsch des Einzelnen ein offenes Ohr, für seine Bedürfnisse ein treues Gedächtniß. Seine Krankenbehandlung war einfach, aber durchdacht und konsequent; er huldigte nichts weniger als übertriebenem Skeptizismus oder gar therapeutischem Nihilismus. Er suchte nach Mitteln und glaubte fest an die Wirksamkeit seiner Verordnungen. Diese feste Zuversicht theilte sich den Kranken mit und flößte ihnen Vertrauen und Hoffnung ein. — In besonders naher Beziehung stand Friedreich zu dem Großherzoglich badischen Hofe. Schon kurz nach seiner Berufung nach Heidelberg wurde er wiederholt zur Konsultation mit den Leibärzten beigezogen, bald aber wurde sein Rath bei allen wichtigen Vorkommnissen als unentbehrlich betrachtet. Und er hat dieses Vertrauen stets zu rechtfertigen gewußt. Ob es sich nun um die körperliche Erziehung der fürstlichen Kinder oder um fürsorgliche Anordnungen für die ganze Familie oder um ernste Krankheitsfälle handelte, stets war er rechtzeitig zur Stelle und erwies sich immer als weitblickender Rathgeber und als treuer, aufopfernder Pfleger, letzteres noch bis in seine letzten Lebensjahre hinein, als es ihm wohl schon schwer fiel und er der eigenen Schonung bedurft hätte, was er aber standhaft verbarg. — Als klinischer Lehrer war Friedreich einfach und klar. Glänzende Dialektik, Haschen nach Effekt waren ihm völlig fremd. Er ging von dem Grundsatze aus, daß es für die Studirenden nicht darauf ankomme, eine möglichst große Zahl von Fällen zu sehen, sondern vor allem darauf, an einer beschränkten Anzahl wichtiger, allseitig untersuchter und besprochener Fälle die Methode der Krankenuntersuchung zu erlernen. Minutiöse Sorgfalt in Erhebung der Anamnesen und der objektiven Untersuchung, insbesondere mittelst der physikalischen Methoden, die er in seltenem Maße beherrschte, Klarheit und Prä-

Digitized by Google

zision im Ausdruck, Sicherheit in der Diagnose machten seine Klinik außerordentlich lehrreich. — Man kann nicht von Friedreichs Lehrthätigkeit sprechen, ohne des Verhältnisses rühmend zu gedenken, das ihn mit seinen Assistenten und den der Klinik nahe stehenden Dozenten verknüpfte. Mit großem Geschick wußte er tüchtige Kräfte nicht nur zu gewinnen, sondern auch dauernd an sich und die Klinik zu fesseln. Er unterstützte und förderte sie auf jegliche Art und versorgte sie in edelmüthigster Weise mit reichlichem Materiale zum Unterricht und zur wissenschaftlichen Forschung. Nur so ist es verständlich, daß manche seiner Assistenten viele Jahre lang in ihrer Stellung verblieben, nur so versteht es sich, daß aus seiner Schule außer einer großen Zahl tüchtiger und gesuchter Aerzte auch nicht wenige Männer hervorgegangen sind, deren Namen als Lehrer und Forscher in den verschiedensten Zweigen der medizinischen Wissenschaft einen guten Klang haben. — Als Friedreich nach Heidelberg berufen wurde, traf er die medizinische Klinik in bescheidenen Verhältnissen an. Im dritten Stockwerk des damaligen Krankenhauses, der jetzigen Kaserne, standen ihr etliche sechzig Betten zur Verfügung, wozu noch auf dem Dachstuhle etwa dreißig Betten für Hautkranke kamen. An Hilfskräften fand er zwei Assistenten und etwa vier bis fünf Krankenwärterinnen vor. Heute vermag die medizinische Klinik in drei Pavillons und zwei Baracken nahezu zweihundert Kranke aufzunehmen; es stehen ihr vier Assistenzärzte und ein Wartepersonal von nahezu zwanzig Köpfen zu Gebote. Diesen Aufschwung hat Friedreich zum großen Theil selbst mit herbeigeführt. Das größte Verdienst, das er sich um die äußere Gestaltung der medizinischen Klinik erworben, liegt ganz gewiß darin, daß er mit an der Spitze jener Männer stand, welche die Nothwendigkeit eines neu zu erbauenden akademischen Krankenhauses eingehend begründeten. Als dann der Neubau bewilligt und in Angriff genommen wurde, hat er an den Arbeiten der Baukommission den thätigsten Antheil genommen und insbesondere der inneren Einrichtung und Ausstattung seiner eigenen Abtheilung bis auf die kleinste Einzelheit hinaus die sorgfältigste Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Als im Jahre 1876 die Räume des sogenannten kleinen Seminars verlassen und das schöne neue Krankenhaus bezogen wurde, da mußte ein stolzes Bewußtsein die Brust des Mannes schwellen, der seinen Lieblingswunsch verwirklicht sah. — Wer so wie Friedreich die medizinische Klinik in trefflicher Weise leitete, dabei einer enormen Konsultativpraxis nachzukommen wußte und noch Zeit für die bedeutendsten literarischen Leistungen erübrigte, der mußte über eine eminente Arbeitskraft verfügen und dem Grundsatze huldigen: Nulla dies sine linea. Unausgesetzt hat er gearbeitet von seiner Studentenzeit bis wenige Tage vor seinem Tode. — Sein rastloser Drang zur Arbeit, seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue ließen ihn seine ärztliche und klinische Thätigkeit noch fortsetzen zu einer Zeit, da das von ihm selbst schon seit Jahren erkannte qualvolle, unheilbare Leiden erschreckende Dimensionen angenommen hatte und er sich jeden Augenblick der Möglichkeit einer plötzlichen Katastrophe bewußt war. Aus zarter Rücksicht für seine Gattin Josephine, geb. Lauk, die ihm in achtundzwanzigjähriger Ehe eine treue und liebevolle Gefährtin war, suchte er den wahren Charakter seiner Krankheit möglichst lange vor der Welt zu verbergen. Noch in den ersten Tagen des Februar 1882 hielt er Klinik; noch wenige Wochen vor seinem Ableben ertheilte er Konsultationen in seinem Hause; zwei Tage vor seinem Tode schloß er die letzte Arbeit ab. Heldenmüthig ertrug er während dreier Jahre ein schweres Geschick, die wenigen, die um sein Leiden wußten, mit tiefem Mitleid und aufrichtiger Bewunderung erfüllend. — Am 6. Juli 1882 im 57. Lebensjahre verschied er an den Folgen eines Aneurysma der Brustaorta. — In Friedreich verlor Deutschland einen weltbekannten Arzt, die Universität Heidelberg einen gefeierten Lehrer, die medizinische Wissenschaft

Digitized by Google

einen ihrer hervorragendsten Vertreter. Sein ungewöhnlicher, von der reichsten Erfahrung getragener diagnostischer Scharfblick, die Klarheit und Präzision seiner Vorträge am Krankenbett, die große Bedeutung und Vielseitigkeit seiner literarischen Leistungen erhoben Friedreich zu einem Kliniker ersten Ranges. Ehre seinem Andenken! (A. Weil in der Berliner klinischen Wochenschrift. 19. Jahrgang 1882 Nr. 29, S. 454, und desselben Worte der Erinnerung an N. Friedreich, gesprochen in der medizinischen Klinik am 10. Juli 1882. Heidelberg 1882. Vgl. ferner: N. Friedreich. Erinnerungen von Dr. A. Kußmaul in dem Deutschen Archiv für Klinische Medizin 32. Band 1882, S. 191 ff. und Zur Erinnerung an N. Friedreich von Rud. Virchow in dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin 90. Band [Achte Folge Band 10] S. 213 ff. *

Andreas Fries

wurde am 2. November 1811 in Wertheim geboren; seine Eltern waren brave aber ganz unbemittelte Bürgersleute, und trübe Erfahrungen mit vielfachen Entbehrungen haben schon in früher Jugend ein ernstes Streben in dem Knaben angeregt und ihn frühe an strenge Arbeit gewöhnt. Trotz vollständiger Mittellosigkeit gelang es dem jungen Fries, im Lyceum seiner Vaterstadt Aufnahme zu finden und dasselbe bis zur obersten Klasse durchzumachen. In den ersten Jahren fand er manche Unterstützung, in den letzten schaffte er sich selbst die Mittel durch Ertheilung von Privatstunden. — Dem damaligen Direktor der Anstalt, Föhlisch, der als Philologe und Schulmann sich einen geachteten Namen erworben und mit seiner, klassischer Bildung eine edle, humane Gesinnung verband (B. B. I, 255), hat Fries, der von ihm manche Anregung und Hilfe erfahren durfte, zeitlebens eine pietätvolle Erinnerung bewahrt. Gar gerne hätte der talentvolle und ideal angelegte Jüngling Theologie studirt; die Verhältnisse erlaubten es aber nicht, und so entschied er sich, Lehrer zu werden, was er auch nie bereut hat. — Da Fries eine weit umfassendere und höhere Bildung als andere Seminaristen besaß, so hatte er nur die obere Klasse des Seminars zu absolviren, um sich die erforderlichen Kenntnisse in den pädagogischen Fächern und im praktischen Unterrichten anzueignen. Im Frühjahr 1830 nach Wertheim zurückgekehrt, ertheilte der junge Schulkandidat erst Privatunterricht, half dann im benachbarten Waldenhausen aus und erhielt erst 1832 eine Verwendung als Unterlehrer an der Volksschule in Wertheim, die er mit einem Gehalt von 120 fl. bis zum Jahre 1839 verwaltete. — Obwohl Fries nicht blos für sich, sondern auch für seine Mutter zu sorgen hatte, arbeitete er mit großer Berufsfreudigkeit und verlor den Muth nicht. Zu seiner geistigen und beruflichen Weiterbildung trug der nähere Verkehr, in dem Fries mit den Professoren des Lyceums, besonders mit Föhlisch, Vater und Sohn, Hertlein und Platz stand, wesentlich bei. Er ließ sich besonders auch im Zeichnen und in der Naturkunde seine Fortbildung ernstlich angelegen sein und nahm bei Bauinspektor Mosbrugger Unterricht im Projektionszeichnen und im Fachzeichnen, so daß er bald als Hilfslehrer und 1839 als Hauptlehrer an der Gewerbeschule seiner Vaterstadt Verwendung fand. Schon früher hatte er auch am Lyceum das Zeichnen übernommen und einige Jahre aushilfsweise Unterricht im Deutschen ertheilt. — Fries verstand es, nicht allein anregend zu unterrichten, sondern auch durch sein frisches und liebenswürdiges Wesen einen großen erzieherischen Einfluß auf die jungen Leute auszuüben, und selten hat ein Lehrer deren Verehrung und Dankbarkeit in höherem Maße erworben als er. Die Wirksamkeit von Fries beschränkte sich aber nicht blos auf die Schule, sondern er suchte sein reiches Wissen auf alle mögliche Weise auch sonst zu verwerten und sich seinen Mitbürgern nützlich zu machen. — So half

Digitized by Google

er in Wertheim einen Gewerbeverein ins Leben rufen, war lange Zeit Sekretär der Sparkasse und auch Kommandant der Feuerwehr, zu deren Gründung er wesentlich beigetragen. Ebenso war Fries vielfach literarisch thätig. Er kannte und liebte seine fränkische Heimath wie wenige und veröffentlichte in der »Feierstunde«, einem Beiblatt des »Main- und Tauberboten«, schätzenswerthe Beiträge geschichtlichen und botanischen Inhalts. Auch fanden die von ihm gesammelten Sagen der Maingegend, die er in launiger Weise zu erzählen verstand, allgemeinen Anklang. — Fries war von Natur ein heiterer Sohn des Frankenlandes, und trotz der herben Jugend hatte er sich ein fröhliches Gemüth bewahrt. So hat er auch in der von Altersher durch ihre Geselligkeit bekannten Stadt Wertheim vielfach zur Erheiterung, aber auch zur Veredlung des Vereinslebens beigetragen und besonders als geschätzter Sänger großes Lob geerntet. — Als mit dem Jahre 1864 die Regierung die Neuorganisation der Volksschule in die Hand nahm, hat sie in der Berufung von Fries, der als Schulmann sich einen guten Namen gemacht, als Kreisschulrath für Mosbach einen glücklichen Zug gethan. Wenn er sich auch nur schwer von der lieben Heimath, mit der er durch innige Bande der Freundschaft und eines an Arbeit und Erfahrung reichen Lebens verknüpft war, trennen konnte, so bot doch der neue Beruf mit seinen vielseitigen Aufgaben und mancherlei Anregungen einen reichen Ersatz. — Durch seine umfassenden Kenntnisse und pädagogische Tüchtigkeit erwarb sich der neue Kreisschulrath bald großes Ansehen unter den Lehrern, und ob seines edlen Charakters und der aufrichtigen Theilnahme für ihre persönlichen Angelegenheiten schenkten ihm diese bald ihr volles Vertrauen. Da Fries keine Anlage zu bureaukratischer Geschäftsbehandlung hatte und auch die Gabe besaß, mit dem Volke in anregender und gewinnender Weise zu verkehren, so gelang es ihm, der neuen Schuleinrichtung im Kreise Mosbach leichten Eingang zu verschaffen und sich selbst recht beliebt zu machen. Seine Visitationsreisen suchte er zugleich zur Erweiterung seiner naturgeschichtlichen Kenntnisse zu verwerthen, und besonders als Ichthyologe hat er sich seltene Detailkenntnisse erworben. — Wenn auch Fries, ein Mann von stattlicher Figur und kräftigem Körperbau, sich einer trefflichen Gesundheit zu erfreuen hatte, so bereiteten ihm doch, nachdem er die Mitte der sechziger Jahre überschritten hatte, die auswärtigen Dienstgeschäfte besonders zur Winterszeit, manche Beschwerlichkeiten, so daß er 1879, nach fast fünfzigjähriger Wirksamkeit in der Schule, um Versetzung in den Ruhestand nachsuchen mußte. — Die langjährigen, treugeleisteten Dienste des Kreisschulraths von Mosbach wurden noch seitens des Großherzogs durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden besonders anerkannt. — Lehrer und Ortsschulräthe des Kreises Mosbach sahen Fries sehr ungern scheiden und die Stadt Mosbach hätte es gern gesehen, wenn der Pensionär dort geblieben wäre; aber es zog ihn nach der alten Vaterstadt, und diese, ganz im Gegensatz zum Sprichwort, daß kein Prophet im Vaterlande geehrt sei, nahm ihn wieder mit offenen Armen auf. — Anfangs konnte sich Fries noch vielfach geistig beschäftigen, ließ sich auch willig zu allerlei Ehrenämtern verwenden und pflegte mit alten Bekannten freundschaftlichen Verkehr. — Manch sinniges und auch scherzhaftes Gedicht zum Geburtsfeste eines Freundes ist ihm noch gelungen; selbst in lateinischer Sprache, für die er vom Lyceum her eine besondere Vorliebe besaß, hat er alljährlich einige Jubiläumscarmina gedichtet und dadurch seine Kollegen erfreut. — In den letzten Jahren aber war er leider durch Gehörleiden gezwungen, die Beziehungen zur Außenwelt fast ganz abzubrechen, und als erst noch die geschwächten Augen dem Greise das Lesen und Schreiben verboten, da war der an geselligen Umgang und persönlichen Gedankenaustausch gewöhnte, für alle Vorkommnisse des geistigen und sozialen Lebens interessirte und besonders für das Wohl unseres Vaterlandes hoch begeisterte Mann sehr übel daran und fühlte

Digitized by Google

sich recht vereinsamt. — In diesen Tagen des beschwerlichen Alters und der Krankheit genoß Fries der treuesten und liebevollsten Pflege seiner drei Töchter, welche statt der Gattin, die einen größeren Theil ihres Lebens im Irrenhause hatte zubringen müssen und vor einigen Jahren dem Gatten in die Ewigkeit vorausgegangen ist, ihm den Haushalt führten, während ein einziger Sohn in früher Jugend nach Amerika ausgewandert war. — Nachdem schon im Winter 1889/90 die Körperkräfte merklich nachgelassen, wurde Fries nach zurückgelegtem 78. Lebensjahre am 24. März 1890 von seinen Leiden erlöst. — Mit Fries ist ein edler, wackerer Mann aus dem Leben geschieden. Wo er gelebt und gewirkt, wird man sein Gedächtniß in Ehren halten, und besonders die badischen Lehrer werden dieser Zierde ihres Standes und die Stadt Wertheim einem der besten ihrer Söhne ein freundliches Andenken bewahren. (G. Wallraff in der Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 171 Beilage.)

Robert Gerwig,

ein Sohn des ehemaligen Ministerialrevisors Christian Gerwig, aus einer Pforzheimer Familie stammend, wurde am 2. Mai 1820 in Karlsruhe geboren. — In geeignetem Alter besuchte er zunächst während mehrerer Jahre das Lyceum seiner Vaterstadt und trat dann im Herbst 1834, einer besonderen Vorliebe für Mathematik und technische Wissenschaften folgend, in die Polytechnische Schule ein, um dort die vorgeschriebene Ausbildung eines dem Staatsdienste sich widmenden Ingenieurs zu erhalten. Ein glänzendes Zeugniß für den Fleiß und Erfolg des Studirenden ergab sich aus dem Resultat seiner im Jahr 1840 abgelegten Staatsprüfung, auf Grund dessen er mit der seltenen Note »vorzüglich befähigt« unter die Zahl der badischen Ingenieurpraktikanten aufgenommen wurde. — Noch im Herbst desselben Jahres wurde Gerwig auf dem technischen Bureau der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues verwendet und dann in rascher Aufeinanderfolge der Wasser- und Straßenbauinspektion Bruchsal im Jahr 1841, Freiburg 1842, Rastatt 1843, zur Hilfsleistung beim Eisenbahnbau zugetheilt. In allen diesen Stellungen leistete der junge Praktikant so Tüchtiges, daß er schon anfangs des Jahres 1844 zur Unterstützung der Kollegialmitglieder der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues bei den Referatsgeschäften nach Karlsruhe gezogen wurde. Im April 1846 wurde er mit Staatsdienereigenschaft zum Ingenieur bei dem Kollegium der Oberdirektion ernannt und mit der selbstständigen Besorgung von Referatsgeschäften betraut. Im Juli 1846 erfolgte seine Verehelichung mit Fräulein Lina Beger, der Tochter des Großh. badischen Domänendirektors L. Beger, mit welcher er bis zu seinem Tode in ungetrübter, glücklicher Ehe lebte. — In der Stellung als Kollegialmitglied und Referent verblieb Gerwig bei Großh. Oberdirektion, welche damals auch den Eisenbahnbau leitete, bis zum April 1872. Dabei wurde er im August 1851 zum Assessor, im Mai 1853 zum Baurath, im Juni 1863 zum Oberbaurath ernannt und im Juni 1871 wurde ihm der Titel und Rang eines Baudirektors verliehen. Im April 1872 erhielt Gerwig Urlaub auf unbestimmte Zeit, um die ihm angebotene Stelle eines Oberingenieurs der Gotthard-Bahn, deren Bau beschlossen war und unmittelbar bevorstand, zu übernehmen. Im April 1875 kehrte Gerwig wieder nach Karlsruhe zurück, wurde zunächst als Kollegialmitglied der während seiner Abwesenheit ins Leben getretenen Generaldirektion der Großh. badischen Staatseisenbahnen, welche seit ihrem Bestehen auch den Eisenbahnneubau zu leiten hatte, aufgenommen, erlangte aber noch im Herbst desselben Jahres die durch das Ableben des Großh. Oberbauraths Sexauer frei werdende Vorstandsstelle der technischen Abtheilung, welche er bis zu seinem am 6. Dezember 1885 in Folge eines Herzschlages plötzlich und unerwartet eingetretenen Tode behielt. — Den

Digitized by Google

ausgezeichneten, hervorragenden Leistungen des Verstorbenen, seinem verdienstvollen langjährigen Wirken fehlte es an äußerer Anerkennung nicht. Neben dem 1859 erhaltenen Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens, dem 1872 die Verleihung des Kommandeurkreuzes folgte, zierten sechs Orden anderer Staaten seine Brust. — Gerwigs Berufungen zu verschiedenen Stellungen und Kommissariaten im Ausland zeigten, daß seine Verdienste weit über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinaus gewürdigt wurden. Schon im Jahre 1857 wurde er auf Veranlassung des Schweizerischen Post- und Baudepartements zum Experten über die Frage der Juragewässer-Korrektion gewählt. Im Jahre 1864 ersuchte ihn der Verwaltungsrath der vereinigten Schweizerbahnen um Abgabe eines Gutachtens für eine Lukmanier-Bahn, 1870 ist ihm die Theilnahme an der Ausführung der türkischen Eisenbahnen und im Jahre 1871 die Stelle eines Oberingenieurs der Schweizerischen Nordostbahn mit 25 000 Fr. Jahresgehalt angetragen worden, sodann im Jahr 1872 die Stelle eines Oberingenieurs der Gotthard-Bahn, die er auch annahm. Im Jahre 1880 wurde er von dem Deutschen Kaiser und König von Preußen zum Mitglied der neu errichteten Königl. Preußischen Akademie des Bauwesens ernannt. — Die schönsten, unvergänglichsten Erinnerungszeichen an seine Berufsthätigkeit aber hat Gerwig sich selbst durch die vielen Bauten, die unter seiner speziellen Führung und Leitung entstanden sind, errichtet. Hierunter sind zunächst namentlich zahlreiche neue Straßenanlagen im Odenwald, Schwarzwald und der Bodenseegegend zu verzeichnen, wie z. B. die bekannte Straße von St. Blasien nach Altbruck, die Murgthalstraße, die Straße von Gütenbach nach Furtwangen, von Böhrenbach nach Villingen, Schönwald-Furtwangen, Hammereisenbach-Neustadt, Titisee Lenzkirch-Aha-Schluchsee, Lenzkirch-Fischbach-Schluchsee, Weildorf-Heiligenberg ꝛc. An einigen Straßen im Schwarzwald, besonders an derjenigen zwischen Furtwangen und Gütenbach, welche eine Höhe von nahe an 1000 Meter über Meer erreicht und furchtbaren Stürmen und Schneeverwehungen ausgesetzt ist, traf Gerwig zum Schutz gegen letztere mit größtentheils sehr gutem Erfolg eigenthümliche Vorkehrungen, welche bis dahin in Baden nicht angewendet waren, so nöthig und wünschenswerth sie auch für die Freihaltung der Wege von Schnee über den hohen Schwarzwald da und dort schon lange gewesen wären. — Die Verbindung der Inseln Reichenau und Mainau mit dem Festland gaben ihm Gelegenheit, die Haltbarkeit sehr flacher, bepflanzter Kiesböschungen gegen Wellenschlag zu beweisen. — Neben der Besorgung dieser Geschäfte für den Straßenneubau hat Gerwig besonders thätig bei den Bemühungen der Oberdirektion, die Straßenunterhaltung auf ihre jetzige hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen, mitgewirkt. Gleichzeitig hatte er auch in den Bezirken seines Respiziats mit Korrektion und Unterhaltung von Binnenflüssen zu thun, sowie mit der Begutachtung und Anlage von Wasserversorgungen und der Fassung von Thermalquellen ꝛc. für Karlsruhe, Radolfzell, Badenweiler, Baden-Baden ꝛc. Die bedeutendsten und wichtigsten Arbeiten, die ihm in seiner amtlichen Stellung in Baden oblagen, bestanden jedoch in der technischen Oberleitung des Eisenbahnbaues von Basel bis Konstanz, von Radolfzell über Stockach nach Schwackenreuthe, Pfullendorf, Meßkirch, Krauchenwies, Sigmaringen und Mengen, von Oberlauchringen nach Weizen und endlich von Hausach nach Singen. Neben diesen Ausführungen hatte Gerwig fortgesetzt fast ohne Unterbrechung im Auftrage des Ministeriums mehr oder minder ausgedehnte Projekte der mannigfaltigsten Art zu bearbeiten oder zu prüfen. Wenn nun auch die Schwarzwaldbahn das Meisterstück Gerwigs ist, mit deren Projektirung und Bauausführung er am besten seine hohe Leistungsfähigkeit bewiesen hat, und welche am meisten dazu beitrug, seinen Ruhm zu verbreiten und seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt zu machen und ihm in erster Linie die Auszeichnung verschaffte, im Jahre 1872 als Oberingenieur

Digitized by Google

zur Gotthardbahn berufen zu werden, so müssen doch auch seine übrigen Leistungen als badischer Ingenieur ebenfalls hoch angeschlagen werden. Man darf nicht vergessen, mit welchem Fleiß und Geschick und mit welcher Energie er die früheren, zum Theil recht schwierigen Eisenbahnbauten und zahlreichen Straßenanlagen auf dem Schwarzwald leitete. Die älteren Fachgenossen, welche bei diesen Arbeiten mitwirkten und gegenwärtig noch am Leben sind, werden sich hieran wohl erinnern und auch an die Mühe, welche der Oberingenieur zu einer Zeit, wo es noch keine Normalien und dergl. gab, mit den Projektionsarbeiten hatte, zumal als der Eisenbahnbau und eigentlich auch der Straßenbau nach längerem Stillstand in Baden wieder neu aufgegriffen wurden und es demzufolge sehr an erfahrenen, richtig geschulten Ingenieuren fehlte. Eine nicht geringe Schwierigkeit bot auch die Entwerfung schmiedeiserner Brücken, die früher nicht bekannt waren, nun aber überall angewendet werden sollten, ohne daß bereits eine klare Theorie derselben sich herausgebildet hatte. Zur Zeit des Schwarzwaldbahnbaues war das Alles schon viel besser und stand dem Oberingenieur eine hinreichende Zahl erfahrener Ingenieure und sonstiger Techniker zur Verfügung, für die hauptsächlichsten Einrichtungen der Bahn bestanden Normalien und die Projektverfassung bot, nachdem einmal die Zugslinie festgesetzt war, besondere Schwierigkeiten nicht mehr. — Im Jahr 1857 erhielt Gerwig den Auftrag zur Festlegung der Zugslinie der Schwarzwaldbahn, der von ihm mit dem größten Geschick erledigt wurde. Der Bau wurde sodann im Jahr 1867 unter dem Ministerium Mathy begonnen; die Eröffnung der Bahn, deren Eigenartigkeit, Kühnheit und Großartigkeit allgemein anerkannt wird, fand im Jahr 1873 statt. Schon vorher, im Jahr 1872, war Gerwig nach Zürich übergesiedelt, um seine neue Stelle als Oberingenieur der Gotthard-Bahn anzutreten. Mit dem gleichen rastlosen, unverdrossenen Eifer wie in seinem früheren Wirkungskreise widmete er sich auch hier vom ersten Tage an seinen neuen Berufsgeschäften. Noch im Herbst 1872 war die wichtigste Frage des ganzen Gotthardprojekts, die Lage des Haupttunnels, entschieden und der Bauvertrag mit dem Tunnelbauunternehmer Favre abgeschlossen, welcher die Ausführung dann sofort begann. Inzwischen wurden die Projektirungsarbeiten für die Zufahrtslinien mit aller Energie betrieben und konnten bald auch die sogenannten tessinischen Thalbahnen von Biasca nach Bellinzona und Locarno und von Lugano nach Chiasso in Angriff genommen werden. — Nachdem letztere fertig waren, allein ehe noch das Projekt für die übrigen Zufahrtslinien vollständig festgestellt werden konnte, trat Gerwig im Jahr 1875 wieder von seiner Stellung als Oberingenieur der Gotthard-Bahn zurück. Dieses überraschende Ereigniß gab zu den mannigfaltigsten, aber größtentheils unrichtigen Deutungen in der schweizerischen Presse Veranlassung, die dann auch in ausländische Zeitungen übergingen. Thatsache ist, daß der hauptsächlichste Grund des Ausscheidens Gerwigs aus dem Dienst der Gotthardbahn-Gesellschaft in den Charaktereigenthümlichkeiten des damaligen Präsidenten der Direktion, des Herrn Nationalraths Alfred Escher und des Oberingenieurs selbst beruhte, welche wohl ein außerdienstliches freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Herren gestatteten, ein gemeinschaftliches Zusammenwirken im Dienste der Gotthard-Bahn auf die Dauer aber geradezu unmöglich machten. Meinungsverschiedenheiten über die Art der Tunnelausführung zwischen dem Oberingenieur und dem Unternehmer Favre, den die Direktion aus anderen als technischen Gründen unterstützte, die Unzulänglichkeit der bei der internationalen Konferenz in Bern im September 1869 für den Bau der Gotthard-Bahn als nöthig bezeichneten Geldmittel, die Luzerner Bahnhoffrage haben wohl dazu beigetragen, das unangenehme dienstliche Verhältniß zwischen den genannten leitenden Persönlichkeiten zu verschärfen, sie sind aber an und für sich keineswegs die unmittelbare Veranlassung zum Austritt des Oberingenieurs gewesen. Gerwig

Digitized by Google

hat noch die Genugthuung erlebt, daß die Anwendung des belgischen Baufystems beim Gotthardtunnel durch Favre, welche den Hauptdifferenzpunkt mit dem Oberingenieur bildete, der den Tunnel in Regie mit Sohlenstollen hatte beginnen lassen, als ein Mißgriff bezüglich der Solidität des Baues, der Dauer der Bauzeit, Schonung der Arbeiter ꝛc. von Wissenschaft und Praxis allgemein verurtheilt worden ist. Für die Ueberschreitung des generellen Kostenanschlags durch die Bauausführung konnte der Oberingenieur nicht verantwortlich gemacht werden, er hat sich im Gegentheil bei diesem Punkt das große Verdienst erworben, rechtzeitig und schon vor Inangriffnahme der Zufahrtslinie und sobald die Bearbeitung des Detailprojekts weit genug vorgeschritten war, auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben, damit die Direktion hiernach ihre Maßnahmen treffen konnte. Die Luzerner Bahnhofsrage ist heute nicht gelöst. Eine allgemein befriedigende Lösung ist überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit. — Unter allen Umständen hat sich Gerwig bedeutende und bleibende Verdienste um das Zustandekommen der Gotthardbahn erworben. Abgesehen von seinen früheren Mitwirkungen bei Konferenzen und Gutachten über diese Bahn, sowie von der schon erwähnten wichtigen Bestimmung der Tunellage, ist sein meisterhaftes Projekt für die schwierigste Strecke der Zufahrtslinie auf der Nordseite des Tunnels, sind insbesondere die höchst interessanten Doppelkehren bei Wassen mit unwesentlichen Abweichungen, die sein Dienstnachfolger veranlaßte und welche sich zudem nicht alle bewährten, wie z. B. die Brücke über den Grünbach bei Flüelen, die Gerwig mittelst Führung der Bahn in einem Tunnel vermieden hatte, zur Ausführung gelangt. Das Studium des Tracé's auf der Südseite war zur Zeit des Rücktritts Gerwigs noch nicht beendigt, immerhin aber sammt allen übrigen Projektirungsarbeiten soweit gediehen, daß es dem Nachfolger Gerwigs leicht gemacht war, auf der bereits geschaffenen Grundlage weiter zu arbeiten. — Nachdem Gerwig, wieder in seine Heimath zurückgekehrt, zunächst als Kollegialmitglied bei der Generaldirektion eingetreten und bald darauf Vorstand der technischen Abtheilung geworden war, besorgte er neben den umfangreichen Vorstandsgeschäften, wozu unter Anderem die allgemeine Oberleitung über sämmtliche Bauarbeiten gehört, auch noch die unmittelbare Leitung mehrerer interessanten und bedeutenden Bauausführungen: so die Bahn Wertheim gegen Lohr auf badischem Gebiet, Hausach-Wolfach-Schiltach, Leopoldshöhe-St. Ludwig und Müllheim-Mülhausen mit den Rheinbrücken bei Hüningen und Neuenburg, sowie die Bahn von Freiburg nach Neustadt. Die Vollendung dieses von ihm mit besonderer Vorliebe geleiteten Bahnbaues sollte er indessen nicht mehr erleben, im zweiten Baujahr machte der unerbittliche Tod seinem thätigen Leben, seinem ersprießlichen Wirken ein jähes Ende. Mit ihm haben die badischen Ingenieure ihren besten, hervorragendsten Fachgenossen verloren. — Baudirektor Gerwig war aber nicht nur Bauingenieur, sondern auch sonst ein vielseitig gebildeter Mann, der Alles, was er begann, mit Ausdauer und Geschick zu Ende führte. Schon im Jahre 1850 wurde er vom Ministerium beauftragt, die Uhrmacherschule Furtwangen einzurichten und zu leiten. Mit dieser Wirksamkeit sollte zugleich die Pflege verschiedener häuslicher Gewerbe auf dem Schwarzwalde, eine Strohflechterei und Holzwaaren-Fabrikation verbunden werden. Die Leistungen Gerwigs in der Stellung als Direktor der Uhrmacherschule fanden vielseitige Anerkennung bei Industrieausstellungen und insbesondere seitens der Regierung bei Genehmigung der von ihm wiederholt nachgesuchten Enthebung von der betreffenden Stelle im Jahre 1857. — Gerwig hat sich in seinen ihm spärlich zugemessenen Mußestunden viel mit wissenschaftlichen Privatarbeiten beschäftigt, namentlich mit Botanik, Geologie und Physik, er hat bei der Sammlung badischer Kryptogamen von Jex und Leiner mitgewirkt und im Jahr 1861 ein Schriftchen über die Bedeutung der Moose für die Wasservertheilung auf der

Digitized by Google

Erdoberfläche veröffentlicht und für den Naturwissenschaftlichen Verein verschiedene Abhandlungen über Grundwasser und über die Ausdehnung der Gletscher in vorhistorischer Zeit, das Erratische in der Bodenseegegend verfaßt ꝛc. Seine eingehenden Studien über verschiedene mathematisch-physikalische Materien sind leider durch den Tod unterbrochen worden. — Zum Schluß ist noch der politischen Thätigkeit Gerwigs zu gedenken. — Seine häufige Anwesenheit in einzelnen Landesgegenden, die der Dienst mit sich brachte, machte ihn genau bekannt mit Land und Leuten, denen er in vielen Dingen allmählig ein Faktotum wurde und die nun schließlich auch das Vertrauen, welches sie ihm entgegenbrachten, durch seine Wahl zum Abgeordneten bewiesen. Im Jahr 1855 wurde er erstmals in Folge seiner Thätigkeit an der Furtwanger Uhrmacherschule sowie als der Schöpfer mehrerer für den Schwarzwald so wohlthätigen und wichtigen Straßenanlagen als Abgeordneter der Zweiten badischen Kammer für den 17. Wahlkreis Hornberg-Wolfach-Triberg-Furtwangen gewählt. Im Jahre 1857 legte er das Mandat freiwillig nieder. In denselben Bezirken wiedergewählt für die Landtage zwischen den Jahren 1863 und 1871, legte er dann abermals das Mandat wegen Abgang in die Schweiz nieder. In den Jahren 1875/76 und 1877/78 war Gerwig Landtagsabgeordneter der Stadt Pforzheim, legte aber neuerdings das Amt nieder wegen Zunahme der Berufsgeschäfte und Uebernahme eines Reichstagsmandats. Seit Ende 1875 Reichstagsabgeordneter für den zweiten badischen Wahlkreis Villingen-Donaueschingen-Engen-Bonndorf, gehörte Gerwig der nationalliberalen Partei an und ist seinen Bemühungen im Reichstag um das Zustandekommen des Baues eines Reichstagsgebäudes zu gedenken, sowie seiner Zurückweisung von Angriffen, welche im Parlament zu verschiedenen Malen auf die badische Rheinkorrektion gemacht wurden. — Alsbald nach dem Tode Gerwigs wurde von seinen Fachgenossen und Freunden beschlossen, ihm ein Denkmal in der Mitte seines hauptsächlichsten Wirkens, in Triberg auf dem Schwarzwalde zu setzen. Dasselbe wurde im Herbst 1889 enthüllt. Es ist in der Nähe des Bahnhofs errichtet, sichtbar für alle Schwarzwaldreisenden, und besteht aus einem mächtigen unbehauenen Granitblock, der geschmückt ist mit einigen Emblemen in Bronze, dem Brustbild Gerwigs in Medaillonform, umrankt von einem Palmen- und einem Lorbeerzweig, sowie mit einem Adler, der mit erhobenen Schwingen zum Fluge bereit am Fuße des Denkmals angebracht ist, als ein Symbol des kühnen Fluges, welchen der schöpferische Geist Gerwigs bei Schaffung der Schwarzwaldbahn genommen hat. Das Denkmal macht einen einfachen aber würdigen Eindruck und wird auch noch einer späteren Generation Kunde geben von dem Mann, für den es gesetzt ist, von seinem reichen Wissen, von seiner Bedeutung für den badischen Eisenbahnbau und von der Werthschätzung und Verehrung, die er von Seiten seiner Fachgenossen und Freunde genoß.

v. Würthenau.

Heinrich Giehne,

einer der tüchtigsten und verdientesten Musikdirektoren Badens, wurde den 23. April 1821 zu Bruchsal als der Sohn des Forstverwalters Giehne geboren. Schon in früher Jugend lernte er den Ernst des Lebens kennen, da die Mittel seiner Eltern ziemlich beschränkt waren und die Erziehung der älteren Kinder starke Ausgaben erforderte. In Karlsruhe, wohin seine Eltern gezogen waren, besuchte er mit Auszeichnung das Lyceum, sah sich jedoch durch die zwingende Macht der Verhältnisse genöthigt, dem wissenschaftlichen Studium zu entsagen und in der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchdruckerei eine Stellung anzunehmen. Neben der gewissenhaften Ausübung der ihm auferlegten geschäftlichen Pflichten wußte er durch eifriges Privatstudium seine frühzeitig hervorgetretenen musikalischen Anlagen so gut auszubilden und seine Kenntnisse auf diesem Gebiete so sehr zu er-

Digitized by Google

weitern, daß er noch als Angestellter im Müller'schen Geschäfte von 1847—49 im Stande war, das Amt eines Dirigenten des Cäcilienvereins zu bekleiden. Endlich fanden sich einige edel denkende, opferwillige Männer, die ihm die Mittel gewährten, in den Jahren 1849 und 1850 am Konservatorium zu Leipzig — zu einer Zeit, als diese musikalische Hochschule in schönster Blüthe stand und die Mendelssohn'schen Traditionen in aller Frische fortlebten — sich fachmännisch auszubilden. Nach seinem Besuche des Leipziger Konservatoriums trat Giehne wieder an die Spitze des Cäcilienvereins, ging aber zu seiner weiteren Ausbildung in den folgenden Jahren auch noch mehrmals nach München und Berlin. Zu seiner Stellung als Dirigent des Cäcilienvereins kam 1855 diejenige als Hof-Kirchenmusik-Direktor. Im gleichen Jahre verheirathete er sich mit Malwine Stuber, der Tochter der verwitweten Frau Oberamtmann Stuber. Zwei Jahre — von 1866—68 — leitete Giehne auch den Männergesangverein Liederkranz, in welcher Stellung er vier Konzerte, darunter dasjenige zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins (26. Mai 1867) dirigirte. — Seine Thätigkeit als musikalischer Leiter des Cäcilienvereins umfaßte fünfunddreißig Jahre (1847—1882). Während dieses Zeitraumes veranstaltete und dirigirte er insgesammt 182 Vereinskonzerte, in denen er sich zum Hüter und Pfleger der altklassischen und neueren Chormusik machte. In verschiedenen ihrer Hauptwerke waren vertreten Palestrina, Lotti, Astorga, Mariello, Durante, Emanuel Bach, Graun, Joh. Mich. Haydn, Beethoven, Hauptmann, Rheinberger, Vierling, Brahms u. a. Eine besonders bevorzugte und zum Theil erschöpfende Pflege fanden die Werke von Händel, Joh. Seb. Bach, Gluck, Jos. Haydn, Mozart, Cherubini, Spohr, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Gade, Bruch, Hofmann. Manche Tondichtungen der genannten Meister sind durch Giehne überhaupt zum ersten Male in Karlsruhe zur Aufführung gebracht worden. Eine innige Verehrung zollte Giehne Mendelssohn, den er seinen geistigen Lehrer nannte. In der streng sittlichen und religiösen Richtung der Mendelssohn'schen Tonschöpfungen erkannte er mit klarem Blicke das erzieherische Moment und mit feurigem Enthusiasmus sog er die durch des Meisters Werke und ganzes Thun lebendig und eindringlich verkündeten musikalischen Glaubenslehren ein, indem er dieselben gleichzeitig zur Richtschnur für seine Thätigkeit machte. Kaum ein Mendelssohn'sches Chorwerk von Bedeutung, von den Oratorien und Psalmen bis zu den vierstimmigen Liedern, blieb unberücksichtigt und eine namhafte Anzahl derselben erkor er gleichsam zu Merkzeichen für seine treu gehegte Richtung, indem er dieselben von Zeit zu Zeit immer wieder in seine Programme einführte. Eine Aufzählung der Aufführungen großer Meisterwerke innerhalb der Jahre 1872—82 mag ein Bild von der überaus regen Vereinsthätigkeit unter Giehne's Leitung gewähren. Es gelangten zur Wiedergabe: 21. März 1847 Alexanderfest (erste Karlsruher Aufführung), 15. Februar 1848 Judas Makkabäus (erste Karlsruher Aufführung) und Requiem von Cherubini, 16. Januar 1849 Samson (erste Karlsruher Aufführung) und 20. März 1849 Elias (erste Karlsruher Aufführung), 1850 Elias und Athalia, 1851 Schöpfung und Messias, 1852 Requiem von Cherubini, Requiem von Mozart und Jahreszeiten, 1853 Athalia und Alceste, 1854 Paulus (zweimal) und der Tod Jesu von Graun, 1855 Israel in Egypten und Elias, 1856 Requiem von Mozart und Alexanderfest, 1857 Walpurgisnacht, 1858 Samson, die Israeliten in der Wüste von Karl Phil. Eman. Bach und Gottes Zeit von Joh. Seb. Bach, 1859 Schöpfung, Loreley, Judas Makkabäus und Lied von der Glocke von Romberg, 1860 Athalia, 1861 das Paradies und die Peri und Messias, 1862 Elias, Requiem von Cherubini und Requiem von Mozart, 1863 der Tod Jesu von Graun und Josua, 1864 die Jahreszeiten, 1865 Paulus, Matthäuspassion und die letzten Dinge von Spohr, 1866 Athalia

Digitized by Google

und Schöpfung, 1867 die Kreuzfahrer von Gade, 1868 die Kreuzfahrer, der Fall Babylons von Spohr und Josua, 1869 die Kreuzfahrer, der Rose Pilgerfahrt und Athalia, 1870 Requiem von Cherubini, 1872 Elias, 1873 Walpurgisnacht und Schöpfung, 1874 Athalia, 1875 Requiem von Mozart, 1876 Samson, 1877 der Rose Pilgerfahrt, 1878 Paulus, und Kalanus von Gade, 1879 Messias und die Kreuzfahrer, 1880 Aschenbrödel von Hofmann, 1881 Comala von Gade, Walpurgisnacht und der Tod Jesu, 1882 Schöpfung. Neben den, einen breiten Raum einnehmenden größeren und kleineren Chorkompositionen gewährte Giehne bedeutenden Orchester- und Kammermusikwerken einen Platz in seinen Programmen; auch berief er eine große Anzahl der hervorragendsten Gesangs- und Instrumentalsolisten zur Mitwirkung. Von Sängern und Sängerinnen traten in den Cäcilienvereinskonzerten unter anderen auf Frau Fischer, Haizinger, Oberhoffer, Sontheim, Hauser, Frau Howitz, Grimminger, Brulliot, Schnorr, Frau Hauser, Stolzenberg, Brandes, Frau Braunhofer, Ferenczy, Hedwig Kindermann, Fischer, Staudigl; von Instrumentalsolisten: Kalliwoda, Dionys Pruckner, Speidel, Herm. Levi, Anna Mehlig, Krüger. Auch Giehne selbst bewährte sich mehrfach als tüchtiger ausübender Künstler; so spielte er 1852 das Klavierkonzert in C-moll, 1853 das Klavierkonzert in G-dur von Beethoven. Wo es galt, die Kunst in den Dienst der Wohlthätigkeit zu stellen, blieb Giehne nicht zurück. Als im Jahre 1848 ein Nothstand in Schlesien ausbrach, beeilte sich der Cäcilienverein, sein linderndes Scherflein in dem Erträgniß einer für das Gesammtpublikum gegebenen Aufführung des Judas Makkabäus beizusteuern. Im Jahre 1854 veranstaltete der Verein eine Aufführung des Paulus zu Gunsten der Nothleidenden im Lande; außerdem widmete Giehne einer Anzahl von anderer Seite veranstalteter Konzerte zu wohlthätigen Zwecken seine Leitung und Unterstützung. Eine Trauerfeier zum Gedächtnisse des Großherzogs Leopold (16. Mai 1852), eine Festaufführung im Hoftheater zur Vermählungsfeier des Großherzogs Friedrich mit der Prinzessin Luise von Preußen (3. Oktober 1856), eine Trauerfeier zum ehrenden Gedächtnisse der im Kriege 1870/71 gefallenen deutschen Krieger mit Ueberweisung des Reinertrags an die deutsche Invalidenstiftung (28. November 1871) und eine Sieges- und Friedensfeier (15. Mai 1871) bewiesen, daß Giehne ein warmes Herz hatte für die freudigen und schmerzlichen Ereignisse von nationaler Bedeutung. Seinem pietätvollen Sinn entsprach es, daß er auch die Gedächtnißtage seiner Lieblingstondichter nicht ohne darauf bezügliche Veranstaltungen vorübergehen ließ. In dieser Hinsicht nimmt wieder Mendelssohn die erste Stelle ein; dazu kamen Konzerte zum Gedächtnisse Mozarts, Händels, Spohrs, Beethovens. Auch zum hundertsten Geburtstage Schillers und zum ehrenden Gedächtnisse Uhlands gab der Cäcilienverein je ein Konzert. Seine Glanzzeit erlangte der Cäcilienverein in den fünfziger und sechziger Jahren. Im Jahre 1872 hatte Giehne noch das Glück, das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit als musikalischer Leiter des Cäcilienvereins zu begehen. In den folgenden Jahren erhoben sich immer größere Schwierigkeiten, welche Giehne im Jahre 1882 veranlaßten, die Leitung des Vereins niederzulegen. Nach Giehne's Rücktritt versuchte der Verein nach längeren Unterbrechungen zweimal unter neuen Dirigenten seine Thätigkeit fortzusetzen und hat neuerdings Giehne's Nachfolger, Hofkirchenmusikdirektor Brauer als musikalischen Leiter gewonnen. Als Dirigent des Cäcilienvereins übte Giehne einen nicht unwesentlichen Einfluß auf den Geschmack des Karlsruher Publikums aus, dies sowohl durch die von ihm vorwiegend vertretene ernste Richtung, als die Gediegenheit der von ihm ins Leben gerufenen Aufführungen. Bei seinen Einstudirungen bewährte er sich stets als ein Mann strenger Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit; er begnügte sich niemals mit einer nur oberflächlichen Vorbereitung, verließ sich nicht auf die inspirirende Macht des Augenblicks. Begabt

Digitized by Google

mit einem ungewöhnlich feinen musikalischen Ohr, ausgerüstet mit der gründlichsten Kenntniß der klassischen Meisterwerke, erfüllt von der diesen Tondichtungen innewohnenden erhebenden und veredelnden Gedankengröße, hat er Darbietungen veranstaltet, welche in ihrer Art musterhaft zu nennen waren. Nicht minder bedeutende Verdienste erwarb sich Giehne um den Hofkirchenchor, den er gleichsam neu bildete und zu höchster Leistungsfähigkeit im a capella-Gesang schulte. Eine namhafte Anzahl von Vokalwerken aus dem Repertoire dieses Chores wurde erst von Giehne mit emsiger Beharrlichkeit gesammelt und zum Theil bearbeitet. Vom 6. Februar 1865 bis 30. April 1866 gab die Hofkirchenmusik sechs Abonnementskonzerte in der Schloßkirche, in denen dem Hofkirchenchor durch den Vortrag zahlreicher vier-, fünf- und achtstimmiger und doppelchöriger Werke von Palestrina, Arcadelt, Vittoria, Gallus, Eccard, Corsi, Anerio, Parti, Pitoni, Cotti, Durante, Bach, Mozart, Cherubini, Mendelssohn, Hauptmann u. a. die Hauptaufgabe zugefallen war. Am 14. April 1880 feierte Giehne das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit als Hofkirchenmusikdirektor. Bei diesem Anlasse wurde er vom Großherzog durch die Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. Die Leitung dieses Chores behielt Giehne bis kurz vor seinem Tode, der am 1. Oktober 1887 eintrat. Neben seiner Direktionsthätigkeit gab Giehne viele Privatstunden in Klavier, Gesang und Theorie. Von seinem schöpferischen Talent und seiner gründlichen theoretischen Durchbildung legen verschiedene Kompositionen und Bearbeitungen Zeugniß ab. An eigenen Kompositionen wurden von Giehne zur Aufführung gebracht: Treuer Heiland, Gebet für sechsstimmigen Chor, Siegeshymne nach Worten des 95. Psalms für achtstimmigen Doppelchor und Orchester, zwei Lieder von Eichendorff (Gottes Segen und Im Walde) für gemischten Chor. Eine vollständige Bearbeitung und Instrumentirung stellte er her von Phil. Eman. Bachs Oratorium »Die Israeliten in der Wüste«, außerdem veröffentlichte er erstmals den Klagechor über den Tod Alceste's aus dem dritten Akt der Oper Alceste von Lully nach der französischen Originalpartitur und gab eine Einrichtung des Judas Makkabäus nach der englischen Originalpartitur unter Benützung von Lindpaintners Instrumentirung. Weitere Bearbeitungen aus Giehne's Hand sind: Geistliche Gesänge von Beethoven für gemischten Chor, Sei stille dem Herrn und Sei getreu bis in den Tod für vier- und sechsstimmigen Chor, Weihnachtslieder von Joh. Mich. Haydn (Heiligste Nacht und Stille Nacht) für vier- und achtstimmigen Chor, Alta Trinità beata, italienische Volksmelodie aus dem 15. Jahrhundert für gemischten Chor, Heilig von Bortniansky und Ave verum von Vogert für Männerchor. In seinem Nachlasse befindet sich eine Anzahl ansprechender Kompositionen und trefflicher Bearbeitungen; von letzteren mögen erwähnt sein: geistliche Gesänge von Mendelssohn, Spohr, Bortniansky, bearbeitet für Männerchor, Geistlicher Morgengesang von Gade, bearbeitet für gemischten Chor. Giehne verstand auch die Feder gewandt zu führen; so rühren die musikalischen Artikel in den beiden ersten Bänden der Badischen Biographieen von ihm her, auch gab er kunstgeschichtliche Vorträge über das Leben und Wirken von Spohr und Mendelssohn, sowie Besprechungen der Musikwerke Paulus, Judas Makkabäus, Alexanderfest, Lobgesang, Paradies und Peri, Stabat mater von Astorga in Broschürenform heraus. Giehne war ein Dirigent von großer Begabung, energischem Wollen und peinlicher Gewissenhaftigkeit, ein Künstler von edler Geschmacksrichtung und vielseitiger Bildung, ein tief angelegter, selbständiger Charakter. J. Siebenrock.

Heinrich Goll.

Geboren am 26. April 1820 als Sohn des Oberzollinspektors Goll und seiner Gattin, geb. Lembke, hat Heinrich Goll die darstellende Kraft des Vaters mit

Digitized by Google

dem reichen Geistesleben der Mutter in sich vereinigt, zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, sich bald der Belletristik und der Laufbahn des Journalisten zugewandt. — Im Verlaufe seiner Redaktionsthätigkeit in Karlsruhe, Mannheim und Freiburg gewann er mit der Erfahrung der Jahre, in denen er verschiedene Blätter redigirte, mehr und mehr bei aller Freisinnigkeit eine konservative Richtung, getragen von dem Grundgedanken, daß das Wohl des Reiches in erster Reihe stehend, an sich auch das der einzelnen Staaten bedinge. So hat er namentlich in den letzten Jahren seiner Thätigkeit die Redaktion der »Karlsruher Zeitung« erfolgreich geleitet und ist in den manchfachen Bewegungen, die auch im kleineren Staate vor sich gehen, mit sicherem Takt der hohen Aufgabe der Presse nach Kräften gerecht geworden. — Mit Interesse und reichem Verständniß folgte er der Bewegung der Bühne. Seine stets von hoher Anschauung der Aufgabe der Kunst getragenen Kritiken der neueren Erscheinungen und ihrer Wiedergabe auf der Bühne mochten zwar hie und da etwas schroff erscheinen, aber im Geiste objektiver Gerechtigkeit waren sie geschrieben, und diese schloß bei ihm nicht aus, daß er manchmal bei talentvollen Anfängern den betretenen schwierigen Weg in freundlicher Weise zu ebnen suchte. — Produktiv hat er sich in verschiedenen Novellen, die zum Theil nicht unter seinem Namen erschienen, versucht und als dramatischer Schriftsteller ist er in zwei gern gesehenen kleinen Lustspielen, »Hypochondrie und Liebe« und (anläßlich des Hebel'schen Jubiläums vom Jahr 1860) in »Des Hausfreunds Ferienreise« hervorgetreten. Manche nur engerem Freundeskreise zugängliche Gedichte waren die fröhlichen Kinder reicher Phantasie, markigen Ausdrucks und eines, wie es schien, unverwüstlichen Humors. Doch letzterer wich mit den Jahren; als aber nach kurzem Krankenlager Heinrich Goll am 31. Mai 1883 zur ewigen Ruhe einging, hat sich Mancher gesagt, daß hier eine biedere, wahre und treue Seele geschieden sei. (Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 152.)

Christian Götz

wurde am 9. Juli 1810 in Karlsruhe geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er in den dortigen Elementarschulen und sodann und vorzugsweise in der Polytechnischen Schule, in welcher er sich mit Vorliebe den mathematischen Studien hingab. Am 1. Februar 1831 trat er in der Leibgrenadiergarde als Soldat ein und wurde am 1. Januar 1832 zum Unteroffizier und am 11. Oktober 1833 zum Portepeefähnrich befördert. Während dieser Zeit besuchte er die Großherzogliche Kriegsschule, in der er sich schon damals durch besondere Begabung und eisernen Fleiß auszeichnete und sich die Anerkennung seiner Lehrer und Vorgesetzten erwarb. Am 15. April 1834 wurde er zum Secondelieutenant ernannt und in das 3. Infanterieregiment nach Rastatt versetzt. In diesem Regiment avancirte er am 14. Januar 1838 zum Premierlieutenant 2. Klasse, am 26. April 1841 zum Premierlieutenant 1. Klasse und am 15. April 1845 zum Hauptmann 2. Klasse. Vom 1. November 1836 bis 1. November 1839 versah er den Dienst eines Bataillonsadjutanten. — In diese Periode seines Lebens, in's Jahr 1842, fällt auch seine Vermählung mit Adelheid, Tochter des Domänenverwalters Winter in Rastatt. Aber nur kurze Zeit sollte dieses schwer errungene Glück dauern, nach achtmonatlicher überaus glücklicher Ehe entriß ihm der Tod die blühende Gattin. Er hat lange gebraucht und gekämpft, um sich von diesem schweren Schlage zu erholen. Es ist ihm gelungen durch die eiserne Willenskraft, mit der er sich auf die militärischen Wissenschaften und auf die Ausübung seines Berufes warf. Er unternahm eine größere Reise und besuchte die Ecole d'application d'état-major in Paris. — Die Jahre 1848 und 1849 waren für ihn, wie für jeden badischen Offizier, schwere, traurige Zeiten. Er hat die ver-

Digitized by Google

schiedenen Krisen glücklich überstanden und dadurch noch den Vortheil gehabt, daß man auf ihn, den durch klaren Verstand, scharfe Auffassung und gediegene Arbeitskraft ausgezeichneten Offizier, höheren Orts aufmerksam wurde. Im Februar des Jahres 1850 zum Protokollführer der Reorganisationskommission für das badische Armeecorps ernannt, wurde er am 4. März desselben Jahres zum Hauptmann 1. Klasse im 4. Infanteriebataillon befördert und im Juli in den Generalstab der in Preußen dislozirten badischen Truppen nach Berlin kommandirt. Von hier an war seiner Thätigkeit und seinen umfassenden Kenntnissen ein neues und großes Gebiet erschlossen: der Dienst im Generalstabe und in dem Kriegsministerium, das er von hier ab nicht mehr verlassen hat, aber in dem er mit den ausgezeichnetsten Resultaten unter allgemeiner Anerkennung arbeiten durfte. — Am 1. Juli 1852 wurde Götz in den Generalstab versetzt, in demselben 1856 zum Major befördert und, mit einer kurzen Unterbrechung als Bataillonskommandeur im 2. Infanterieregiment, im Jahre 1860 zum Oberstlieutenant und Mitglied des Kriegsministeriums ernannt. Außer den Funktionen eines Generalstabsoffiziers hatte er noch das Lehrfach der Taktik am Kadettenhause und der höheren Offiziersschule übernommen, und Mancher gedenkt noch der Lebhaftigkeit und des Ideenreichthums dieser Vorträge. Im Kriegsministerium avancirte er dann am 7. August 1862 zum Oberst 2. Klasse, am 25. Juni 1866 zum Oberst 1. Klasse und am 10. März 1868 zum Generalmajor, zugleich Chef der 1. Sektion des Kriegsministeriums. In dieser wichtigen, besonders in den Kriegsjahren 1866, 1870/71 alle geistigen und körperlichen Kräfte absorbirenden hohen Stellung hat Götz ununterbrochen die hervorragendsten Dienste geleistet und sind ihm in Anerkennung derselben von dem Deutschen Kaiser, König von Preußen, wie auch von dem Großherzog hohe Ordensauszeichnungen verliehen worden, welche mit noch anderen Ehrenzeichen seinen Sarg zierten. — Nach Aufhebung des Badischen Kriegsministeriums am 1. Januar 1872 führte er dann die abzuwickelnden Geschäfte desselben noch fort, wurde durch Kabinetsordre vom 22. März 1873 zum Generallieutenant befördert und erhielt am 6. Dezember 1873 den nachgesuchten Abschied unter Stellung zur Disposition nach 43 wirklichen Dienstjahren. — General Götz hatte sich im Jahre 1862 zum zweiten Male verheirathet mit Luise, geb. Muntz. Er hat mit ihr, die gleichfalls dem Wittwenstande angehörte, das Glück wieder gefunden, das ihn 20 Jahre früher so schwer getäuscht. Und noch mehr. Eine liebevolle Tochter und deren Gemahl erfreuten und verschönerten ihm den Lebensabend, der nachgerade verdüstert wurde durch die Beschwerden des Alters und die Gebrechen des Körpers. Aber seine vortreffliche Frau hat es mit seltener Kraft und Hingebung verstanden, durch ihre Pflege die nahende Gefahr für sein Leben fern zu halten und ihm inmitten seiner Krankheit doch noch schöne Stunden zu bereiten. Er hat sich bis zu seinem Tode inmitten seiner Familie immer glücklich gefühlt. Die gleiche Anhänglichkeit und warme Theilnahme hat er auch seinem Freundeskreise, der ihn wegen seiner Treue und Aufrichtigkeit stets verehrte, bis an sein Lebensende bewahrt und ebenso seiner Vaterstadt Karlsruhe, aus deren Bürgerstande er hervorgegangen ist. Er hat seinen Mitbürgern Ehre gemacht und dafür ihre Achtung und dauernde Erinnerung sich erworben. — Es ist ein reiches und vielbewegtes Leben, welches mit diesen beiden Augen sich geschlossen hat. Was Christian Götz aber geworden ist, das ist er mit Gottes Hilfe geworden aus eigener Kraft. (Karlsruher Zeitung 1884 Nr. 26.)

Albert Gräfle.

Die Geschichte der Kunst ist weit reicher an Persönlichkeiten, die nicht vollständig das gehalten haben, was ihre Begabung versprach, als an solchen, welche

Digitized by Google

dieſelbe ganz und ungehemmt entwickelt. Auch der Künſtler, mit dem wir uns hier zu beſchäftigen haben, gehört unſtreitig in jene Klaſſe, die zahlreichſte von allen. — In Freiburg i. B. den 2. Mai 1807 geboren, ſtudierte er erſt, ehe er, einem unwiderſtehlichen Drange folgend, ſich der Kunſt widmete. Die Bekanntſchaft mit dem damals in Freiburg ſich aufhaltenden, ſo glänzend begabten Fr. Winterhalter, der inmitten eines großen Kreiſes Strebender ſtand, mag nicht wenig zu dieſem Entſchluſſe mit beigetragen haben. Den erſten Unterricht im Zeichnen erhielt er noch während der Univerſitätsjahre von den Profeſſoren Zoll und Gäßler. — 1827 kam er mit Staatsunterſtützung nach München und beſuchte die Akademie, wo er ſich bald ſpeziell der Schnorr'ſchen Schule anſchloß, daneben aber mit Winterhalter und Kirner viel verkehrte. Vielleicht deßhalb befriedigte ihn der das Kolorit ganz vernachläſſigende akademiſche Unterricht nicht lange, ſo daß er ihn ſchon nach einigen Jahren aufgab und ſich ſelbſtändig beſonders durch das Studium in der Galerie fortzuhelfen ſuchte. Sein erſtes Bild, eine Madonna mit dem Kinde, zeigte bereits dieſe Tendenz, ihm folgten mehrere Bilder aus der Geſchichte des Großherzoglichen Hauſes, dann ein Oſſian mit Malvina, der zwar, wie ein Taſſo und ein Conradin, die hochromantiſche Richtung, das bisweilen etwas outrirte Pathos der Schnorr'ſchen Schule nicht verleugnete, aber auch zugleich durch einen gefunden eigenen Kern ſpezifiſch maleriſchen Talentes feſſelte. Es folgten noch einige Bilder dieſer Art, obwohl inzwiſchen ſich Gräfle auch dem Portrait gewidmet und in dieſem Fach bei einem Aufenthalt in Konſtanz 1839 eine gute Zahl durch das geſunde Naturgefühl ſehr achtbare Leiſtungen geliefert hatte. — Von ſeiner Natur ohnehin mehr zur Darſtellung maleriſchen Reizes als eines tieferen Gedankengehalts gedrängt, trieb es ihn jetzt bei der tiefen Stufe, in welcher ſich durch die Einwirkung der lediglich der Kompoſition zugewandten Cornelianiſchen Schule die Oelmalerei in Deutſchland befand, wie viele Andere nach Paris, um ſich in ihr beſſer auszubilden. Dort ſchloß er ſich bald Winterhalter an, deſſen Art zu ſehen wie Technik er ſich mit beſonderem Geſchick aneignete, und für den er nun eine Reihe von Arbeiten, meiſt Wiederholungen ſeiner Portraite vornehmer Perſonen, von 1840—45 ausführte. Er begleitete denſelben auch mehrfach nach London, um dort an deſſen Bildern, bei denen der mit Arbeit überhäufte Meiſter oft blos den Kopf malte, mitzuwirken. Um 1846 entſtand dann unter der ſtarken Einwirkung der ihn umgebenden franzöſiſchen Kunſt wie der Winterhalter'ſchen Schule und ihres allerdings vorzugsweiſe auf moderne Eleganz gerichteten Strebens das Hauptwerk des Malers, der Triumph des Armin nach der Schlacht im Teutoburger Walde, jetzt in der Galerie zu Karlsruhe, für das er auf der Pariſer Ausſtellung von 1846 die goldene Medaille erhielt. Die Cornelianiſche Schule ſieht man noch an der klaren, verſtändlichen Kompoſition, ſonſt macht ſich freilich der Einfluß der franzöſiſchen Umgebung in dem etwas zu ſüßlich ſchillernden Kolorit, dem zu theatraliſchen Gebahren der Figuren ziemlich auffallend geltend in dem übrigens ſehr wirkungsvollen, nur zu kokett, aber mit ungewöhnlicher techniſcher Geſchicklichkeit gemalten Bilde. — Wenn das Studium der klaſſiſchen Kunſt, wie es von den fremden Künſtlern z. B. in Rom getrieben wird, durchaus den Sinn veredelt, den Geſchmack läutert, ſo iſt das irgend einer modernen Kunſtrichtung von um ſo zweifelhafterem Werthe. Wie beſtreitbar der Vortheil ſei, den unzählige Deutſche aus dem Wandern nach Paris gezogen, was ja in unſerer Zeit eben ſo ſehr Mode geworden, als im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert das nach Italien, dafür geben gerade Gräfle nicht minder als Winterhalter das auffallendſte Beiſpiel! — Dieſer Unterſchied der Wirkung iſt leicht zu erklären. Die Alten ſtudiert man, um das Ewiggiltige, das Allgemeinverſtändliche in der Kunſt kennen zu lernen, die Modernen, um

Digitized by Google

sich ihre Technik anzueignen. Wenn es aber fast nie gelang, sich dieser ganz zu bemächtigen, weil sie eben mit dem nationalen Charakter auf's genaueste zusammenhängt; so büßte man um so häufiger die Unbefangenheit und Wahrheit der eigenen Empfindung ein, man ward kein Italiener oder Franzose, aber man blieb auch sehr selten ein ächter Deutscher. Wenn daher auch diejenigen Arbeiten Winterhalters seine besten sind, die er seinem italienischen Aufenthalt und dem Studium der alten Meister verdankte, und Paris ihn nur langsam schwächer und kokketer werden ließ, so bleibt es auch bei Gräfle sehr fraglich, ob er aus seinem Aufenthalt in der französischen Hauptstadt wirklichen, ächten Gewinn gezogen. — Zunächst freilich schien das unzweifelhaft, als er, durch die 48r Revolution vertrieben, erst im Elsaß Portraite malte, dann wieder nach Paris ging und bis 1852 blieb, wo er dann nach 14jähriger Abwesenheit für immer nach München zurückkehrte. Eine Anzahl Portraite blendeten durch eine in München ganz unbekannte Freiheit des Pinsels, wie den großen Glanz der Farbe und wurden mit Jubel begrüßt; man übersah dabei, daß dieser rosige Glanz nicht ohne eine Manier war, die mehr an die Rigauds als an die van Dyks oder Rubens' erinnerte. Indeß sind eine Anzahl wirklich trefflicher Leistungen darunter, so das Bild des Malers von Ramberg u. a. m. Der Meister eröffnete eine Schule, die sich anfangs großer Frequenz erfreute, sie indeß nach einigen Jahren wieder verlor. Er selber hat seit seiner Rückkehr, außer zahlreichen Portraiten, darunter der Großherzogin wie des Erbgroßherzogs von Baden, des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen 1863, der Königin Victoria, Prinzessinnen von Wales, Helene und Luise, der Prinzen Arthur und Leopold, des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich und seiner Gemahlin in ganzer Figur, von sonstigen bedeutenderen Arbeiten noch ausgeführt: die vier Jahreszeiten für den Großherzog von Baden, verschiedene Altarbilder in badischen Kirchen, einige Genrebilder, 12 geschichtliche Portraite in Pastell für das königliche Schloß Linderhof. Im Uebrigen beschränkte er sich mehr und mehr auf Studienköpfe, besonders Kinder, Halb- und Einzelfiguren, die mit leichter Technik kühl und frisch kolorirt des Reizes so wenig als der Eleganz entbehren, wenn sie auch selten von jener Tiefe der Empfindung, jenem liebevollen Eingehen auf die Natur getragen erscheinen, das hauptsächlich den klassischen Produktionen dieser Art, vorab der Venetianischen Schule, ihren unvergänglichen Werth sichert. — Gräfle starb am 28. Dezember 1889 in München, nachdem er seinen einzigen Bruder, den Oberhofgerichtsrath a. D. Karl Dominik Gräfle, wenige Jahre vorher in Karlsruhe zu Grabe geleitet hatte. Fr. Pecht.

Karl Wilhelm Grether.

Im kaufmännischen Lebensgange muß der feste Wille die Bahn erschließen, die Lichtmomente mit Verständniß zu erfassen, um ohne Irrfahrten die dunklen Wege, die im kaufmännischen und industriellen Berufe unabwendbar hereinbrechen, mit sicherem Schritt zu überschreiten. Die Ausblicke auf eine lichtvolle Entwicklung beleben aufmunternd das Vertrauen in Fleiß und Strebsamkeit, ein gediegener Geschäftsbetrieb aber bedingt, die Begrenzung einer gewissen Bescheidenheit nicht zu überschreiten, die unabwendbaren Rückschläge weniger empfindlich und standhaft zu ertragen. In erhöhten und erweiterten geschäftlichen Gesichtskreisen müssen die kaufmännischen Verbindungen im Personenverkehr einen zu weitgehenden unberechtigten Egoismus zurücktreten lassen, dem Verkehrsleben die lichteren Momente abzugewinnen. Ein segensreiches Schaffen und Wirken ruht auf gesunden sozialen Grundzügen und in enger Verkettung mit nahe stehenden Gesellschaftsklassen. Diese Verkettung kann ohne empfindliche Störungen keine Schatten tiefgehender Unzufriedenheit nach sich ziehen. — Diese bezeichneten Grundzüge dienten einem Kaufmann und Industriellen, dem nachstehende Lebens-

Digitized by Google

beschreibung gewidmet ist, in langjähriger Thätigkeit als fester Rückgrat seines unermüdlichen Schaffens und Wirkens. — Karl Wilhelm Grether, geboren am 1. Mai 1803 als ältester Sohn des Oberbürgermeisters und Landtagsabgeordneten Grether in Lörrach, erhielt seine erste Ausbildung in dem Pädagogium seiner Vaterstadt. Nach Absolvirung dieser Lehranstalt fand er in einer Pension der französischen Schweiz Aufnahme. Dem Kaufmannsstande gewidmet, trat er als Lehrling in das Fabrikgeschäft von Peter Köchlin und Söhne in Lörrach ein. Sein Fleiß und seine Strebsamkeit, insbesondere aber seine geistige Veranlagung haben ihn in die vertrauensvolleren Stellen herangeführt, so daß auch nach seinem Austritte ein freundschaftliches Verhältniß ungeschwächt erhalten blieb. — Im Jahr 1828 verehelichte er sich mit Elisabetha, geborenen Gottschalk in Schopfheim. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder, eine Tochter und ein Sohn, hervorgegangen. Der Sohn ist schon in jungen Jahren gestorben. Die Tochter verehelichte sich mit Ernst Friedrich Krafft von Auggen. — Mit Gründung einer Familie mußte dem strebsamen jungen Manne eine selbständige Stellung zu erwerben als unabwendbares Ziel vor Augen schweben und fanden diese Ausblicke Befriedigung in der Aufforderung einer Gesellschaft von Schweizern, als Theilhaber eines Druckerei- und Färbereigeschäftes einzutreten. Die Entwicklung aber hatte für ihn die erwarteten Erfolge nicht, so daß er von dem Geschäfte, das liquidirte, zurücktrat zur Zeit, als Baden sich dem deutschen Zollverein anschloß. — Eine Wasserkraft, die von der Familie seiner Gattin Gottschalk lange Zeit zum Betriebe eines Drahtzuges Verwendung gefunden hatte, wurde auf seine Veranlassung, nachdem er sich zu einer Association mit seinem Schwager Gottschalk verständigte, zu einer Baumwollspinnerei verwerthet. Diese Fabrikanlage unter der Firma Gottschalk und Grether gestaltete sich als Stammbetrieb, aus dem in verschiedenen Abzweigungen erweiterte Etablissements hervorgegangen sind. Einige Industrielle des Wiesenthals hatten sich zusammengefunden, eine reiche Wasserkraft in Atzenbach der Erwerbsthätigkeit dienstbar zu machen. Im Jahr 1846 wurde die Spinnerei dem Betriebe übergeben. Den Jugendjahren aber dieses Etablissements haben die folgenden Revolutionsjahre sorgenvolle Konjunkturen entgegengeführt. Die Krisen wurden glücklich überschritten und das Etablissement unter hervorragender Mitwirkung von Grether mit Abwechslung von günstigen und erschwerten Zeitverhältnissen in einen befriedigenden Stand überführt. — Die kritischen Jahre 1848 und 1849 hatten der Spinnerei von Eichthal in St. Blasien die Lebensbedingungen durchschnitten. Einige Unterpfandsgläubiger mit den höchsten Forderungen hatten das Anwesen aus dem Konkurse erstanden, in der Hoffnung, durch Wiederaufnahme des Betriebes einen Theil ihrer Forderung aus dem Schiffbruche zu retten. Die Käufer, als Laien in industrieller Thätigkeit, bemühten sich, Grether für die Leitung zu gewinnen. Mit Rath und That entgegenkommend, wurde ihm der Eintritt in das Konsortium gestattet. Seine Aufklärungen unabweisbarer Reformen fanden bei den Theilhabern wenig Gehör, insbesondere in Rücksicht auf erneuerte Finanzirung im Zusammenhang mit einer vollständigen Ueberarbeitung des Betriebsmaterials, das der Konkurrenz weit nachstand. Eingetretene Meinungsverschiedenheiten hatten ihre Lösung darin gefunden, daß Grether das Anwesen käuflich übernahm, selbständig seinen Reformgedanken Nachdruck zu verschaffen. — Sein Schwiegersohn Krafft wurde nun mit der Leitung des Geschäftes betraut. Eine vollständige bauliche und maschinelle Umarbeitung, insbesondere aber eine weitgehende Verstärkung der Wasserkräfte haben das Geschäft auf die Höhe der Konkurrenzbedingungen gehoben. — Der Brand vom Jahr 1874 legte aber die zu erwartenden Erfolge zu Grabe, so daß ein erneuerter Anlauf zu einem konsolidirten Zustande einen vollständigen Neubau und neue maschinelle Einrichtung bedingte. — Der Verkauf des Hammerwerkes in Wehr gab

Digitized by Google

Grether Veranlassung, die Industrie durch Errichtung von 400 Webstühlen in einem sehr bevölkerten Orte heimisch zu machen. Ein weiteres Hammerwerk in Hausen war im Jahr 1865 dem Niedergange der badischen Eisenindustrie verfallen und zum Verkauf gekommen. Grether hatte auf diese Wasserkraft die Hand gelegt und mit seinem Schwiegersohn im Jahre 1868/69 eine Floretseidenspinnerei errichtet. Sie blieb aufrecht bis zur Zollreform. Die ungünstige Behandlung dieser Industriebranche in der Reichstagssession vom Jahr 1879 hatte die Unternehmer veranlaßt, Floretseide fallen zu lassen und sich in Wolle einzurichten. — Mit Heranwachsen der jüngeren Familienkräfte, zweier Enkel, hatte sich Grether in Mitte der siebziger Jahre mehr und mehr von den Geschäften zurückgezogen und das Steuer jüngeren Kräften in die Hand gelegt. Im Jahre 1878 ist er aber nochmals in seine frühere Thätigkeit zurückgetreten, um seinem Schwiegersohn zu ermöglichen, Mandate in Reichstag und Landtag anzunehmen. — In den letzten Lebensjahren suchte seine Arbeitsfreudigkeit sich in Landwirthschaft und Waldkultur eine Beschäftigung zu beschaffen. Fern von rauschenden Festen und politischem Parteigetriebe fand das gesuchte zurückgezogene Stillleben in des Waldes Einsamkeit seine größte Befriedigung. — Eine gottbegnadete Frische des Geistes und Körpers erheiterte seinen Lebensabend; die heranwachsenden Urenkel legten noch einen letzten heiteren Sonnenstrahl in die Neige eines thatenreichen Lebens. Nur wenige Tage nach Antritt seines 88. Lebensjahres ermatteten seine Kräfte, und sein frischerhaltenes Auge ohne kaum wahrnehmbare Ermüdung trübte und schloß sich sanft am 14. November 1890. *

Wilhelm August Heinrich Hack

wurde am 19. Juli 1851 in Karlsruhe als Sohn eines Großherzoglichen Ministerialrathes geboren. In frühester Jugend der Eltern beraubt, fand er in dem seiner Familie befreundeten Hause des Direktors der Karlsruher Maschinenbaugesellschaft, Robert Lauß, eine zweite Heimath. Schon in früher Jugend für alles Große, Schöne und Edle begeistert, von leidenschaftlicher Liebe zur Natur erfüllt, bezog er 18jährig im Herbst 1869 die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71, der seine Studien auf einige Zeit unterbrach, gab ihm Gelegenheit zu frühzeitiger praktischer Thätigkeit. Da eine angeborene Verkürzung des rechten Beines ihm die Möglichkeit versagte, seiner Wehrpflicht zu genügen, betheiligte er sich im Dienste der badischen Vereine vom Rothen Kreuz an der Pflege der Verwundeten und Kranken in den Kriegslazarethen. Insbesondere nach den verlustreichen Schlachten von Wörth und Gravelotte, da sich die Zahl der Aerzte und geschulten Krankenpfleger als durchaus unzureichend erwies, leistete der junge Mediziner vortreffliche Dienste, die nach Beendigung des Feldzugs durch die Verleihung des badischen Erinnerungskreuzes, der deutschen und der badischen Feldzugsmedaille anerkannt wurden, welche ihm stets werthe Andenken an die große Zeit und seine Theilnahme an den Kriegsereignissen blieben. Nach dem Feldzuge setzte er in Heidelberg seine Studien fort, machte sein Physikum in Marburg und bestand im Jahre 1874 das medizinische Staatsexamen mit dem Prädikat »sehr gut«. Zur weiteren Ausbildung begab er sich sodann nach Wien, wo er insbesondere durch den lebendigen Vortrag und die plastische Darstellungskunst Hebra's und dessen reiches Krankenmaterial mächtig gefördert und durch die Vorlesungen von Schrötter, Störk und Schnitzler, welche die damals rasch aufstrebende Disziplin der Laryngologie so glänzend vertraten, zuerst zu dem Gedanken angeregt wurde, sich diesem speziellen Fache zuzuwenden, in welchem er später so Bedeutendes leisten sollte. Von Wien zurückgekehrt, nahm er zunächst die Stelle eines Assistenten am Hospital in Darmstadt an, um bald darauf in

Digitized by Google

gleicher Eigenschaft in der Klinik des berühmten Heidelberger Chirurgen Gustav Simon thätig zu werden, dessen Lebensbild er im 3. Bande dieser Biographien Seite 159 ff. eben so verständniß- als pietätvoll gezeichnet hat. In diese Heidelberger Zeit fällt eine sehr belehrende Reise nach dem serbischen Kriegsschauplatze, die er im Jahre 1876 als Begleiter des Leibarztes der Prinzessin Wilhelm von Baden, Hofrath Dr. Schenk, unternehmen durfte. Nach Simon's von ihm tiefbeklagten Tode trat Hack im Herbst 1876 als Assistent in die chirurgische Klinik des Professors Maas in Freiburg über und blieb in dieser Stellung bis zu seiner Habilitation in der medizinischen Fakultät dieser Hochschule im Jahre 1879. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Hautkrankheiten, Syphilis, Kehl-, Rachen- und Nasenkrankheiten, die er mit seinen Zuhörern auch in Kursen eingehender behandelte. Bei einem Besuch der medizinischen Anstalten in Paris und London knüpfte er — besonders in der englischen Hauptstadt — werthvolle Beziehungen mit berühmten Fachgenossen an. Im Juli 1884 erhielt er die Ernennung zum außerordentlichen Professor. Damals hatte er sich auf dem Gebiete der jungen Wissenschaft der Laryngo-Rhinologie schon einen bedeutenden Namen gemacht. Um seine Stellung in der Wissenschaft zu kennzeichnen, eignen wir uns das in hohem Grade anerkennende Urtheil eines ausgezeichneten Fachgenossen, des Dr. Felix Semon an, der (in Nr. 1 des 4. Jahrganges des Internationalen Centralblattes für Laryngologie, Rhinologie und verwandte Wissenschaften. Berlin, A. Hirschwald 1877) sich über Hack folgendermaßen äußert: »Die Erscheinung Hack's am Himmel der Wissenschaft macht gewissermaßen den Eindruck eines Meteors. Obschon er bereits vor der Publikation seiner Studien über die nasalen Reflexneurosen eine ganze Reihe von tüchtigen Arbeiten veröffentlicht hatte, so war sein Name bis zum Jahr 1882 wohl kaum in weiteren Kreisen bekannt. Da lenkte sein in der Berliner klinischen Wochenschrift veröffentlichter Aufsatz »Reflexneurosen und Nasenleiden« die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, und als dieser Arbeit schon im Herbst 1883 sein Hauptwerk »Die operative Radikalbehandlung von Migräne, Asthma, Heufieber und verwandten Krankheiten« folgte, war er mit einem Schlage ein berühmter Mann. Während sich an die Publikation dieser Arbeit innerhalb kürzester Zeit auf wissenschaftlichem Gebiete, und zwar nicht nur von den Spezialisten ausgehend, eine ganze Literatur und eine Kontroverse lebhaftester Natur anschloß, drang der Ruf von dem neu gemachten therapeutischen Fortschritt mit erstaunlicher Schnelligkeit in das Publikum, und von allen Seiten pilgerten Kranke nach Freiburg, um sich einer so vielversprechenden Behandlung zu unterziehen. Ob die Thatsachen den gehegten Erwartungen entsprochen haben, das zu entscheiden sind wir, die wir noch mitten in der Bewegung stehen, gegenwärtig wohl kaum im Stande. Hack hat selbst mit einer Offenheit, die ihm die größte Ehre macht, nach Sammlung weiterer Erfahrungen seine ursprünglichen Ansichten bedeutend modificirt .... Hack's Name wird auf immer mit der Geschichte des Aufblühens der Rhinologie in ehrenvoller Weise verknüpft bleiben. Denn wenn er auch Vorgänger hatte, die das Feld anbahnten, in welchem er sich während seiner kurzen Thätigkeit so ausgezeichnet hat, so wird es stets sein Verdienst bleiben, durch seine Arbeiten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die früher sehr stiefmütterlich behandelte Rhinologie zu lenken. Mag er auch in seinem Enthusiasmus hier und da zu weit gegangen sein: die Ehrlichkeit seines Enthusiasmus ist selbst von seinen entschiedensten Gegnern niemals angetastet worden.« — Seine große persönliche Liebenswürdigkeit, die schon dem Knaben und Jünglinge die allgemeinste Beliebtheit erwarb, gewann dem reifen Manne alle Herzen. Der obengenannte Fachgenosse sagt von ihm, daß er »enthusiastisch für alles Gute und Schöne, warm in seiner Anerkennung für die Leistungen Anderer, empfänglich für wohl-

Digitized by Google

meinende Kritik« gewesen sei. Im August 1880 hatte er sich mit Fräulein Henny Berner aus Hanau zum glücklichsten Ehebunde vereinigt, welchem drei Kinder entstammen, das jüngste erst nach des Vaters frühem Tode geboren. Schon im Laufe des Jahres 1886, als er die Naturforscherversammlung besuchte, fanden ihn Freunde, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, etwas gedrückt und still. Brieflich hatte er bereits früher öfter über nervöse Ueberreiztheit und Ueberarbeitung geklagt. Aber Niemand ahnte, daß seinem Wirken ein so nahes Ziel gesetzt sei. Um sich ohne Ueberanstrengung mehr Bewegung zu machen, liebte er es, auf einem Dreirad Ausflüge zu unternehmen. Auf einer solchen Fahrt starb er plötzlich im Münsterthale an einer Embolie der Arteria coronaria cordis am 23. April 1887. Wir führen noch einmal das Zeugniß Semons an, wenn wir mit den Worten seines Nekrologes diesen Lebensabriß schließen: »Der glänzende Stern ist so schnell erloschen als er aufgeglüht: seine Werke aber sichern seinem Namen in der Geschichte der Rhinologie dauerndes, ehrenvolles Gedächtniß.« (Vgl. außer dem oben citirten Nekrolog von Semon, einen Nachruf von Dr. Keimer in Nr. 6 des 21. Jahrgangs der Monatsschrift für Ohrenheilkunde, sowie für Kehlkopf-, Nasen-, Rachen-Krankheiten, Berlin 1887 und den Aufsatz von Karl von Scherzer »Aus dem Leben eines deutschen Arztes« in der »Deutschen Revue« September 1888. In den beiden erstgenannten Nekrologen findet man auch ein Verzeichniß von Haid's literarischen Arbeiten. Sein Tod unterbrach die Ausarbeitung eines Lehrbuches über Nasenkrankheiten.) *

Wendelin Haid.

Geboren zu Imnau in Hohenzollern am 16. Oktober 1803, wurde Haid nach empfangener Ordination (20. September 1827) Vikar, dann Beneficiat in Ueberlingen; seit 1841 Pfarrer in Neukirch, Andelshofen, Löffingen, hier auch Dekan; im Jahre 1853 erhielt er die Pfarrei Lautenbach bei Oberkirch, wo er am 19. Oktober 1876 gestorben ist. — Der vieljährige Aufenthalt in Ueberlingen, der alten Reichsstadt mit ihren denkwürdigen Bauten und Sammlungen, bot Haid Anregung zu antiquarischen und archivalischen Studien, zu Sammlung von Alterthümern verschiedener Art, namentlich seitdem die dortige, 1832 von Dekan Wocheler (B.B. 2, 517) begründete Bibliothek seiner Leitung und Aufsicht unterstellt war. Im Laufe der Jahre wurde er ein gewandter und sehr findiger Sammler, der manche verschollene Urkunde an's Tageslicht brachte und vor Verlust bewahrte. Die nach und nach sich mehrenden Schätze mußten zu Weiterem, zur Erwägung irgend welcher Verwendung in wissenschaftlichem Interesse führen. Aeußerer Anstoß hiezu wurde der Kodex mit dem Liber decimationis, auf welchen Haid durch den damaligen Archivdirektor Mone anfangs der 60r Jahre aufmerksam gemacht worden war. Die Wichtigkeit und vielseitige Bedeutung des bis dahin so gut wie unbekannten Documents konnte dem geübten und kundigen Sammler nicht entgehen. Diese Urkunde und die eigene reiche Sammlung erzeugte, wie es scheint, den Plan, ein besonderes Organ zu gründen für kirchengeschichtliche Publikationen auf dem Gebiete der oberrheinischen Kirchenprovinz. — So entstand das Freiburger Diöcesanarchiv. — In dem von Haid verfaßten Prospektus (August 1862) wird ausgeführt, daß neben den zwei trefflichen, allseitig anerkannten Organen für Sammlung, kritische Sichtung und Erklärung der Quellenschriften für die badische Landesgeschichte (Quellensammlung und Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins) »auch noch für andere Kräfte Stoff und Anforderung genug vorhanden sei«, nach dem Vorgang und Muster dieser zwei Organe das Gebiet der Diöcesangeschichte zu bearbeiten, insbesondere da die jetzige Erzdiöcese Theile in sich fasse, nicht bloß des Bis-

Digitized by Google

thums Konstanz, sondern der vormaligen Diöcesen Basel, Straßburg, Speier, Mainz, Würzburg; — der Plan war in die Weite angelegt. — Um die nöthigen Mittel zur Ausführung zu schaffen, wurde gleichzeitig und hauptsächlich durch die persönliche Bemühung Haid's der »Kirchlich Historische Verein« (so von Haid benannt) gegründet und erst nach gesicherter hinlänglicher Mitgliederzahl mit der Drucklegung des ersten Bandes der Zeitschrift begonnen (ausgegeben 1865). — Auch die Redaktion der ersten vier Bände besorgte Haid in Verbindung mit dem Geh. Hofrath Zell; vom fünften Bande an übernahm der Verfasser dieser Zeilen die Leitung und Redaktion des Diöcesanarchivs. — Es war ein glücklicher Gedanke, das neue Organ mit der Publikation des Liber decimationis in's Leben treten zu lassen; das Bekanntgeben dieser Urkunde war nicht bloß eine Bereicherung der Quellen für die lokale Geschichtsforschung von Schwaben und der deutschen Schweiz, sondern zugleich für alle Sachkundigen die beste Empfehlung der neuen Zeitschrift, wie sich dieses seitdem durch die vielseitige Benützung des Dokuments gezeigt hat. — Der Liber decimationis, die älteste und amtliche Statistik des großen Bisthums Konstanz (in 10 Archidiakonate mit 64 Dekanaten eingetheilt) — und hierin liegt seine bleibende Bedeutung — entstand als Zehentrolle für den Diöcesanklerus. Veranlassung war der von Papst Gregor X. geplante und auf dem Konzil von Lyon 1274 beschlossene, aber nicht ausgeführte Kreuzzug, zu welchem alle Inhaber von kirchlichen Pfründen 6 Jahre lang, 1274—80, den zehnten Theil ihres Einkommens beisteuern sollten. Im Bisthum Konstanz wurde sofort, wie dieses aus Beibemerkungen erhellt, im Jahre 1275 mit dem Einzug begonnen. — Der Kodex (im erzbischöflichen Archiv), welchem der Liber decimationis einverleibt ist, enthält noch folgende damit in Beziehung stehende Urkunden: Liber quartarum von 1324, Verzeichniß der Pfarreien, welche im vierten Jahre den ganzen Zehnten an den Bischof zu leisten hatten. Liber bannalium, Verzeichniß der Strafgelder, welche von den sämmtlich aufgeführten Pfarreien in vorkommenden Fällen zu entrichten waren. — Ein zweiter, wenig jüngerer Kodex enthält die den vorigen zum Theil ergänzenden Urkunden: Liber taxationis ecclesiarum et beneficiorum von 1253, eine Art Pfarrbeschreibung mit Angabe der Kollatoren, Einkünfte, Größe u. s. w., ist jedoch nicht vollständig, beschreibt nur 11 Dekanate vom Allgau und Linzgau. Liber marcarum, von 1360—1370, vollständiges, kurzes Namenregister der Dekanate und Klöster in zwei Theilen. — Auch diese Stücke hat Haid mit den nöthigen Einleitungen, topographischen und historischen Erläuterungen im Diöcesanarchiv veröffentlicht: in Band 1, 4, 5. Außerdem enthält das Diöcesanarchiv aus seiner Feder noch folgende Beiträge: Ueber den kirchlichen Charakter der Spitäler, besonders in der Erzdiöcese Freiburg, Band 2 und 3; die Konstanzer Weihbischöfe, Band 7 und 9. — Andere von ihm projektirte Arbeiten, wozu ihm reichliches Material zu Gebot stand, blieben unausgeführt, das Alter machte sich bei dem sonst rüstigen Manne zuletzt auch geltend; seine Begabung war überhaupt mehr eine sammelnde, weniger auf sorgsame und ansprechende Verarbeitung gerichtet. Seine Sammlungen sind nach seinem Tode an das erzbischöfliche Archiv übergegangen. — Das Verdienst, den Kirchenhistorischen Verein und dessen Organ, das Diöcesanarchiv, gegründet zu haben, soll ihm ungeschmälert zuerkannt bleiben. König.

Johann Hauler,

einer der besten und verdientesten Schulmänner Oesterreichs, verdient einen Platz in den »Badischen Biographieen«, weil er, durch Geburt ein Badener, in unserem Lande Gymnasium und Universität besuchte, das badische Staatsexamen bestand und an einem badischen Gymnasium seine Lehrthätigkeit begann, dann aber im

Digitized by Google

Auslande durch seine Erfolge als Schulmann und Gelehrter seinem engeren Vaterlande, dem er bis zu seinem Lebensende treue Liebe und Anhänglichkeit bewahrte, alle Ehre machte. — Zu Oberrimsingen bei Freiburg am 9. Oktober 1829 geboren, besuchte er das Gymnasium und die Universität zu Freiburg, wo Feuerbach, Bergk und Baumstark seine Lehrer waren, und während drei Semestern Bonn, wo er durch Ritschl, Welcker und den jungen Archäologen Overbeck besonders angeregt wurde. Nachdem er 1854 die Staatsprüfung bestanden und 1855 den philosophischen Doktorgrad erworben hatte, trat er als Volontär am Gymnasium in Freiburg ein, entschloß sich jedoch bei den ungünstigen Aussichten auf Anstellung am Ende des Schuljahres eine Lehrstelle am Gymnasium in Ofen anzunehmen. Als Ungarn magyarisirt wurde, erhielt Hauler im Jahre 1861 eine philologische Lehrstelle am Theresianum in Wien. Von da wurde er an das akademische Gymnasium versetzt, wo er einen Kreis strebsamer Kollegen fand. Im Jahre 1877 wurde er zum Direktor des Staatsgymnasiums im II. Bezirk von Wien ernannt. — Obwohl Hauler vielfach von Krankheiten heimgesucht war und in Folge des grauen Staares seit 1880 lange nicht lesen und schreiben durfte, war er doch in Schule und Wissenschaft unermüdlich thätig. Seine Thatkraft und Umsicht erhob das von ihm geleitete Gymnasium zu einer der stärkstbesuchten Mittelschulen Wiens. Das lateinische Uebungsbuch, welches in erster Auflage 1866 erschien, zählte 1887 bereits die zehnte Auflage. Dasselbe ist auch in Baden vielfach in Gebrauch gewesen und beweist in Anlage und Ausführung den praktischen Schulmann, wie Hauler's »Lateinische Stilübungen für die Oberklassen der Gymnasien« den gewiegten Lateiner verrathen. Lange Jahre war Hauler Obmann des Vereins »Mittelschule« und wirkte als solcher sehr günstig für den inneren Ausbau der deutsch-österreichischen Gymnasien. — Große Freude erlebte Hauler an seinem Sohne Edmund, der den Terenzforschern, den Mitarbeitern und Lesern des Wölfflinschen Archives und den Sallustkritikern (als Auffinder und Bearbeiter der Orleaner Fragmente von Sallust's Historien) vortheilhaft bekannt ist. In der Verfolgung der Studien seines Sohnes lebte der von schwerer Krankheit heimgesuchte Mann wieder völlig auf und über den Erfolgen desselben vergaß er seine Schmerzen. Bis zum März 1888 hielt er sich mit fast übermenschlicher Anstrengung aufrecht und erfüllte seine Amts- und Autorpflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit. Als er sich endlich entschloß, einen längeren Urlaub nachzusuchen, traf ihn am 1. April, an welchem derselbe in Kraft trat, ein Schlaganfall. — Die Verleihung des Titels eines Regierungsrathes, die er am 10. Mai 1888 erhielt, traf ihn bereits in hoffnungslosem Zustande. Am 9. Juli wurde er von seinen Leiden erlöst. Von der Theilnahme, die auch weitere Kreise an dem Ableben des ausgezeichneten Schulmannes nahmen, zeugte die große Betheiligung an dem Leichenbegängnisse in Trautmannsdorf, wo seine sterbliche Hülle ruht. (J. H. Schmalz in den »Badischen Schulblättern« 6. Jahrgang Seite 79. Vergleiche dazu den Nekrolog von Ludwig Fischer in der »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« 39. Jahrgang 1888. Zwölftes Heft Seite 1150 ff.)

Friedrich Franz Karl Hecker

wurde am 28. September 1811 zu Eichtersheim geboren, wo sein Vater als Freiherrlich von Venningen'scher Rentamtmann lebte. Nach Vollendung seiner Gymnasial- und Universitätsstudien wandte sich der talentvolle junge Mann der Advokatur zu und ließ sich im Jahre 1838 als Oberhofgerichtsadvokat in Mannheim nieder. Seine Begabung, seine Beredtsamkeit, die echt pfälzische Frische und Lebhaftigkeit seines Temperamentes machten ihn bald in weiteren Kreisen bekannt und beliebt und veranlaßten im Jahre 1842, sobald sein Alter den Eintritt

Digitized by Google

in den Landtag gestattete, im Wahlbezirke Weinheim-Ladenburg seine Wahl in die Zweite Kammer. Die Wahlen, denen Hecker den Eintritt in das parlamentarische Leben verdankte, waren nach der Auflösung des Landtags erfolgt, welche von der Regierung wegen dessen Haltung in dem bekannten Urlaubsstreit verfügt worden war (siehe den Artikel v. Blittersdorff Bd. I S. 91 f.). Hatte die Regierung mit dieser Auflösung an das Volk appellirt, so war nun ihr Prozeß verloren. Die Opposition kam schärfer als je, erbitterter und entschlossener in das Ständehaus zurück. In Fritz Hecker hatte sie ein Mitglied gewonnen, das so recht dazu angethan schien, die Abgeordneten aus den bürgerlichen Kreisen an sich zu fesseln und mit sich fortzureißen. Das kecke Selbstbewußtsein, die Zurschaustellung einer absoluten Unabhängigkeit, die Rücksichtslosigkeit in seinem ganzen Auftreten galt vielen als Beweis eines starken und festen Charakters und veranlaßte, daß in den Kammerberichten der Oppositionsblätter sein Name bald mit am häufigsten genannt wurde. Die Derbheit, mit der er den Ministern und Ministerialkommissären in der Debatte entgegentrat, der Gleichmuth, mit dem er, wenn er auch sachlich widerlegt war, auf seine Angriffe gegen die gesammte Haltung der Regierung zurückkam, die Entschiedenheit, mit der er die »Volksrechte« vertrat und vertheidigte, auch wo solche gar nicht in Frage standen, imponirte der großen Menge, die sich auf den Tribünen des Ständehauses drängte, um Heckers Reden aufgeregt zu lauschen, die sich um den Vorleser scharte, der Abends in der Kneipe die welterlösende Weisheit des jungen »Volksmannes« aus der Zeitung zum Besten gab. Mit einem richtigen Gefühle für das, was »zieht«, begabt, griff Hecker zuerst in den deutschen Landtagen die schleswig-holsteinische Frage auf, indem er am 6. Februar 1845 in der Zweiten Kammer seine Stimme gegen die beabsichtigte Verschmelzung der Herzogthümer mit Dänemark erhob. Junge Holsteiner, die in Heidelberg studirten, kamen damals nach Karlsruhe herüber, um dankerfüllt den Mann aufzusuchen, der so entschlossen für das gute Recht ihrer Heimath eintrat. Wie waren sie erstaunt, wahrzunehmen, daß Hecker die geschichtliche Entwickelung und der eigentliche Kern der ganzen schleswig-holsteinischen Frage so gut wie unbekannt war und daß er sie nur als ein höchst geeignetes Mittel aufgegriffen hatte, das badische Ministerium zu ärgern und ihm wo möglich Verlegenheiten zu bereiten. (Persönliche Mittheilung eines damaligen Heidelberger Studenten.) Immerhin erreichte er durch die Behandlung dieser brennenden Frage in der Kammer, daß sein Name auch außerhalb des badischen Landes öfter und in weiteren Kreisen genannt wurde. Die erfolgreichste Reklame für ihn machte aber die preußische Polizei, die ihn, als er im Mai 1845 mit dem Abgeordneten v. Itzstein eine Reise nach Stettin unternahm, in Berlin anhielt und anwies, mit seinem Begleiter alsbald die Hauptstadt und den preußischen Staat zu verlassen. Dieses unkluge und kleinliche Verfahren der preußischen Regierung gewann Hecker neue Sympathien und erhöhte seine Volksbeliebtheit. Die Kundgebungen, die ihm von allen Seiten zukamen und seiner Eitelkeit außerordentlich schmeichelten, trugen aber auch dazu bei, ihn zu immer schroffrer und entschiedenerer Opposition aufzumuntern. Es war ein Unglück für Hecker, daß um diese Zeit der einzige Mann starb, der ihm imponirte, zu dem er in Liebe und Ehrfurcht aufblickte, der Abgeordnete Sander, der mit unbedingter Selbständigkeit der Gesinnung jenes Maß politischer Klugheit und Selbstbeherrschung verband, welches nothwendig ist, um eine Oppositionspartei über das Niveau des bloßen Nörgelns und Verneinens zu einer positiven schöpferischen Thätigkeit zu erheben. (Vgl. Badische Biographieen II, 233 ff.) Hecker selbst hat sich später dahin geäußert, daß Sanders Tod (9. März 1845) ein für ihn unersetzlicher und verhängnißvoller Verlust gewesen sei. Von da an entfremdete er sich immer mehr der übrigen Opposition und näherte sich immer entschiedener, die Bahnen der gesetzlichen Reform verlassend, den abschüssigen Pfaden

Digitized by Google

der Revolution. Immer schärfer, verletzender, wegwerfender wurde der Ton seiner Reden im Landtage und die Frische seiner Beredtsamkeit, deren ursprünglichem Reiz sich auch die Gegner nicht ganz entziehen konnten, artete in eine burschikose Dreistigkeit aus, die doch nur noch des unbedingten Beifalls der Galerien sicher war. Der Radikalismus, der ihm im Blute lag, die advokatische Rabulisterei, die er sich rasch angewöhnt hatte, der Mangel jeder Unterordnung und Disziplin gegenüber der eigenen Partei entfernten ihn immer mehr von seinen bisherigen Freunden, die es doch auch an Entschiedenheit nicht fehlen ließen und auf zwei Landtagen, um dem Ministerium ihre unversöhnliche Gesinnung zu zeigen, zu dem äußersten Mittel, das der Opposition damals auf dem Boden der Gesetzlichkeit zur Verfügung stand, griffen, dem Finanzgesetz ihre Zustimmung zu verweigern. Wenn er sich nach und nach immer mehr seinen alten Parteigenossen entfremdete, so wurde er dafür von den Massen als der einzige wahre und ächte »Volksmann« gefeiert, und insbesondere die radikalen Mannheimer schwuren nicht höher als auf »ihren« Hecker. Zu einem ernsthaft zu nehmenden Politiker fehlte ihm gründliche und vielseitige Bildung, Festigkeit der Anschauungen, Menschenkenntniß, der sittliche Ernst, der einem ins Auge gefaßten Ziele ohne Schwanken und Zögern entgegenstrebt, und die zähe Ausdauer, die sich auch durch Mangel an Erfolg nicht erschüttern und entmuthigen läßt. Dagegen war er von Haus aus gutmüthig und ehrlich, im persönlichen Umgang liebenswürdig, wenn ihn nicht seine Reizbarkeit, die auch im Gespräche mit Freunden sehr rasch erregt wurde, zu grober Derbheit hinriß, ein Enthusiast, und dadurch auch vor Vielen befähigt, die Massen mit sich fortzureißen. Wie alle sanguinischen und cholerischen Naturen leichtgläubig, war er geneigt, sich kritiklos jeder Neuerung hinzugeben. Darum fanden die damals auftauchenden höchst zweifelhaften Lehren des Sozialismus an Hecker alsbald einen warmen Anhänger, und wer ihm eine erwünschte Nachricht brachte, wurde, ohne daß er diese auf ihre Richtigkeit prüfte, von ihm als ein klassischer Zeuge angesehen. Ebenso schnell enttäuscht als enthusiasmirt, wurde er im Laufe des Jahres 1847 plötzlich der ganzen badischen Politik überdrüssig und ging mit Auswanderungsgedanken um. Im März 1847 unternahm er eine Reise nach Algier, um sich, wenn es ihm gefiele, dort dauernd niederzulassen. Er scheint aber nicht gefunden zu haben, was er erwartete, denn bald kehrte er zurück und stürzte sich sofort wieder eifrig in den Strudel der Politik. Damals gewann Gustav Struve (siehe Badische Biographieen I S. 331 f.) auf ihn einen maßgebenden Einfluß. Seiner Einwirkung gelang es, Hecker aus einem Radikalen zu einem Revolutionär zu machen. Ebenso nüchtern als Hecker phantastisch, imponirte Struve seinem jüngeren Freunde durch die kühle Ruhe und die zähe Konsequenz seiner Anschauungen und durch den extremen Doktrinarismus, der wenigstens in der Theorie auch vor den äußersten Schlüssen, die aus seinen Lehrsätzen gezogen werden konnten, nicht zurückschreckte. Vorerst war Fritz Hecker noch nicht völlig reif zum Revolutionär. Als am 1. März 1848 die Ueberbringer einer politischen Petition durch den Ständesaal geführt werden sollten, um diese persönlich unter dem Jubel der Galerien dem Präsidenten zu überreichen und durch eine solche Demonstration die Kammer zu übereilten Beschlüssen fortzureißen, widersetzte sich Hecker diesem ordnungswidrigen Treiben auf das Entschiedenste. So lange die höchst zweifelhaften Elemente, die ihm zujauchzten und die er in seiner saloppen und renommistischen Art wohl einmal seine »Blutbuben« nannte, sich auf wüstes Geschrei beschränkten, hatte er seine Freude an ihnen; als aber der Verdacht laut wurde, daß sie an dem Ausbruche des Brandes im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten — am 2. März — Schuld trügen, entbrannte er in der lebhaftesten Entrüstung. Am gleichen Tage faßte Hecker in der Zweiten Kammer die Volkswünsche in zwölf Punkten zusammen, die im Wesentlichen den

Digitized by Google

Forderungen entsprachen, die um dieselbe Zeit auch in anderen deutschen Landtagen erhoben wurden: Aufhebung der durch die Karlsbader und Wiener Konferenzen veranlaßten Ausnahmegesetze, Beeidigung aller Staatsbürger, einschließlich des Militärs, auf die Verfassung, Aufhebung aller Beschränkungen politischer Rechte aus Gründen des Bekenntnisses, Vorlegung eines Gesetzes über Verantwortlichkeit der Minister, Zulassung von Klagen gegen Verwaltungshandlungen der übrigen Beamten ohne Ermächtigung des Ministeriums, Beseitigung aller Rechte des Feudalwesens, gerechtere Vertheilung der Staats- und Gemeindelasten, Aufhebung der privilegirten Gerichtsstände, Einführung einer volksthümlichen Kreisverwaltung, Verwendung der Regierung für Einrichtung einer Volksvertretung beim Bundestage, Sicherung einer unabhängigen Stellung der Richter, Besetzung des Staatsministeriums und der Bundestagsgesandtschaft mit Männern, welche das allgemeine Vertrauen des Volkes genießen. Als die Regierung den meisten dieser Wünsche Erfüllung zusagte und sofort durch einen Personenwechsel im Ministerium und dem Bundestage der Opposition das erwünschte Entgegenkommen bewies, erklärte sich auch Hecker für den Augenblick befriedigt, was freilich nicht hinderte, daß er, als die Entschiedensten unter seinen Freunden diese Zugeständnisse für durchaus ungenügend erklärten, auch seinerseits seine Forderungen wieder höher spannte und von dem Erreichten mit Wegwerfung sprach. Diese Stimmung trat noch bestimmter bei der Volksversammlung hervor, welche Hecker und Struve auf den 19. März nach Offenburg beriefen und wo Beschlüsse gefaßt wurden, die mit der bisher in Baden bestehenden Staatsordnung kaum noch als vereinbar gelten konnten. Aber alle die radikalen Forderungen, die hier gestellt wurden: Durchsicht der Verfassung, Verschmelzung der Bürgerwehr mit dem stehenden Heere, vollständige Umgestaltung des Steuerwesens u. s. w. waren immerhin noch auf dem Boden der formellen Gesetzlichkeit zu erreichen, und auch die Volksvereine, mit denen sich nunmehr das ganze Land bedeckte, deren Obmann Hecker wurde, waren zwar durchaus als eine die Regierung bekämpfende Organisation gedacht, aber dieser Kampf sollte doch vorerst noch nur mit geistigen Waffen innerhalb der bestehenden Staatsform ausgefochten werden. An eine eigentliche Schilderhebung scheint Hecker damals noch nicht ernstlich gedacht zu haben. Wie Struve hatte auch er seine ganze Hoffnung auf das Vorparlament gesetzt, von dem er die überaus thörichte und unberechtigte Erwartung hegte, es werde alsbald die Republik für ganz Deutschland proklamiren. Als er sich in dem Vorparlament den durchaus monarchisch gesinnten Männern gegenüber sah, die dort weitaus die Mehrheit der Versammlung bildeten, als Struve's Antrag, die Monarchie in Deutschland abzuschaffen, abgelehnt wurde und Heckers Vorschlag, das Vorparlament in Permanenz zu erklären, ebensowenig Beifall fand, verließ Hecker entrüstet die Versammlung, entschlossen, nunmehr auf dem Wege der Gewalt zu versuchen, was ihm auf dem Wege geordneter Verhandlungen sich als unerreichbar gezeigt hatte. Als die gemäßigte Kammermehrheit in einem Aufruf das Volk davor warnte, die Bahnen der Gesetzlichkeit zu verlassen, als die badische Regierung am Bundestage eine Beschleunigung der schon früher beschlossenen Mobilmachung des achten Bundesarmeecorps beantragte, als endlich auf Veranlassung des Staatsraths Mathy einer der vertrautesten Anhänger Heckers, der Redakteur der radikalen Konstanzer »Seeblätter«, Fickler, im Bahnhof zu Karlsruhe verhaftet wurde, in dem Augenblick, da er sich anschickte, nach dem Seekreis abzureisen, um dort den Aufstand zu organisiren — da hielt Hecker den Augenblick für gekommen, loszuschlagen. Ueber den Charakter der Erhebung, die er plante, gab er sich den thörichtesten Erwartungen hin. Er hat später selbst erklärt, »er sei der festen Zuversicht gewesen, daß es keines Schwertstreiches und keines Schusses bedürfe, daß der Zug ein wahrer Festzug sein und ganz Deutschland dem Beispiele Badens folgen

Digitized by Google

würde«. Die Tausende, die in den Volksversammlungen seinen exaltirten Reden Beifall zugejubelt und ohne weiteres allen von ihm vorgeschlagenen Resolutionen zugestimmt hatten, sah er jetzt im Geiste zu einer großen Armee vereint, deren bloßer Aufmarsch hinreichen würde, die ganze bestehende Staatsordnung über den Haufen zu werfen. Wie war er enttäuscht, als auf den von ihm und Struve am 12. April 1848 erlassenen Aufruf an alle waffenfähigen Männer, sich am 14. April bewaffnet und mit Mundvorrath versehen in Donaueschingen einzufinden, dort nur ein kleines Häuflein erschien. Und wohl noch größer war sein Staunen, als er sich mit diesem Anhang und den in der Rheinebene zusammengebrachten Scharen am 20. April bei Kandern einer geschlossen heranziehenden Truppenmacht gegenübersah, welche schlechthin nicht die von ihm mit Sicherheit erwartete Neigung zeigte, zu den »Freischärlern« überzugehen. Der diese Truppen befehligende General Friedrich v. Gagern wurde bekanntlich unmittelbar nach dem Abbruch der mit einem Parlamentär der Aufständischen geführten Verhandlung erschossen, und der Tod ihres Führers entflammte die Truppen zu schneidigem Vorgehen, welchem die bunt zusammengewürfelte Schar ihrer Gegner nicht Stand halten konnte. Hecker entfloh in die Schweiz und nahm seinen Aufenthalt in Muttenz, wo er eine Schrift über »die Volkserhebung in Baden« und eine revolutionäre Zeitung »Der Volksfreund« herausgab. — Die Bekenntnisse, die in jener Schrift niedergelegt sind, kennzeichnen Hecker in seiner ganzen Nichtigkeit als Politiker. Das Eingeständniß, daß die große Mehrzahl des Volkes, namentlich auf dem Lande, der Revolution ganz abhold gewesen sei, läßt den von ihm in Scene gesetzten »Putsch« als ein völlig kopfloses Unternehmen erscheinen. Das hinderte indeß nicht, daß Hecker in gewissen Kreisen der Bevölkerung nach wie vor der Held des Tages blieb. Ein ihm zu Ehren gedichtetes und Land auf und ab in allen Schenken und auf allen Straßen gesungenes Lied, das »Heckerlied«, wurde ein Schmerzenskind für die Organe der Polizei, welche dieser »staatsgefährlichen« musikalischen Produktion und ihren Veranstaltern allenthalben nachjagen mußten, und der durch Gesinnungstüchtigkeit glänzende Radikale erschien fortan nicht anders als mit einem großen Schlapphut, von dem bei besonders thatkräftigen Gesellen eine rothe Feder wallte; der »Heckerhut« wurde ein Kennzeichen der Revolutionsfreunde. Obwohl die Zweite badische Kammer inzwischen die Ermächtigung zu seiner gerichtlichen Verfolgung ertheilt hatte, wurde Hecker doch von dem badischen Wahlkreise Thiengen zu dessen Vertreter in der deutschen Nationalversammlung erwählt, die jedoch seine Wahl für ungiltig erklärte. In seinem Wankelmuth hatte sich Hecker längst mit allen seinen politischen Freunden überworfen, denen er das Mißlingen der revolutionären Anschläge, an dem er doch seinen redlichen Antheil hatte, zum Vorwurf machte. Im Aerger über das Geschehene wandte er, rasch in seinen Entschlüssen, wie er immer war, an einer baldigen Wendung der Dinge in seinem Sinne verzweifelnd, plötzlich Europa den Rücken, wanderte nach Amerika aus und erwarb bei Belleville im Staate Illinois eine Farm, um in der angestrengten Thätigkeit des Landmannes einen Ersatz für seine gescheiterte politische Wirksamkeit zu suchen. Hier traf ihn im Mai 1849 der Ruf der revolutionären Regierung seines Heimathlandes, wieder zurückzukehren und an den Erfolgen der inzwischen siegreich vorgedrungenen »Sache der Freiheit« theilzunehmen. Umgeben von einigen in Amerika neu gewonnenen Freunden machte sich denn Hecker wirklich nach dem »befreiten« Baden auf. Aber in Straßburg schon ereilte ihn die Nachricht von dem kläglichen Ende der revolutionären Bewegung, und durchaus nicht lüstern, die Bekanntschaft der preußischen Okkupationstruppen zu machen, wandte er sich wieder seiner weltentlegenen Farm zu. — Der amerikanische Bürgerkrieg brachte seinen fast verschollenen Namen neuerdings in Erinnerung. Wie nicht anders vorauszusetzen

Digitized by Google

war, trat Hecker mit Entschiedenheit für die unionistische Sache ein, warb ein Regiment und führte es dem General Fremont zu. An persönlichem Muth hatte es ihm nie gefehlt. So zeichnete er sich auch in diesen Kämpfen durch Tapferkeit aus und wurde in einer der ersten Schlachten verwundet. Aber zum Befehlshaber fehlte ihm jede Begabung. Er, der selbst nie zu gehorchen verstanden hatte, konnte auch nicht befehlen. In seinem Regiment brach eine Meuterei aus, in deren Folge es sich schon im Oktober 1861 auflöste. Später stand »Oberst« Hecker dann noch an der Spitze einer Brigade in der Cumberlandarmee unter General Howard und erwarb sich auch hier den Ruhm eines tapferen Offiziers. Doch fehlte es auch in dieser Stellung bald nicht an Reibungen, die ihn im Jahre 1864 veranlaßten, sein Kommando niederzulegen und wieder seine Farm zu beziehen. — Die großen Ereignisse, welche Deutschland umgestalteten, fanden in Hecker einen eifrigen Beobachter und bald einen enthusiastischen Bewunderer. Seine sanguinische Natur zeigte sich auch hier, da er in patriotischer Freude das übersah, was seinen Anschauungen an der Neugestaltung Deutschlands unter preußischer Führung doch ganz und gar nicht zusagen konnte. Bei der Friedensfeier in St. Louis hielt er eine Festrede, in welcher er dem Stolze der Deutschen auf ihr wiedergeborenes Reich einen begeisterten Ausdruck verlieh und damit auch in Nordamerika eine mächtige Anregung zu sympathischer Auffassung der deutschen Verhältnisse gab. In dieser Zeit patriotischer Erregung blickte er auch mit ziemlicher Geringschätzung auf die eigene und seiner Freunde politische Thätigkeit in den 1840er Jahren zurück. Dies hinderte aber nicht, daß der jedem starken Eindruck zugängliche Mann, als er im Jahre 1873 sein Vaterland besuchte und (wie er es ja eigentlich gar nicht anders erwarten konnte) in Deutschland vieles sah, was ihm nicht gefiel, alsbald wieder in den alten bramarbasirenden Ton des vormärzlichen Volksredners zurückfiel, der ihm freilich stürmische Jubelkundgebungen der unbekehrbaren Demokraten in Mannheim und anderen deutschen Städten eintrug, aber auch bei den besonnenen und unbefangenen Beobachtern die Ueberzeugung befestigte, daß Politiker seiner Art, ebenso wie die extremen Ultras der Gegenpartei, »nichts lernen und alles vergessen«. Nach Amerika zurückgekehrt, zog er sich wieder auf seine Farm zurück, ohne mehr in irgend hervortretender Weise an den öffentlichen Angelegenheiten sich zu betheiligen. Sein offener ehrlicher Charakter, seine Bereitwilligkeit, den Landsleuten mit Rath und That an die Hand zu gehen, die auch im Alter ihm treu gebliebene Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr erwarben und erhielten ihm viele Freunde. Er genoß in dieser Hinsicht ein hohes und wohl berechtigtes Ansehen bei den Deutschen Amerika's wie bei den eingeborenen Bürgern der Vereinigten Staaten. Im 70. Lebensjahre stehend starb Hecker in St. Louis am 24. März 1881. »Reden und Vorlesungen« von ihm waren im Jahre 1872 zu Neustadt im Druck erschienen. v. Weech.

Ignaz Heim

wurde den 7. März 1818 zu Renchen (dem Wohnorte Christoffel's von Grimmelshausen, dessen schönes Lied aus dem »Simplizissimus«: »Komm Trost der Nacht« er zur Feier bei der Enthüllung des Denkmals für Grimmelshausen komponirte) geboren, wo sein Vater Arzt und Apotheker war. Noch sehr jung kam er auf das Gymnasium zu Donaueschingen, durchlief dessen Klassen und kehrte darauf in's elterliche Haus zurück, um als Schüler seines Vaters den Apothekerberuf zu erlernen. Nachdem er in der Folge die bezüglichen Fachprüfungen summa cum laude bestanden, begab er sich auf die Münchener Hochschule, dem Studium der Medizin obzuliegen, in der Absicht, den Doppelberuf seines Vaters fortzusetzen. Aber gegen die unvermeidlichen anatomischen Präparir-

Digitized by Google

und Sezirübungen überkam ihn unbesieglicher Widerwille, während andererseits die Freude an der Tonkunst ihn mehr und mehr von wissenschaftlichen Studien abzog. Von dem fleißigen Studium der Musik indessen wurde er durch den plötzlichen Tod seines Vaters nach Hause abgerufen. Ein Jahr lang verwaltete er das väterliche Geschäft, dann verkaufte er dasselbe und siedelte nach Freiburg über, nunmehr entschlossen, seiner Lieblingsneigung folgend, ganz der Musik sich zu widmen. Mit Julius Maier, dem späteren Bibliothekar in München, gründete er die Freiburger Liedertafel, ward deren Direktor und entfaltete eine Thätigkeit, deren Früchte noch jetzt in dem regen, musikalischen Leben daselbst zu erkennen sind. — Die Revolution von 1848 oder vielmehr die nachfolgende Reaktion riß ihn aus dieser Stellung. Als er nämlich als Brautwerber im Jahre 1850 ab und zu nach der Schweiz reiste und sich längere Zeit in Aarau und anderen Städten, wo deutsche Flüchtlinge weilten, aufhielt, ward er der Verschwörung verdächtigt und im Herbste des genannten Jahres aus Freiburg ausgewiesen. Nachdem er darauf einige Monate in Karlsruhe zugebracht, gleichsam um zu zeigen, daß er die Staatsgewalt nicht fürchte und mit derselben nicht in Unfrieden sei, zog er endgiltig nach der Schweiz, deren Bürgerrecht sein Vater, aus Laufenburg stammend, nie aufgegeben hatte, und verheirathete sich im Juni 1851. Als im folgenden Jahre Franz Abt, der Direktor der Züricher Harmonie, den Ruf nach Braunschweig annahm, ward Ignaz Heim sein Nachfolger. Ungefähr 20 Jahre hindurch führte er die wackere Sängerschar. Auch leitete er lange Jahre den Kirchengesangverein Predigern und bis in die allerletzte Zeit die festlichen Aufführungen der Gesangvereine des Limmatthales und vom See. — Im Jahre 1879 fing der Mann, der bisher durch unverwüstliche Gesundheit sich ausgezeichnet hatte und dessen musterhaft regelmäßige Lebensweise Anwartschaft auf hohes Alter verhieß, zu kränkeln an. Dazu kam ein Augenleiden, das indeß am 9. März 1880 in glücklicher Operation durch Professor Horner geheilt wurde. Doch langsam schritt die Abnahme der Kräfte vor; er sah den Tod kommen und starb, wie er gelebt hatte, als Philosoph am 3. Dezember 1880. Seine Verehrer errichteten ihm in Zürich ein Denkmal, eine Büste auf einem öffentlichen Platze bei der Kantonsschule, die am 6. März 1881 feierlich enthüllt wurde. Ignaz Heim hat sich sowohl durch die Herausgabe verschiedener Liederbücher, als durch persönliche Selbstbethätigung um die gedeihliche Blüthe des Volksgesanges in hervorragender Weise verdient gemacht. Die Schweiz verlor in ihm ihren volksthümlichsten Liederkomponisten, ihren beliebtesten Chorleiter. Seine Arbeiten, sowohl eigene Kompositionen als Arrangements, sind großentheils in den, unter seiner Redaktion von der Musikkommission der Züricherischen Schulsynode in zahlreichen Auflagen herausgegebenen Liedersammlungen für gemischten und Männerchor, wie auch für drei- und vierstimmigen Knaben- resp. Frauenchor niedergelegt. Seine Arrangements zeichnen sich in Harmonie und Stimmführung durch feinen Geschmack und gründliche Kenntniß des Chorgesangs aus. Seine eigenen Kompositionen bekunden namentlich ein ansprechendes Talent für die einfache volksthümliche Gesangsweise. (Nach der »Neuen Züricher Zeitung«.)

Meir Heimerdinger

wurde am 12. November 1813 zu Karlsruhe geboren. Im Elternhause genoß er eine vorzügliche, Verstand und Herz gleich anregende, auf Biederkeit und religiösem Sinne ruhende Erziehung. Auch hatte sich der hochbegabte Knabe alsbald der liebevollen Unterweisung und Förderung seitens seines Onkels mütterlicher Seite, des Oberraths Naphtali Epstein, zu erfreuen, der sich um die Ordnung und Leitung der Religions- und Schulangelegenheiten der badischen

Digitized by Google

Israeliten in mehr als vierzigjähriger Thätigkeit wohlverdient gemacht hat. Ihm hat Heimerdinger im 1. Bande dieser Biographieen Seite 229 f. ein pietätvolles Denkmal errichtet. 1819 in die Vorschule des Lyceums eingetreten, durchlief Heimerdinger bis zum Jahre 1831 alle Klassen dieser Lehranstalt, in den obersten Klassen jeweils nach den Jahresergebnissen als der Erste der Schüler. Im Jahre 1831 bezog er die Universität Heidelberg zum Studium der Rechtswissenschaft, neben welchem er aber auch den ihm liebgewordenen Wissenszweigen der Philosophie und der orientalischen Philologie zugewendet blieb. Im Herbste 1835 unterzog er sich der juristischen Staatsprüfung und wurde am 12. Januar 1836 mit dem Prädikat »gut« unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Während der nächsten zwei Jahre widmete er sich dem juristischen Vorbereitungsdienste bei dem Großh. Landamte Karlsruhe mit so regem Eifer und solcher Hingebung, daß dem jungen Manne am Schlusse dieser Vorbereitungszeit von seinen Vorgesetzten bezeugt werden konnte, daß er sowohl hinsichtlich seiner Kenntnisse als hinsichtlich seines moralischen Betragens einen sehr vortheilhaften Ruf genieße, und, wie ein anderes Zeugniß sich aussprach, daß er durch sein musterhaftes Betragen, seine Gewissenhaftigkeit und strenge Rechtlichkeit sich überall Achtung und Vertrauen zu erwecken gewußt habe. — Seine ganze Anlage und Richtung wies ihn auf den Richterberuf hin, allein diese Laufbahn war damals noch seinen Glaubensgenossen verschlossen, und er war darauf angewiesen, seine juristischen Kenntnisse dem Anwaltsberufe zu widmen. Auf sein Ansuchen wurde ihm am 18. Januar 1838 das Schriftverfassungsrecht in Administrativsachen, am 23. Februar 1838 das gleiche Recht in gerichtlichen Angelegenheiten verliehen. Er blieb als Schriftverfasser in seiner Vaterstadt, genoß in seiner Thätigkeit großes Vertrauen bei den Rechtsuchenden, hohe Anerkennung bei den Gerichten und in den Kreisen seiner Kollegen. Das Ministerium der Justiz verlieh ihm am 7. Oktober 1843 den Titel eines Advokaten, jedoch ohne die Rechte der Prokuratur, da er sich nicht entschließen konnte, zur Ausübung der letzteren an das damals in Rastatt befindliche Hofgericht überzusiedeln. — Als im Jahre 1864 die neue Gerichtsorganisation in's Leben trat, sollte der Wunsch seiner jungen Jahre in Erfüllung gehen. Wiederholten maßgebenden Aufforderungen mit Freude Folge leistend, meldete er sich zur Uebernahme einer Richterstelle und wurde auf 1. Oktober 1864 zum Kreisgerichtsrathe bei dem Großh. Kreis- und Hofgerichte Karlsruhe ernannt. In der neuen Stellung entfaltete er eine so segensreiche, hervorragende Thätigkeit, daß er bei der im Jahre 1867 erfolgenden Einrichtung der Handelsgerichte zum Vorsitzenden des Handelsgerichts Karlsruhe-Pforzheim befördert wurde. Fünfzehn Jahre hindurch war es ihm vergönnt, den Richterberuf auszuüben, während welcher Zeit er auch wiederholt den Vorsitz in der Strafkammer und im Schwurgerichte zu versehen hatte. Für den Beruf des Anwalts wie des Richters durch Scharfsinn, Rechtskenntniß und umfassende allgemeine Bildung vorzüglich befähigt, zeichnete er sich durch eine seltene Gewissenhaftigkeit aus, welche ihm jede Arbeit zur ernsten Aufgabe machte. Dafür suchte und fand er Erholung im Kreise seiner Freunde, welche den geistreichen und heiteren Genossen schmerzlich vermissen. — Seiner Wirksamkeit wurde auch höchsten Ortes die wohlverdiente Anerkennung gezollt. Im Jahre 1875 wurde ihm von dem Großherzog das Ritterkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens verliehen. Im Februar 1877 ernannte der Kaiser ihn, in Gemäßheit der vom Bundesrathe vollzogenen Wahl, zum Mitglied der Kaiserlichen Disziplinarkammer Karlsruhe für die Dauer des von ihm bekleideten Staatsamtes, eine Auszeichnung, welche für den treuen Vaterlandsfreund ein hocherfreuliches Ereigniß, ein besonderer Lichtpunkt in seiner Laufbahn war. Anläßlich der Einführung der Reichsgerichtsverfassung wurde Heimerdinger im Mai 1879 mit

Digitized by Google

Wirksamkeit vom 1. Oktober 1879 zum Landgerichtsrath und Vorsitzenden der Kammer für Handelssachen bei dem Landgerichte Karlsruhe ernannt. Allein seine schon längere Zeit aufgetretene Kränklichkeit steigerte sich gerade in jenen Tagen so, daß er sich genöthigt sah, um seine Zuruhesetzung zu bitten, die am 12. Juni 1879 unter Anerkennung seiner treu geleisteten Dienste auf 30. September d. J. erfolgte. — Nur kurze Zeit sollte dieser Ruhestand währen und zugleich wurde diese Zeit von schweren körperlichen Leiden erfüllt. Kreisgerichtsrath Heimerdinger war nicht verheirathet; an der Stelle von Weib und Kind umstanden aber seine treuen Schwestern mit hingebender Sorgfalt sein Schmerzenslager und machten ihm den Abschied vom Leben leicht. Nachdem er in philosophischer Ruhe sein Haus bestellt hatte, starb er am 17. Juni 1883, ein »voller und ganzer Mann«, wie der Redner am Grabe hervorhob. (Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 147 Beilage.)

Rudolf Graf von Hennin,

geboren am 5. Oktober 1806, war der Sohn des Grafen Peter v. Hennin, Großh. Kammerherrn und Hofgerichtsraths, und der Sophie Freiin v. Neveu. Nachdem er das Gymnasium in Freiburg besucht, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft auf der dortigen und der Universität Göttingen und erhielt nach erstandener Staatsprüfung seine erste Anstellung im Jahr 1832 als Amtsassessor in Kenzingen, wurde 1834 nach Baden versetzt und zum Kammerjunker ernannt. Im gleichen Jahre vermählte er sich mit Amalie, geb. v. Bode, die ihm schon 1840 durch den Tod entrissen wurde. Im Jahre 1836 ward er zum Stadtamtmann in Karlsruhe, 1838 zum Kammerherrn, 1841 zum Hofgerichtsrath in Mannheim ernannt, wo er sich im Jahr 1845 in zweiter Ehe mit Henriette, geb. Freiin v. Roggenbach, vermählte. Im Jahr 1850 wurde er als Stadtdirektor nach Rastatt und 1854 unter Verleihung des Zähringer Löwenordens in gleicher Eigenschaft nach Mannheim versetzt, im Jahr 1860 von dem Großherzog zum Mitgliede der Ersten Kammer und später, von seinen Standesgenossen gewählt, zu deren zweitem Vicepräsidenten ernannt. Im Jahre 1867 mußte er in Folge Augenleidens um seine Pensionirung nachsuchen, welche ihm, unter Anerkennung seiner treuen Dienste und unter Verleihung des Charakters als Geheimerath zweiter Klasse, gnädigst gewährt wurde. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er im Winter in Freiburg, im Sommer auf seiner Besitzung in Hecklingen zu. Vierzehn Tage vor seinem Tode überfiel ihn ein Herzleiden, dem er am 3. Mai 1882 schmerzlos erlag. — Graf Hennin besaß neben dem Adel seiner Geburt den höheren Adel des Herzens und Geistes. Seinem Fürsten war er mit unerschütterlicher Treue ergeben, ein gläubiger Sohn und freimüthiger Bekenner seiner Kirche, ein liebender Gatte und Vater, ein erprobter Freund. Mit strenger Gewissenhaftigkeit hatte er stets seines Amtes als Richter und Verwaltungsbeamter gewaltet; damit verband er ein zuvorkommendes freundliches Wesen und Milde im Urtheil über andere, so daß er bei Hoch und Nieder geschätzt und verehrt war. Wie er in seiner Gemeinde beliebt war, bewies deren schmerzliche Theilnahme bei seinem Leichenbegängnisse; der Gemeinderath trug den mit Blumen bedeckten Sarg zur letzten Ruhestätte; ein Kranz auf demselben war von den Delegirten des Studentencorps, dem der Verblichene angehört hatte, niedergelegt. So konnte der würdige Ortsgeistliche, der, assistirt von seinen Amtsgenossen der umliegenden Ortschaften, die offenbar von Herzen kommende ergreifende Rede am Grabe hielt, die Charakteristik des Entschlafenen dahin zusammenfassen, daß derselbe die Mahnworte im ersten Briefe des h. Petrus zeitlebens befolgt habe: Liebe die Brüder, fürchte Gott, ehre den König! Darum wird ihm stets ein ehrendes Andenken bewahrt werden. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 109.)

Digitized by Google

Hermann Heinrich Herbst

wurde am 28. Februar 1811 in Oberöwisheim, als einziger Sohn des dortigen Pfarrers Christian Philipp Herbst, geboren. (Vgl. Badische Biographieen II, 560). Seinen ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater und besuchte dann, nach dessen Versetzung, die Schulen in Müllheim, Lahr und Karlsruhe. 1831 bezog er die Universität Heidelberg, danach Jena. 1834 wurde er recipirt und ward nach verschiedenen Vikariaten Diakonus an der Schule in Müllheim und später Direktor derselben mit dem Titel Professor; 1860 wurde er nach kurzem Aufenthalt in Sinsheim zweiter und 1862 erster Stadtpfarrer zu Heilig-Geist in Heidelberg; 1874 ward er zum Dekan der Diözese Mannheim-Heidelberg erwählt. Seine Brust schmückten die Erinnerungszeichen für geleistete Dienste in der Krankenpflege von 1870/71, sowie der Orden des Zähringer Löwen. Lichte Stunden seines Lebens waren das Fest seiner silbernen Hochzeit und die Vermählung seines einzigen Sohnes, sowie die Feier seines vierzigjährigen Jubiläums. Ein Herzleiden ergriff ihn immer heftiger und endlich am 6. April 1880 erlag er demselben. Sein Leben ward mit dem Worte Hiob 1, 1 zutreffend gezeichnet: »Derselbige Mann war schlicht und recht und gottesfürchtig und meidete das Böse«. — Seine Berufstreue bewährte er in jeder Lebensstellung, es sei in Schule oder Kirche. Er war vielleicht kein Lehrer wie die Schablone ihn verlangt, aber er arbeitete in lebendigster Verbindung mit seinen Schülern und wußte dieselben zu selbständigem Schaffen anzuregen und anzuleiten. Gefürchtet und geliebt zugleich verstand er es, sich in die Jugend hineinzudenken, ein Freund ihres Jugendmuthes und zugleich Führer zu ernsteren Lebenszielen. Schlicht und recht, ungesucht und natürlich gab er sich stets wie er war: ernst, gemessen, würdig, wo es sich ziemte, heiter, fröhlich, wo es sich schickte. Alles übertünchte Formenwesen war ihm zuwider und es war ihm bisweilen Bedürfniß, mit der ganzen Geradheit oder auch Derbheit seines Wesens solche künstliche Gewebe und Formen zu durchbrechen! Schlicht und recht war auch seine Frömmigkeit, getragen von ächter Humanität und Sittlichkeit. — Den Armen seiner Gemeinde war er ein treuer Seelsorger, den Kollegen und Diözesanen ein wohlwollender Freund. Schellenberg.

Benjamin Herder,

der jüngere Sohn von Bartholomäus Herder (siehe Badische Biographieen III, 52 ff.), dem Begründer der großen Verlags- und Kunsthandlung, wurde am 31. Juli 1818 in Freiburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und verweilte dann längere Zeit in Paris, um sich bei Gauthier de Laguionie (Dumaine) in den praktischen Theil des Buchhandels einführen zu lassen. — In die Heimath zurückgekehrt, setzte der für Höheres beanlagte junge Mann seine Studien durch Besuch entsprechender Vorlesungen an der Universität fort und betheiligte sich gleichzeitig an den Arbeiten des väterlichen Geschäfts. Im Jahre 1839 wurde die Familie durch den rasch sich folgenden Tod beider Eltern, des Vaters am 11. März, der Mutter am 1. Juni, schwer heimgesucht. In Folge hiervon gerieth das ausgedehnte Geschäft in eine ziemlich kritische Lage; der Begründer Herder (bemerkt der Biograph des Sohnes) hatte sich in Unternehmungen eingelassen, welche heutzutage nur Staaten durch topographische Anstalten ausführen. Der Absatz entsprach aber nicht der Güte und den Kosten der erstellten Arbeiten, daher der finanzielle Stand bei dem unerwarteten Tode des Inhabers ein nicht glänzender war und seitens der Angehörigen großer Muth und Umsicht dazu gehörte, unter den gegebenen Umständen das geschäftliche Erbe anzutreten. Die zwei Söhne, kaum im ersten Mannesalter stehend, wußten sich jedoch mit Verständniß und praktischem Geschick in die schwierige Aufgabe zu finden. Der allzu ausgedehnte Umfang

Digitized by Google

des Geschäfts wurde auf den Buchhandel, zunächst auf die Druckerei und den Verlag beschränkt; von der bisherigen Kunstanstalt (Kupferstich, Stahlstich, Lithographie und ähnlichem), welche in ihrer Blüthezeit über 200 Arbeiter beschäftigt hatte, blieb nur die Kartographie beibehalten und bis zur Gegenwart fortgeführt. Die Brüder theilten sich in die Arbeit. Der ältere, Karl Raphael, besorgte den merkantilen Theil, der jüngere, Benjamin, die Verlagsgeschäfte in engerem Sinne, die Korrespondenz mit den Autoren, die nöthigen Reisen u. s. w. Im Jahre 1856 trennte sich der ältere Bruder von dem Geschäft; er hatte das Bad Krankenheil bei Tölz erworben und brachte dasselbe in kurzer Zeit zur Blüthe; er starb am 10. Juni 1865. Mit dem Austritt des Bruders war Benjamin der alleinige Inhaber geworden; in Verbindung mit einem Schwager, A. Huggle, wurde die von seinem Vater begründete Sortimentsbuchhandlung (Literarische Anstalt) wieder eröffnet, auch diese kam im Jahre 1867 in den alleinigen Besitz des jüngeren Bruders. Der neue Herder'sche Verlag umfaßte, wie dies auch der Vater Herder angestrebt und festgehalten hatte, alle Zweige der Literatur; neben zahlreichen Werken über Theologie, Geschichte, Jurisprudenz u. s. w. brachte derselbe in den ersten Dezennien auch größere medizinische und naturhistorische Schriften. Allmälig jedoch nahm der Verlag im Einklang mit der persönlichen Lebensanschauung des Besitzers eine im konservativen, religiös-kirchlichen Sinne und Geiste geleitete Richtung, welche im Zusammenhang mit dem ersten großen Unternehmen, dem Kirchenlexikon, auch eine kräftige äußere Anregung dadurch erfuhr, daß Herder im Verlaufe der Ausführung dieses Werkes mit der Mehrzahl der deutschen katholischen Gelehrten, Geistlichen und Laien, persönlich bekannt wurde und es verstand, viele derselben als Autoren für seinen Verlag zu gewinnen, so daß dieser in der Gegenwart unbestritten die erste Stelle für katholische Literatur in Süddeutschland einnimmt. Als Hauptfach ist die Theologie in allen ihren Zweigen, in den wissenschaftlichen wie den praktischen, vertreten, nach letzterer Seite besonders reichhaltig an ascetischen Schriften, religiösen Schulschriften, Katechismen, Biblischen Geschichten, viele zugleich in zahlreichen Uebersetzungen in fremde, auch außereuropäische Sprachen. Sodann die Geschichte, inbegriffen Kunst- und Literaturgeschichte, Pädagogik, Lehrbücher für den niederen und höheren Unterricht in den verschiedenen Disziplinen; Publizistik in konservativ-katholischem Sinne. — Die große Ausdehnung des Geschäftes führte zur Gründung von Zweigniederlassungen der Firma in Straßburg (gegründet 1866), München (1873), St. Louis in Missouri (1873), Wien (1886). Der mittlere Bestand der Angestellten des Freiburger Geschäftes betrug in den letzten Jahren 190 Personen. Ein zu Neujahr 1874 ausgegebener Katalog (mit 136 Seiten) verzeichnet sämmtliche im Herder'schen Verlage erschienenen Schriften seit der Gründung im Jahre 1801, welches reiche Verzeichniß seitdem durch Jahreskataloge fortgesetzt wird. Auf diese Geschäftsannalen muß zur weiteren Kenntnißnahme der einzelnen Autoren (darunter aus neuer und neuester Zeit: Staudenmaier, Hefele, Schuster, Hergenröther, Stolz, Hettinger, Janssen u. a.) und ihrer Schriften verwiesen werden. Nur über die großen Sammelwerke, welche die Richtung und den Charakter, sowie den weiten Umfang des Geschäftes näher kennzeichnen und darlegen, sei hier noch kurze Mittheilung gestattet. — Das erste große Unternehmen, an welches sich, nach dem Biographen Benjamin Herders, dessen ganzer Ruhm und Einfluß, die Zukunft und die Stellung der Firma in der theologischen Literatur knüpft, ist das Kirchenlexikon oder die Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, welches, redigirt von Wetzer in Freiburg und Welte in Tübingen, unter Mitwirkung der namhaftesten katholischen deutschen Gelehrten 1846—1856 in 12 Bänden erschienen ist. Eine zweite Auflage ist zur Hälfte vollendet. — Zu beachten kommt, daß der Plan zu diesem monumentalen Werke das geistige Eigen-

Digitized by Google

thum des Verlegers selbst ist und im Entwurfe fertig war, früher, als das gleichnamige kleinere Opus von dem Historiker Aschbach publizirt wurde. Ebenso darf als unbestritten gelten, daß das Freiburger Unternehmen zu der im Jahre 1853 begonnenen Real-Encyklopädie der protestantischen Theologie und Kirche von Herzog Veranlassung geworden ist. — Von den zahlreichen übrigen Sammelwerken mögen noch folgende genannt sein: Acta et decreta s. conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis. 7 Bände. — Leonis decimi pontificis maximi regesta ed. Hergenröther. 12 Fasc. — Theologische Bibliothek. Erste Serie, 23 Bände. Zweite Serie bis jetzt 5 Bände. — Ascetische Bibliothek, drei Serien mit 14 Bänden. Bibliothek der katholischen Pädagogik der älteren und neueren Zeit, das niedere und höhere Schulwesen umfassend; von der auf zahlreiche Bände berechneten Sammlung sind s. Z. die zwei ersten erschienen. — Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters; bis jetzt 5 Bände. — Staatslexikon, 3 Bände. — Conversationslexikon, 4 Bände. — Stimmen aus Maria-Laach, politisch-religiöse Zeitschrift für gebildete Katholiken, bis jetzt 37 Bände, dazu 12 Ergänzungsbände. — Sammlung historischer Bildnisse, 4 Serien in 40 kleineren Bänden. — Sammlung illustrirter Lehrbücher der Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie. — Sammlung illustrirter Jugendschriften, 12 Bände. — Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, enthaltend die neuesten Ergebnisse der Forschungsreisen in den außereuropäischen Ländern in gemeinverständlichen Schilderungen, bis jetzt 8 Bände. — Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus, 6 Bände. — Shakespeare's Werke für Schule und Haus mit Einleitung und Noten, 6 Bände. — Jahrbuch der Naturwissenschaften mit Illustrationen, bis jetzt 5 Jahrgänge, verbreiten sich über die neuesten Fortschritte in allen Zweigen der Naturkunde. — Periodische Zeitschriften: Freiburger Diözesan-Archiv, (in Kommission) seit 1865, bis jetzt 20 Bände. — Die katholischen Missionen mit Illustrationen, seit 1874, Literarische Rundschau, seit 1876. — Die unermüdlich rege und vielseitige Thätigkeit Herders läßt einen Mann in ihm erwarten, dem neben tüchtigen Geistesanlagen auch eine kräftige, ausdauernde Gesundheit zu Gebote stand. Das letztere war aber nicht der Fall. Herder war die meiste Zeit seines Lebens mehr krank als gesund; Jahre lang quälte ihn ein neuralgischer Gichtschmerz, der ihm häufig allen Verkehr unmöglich machte. Schon etwas im Alter vorgerückt, hatte er sich 1863 mit Emilie Streber aus München verehelicht, einer ihm an Herz und Geist innig verwandten Persönlichkeit, welche dem Gatten in den vielen Leidenstagen tröstend und helfend zur Seite stand. Das letzte und schwerste Leiden traf Beide gemeinsam und gleichzeitig; Herder starb am 10., seine Frau folgte ihm am 26. November 1888. — Der einzige Sohn ist der Erbe des großen blühenden Geschäfts. Vgl. A. M. Weiß: Benjamin Herder. Fünfzig Jahre eines geistigen Befreiungskampfes. Freiburg 1890. König.

Karl Hergt

wurde am 2. November 1807 in Tauberbischofsheim geboren, als der dritte unter mehreren Brüdern, die sämmtlich dem Studium der Medizin sich widmeten. Er war der jüngste in dieser Asklepiadenfamilie und erst in dieselbe eingerückt, nachdem er seinen Apothekerberuf aufgegeben, dem er bereits mehrere Jahre als praktischer Gehilfe angehört hatte. Schon in dem Uebertritt zum medizinischen Studium bekundete er jene Energie des Willens, die ihn in seinem späteren Berufsleben so Großes leisten, seine Thätigkeit über jedes Ruhebedürfniß hinaus anspannen und ausdauern ließ. Der junge Student legte sich monatelang ohne Wissen der besorgten Mutter auf einem ebenen Holztisch schlafen, um durch dieses unbequeme Lager in frühester Morgenstunde zur Arbeit geweckt zu werden.

Digitized by Google

Sein medizinisches Examen bestand er in Heidelberg, wo er auch seine Studien absolvirt hatte, mit vorzüglicher Censur. Aus seinem früheren Apothekerberuf hatte er tüchtige praktische chemische Kenntnisse und so reiches pharmakognostisches Wissen mitgebracht, daß er später uns Jüngere durch die spielende Leichtigkeit, womit er die schwierigsten Arzneikompositionen kunstgerecht zusammenfügte, gar oft entzückte, heilen Kranken aber in förderlichster Weise jede Annehmlichkeit in der Verbindung des Utile cum dulci im Arzneigebiet zu gewähren verstand. Hergt's Vorliebe blieb auch stets der Pharmakologie zugewandt, entsprechend seinem praktischen Bespreben, zu heilen, zu lindern. Man darf wohl sagen, daß keine namhafte Arzneimittellehre und keine therapeutische Zeitschrift in seiner Bibliothek fehlte, daß er jeden neu empfohlenen Stoff auf seine Wirksamkeit genau prüfte und überglücklich war, wenn er wirklich eine neue Hilfe in demselben erproben konnte. — Entscheidend für Hergt's Zukunft war der an ihn von seinem Freunde Roller ergangene Ruf zur gemeinsamen Wirksamkeit an der Irrenanstalt in Heidelberg. Doch zuvor noch unternahm er eine längst geplante Reise mit dem Eifer des echten medizinischen Jüngers, der nimmer ruhen kann und will, bis er alles Wissenswerthe gesehen und in sich aufgenommen hat, zu den Füßen der berühmten Meister seiner Kunst gesessen ist. Man muß Hergts jugendliche Begeisterung noch in seinem späteren hohen Alter gehört und sein leuchtendes Auge geschaut haben, wenn er von seinem Reisebeginn nach München erzählte, wo er den genialen Philipp von Walther Augenheilkunde »auf Physiologie gegründet« vortragen hörte — eine ihm neue Welt! — wie er daselbst alle Operationskurse mitmachte, wie er von dort auf langer poetischer Fahrt mit Kohlenschiffern die Donau hinabfuhr, mit diesen bescheidentlich am Ufer nächtigte und am frühen Morgen wieder das Schiff flott machen half, bis er endlich nach Wochen in Wien einfuhr, dem gelobten Lande unter den damaligen medizinischen Hochschulen deutscher Zunge. Hier wurden nun Monate auf den sorgfältigsten Besuch der Hospitäler verwendet, Rosas und Jaeger fleißig gehört. Vor allem aber wurde dem aufsteigenden Gestirn der pathologischen Anatomie unter Trauth und Koletschka, und namentlich unter Rokitansky die vollste Begeisterung entgegengetragen. Von Wien machte der junge Mediziner, der zugleich ein leidenschaftlicher Botaniker war, wochenlange Ausflüge in die Umgebung, besonders nach der Krain und in die an landschaftlichen Gegensätzen und Ueberraschungen so interessante Wunderwelt des Karst. Von der Wiener Universität wandte sich Hergt nach Paris, dem damaligen Eldorado der praktischen Medizin. Es war die Aera der großen französischen Kliniker, der Andral und Trousseau, der genialen Chirurgen Dupuytren, Sanson, Velpeau, der Riccord, Biett und Alibert und vieler Anderer, welche die Pariser Hochschule der dreißiger Jahre zur ersten medizinischen Heimstätte Europa's machten. An zwei Jahre unablässigen Studiums verwandte Hergt zu seiner gründlichen Ausbildung. Wie er sie verwandte, das haben wir Jüngeren später noch aus seinen werthvollen kasuistischen Mittheilungen und Epikrisen aus jener Zeit zu bewundern reichlich Gelegenheit gehabt. Sein Lehrer und Vorbild war und blieb Trousseau, dessen sorgsame Methodik in den klinischen Untersuchungen und Beobachtungen ihm ganz zu eigen wurde und blieb. In Paris war Hergt viele Monate mit seinem gleichalterigen Freunde und Spezialkollegen, dem Geheimen Sanitätsrath Hoffmann aus Frankfurt, in gemeinsamem Studium beisammen. Von da an wandte er sich in den Süden Frankreichs, und zwar nach Montpellier, wo er mehrere Monate im engsten Verkehr mit Lallemand blieb. Nachhaltigen Eindruck hat er von diesem hocherfahrenen, ideenreichen Beobachter bewahrt. Von Montpellier ging's nach Marseille. Hier war gerade die Choleraepidemie ausgebrochen. Ohne Säumen meldete sich unser junger Arzt als Freiwilliger

Digitized by Google

bei dem Sicherheitskomité, an dessen Spitze Ollivier, der Vater des späteren Staatsmanns, stand, ein Mann, nicht »d'un coeur léger«, sondern vielmehr ernst, energisch, aufopfernd, ein durch und durch edler, braver Charakter, dem Hergt eine hohe Verehrung für's Leben bewahrte. Mit Ollivier waltete Hergt seines schwierigen, gefahrvollen Dienstes in unermüdlicher, Tag und Nacht fortdauernder Thätigkeit; dies hat dem jungen, aufopfernden, keine Lebensgefahr scheuenden Arzte eine auszeichnende Anerkennung seitens der Stadt Marseille eingetragen, und überdies für die Wissenschaft eine damals geschätzte Monographie (über die Cholera) mitten aus den aufreibenden Strapatzen eines wochenlangen Tag- und Nachtdienstes gezeitigt. — Von Marseille, nach erloschener Epidemie, zog's den strebsamen Forscher weiter nach Italien: zu Fuß wurde die Lombardei, darunter besonders gründlich Mailand mit seinem berühmten Spitale, sodann Pavia, Bologna und Florenz besucht, überall Medizin getrieben, und daneben Land und Leute und die klassischen Kunstschätze eingehend studirt. Wie flammte noch dem ehrwürdigen Greis der Blick, wenn er die Wunderwerke der Brera, der Uffizien, und vor allem die heilige Cäcilia Raphaels in Bologna uns schilderte! Letzteres war und ist für immer sein Lieblingsgemälde geblieben, das er in allen künstlerischen Wiedergaben in fast jedem Zimmer seiner Wohnung zu sehen liebte. Den Abschluß der italienischen Reise machten Rom und Neapel, wo Hergt noch mehrere Monate verblieb, dort der Kunst, hier der Medizin und der paradiesischen Natur in reinstem hingebenden Genießen und edelm gereiften Nachfühlen lebend. — Reich an unschätzbarem inneren Gewinne für's Leben traf er nach mehr als zweijähriger Abwesenheit — man hatte vorübergehend für ihn gefürchtet, weil Nachrichten unregelmäßig und spärlich einliefen — wieder in Heidelberg und in seiner bereits vorgesehenen Stellung ein. — Es war eine inhaltreiche Reise gewesen; sie war und blieb seine einzige und letzte. Nie mehr, außer vorübergehend, und dann nur in ärztlicher Absicht (als Begleiter leidender Angehörigen, wo er den Rigi und das Berner Oberland besuchte) hatte Hergt seinen Berufsposten verlassen. Das besagt eine 54jährige anhaltende Berufsthätigkeit, die von nun an für Hergt sich aufschloß und der er sich hingab mit der ganzen Kraft seines reichen Herzens, seines scharfen Verstandes und seines alle Schwierigkeiten besiegenden Willens. So wurde er der Mitarbeiter Rollers erst noch einige Jahre in Heidelberg an der dortigen Irrenanstalt, dann im mittlerweile neuerstandenen Illenau. — Die Schöpfung Illenau's, Roller's großem Blicke unter der Aegide eines hochherzigen Fürsten, einer erleuchteten Regierung und einer wohlwollenden Volksvertretung entstanden, bezeichnet eine anerkannte Epoche in der deutschen und in der einheimischen Irrenfürsorge. Mit ihr wurde die Verwirklichung des modernen Geistes der Irrenpflege erst ermöglicht. Wohl hat Illenau bedeutende Saatkörner aus Siegburg, wo Jakobi, Rollers und Hergts großer Freund, und aus Winnenthal, wo der gleichfalls nah befreundete treffliche Zeller wirkte, herübergenommen; aber es hat seinerseits diese Saat treulich verwaltet und mit reichen Zinsen zurückgegeben. In Bau, Administration und innerem Leben wurde Illenau rasch ein bewundertes Vorbild. Daß die junge Anstalt zu dieser Höhe sich hob, daß neben der in großem Stile entworfenen und fest gegründeten Organisation auch ein Innenleben sich entfaltete, das mit den reichen Hilfsquellen eines familialen Heimes für alle Stände zugleich die heilende Atmosphäre erzeugte — das ist in erster Reihe dem kongenialen Zusammenwirken von Roller und Hergt zu danken: dem Genie des kräftigen Willens einte sich das Genie des reichen Herzens; dem klaren Adlerblicke verband sich das Gemüth voll Menschenliebe und selbstloser Hingabe. — Wir Epigonen, im Bewußtsein, »wie wir's so herrlich weit gebracht«, unterschätzen oft leicht das mühereiche Werk unserer Altvordern. So erscheint uns Vieles in der

Digitized by Google

praktischen Entwickelung der Irrenheilkunde und namentlich in der Einrichtung der Asyle heutigen Tages so einfach und so selbstverständlich, daß wir der Mühe uns enthoben glauben, historische Betrachtungen anzustellen; man freut sich des Gewordenen und denkt nicht des langsamen, oft recht schwierigen Werdens. Nichts ist heute natürlicher, als daß ein Arzt auch die Administration einer Anstalt als oberste Persönlichkeit leite. Zu Rollers und Hergts Zeiten war aber der Verwalter noch »der Herr« des Hauses und der Arzt kaum die zweite, in seiner Wirksamkeit durch fiskalische und tausenderlei kleinliche persönliche Maßnahmen noch genug eingeschränkte Persönlichkeit. In dem Anstaltsinnern herrschte das Prinzip ökonomischer Einfachheit und Billigkeit: der Oberwärter besorgte auch die technische Geschäftsleitung der Frauenseite; ein Mehreres, als die Fürsorge für die leiblichen Bedürfnisse, des Essens und der Kleidung, beanspruchte man nicht. In der Abtheilung der Unruhigen florirten noch die Zwangsgeräthe, wie sie uns jetzt als historische Merkwürdigkeiten noch da und dort gezeigt werden. Von einem »Geist« der Irrenpflege, von dem großen Gedanken einer Fürsorge für die Unheilbaren, die es gelte »vor weiterem Sinken zu bewahren«, war noch wenig in die Praxis der Anstalten eingedrungen; vollends Grundsätze für die »Heilung« der geistig Erkrankten bestanden noch nicht. Auch die Erkenntniß, daß die Geistesstörungen Gehirn- und Nervenkrankheiten (wenn auch eigener Art) seien, mußte erst errungen werden. Diese Erkenntniß, wenn auch an anderen Orten gleichzeitig vorbereitet und zum Theil schon vorerkannt, wurde in langsamer gründlicher Detailarbeit während der ersten Jahre in Illenau, wohin 1842 die Heidelberger Anstalt übergesiedelt war, selbständig erobert und nach allen damals möglichen Beziehungen ausgebaut. Die Krankheitsgeschichten aus jenen ersten Jahren sind wahrhafte Muster einer gründlichen, die körperlichen wie die geistigen Symptome gleich eingehend würdigenden Detailbeobachtung. Man sieht aus jeder Zeile den bahnbrechenden zielbewußten Pionier auf einem neuen, der Erforschung erst erschlossenen Gebiete. Die Hunderte von Bogen, die in enggeschriebenen täglichen Einträgen oft ein einziges Krankenjournal zusammensetzen, zeigen heute noch den Riesenfleiß, die jugendliche Begeisterung und den Forscherernst der Beobachter, unter denen neben Hergt namentlich Fischer, der Vater des jetzigen Direktors in Pforzheim, und Kast, der leider zu früh dahingeschiedene Freiburger Bezirksarzt, zu nennen sind. Die Seele, das Vorbild alles ärztlichen Schaffens war Hergt. Es existirte für ihn keine Zeit, keine Abhaltung, und da er unverheirathet blieb, auch keine Pflicht für die Familie; die Krankenabtheilung war ihm vielmehr Alles: ihr lebte er vom frühen Morgen bis zur späten Nacht. In der Frühe sah man ihn im Sommer um 4 oder 5 Uhr, im Winter eine Stunde später seinen ersten Besuch machen, der bis über das Frühstück der Kranken sich ausdehnte; daran schloß sich von 8 Uhr an die Morgenvisite; nach den ärztlichen Referatstunden war die Mittagszeit herangerückt, bei welcher der unermüdliche Arzt alle Abtheilungen, namentlich der Schwerkranken, besuchte, um die Speisen einzeln zu untersuchen und deren Darreichung an schwierigere Kranke zu überwachen, eventuell mit seinem Beispiel vorzugehen. Wie oft kam er bei dieser Dienstleistung erst um 2 Uhr oder noch später zu seiner frugalen Mahlzeit nach Hause! Dann folgte die Nachmittagsvisite, meistens mit Detailuntersuchungen einzelner Kranker; darauf der Besuch über das Abendessen, und endlich der Abendbesuch selbst bei den schweren Kranken, der in der Regel bis 9 und 10 Uhr dauerte. Aber wie unendlich oft fügten sich da erst noch einzelne Nachtstunden für einen oder den anderen ernsteren Fall, namentlich bei körperlich Kranken, an, wobei der Nimmermüde sich wecken ließ, um wenigstens eine kurze Beobachtung, eine Untersuchung oder eine Kontrole des Wartepersonals vorzunehmen! In den 60r Jahren war eine dämonomelancholische Frau in zu-

Digitized by Google

nehmender Verschlimmerung, trotz aller angewandten Mittel in der Anstalt. Morphiuminjektionen in steigender Gabe brachten nur immer vorübergehende Beruhigung. Da hatte Hergt, dem die in ihren Verzweiflungsanfällen sich fast erschöpfende Kranke nicht mehr aus der Erwägung kam, bei einer Frühvisite um 4 Uhr zufällig beobachtet, daß die damals gerade erwachende Kranke etwa $^1/_2$ Stunde ganz frei von den Ausbrüchen des Jammerns und der Krampfanfälle blieb, worauf erst die letzteren wieder einsetzten und wie gewohnt weiterspielten. Sofort faßte er den Entschluß, das narkotische Beruhigungsmittel unmittelbar nach dem Erwachen anzuwenden, um, dem Ausbruch des Anfalls zuvorkommend, letzteren selbst zu verhindern. Zu diesem Zweck ließ er sich eine Reihe von Wochen zwischen 3 und 4 Uhr Morgens wecken und wartete vor dem Bett der Kranken deren Erwachungsmoment ab, worauf er sie einspritzte. Der Erfolg war, daß die zu einem Zerrbild der schrecklichsten Krampfattaken herabgekommene Kranke innerhalb 2—3 Monaten vollständig geheilt wurde. Diese Beispiele ließen sich in's Ungezählte vermehren. — So gab er geplante Erholungen auf, weil er sich von gewissen, seiner Hilfe besonders bedürftigen Patienten nicht zu trennen vermochte. Endlich machte er nicht einmal den Versuch eines Urlaubs mehr; in den letzten 26 Jahren ist er einmal 3 Tage abwesend gewesen zum Zwecke des Besuchs zweier neuen Anstalten, um dort einige moderne Einrichtungen, die er hatte rühmen hören, anzusehen. — Daneben wurde im Innern des Hauses jener familiale Geist in's Leben gerufen, der den Aufenthalt in Illenau so heimisch macht, der jedem Kranken, gleichviel welchem sozialen Stande er angehöre, eine traute, zusagende Umgebung, eine Art häuslicher Atmosphäre bereitet, in welche dieser sich eingewöhnt, so daß er am fremden Ort bald nicht mehr fremd sich fühlt. Für die Kranken wurden individuelle Beschäftigungen geschaffen, Abends Spiele eingeführt, Unterrichts- und Vorlesestunden gegeben. — Jahrelang trug Hergt neben seinem ausgedehnten Abtheilungsdienst den Kranken höherer Stände sein Lieblingsfach Botanik vor. — Ausflüge in die herrliche Umgebung wurden abgehalten, Musik und Gesang geübt. Eine Reihe gesinnungsverwandter tüchtiger Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen schlossen sich zur Mithilfe an. Hergts hervorragender Antheil an der Schöpfung dieses reich gegliederten individualisirenden Innenlebens lag in seiner Befähigung gegründet, sich in der Denk- und Sinnesweise eines Jeden mit sicherem Takte zurecht zu finden, und namentlich in seinem kindlich naiven Naturell, das ihm erlaubte, am Kleinsten sich sinnig zu erfreuen, am Interesse eines Jeden sich mitzubegeistern. Es wahr rührend und bewundernswerth, wie er stundenlang und in täglich neuer Abwechselung den in die Genesung erwachenden Geist der feingebildeten Damen, gleichwie den des einfachsten ländlichen Mädchens anzuregen und in gemüthvollster Weise wieder nach und nach in die Wirklichkeit einzuführen verstand. — Ja, erziehen, neuerziehen, rückerziehen — das war seine große Kunst! Er, dessen ärztlicher Grundsatz es war, in die tiefsten Verschlingungen einer kranken Seele einzudringen — welche Mühe, welche Zeit ließ er sich's kosten! — begnügte sich auch nicht mit der Anwendung der geistigen Heilmethode, soweit sie sich auf die gerade vorliegende krankhafte Abirrung bezog; vielmehr stellte er sich die höhere Aufgabe: solche durch Krankheit und mehr oft noch durch ungünstige Lebensverhältnisse geschädigte geistige Naturen in der Rekonvaleszenz nach und nach wieder zur richtigen Lebensanschauung und gesicherten Selbstführung zu leiten und zu gewöhnen. Er wurde so in eminentem Sinn der nachträglich treue Pädagog so manchen Stiefkindes der Natur und des Schicksals. Man muß wissen und miterfahren haben, wie er diese Beziehungen zwischen sich und den Genesenen auch nach der Entlassung noch brieflich und durch gelegentliches Wiedersehen zu befestigen und weiter zu führen bestrebt war. Tausenden ist

Digitized by Google

er so zum väterlichen Freund, zum geistigen Führer durch's Leben geworden und es geblieben! Und nicht allein der geistige; auch für die materiellen Unterstützungen, aber ganz in der Stille, wo die Linke nicht erfährt, was die Rechte thut, ist er Ungezählten der fürsorgende Beistand gewesen. — Aber man glaube ja nicht, daß er, der Unermüdliche und Unerschöpfliche im Reiche des Wohlthuns, nur einer ausgleichenden Milde ohne Wahl, einer Nachgiebigkeit ohne Grenze zugethan gewesen. Wie ein echter Erzieher und tiefer Seelenkenner konnte er auch den Ernst, wo dieser ärztlich-pädagogisch nöthig war, anwenden; und Alle folgten ihm, dem Manne der unerbittlichen Strenge gegen sich selbst, wenn er gelegentlich ein mahnendes oder tadelndes Wort sprach, zumal immer die Liebe fühlbar durchpulsirte. In diesem Punkte der geistigen Behandlung in ihren verschiedenen, jeder Individualität und jeder Krankheitsphase angepaßten Nuancen, konnte man den Meister nicht genug bewundern, nie, auch in Jahren nicht, ihn auslernen: die schwierigsten, widerstrebendsten Kranken (der sogen. moral insanity) verstand er nach und nach zu gewinnen und nach seiner besseren Einsicht zu leiten. Freilich wußte er auch eine Geduld aufzuwenden, wie sie nur Dem verliehen ist, der weiß, daß er für die Rettung einer vom Untergange bedrohten Menschenseele zu arbeiten berufen und der seines endlichen Sieges sicher ist. — Immer fort arbeiten, nie verzagen; wenn hundert Thüren des erhofften Zugangs sich verschließen, nach einer neuen unentwegt ausschauen — das war sein Wahrspruch im praktischen psychiatrischen Handeln, und zwar im körperlichen wie im geistigen Gebiet! Hergt gab nie einen Kranken als »unheilbar« auf; er hatte den subjektiven Werth selbst der sorgfältigsten Prognostik nur zu sehr kennen gelernt und genugsam deren häufige Täuschungen erfahren; er blieb in diesem Gebiet dem Grundsatz seines hochverehrten Lehrers Naegele getreu, »daß das Wahrscheinliche nicht immer, das Unwahrscheinliche zuweilen wahr sei« — und so hielt er sich Auge und Kopf, vor Allem die thätige Hand frei und offen für die Erforschung immer neuer Zugangswege für die Therapie, die ihn wenigstens mit Besserungen belohnte, wo eine vollständige Heilung des Kranken leider unerreichbar blieb. Dürfen wir diesen Optimismus etwa aus einer minder scharfen Diagnosestellung ableiten? Wer dies wagen wollte, der hat die unvergleichlich scharfe Beobachtungsgabe Hergts nicht gekannt; der hat nie erfahren, daß seinem ärztlichen Urtheil nicht der kleinste Zug im Krankheitsbilde entging. Und wenn wir Jüngern, wie so oft in den ärztlichen Konferenzen, unsern Zweifel einwarfen: dann entfaltete Hergt aus einer staunenswerthen Fülle von Erfahrungen die Beweise für seine Meinung, zeigte, wie berechtigt die Vorsicht sei, entwickelte die Eigennatur des streitigen Falles und wies auf neue Bahnen des Handelns hin, bevor ein Urtheil über »Unheilbarkeit« abgegeben würde. Dabei waren ihm große Sprüche über »Degenerescenz«, über »inferior beings«, die durch theoretische, vielfach ungereifte Schulmeinungen das praktische Heilbemühen um den Kranken, worauf ihm Alles ankam, lähmten, in der Seele zuwider. — Seine psychiatrische Erfahrung war auch in der That eine unvergleichliche. Wir gehen nicht zu weit in der Behauptung: so, wie er, hat Keiner seine Kranken ohne Unterschied, die frischen wie die chronischen, die »interessanten« wie die scheinbar monotonen Fälle, erforscht und studirt. Er umfaßte eben Alle mit dem gleichen Interesse, mit der gleichen Liebe, er wollte nur heilen; einen anderen Ehrgeiz hat er nicht gekannt; diesen aber hat er mit einem begeisterten Streben festgehalten, das jugendlich blieb auch unter seinen schneeigen Locken, und kein beruhigtes Selbstgenügen kannte. Nie aus der Abtheilung weggehen, nie sein Tagewerk schließen, so lange eine gewissenhafte Selbstprüfung noch die Möglichkeit einer Mehrleistung bei dem oder jenem Kranken ergibt: das war Hergts Lebensgrundsatz; und wie ist er diesem treu geblieben bis zur letzten Stunde

Digitized by Google

seines Wirkens! — Hergt glaubte an eine wirksame Therapie der geistigen Hirnstörungen, und Jeder, der ihn am Krankenbette handeln sah und seine Indikationen und empirischen Begründungen erfuhr, wurde empfänglicher Schüler. Und wie viele von fremden Kollegen, die oft Tage und auch Wochen unsere Anstalt besuchten und die Visiten mitmachten, wurden in gleicher Weise überzeugt! Aber man mußte den Altmeister ganz kennen lernen, um seine durch Beobachtungen und Nachdenken ausgereiften Erfahrungen zu würdigen; die anfänglichen Widersprüche verstummten, oder man fühlte sich wenigstens innerlich geklärt und fruchtbar angeregt. Aus allen Kontroversen, in denen er oft ein zäher Gegner sein konnte, ging man mit einem Gewinn hinweg. Hergt ehrte und schätzte jede gegentheilige Meinung; nur wenn sie sich den Schein einer größeren Fürsorge für die Kranken gab, oder gar (wie s. B. in der No-restraint-Frage) einseitig die »Humanität« für sich in Anspruch nehmen wollte: da konnte er aufflammen und, wie vor ein Palladium, schützend vor seine in ernster Kopf- und Herzensarbeit erworbenen Erfahrungen hintreten; da wich er keiner Tagesmeinung; da wog er haarscharf seinen und des Gegners Standpunkt vor dem Forum der »Menschlichkeit« ab; da galt ihm kein Dogma, keine Autorität. Nur die Pflicht für den Kranken, aber ebenso auch für das Wartepersonal, war ihm Richter und Gesetzbuch. Für Manche ist er darin nicht genügend bis zum »modernsten« Standpukt vorgerückt; aber vergessen wir nicht, daß gerade in dieser vielumstrittenen Frage wieder eine Rückkehr zu maßvollerer Durchführung des sogenannten Conollyism sich verbreitet, im Geiste, wie es Hergt wollte. — Hergt hat schriftstellerisch wenig veröffentlicht, und immer nur auf dringenden Wunsch seiner Kollegen, oder bei wichtigen, die Anstalt selbst betreffenden Angelegenheiten (»Die Mutter im Irrenhause«) als Richtigstellung oder Aufklärung. Er war zu bescheiden, und auch — leider müssen wir vielleicht sagen — zu ausschließlich praktisch thätig, um der mühsamen und zeitraubenden schriftstellerischen Thätigkeit sich widmen zu können und zu wollen. Aber sein belehrendes Wort, seine mündlichen Darstellungen im ärztlichen Kreise haben gleichwohl reiche Frucht bei den mit ihm arbeitenden jüngeren Kollegen gezeitigt. Die wissenschaftlichen Arbeiten der älteren und neueren »Illenauer Schule« tragen alle mehr oder minder den Stempel der Einwirkung Hergts. Die hervorragenden Namen, welche aus dem Illenauer Kollegium hervorgegangen, später und jetzt psychiatrische Lehrstüle zierten (Gudden, Kraft-Ebing, Kirn), oder wissenschaftlich um den Ausbau unserer Spezialität bestrebt waren, bekannten und bekennen sich alle dankbar zu ihrem einstigen Lehrer. — Mit 71 Jahren trat Hergt, nach dem Tode seines Freundes Roller, das Direktorium von Illenau an, in einem Alter, das im biblischen Sinne die häufige und schon hohe Lebensgrenze, im menschlichen Gang der Dinge wenigstens die Altersstufe zur wohlverdienten Geschäftsruhe bezeichnet. Für ihn begann damit eine Epoche neuer, staunenswerth frischer Thätigkeit. Was Hergt in den 11 Jahren seiner Leitung der Anstalt leistete — und es waren ohne Vergleich die schwierigsten seit dem Bestehen Illenau's, weil es galt, die Anstalt ihrem großen Zweck zu erhalten, trotz der Ueberfüllung ohne Abfluß — wäre zu ausgedehnt für eine Schilderung in dem hier zugemessenen Raume. Die Geschichte Illenau's wird seine Leistungen bewahren und diese, bezüglich der im letzten Decennium vollzogenen baulichen Fortschritte, gleichwerthig neben die seines verewigten Freundes stellen. Sie sind für den Historiker um so höher zu schätzen, als es für den im Grunde so konservativ gesinnten Mann gegolten hat, mit so manchen durch 4 Decennien hindurch festgehaltenen Traditionen jetzt im Sinne der Anforderung der modernen Irrenpflege und eines zeitgemäßen Fortschritts zu rechnen, abzuändern und selbst zu brechen. Außer zahllosen kleinern technischen Verbesserungen seien hier von

Digitized by Google

großen Aenderungen nur die wichtigen Umbauten der Zellenabtheilungen genannt, sodann die Reorganisation der Abortanlagen im ganzen Hause, der Küche, die Erstellung eines Neubaues für 30 Kranke, dem Hergt pietätvoll den Namen seines verewigten Freundes beilegte, und endlich so manche wichtige Modifikation im Betrieb und in der inneren Einrichtung, welche sämmtlich eben so viele Fortschritte bedeuten. Dankbar müssen wir an dieser Stelle auch der ebenso wohlwollenden als einsichtsvollen Unterstützung der Bestrebungen Hergts seitens der großherzoglichen Regierung gedenken. Neben seiner Berufsthätigkeit kannte Hergt keine andere Erholung. Es mag dies eine gewisse Einseitigkeit in sich schließen; für sich aber bezeugt es, mehr als alles Andere, die eigenartige Größe und den geistigen Vollgehalt des Mannes, der aus seinem an sich so ernsten und mit solchem Ernst durchgeführten Lebensberuf die starken Wurzeln seiner täglich neuen Kraft und seiner unzerstörbaren, echt kindlichen Heiterkeit zu ziehen verstand. Gewiß, die drückenden Sorgen, die ein solch höchst verantwortlicher Beruf nothwendig mit sich bringt, blieben auch ihm nicht erspart; aber er wußte das Auferlegte und Unabwendbare gelassen und kraftvoll zu tragen und mit seiner frommen, gläubigen Lebensanschauung zu versöhnen. Nie, oder höchst selten, zog er Andere in's eigene Leiden; nie warb er um Theilnahme; er trug alles Persönliche selbst, nur um sein Herz stets offen und frei zu erhalten für fremde Bedürftigkeit. Wenn es aber galt, für diese einzutreten, da kannte er kein Gebot als zu helfen nach allen Kräften; wer sich in irgend einer Nothlage an ihn wandte, konnte sicher auf ihn rechnen; da gingen Briefe und Rathschläge und Erkundigungen ohne Zahl; da unternahm er Reisen, wenn er hoffen konnte, Hilfe oder auch nur Trost zu bringen — er, der für sich selbst noch erst die Stunde erwartete und nie fand, die ihm zum erlaubten Erholungsgenuß als »frei« erschienen wäre. So wurde er Allen, die ihn kannten, zumal aber seinen Freunden, ein Freund in dieses schönen Wortes vollster Bedeutung! — Wenn an dieser Stelle der Beziehungen unserer Badischen Fürstenfamilie zu Hergt im besondern Erwähnung gethan wird, so soll dadurch nur in leise andeutendem Wort des hohen Glückes gedacht werden, das durch die auszeichnende Würdigung von Allerhöchster Stelle ihm in sein Leben beschieden wurde. Die so gnädig und so reichlich bewährte Huld blieb wie sein theuerstes, so sein freudigstes Besitzthum, und noch in seiner letzten Krankheit, als schon trübe Schatten ihn umlagerten, war die rührende Kundgebung der erhabenen menschlichen Antheilnahme unseres hochherzigen Fürstenpaares für ihn, den Leidenden, ein letzter erwärmender Lichtstrahl und für die trauernde Umgebung ein unvergleichlich erhebender Trost. — Aeußere Ehren hat Hergt in seiner Bescheidenheit nie erstrebt. Und doch sind sie ihm reich zu Theil geworden. Unser Landesfürst hat ihm die Würde eines Geheimeraths II. Klasse verliehen, und bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums, das der Großherzog durch Allerhöchste Anwesenheit zum bedeutungvollsten Lebenstage des Jubilars und der Anstalt schmückte, persönlich ihm den Stern zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, in Brillanten gefaßt, überreicht, mit denkwürdigen, unvergleichlich schönen Worten,*) die in den dankbaren Herzen von ganz Illenau und weit darüber hinaus fortleben zur Ehre des gnädigen Fürsten und seines getreuen Dieners. Außerdem besaß Hergt den Hohenzollern'schen Hausorden und das Erinnerungszeichen für 1870/71, letzteres für seine Thätigkeit für die Verwundeten nach dem Feldzuge. Bei einer Reihe von psychiatrischen Gesellschaften und Vereinen war Hergt Ehrenmitglied; von der Freiburger medizinischen Fakultät war er gelegentlich des Universitätsjubiläums

*) „Als Anerkennung Ihres verdienstvollen Wirkens übergebe ich Ihnen den Orden, den Sie schon besitzen, in anderer Fassung. Ich habe denselben in Steine fassen lassen die edel sind wie das Herz, das ihn trägt" (Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 356).

Digitized by Google

zum Ehrendoktor ernannt worden. — Nach einem überangestrengten Sommer wurde Hergt Mitte November 1889 von einem Katarrh befallen, den der gegen sich unerbittlich harte Mann trotz der Bitten der Freunde nicht beachtete. Erst als das Leiden sich auf die Brust zog, schenkte er der Mahnung, sich zu schonen, Gehör. Aber schon zeigten sich jetzt Symptome einer beginnenden fieberhaften Affektion der Lungen. Eine Berathung mit Geheimerath Kußmaul ließ für diesmal noch Genesung hoffen, und wirklich schien auch der Verlauf der ersten 14 Tage der Hoffnung und Sehnsucht seiner Umgebung Erfüllung zu gewähren. Nun traten aber, ohne nachweisbare Ursache (vielleicht warf schon der unheilvolle Genius epidemicus dieses Winters seinen ersten Schatten voraus), vermehrtes Fieber und gesteigerte Brustbeklemmungen ein. In einer jetzt abgehaltenen zweiten Konsultation mußte der nochmals beigezogene diagnostische Meister einen Fortschritt der Lungenerkrankung konstatiren und auf den wahrscheinlich ernsten Ausgang des Leidens vorbereiten. So kam es leider auch. Unter Zunahme des Fiebers stellten sich jetzt auch Symptome einer beginnenden Hirnlähmung ein. Abwechselnd mit Delirien und freien klaren Stunden, in denen das edle, nur für die Andern besorgte, seiner selbst vergessende Wesen des Kranken in entzückender Reinheit zu Tage trat und zum Herzen der Umgebung sprach, rückten immer mehr die Zeichen der nervösen Erschöpfung ein. Nach längerem, aber sanftem Kampfe schloß der edle Dulder, der nie mit einem Wort der Klage seiner zeitweise nicht geringen Krankheitspein gedacht hatte, für immer die Augen am 23. Dezember 1889, nach vollendetem 82. Lebensjahre und 2 Monaten. — Was das Wirken des Verewigten für die Geschichte des badischen Irrenwesens und speziell für Illenau bedeutet, dem er 54 Jahre angehörte, sollen die vorstehenden Zeilen in schwachen Zügen darthun. Unendlich viel mehr aber hat sein lebensfrisches Beispiel selbst gewirkt. Das kann nicht in Buchstaben und tönenden Worten ausgedrückt oder gar erschöpft werden; das lebt in den Herzen Derer, die das Glück hatten, diesen seltenen Mann zu kennen und mit ihm zu arbeiten. Hergt's Wesen hat dem innern Geiste Illenau's seine Signatur gegeben. Wo dieser Geist der Krankenpflege seine edelsten Früchte zeitigt, da lebt Eigenart, Charakter und Beispiel Hergts, dessen lebendiges Wesen Nächstenliebe und Selbstlosigkeit, echte Frömmigkeit und unverbrüchliche Treue gewesen ist. (Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 28 Beilage.)

Hermann von Hillern.

Geboren zu Karlsruhe am 25. August 1817, als ältester Sohn des am 18. Januar 1851 verstorbenen Großherzoglich badischen Geheimen Archivraths Justin Heinrich v. Hillern (B.B. I, 370), studirte Hermann v. Hillern, nach dem Besuche des Lyceums seiner Vaterstadt, 1836 in Tübingen und später in Heidelberg die Rechtswissenschaft. In diesen Jahren schloß sein für Freundschaft treu empfängliches Gemüth im Schwaben-Corps, dessen Senior er war, Verbindungen, welche als ein Sonnenschein in sein ganzes späteres Leben hineinleuchteten. Mit vollen Zügen genoß der lebenswarme, hochgewachsene Jüngling den kecken Zauber der Studentenjahre, und auch für ihn passen recht eigentlich G. zu Putlitz' Worte:

„Wie war die Brust so voll von Freundschaftsdrang,
Das Herz so ungetheilt dahingegeben!
Der Wein, das Lied, der Schläger heller Klang
Und Jugendmuth und Jugendhoffnung schlang
Den duft'gen Epheukranz mir da um's Leben."

1842 trat v. Hillern als Rechtspraktikant in den Staatsdienst und wurde 1846 zum Universitätsamtmann in Heidelberg befördert. Sein mit Milde und Würde gepaartes Auftreten sicherte ihm in den Herzen einer großen Zahl von

Digitized by Google

Musensöhnen, welche das spätere Leben in alle Gaue Deutschlands zerstreute, ein dankbares Andenken. Ein ernsteres Richteramt erwuchs ihm — 1850 nach Mannheim versetzt — gelegentlich der Aburtheilung der politischen Verbrecher. Trotz seines Abscheues vor den wüsten Gewalten des Jahres 1849 hatte er dennoch ein menschliches Empfinden für manchen idealistisch veranlagten Charakter, welchen die Sehnsucht nach einem mächtigen, einigen Vaterlande in die Arme der Revolution getrieben hatte. Gehörte doch Hillerns Herz selbst bis in seine letzten Tage mit jugendlichem Feuer dem »großen Deutschland« an. Wie mancher Nationalsieg der Jahre 1870 und 1871 fand seine Weihe durch seine poetisch durchhauchten, allerorts mächtig zündenden Festreden. Und noch in den letzten Wochen seines Schmerzenslagers stimmte ihn Treitschke's patriotische Geschichtsschreibung zu wahrer Andacht. — Von 1857 bis zum Jahre seiner Pensionirung gehörte er dem Freiburger Gerichtshofe an, und zwar anfangs als Hofgerichts-Rath, seit 1864 als Oberstaatsanwalt, fünf Jahre später als Direktor und endlich seit 1879 als Präsident des neugeschaffenen Landgerichts. Mit jener humanen Rechtsauffassung, welche den lebendigen Gedanken, das warme Gefühl über den todten Buchstaben stellt, verband er eine seltene Schärfe des Denkens und eine bewundernswerthe Bestimmtheit des Ausdrucks. Zu den hervorragendsten Juristen des Landes zählend, war er auch literarisch in den badischen Gerichtsannalen thätig. Seine »Streitfragen aus dem Autorrecht« (Freiburg bei Wagner 1876) fanden vielfache Anerkennung. — Während der Jahre 1869—81 berief ihn das Vertrauen seines Landesherrn als Mitglied in die Erste Ständekammer. Seiner politischen Färbung nach bekannte er sich zu dem gemäßigten Programme der national-liberalen Partei, unter deren tüchtigste Redner und Arbeiter er zählte. — Den Interessen Freiburgs brachte er — in den Eigenschaften als Stadtverordneter und ganz besonders als Mitglied des Theaterkomité's — ein warmes Herz entgegen. In anregend schöpferischer Thätigkeit erhob er die ihm sehr lieb gewordene Freiburger Bühne auf eine zuvor nicht erreichte Höhe. — Gelegentlich der Feier der Vermählung des Großherzogs Friedrich versuchte sich v. Hillern mit Erfolg auf dem dramatisch-literarischen Gebiete. Am 26. September 1856 gelangte seine Dichtung »Die Huldigung des Landes« bei Anwesenheit der Großherzoglichen Herrschaften an dem Mannheimer Hoftheater zur Aufführung. — Am 27. August 1857 vermählte er sich zu Mannheim mit Wilhelmine Birch, einzigen Tochter der Bühnenschriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer. Dieser Ehe, welche wenige Monate vor seinem Tode mit dem silbernen Myrthenreife geschmückt wurde, entstammen drei Töchter. Der Gattin wachsende Erfolge — auf den Gebieten des Romans und des Dramas — waren der Stolz seiner letzten Jahre. In seinem gastfreien Hause sah er gerne seine alten Freunde von nah und fern Einkehr halten. Sprudeln konnte sein Humor, wenn er sich inmitten seiner Familie oder im Kreise intimer Freunde wußte. Es war ein echt süddeutsches Gemüth, dessen tiefer Werth voll und ganz nur von seinen Landsleuten verstanden werden konnte. — 1849 zum Kammerjunker ernannt, erhielt er 1860 den Kammerherrenschlüssel. 1868 wurde ihm das Ritterkreuz erster Klasse und 1879 das Kommandeurkreuz zweiter Klasse des Zähringer Löwen-Ordens verliehen. Nachdem er sich nach einer nahezu vierzigjährigen Dienstzeit im Frühjahr 1882 in den Ruhestand zurückzog, erfreute ihn die Huld des Großherzogs mit dem Sterne zum Kommandeurkreuz. — Ein schweres Herzübel, welches sich im Januar 1881 einstellte, bereitete seine Umgebung schon seit Monaten auf seinen nahen Abschied vor. Am 7. Dezember 1882, Nachts 10 Uhr, nahte die Stunde der Erlösung. Mit ihm erlosch im Mannesstamm ein altes, hochangesehenes Patriziergeschlecht, welches der freien Reichsstadt Biberach zwei regierende Bürgermeister gegeben. Am 10. Dezember, einem Sonntag Nachmittag, wurde seine irdische Hülle auf dem Freiburger neuen

Digitized by Google

Friedhofe bestattet. Die nach vielen Hunderten zählende Trauerversammlung bekundete die große Beliebtheit, welche sich der leutselige, bescheidene Mann in allen Schichten der Bevölkerung zu sichern wußte. Die Worte des Stadtpfarrers Koellreuter schilderten ihn mit feinem psychologischen Verständniß als jenen guten Haushalter, welcher seine Gaben — in rastloser Thätigkeit — zum Besten der Allgemeinheit wuchern ließ. Unter den Klängen des Beethoven'schen Trauermarsches und dem Chorgesange des Stadttheaters wurde seine Hülle der Erde übergeben. — Bei allen, die ihn kannten, wird sein Andenken in Ehren bleiben. Dem Gemahl seiner Tochter Charlotte, Herrn Oscar Flinsch, wurde durch Entschließung des Großherzogs vom 20. Februar 1884 mit dem Namen v. Hillern-Flinsch Name und Adel der mit Hermann v. Hillern im Mannesstamm erloschenen Familie v. Hillern übertragen. (Karlsruher Zeitung 1882, Nr. 298, Beilage.)

Jakob Hochstetter.

Die Bauschule des Karlsruher Polytechnikums hat seit Hübsch und Eisenlohr ihre Lehrkräfte fast durchweg aus dem Kreise ihrer früheren Schüler entnehmen können, Beweis dafür, daß die eigenartige Richtung, welche sie von Anfang an eingeschlagen und durch mancherlei Wandlungen festgehalten und die Wilhelm Stier mit dem Epitheton einer »freien philosophischen« zu bezeichnen versucht hat, der gestaltenden Anregung niemals entbehrt. Jakob Hochstetter, geboren am 5. Februar 1812 zu Durlach und Schüler des dortigen Pädagogiums, war anfangs der dreißiger Jahre Schüler der jungen Bauschule des Karlsruher Polytechnikums, das er, nach einem glänzend bestandenen Staatsexamen, im Jahr 1835 verließ, um, auf seines berühmten Lehrers Heinrich Hübsch Empfehlung hin, auf Staatskosten eine dreijährige Reise nach Italien zu unternehmen. Wieder war es Baudirektor Hübsch, der dem jungen Künstler nach seiner Rückkehr das eigene gastliche Haus öffnete, ihn in die ersten Kreise der Residenz einführte und ihm zur Förderung seiner praktischen Ausbildung die Bauführung an der schönen Basilika zu Bulach übertrug. Dieser Aufgabe entledigte sich Hochstetter mit soviel Fleiß und Verständniß, daß Hübsch ihn bereits im Herbst 1842 zu einer Lehrstelle an der Bauschule in Vorschlag bringen konnte. Das Jahr 1844 findet Hochstetter zum Studium der dortigen Kunstschöpfungen in Norddeutschland, insbesondere in Berlin und Dresden. 1846 erfolgte seine Ernennung zum Professor der Architektur. Neben seiner mit bestem Erfolg und größtem Fleiße geübten Lehrthätigkeit fand Hochstetter ausreichende Muße für eine Reihe von Privatarbeiten — Bauten in Mannheim, Baden und Karlsruhe, insbesondere in der erstgenannten Stadt das Kriegerdenkmal, in Durlach den Umbau des Rathhauses und die Kirche in Mörsch — und schriftstellerische Arbeiten, darunter »Die Holzarchitektur der Schweiz« und »Ausgeführte Bauwerke«. Im Jahre 1862 übernahm er die Funktionen eines Militärbaumeisters in der Residenz, in welcher Eigenschaft er Kasernen in Gottesau, Durlach und Freiburg und im Jahre 1870 Barackenlazarethe in Karlsruhe, Heidelberg und Freiburg auszuführen hatte. 1863 zum Baurath und 1879 zum Oberbaurath ernannt, ehrte ihn als Zeichen fürstlicher Huld das Ritterkreuz I. Klasse mit Eichenlaub des Zähringer Löwenordens; 1864—1866 bekleidete er das Direktorat der Polytechnischen Schule. Hochstetter war nie verheirathet. Gegen eine akute Erkrankung suchte er im Sommer 1879 in Kissingen Heilung; doch vergeblich, denn schon am 25. April 1880 erlag er seinem Leiden in Karlsruhe, nachdem er, anscheinend auf dem Wege der Besserung, zu Neujahr noch einmal seine Vorlesungen aufzunehmen versucht hatte. So schloß ein thätiges, nur der Kunstübung und dem Lehramte gewidmetes Leben. Oberbaurath Hochstetter, in der Richtung der Hübsch-Eisenlohr'schen, d. h. der Alt-

Digitized by Google

Karlsruher Schule gebildet und erzogen, konnte sich für den Formalismus der neueren Zeit nie eigentlich recht erwärmen. Er hielt, ohne die höchsten Aufgaben der Architektur zu verkennen, an den überlieferten Grundsätzen der genannten Altmeister bis ans Ende seiner Tage unwandelbar fest, und zwar nicht zum Schaden seiner Kunst und des von ihm nahezu ein halbes Jahrhundert vor dankbaren Schülern geübten Lehrberufes. Th. Chatiau.

Karl Heinrich Hoff,

der gefeierte Künstler und begabte Schriftsteller, ist neben Ferdinand Keller der bedeutendste im Großherzogthum Baden geborene Maler der Richtung des dritten Viertels unseres Jahrhunderts. Hatte die deutsche Malerei im ersten Viertel desselben, das Kind mit dem Bade ausschüttend, die ganze, mühsam im Laufe der Jahrhunderte errungene, malerische Technik absichtlich über Bord geworfen, um ihrer Gedankenfülle lediglich durch strenge Linienführung und lebendige Anordnung Ausdruck zu verleihen, hatte sie sich in den nächsten fünfundzwanzig Jahren, von einzelnen bedeutsamen Ausnahmen abgesehen, vergebens abgemüht, die verlorene Herrschaft über ihre äußeren Mittel zurückzugewinnen, so gelang es ihr zwischen 1850 und 1875, nach dem Vorgange der Franzosen und Belgier und im Anschluß an die großen Meister des 17. Jahrhunderts, allmählig zu einer innigeren Fühlung mit der Natur und einer ächten malerischen Haltung hindurchzudringen, um erst im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, wie überall, in neue Bahnen einzulenken, deren Ziel noch nicht sichtbar ist. — Hoff theilt mit vielen tüchtigen Meistern des Vierteljahrhunderts, aus dessen Anfang er hervorwuchs, das Streben nach einer reicheren, breiteren, malerischeren Pinselführung, als sie bis dahin üblich war, die Erkenntniß, daß eine innere Einheitlichkeit in der Farbenempfindung eines Gemäldes mindestens ebenso unerläßlich sei, wie in seiner Zeichnung und Anordnung, aber auch die Neigung, sich der Darstellung prächtiger Kleider und Stoffe als malerischen Reizmittels zu bedienen, und eine damit zusammenhängende ausgesprochene Vorliebe dafür, die darzustellenden Vorgänge, manchmal ohne innere Nöthigung, ein oder zwei Jahrhunderte zurückzuverlegen. Zu seinem eigensten Gebiete machte er die Darstellung von Sittenbildern in der Tracht des Zeitalters Ludwigs XIV. und des späteren achtzehnten Jahrhunderts; und auf diesem Gebiete zeigte er sich den meisten seiner deutschen Zeitgenossen nicht nur durch den Geschmack und die Feinfühligkeit seiner Anordnung, Zeichnung und Färbung, sondern dadurch überlegen, daß er seine Darstellungen von innen heraus zu beseelen verstand. Seine Sittenbilder gestalten sich ihm unwillkürlich zu kleinen liebenswürdigen Erzählungen, welche auf das Empfindungsleben des Beschauers wirken; er liebt es sogar, novellistische Fäden von einem seiner Bilder zum anderen hinüberzuspinnen. Jedenfalls ist die Darstellung malerischer Kleiderpracht niemals der Endzweck, dem Hoff's Kunst zustrebt, sondern nur ein Mittel, dessen sie sich bedient, um Lebensäußerungen des menschlichen Geistes und Gemüthes künstlerisch zu umkleiden. Eine ruhige, vornehme, von leichtem Humor oder milder Tragik umflossene Gesammtauffassung steht ihm dabei besser zu Gesicht, als dramatische Wucht und Bewegung, die er auch nur ausnahmsweise darzustellen versucht hat. — Karl Heinrich Hoff ist am 8. September 1838 zu Mannheim geboren. Sein gleichnamiger Vater war Konditor, zog sich aber, nachdem er es durch sein bürgerliches Gewerbe zum Wohlstand gebracht, vom Geschäfte zurück, um nur noch seinen geistigen und künstlerischen Neigungen zu leben, die er auf den Sohn, welchen er überlebt, vererbt hatte. Seiner Mutter Luise, geb. Heilsberg, aber verdankte der Künstler die Lebhaftigkeit des Empfindens und die Wärme des Herzens, die ihm später bei seinen Düsseldorfer Freunden die Bezeichnung eines »Egoisten für Andere« eintrug. In einem bürgerlichen

Digitized by Google

Hause aufgewachsen, lernte er früh den hohen Werth redlicher Arbeit und strenger Pflichterfüllung schätzen. — Nachdem Karl Hoff eine tüchtige Schulbildung genossen, schickte sein Vater, der mit Vergnügen die bei ihm selbst in andere Bahnen abgelenkte künstlerische Begabung in ihm keimen sah, den Siebzehnjährigen 1855 auf die Großherzogliche Kunstschule zu Karlsruhe, an welcher J. W. Schirmer, der bedeutende Landschafter der älteren, strengeren Richtung, damals neben dem Schüler Schnorrs und Karl Sohns, Ludwig des Coudres, der gerade von Düsseldorf nach der badischen Hauptstadt berufen worden war, eine ziemlich anregende Lehrthätigkeit entfaltete. Nach dreijährigen Studien unter diesen Meistern, welche ihn ebensowohl in die Landschaftsmalerei wie in die ernstere Figurenmalerei einführten, zog es den zwanzigjährigen Jüngling aber nach Düsseldorf selbst, wo, seit seine beiden Lehrer es verlassen, ein frischeres Leben im Sinne der damals als Neuerungen empfundenen Grundsätze eines Andreas Achenbach in der Landschaftsmalerei, eines L. Knaus, eines Rud. Jordan und selbst eines B. Vautier in der Sittenmalerei erwacht war. Vautier war gerade aus Paris nach Düsseldorf heimgekehrt und hatte auf der Münchener Ausstellung 1858 durch sein Bild »Inneres einer schweizerischen Dorfkirche mit Andächtigen« Aufsehen erregt. Zu Vautier fühlte Hoff sich besonders hingezogen. Er wurde der Meisterschüler des liebenswürdigen französischen Schweizers und schloß sich in seinem eigenen ersten größeren Bilde »Der ertappte Zigeuner vor dem Ortsvogt« noch ziemlich eng an dessen Auffassungsweise an. Doch hatte dieses Bild so viele selbständige Züge und zeugte von einem so tüchtigen malerischen Verständniß, daß es Hoffs Namen auf Aller Lippen brachte. Der in Kohle gezeichnete Karton zu dem Bilde hängt im Dresdener Kupferstisch-Kabinet. Wohin das Gemälde gekommen, wußte der Künstler vor einigen Jahren selbst nicht mehr anzugeben. — Hoff fühlte jedoch den Trieb, sich selbständig weiter zu entwickeln. Er hielt sich 1862 ein halbes Jahr in Paris auf, wo er seinen Gesichtskreis erweiterte und seine Technik geschmeidiger machte. Dann unternahm er größere Reisen in Frankreich, Deutschland, Italien, nach Dalmatien, Montenegro und Griechenland. Nach seiner Heimkehr ließ er sich dauernd in Düsseldorf nieder. — Zu den geselligsten dortigen Künstlerhäusern gehörte damals dasjenige des berühmten Akademieprofessors Karl Sohn und seiner Gattin Emilie, geb. v. Mühlmann. Rasch zählte der warmherzige, bereits als Künstler anerkannte junge Maler mit der zierlichen Gestalt, dem feingeschnittenen Gesichte, den geistsprühenden braunen Augen, dem kastanienfarbenen Haare zu den Lieblingen des Hauses, wie des ganzen Sohn'schen Kreises. Am 24. August 1865 führte der noch nicht siebenundzwanzigjährige Meister die anmuthige, mit den edelsten Gaben des Geistes und des Herzens geschmückte Tochter seines Freundes, Marie Luise Sohn, als Gattin heim; und während der nächsten 13 Jahre floß sein Leben, ruhig und harmonisch zwischen seinem häuslichen Glück, seiner künstlerischen Arbeit und einem angeregten Vereinsleben getheilt, ohne bemerkenswerthe äußere Ereignisse dahin. Sein ältester Sohn, dem er seine und seines Vaters Vornamen gab, wurde 1866 geboren; 1867 folgte seine Tochter Emmy, 1872 sein Sohn Ernst. — Von den Bildern, welche Hoff vor seiner Vermählung gemalt, seien noch »Der Winkeladvokat«, »Noblesse oblige« und »Auf alter Wahlstatt« genannt. Das zuerst genannte trug ihm die Ehrenmitgliedschaft der Rotterdamer Akademie ein. Während des Jahres, in dem er sich verheirathete, entstanden »Die Brautvisite« und »Coeur àtout«, Bilder, deren originelle Natürlichkeit und einfache Liebenswürdigkeit allgemein anerkannt wurde. 1866 folgte »Der kranke Gutsherr und sein Schullehrer«. Zu seiner besondersten Eigenart entwickelt aber zeigte Hoff sich in seinem folgenden Bilde »Die Rast auf der Flucht«. Zwei junge Kavaliere in der Tracht des Zeitalters Ludwigs XIV. rasten auf der Flucht nach einem Duelle in einem wohlhabenden Bauernhause.

Digitized by Google

Der Verwundete schlummert in einem Himmelbette, an dessen Kopfende sein Freund sitzt und ihn sorgenvoll betrachtet. Der alte und der junge Bauer, die am Fußende sitzen, blicken mißtrauisch und mißbilligend drein; die junge hübsche Bauerntochter aber, in deren Zügen sich Mitleid, Neugierde und keimende Neigung spiegeln, ist näher herangetreten und kann den Blick nicht von dem schönen Schläfer wenden. Das Bild erregte schon 1867 in Lepke's Kunstausstellung in Berlin und noch 1873 auf der Wiener Weltausstellung allgemeine Bewunderung. Von Ad. Neumann radirt, wurde es 1874 in der »Zeitschrift für bildende Kunst« veröffentlicht. Man lobte an dem Bilde besonders »die wenigen Genremalern in ähnlichem Grade eigene glückliche Vermischung von Eleganz und Gemüthlichkeit, von Vornehmheit und gewinnendem Wesen«, und man nannte damit die Eigenschaften, welche von nun an die meisten Hoff'schen Bilder auszeichneten, »Die erste Kritik« (eines Gemäldes durch die Dienerschaft eines vornehmen Hauses), welche im Sommer 1868 in Düsseldorf und Berlin ausgestellt wurde, schien der »Rast auf der Flucht« freilich nicht völlig ebenbürtig zu sein. Dagegen wurde die zuerst 1870 bei Schulte in Düsseldorf ausgestellte »Heimkehr des Kriegers« einstimmig als eine Leistung gefeiert, welche an Reichthum der Charakteristik und an malerischer Durchbildung alle früheren Werke Hoffs übertraf. Im Jahr 1872 wurden drei bedeutende Bilder des Meisters bekannt: die Tischscene zwischen Tartuffe und Elmire aus Molière's Lustspiel, die »Mutter am Todtenbette der Tochter« und »Der stille Besuch«. Ueber das letztere Bild, welches auf der akademischen Ausstellung in Berlin die goldene Medaille erhielt, schrieb damals Bruno Meyer: so hoch er Hoff immer gestellt habe, so etwas habe er ihm doch nicht zugetraut. Das Jahr 1873 brachte den leicht sarkastisch angehauchten »Lieben Onkel« und die prächtige »Reiterrast vor der Haideschenke«; 1874 entstand »die Dämmerung«, die Darstellung einer jungen Dame, welche, von ihrem großen Hunde beschützt, in einem Parke ihres Geliebten harrt; 1875 aber vollendete Hoff sein Hauptbild »Die Taufe im Trauerhause«, welches sich in der Berliner Nationalgalerie befindet. Der Vorgang schildert die Taufe eines Nachgeborenen in einem vornehmen Hause des 17. Jahrhunderts. Es erklärt sich selbst. Die Charaktere sind ebenso scharf gezeichnet, wie die Empfindungen, und die Anordnung ist ebenso harmonisch, wie die Farbengabe, die in fast Tizianischer Glut und Fülle leuchtet. – Das Jahr 1876 brachte unter anderem ein elegantes Damenbildniß, welches Hoffs glänzende Begabung für's Porträtfach kundthat; 1877 stellte er ein Sittenbild aus dem englischen Offizierleben aus, welches weniger Beifall fand; 1878 aber folgte eines seiner Hauptbilder »Des Sohnes letzter Gruß«, welches wegen seiner an Munkaczy's damalige Art erinnernden schwarzen Schattengebung anfangs nicht nach Gebühr gewürdigt wurde, später aber als ein Meisterwerk nicht nur der Farbenstimmung, sondern auch der Seelenmalerei allgemein anerkannt worden ist und gegenwärtig zu den Zierden der Dresdener Galerie gehört. Der links in den Lehnsessel zurückgesunkenen Mutter, welcher ein Geistlicher Trost zuspricht, und der neben ihr stehenden Schwester bringt der gegenüberstehende Kriegskamerad des Gefallenen die Trauerbotschaft. Die Art, wie der junge Mann und das junge Mädchen sich anblicken, eröffnet uns die Aussicht auf ein aus dem Schmerze erblühendes neues Glück. Das Bild ist in hohem Grade charakteristisch für Hoffs Eigenart, des Beschauers Einbildungskraft zur Mitthätigkeit anzuregen. Es ist das letzte Gemälde, welches der Meister in Düsseldorf ausgeführt hat. — Ehe wir ihn nach Karlsruhe begleiten, müssen wir kurz seiner übrigen geistigen Thätigkeit in Düsseldorf gedenken. Hoff war nicht nur ein tüchtiger Redner, der manches Malkastenfest mit feuriger Rede verschönt, mancher patriotischen Feier durch zündende Worte die Weihe gegeben, er war nicht nur ein gern gesehenes, oft wiedergewähltes Mitglied von Vereins-

Digitized by Google

vorständen, in denen seine vielseitige Bildung und sein scharfer Geist zur Geltung kamen, sondern er nahm auch als geachteter Schriftsteller und geistvoller Dichter am literarischen Leben Deutschlands theil. Als Dichter zog er in Düsseldorf zuerst durch das von vaterländischer Gesinnung, künstlerischem Geiste und warmem poetischen Schwunge durchwehte Malkastenfestspiel zur Feier der Anwesenheit des greisen Kaisers Wilhelm die Aufmerksamkeit auf sich. — Sein poetisches Hauptwerk »Schein«, eine Künstlergeschichte in Versen, erschien zwar erst Ende 1878 bei Spemann in Stuttgart, gehört aber seiner Entstehung nach noch Düsseldorf an. Der Schreiber dieser Zeilen, der damals mit Hoff in enger Freundschaft lebte und sich vorübergehend auch mehr mit poetischen als mit kunstgeschichtlichen Arbeiten beschäftigte, hat vielleicht den Anlaß zu dem Werke gegeben. Wenigstens ist es ihm gewidmet und knüpft an einen Vers von ihm an, in dem er ausspricht, sich aus den Räthseln der Philosophie in den »schönen Schein« des Kunstlebens flüchten zu wollen. Hoff war eine zu faustische Natur, um einen solchen Ausweg ohne weiteres gelten zu lassen. Pessimistisch angelegt, wie er war, wählte er jenen Vers zum Motto, nicht um ihn weiterzuspinnen, sondern um ihn zu widerlegen. Er wollte durch die Tragik einer unglücklichen Künstlergeschichte zeigen, daß in der Welt des »schönen Scheins« das Glück auch nicht stets zu finden sei. Das außerordentlich lebendig, in leichtflüssigen Versen geschriebene Buch enthält eine Reihe köstlicher Episoden und poetischer Einzelheiten, eine Fülle des sarkastischsten Humors, des sprühendsten Geistes und der tiefsten Empfindung im Rahmen einer realistisch aufgefaßten Alltagsgeschichte. — Im Jahr 1878 wurde Hoff an W. Riefstahls Stelle an die Großherzogliche Kunstschule zu Karlsruhe berufen. Bereits mit Ruhm bedeckt, kehrte er als Lehrer an die Stätte zurück, die er als Schüler verlassen hatte. Hoff entfaltete in Verbindung mit F. Keller, H. Baisch und G. Schönleber eine vielseitig anregende, ersprießliche Thätigkeit in der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes. Ein Korrespondent der »Kunstchronik« schrieb 1880 (Band XV, Sp. 492): »Hoffs Einfluß macht sich an der Kunstschule in der Vermittelung der Gegensätze, und nicht allein auf künstlerischem Gebiete, in vielseitiger Anregung und in der Ergänzung mancher Lücken auf's vortheilhafteste geltend. Es steht zu hoffen, daß seinem gereiften Geschmack und Urtheil ein immer wachsender Einfluß zu Theil werde.« — Das erste größere Bild, welches Hoff in Karlsruhe vollendete, »Vor dem Ausmarsch« benannt, schmückte die Düsseldorfer Kunstausstellung des Jahres 1880. Ein junger Krieger, dessen sein Kamerad bereits harrt, legt auf der Terrasse seines Schlosses noch einmal vor dem Scheiden seinen rechten Arm in trauter Zwiesprache um den Nacken der Geliebten, deren Geschwister schüchtern in einiger Entfernung stehen geblieben sind. Sein riesiger Hund scheint, ihm voran, die Treppenstufen hinabschreiten zu wollen. Das fast lebensgroße Bild zeichnete sich durch eine besondere Reinheit der Empfindung und eine große Klarheit der Färbung aus; und auf dem Wege zur Hellmalerei, die ja nach dieser Zeit von Jahr zu Jahr in Deutschland an Boden gewann, sehen wir nun auch Hoff mit dem Zeitgeschmack fortschreiten, ohne daß er die eigentlichen Folgerungen der »Freilichtmalerei« mitzuziehen gewagt hätte. Eines der nächsten Werke, die der Künstler in Karlsruhe ausführte, war die Bildnißgruppe der Großherzoglichen Familie. Das Bild entstand im Auftrage des bekannten Verlegers Moritz Schauenburg in Lahr, der es zur Feier der silbernen Hochzeit des Großherzoglichen Paares (1881) in Farbendruck vervielfältigen und über das ganze Land verbreiten ließ. — Im Jahr 1883 folgte die »Goldne Hochzeit«, folgten die beiden als Gegenstücke gedachten, fein empfundenen Phantasiebildnisse »Primula veris« und »Herbststimmung«, von denen das erstere auf der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1883 bewundert wurde. Die Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 aber brachte die große Darstellung

Digitized by Google

der Plünderung eines Dorfes während des dreißigjährigen Krieges. Die Einwohnerschaft flieht vor den plündernden Horden. Der Gutsherr ist tödtlich verwundet. Dem Geistlichen, welcher ihm beigestanden, wird ein neugeborenes Kind gebracht. »Zwischen Tod und Leben« hat der Meister dieses Bild genannt, welches in den Besitz der Karlsruher Kunsthalle übergegangen ist. Ein Theil der Kritik (Fr. Pecht) feierte dieses Bild als einen Fortschritt Hoffs, weil es aus dem Leben gegriffene badische Oberlandsgestalten an die Stelle der kosmopolitischen Figuren seiner meisten früheren Bilder setzte. Doch konnte man die Darstellung etwas zu unruhig und absichtlich bewegt für die Eigenart von Hoffs eigentlicher Begabung finden. — In demselben Jahre erntete Hoff großen Ruhm mit seiner Schöpfung und Leitung des großen geschichtlichen Festzuges zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg. Der Großherzog bezeugte ihm seine Anerkennung durch die Verleihung des Kommandeurkreuzes des Zähringer Löwenordens, die Stadt Heidelberg ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Im folgenden Jahre entstand »Der Abschied der Geusen«, dem Grundgedanken nach eine Wiederholung des Bildes »Vor dem Ausmarsch«. Der Meister schickte das Werk 1888 auf die Melbourner, 1889 auf die Dresdener Ausstellung, von der es, wie so manche frühere Bilder Hoffs, nach Amerika verkauft wurde. — Im Jahr 1888 erkrankte der Künstler. Eine große nervöse Erregung bemächtigte sich seiner. Er mußte sich monatelang von aller Arbeit fernhalten und ländliche Kurorte aufsuchen. Immerhin malte er 1888 noch die beiden Bilder »Erste Liebe« und »Frühling«, 1889 noch ein »Herbststimmung« benanntes Gemälde. Gegen Ende dieses Jahres schien er wieder hergestellt zu sein. Zu Anfang 1890 vollendete er noch zwei seiner reizvollsten Bilder. Beide schmückten die zweite Jahresausstellung von Kunstwerken aller Völker in München. Das eine, kleinere Bild schildert nach Heine's »Neuem Frühling« die Geschichte von der jungen Gattin des alten Königs, die sich sehnsüchtig nach dem hübschen Pagen umblickt, der ihr die Schleppe trägt. Das zweite, größere Gemälde, »Landung« benannt, zeigt ein baumreiches, winterlich kahles Ufer an schäumendem Strome mit mächtigem Eisgang. Links am Ufer warten die Angehörigen eines Sterbenden auf den Priester, zu dem sie geschickt haben. Der im Landen begriffene, von zwei Schiffern geleitete Kahn, in dem der ehrwürdige Geistliche mit der Monstranz zwischen den Kindern sitzt, die ihn herbeigerufen haben, nimmt den Vordergrund ein. Grauer Schneenebel füllt die Luft — alles ist in einen hellen Silberton gehüllt, von dem die Farben der Kleider und der frischen liebenswürdigen Gesichter sich jedoch lebhaft abheben. Es ist ein technisch reifes, geistig bedeutsames, tief empfundenes Bild, dieses letzte Bild, welches der Meister geschaffen. — Auch schriftstellerisch war Hoff in Karlsruhe noch mannigfach thätig. Sein literarisches Hauptwerk aus dieser Zeit ist die 1881 und 1882 in mehreren Auflagen erschienene Streitschrift »Künstler und Kunstschreiber«. Voll scharfen Spottes und beißenden Witzes schwingt Hoff hier die Geißel gegen die Kritik, ohne scharf zwischen befugter und unbefugter Kritik zu unterscheiden. Die Standpunkte der Kenner und der Künstler werden sich auf diesem Gebiete schwer vereinigen lassen. Doch muß hervorgehoben werden, daß Hoff sich keineswegs gegen die kunstgeschichtliche Forschung, sondern hauptsächlich gegen die künstlerische Tageskritik wandte. Hoff selbst war übrigens gelegentlicher kritischer Mitarbeiter verschiedener Blätter. Seinen letzten Aufsatz schrieb er im Winter 1890, aus Anlaß des die Kunstforderungen des bairischen Ministeriums ablehnenden Votums der Zweiten Kammer, für die Münchener »Neuesten Nachrichten«. Unentwegt, wie stets, stand er hier auf der Seite ächter Vaterlandsliebe, geistiger Freiheit und aller höchsten Bestrebungen der Menschheit. — Das Wohlbefinden, welches der Künstler wiedererlangt zu haben schien, war leider nicht von Dauer. Am 13. Mai 1890 raffte

Digitized by Google

ihn zur schmerzlichen Ueberraschung seiner Angehörigen und Freunde eine rasch verlaufende Lungenentzündung dahin. Am 15. Mai wurde er unter inniger Theilnahme seiner Kollegen, seiner Schüler und der ganzen badischen Hauptstadt zu Grabe getragen. — Sein letztes Gemälde war erst einen Tag vor seiner schweren Erkrankung vollendet worden. Während des starken Fiebers, welches ihn gepackt, phantasirte er immer von seinem Bilde. Er verlangte es zurück, um Aenderungen vorzunehmen. Als er hörte, daß es bereits ausgestellt sei, bestimmte er ihm noch den Namen »Landung«, als dächte er selbst dabei an seine baldige Landung an jenem unbekannten Ufer, von dem kein Wanderer zurückkehrt. Seine letzte Stunde erhellte noch die Ankunft seines Sohnes Karl aus Paris, wo er sich zum Maler ausbildete. Während der ganzen Zeit seiner Krankheit hatte er nach ihm verlangt und sich nach ihm gesehnt. Mit letzter Anstrengung ließ er seine Augen über die mitgebrachten Pariser Studien seines Sohnes gleiten. Mühsam hauchte er »gut«, dann war sein treues Leben entflohen.

Karl Woermann.

Sigmund Homburger.

Am 20. Mai 1883 wurde, begleitet von einem großen Zuge Leidtragender aus allen Ständen, die sterbliche Hülle eines Mannes zu Grabe getragen, dessen Leben zwar keinen Reichthum an hervorragenden äußeren Momenten und Zwischenfällen aufweist, dessen Name aber doch stets in den mannigfachsten Beziehungen mit den meisten gemeinnützigen Institutionen der Residenzstadt Karlsruhe verknüpft gewesen ist. — Sigmund Homburger wurde in Karlsruhe am 14. Oktober 1818 als zehntes und jüngstes Kind seiner daselbst lebenden Eltern geboren. Obwohl dem Handelsstande ursprünglich bestimmt, veranlaßte er seine Eltern, ihn wegen seiner besonderen Befähigung einem wissenschaftlichen Berufe zuzuführen, und besuchte vom Jahr 1831—1838 das Lyceum zu Karlsruhe, welches er mit Auszeichnung verließ, um sich auf der Universität Heidelberg dem Studium der Medizin zu widmen. Hier lag er während fünf Jahren mit rühmlichem Erfolge seiner Wissenschaft unter Leitung ausgezeichneter Kapazitäten, wie Tiedemann, Puchelt, Chelius und Nägele ob und promovirte, nachdem er im Jahre 1843 sein medizinisches Staatsexamen in Karlsruhe gemacht, als Doctor medicinae summa cum laude. Hierauf folgende Reisen führten ihn im nächsten Jahre in die Spitäler der Weltstädte Berlin, Wien und Paris, bis ihn der plötzlich erfolgte Tod seines Vaters nach Hause abrief. Im Jahre 1844 ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und wirkte mit stets wachsendem Erfolge volle 39 Jahre hindurch bis kurz vor seinem Lebensende in seinem Berufe. Sein reger Gemeinsinn, begleitet von der hohen Achtung seiner Standesgenossen, ließen ihn an allen auf die materielle und moralische Hebung des ärztlichen Standes gerichteten Bestrebungen sich betheiligen; bei Stiftung der ärztlichen Wittwenkasse, deren Verwaltungsrath er immer angehörte, wie bei der Gründung der übrigen ärztlichen Vereine bethätigte er sein, mit einer idealen Auffassung seines Berufes verbundenes praktisches Geschick. Auch auf anderen Gebieten fand das wissenschaftliche Vereinsleben seiner Vaterstadt in ihm einen bereitwilligen Genossen; der Männerhilfsverein, der Naturwissenschaftliche Verein, der frühere Literarische Verein zählten ihn lange Jahre hindurch zum eifrigen Mitgliede. Der größte Theil seines außerberuflichen Wirkens gehörte sonst der Förderung aller dem öffentlichen Wohle zugewandten gemeinnützigen Bestrebungen. Von der Gründung der Feuerwehr 1847 bis zum Jahre 1882 gehörte er dem Corps als Arzt an und wurde für seine 25jährige ehrenvolle Dienstzeit mit der silbernen Denkmünze ausgezeichnet. Als Mitglied des Vorstandes der Gewerbebank, der Stadtverordnetenversammlung, des städtischen Schatzungsrathes

Digitized by Google

und des Ortsgesundheitsrathes fand er Gelegenheit zur Verwerthung seiner umfangreichen Kenntnisse. — Der Interessen seiner Glaubensgenossen nahm er sich stets mit Wärme an und fungirte seit seiner im Jahre 1873 erfolgten Ernennung als Mitglied des Großh. Oberraths der Israeliten. Seine im Jahre 1870 während des deutsch-französischen Krieges entfaltete ersprießliche Thätigkeit belohnte der Großherzog durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und seine Verdienste in Ausübung seines Berufes durch die im Jahre 1876 erfolgte Ernennung zum Medizinalrath. Trotz dieser vielseitigen Wirksamkeit auf dem Gebiete der öffentlichen Angelegenheiten versah er mit größtem Eifer seinen, eine stets wachsende Thätigkeit erfordernden Beruf und wurde nicht verhindert, sich im Kreise der Familie der Pflege seiner seit 1853 mit ihm vermählten und seit mehreren Jahren leidenden Gattin und der Erziehung seiner beiden Kinder in aufopfernder Weise zu widmen. Zu seiner großen Freude war es dem bereits Leidenden vergönnt, noch wenige Monate vor seinem Tode den ebenfalls den ärztlichen Beruf ausübenden Sohn als Kollegen im Vaterhause begrüßen zu können. Am 19. Mai 1883 machte ein Schlaganfall seinem arbeitsreichen Leben ein allzu frühes Ende. — Seine rasche und richtige Auffassung der menschlichen Verhältnisse, seine reiche Lebenserfahrung und vor allem seine Menschenfreundlichkeit und opferwillige Herzensgüte setzen ihm über das Grab hinaus ein bleibendes Denkmal in den Herzen der Vielen, welchen er ein Berather und Helfer in Noth und Krankheit gewesen und welche als Freunde seinen hohen und edlen Sinn kennen und schätzen gelernt haben. (Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 124 Beilage.)

Robert Freiherr von Hornstein.

Am 21. Juli des Jahres 1890 umstand eine bewegte Freundesschar das Grab des Mannes, dessen vorzeitiger Hingang München um eine hervorragende Persönlichkeit ärmer macht. Nicht im äußerlichen Sinn ist dies zu verstehen: Robert v. Hornstein hat keinerlei öffentliches Amt bekleidet, noch jemals sonst nach »Prominenz« gestrebt, er lebte in der Hauptstadt Baierns als ein tief bescheidener Mann, dessen reiche innere Welt und große geistige Bedeutung gar Viele nicht ahnten, die ihn nur als den Komponisten der schönen, innig empfundenen Lieder, der reizenden Balletmusik zu »Der Blumen Rache«, der Lieder und Gesänge zu Shakespeare's »Wie es Euch gefällt« u. a. m. kannten. — Nicht als ob sich Hornstein jemals grillig in sich verschlossen hätte, er liebte die Menschen und ergötzte sich oft höchlich an ihrer Beobachtung. Es war auch durchaus nicht schwer, bei zufälliger Begegnung, auf Reisen oder sonstwie den kleinen unscheinbar aussehenden Mann mit den beweglichen Zügen und humoristisch zwinkernden Augen zu lebhaftem Gespräch zu bringen. Falls man etwas zu sagen hatte nämlich, denn im andern Falle setzte er dem Versuch, Redensarten aus ihm zu pressen, ein so abgrundtiefes Schweigen gegenüber, wie es ein weniger origineller und naiver Mensch niemals zu Stande gebracht hätte; er versank, so zu sagen, in sich selbst und ließ den andern ruhig weiter reden, ohne zu hören. Diejenigen aber, denen er Antwort gab, sie werden lebenslang die Erinnerung an einen ganz eigenartigen, höchst intelligenten Menschengeist voll gerechtester Milde und Objektivität bewahren, an ein goldtreues Freundesherz, an eine kindliche Harmlosigkeit, allerdings auch an zahlreiche kleine und größere Absonderlichkeiten, die er selbst gelegentlich auf's unbefangenste belachte, ohne doch die Nothwendigkeit ihrer Abstellung irgendwie zu empfinden. — Hornstein hatte sich völlig frei und seiner Neigung gemäß entwickeln dürfen. Er war geboren zu Donaueschingen am 5. Dezember 1833 als Sohn eines begüterten Hegauer Adelsgeschlechts von altem Stammbaum. Sein Vater war der Freiherr Ferdinand Karl Maria v. Hornstein,

Digitized by Google

k. k. Kämmerer und — wie nach dessen 1861 erfolgtem Tode auch er selbst — Grundherr zu Hohenstoffeln und Weiterdingen. Aber von Mutterseite her hatte er ein gutes Theil von bürgerlicher Art und Neigung. Seine Mutter, Emilie Kirsner, war die Schwester des Hofapothekers Ludwig Kirsner zu Donaueschingen, des mehrjährigen Präsidenten der badischen Zweiten Kammer (Badische Biographieen 3, 64 ff.). Schon in Donaueschingen entwickelte sich früh sein musikalisches Talent; der Fürst zu Fürstenberg (siehe Badische Biographieen I, 272) unterhielt an seinem Hofe ein vortreffliches Orchester und Hornsteins Vater war nicht nur als Intendant des Fürsten, sondern auch als mitwirkender, ausgezeichneter Sänger dabei thätig. Nach Vollendung seiner musikalischen Studien verweilte Hornstein längere Zeit abwechselnd in Stuttgart, Dresden, Frankfurt und im Rheingau, bis er endlich München zu dauerndem Aufenthalt wählte. — Die miterlebte badische Revolution, der spätere intime Verkehr mit den in Zürich sitzenden Emigranten gaben seinem Geiste und seiner politischen Richtung das gänzlich vorurtheilsfreie, entschieden liberale Gepräge, welches bei Reichsfreiherren von bedeutendem Grundbesitz eine seltene Sache ist. Sein origineller Humor, verbunden mit einem natürlichen Erzählungstalent, verweilte gern bei der Schilderung jener Züricher Jugendtage und förderte viel interessantes, mitunter auch sehr ergötzliches Detail zu Tage. So erinnere ich mich, aus seinem Munde gehört zu haben, wie einstmals der von ihm und allen Andern hochverehrte Wille in Zürich zu ihnen stieß und lachend erzählte, er habe soeben im Wirthshaus Kinkel und einen hochgeborenen polnischen Emigranten im eifrigsten politischen Gespräch gefunden. Kinkel streckte gerade die Hand aus und rief pathetisch: »Nein, Herr Graf, Danzig kann ich Ihnen nicht zugestehen!« »Sie waren gerade dabei,« sagte Hornstein, »Deutschland unter sich zu theilen, der künftige Präsident der deutschen Republik und der König von Polen!« — Er war ein kerndeutscher Mann« — sagt Hermann Lingg — »und liebte ganz besonders den Volksstamm, dem er angehörte; seine alemannische Aussprache hat er nie verleugnet, nicht im Umgang mit Höherstehenden, nicht mit Andersredenden.« — Seine stete Lust, Land und Leute gründlich, d. h. im bescheidensten Gewand und mit Vorliebe dritter Klasse fahrend, kennen zu lernen, verwickelte ihn selbst auch in manchen komischen Handel. Er hat seiner Zeit in den »Münchener Neuesten Nachrichten« mit vielem Humor geschildert, wie eines Tages, da er sehr begierig war, den früher in Arenenberg und Konstanz oft gesehenen Prinzen Louis nun als Kaiser Napoleon in Biarritz wieder zu erblicken, ihn eben in dem Moment, als der Zug in die Halle brauste, ein Gendarm abfaßte und wegen seines verwahrlosten Aeußern als muthmaßlichen Attentäter fort ins Gefängniß schleppte. Erst telegraphisch angerufene diplomatische Intervention befreite ihn des andern Tags aus der schlimmen Lage. — Sprühten in solchen Erzählungen gelegentlich die heiteren Seiten seines Geistes mit plötzlichem Funkeln auf, so war die Grundstimmung desselben doch eine ernste, auf philosophische Erkenntniß gerichtete, mit einem Anflug von Mystik, der ihn zum erbitterten Feind eines gewissen flachen Materialismus machte. Lange ehe Schopenhauer das seltsame Schicksal hatte, auf Grund oberflächlicher Lektüre zum Panier und Schlagwort der von ihm so tief verachteten Menge zu werden, hatte der junge Hornstein sich für ihn begeistert und im eifrigsten persönlichen Verkehr mit dem Philosophen das tiefsinnige System durchgearbeitet, das später seinem Leben und Denken die bestimmende Richtung gab. »Ein Zug verwandter Schwermuth, eine Dissonanz zwischen seiner idealen Natur und den Erscheinungen vibrirte« — wie Hermann Lingg bezeugt — »durch die Saiten seines Gemüthes.« — Sein musikalisches Schaffen aber litt nicht unter der Weltabgewandtheit: frisch und ursprünglich manchmal reizvoll in hohem Grade strömt ihm die Melodie. An der Begleitung haben gelehrte Musiker von

Digitized by Google

je viel auszusetzen gehabt, aber das musikalische Publikum nahm die Kompositionen, besonders den Band »Gesammelte Lieder«, der Hornsteins Bestes enthält, mit Begeisterung auf. Außer diesen sind von seinen Kompositionen noch hervorzuheben: »Cancionero«, ein Cyklus von Liedern und Balladen, die Berangerlieder »am Brunnen«, »Heimkehr«, die Landsknecht- und Soldatenlieder »am alten Zwingergraben«, die Sopranlieder, die Duette »Werinhers Brautfahrt« und seine letzte Sammlung, die »Thränen« von Chamisso, ferner die Spieloper »Adam und Eva« mit Text von Paul Heyse, die Musik zu Mosenthals »Deborah« und zu Heyse's »glücklichen Bettlern«. — Ein feinsinniger Kritiker hat einmal »melancholische Sinnlichkeit« als ihren Grundton bezeichnet. Nimmt man das letztere Wort im besten und höchsten Sinne, so ist der Ausspruch außerordentlich zutreffend: eine süße Sehnsucht, ein individueller Reiz spricht daraus unmittelbar zum Herzen, dem sich schwer ein Hörer entziehen wird. — Wer noch vor wenigen Jahren Hornsteins äußern Lebensgang überblickte, mußte ihn als Glücklichen preisen, und er selbst empfand das auch, wenngleich ihn der melancholische Tropfen im Blut niemals zu frohem Rühmen kommen ließ. Sein schönes Haus in der Arcisstraße war durch lange Jahre der Mittelpunkt der literarischen und künstlerischen Kreise Münchens, eine edle Frau von seltenen Eigenschaften, heranblühende Kinder erfüllten es mit Heiterkeit, und als sein fünfzigster Geburtstag herankam, da hatte er wohl Ursache, im Kreis seiner Lieben und seiner Freunde ein frohes Fest zu feiern, er stand auf einer von Vielen beneideten Lebenshöhe. Aber der Rückschlag menschlicher Dinge kam bald, und der damals rings um ihn ausgesprochene Wunsch, es möchten ihm noch lange Jahre des Glücks beschieden sein, ist nicht in Erfüllung gegangen: schwere Zeiten kamen über das ehemals so heitere Haus und hüllten es tief in Trauerflor. Der Verlust einer unendlich geliebten, jung verheiratheten Tochter versetzte dem Vaterherzen einen Stoß, von dem es sich nicht mehr erholen konnte. Eine früher schon schwer überwundene Krankheit kam zu neuem Ausbruch und brachte jahrelange Leiden, von welchen ihn endlich am 19. Juli 1890 ein sanfter Tod erlöste. — Er ruht in Frieden. Unverlöschlich aber lebt sein Bild im Herzen der Freunde fort, die bis zu ihrem eigenen Lebensende des hochbegabten Künstlers, des warmen Patrioten, des edlen und guten Menschen in Liebe und Treue gedenken werden. (Allgemeine Zeitung 1890 Nr. 206 Morgenblatt. Vgl. zur Ergänzung den Nekrolog von Hermann Lingg in der Neuen Musikzeitung 1891 Nr. 1 und 2.)

Gustav Hugo,

der Begründer der historischen Juristenschule, hätte als badisches Landeskind schon in den ersten Bänden dieses Werkes die ihm gebührende Stelle finden sollen. Freilich fällt sein gesammtes Wirken als Lehrer wie als Schriftsteller in die Zeit, da er in Göttigen sich eine neue Heimath gegründet und dieselbe so lieb gewonnen hatte, daß er alle Berufungen an andere Hochschulen, so auch 1803 einen Ruf nach Heidelberg, ausgeschlagen und wohl behauptet hat, dort »an der Stelle zu sein, wo er am meisten wirken und am zufriedensten leben« könne. Allein wenn schon die Thatsache, daß er in dem badischen Lande geboren war, die Einreihung seines Namens in die »Badischen Biographieen« rechtfertigt, so ist dies geradezu geboten — und daß es früher unterblieb ist eine von dem Herausgeber aufrichtig bedauerte Versäumniß — da wir wissen, daß »sein ganzes Herz seiner süddeutschen Heimath treu blieb und seine Erholungsreisen sich immer wieder zu ihr wandten«. Auch ist von den in Göttingen studierenden Badenern stets mit lebhaftem Danke anerkannt worden, welch freundliche Aufnahme sie in dem Hause ihres berühmten Landsmannes fanden, in dem bei aller Einfachheit, die

Digitized by Google

der Sinnesart des Hausherrn entsprach, eine sehr wohl ausgestattete Gastlichkeit herrschte. — Gustav Hugo stammte aus einer alten Baden-Durlachischen Beamtenfamilie zu Rhodt unter Rietburg bei Landau in der Pfalz. Sein Vater Michael Hugo war nach Karlsruhe übergesiedelt, dort 1743 Hofraths- und Ehegerichtssekretär, 1746 Rath und Amtmann in den Aemtern Stein und Langensteinbach, 1750 Hofrath, 1764 Landschreiber der Landgrafschaft Sausenberg und Herrschaft Hochberg mit dem Sitz in Lörrach geworden. Später wurde er provisorischer Direktor des Kirchenrathes, trat 1791 mit dem Titel Geheimerath in Pension und starb 1799. In Lörrach wurde Gustav Hugo am 23. November 1764 geboren. Bis zu seinem 13. Lebensjahre in der dortigen Schule unterrichtet, wurde er demnächst nach Mömpelgart auf das Gymnasium geschickt, um sich die wünschenswerthe Fertigkeit im Französischen anzueignen; hierauf besuchte er das Gymnasium illustre in Karlsruhe, wo besonders G. A. Tittel, der über die Kompendien des Göttinger Moralisten Feder las, anregend auf ihn einwirkte. Im Oktober 1782 bezog er sodann die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er wohnte im Hause des Orientalisten Michaelis, dessen Tochter Karoline, die Frau dreier berühmten Männer: Böhmer, Schlegel und Schelling, neuerdings Gegenstand sensationeller Publikationen geworden ist. Wichtiger als die Juristen, deren Vorlesungen er hörte und deren Vortragsweise ihm fast den Geschmack am römischen Rechte verdarb, wurden für ihn der Philosoph Feder und der Historiker Spittler, zu dem ihn wohl auch ein Stück landsmannschaftlichen Gefühls hinzog, denn Spittler war ein Schwabe, und »ein Süddeutscher fühlte sich damals in Göttingen weit ferner von der Heimath als jetzt«. Neben diesen beiden Männern übte bedeutenden Einfluß auf den jungen Hugo der Staatsrechtslehrer Pütter aus, der ihn zu seiner ersten literarischen Arbeit (über die Grundlage der Intestaterbschaft) anregte und zuerst den Gedanken in ihm wachrief, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Aber bevor er zur Verwirklichung dieses Planes schreiten konnte, ward ihm, auf Feder's Empfehlung, ein Ruf als Erzieher des Erbprinzen von Anhalt-Dessau zu Theil. In Dessau, am Hofe des Fürsten Leopold Friedrich Franz, »der über 50 Jahre lang das Muster eines kleinen deutschen Landesherrn gewesen ist«, verlebte er zwei glückliche und lehrreiche Jahre im Umgang mit Männern wie General von Berenhorst, Hofrath Behrisch, Basedow, Fr. Wilh. von Erdmannsdorff, Ph. Buttmann u. A., dann promovirte er in Halle mit der noch heute berühmten Dissertation »de bonorum possessionibus« und wurde, erst 24jährig, im Herbst 1788 außerordentlicher Professor in Göttingen. 1792 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, 1802 zum Hofrath, 1807 zum Mitglied der Honorenfakultät, 1819 zum Geheimen Justizrath. Sechsundfünfzig Jahre eines stillen und arbeitsamen Professorenlebens folgten seiner Jugendzeit: »die Vorlesungen vorbereiten und halten,« — sagt Hugo's Biograph O. Mejer — »die dazu nöthigen Bücher schreiben und verbessern, die neuen Erscheinungen der römisch-rechtlichen Jurisprudenz aufmerksam verfolgen und gelegentlich recensiren, die mit dem frühesten Morgen beginnende Arbeitszeit, Lektüre, freundschaftlicher Verkehr, und was wir Professoren noch heute Erfrischendes haben, füllte die schmal bemessene Zeit der Erholung aus«. Außer Encyklopädie und Naturrecht las Hugo Geschichte des römischen Rechts, sowie eine ausführliche systematische Institutionenvorlesung, die er bald Institutionen, bald Pandekten nannte und mit praktischen Uebungen verband, ferner civilistische Literaturgeschichte und Exegetica, während der westphälischen Zeit auch einige Male über den Code Napoléon. »Sein Lehrerfolg war früh und lange groß, obgleich er ihn wohl von Anfang an, wie in seinen alten Tagen, auf die schmucklosefte Mittheilung von Thatsachen und Urtheilen an der Hand seiner Lehrbücher beschränkt hat«. Seine literarischen

Digitized by Google

Arbeiten*) haben fast sämmtlich auf seine Vorlesungen Bezug, sie hatten alle nur einen lehrhaften Zweck und er verwandte deßhalb keinerlei Sorgfalt auf die Form. Die Resultate seiner Beobachtungen fügte er neuen Auflagen seiner Werke ein, indem er sie in möglichst knapper Form lediglich registrirte. Der Schönheitssinn war ihm überhaupt versagt, »die Grazien waren ausgeblieben« und zudem hielt er für überflüssig, das schlechthin Sachliche durch stilistische Zuthaten auszuschmücken, ja sogar für verwerflich, denn alles Mehrscheinenwollen als man ist, betrachtete er als Unzuverlässigkeit, als Mangel an Wahrheitsliebe. Wie sich hierin der Einfluß der Kantischen Lehre mächtig erwies, so auch in seiner wissenschaftlichen Richtung. Auf den Prinzipien Kant's, von denen er überzeugt war, daß sie ein für alle Mal die Wahrheit enthielten, beruhten seine Rechtsanschauungen. Nur daß er aus diesen Prinzipien die Konsequenzen selbständig und mehrfach anders als Kant selbst zog. Und indem er hierbei zu dem Ergebnisse kam, daß Recht und Staat nicht vernunftnothwendig, sondern Dinge der Natur seien, daß sie demnach nicht in das Gebiet der Spekulation, sondern in das der Erfahrung gehören, erwuchs ihm die Aufgabe, die Rechtserscheinungen objektiv, unbefangen, genau zu beobachten, gerade so wie andere Naturerscheinungen zu beobachten sind. Aus der Sammlung, Aneinanderreihung und Vergleichung dieser Beobachtungen ergab sich sodann für ihn mit verhältnißmäßiger Sicherheit eine Anzahl induktiver Schlüsse und auf solche Weise der Grad rationeller Rechtswissenschaft, der überhaupt erreicht werden kann. Diese Grundsätze wiesen ihn zunächst an, die Erscheinungen des römischen Rechtslebens genauer zu beobachten als bis dahin geschehen war, wie sie auch seine Richtung auf die literarische Kritik bedingten, »denn nur durch Beseitigung unrichtiger Annahmen, welche er vorfand, konnte er für objektivere Forschung Raum schaffen«. Durch diese Art, seine Wissenschaft zu behandeln, erklären sich auch einige Schwächen seiner gelehrten Wirksamkeit: seine Aengstlichkeit in der Feststellung der Resultate seiner Beobachtungen, sein häufiges »Vielleicht« und das Gewicht, das er auf Kleinigkeiten legte, worin er jedenfalls in höherem Alter zu weit ging. — Auf die Fortentwickelung der Kantischen Gedanken durch Fichte, Schelling, Hegel ließ Hugo sich nicht ein. Auch die romantischen Gesichtspunkte, welche die Jugend beherrschten, blieben seiner ganzen Geistesrichtung fern. Darum nahm denn auch schon im Laufe der 1820r Jahre seine akademische Wirksamkeit ab und die Führung der historischen Juristenschule ging an den Romantiker Savigny über. Hugo begriff diese Wandlung nicht, denn er war sich bewußt, noch eben so eifrig, gerne und wahrhaftig zu forschen wie früher; aber die Thatsache selbst nahm er wohlwollend und neidlos hin, wenn ihn auch die Abnahme der Zahl seiner Zuhörer tief kränkte. Als er am 15. September 1844 in fast vollendetem achtzigsten Jahre starb, gehörte er schon zu den halbvergessenen Größen. Die Männer der Wissenschaft haben ihn freilich immer anerkannt und die Geschichte der Rechtswissenschaft wird nicht aufhören, seinen Namen rühmend zu erheben und zu bekennen, daß er die römischrechtliche Jurisprudenz, vor Allem die Rechtsgeschichte in neue Bahnen gewiesen habe. (Nach dem Aufsatz von O. Mejer »Gustav Hugo der Begründer der historischen Juristenschule in den Preußischen Jahrbüchern« 44. Band S. 457 ff.)

Mathias Jntlekofer,

geboren am 17. Dezember 1811 in dem Dörfchen Ofteringen bei Waldshut, besuchte die Volksschule in Unteregging en und Ofteringen, erhielt dann Privat-

*) Ein Nachweis derselben findet sich in den Fortsetzungen der Pütter'schen akademischen Gelehrtengeschichte von Göttingen von Saalfeld (1820) Seite 295 f. und von Oesterly (1838) Seite 414 f.

Digitized by Google

unterricht im Lateinischen durch einen Geistlichen und trat im Herbst 1826 in das Gymnasium (jetzt Progymnasium) in Donaueschingen. Im Wintersemester 1831 bezog er die Universität Freiburg, hörte nach damaliger Ordnung erst zwei Jahre hindurch Vorlesungen aus dem Gebiete der philosophischen Fakultät und ging 1833 zum Fachstudium der Theologie über. Nebenbei betrieb er, durch Professor Buß veranlaßt, neuere Sprachen, besonders Englisch und Schwedisch, und fühlte sich namentlich durch Byrons Childe Harold und Tegners Frithjofssage zu zahlreichen dichterischen Versuchen angeregt. Buß führte ihn auch in systematisches Studium der Philosophie ein, so daß er, statt 1836 in das Priesterseminar einzutreten, den Entschluß faßte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und sich zunächst als Privatdozent der Philosophie in Freiburg zu habilitiren. Doch da in dieser Zeit der zweijährige »philosophische Kurs« von der Universität auf das Gymnasium (Lyceum) zurückverlegt wurde, womit seine Aussichten auf eine gesicherte Universitätslaufbahn in ungewisse Ferne gerückt wurden, entschloß er sich unter energischer Wiederaufnahme spezieller philologischer Studien, dem Gymnasiallehrerstand sich zuzuwenden, und wurde in Folge einer Ende 1837 abgelegten Prüfung von Neujahr 1838 ab mit einem Gehalt von 400 fl. zur Verwaltung einer Lehrstelle an das Gymnasium (Lyceum) in Konstanz mit der Auflage gewiesen, »behufs einer vollständigen Reception in den Staatsdienst die Prüfung durch die philologischen Hauptfächer zu vervollständigen«. Im Herbst 1839 kam er nach Donaueschingen, legte gegen Ende 1841 die vollständige Staatsprüfung ab, worauf im Januar 1842 seine unbedingte Reception erfolgte; November 1845 wurde er als Gymnasiumslehrer definitiv angestellt, im Februar 1852 zum Professor ernannt und gleichzeitig nach Freiburg versetzt. Im Herbst 1856 erhielt er die Beförderung zum Vorstand und ersten Lehrer (seit 1868 Direktor) am Progymnasium in Offenburg. Die Stadt Offenburg wählte ihn für die Landtagsperioden 1871/72 und 1873/74 zum Abgeordneten; er schloß sich der nationalliberalen Fraktion an und bewährte sich namentlich in den Kommissionssitzungen als geschätzte Arbeitskraft. So bemühte er sich namentlich auch für das Durchbringen des Altkatholikengesetzes, wie er überhaupt der altkatholischen Bewegung in Baden von ihren ersten Anfängen an seine regste Theilnahme gewidmet hatte. Als Redner trat er in der Kammer weniger hervor; eine mehr innerliche Natur, fand er seine vollste Befriedigung neben seiner eigentlichen Berufsthätigkeit hauptsächlich in einem innigen Familienleben. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Straub von Freiburg (gestorben 1863) hatte er zwei Söhne und erlebte noch die Freude, beide in gesicherter, ehrenvoller Stellung zu sehen. Im Herbst 1876 trat er in den erbetenen Ruhestand und starb, vom Schlagfluß gerührt, nach kurzem Krankenlager am 26. März 1887 in Offenburg. — Von Intlekofer ist erschienen: Andeutungen zur Theorie der menschlichen Freiheit (1837); Propädeutische Einleitung in die Gesammtwissenschaft (1857); Die sinnliche Auffassung von Raum und Zeit (Beilage zum Offenburger Gymnasialprogramm 1858); Bemerkungen zur deutschen Wortbildung (Programmbeilage 1860); Bemerkungen über Schulerziehung und Unterricht (Programmbeilage 1862); ein Trauer-Frühling, 1864 (Gedichte zur Erinnerung an seine dahingeschiedene Gattin); Der Muth als allgemeine Lebenserscheinung (Programmbeilage 1871); Zur katholischen Reformbewegung (1872). Ferner eine Reihe von Gelegenheitsgedichten in der Konstanzer Zeitung, in der Oberrheinischen Zeitung, im Ortenauer Boten. Eine Reihe von Manuskripten poetischen und prosaischen Inhalts befindet sich im Besitz der Familie. Oster.

Philipp Jolly.

Vor den Verfolgungen, mit denen nach Aufhebung des Ediktes von Nantes die Regierung des »allerchristlichsten« Königs die Angehörigen des evangelischen

Digitized by Google

Bekenntnisses bedrängte, entflohen mit vielen andern Glaubensgenossen aus Lyon zwei Brüder Jolly. Der eine ließ sich in der Mark Brandenburg nieder, der andere wandte sich nach Mannheim. Dort errichtete Jean Jolly eine Seidenstrumpfwirkerei und führte den eben erst erfundenen Strumpfwirkerstuhl ein, durch den sich sein Sohn Isaak Jolly ein sehr beträchtliches Vermögen erwarb. Isaaks Sohn, der nach dem Großvater wieder Jean hieß, wandte sich der Theologie zu und wurde wallonischer Pfarrer, zuerst in Frankenthal, später in Mannheim. Von den fünf Kindern, die aus einer sehr zahlreichen Nachkommenschaft den Vater überlebten, wurde ein Sohn, der auch wieder den Namen Isaak führte, Jurist und starb 1852 als Großh. badischer Wirklicher Geheimer Rath (siehe Badische Biographieen I, 425 f.), ein anderer, Ludwig, trat im Jahre 1795 bei einem kurpfalz-baierischen Regiment als Volontär ein, gerieth in der Schlacht bei Hohenlinden in Kriegsgefangenschaft, nahm, bis zum Hauptmann vorgerückt, im Jahre 1809 aus Gesundheits- und Familienrücksichten den Abschied und widmete sich, nachdem er sich kurz vorher mit Marie Eleonore v. Alt aus Bamberg vermählt hatte, dem Kaufmannsstande. Durch Fleiß und Thatkraft gelang es ihm, aus bescheidenen Anfängen sich zu Wohlstand und Ansehen heraufzuarbeiten. 1836 wählten ihn seine Mitbürger zum ersten Bürgermeister, eine Stellung, die er bis zum Jahre 1849 einnahm. Der ältere seiner beiden Söhne ist Philipp Jolly, der in Mannheim am 26. September 1809 geboren wurde. Im elterlichen Hause ging es einfach zu. Der Vater, der durch den Bankerott seines Vormundes sein für jene Zeit nicht unbedeutendes Vermögen verloren hatte, erzog seine Kinder, deren mit der Zeit acht erschienen, in Einfachheit und Strenge. Frühzeitig erwog er, welchen Lebensberuf Philipp ergreifen solle, da, nach seiner Ansicht, die Mittel zum Studium nicht ausreichten. Da ihm mathematische Arbeiten leicht von der Hand gingen, wurde er zum Ingenieur bestimmt, d. h. er erhielt Unterricht in Mathematik und geometrischem Zeichnen, um nach genügender theoretischer Ausbildung bei der Straßen- und Wasserbaubehörde einen praktischen Kurs durchzumachen und voraussichtlich sein Leben lang Straßen und Brücken zu bauen, beziehungsweise auszubessern. Von einer wissenschaftlichen Heranbildung, wie sie heute unsere polytechnischen Schulen darbieten, war noch keine Rede. Aber sein Lehrer Wilhelm Eisenlohr (siehe Badische Biographieen I, 223), dem die bedeutende Begabung des jungen Jolly nicht entgangen war, setzte es beim Vater durch, daß er die bereits unterbrochenen Studien auf dem Lyceum zu Ende führen durfte. Durch die Unterbrechung des Unterrichts war er älter geworden als die übrigen Abiturienten. Er zählte 20 Jahre, als er im Herbst 1829 zur Universität abging. Dafür war er auch reifer als die meisten seiner Genossen. In dem Abgangszeugniß wurden neben der »Reife an Urtheil und geistiger Entwicklung« die »ganz vorzüglichen Leistungen in den mathematischen Wissenschaften« hervorgehoben. Auf der Universität Heidelberg waren damals die mathematisch-physikalischen Studien nur für die Kameralisten berechnet. Sogenannte höhere Mathematik wurde nicht gelehrt und ein physikalisches Laboratorium gab es nicht. Da blieb dem strebsamen Jüngling nur der Weg der Studien ohne Anleitung eines Lehrers offen. In den Aufzeichnungen über seine Jugend erzählt Jolly, daß er aus Eulers wunderbar klar geschriebenen Kompendien Analysis, Differential- und Integralrechnung und analytische Mechanik kennen lernte und daß ihm erst mit dieser Vorbereitung die Werke eines Poisson, Lagrange, Laplace zugänglich wurden. In der Chemie wurde er durch die Vorlesungen von Löwig gefördert, jene über Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik und Zoologie, wie solche damals gegeben wurden, erschienen ihm als öde Nomenklaturen, die geradezu abschreckend wirkten. Dagegen fand er sich durch die von der philosophischen Fakultät gestellte Preisfrage »de Euleri meritis de functionibus

Digitized by Google

circularibus« angezogen und durch die Arbeiten zu ihrer Lösung wesentlich in seinen Studien gefördert. Im November 1830 wurde ihm der Preis zuerkannt. Damit war die Wahl der akademischen Laufbahn als Lebensberuf entschieden. Demnächst besuchte er vom Herbst 1831 an die Universität Wien. Dort hatte er freilich auch von den Vorlesungen von Ettinghausen, Baumgärtner und Mohs nur einen geringen Gewinn, dagegen lernte er viel im Verkehr mit einer Reihe strebsamer und fähiger Altersgenossen, von denen hier nur Ferdinand und Joseph Redtenbacher hervorgehoben seien. Deren Anregung verdankte er wohl auch den Entschluß, neben seinen sonstigen angestrengten Studien täglich vier Stunden bei einem Mechaniker zu arbeiten, und gewann dadurch eine Fertigkeit, die ihm für sein späteres Leben werthvoll ward. Er wußte sich bei Konstruktionen von Apparaten immer zu helfen und konnte den Mechanikern angeben, wie und aus welchem Material sie arbeiten mußten. Nach einer sehr lehrreichen Reise in Oesterreich, Steiermark, Mähren, Ungarn, der Lombardei und Böhmen im Sommer und Herbst 1833, auf der er eine große Reihe von Fabriken besuchte und die verschiedensten Industriezweige kennen lernte, kam er gegen Weihnachten 1833 nach Berlin. Hier ging ihm eine neue Welt auf. Wie rasch waren die Vorurtheile abgelegt, die der Süddeutsche bisher gegen das angeblich nur auf Streberei und Schein berechnete norddeutsche Wesen gehegt hatte. Hier fand er sich von den fruchtbarsten Anregungen beinahe überwältigt! Die Universität Berlin trat eben damals in eine Periode des Aufschwungs. Magnus und Dove lehrten neben Erman Physik, Mitscherlich Chemie, Hofmann physische Geographie und Geognosie, Ritter Erdkunde, Steiner Mathematik. Ganz besonders fühlte Jolly sich zum Studium der Physik hingezogen. Während er bei seinen mathematischen Studien sich nicht zur Eruirung neuer Lehrsätze angeregt oder befähigt fühlte, traten ihm im Studium der Physik mit jedem Fortschritt neue Fragen, Zweifel und die Begierde, neue Untersuchungsmethoden anzuwenden, entgegen. So kam er zu dem Entschlusse, sich in erster Linie physikalischen Studien zuzuwenden und dem Lehrfache der Physik zu widmen. Aber auch an der Universität Berlin gab es damals noch kein physikalisches Laboratorium. In dem kleinen Privatlaboratorium, das Magnus für sich hergestellt hatte, war weder für Schüler noch für einen Assistenten Raum. So blieb Jolly denn wieder nichts übrig, als in den Werkstätten der Mechaniker und Glasbläser praktische Anleitung zu suchen. Um Ostern 1834 wurde er von seinem Vater von der Universität abberufen. Es wäre nun Zeit, meinte der praktische Mann, der noch für sechs jüngere Kinder zu sorgen hatte, mit den Studien abzuschließen und sich auf eigene Füße zu stellen. Im Juni 1834 erwarb Philipp Jolly sich an der Universität Heidelberg den Doktorgrad und im August habilitirte er sich daselbst als Privatdozent. Seine Vorlesungen über »Physik, Technologie, Astronomie und verwandte Fächer«, die er im Wintersemester 1834/35 begann, hatten einen glänzenden Erfolg. »Theils die fast magnetische Kraft seiner außerordentlichen persönlichen Liebenswürdigkeit, theils die seltene Klarheit und Präzision seiner Vorträge« eroberte ihm, nach Aussage eines seiner damaligen Zuhörer, die Herzen der Studentenschaft so zu sagen im Sturme, und so ist es immer, während der fünfzig Jahre, die er dem Katheder widmete, geblieben. Studenten aller Fakultäten strömten seinen Vorlesungen zu. Man hatte die Empfindung, bei seinen durchsichtigen und eleganten Darlegungen, die auch in der Form vollendet und von dem Hauch echter Begeisterung für die Wissenschaft durchdrungen waren, einem Kunstwerk gegenüberzustehen. — Trotz dieser für einen Anfänger seltenen Erfolge hatte aber Jolly doch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar wurde er im November 1839 zum außerordentlichen Professor ernannt und ihm »die erledigte Lehrkanzel der Mathematik« übertragen, kurze Zeit nachdem er sich durch seine Vermählung mit Luise Wüsten-

Digitized by Google

feld einen eigenen Herd gegründet hatte. Allein seiner Lehrthätigkeit trat nach wie vor der Mangel eines eigenen physikalischen Laboratoriums hindernd entgegen, dem er durch die Anschaffung der erforderlichen Apparate aus Privatmitteln nicht genügend abhelfen konnte. Erst im Jahre 1846 gelang es seinen eindringlichen Vorstellungen, die Regierung zu bewegen, daß ihm gleichzeitig mit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor die Errichtung des ersten physikalischen Laboratoriums für Studirende an der Universität Heidelberg — allerdings nur in den kleinsten Verhältnissen — möglich gemacht wurde. Obgleich Jolly sich in dem Wirkungskreise der heimischen Universität sehr wohl fühlte und auch in geselliger Beziehung mit Männern wie Pfeufer und Henle, Gervinus und Häusser, Bangerow und Mohl im anregendsten Verkehre stand, auf wissenschaftlichem Gebiete namentlich mit dem Anatomen und Physiologen Bischoff gern zusammenarbeitete, — dessen Untersuchungen über die Vorgänge bei der Respiration unter Beihilfe Jolly's entstanden — so bewog ihn doch das größere Arbeitsfeld und der Reiz einer in so vielen Hinsichten anziehenden Stadt, wie München es unter der Regierung der Könige Ludwig I. und Maximilian II. geworden war, im Jahre 1854 einem Rufe an die dortige Universität als Nachfolger des durch seine bahnbrechenden Arbeiten über die elektrische Leitung berühmten Ohm zu folgen. Im letzten Augenblicke drohte seine Ernennung an Verdächtigungen zu scheitern, die in Betreff seiner politischen Richtung bei dem König angebracht worden waren. Diesen gegenüber verwies Pfeufer, der einige Jahre früher als Professor und Obermedizinalrath nach München berufen worden war und das Vertrauen des Königs besaß, auf Jolly's alten Lehrer Schlosser, dessen Urtheil für den König maßgebend war. Dieser konnte bezeugen, daß Jolly während der badischen Revolution sich nicht nur als ein durchaus monarchisch gesinnter Mann verhalten hatte, sondern durch seine Energie sogar den Ausschreitungen, wie sie damals an der Tagesordnung waren, erfolgreich entgegengetreten war. Immerhin betrachteten anfänglich die Altbaiern Jolly, obgleich er ein Süddeutscher war, mit der gleichen Mißgunst und dem nämlichen Mißtrauen, wie die verhaßten Preußen, die durch König Max in so erheblicher Zahl an die Universität München berufen waren. Auch ist kein Zweifel, daß Jolly auf dem Gebiete der deutschen vaterländischen Angelegenheiten ein entschiedener Anhänger des Gedankens war, Deutschlands Einigung unter preußischer Führung herzustellen — ein Gedanke, der in den 1850er und 1860er Jahren bei den loyalen Baiern annähernd auf die gleiche Stufe mit versuchtem Hochverrath gestellt ward. Da Jolly indeß, trotz seinem lebhaften Interesse für die Politik, nie agitatorisch hervortrat, so wurde diese seine Gesinnung, die er keineswegs ängstlich verbarg, kein Hinderniß für die große Beliebtheit, die er sich bald in weiten Kreisen zu erwerben verstand, um so mehr, da er nicht in den Fehler mancher anderen »Berufenen« verfiel, dem ja allerdings etwas schwerfälligen Wesen der Einheimischen mit Spott und Geringschätzung gegenüberzutreten. Immerhin bewegte sich sein geselliger Verkehr vorzugsweise in den Kreisen der Eingewanderten, von denen ihm neben den alten Heidelberger Freunden Pfeufer und Bischoff besonders v. Sybel, v. Siebold, Heyse und Windscheid nahe standen. Die akademische Jugend hing mit einer geradezu schwärmerischen Verehrung an ihm. Sein großes Lehrtalent fesselte jeden, der auch nur einmal seinen Hörsaal betrat; bald wiesen seine Vorlesungen die höchste Zahl von Besuchern auf, die überhaupt an der Münchener Hochschule vorkam. Aber auch zu dem großen Publikum sprach Jolly gern und mit dem gleichen zündenden Erfolge. Von den Vorträgen im Liebig'schen Hörsaale waren die, welche Jolly hielt, mit die beliebtesten, nach Inhalt und Formvollendung gleich hervorragend. An der Universität ging daneben eine stillere, aber nicht minder erfolgreiche Arbeit einher, seine Thätigkeit im physikalischen Seminar, in welchem

Digitized by Google

unter seiner Leitung eine große Zahl junger Männer zu späterer Lehrwirksamkeit herangebildet wurde. Sein Laboratorium war auch die Werkstatt seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeiten. Schon in Heidelberg hatte er im Jahre 1848 seine Experimentaluntersuchungen über Endosmose, die vorzüglich seinen Namen bekannt gemacht haben, und 1852 seine gemeinfaßliche Darstellung der Prinzipien der Mechanik herausgegeben, worin er die leitenden Ideen und die wichtigsten Ergebnisse dieser Wissenschaft auch jenen zugänglich zu machen suchte, welche kein breiteres mathematisches Wissen sich angeeignet haben. Eine ebenfalls noch in Heidelberg begonnene weit angelegte Untersuchung, welche er in der Absicht unternommen hatte, nähere Aufschlüsse über das Wirkungsgesetz der Molekularkräfte zu erhalten, wurde in München eifrig fortgesetzt. Ihre Ergebnisse legte er in den Jahren 1857 und 1862 der Münchener Akademie der Wissenschaften vor. Seine ferneren wissenschaftlichen Arbeiten zeigen fast alle das Bestreben, Meßinstrumente und Meßmethoden zu verbessern und zu vereinfachen, um dadurch genauere Zahlen zu erhalten, welche ihrerseits für andere Zwecke Verwerthung finden konnten. Besonderes Interesse erregten Jolly's Angaben über die Veränderlichkeit in der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft. Die Verschiedenheit des Gehalts der Luft an Sauerstoff, die er durch genaue Messungen feststellte, glaubte er in Beziehung mit den Windrichtungen bringen zu dürfen. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Jolly vorzüglich mit Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation. Der von ihm erdachten und mit äußerster Sorgfalt zur Ausführung gebrachten Methode gelang es, eine neue Berechnung über die mittlere Dichtigkeit der Erde anzustellen; deren Ergebniß, wie der Weg, auf welchem er dasselbe erreichte, bezeichnen die bedeutungsvollsten Punkte in der reichen und umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit Jolly's. — Wie seine Wirksamkeit überhaupt, seiner ganzen Veranlagung nach, sich auf dem Gebiete abstrakter Forschungen immer wieder solchen Untersuchungen zuwandte, die in irgend einer Weise für das praktische Leben sich wichtig und werthvoll erwiesen, so ging sein eifriges Bestreben auch dahin, dafür an seinem Theile zu sorgen, daß die Ergebnisse der gelehrten Arbeit möglichst rasch, sicher und auf breiter Grundlage zum Gemeingut weiter Kreise würden. In diesem Sinne wandte er einer verbesserten Einrichtung der technischen Lehranstalten seine besondere Aufmerksamkeit zu und wurde auch von der Regierung zu den Berathungen herangezogen, welche insbesondere die Gründung einer technischen Hochschule zum Zwecke hatten. Er erhielt auch den Auftrag, die Grundzüge der beabsichtigten Reorganisation als Ministerialkommissär in der Kammer der Abgeordneten zu vertreten, eine Aufgabe, der er sich in einer äußerst lichtvollen längeren Rede am 16. Juli 1861 mit dem besten Erfolge entledigte. Die Reorganisation der technischen Lehranstalten trat indeß, obwohl der Landtag hierzu schon 1861 die Mittel bewilligt hatte, erst im Jahre 1864 ins Leben. Der Grund dieser Verzögerung lag in der Meinungsverschiedenheit über den Sitz der künftigen technischen Hochschule. Jolly sprach sich mit aller Entschiedenheit für Nürnberg aus, dem auf diese Weise ein geistiges Centrum zugeführt worden wäre, und wußte zuletzt auch den König Maximilian II. für diese Idee zu gewinnen. Der Regierungswechsel machte jedoch andere Anschauungen maßgebend. Die vortreffliche Vertretung der Regierungsvorlage über die Reorganisation der technischen Schulen in der Abgeordnetenkammer durch Jolly veranlaßte den Minister Freiherrn v. Schrenk zu dem Antrag an diesen, als Referent für technische Angelegenheiten in das Ministerium einzutreten. Aber Jolly hing zu sehr an seinem Lehrberuf, um diesen vollständig aufzugeben, und hatte nicht den Wunsch, neben demselben eine andere amtliche Stellung einzunehmen. Doch konnte und wollte er sich dem Auftrag nicht entziehen, als baierischer Kommissar an den Berathungen über Einführung eines gemeinsamen Maßes und Gewichtes in allen

Digitized by Google

deutschen Bundesstaaten theilzunehmen, welche im Jahre 1861 in Frankfurt a. M. eröffnet wurden. Die Verhandlungen blieben erfolglos und das von Jolly mit Entschiedenheit vertretene metrische System gelangte in Baiern erst im Jahre 1869 zur Annahme, nachdem der norddeutsche Bund am 17. August 1868 mit der Einführung desselben vorangegangen war. Beim Vollzug dieses Gesetzes machte sich Jolly besonders durch die Einrichtung der Verifikatoren verdient, die nicht vom Staate besoldete Beamte sind, sondern für ihre Thätigkeit vom Publikum unmittelbar bezahlt werden. Bis zu seinem Tode nahm Jolly hervorragenden Antheil an den Arbeiten der baierischen Normaleichungskommission. Als im Jahre 1872 die internationale Meterkommission zusammentrat, wurde er als Vertreter Baierns nach Paris geschickt. Bei der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 war er als Mitglied der Centralkommission des Deutschen Reiches thätig. Das Vertrauen der baierischen Regierung berief ihn auch zur Mitwirkung bei der Organisation der baierischen Kriegsakademie. Regen Antheil nahm Jolly an der Gründung der Münchener Geographischen Gesellschaft, deren Präsidium er vom Jahre 1869 bis zu seinem Ableben takt- und würdevoll führte und die er nicht selten durch seine nach Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Vorträge erfreute und anregte. — Ueber aller dieser Thätigkeit war Jolly alt geworden. Er hatte 1874 die Gattin verloren, seine Söhne wirkten an auswärtigen Hochschulen, seine ältesten und vertrautesten Freunde waren gestorben oder weggezogen. Es wurde einsam um ihn. Als sein hundertstes Dozentensemester herannahte, beschloß er, sich zur Ruhe zu setzen und beharrte auf diesem Entschlusse, trotz der vielen Versuche, die gemacht wurden, ihn davon abzubringen. Am 21. Juni 1885 feierte er, umgeben von Freunden, Kollegen, Schülern, sein fünfzigjähriges Jubiläum als Doktor und Dozent. Bei einem durch ebenso hervorragende wie herzliche Ansprachen gewürzten Festmahle nahm er Abschied von seiner amtlichen Thätigkeit. Die Rede, mit der er die ihm dargebrachten Wünsche und Huldigungen erwiderte, gipfelte in dem Ausspruch: »Ich bin glücklich, ein Deutscher zu sein, ich preise mein Geschick, daß es mich nach München geführt hat, und ich preise es, daß ich diesem Jahrhundert des wissenschaftlichen Fortschritts angehöre.« Mit gutem Rechte hebt sein Biograph, Gottfried Böhm, hervor, daß er mit diesem Ausspruch »dem liebenswürdigen Optimismus seiner Weltanschauung gleichsam die Krone aufsetzte«. — Noch trug er sich mit Plänen, die jetzt gewonnene Muße durch literarische Arbeiten auszufüllen. In der Gesellschaft der Zwanglosen hielt er am 26. November 1885 noch einen Vortrag, in der Akademie legte er noch in der Dezembersitzung eine Arbeit seines Schülers und Freundes Lommel vor, an der Universität begann er ein zweistündiges Publikum, in welchem er die Entwicklungsgeschichte der Physik zu behandeln gedachte. Doch sollte er nur bis zur vierten Vorlesung kommen. Eine Erkältung, die er sich in einer Winternacht zuzog, warf ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Nach peinlichen Leidesstunden, in denen er unter schrecklichen Anfällen von Athemnoth am meisten litt, starb er am Weihnachtsabend 1885. Sein letzter Schmerz war, daß seine Söhne »aus den Lichtern des Christbaumes in die Schatten seines Sterbebettes« hatten eilen müssen. — »Sein Leben war ein reiches, vielgestaltiges, aber doch ein konzentriertes und einheitliches. Es gelangte wie zur vollen Entfaltung, so zum vollen Genuß seiner reich und harmonisch angelegten Persönlichkeit.« (Vgl. Philipp v. Jolly. Ein Lebens- und Charakterbild von Gottfried Böhm. München 1886, an dessen Schluß sich ein Verzeichniß der Schriften Jolly's befindet, und Nekrolog von C. v. Voit in den Sitzungsberichten der Königl. baierischen Akademie der Wissenschaften zu München. Bd. 15. Jahrgang 1885, S. 119 ff.) *

Digitized by Google

Karl Isenmann.

Die neuere Zeit hat nicht viele Komponisten für Männergesang hervorgebracht, welche sich einer Volksthümlichkeit berühmen können, wie sie sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit Karl Isenmann durch seine prächtigen Quartette errungen. Seine Befähigung zu diesem Genre der vokalen Musik fand übrigens eine wesentliche Unterstützung in dem Umstande, daß er wohl die halbe Zeit seines Lebens als Dirigent von Männergesangvereinen zum Theil in Freiburg i. B. und in Offenburg und seit 1878 in Mannheim bezw. Ludwigshafen a. Rh. thätig war. Geboren am 29. April 1837 zu Gengenbach, machte er seine musikalischen Studien am Münchener Konservatorium und wirkte in verschiedenen Städten als Theaterkapellmeister, bis er durch Uebernahme der Dirigentenstelle bei der Freiburger Liedertafel in die Bahn gelangte, welche für seine Berufsrichtung bestimmend war. Aber nicht blos als Komponist und Vereinsleiter leistete Isenmann Hervorragendes; auch als Festdirigent bei verschiedenen großen Gesangsfesten und als Preisrichter war ihm Gelegenheit geboten, sich einen geachteten Namen zu erwerben. Sein Landesfürst ehrte ihn mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, die Stadt Hamburg mit einer großen goldenen Medaille; von über 50 Vereinen war er Ehrenmitglied. Am 13. Dezember 1889 erlag er einem längeren Nervenleiden in der Heilanstalt Illenau. Seine irdischen Reste birgt der Friedhof zu Mannheim. Karl Isenmann's Tonschöpfungen zeichnen sich durch glückliche Motive, frischen, leichten Fluß und sanglich begnemen Satz aus und haben durch ihre innige, zum Herzen sprechende Art dem Gebiete des Volksgesanges, welches gerade um die Mitte des Jahrhunderts zu Gunsten des sogenannten Kunstgesanges vernachlässigt war, neue Freundeskreise erworben.

Th. Cathiau.

Karl Junghanns

war am 19. November 1797 auf dem Schlosse Stocksberg bei Brackenheim geboren, woselbst sein Vater (später badischer Kreisrath) als Oberamtmann in dem Dienste des Deutschordens angestellt war. Nach erlangter Vorbildung auf den Gymnasien zu Heidelberg, Heilbronn und Wertheim besuchte der begabte Jüngling als Rechtsbeflissener in den Jahren 1815—1818 die Universitäten zu Heidelberg und Göttingen. Im Jahre 1819 bestand er mit Auszeichnung die juristische Staatsprüfung. Von da an wurde er im Vorbereitungsdienste für die Rechtspflege und innere Verwaltung, insbesondere auch als Amtsrevisoratsverwalter bei verschiedenen Aemtern des Unterrheinkreises verwendet. Am 18. Juli 1825 erlangte er die ersehnte Anstellung als Assessor bei dem Amt Boxberg. Im folgenden Jahre wurde er an das Amt Mosbach versetzt und im Jahre 1834 zum Amtmann in Heidelberg, im Jahre 1836 zum Amtsvorstand in Ladenburg befördert. Noch in dem gleichen Jahre erfolgte seine Ernennung zum Rath bei der Regierung des Unterrheinkreises in Mannheim. — In allen diesen Stellungen zeichnete sich Karl Junghanns aus durch eisernen Fleiß und gewissenhafte unparteiische Dienstführung. Mit besonderem Eifer widmete er sich den Arbeiten aus dem Gebiete der Strafrechtspflege. Bekanntlich bezweckte das 8. Organisationsedikt, in den Ländern, welche damals zu dem Kurfürstenthum Baden vereinigt wurden, eine gleichförmige Gesetzgebung in Strafsachen einzuführen. Dieses sog. Strafedikt, beruhend auf der mit der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. in der Hauptsache übereinstimmenden Malefizordnung der Landrechte der beiden Markgrafschaften und der Kurpfalz, bezeichnete sich selbst nur als provisorisches Normativ bis zur Herstellung einer neuen Kriminalgesetzgebung. In den folgenden Jahren, von 1803 anfangend, wurde das Strafedikt durch

Digitized by Google

Gesetze, Rechtsbelehrungen und Verordnungen so vielfach geändert und ergänzt, daß dem ausübenden Juristen, welchem die unmittelbare Beantwortung strafrechtlicher Fragen oblag, die Auffindung des wirklich geltenden Rechtes schwer wurde. Da erschien, von Junghanns verfaßt, unter dem Pseudonym Rhenanus (Mannheim 1823) eine Ausgabe des badischen Strafedikts mit seinen Erläuterungen und Zusätzen, welche übersichtliche Zusammenstellung viele Jahre hindurch ein fast unentbehrliches Hilfsmittel in der Strafrechtspraxis für Anwälte und Richter wurde. Im Jahre 1843 wurde Karl Junghanns zum Geh. Referendär, 1854 zum Direktor des Justizministeriums, 1860 zum Geheimen Rath II. Klasse ernannt. Ein reiches Feld der Thätigkeit wurde ihm hierdurch, sowie ferner durch die Wahl zum Abgeordneten der Zweiten badischen Kammer, welcher er als Mitglied 18 Jahre lang, darunter während dreier Landtagsperioden als Präsident, angehörte, eröffnet. In diese Zeit fällt der große Umschwung in der Organisation der freiwilligen Gerichtsbarkeit und des Notariats, sowie die Erlassung eines Strafgesetzes, einer Strafprozeßordnung und der wichtigsten Bestimmungen über den Vollzug der Freiheitsstrafen. In allen diesen Zweigen der Rechtspflege war Karl Junghanns, welcher zum Mitglied der Gesetzgebungskommission ernannt worden war, erfolgreich thätig, so daß, wenn unser engeres Vaterland Baden den übrigen Staaten Deutschlands in der Ordnung dieser wichtigen Rechtsmaterie bahnbrechend voranschritt, auch seiner neben den hochberühmten Namen Nebenius, Duttlinger, Mittermaier, Bekk, v. Jagemann und v. Stabel ehrend gedacht werden darf. In Anerkennung dieser Verdienste ernannte ihn die Universität Freiburg bei Gelegenheit des 400jährigen Jubiläums (1857) zum Doktor honoris causa und ehrte ihn der Großherzog durch Verleihung des Kommandeurkreuzes 2. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und durch die Genehmigung zur Annahme und zum Tragen des Ordens der Ehrenlegion. — Zu der strengen dienstlichen Thätigkeit des Geh. Raths Junghanns gesellte sich aber weiter dessen Wirksamkeit bei verschiedenen Vereinen, welche im Allgemeinen humanitäre Zwecke verfolgten. Seit 1851 im Ausschuß der Versorgungsanstalt, war er langjähriges Mitglied des Verwaltungsraths und von 1870—1874 Direktor dieser Anstalt. In allen diesen Jahren hat er stets mit voller Kraft zum Gedeihen der Anstalt beigetragen und bis zu seinen letzten Lebenstagen ein großes Interesse an der fortschreitenden Blüthe derselben bewahrt. Im Jahr 1866 erbat er nach 42 Dienstjahren und erhielt er unter ehrendster Anerkennung seine Zuruhesetzung. Er erreichte das hohe Alter von 88 Jahren und starb am 28. April 1886. — Vermählt war Geh. Rath Junghanns in erster Ehe seit 1830 mit Clementine Krümmer und, nachdem ihm diese Gattin gestorben war, mit Lina, geb. Essich aus Ulm, die ihm gleichfalls (1860) im Tode voranging. Fünf Kinder und 24 Enkel betrauerten den Tod des Familienhauptes, dessen Liebe und Fürsorge sie reich beglückt hatte. — Geh. Rath Junghanns war ein Mann von großer Arbeitskraft, streng gegen sich, gut und rücksichtsvoll gegen Andere, wahr, fromm, gerecht, loyal und freimüthig, in seinen Erholungsstunden befriedigt durch ein warmes Familienleben, klassischen Studien und der Pflege des fröhlichen vaterländischen Liedes bis in sein hohes Alter ergeben. — Er war das Vorbild eines ächten, deutschen und christlichen Mannes nach dem Spruche Goethe's:

Altes Gute wahr mit Treue,
Freudig fasse auf das Neue.

(Karlsruher Zeitung 1886 Nr. 152 Beilage.)

Gustav Kachel.

Bei der ersten allgemeinen deutschen Kunstausstellung zu München im Jahre 1858 machte ein Bild, das die Bezeichnung »Die Minne« trug, allge-

Digitized by Google

meines Aufsehen in der Künstlerwelt. Es war das erste bedeutendere Werk eines jungen Malers, dessen Namen, Ludwig Kachel, man nur erfuhr, um gleichzeitig die Kunde von seiner schweren Erkrankung und bald darauf, am 17. Oktober 1858, dem Tage, an welchem die Ausstellung geschlossen wurde, von seinem Tode zu vernehmen. Der talentvolle junge Künstler, der nur das 28. Lebensjahr erreicht hatte, war der Sohn des Vorstandes der Großherzoglichen Münzverwaltung zu Karlsruhe, Ludwig Kachel, eines Mannes, der durchaus autodidaktisch gebildet, durch die dürftige Lage, in der er seine Jugend verlebte, des Glückes beraubt, den Künstlerberuf zu ergreifen, zu dem er sich wohl veranlagt glauben durfte, seinem Amte in jeder Beziehung die künstlerische Seite abgewann und an seinem Wohnorte eine reiche Fülle von Anregungen den verschiedensten Lebenskreisen spendete. Eine ideal angelegte Natur, voll Streben nach dem Guten und Schönen, einem gesunden Fortschritt auf allen Gebieten, mit denen er Berührung fand, huldigend, ein geistreicher Gesellschafter, ein heiterer Tischredner, der gesuchte Mittelpunkt eines großen Freundeskreises, gleichmäßig aber auch allen gemeinnützigen Bestrebungen zu dienen bereit, wohlwollender Theilnehmer eines weitverzweigten Vereinswesens, bis in das hohe Alter, das zu erreichen ihm vergönnt war, voll jugendlicher Frische und Empfänglichkeit. Ihm war das Glück zu Theil geworden, in 43jähriger Ehe mit einer Frau verbunden zu sein, der er selbst das Prädikat »klar und von unbestechlicher Wahrheitsliebe« ertheilte und die mit ihm ein Familienleben führte, dessen Grundzug das ernste Bestreben war, »das Schöne und Rechte erkennen zu lernen und es mit Fleiß und Treue zu üben«. (Vergl. Bad. Biograph. I, 436 ff.) — In diesem schönen Familienkreise wuchs neben dem so früh dahingegangenen Ludwig und drei Schwestern noch ein zweiter Sohn heran, der nicht minder wie der Erstgeborene zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, der am 1. August 1843 geborene Gustav Kachel. An seinem Sarge stand am Nachmittag des Palmsonntags 1882, tief erschüttert und betrübt, eine Trauerversammlung, so groß an Zahl und so mannigfach aus Theilnehmern aller Berufskreise zusammengesetzt, wie es nur bei der Bestattung eines Mannes von ganz hervorragender Bedeutung der Fall zu sein pflegt. — Neben der lebendigen Anregung, welche das elterliche Haus darbot, verdankte Gustav Kachel die Gründlichkeit, Vielseitigkeit und die schöne Harmonie seines Wissens und Könnens den vortrefflichen Lehranstalten seiner Heimath, dem unter Kärchers und Vierordts Leitung stehenden Gymnasium und dem Polytechnikum, welches unter Redtenbachers Direktion sich einen Weltruf erworben hatte. Hier besuchte er die Bauschule und erwarb sich die Sicherheit des Blickes und der Hand, die in allen seinen späteren Wirkungskreisen von so hohem Werthe für ihn war. Die Reise seines Geistes, der Reichthum seiner Kenntnisse, die Gewandtheit seines Wesens, begleitet von einer vom Vater ererbten Heiterkeit und unverwüstlichen Laune, machten Kachel zum geschätzten Mitglied eines Vereins talentvoller jüngerer Männer, von denen die Mehrzahl der bildenden Kunst oder den mit ihr verwandten technischen Disziplinen angehörte. Hier hat er mit manchem gleichgestimmten und gleichgesinnten Jüngling den Freundschaftsbund für's Leben geschlossen, und wer an seinem Sarge die tiefe Erschütterung der Genossen dieses Freundeskreises sah, konnte sich ein Bild von der Innigkeit und Bedeutung dieses freundschaftlichen Zusammenlebens gestalten. — Das Talent und die gesellschaftlichen Vorzüge des jungen Mannes konnten auch weiteren Kreisen der Residenzstadt nicht verborgen bleiben. Für Kachel war es eine glückliche Fügung, daß Frhr. v. Roggenbach, in der ersten Hälfte der 1860er Jahre Minister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, auf ihn aufmerksam wurde und ihn der ihm befreundeten fürstlichen Familie von Wied empfahl, als im Jahre 1865 für den jungen Fürsten ein

Digitized by Google

Reisebegleiter gesucht wurde. Unter den denkbar angenehmsten Verhältnissen bereiste er nun Italien, Egypten, Palästina und Griechenland. In einer langen Reihe von Briefen, die er an seine Familie und seine Freunde richtete, geben, neben dem ernsten Bericht und der launigen Erzählung, die mit gewandtem Stift rasch hingeworfenen Skizzen die vielseitigen und lebendigen Eindrücke wieder, die er da in sich aufnahm. Auf dieser Reise legte er auch den Grund zu seinen reichhaltigen Sammlungen, und unter der Einwirkung der Beobachtungen, die er in den alten Kulturländern über den engen und organischen Zusammenhang zwischen der Kunst und dem gewerblichen Alltagsleben anstellte, mag in ihm der Entschluß zur Reife gediehen sein, sein Leben der Erreichung verwandter Ziele in der Gegenwart und in seinem Vaterlande zu widmen. — Während er in der Herrlichkeit der Antike schwelgte, war es ihm beschieden, auf dem vornehmsten Schauplatze der hellenischen Kunstentfaltung von der rauhen Hand des Geschicks schmerzlich berührt zu werden. Der Krieg des Jahres 1866 unterbrach plötzlich die Reise, der Fürst und einer seiner Begleiter wurden durch ihre militärischen Pflichten in die Heimath zurückgerufen und mußten Athen in einem Augenblick verlassen, da Kachel eben von schwerer Erkrankung ergriffen worden war. Er wurde der treuen Pflege einer deutschen Dame anvertraut, aber so heftig war das typhöse Fieber, das ihn befallen hatte, daß die Reisegefährten, bei ihrer Abreise den schlimmsten Ausgang fürchtend, alle für einen solchen Fall nöthigen Anordnungen trafen, ehe sie sich im Piräus einschifften. Wider Erwarten genas der Erkrankte, der nun aus dem klassischen Lande nach Hause zurückkehrte und, der Forderungen des bürgerlichen Berufes eingedenk, sich zunächst den Prüfungen unterzog, die von Staatswegen für die der Architektur Beflissenen angeordnet sind. Nachdem er diese in den Jahren 1867 und 1868 glänzend bestanden und inzwischen an der unter seines Oheims Fischer Leitung stehenden Baudirektion praktisch gearbeitet hatte, wurde ihm 1869 von Seiten des Fürsten von Wied die ehrenvolle Aufgabe gestellt, den Umbau und die künstlerische Ausstattung des Schlosses zu Neuwied zu leiten. Wenn ihm dieser Auftrag die erwünschte Gelegenheit bot, auf dem Gebiete der Dekoration und des Kunsthandwerks eine durch den Geschmack und die Munificenz des hohen Bauherrn vielfach geförderte umfassende Thätigkeit zu entwickeln, so wurde der Krieg der Jahre 1870/71, der diese Bauarbeiten unterbrach, Anlaß, sein Talent für die rein praktischen Aufgaben der Architektur zu bewähren bei Errichtung von Lazarethbauten zur Aufnahme verwundeter und erkrankter Krieger. Das Wohlwollen der fürstlichen Familie hatte Kachel inzwischen auch die Möglichkeit gewährt, seinen Reiseerinnerungen ein weiteres interessantes Blatt einzuverleiben, da er die Einladung erhalten hatte, im Gefolge der fürstlichen Herrschaften dem Einzuge der mit dem Fürsten (jetzigen König) Karl von Rumänien vermählten Prinzessin Elisabeth von Wied in Bukarest beizuwohnen. Seine Berichte über die Empfangsfeierlichkeiten gewannen den Beifall seiner fürstlichen Wirthe in so hohem Maße, daß diese sie zur Aufbewahrung im fürstlichen Archive zu Neuwied bestimmten. — Nach Vollendung der ihm übertragenen Arbeiten in Neuwied zu kurzem Aufenthalt in die Heimath zurückgekehrt, bestimmte er sich, unter Verzicht auf eine ihm angebotene Anfängerstelle im praktischen Staatsbaudienst, für den Lehrberuf, für den er Kraft und Neigung in sich fühlte, und begab sich im Herbst 1872 nach Berlin, um bei der Bauakademie in die Stelle eines Hilfslehrers einzutreten. Im Jahre 1873 wurde er Privatdocent an der gleichen Anstalt, ertheilte außerdem Unterricht am Deutschen Gewerbemuseum und leitete den Unterricht der Kinder des Deutschen Kronprinzen im Ornamentzeichnen. Als sein Lehrer, Baurath Adler, sich auf längere Zeit zum Zweck archäologischer Studien nach Olympia begab, wurde Kachel mit seiner Vertretung betraut, ein

Digitized by Google

Erfolg, auf den der kaum dreißigjährige Docent mit Befriedigung blicken durfte. »Ich habe mich hier aus eigener Kraft emporgeschafft« — schrieb er um jene Zeit mit vollauf berechtigtem Selbstgefühl in die Heimath — »trotzdem, daß dem nicht Einheimischen die Wege hier nicht sehr geebnet sind, und ich glaube meine Stelle redlich auszufüllen.« — Da war es denn begreiflich, daß man in Baden des begabten Landsmannes in erster Reihe gedachte, als es galt, den kunstgewerblichen Unterricht an der Landesgewerbehalle neu zu organisiren. Im Sommer 1874 erging an Kachel der ehrenvolle Ruf, die Leitung dieses Unterrichts zu übernehmen. Seine Ernennung zum Professor wurde von dem ihm, wie seinem Vater mit besonderem Wohlwollen zugeneigten Großherzog Friedrich von Baden vielleicht nicht ohne freundliche Absicht an seinem 31. Geburtstag, am 1. August 1874, unterzeichnet. Seine reiche Arbeitskraft war von da an bis zu seinem frühen Tode vorzugsweise der Pflege der kunstgewerblichen Bestrebungen seines Heimathlandes gewidmet. — In Berlin hatte sein kurzes Wirken eine so vortheilhafte Meinung von seinem Wissen und Können erweckt, daß bei der Berufung des Baurath's Adler in das Unterrichtsministerium die Königlich preußische Regierung den Wunsch hegte, Kachel als dessen Nachfolger an der Bauakademie zu gewinnen. Indeß gelang es den maßgebenden Persönlichkeiten in Karlsruhe, den drohenden Verlust abzuwenden. Nachdem Kachel schon im Jahre 1874 auch zum Professor an der Polytechnischen Schule, wo seine Vorträge über die Geschichte des Kunsthandwerkes mit großem Beifall aufgenommen wurden, und zum Mitglied des Oberschulraths und 1876 zum Konservator der öffentlichen Baudenkmale ernannt und ihm auf solche Weise neben seinem Hauptamt eine Reihe bedeutungsvoller und anregender Gebiete zur Bewährung seiner vielseitigen Fähigkeiten und Kenntnisse eröffnet worden war, machte er nunmehr sein Bleiben in der Vaterstadt von einer seinen Vorschlägen entsprechenden Neugestaltung und Erweiterung des kunstgewerblichen Unterrichts abhängig. Die Schule wurde nun, unter wesentlicher Ausdehnung des Lehrstoffs und unter Heranziehung weiterer Lehrkräfte, als eine selbständige Anstalt organisirt und Kachel am 10. Mai 1878 zu ihrem Direktor ernannt. Es mag gleich hier erwähnt werden, daß im Jahr 1880 zu Kachels Würden und Bürden auch noch das Amt eines Mitglieds der Baudirektion hinzutrat und daß seine Stellung für ihn Anlaß zum Besuche der Sammlungen und Ausstellungen zu London, wo er namentlich das South Kensington Museum studirte (1875), München (1876), Paris (1878) u. a. wurde, an welchen Orten er reiche Anregung in sich aufnahm und fruchtbringende Verbindungen mit Fachgenossen einging. — Kurz nach seiner Uebersiedlung nach Karlsruhe verheirathete sich Kachel mit Fräulein Luise Bender, mit der ihn die tiefste Neigung wie die Gleichartigkeit künstlerischer Interessen und feinsinnigen Verständnisses des Schönen verband. In seltenem Maße schien das Glück alle seine Gaben über den thatkräftigen und rastlos wirkenden Mann auszuschütten. — So groß auch die Fähigkeit Kachels war, nach allen Seiten der unter einander verwandten, aber doch die verschiedenartigsten Aufgaben stellenden Gebiete, die er beherrschte, anregend, lehrend und selbstschaffend zu wirken, so gelang es seinem klaren Blick und seinem festen Willen doch, sich vor der immerhin drohenden Gefahr einer Zersplitterung seiner reichen Kraft zu bewahren. In erster Reihe war und blieb diese der nach seinem Lehrplan gegründeten und später erweiterten Kunstgewerbeschule gewidmet. Dieser Lehrplan, nun in einer Anzahl von Jahren trefflich bewährt, beruht auf dem Gedanken, daß die drei Hauptlehrfächer: Architektur, Plastik und Malerei, bei dem Unterricht praktisch ineinandergreifen müssen, um bei dem Schüler die Harmonie der Geschmacksrichtung zu erzeugen, die seiner technischen Fertigkeit, deren Erreichung natürlich das erste und wichtigste Ziel ist, erst den höheren Werth verleiht. Wenn in

Digitized by Google

der unter Kachels Leitung stehenden Karlsruher Kunstgewerbeschule die Renaissance in ihren edeln Formen vorherrschte, so wurde beim Unterricht doch keinen Augenblick vergessen, daß sie auf der klassischen Architektur der Hellenen beruht, diese wurde den Schülern immer als das erste und vornehmste Vorbild vor Augen gestellt. Dabei wurden indeß in dem Unterricht der ornamentalen Formenlehre die übrigen Stilrichtungen keineswegs ignorirt. Kachel hatte zu viel gesehen und war zu lebhaft und zu geistreich, um einer engherzigen Einseitigkeit zu verfallen. Der Vielseitigkeit der Anschauung diente mit schönem Erfolg eine reich ausgestattete Vorbildersammlung. — Eine für den kunstgewerblichen Unterricht sehr wichtige und unseres Wissens sonst nirgends zur Durchführung gelangte Einrichtung schuf Kachel in dem Fortbildungskurse seiner Schule. Durch die Errichtung dieses Kurses wurde für die Schule ein lebendiger Verkehr mit der Praxis angebahnt. Indem den Fabrikanten und Industriellen des Landes Gelegenheit geboten wurde, mustergiltige Entwürfe, Zeichnungen und Modelle gegen ein sehr mäßiges Honorar (welches man zu Stipendien für Schüler dieses Kurses verwendete) zu beziehen, und indem auf solche Weise die wichtige Aufgabe glücklich gelöst wurde, eine bessere Geschmacksentwicklung zu fördern, ward gleichzeitig den Schülern die Möglichkeit eröffnet, unter Anleitung ihrer Lehrer Entwürfe für alle Gebiete des Kunstgewerbes auszuführen und so ihre während drei Lehrjahren erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Wie sehr diese der Initiative Kachels zu verdankende Einrichtung sich schon während der noch verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Bestehens bewährt hat, beweist der Umstand, daß sie sich das Vertrauen der Industriellen Badens in hohem Maße erworben hat und daß aus allen Theilen Deutschlands ihr praktische Aufträge zugehen. — Als außerordentliches Mitglied des Oberschulrathes hatte Kachel speziell die Obliegenheit übernommen, bei der Reorganisation der Gewerbeschulen (gewerblichen Fortbildungsschulen) dieser Behörde mit Rath und That an die Hand zu gehen, da eine solche in Folge des Umschwungs, der während der letzten zehn Jahre im Gewerbewesen eingetreten war, sowie der veränderten Gesetzgebung sich als dringendes Bedürfniß geltend gemacht hatte. War die Gewerbeschule in Baden bis dahin zu theoretisch auf schulmäßige Interessen gerichtet, so galt es jetzt, sie ihrer ganzen Tendenz nach praktischer werden zu lassen, sie mußte sich den Bedürfnissen des Gewerbes mehr als bisher anpassen. Die Nothwendigkeit eines solchen Fortschritts erkannte Kachel mit der ihm eigenthümlichen Klarheit, sobald er sich mit dieser Frage ernstlich beschäftigte, und trat sofort und nachdrücklich ein für das wünschenswerthe Herabsteigen von der nutzlosen Höhe des theoretischen Unterrichts, für Festhaltung der wichtigsten praktischen Ziele und für Vermehrung passend geleiteter Uebungen in den verschiedenen Gattungen des Zeichnens, als den mit den praktischen Bedürfnissen des Gewerbes sich am meisten berührenden Schulfertigkeiten. Bei dem Reichthum seines technischen Wissens und bei seiner feinen, die Spezialität des Kunstgewerbes völlig beherrschenden Geschmacksrichtung, waren die Anleitungen, welche er anläßlich der im Auftrag des Oberschulraths vorgenommenen Visitationen den Gewerbelehrern gab, von besonders förderlichem Einfluß. Zugleich wies er mit Bestimmtheit auf die Nothwendigkeit einer praktischeren Ausbildung der Gewerbelehrer selbst hin, und es erschien ihm als beste Bildungsstätte hiezu eine Art von Seminar, das der neu errichteten Baugewerkschule anzufügen wäre, deren Organisation zum großen Theil ihn zum Urheber hatte. Passende Vorlagenwerke für zweckmäßige Uebung des Zeichnenunterrichts wurden von ihm theils projektirt, theils auszuführen begonnen. Bei der Dienstprüfung der Gewerbelehrer wahr ihm die Leitung des wichtigen praktischen Theils übertragen. — Als Konservator der Baudenkmale, zu welchem Amt er durch seine reichen kunstgeschichtlichen und stilistischen

Digitized by Google

Kenntnisse und seinen Geschmack wie technischen Blick vorzüglich befähigt war, hat er besonders eine gute Restauration der Ruinen von Allerheiligen zu Stande gebracht, an Gutachten über die Restauration des Heidelberger Schlosses sich betheiligt, sonstige bauliche Gutachten abgegeben und den Anfang zu einer Sammlung genauer Pläne und Risse der wichtigsten architektonischen Alterthümer Badens gemacht. Als die Neuaufstellung der Alterthümersammlung in dem neu errichteten Sammlungsgebäude zu Karlsruhe erfolgte, wurde Kachel dem Konservator der Alterthümer, Geh. Hofrath Dr. Wagner, auf dessen Antrag, als Beirath beigegeben. Die Zeichnung und Anordnung der Schränke, die leitenden Gedanken bei der Aufstellung der Gegenstände rühren von ihm her. — Ganz hervorragende Leistungen Kachels auf dem kunstgewerblichen Gebiete sind die von seiner Hand herrührenden Entwürfe zu silbergetriebenen Arbeiten, die er im Auftrage des Großherzogs Friedrich von Baden anfertigte und deren Ausführung zumeist in den Werkstätten von L. Paar in Karlsruhe und C. Siebenpfeiffer in Pforzheim erfolgte. Geschmackvoll und edel in Form und Dekoration, gehören diese Arbeiten zu den besten modernen Erzeugnissen im Renaissancestil und geben Zeugniß von der reichen Phantasie und der feinen und vornehmen Auffassung ihres Urhebers. Von solchen Arbeiten, die sowohl in Karlsruhe als in anderen deutschen Städten öffentlich ausgestellt wurden, mögen hier nur einige namhaft gemacht sein: eine große Zahl von Pokalen, Bechern, Kannen und Prunkgefäßen als Ehrengaben für die Rennen zu Baden (Iffezheim) und Mannheim, für die Fischereiausstellung zu Berlin und das Sängerfest zu Köln; ein sehr zierlicher Becher, den der Erbgroßherzog von Baden Heidelberger Studenten verehrte, ein reich mit Steinen geschmücktes Altarkreuz, als Gabe der Großherzoglichen Kinder zur silbernen Hochzeit ihrer Eltern, ein im Auftrag der Deutschen Kaiserin entworfener reich verzierter Bibeleinband, der Entwurf der Ordensdekoration des von Großherzog Friedrich von Baden gestifteten Ordens Bertholds I. von Zähringen. Seine letzte und eine der bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete war ein gemeinschaftlich mit Professor H. Götz gezeichneter großer Tafelaufsatz, Ehrengabe der Hauptstädte Badens für die Kronpressin von Schweden und Norwegen, Prinzessin Victoria von Baden. — Für die Pforzheimer Bijouteriefabrikation entwarf Kachel eine große Zahl prächtiger Kompositionen zu Schmuckgegenständen, und das rasche Aufblühen der Majolikaindustrie Badens (in Kandern, Zell am Harmersbach, Hornberg) ist hauptsächlich dem Einfluß Kachels und seiner Schule zu verdanken. Diese besorgte in den letzten Jahren die große Zahl der Entwürfe für diesen jungen Industriezweig und überwachte zum Theil auch die Ausführung der Modelle. — Nachdem er schon im Jahre 1875 gemeinsam mit dem Geh. Hofrath Dr. Wagner ein »Die Grundformen der antiken klassischen Baukunst« betiteltes Werk herausgegeben hatte, veröffentlichte er seither noch zwei Zeichenwerke: »Kunstgewerbliche Vorbilder aus dem Alterthum«, als Vorlagen für seine Vorlesungen am Polytechnikum, und unter dem Titel »Kunstgewerbliche Vorbilder« ein groß angelegtes Vorlagewerk, welches in strenger Auswahl kunstgewerbliche Gegenstände der verschiedenen Stilrichtungen in großem Maßstabe vorführt und seiner trefflichen, einfach praktischen Darstellung einen außerordentlichen Erfolg zu verdanken hat. Das Original desselben wurde auf der Kunstgewerbeausstellung zu Amsterdam im Jahre 1877 mit dem ersten Preise ausgezeichnet. — Am glänzendsten trat das Ergebniß der Thätigkeit Kachels als Lehrer und Künstler bei den Kunstgewerbeausstellungen zu München (1876) und zu Karlsruhe (1881) zu Tage. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man es ausspricht, daß unter seiner Leitung die Karlsruher Kunstgewerbeschule zu einer der hervorragendsten unter den gegenwärtig bestehenden Anstalten dieser Art geworden ist. — Die gewaltigen Anstrengungen einer so

Digitized by Google

umfassenden Wirksamkeit würden wohl an einen im Vollbesitz der Gesundheit befindlichen Mann fast all zu hohe Anforderungen gestellt haben. Um so weniger war ihnen Kachel auf die Dauer gewachsen, als er den Keim eines unheilbaren Siechthums von früher Jugend in sich trug. Das tückische Uebel, das seinen talentvollen Bruder in der Blüthe der Jahre dahingerafft, dem eine an den Maler Roux verheirathete Schwester zum Opfer gefallen war, machte seine unheilvollen Einflüsse schon frühzeitig auch bei ihm geltend. Ein hartnäckiger Husten, störende Heiserkeit traten seit 1875 immer stärker und heftiger auf. Dazu kam später ein doch wohl mit dem organischen Leiden im Zusammenhang stehendes örtliches Uebel, das sich so bedenklich entwickelte, daß im Herbst 1879 eine Amputation am linken Oberschenkel nöthig wurde. Vorübergehend schien Besserung auch des Allgemeinbefindens einzutreten. Kachel gewann wieder blühende Farbe und mit der Besserung der Gesundheit erwachte auch neuer Lebensmuth, die Hoffnung auf eine längere Lebensdauer; mit alter Rüstigkeit nahm er Arbeiten wieder auf, die zu vollenden er schon verzweifelt hatte. Obwohl sich bald wieder Stimmlosigkeit und rasch zunehmende Gehörschwäche zeigte, die ihn in seiner Lehrthätigkeit, wie im geschäftlichen und geselligen Verkehr nicht wenig hemmten, ging er doch mit Lust und Vertrauen im Jahr 1881 an die anstrengenden Vorarbeiten zu der so vortrefflich gelungenen Ausstellung aus Anlaß der Doppelfeier am Karlsruher Hofe heran. Von seinen bewährten Kollegen, den Professoren Götz, Hammer und F. S. Meier, in ebenbürtiger Thätigkeit unterstützt, konnte er sich dabei sowohl hinsichtlich der Anordnung des Ganzen, als im Hinblick auf die zu Tage tretenden Fortschritte des heimischen Kunstgewerbes eines Erfolges rühmen, auf den stolz zu sein er allen Grund hatte. Aber die Anstrengungen, die mit der Ausstellung verbunden waren, ließen eine nachtheilige Wirkung auf seinen Gesundheitszustand doch nicht verkennen. Ein schwerer Kummer, der ihn an dem Punkte traf, wo sein Gemüth am zartesten besaitet war, führte mit ungeahnter Schnelligkeit die Katastrophe herbei. — Seine überaus glückliche Ehe, nachdem ein Söhnchen gestorben war, noch mit zwei blühenden Mädchen gesegnet, erfuhr im Sommer 1881 neuen Zuwachs durch die Geburt eines Zwillingspärchens, die ihn mit der größten Freude erfüllte. Um die Jahreswende erlebte er den Schmerz, beide Kinder von schwerer Krankheit befallen zu sehen, der sie innerhalb weniger Tage erlagen. Dieser Schlag traf ihn mit einer Wucht, der sein sicher Körper nicht mehr gewachsen war. Seine Kräfte sanken von da an zusehends dahin, aber doch noch schneller, als man es geahnt, waren sie aufgezehrt. In der Nacht vom 30. zum 31. März 1882 schlossen sich seine Augen zur ewigen Ruhe. — Mit seltener Geistesstärke hatte er, der klar, besonnen und resignirt dem Tod in's Auge sah, bis zu den letzten Lebenstagen pflichtgetreu seines Amtes gewaltet, soweit es die ihn an's Zimmer fesselnde Krankheit noch gestattete. Diese Pflichttreue, der nie erlahmende Eifer, der stets lebendige Thatendrang, die Energie, mit der er Alles, was ihn interessirte, ergriff und durchführte, die Präzision, die sich in seinem ganzen Thun geltend machte, verbunden mit der Beweglichkeit seines Geistes, der Raschheit seiner Auffassung, der Schärfe seines Urtheils und der gewinnenden Liebenswürdigkeit seines Umgangs, erklären die Erfolge seines Wirkens, die Hingebung, mit der seine Freunde ihm ergeben waren, die Liebe und das Vertrauen seiner Kollegen und Untergebenen, die unbegrenzte Verehrung seiner Schüler. Nicht frei von jener durchgreifenden und gewaltthätigen Rücksichtslosigkeit, die energischen und schöpferischen Naturen eigen zu sein pflegt, fand die Reinheit seiner Gesinnung, der Ernst seines Strebens, die Selbstlosigkeit seines Wirkens doch auch die Anerkennung jener, die sich wohl einmal von seinen Anordnungen hart berührt oder verletzt fühlen mochten. — Seines Werthes sich wohl bewußt und nicht geneigt, seine

Digitized by Google

Verdienste durch Andere verdunkeln zu lassen, war er freudig berührt durch die Auszeichnungen, mit welchen sein Landesherr und die Souveräne anderer Staaten seine Brust schmückten. Aber höher galten ihm doch die Beweise eines die Grenzen offizieller Anerkennung weit überschreitenden freundschaftlichen Wohlwollens, welches ihm die Mitglieder der Großherzoglichen Familie von Baden in jahrelangem Verkehre schenkten. Er war ihr Berather in allen mit den von ihm beherrschten Gebieten zusammenhängenden Dingen. Ganz besondere Anhänglichkeit bewies ihm die Prinzessin Victoria, jetzt Kronprinzessin von Schweden und Norwegen, deren Zeichenunterricht er eine Reihe von Jahren hindurch leitete. Und die rein menschlich schöne Seite dieser Beziehungen erscheint uns in einem für die Fürstlichkeiten, wie für Gustav Kachel doppelt ehrenvollen Glanze, wenn man weiß, daß der unbefangene Freimuth und die ehrliche Offenheit seines Wesens sich auch im Umgang mit den Großen dieser Erde nie verleugneten. — Der Verlust, welchen das Schulwesen und die kunstgewerbliche Thätigkeit im Großherzogthum Baden durch den frühen Tod dieses begabten Mannes erlitt, war schwer und empfindlich. Die ihn gekannt und so viel an ihm verloren, durften sich der Gewißheit getrösten, daß in diesem kurzen und doch so reichen Leben ein Same ausgestreut wurde, dessen Frucht erst die Zukunft vollauf zeitigen wird. Aber auch die Gegenwart hat den Hingeschiedenen in seinem Werth erkannt und anerkannt. Dem Künstler, dem Lehrer, dem Menschen ist ein dauerndes Andenken in Liebe und Ehre gesichert. (Allgemeine Zeitung 1882 Nr. 113 Beilage.) v. Weech.

Emil Freiherr von Kageneck

wurde in Karlsruhe als zweiter Sohn des Großh. badischen Majors, Oberhofmeisters und Geh. Raths Freiherrn Karl v. Kageneck und dessen Gattin, geb. Freiin v. Schacht, am 10. November 1812 geboren. — Karl v. Kageneck war, seiner Grenadierkompagnie voraneilend, beim Sturm auf den Montmartre (25. März 1814) schwer verwundet worden und trat in Folge dessen aus dem Heeresdienst in den Hofdienst über. Die Episode selbst findet sich im Mittelgrunde des Dietz'schen Schlachtenbildes in der Galerie zu Karlsruhe. — Emil v. Kageneck erhielt bis 1828 seine erste Ausbildung am Lyceum zu Karlsruhe, trat sodann behufs Studiums des Forstfaches in das Polytechnikum und 1829 in die Königl. württembergische Forstakademie Hohenheim und wurde 1832 nach bestandener Staatsprüfung unter die Forstpraktikanten aufgenommen. — Von 1832—1840 in Baden, Kandern, Bruchsal und schließlich in Gernsbach unter Leitung des Forstmeisters Franz Wilhelm v. Kettner im praktischen Dienste, wurde er 1840 als landesherrlicher Bezirksförster in Rothenfels mit dem Wohnsitz in Gaggenau ernannt. Hier im Murgthale war er 18 Jahre thätig und erwarb sich durch Kultivirung des Waldes und Herstellung eines Wegnetzes ein dankbares Gedenken der Bewohner. Im Jahre 1841 hatte er sich mit Emilie, geb. v. Gulat-Wellenburg vermählt. — Seit 1855 Kammerherr, wurde er 1858 als Forstrath zum Kollegialmitglied bei der damaligen Direktion der Forste, Berg- und Hüttenwerke (jetzt Domänendirektion) ernannt; 1877 zum Oberforstrath befördert, blieb er bis an sein Lebensende in dieser Stellung. — Seine fachwissenschaftliche Thätigkeit hielt ihn indeß nicht ab, den mannigfachsten gemeinnützigen Bestrebungen seine Kräfte zu widmen, vor allem war es der Ruf von Fürst und Vaterland, welche ihn auf das Gebiet der werkthätigen Menschenliebe führte. Trotz vorgerückten Alters, ohne Scheu vor Kälte, Mühe und Gefahr, leitete er im Winter 1870/71 im Ganzen 14 Lazarethzüge vom Kriegsschauplatz nach der Heimath. — Nebst badischen und württembergischen Kriegsauszeichnungen wurde ihm 1871 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens mit Eichenlaub und das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen. Seine

Digitized by Google

in langjähriger Thätigkeit bewährten fachmännischen Verdienste fanden durch die Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Zähringer Löwenordens ihre Anerkennung. — Nachdem sich 1871 die ersten Spuren eines schweren Leidens gezeigt, erlag er diesem am 17. November 1882, umgeben von seiner liebenden Familie. E. v. G.

Friedrich Kaiser.

Als Historien- und Schlachtenmaler in den fünfziger und sechziger Jahren viel genannt, empfing Friedrich Kaiser (geboren am 21. Januar 1815 zu Lörrach) die Grundlage seiner künstlerischen Ausbildung in Paris unter Horace Vernet, der auch Veranlassung wurde, daß der talentvolle junge Mann, welcher die Steindruckerei zum Beruf erwählt hatte, sich ausschließlich der Malerei zuwandte. Nachdem Kaiser seine technischen Studien an der Münchener Schule vollendet hatte, zeichnete und malte er in Karlsruhe eine Reihe von Scenen aus dem badischen Aufstand von 1849, durch vortreffliche Charakteristik der dargestellten Personen und Typen und gesunden Humor ausgezeichnet. Hierdurch kam er mit dem damaligen Prinzen von Preußen — dem späteren Kaiser Wilhelm I. — in nähere Beziehungen, der ihn im Jahr 1850 bewog, nach Berlin überzusiedeln. Dort gaben ihm namentlich der Krieg gegen Dänemark 1864 und der erste Einigungskampf im Jahr 1866 mannigfache künstlerische Anregungen. Im Gefolge des Generalstabs entnahm er seine Motive der unmittelbaren Anschauung. Wir nennen von seinen vielen, größtentheils im Privatbesitz befindlichen Bildern u. a.: »Verwundung des Prinzen Friedrich Karl bei Wiesenthal«, »Bismarck vor Düppel« und aus neuerer Zeit »Kaiser Wilhelm, vor Paris eine Geschützposition inspizirend«. Im Karlsruher städtischen Archiv befindet sich ein Gefechtsbild Kaisers aus dem Jahre 1848; einige schöne Aquarelle aus dem Revolutionsjahre 1849 besitzt auch das Generallandesarchiv, und die Großh. Gemäldegalerie Karlsruhe enthält eine interessante Darstellung Kaisers: »Markgraf Ludwig von Baden als Sieger über die Türken bei Szlankamen 1691«. In all seinen Werken erweist sich Kaiser als flotter, korrekter Zeichner; seine geistvollen Kompositionen beachten übrigens fast ängstlich die Regeln des gesetzmäßigen Aufbaus und entbehren darum auch manchmal einer gewissen Freiheit; zu den Koloristen im eigentlichen Sinne des Wortes gehört Kaiser noch nicht. Er starb im Alter von 74 Jahren am 13. Oktober 1889 in Berlin, wo er auch beerdigt liegt. Th. Cathiau.

Hermann Kast,

geboren am 4. November 1827 zu Ueberlingen, genoß in dem gut bürgerlichen Hause seiner Eltern die erste Ausbildung; kam dann, als man seine vortreffliche Begabung erkannte, auf das Gymnasium zu Konstanz, welches er mit dem besten Zeugniß absolvirte. — Zum Theologen, zu welchem ihn seine Eltern bestimmen wollten, fühlte er sich nicht geschaffen, sondern entschied sich für das Studium der Medizin. Frohen Muthes bezog er die Hochschule zu Freiburg; arm an äußeren Mitteln, war er um so reicher an geistigen Kapitalien; von glühendem Eifer, von wahrem Wissensdurste beseelt, gab er sich den medizinischen Studien hin, um in den Jahren 1851 und 1852 seine Examina rühmlichst zu bestehen. — Es war wohl mehr als ein Zufall, daß ihn seine erste praktische Thätigkeit in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau rief; denn einmal fand er hier für seine Wißbegierde stets neue Anregung zu theoretischen und praktischen Studien der mannigfaltigsten Art, zum andern ward er daselbst in eine Schule echter Humanität eingeführt, welche ihm auf seinem ganzen künftigen Lebenswege als heller Stern vorleuchtete. Er fühlte sich in diesem schweren und opfervollen Berufe bald so heimisch, daß er ein volles Jahrzehnt (1853—63) ihm widmete. — Nach einem überstandenen schweren

Digitized by Google

Typhus entschloß sich Kast, aus Gesundheitsrücksichten der lieb gewonnenen psychiatrischen Laufbahn zu entsagen, um sich dem ärztlichen Bezirksdienste (1863 in Ettenheim, 1871 in Bühl) zuzuwenden. — Da die kleinen Illenauer Ersparnisse für die Ausrüstung des neuen Amtsarztes voll aufgingen, so blieb es ihm nicht erspart, buchstäblich »den Kampf um's Dasein« zu führen. Aber er hat, indem er seine ganze Persönlichkeit einsetzte, die zahlreichen ihm begegnenden Hemmnisse siegreich überwunden. Aus dem Anstaltsarzt wurde bald ein eben so tüchtiger Gerichts- als praktischer Arzt; freilich arbeitete er auch unermüdlich und betrieb, neben seinen amtlichen Geschäften, Tag und Nacht ohne Ruhe und Rast eine dornenvolle Landpraxis. — 1874 wurde ihm unter zahlreichen Bewerbern der Vertrauensposten des Bezirksarztes in Freiburg übertragen, dem er sich alsbald vollkommen gewachsen zeigte, obwohl die an ihn gestellten Anforderungen hochbedeutende waren. Nicht nur war Kast in wenig Jahren einer der beliebtesten Aerzte der ärztereichen Stadt geworden, sondern er bewältigte vor allem vortrefflich die große Aufgabe der gerichtlichen Medizin, sowie die noch größere der öffentlichen Gesundheitspflege. Es war geradezu staunenerregend, wie rasch er sich in das ihm neue Gebiet der Hygiene eingearbeitet hatte und mit welcher Gründlichkeit er in demselben vorging. — Ein Zeugniß seines echt deutschen Fleißes liefert eine 1876 erschienene Denkschrift »Die Reinigung und Entwässerung Freiburgs i. B.«, welche, auf die umfassendsten und zeitraubendsten Untersuchungen basirt, mit kritischer Schärfe den damaligen hygienischen Zustand Freiburgs beleuchtete und mit Benützung aller modernen wissenschaftlichen und praktischen Erfahrungen den Weg der Reform eröffnete. Die gediegene Arbeit hat nicht allein die lebhafteste Anerkennung der Autoritäten gefunden, sondern auch ihrem Verfasser am Abend seines Lebens — allerdings erst nach heißen Kämpfen — die Genugthuung bereitet, daß die praktischen Konsequenzen derselben von Freiburgs Stadtrath wenigstens zum Theil adoptirt und die ersten Anfänge der Kanalisation nunmehr in Angriff genommen wurden. Hierdurch hat sich Kast einen die Gegenwart weit überdauernden Denkstein gesetzt. — Die Regierung ehrte den tüchtigen Arbeiter durch Ernennung zum Medizinalrath (1875) und zum Medizinalreferenten bei Großh. Landgericht (1880). Endlich wurde ihm, wenige Monate vor seinem Ende, in Anerkennung seiner Verdienste um die Freiburger Hochschule die seltene Ehre zu Theil, zum Doctor medicinae honoris causa promovirt zu werden. — Leider sollte es dem schaffensfrohen Manne nicht vergönnt sein, sich lange einer ungetrübten Gesundheit zu erfreuen. Mitten im Vollgefühl des Wohlseins wurde Kast im Sommer 1878 von einem leichten Schlaganfalle heimgesucht, der sich im Frühjahr 1880 wiederholte. Seitdem war seine Lebensfreudigkeit gebrochen. Er war nur ein allzu guter medizinischer Kenner, um nicht aus diesen beiden Mahnungen die ernstesten Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen, und hielt an seinen düsteren Ahnungen, unzugänglich für jeden Zuspruch, fest. Kast hatte seine eigene Prognose nur allzu richtig gestellt, denn in der ersten Morgenstunde des 5. August 1881 — in Folge einer sehr intensiven Gehirnblutung — hauchte er seine Lebensgeister in den Armen seiner treuen Gattin und seines einzigen Sohnes (gleichfalls Arzt) aus. Für ihn, der so Vielen geholfen hat, gab es keine menschliche Hilfe mehr. — Kast hat Vieles und Großes geleistet; er hat jede ihm anvertraute Stellung voll ausgefüllt — dank einer harmonischen Vereinigung einer hohen natürlichen Begabung und einer unermüdlichen Arbeitslust. Mittelst seines scharfen, durchdringenden Verstandes bewältigte er große Aufgaben in kurzer Zeit; dabei war er nie flüchtig, vielmehr äußerst gründlich und gewissenhaft. In seiner amtlichen Thätigkeit stand ihm eine mächtige Energie zur Seite, welche ihn das Angestrebte trotz aller Hindernisse durchführen ließ. So erschien er stets als entschiedener und zuverlässiger

Digitized by Google

Sachverständiger vor den Schranken des Gerichts, so hat er die zahlreichen, oft schwierigen und undankbaren Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege mit Thatkraft und Hingebung gelöst. Endlich, als Arzt an's Krankenbett gerufen, war er eben so gründlich in der Untersuchung, als umsichtig in der Anwendung einer auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Heilmethode, mit welcher er eine herzliche Theilnahme für fremde Leiden verband. — Gewiß hat Kast durch sein Wirken im öffentlichen und privaten Leben ein warmes Andenken in den Herzen der Ueberlebenden hinterlassen und die tiefgebeugten Angehörigen und Freunde konnten einen erhebenden Trost in dem Bewußtsein finden: »der allzu früh Verschiedene hat nicht umsonst gelebt«. (Karlsruher Zeitung 1881 Nr. 208 Beil.)

Adalbert Kerler

wurde zu Karlsruhe am 10. November 1841 als der dritte Sohn des Oberrechnungsraths Karl Kerler geboren. Seine Mutter, eine Tochter des Kaufmanns C. J. Mallebrein, war eine fein und sinnig angelegte Natur, musikalisch, dichterisch und malerisch begabt. Sie pflegte von früh an die der Kunst zugewandte Neigung des talentvollen Sohnes. Dieser besuchte, nachdem er seine Vorstudien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in dem Jesuitenkollegium zu Metz gemacht und 1858 an dem Karlsruher Gymnasium das Abiturientenexamen bestanden hatte, während der Jahre 1858—64 das Polytechnikum in Karlsruhe, wo er sich dem Studium der Architektur widmete. Während der Ferien suchte er auf Studienreisen, deren Ziele Baiern und die Rheinlande waren, weitere Anregungen zu gewinnen. Im Einklang mit den damals an der Karlsruher Bauschule vorzugsweise gepflegten Stilarten erstreckten sich seine Studien hauptsächlich auf die mittelalterliche Architektur. Von seinen Lehrern übte den größten Einfluß auf Kerler der Baudirektor Fischer (siehe Badische Biographieen I, 252) aus, unter dessen Leitung er auch vor und zwischen den beiden Staatsprüfungen, die er in den Jahren 1865 und 1866 bestand, bei der Großh. Baudirektion thätig war. Während seiner Studienzeit schloß er sich einem Freundeskreise an, dessen Mitglieder, meist sehr begabte junge Männer verschiedener Berufsarten, auf ihre Entwicklung gegenseitig einen höchst anregenden Einfluß ausübten und einen geistig belebten geselligen Verkehr bis in die späteren Mannesjahre in treuem Zusammenhalten fortsetzten. — Nachdem Kerler unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen worden war, wurde er zunächst im Jahre 1867 bei der Großh. Eisenbahn-Hochbau-Inspektion verwendet und betheiligte sich unter der Leitung der Bauinspektoren Berger und Helbling bei dem Einbau des fürstlichen Wartesaales im Karlsruher Bahnhofe wie bei der Ausarbeitung der Pläne für den Neubau der Generaldirektion der Staatseisenbahnen. In den Jahren 1868 und 1869 machte er eine Studienreise nach Norddeutschland und besuchte zu seiner weiteren Ausbildung die Königl. Bauakademie in Berlin, wo die Professoren Adler, Böttticher und Strack seine Lehrer waren. Die nähere Bekanntschaft mit den Bauten Schinkels regte ihn zu eingehenderem Studium der Antike an und die Anschauungen, die er dabei gewann, wurden die Grundlage für sein tieferes Eindringen in den Geist der Renaissance, die er später vorzugsweise pflegte. Diese Richtung seines Geschmackes wurde noch verstärkt und vertieft während der Studienreise, die ihn im Jahre 1870 nach Wien und Italien führte. Zurückgekehrt verband er sich mit dem Architekten Gustav Bayer und leitete mit diesem während der Jahre 1871 bis 1873 ein Baugeschäft. Nach Auflösung der Firma entfaltete Kerler für sich allein eine umfassende Thätigkeit als Privatarchitekt. In diese Zeit fallen der Bau des durch einen halbrunden Eckbau an den Palazzo Massimi in Rom gemahnenden Wohnhauses des Professors Blankenhorn und des Verwaltungsgebäudes der Maschinenfabrik in Karlsruhe. Es entstanden nach seinen

Digitized by Google

Plänen und unter seiner Leitung mehrere Landhäuser in Gernsbach, die Gewächshäuser in den botanischen Gärten der Universitäten Heidelberg und Freiburg, der Neubau des Geschäftshauses von Billinger und Kirner in der Kaiserstraße zu Karlsruhe, dessen Façade den Beschauenden durch die Vornehmheit und Harmonie ihrer Formen und Verhältnisse fesselt, ferner der Umbau des Hauses des Malers Schäfer an der Kriegstraße daselbst. »Hier ist es ihm gelungen, aus einem älteren ganz schlichten Wohnhause durch die Anlage einer offenen doppelten Halle und den Ausbau eines runden Steinerkers über dem Thorwege, endlich durch Krönung der Dachung mit reichen hölzernen Erkern, auf denen, im Anschlusse an Nürnberger Vorbilder, hohe, einwärts gebogene Zeltdächer ruhen, das Ganze überaus lebendig zu gliedern.« Es sind weiterhin zu erwähnen das Schloß Kappelrodeck bei Achern, das Verwaltungsgebäude der Versorgungsanstalt in Karlsruhe, an welchem Formen der römischen Architektur zur Anwendung gebracht sind, das Haus der Gebrüder Leichtlin daselbst, an dem er einen durch Originalität der Erfindung auffallenden reizvollen Eckbau schuf, die Villa Schön in Worms und sein eigenes Wohnhaus in der Belfortstraße zu Karlsruhe. Neben seiner anstrengenden Bauthätigkeit entsagte er doch keineswegs den Freuden einer edlen und anregenden Geselligkeit, die er sowohl in dem Verkehr mit seinen alten Freunden als auch in der Mitte des größeren Kreises der Künstlerschaft pflegte. In den Jahren 1878 bis 1880 war er Vorstand des Künstlervereins in Karlsruhe, der unter seiner Führung einen erfreulichen Aufschwung nahm und eine größere Anzahl von Kunstfreunden aus den verschiedensten Kreisen der Karlsruher Gesellschaft in anregende Berührung mit den Künstlern brachte. Im Jahre 1880 folgte Kerler einem Rufe als fürstlich Fürstenbergischer Hofbaumeister und siedelte nach Donaueschingen über. Neben den mannigfachen laufenden Geschäften, welche seine amtliche Thätigkeit mit sich brachte, war ihm die Aufgabe gestellt, ein Verwaltungsgebäude in Engen zu errichten und der besonders dankbare Auftrag ertheilt, den weitberühmten Saal im Schlosse des Fürsten zu Heiligenberg zu restauriren. Seine Wirksamkeit im fürstlichen Dienste verbot ihm dabei keineswegs auch anderweitig eine umfassende Bauthätigkeit zu entfalten und an seiner eigenen Weiterbildung zu arbeiten, wofür ihm besonders eine im Jahre 1883 unternommene Studienreise nach England wichtig war. In diese Zeit fällt der Bau der Villa Reiß in Karlsruhe, zweier Wohnhäuser am Hohenzollernring in Köln und die Restaurirung der katholischen Pfarrkirche in Karlsruhe. An diesem von Weinbrenner im Anschlusse an das römische Pantheon errichteten Kuppelbau verstand es Kerler »nicht nur alle baulichen Konstruktionen entsprechend zu festigen und zu konsolidiren, sondern auch durch eine maßvolle plastische und farbige Dekoration dem ganzen Innern eine weihevolle Stimmung zu verleihen«. Von dem Fürsten zu Fürstenberg mit dem Titel Baurath ausgezeichnet, gab Kerler im Jahre 1886 die Stellung in Donaueschingen auf, um sich wieder in seiner Vaterstadt Karlsruhe niederzulassen, wo er nun beinahe ausschließlich der glücklichen Häuslichkeit am eigenen Herde lebte, den er sich schon am 28. September 1872 durch seine Vermählung mit Fraulein Thekla Bauenthal aus Köln gegründet hatte. Die ihm nun gewährte Muße wollte er doch auch gemeinnützigen Bestrebungen förderlich erweisen, indem er eine Wahl in den Vorstand des Badischen Frauenvereins annahm. — Aber ganz mochte er auch jetzt nicht der Ausübung seiner Kunst entsagen. Bald nach seiner Rückkehr nach Karlsruhe begann er den Bau eines Wohnhauses in der Bismarckstraße, das, »geschmückt mit Erkern und Balkons, reichen Ornamenten (nach den von Bildhauer Bolde ausgeführten Modellen), alles in hellem Sandstein hergestellt, heitere Pracht bei harmonischer Gestaltung zeigt«. Leider sollte Kerler die Vollendung dieses mit großer Liebe unternommenen Bauwerkes nicht erleben. Nach kurzer Krankheit

Digitized by Google

starb er am 28. März 1888, im 47. Lebensjahre. — Wer Kerler näher trat, fand sich im Banne einer aus echter Herzensgüte entstammenden Liebenswürdigkeit, die sich mit männlichem Ernst und lauterster Wahrhaftigkeit zu schöner Harmonie vereinigte. Von entschieden liberaler Gesinnung und ein ächter deutscher Patriot, liebte er es doch nicht, in den Lärm und die Aufregungen des politischen Lebens herauszutreten. Nach Begabung und Neigung gehörte er mit ganzer Seele der Kunst an. Ein feines Gefühl für Formenschönheit war ihm angeboren. Daher war er auch in seinen Bauwerken sicher, stets eine harmonische Wirkung zu erzielen. Die künstlerische Richtung seiner Bauten bewegte sich meist in den Formen der Renaissance in den verschiedenen Gestaltungen, welche diese in Deutschland, Frankreich und Italien angenommen hat. Dabei verstand er es aber, seine Selbständigkeit durchaus zu wahren. »Alle seine Bauten sind eigenartig und keiner entbehrt des poetischen Motives, überall verstand es der Meister, der gestellten Aufgabe eine Seite abzugewinnen, welche etwas Schönes zu schaffen ermöglichte«. Durch Kerlers frühen Tod erlitt nicht nur seine Familie und der Kreis seiner Freunde, sondern auch die Kunst einen schweren Verlust. (Nach den Nekrologen in der Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 94 Beilage und in der Deutschen Bauzeitung 1888 Nr. 34 S. 204 und Mittheilungen von befreundeter Seite.) *

Gustav Robert Kirchhoff.

Im äußersten Nordosten Deutschlands geboren, in der Reichshauptstadt gestorben, gehört Kirchhoff nicht nur durch eine zwanzigjährige Wirksamkeit an der Universität Heidelberg, durch die treue Anhänglichkeit, die er zeitlebens unserem Heimathlande und dessen Fürstenhause bewahrte, sondern vor allem dadurch dem badischen Lande an, daß ihm hier die epochemachende Entdeckung gelang, die allein schon hinreichen würde, ihm die Unsterblichkeit zu verleihen. Die Namen Kirchhoff, Spektralanalyse und Heidelberg werden immer zusammen genannt werden. Dies berechtigt uns, in dieser Sammlung der Biographieen von Männern, die unserem Baden zur Ehre und Zierde gereichten, auch Kirchhoff aufzuführen, dessen Andenken, ganz abgesehen von seiner Größe als Gelehrter, auch vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, in Heidelberg nie erlöschen wird. — In einfachen Bahnen verlief das Leben dieses bedeutenden Mannes. »Nichts außergewöhnliches in Kirchhoffs Leben entspricht der Außergewöhnlichkeit seines Genies«, — sagt einer seiner Biographen — »seine Laufbahn war vielmehr die gewöhnliche des deutschen Universitätsprofessors. Die großen Ereignisse vollzogen sich bei ihm lediglich im Gehege seines Kopfes.« — Gustav Kirchhoff wurde am 12. März 1824 in Königsberg als Sohn eines Justizraths geboren. Er besuchte das Kneiphöf'sche Gymnasium seiner Vaterstadt und nachdem er das Maturitätsexamen bestanden hatte, die dortige Universität, wo der Physiker Neumann und der Mathematiker Richelot seine Lehrer waren, von denen besonders der erstgenannte auf Kirchhoffs wissenschaftliche Entwickelung einen bedeutenden und dauernden Einfluß ausübte. Nachdem er 1847 promovirt und 1848 sich in Berlin habilitirt hatte, erhielt er schon 1850 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Breslau. Nur ein Jahr später kam Bunsen als Professor der Chemie von Marburg ebenfalls nach Breslau, und wenn das dortige Zusammenwirken der beiden Gelehrten auch nur kurze Zeit umfaßte, da Bunsen schon 1852 als Gmelins Nachfolger nach Heidelberg ging, so hat doch diese kurze Frist zwischen beiden Männern nicht nur eine ihr ganzes Leben fortdauernde Freundschaft begründet, sondern auch die spätere für die Wissenschaft unschätzbare Gemeinsamkeit ihrer Untersuchungen und Arbeiten vorbereitet. Denn als im Jahre 1854 Jolly von Heidelberg nach München übersiedelte,

Digitized by Google

beeilte sich Bunsen, als dessen Nachfolger zum ordentlichen Professor der Physik den jungen Breslauer Kollegen vorzuschlagen. Seine Begründung, daß er keinen besseren kenne, hat sich in glänzender Weise bewährt. Die zwanzig Jahre, die Kirchhoff in Heidelberg lebte und lehrte, hat er stets als die Blüthezeit seines Lebens betrachtet. Er traf hier eine Reihe hervorragender Männer, die der Heidelberger Universität einen seltenen Glanz verliehen. Die Juristen Bangerow und Mittermaier, Renaud und Mohl, der Historiker Häusser, die Mediziner Henle und Pfeuffer waren nicht nur hervorragende Lehrer und Forscher, sondern auch höchst anregend im geselligen Leben; bedeutende Gelehrte, die früher der Hochschule angehört hatten, wie Schlosser und Gervinus, namhafte Persönlichkeiten anderer Berufsarten, die der Zauber der Heidelberger Natur und der Reiz des gelehrten Umgangs in die Neckarstadt gezogen hatten, schlossen sich diesem Kreise an. Hier wurde Kirchhoff durch seinen dreizehn Jahre älteren Freund Bunsen eingeführt, mit dem er von da an während der zwanzig Jahre seines Heidelberger Aufenthaltes im innigsten Freundschaftsverkehre und einer sprüchwörtlich gewordenen Untrennbarkeit lebte, die selbst durch Kirchhoffs im Jahre 1857 erfolgte Vermählung mit Clara Richelot, der Tochter seines alten Lehrers, kaum gestört wurde. Ueberall sah man die beiden Männer vereinigt: in ihren Studierräumen, auf ihren regelmäßigen Spaziergängen und sogar im Theater, das besonders Kirchhoff zur Erholung von des Tages Last und Mühe gerne besuchte. Ein äußerlich sehr ungleiches Paar: Bunsen groß, breitschultrig, schwarzhaarig, hierdurch wie durch die Lebhaftigkeit seines Temperaments, obwohl ein geborener Göttinger, an einen Südländer gemahnend, während Kirchhoff klein, zart gebaut, blond, in seiner äußeren Erscheinung durchaus der Typus eines Norddeutschen war. Dem Kreise der Kollegen, mit denen Kirchhoff in näherem Verkehre stand, traten später noch die Mathematiker Hesse und Königsberger, der Chemiker Kopp, der Philosoph Zeller, vor allen der große Physiologe Helmholtz bei. Mit diesem vereinigte ihn seit Beginn der 1860er Jahre häusliche Gemeinschaft, als beide den »Friedrichsbau« bezogen, das erste größere Institut in Deutschland, welches allein für naturwissenschaftliche Zwecke bestimmt war. Hier führte er während einer Reihe von Jahren ein durch nichts getrübtes glückliches Leben. Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bald zu europäischer Berühmtheit gelangt, hochbefriedigt auch durch eine umfassende und erfolgreiche Lehrthätigkeit, der Mittelpunkt eines glücklichen Familienlebens, im anregendsten Verkehre mit den befreundeten Kollegen, schien sich sein Leben in seltener Harmonie auszugestalten. Aber es sollten ihm schwere Prüfungen bevorstehen. Durch einen unglücklichen Fall auf der Treppe zog sich Kirchhoff im Jahre 1868 ein Fußleiden zu, das ihn während mehrerer Jahre zwang, sich der Krücken oder eines Rollstuhles zu bedienen, und wenn auch später Besserung eintrat und er ohne Hilfe wieder gehen konnte, so hat er doch die frühere Rüstigkeit nie wieder völlig erlangt. 1869 starb seine Frau. Der Kreis der gelehrten Freunde lichtete sich: einige starben, Helmholtz und Zeller, die ihm besonders lieb waren, folgten Berufungen nach Berlin. Sein häusliches Behagen kehrte indeß wieder, als er sich 1872 mit Luise Brömmel aus Goslar, welche damals die Oberaufsicht in Professor Beckers Augenklinik führte, vermählte und sich eine liebevolle und sorgsame Gattin, seinen vier Kindern eine treffliche Mutter gewann. Er hat wohl gesagt, »ihm habe des Lebens Mai zweimal geblüht«. — Bisher hatte Kirchhoff allen Versuchen, ihn der ihm so theuern schönen Neckarstadt zu entreißen, widerstanden, einen Ruf an Magnus' Stelle nach Berlin, sowie einen zweiten, die Direktion der neu zu erbauenden Sonnenwarte in Potsdam zu übernehmen, abgelehnt. Erst als sich 1875 der Ruf nach Berlin wiederholte, wo sich ihm an der Akademie der Wissenschaften

Digitized by Google

und an der Universität auf dem Lehrstuhl der theoretischen Physik ein neues reiches Arbeitsgebiet eröffnete, entschloß er sich, Heidelberg zu verlassen. In Berlin war es ihm, trotz seiner Kränklichkeit, doch noch gegönnt, neun Jahre lang seine Vorlesungen ohne Unterbrechung zu halten, auch seine literarische Thätigkeit ruhte nicht, und in G. Hansemann fand er einen Freund und Mitarbeiter, in dessen Laboratorium er, wie dereinst im Verein mit Bunsen, experimentelle Arbeiten ausführte. Im Jahre 1884 zum Rektor gewählt, wurde er durch seine Kränklichkeit genöthigt, dieses Ehrenamt auszuschlagen, und um dieselbe Zeit mußte er auf ärztliche Anordnung auch seine Vorlesungen einstellen. Nur vorübergehend hat er sie auf kurze Zeit noch einmal im Wintersemester 1885/86 wieder aufnehmen können. Nervenlähmungen hemmten nach und nach seine Fähigkeit, sich zu bewegen. Mit bewundernswerther Geduld ertrug er die Leiden und Entbehrungen, die ihm auferlegt waren, nie kam eine Klage über seine Lippen. Am 17. Oktober 1887 befreite ihn ein sanfter Tod, der unerwartet, während er schlief, eintrat, von einer befürchteten noch weiteren Ausdehnung der tückischen Krankheit. »In ihm — sagt sehr schön ein Nachruf — ist das Vorbild eines echten deutschen Forschers dahingegangen. Die Wahrheit in ihrer reinsten Gestalt zu suchen und mit fast abstrakter Selbstlosigkeit zum Ausdruck zu bringen, war die Religion und das Ziel seines Lebens. Die Wissenschaft wurde einzig und allein um ihrer selbst willen geliebt und gefördert, jedes noch so kleine Ausschmücken oder Hinausgehen über logisch Bewiesenes wäre ihm als Profanation — Vermengung mit persönlichen Motiven oder gar Streben nach Ehren und Gewinn geradezu als verwerflich erschienen.« — Als Kirchhoff in Heidelberg den Lehrstuhl bestieg, war sein Name nur in dem Kreise der Fachgenossen bekannt, das größere Publikum kannte von seinen gelehrten Arbeiten, die ausnahmslos streng theoretische waren, nichts. Was dann in Bälde seinen Namen mit dem Glanze der Berühmtheit umgab, war sein hervorragendes Lehrtalent. Der Ruf seiner Vorträge zog junge Männer aus allen Ländern heran. »Sein Vortrag« — sagt einer seiner hervorragendsten Schüler, Professor Ludwig Boltzmann — »war ruhig, klar, sorgsam durchdacht, kein Wort zu viel, keines zu wenig, weßhalb er in kurzer Zeit ungewöhnlich Vieles und Reichhaltiges bot. Er liebte es dabei, den einen oder andern Zuhörer anzusehen und ihm gewissermaßen an den Augen abzulesen, ob er das Vorgebrachte verstände. Seine experimentellen Demonstrationen waren stets präzise und elegant durchgeführt, oft durch selbsterfundene Apparate, z. B. sein Elektrometer gestützt«. Und ein anderer seiner Schüler, der zu früh der Wissenschaft entrissene Robert von Helmholtz, von dem wir schon früher ein treffendes Wort anführten, urtheilt: »Sein Vortrag fesselte jeden sofort durch die äußerliche Eleganz und Präzision der Darstellung ... Nie kam ein Irrthum, eine Unklarheit, ein Schwanken im Kleinsten vor ... Der ganze Stoff baute sich vor dem Zuhörer in Gestalt eines ungemein kunstvollen, klassisch formvollendeten logischen Fachwerkes auf, in welchem jeder Theil sich streng aus dem andern ergab, so daß es einen geradezu ästhetischen Genuß gewährte, den Kirchhoff'schen Deduktionen zu folgen. Demgemäß mußten Kirchhoffs Vorlesungen, obgleich sie innerlich zu den schwierigsten gehörten, jedem, auch dem Unbegabtesten, in sich verständlich sein, vorausgesetzt natürlich, daß er das Werkzeug, die mathematische Sprache kannte. Es konnte vorkommen und ist thatsächlich oft vorgekommen, daß einer das Gebotene nicht einzuordnen wußte, nicht begriff, warum und zu welchem Zwecke Kirchhoff gerade so und nicht anders deducirte; aber dem Gedankengang folgen, ihn nachdenken und richtig wiedergeben, mußte jeder können. So paradox es klingt, wäre es daher nicht unmöglich, ohne Kirchhoff je eigentlich verstanden zu haben, seine Vorlesung nach der Niederschrift als vorzügliches Buch herauszugeben. In

Digitized by Google

dieser Eigenschaft der Kirchhoff'schen Dialektik, der absoluten Klarheit und Geschlossenheit in sich, lag wohl ein großer Theil seines Erfolges als Lehrer.« — Daß ein solcher Mann kein Vielschreiber war, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Was er in nahezu vierzig Jahren geschrieben, ist in einem mäßig starken Bande, in dem eine große Anzahl von Aufsätzen gesammelt ist, in einem Bericht über seine »Untersuchungen über das Sonnenspectrum und die Spectra der chemischen Elemente« und in einem Bande »Vorlesungen« über Mechanik enthalten. Alle Vorzüge des lebenden Wortes, wie es in seinen Vorträgen so eindringlich wirkte, sind auch seinen literarischen Arbeiten eigen. Dieselbe Kürze und Knappheit der Form, dieselbe Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes. »Wie in Stein gehauen stehen die Worte da, jedes an seiner Stelle, keines, dessen genauester logischer Umfang nicht überlegt wäre; in wenigen Zeilen ist zusammengefaßt, worüber Andere Seiten schreiben würden; nur wenn vorhandene Worte ihm nicht präzise genug scheinen, umschreibt und definirt er, und zwar dann mit Vorliebe in mathematischer Ausdrucksweise«. Die meisten der Arbeiten Kirchhoffs gehören dem Gebiete der Elektricitätslehre an. Die Berechnung der Bahnen, welche der elektrische Strom in verschieden geformten Körpern oder in verzweigten Leitungsnetzen einschlägt, die Vertheilung der ruhenden Elektricität und des Magnetismus, die Anwendung der sogenannten mechanischen Wärmetheorie auf chemische Prozesse, die Ableitung der Lichterscheinungen aus den rein mechanischen Eigenschaften eines festen elastischen Körpers — des Lichtäthers — das sind die Hauptgegenstände, die er in seinen Abhandlungen erörtert. Die Untersuchungen, die er in denselben anstellt, sind mehrfach bahnbrechend gewesen und haben Ergebnisse zu Tage gefördert, an deren Erzielung sich auch die berühmtesten seiner Vorgänger vergeblich versucht hatten. Das bekannteste seiner Werke, eine ganz neue Gebiete erschließende Entdeckung, die seinen Namen auf der ganzen bewohnten Erde hochberühmt machte, ist die Spektralanalyse. Die epochemachende Entdeckung theilte Kirchhoff selbst der Berliner Akademie in seiner Weise in folgenden schlichten Worten mit: »Bei Gelegenheit einer von Bunsen und mir in Gemeinschaft ausgeführten Untersuchung über die Spektren farbiger Flammen, durch welche es uns möglich geworden ist, die qualitative Zusammensetzung kompliziter Gemenge aus dem Anblick des Spektrums ihrer Löthrohrflammen zu erkennen, habe ich einige Beobachtungen gemacht, welche einen unerwarteten Aufschluß über den Ursprung der Fraunhofer'schen Linien geben und zu Schlüssen berechtigen von diesen auf die stoffliche Beschaffenheit der Atmosphäre der Sonne und vielleicht auch der helleren Fixsterne.« In diesen Worten hat Kirchhoff bereits selbst die überraschendste Anwendung des von ihm entdeckten Gesetzes gezogen. Denn es war eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Entdeckung, daß nunmehr die Astronomen in der Sonne und den übrigen Weltkörpern die meisten irdischen Stoffe entdeckten und somit die Gleichartigkeit aller Materie im Weltraume bewiesen, ja daß drei Typen der physikalischen Beschaffenheit der Fixsterne gefunden und durch die Spektralbeobachtung der Nebelflecken des Nordlichts und der Kometen sogar Aussichten eröffnet wurden, die Möglichkeit der Existenz organischer Wesen auf den letztgenannten Himmelskörpern festzustellen. Mit Hilfe der Spektralanalyse entdeckte schon wenige Tage nach deren Erfindung Bunsen zwei neue Metalle, zu denen sich bald noch viele gesellten; aber auch auf den Gebieten der Physik und der Physiologie hat das Spektrum Forschungen von der größten Bedeutung angeregt und zur Auffindung sehr wichtiger Ergebnisse geführt, von denen hier nur das Gesetz der Farbenmischung, der Farbenwahrnehmung und der Farbenblindheit angeführt sei. Für Kirchhoff selbst traten alle diese, die gelehrte Welt bewegenden Folgerungen, die aus dem von ihm entdeckten Gesetze gezogen wurden, hinter der Freude über der Entdeckung selbst

Digitized by Google

zurück, die für ihn den gleichen Werth gehabt hätte, wenn sie auch nur von theoretischem Interesse gewesen wäre. »Es ist ungemein bezeichnend für ihn« — sagt Robert von Helmholtz — »daß er in seinen theoretischen Vorlesungen nicht mit einem Worte das ganze große durch seine Entdeckung erschlossene Gebiet erwähnt und es in der Sammlung seiner Aufsätze ganz an das Ende verlegt hat.« — Daß ein Mann, dem die Wissenschaft so Großes verdankt, mit seiner Zeit gut haushielt, versteht sich von selbst. Doch war Kirchhoff, trotz der stillen Zurückgezogenheit, die er liebte, kein Feind heiterer Geselligkeit. Er hatte seine Arbeitsstunden streng eingetheilt und ließ sich in der Regelmäßigkeit dieser Zeiteintheilung nicht leicht stören. Aber er liebte es nicht, in den Nachtstunden zu arbeiten. Des Abends um 8 Uhr betrachtete er meist sein Tagewerk als vollendet. Dann gehörte er seiner Familie oder dem Kreise seiner Freunde. »Im Umgange,« sagt Boltzmann, »war er äußerst gefällig und liebenswürdig gegen Jedermann, aufopfernd gegen seine Freunde, jedoch stets von einer vornehmen, gegen Fremde etwas zurückhaltenden Bescheidenheit. Es bedurfte einer gewissen Initiative, bis er warm wurde, was am raschesten im wissenschaftlichen Gespräche geschah. Dann aber war er hinreißend; dann sagte er rückhaltlos seine Meinung und ließ es auch an scharfen Urtheilen nicht fehlen über das, was ihm widerstrebte. Doch gerieth er dabei nie in Zorn, nicht einmal in heftige Erregung, es konnte gewissermaßen nichts seine innere Harmonie stören. Er war so wahrheitsliebend, daß er jeder Behauptung, deren er nicht absolut sicher war, ein »vielleicht« oder »wahrscheinlich« beizufügen pflegte. Dafür galt er aber in dem, was er sicher behauptete, Allen als Autorität.« Was hier von seiner Person gesagt ist, gilt auch von seinen Werken. Für alle Zeiten wird das, was Gustav Kirchhoff geschaffen, in der wissenschaftlichen Welt von dem Glanze einer unerschütterlichen Autorität umgeben bleiben. (Vergl. G. R. Kirchhoff, Festrede zur Feier des 301. Gründungstags der Karl-Franzens-Universität zu Graz gehalten am 15. November 1887 von Dr. Ludwig Boltzmann, zur Zeit Rektor, Leipzig 1887. — G. R. Kirchhoff von Robert von Helmholtz. Deutsche Rundschau, herausgegeben von Julius Rodenberg. Berlin 1888. Band 54 S. 232 ff.) *

Eduard Koelle

wurde am 31. August 1810 als Sohn des Karlsruher Bürgers Christof Koelle und dessen Ehefrau Julie, geb. Zumstein, geboren. Schon sehr frühe trat er in das Karlsruher Gymnasium ein und verließ dasselbe im Jahre 1825, um bei seinem Vormund, dem Bankier August Klose, in die Lehre zu treten. Nachdem er seine Lehrzeit bestanden hatte, war er einige Jahre in dem Speditionshause von Ferdinand Kolb u. Komp. in Straßburg als Kommis thätig und kehrte im Jahre 1833 nach Karlsruhe zurück. Hier lernte er Fräulein Luise Nübling kennen, mit welcher er am 16. Juni 1835 den Bund für's Leben schloß. Aus dieser glücklichen Ehe, welche durch den am 7. Dezember 1874 erfolgten Tod der Gattin gelöst wurde, gingen sechs Kinder hervor, von denen zwei Söhne dem Vater im Tode vorangingen. — Im Jahre 1835 gründete er ein Luxuswaaren-Geschäft, verbunden mit verschiedenen Agenturen, welches er durch rastlosen Fleiß und angestrengte Thätigkeit zu einer ansehnlichen Höhe brachte; im Jahre 1856 übergab er es seinem langjährigen Mitarbeiter, Hrn. Ferdinand Mayer, und gründete das Bankgeschäft, welches heute noch unter seinem Namen fortbesteht. Auch dem Bankgeschäfte widmete er bis zu der wenige Tage vor seinem Tode eingetretenen Krankheit seine ganze Kraft, soweit dieselbe nicht durch seine Thätigkeit für öffentliche Interessen in Anspruch genommen war; denn das war ein schöner Zug seines Charakters, daß er stets den Interessen der Allgemeinheit

Digitized by Google

ein warmes Herz entgegenbrachte. Anhänglich an seine Vaterstadt Karlsruhe, scheute er, wenn es sich um deren Wohl handelte, keine Mühe; schon im Jahre 1846 wurde er als Gemeinderath in das städtische Kollegium berufen, legte diese Stelle jedoch im Herbst 1847 wieder nieder, weil er mit den damaligen subversiven Strömungen sich nicht im Einklange befand. Während der Bewegungszeit war er mehrere Jahre lang als Bürgerwehr-Adjutant mit rastloser Aufopferung Tag und Nacht thätig, wofür er im Jahre 1851 von dem König von Preußen durch Verleihung des Rothen Adlerordens ausgezeichnet wurde. Er war Abgeordneter der Zweiten Kammer während vier Landtagen, von 1854—1857 und von 1867—1870, auf dem Landtag 1879/80 durch landesherrliche Ernennung Mitglied der Ersten Kammer, mehrjähriger Präsident der Handelskammer — in welcher Eigenschaft er auch dem badischen Handelstag von 1861 präsidirte, auf welchem die Statuten der Badischen Bank festgesetzt wurden, — Mitglied des Kreisausschusses, sowie der städtischen Kollegien in verschiedenen Funktionen. Außerdem war er während einer Reihe von Jahren Mitglied der Kirchengemeinde-Versammlung, sowie des Verwaltungsraths der Badischen Bank, des Deutschen Phönix und der Allgemeinen Versorgungsanstalt für das Großherzogthum Baden. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich dem Ehrenamte eines Großh. Handelsrichters für den Bezirk Karlsruhe-Pforzheim und hatte sich nach und nach neben seiner praktischen Erfahrung eine gründliche Kenntniß der einschlägigen Gesetze erworben; kurze Zeit vor seinem Ableben trat er in den geschäftsleitenden Vorstand der Karlsruher Sektion des Deutschen Phönix ein. Im Jahre 1867 erhielt er das Ritterkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwenordens, sowie 1871 das Badische Erinnerungszeichen für 1870/71. — Neben dieser hervorragenden Thätigkeit auf praktischem Gebiete besaß und bewahrte sich Koelle aber auch in hohem Maße Sinn und Empfänglichkeit für die idealen Güter des Lebens. Bis in seine letzten Tage schwärmte er in jugendlicher Begeisterung für alle schönen Künste, und die Meisterwerke unserer großen Dichter und Tonsetzer waren für ihn eine Quelle stets neuen, nie versiegenden Genusses. Der Gesang seiner Schwiegertochter, Frau Magdalena Koelle, die früher als Fräulein Murjahn ein hervorragendes Mitglied der Karlsruher Hofoper gewesen war, verschönte manche Stunde seiner alten Tage. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich selbst mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen, neben seinen auf gediegener Sachkenntniß beruhenden Referaten und Gutachten in Handelsangelegenheiten, auch manche Beiträge belletristischen Genres veröffentlicht und mit Beifall aufgenommen wurden. — Er konnte, als er nach kurzer Krankheit am 22. Februar 1881 starb, auf ein reich bewegtes Leben zurückblicken, reich an Sorge und Mühen, an rastloser und unermüdlicher Thätigkeit, aber auch reich an Freude. Nicht nur sah er seine Arbeit belohnt und sein Streben von Erfolg gekrönt, auch die Liebe der Seinigen und die Anerkennung seiner Freunde und Mitbürger wurden ihm in großem Maße zu Theil; sein Andenken unter uns wird gesegnet bleiben. (Karlsruher Zeitung 1881 Nr. 48, ergänzt aus Nr. 24 der Karlsruher Nachrichten von 1881.)

Wilhelm Kopfer

erblickte am 28. März 1813 als Sohn evangelischer, bescheidener Bauersleute in Liebenscheid, einem kleinen Orte des nassauischen Westerwaldes, das Licht der Welt. Schon in jungen Jahren (1827) kam er in das Haus des großen Tabakfabrikanten Gail in Gießen; dank seiner Tüchtigkeit und seinem Fleiße wurde er später der Schwiegersohn des Chefs dieses Hauses, 1847 siedelte er nach Mannheim über, welches seine zweite Vaterstadt geworden ist. Dort hat er in rascher Folge sich zu einer hochgeachteten bürgerlichen und politischen Stellung emporzuarbeiten verstanden. Kopfer war im besten Sinne des Wortes ein selfmade man,

Digitized by Google

ein Mann, der aus eigenster schöpferischer Kraft aus den kleinsten Anfängen herauf das von ihm gegründete Geschäft zu einer der ersten und bedeutendsten Rohtabakhandlungen der oberrheinischen Metropole emporgehoben hat, was um so mehr heißen will, als ja Mannheim zugleich weitaus der bedeutendste Handelsplatz in inländischem Tabak in Deutschland überhaupt zu sein sich rühmt. — Mittels der Tabakbranche — er betheiligte sich übrigens auch an andern industriellen und kommerziellen Schöpfungen, insbesondere in der chemischen Industrie — ist er zu jener Höhe des Besitzes gelangt, von welcher aus es ihm möglich war — und dieses galt ihm als seiner Arbeit schönster Lohn — ferner nicht nur seinen eigenen Zwecken, sondern auch als ein vor Anderen gemeinnütziger Mann seinen Mitbürgern und seinem Vaterlande zu dienen. Mitte der fünfziger Jahre trat er in den Bürgerausschuß von Mannheim ein, am 30. November 1870 und am 22. Mai 1875 wurde er wiederholt zum Mitgliede des Stadtraths gewählt. Nachdem er noch in demselben letzteren Jahre aus dieser Stellung wegen Ueberhäufung mit Berufsgeschäften wieder zurückgetreten war, wurde er Ende Oktober 1878 wiederum zum Mitgliede des Bürgerausschusses und einige Wochen später zum Mitgliede des Stadtverordnetenvorstandes gewählt. Endlich wurde er Ende September 1884 neuerdings in den Bürgerausschuß berufen. — In dieser seiner Stellung als Vertreter der Stadt hat er sich an allen wichtigen Fragen der Gemeinde mit seiner reichen Lebenserfahrung betheiligt. Speziell beschäftigte er sich mit den finanziellen Fragen. Die Mannheimer Bürgerschaft hat diese Verdienste in der Gemeinde dadurch anerkannt, daß sie ihn verschiedene Male in den badischen Landtag (1863, 1877 und 1881) und in den deutschen Reichstag entsandte. In dem letzteren saß er seit 1878; wurde auch sein Name wenig genannt, so gab er doch auch hier sein Bestes aus dem Born seiner praktischen Anschauungen. Erst wenige Monate vor seinem Tode glaubte er wegen fortgesetzter Kränklichkeit dieses Mandat niederlegen zu müssen. — Auch in der Verwaltung der Handels- und Industrieangelegenheiten seiner Adoptivvaterstadt nahm Kopfer längere Zeit die erste Stelle ein. Als 1864 an Stelle der Handelsinnungen die freigewählten Handelsgenossenschaften traten, wurde er erstmals in die Handelskammer der Stadt Mannheim gewählt; 1871 wählten ihn seine Kollegen in dieser Korporation zu ihrem Vizepräsidenten, 1876 aber zum Präsidenten, ein Amt, dessen er gleichfalls mit der größten Hingebung, unterstützt von einem großen und weiten kaufmännischen Blick, bis zur Reorganisation der badischen Handelskammern durch das Gesetz vom 8. Dezember 1878, waltete. Innerhalb dieser Periode war Kopfer auch Vertreter der Handelskammer im bleibenden Ausschusse des Deutschen Handelstages. Unter seinen Vorsitz in der Handelskammer fiel eines der für die weitere Zukunft des rheinischen Emporiums wichtigsten Ereignisse: die Einweihung der neuen Mannheimer Hafenanlagen, mit die bedeutendste Binnenhafeneinrichtung in Deutschland überhaupt, am 15. August 1875, an die wohl thatsächlich sich die ungemein rasche und umfassende Verkehrsentwicklung dieses Platzes knüpft. Als die auf Grund des gedachten Gesetzes neu gewählte Kammer in den ersten Tagen 1880 sich konstituirte, legte Kopfer sein Amt nieder, blieb aber in der neuen Handelskammer für den Kreis Mannheim in Folge der wiederholten Erneuerungswahl bis fast zu seinem Todestage, dem 10. Juli 1887. Die Worte, mit welchen der Nachfolger Kopfers im Präsidium der Handelskammer im vollen Einverständniß mit dem gesammten Kollegium am 23. September 1887 das Andenken des Verblichenen geehrt hat, geben wir nachstehend im Wortlaute wieder; sie geben die beredteste Schilderung des immer thätigen Mannes: »Wir haben heute eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen, die Pflicht, eines Mannes zu gedenken, den wir einst mit Stolz den unseren nannten und den ein jäher Tod unserem Kreis entrissen hat, wie dem seiner Familie. Es

Digitized by Google

ist Herr Wilhelm Kopfer, von dem ich spreche und dessen Andenken wir uns gedrängt fühlen, pietätvoll zu ehren am heutigen Tage. Was der Dahingeschiedene als Mann, als Bürger war, das ist bereits von anderer Seite und an anderen Orten gewürdigt worden. Uns liegt ob, seiner zu gedenken als Mitglied des Handelsstandes wie der Handelskammer. In ersterer Eigenschaft hat er am hiesigen Platze ein bedeutendes Handelsgeschäft gegründet, das auch heute noch weiter blüht, trotzdem sein Begründer die Augen geschlossen hat zum ewigen Schlaf. In seiner Eigenschaft ferner als Mitglied der Handelskammer war er uns ein hochgeschätzter Kollege, ein treuer Genosse bei unseren Arbeiten, ein langjähriger bewährter Führer. Sein Eintritt in die Handelskammer erfolgte im Jahre 1864. Im Jahre 1871 berief ihn das Vertrauen seiner Kollegen zum Vizepräsidenten und endlich 1876 zum Präsidenten der Handelskammer. Er bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1879, zu welchem Zeitpunkt er durch die ungünstige Gestaltung seiner Gesundheitsverhältnisse sich genöthigt sah, eine Wiederwahl abzulehnen. In allen diesen Stellungen bethätigte er stets diejenigen Eigenschaften, durch welche er sich die Werthschätzung und Hochachtung seiner Mitbürger in so hohem Maße erworben hat: einen strengen Rechtssinn, eine große Arbeitskraft und unerschütterliche Pflichttreue. In der Ständekammer wie in dem Reichstag hat er unsern Platz vertreten; der Handelskammer aber gehörte er beinahe bis zu dem Augenblicke an, da der Rathschluß des Ewigen seinem thätigen und fruchtbaren Leben ein für unsere Wünsche und Hoffnungen allzu frühes Ziel setzte. Wilhelm Kopfer ist nicht mehr — allein sein Name wird auch in ferneren Zeiten einen guten Klang haben für unser Ohr. Wir werden die Erinnerung an den heimgegangenen Kollegen hoch halten und auch in künftigen Tagen ehrend seiner gedenken.« Kopfer hat darnach alle Ehren in reichlichem Maße genossen, die ein Gemeinwesen zu vergeben hat und die ein Bürger erwerben kann. Kopfer war eben auch ein lauterer, reiner Charakter, scharf ausgeprägt, kantig und schneidig, dabei schlicht und gerade, gerecht bis zur Strenge und sogar oft schroff, aber nicht weniger gegen sich selbst wie gegen andere. Er hatte eine offene Hand überall dort, wo er sich sagen konnte, daß er einen guten Zweck damit verfolge. Seine scheinbare persönliche Härte hatte auch der schärfste, aber ehrliche Gegner in den persönlichen Beziehungen ihm gegenüber niemals zu empfinden. In der That haben auch seine Gegner nie den blanken Ehrenschild dieses Mannes verdüstert; denn wo er sie bekämpfte, hat er das stets mit ehrlichen Waffen gethan. Seine politische Ueberzeugung mochte vielleicht nicht Jeder theilen, aber Niemand hat je daran gezweifelt, daß Kopfer damit glaubte, dem Wohle Aller zu dienen. Wir schließen die Darstellung dieses reichen Lebens wohl am treffendsten mit den Worten, die an seinem offenen Grabe gefallen sind: »Zu einer Zeit, wo große und glänzende Namen mit ihrem Gewicht auf kleinere Geister drücken, wo allerdings Gefahr ist, einem blinden Autoritätsglauben anheim zu fallen, hat er gemahnt: Bewahrt Euch die Freiheit des eigenen Urtheils, des freien Denkens und Glaubens, treibt keinen Götzendienst mit Menschen.« Landgraf.

Jakob Krauth

wurde am 4. Juli 1833 in Mannheim geboren. Sein Vater, wie auch schon sein Großvater, hatten als beliebte Stukkatoren u. a. im Heidelberger Schloß und in den Großh. Schlössern von Mannheim und Karlsruhe gearbeitet. Er selbst, der als ältester Sohn seine sechs Geschwister überlebte, wurde zunächst im väterlichen Geschäfte verwendet, begab sich aber bald nach München, wo er fünf Jahre seiner künstlerischen Ausbildung widmete und bei seiner natürlichen Begabung, verbunden mit großem Fleiß, solche Erfolge erzielte, daß er sich anfangs der 60er Jahre in seiner Vaterstadt Mannheim als Bildhauer niederlassen konnte.

Digitized by Google

Er entwickelte hier eine vielseitige Thätigkeit mit Arbeiten in Stein, Gips und Holz, bald auf dem Gebiete des architektonischen Ornaments, bald auf dem der höheren Kunst, indem er Büsten und Grabdenkmäler auszuführen hatte. Der Auftrag, im Jahre 1869 in Weinheim das Denkmal des Freiherrn Laubert von Babo zu entwerfen, führte ihn in dessen Familie mit seiner künftigen Gattin, einer Tochter aus angesehenem Hause in Danzig, zusammen, mit der ihm seit 1870 durch 20 Jahre in glücklicher Ehe zu leben beschieden ward. Gemeinschaftliche größere Reisen nach Wien, Kopenhagen, Holland, Schweden, Italien, Paris erweiterten seinen Gesichtskreis und regten sein künstlerisches Schaffen an, an welchem ihn indessen leider allzu bald ein tragisches Geschick dauernd verhindern sollte, da ihn 1875 ein rheumatisches Leiden am rechten Arme zur weiteren praktischen Ausübung der Bildhauerei unfähig machte. Glücklicher Weise führte ihn sein künstlerischer Sinn auf ein anderes verwandtes Feld der Thätigkeit, das ihm nicht nur wachsende Befriedigung, sondern auch die Möglichkeit gewährte, sich in der Oeffentlichkeit dauernde Anerkennung zu sichern. Sein Interesse wandte sich jetzt vorzugsweise dem Kunstgewerbe zu. Von Danzig aus fand er Anknüpfungspunkte mit Spanien; hier gelang es ihm, auf dem Gebiete der textilen Kunst große, noch wenig bekannte Schätze an alten Stoffen, Stickereien und Spitzen aufzufinden und allmählich eine so interessante und bedeutende Sammlung solcher Muster zusammenzustellen, daß das preußische Kultusministerium deren Erwerbung für den Staat veranlaßte. Der größere Theil der Sammlung wurde zur Bildung eines Textilmuseums in Crefeld bestimmt, mit dessen Errichtung Krauth selbst während dreier Jahre sich dort offiziell zu beschäftigen hatte, die Stickereien und Spitzen fielen dem Berliner Kunstgewerbemuseum zu, bei dessen feierlicher Einweihung er einst unter den geladenen Gästen war. Nach dem Tode seines Vaters 1883 siedelte Krauth nach Frankfurt über. Auch dort beschäftigten ihn kunstgewerbliche Interessen, mit Vorliebe wieder auf dem textilen Gebiete. Mit seinem Kunstverständniß sammelte er theils für sich, theils als hochgeachteter Vertrauensmann für andere, auch wurde er vielfach wegen seiner ausgedehnten Sachkenntniß und seinem sichern Blick bei der Prüfung und Schätzung kunstgewerblicher Gegenstände aus älterer und neuerer Zeit zu Rathe gezogen. So beschaffte er eine zweite bedeutende Textilsammlung mit spanischen Stickereien und Applikationsarbeiten, welche um 50 000 M. von der Baron Stieglitz'schen Zeichenschule in St. Petersburg erworben wurde, und so war er, zumal in den letzten Jahren, ein fortwährend treuer und verehrter Berather für die vaterländischen Institute, die Großh. Staatssammlungen und das Kunstgewerbemuseum, zu deren sachgemäßer und wohl ausgewählter Bereicherung er wiederholt durch Beschaffung von Gegenständen und durch sachverständigen Rath in wohlwollender und uneigennütziger Weise beigetragen hat. — Leider sollte ihm nicht gelingen, über sein rheumatisches Leiden Herr zu werden; Kuren, welche er an verschiedenen Orten brauchte, hatten keinen befriedigenden Erfolg. In den zwei letzten Jahren verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand in der bedenklichsten Weise; die letzten drei Monate brachte er in Meran zu, aber auch hier zeigte sich bei aller aufopfernden Pflege von Seiten seiner Gattin keine Besserung. Am 30. Dezember 1890 ward seinem thätigen, der Pflege des Schönen gewidmeten Leben durch den Tod ein Ziel gesetzt, nachdem ihm eben noch durch die Gnade des Großherzogs als letzte von ihm dankbar empfundene Weihnachtsfreude das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens zu Theil geworden war. — Die Früchte seiner Thätigkeit sichern ihm ein dauerndes Andenken. Aber auch sein persönliches Wesen, sein kindlich bescheidenes Gemüth, zu dem insbesondere sich die Kinderherzen immer gerne hingezogen fühlten, sein allezeit gesunder Humor, sein in allen Dingen feinfühlender Sinn, die Treue gegen seine Freunde und das auch im Leiden unverdrossene

Digitized by Google

Streben, in der Kunst und dem Verständniß für dieselbe sich und andere zu fördern, werden bei allen, die ihm im Leben nahe traten, unvergessen bleiben. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 19.)

Karl Krebs

war zu Freiburg im Breisgau den 28. Januar 1800 geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt das Lyceum absolvirt hatte, widmete er sich zuerst dem Studium der Medizin, wandte sich aber später der Theologie zu und wurde, wie es die damaligen Verhältnisse mit sich brachten, am 24. September 1822 in Rottenburg zum Priester geweiht. Von seinen 27 Kursgenossen sind ihm 26 im Tode vorausgegangen. Nach Verwaltung einiger Vicarsposten auf dem Schwarzwalde, im Breisgau und in der Ortenau kam Krebs auf fünf Jahre nach Karlsruhe als Stadtkaplan, wo er sich, wie später in Donaueschingen und Gernsbach, durch seine fließende Redekunst beliebt machte. Von da ab wirkte Krebs als Pfarrverweser in Bretten, Bruchsal und Waldkirch, bis er am 24. Juni 1835 von dem Fürsten zu Fürstenberg auf die Hof- und Stadtpfarrei Donaueschingen präsentirt wurde. In dieser Zeit wurde ihm das Amt eines Großh. Dekans und Bezirksschulvisitators übertragen, welches er auch in seinem späteren Wirkungskreise zu Gernsbach fortbekleidete. In dieser Pfarrei verbrachte Dekan Krebs fast 33 Jahre, vom 24. Juni 1848 bis zu seinem Tode am Charfreitag, den 15. April 1881, allseitig geliebt und geehrt. Seine Kollegen wählten ihn im Mai 1872 zu ihrem Kapitelsdekan und schon vorher, im Februar desselben Jahres, war ihm das Amt eines erzbischöflichen Schulinspektors übertragen worden. Für seinen Eifer und seine Thätigkeit in Schule und Kirche wurde ihm am 22. April 1843 von dem Großherzog Leopold das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen, dem bei seiner Priester-Jubiläumsfeier im September 1872 Großherzog Friedrich das Eichenlaub hinzufügte. Der Verstorbene war ein origineller Mann, originell in seinem Aeußeren, in seiner Thätigkeit, originell in seinen Eigenheiten. Eine große hagere Gestalt barg seinen reichen, lebendigen Geist, der ihm keinen Augenblick Ruhe oder Rast ließ. Immer wußte Krebs zu arbeiten, Nothwendiges, Nützliches oder Zerstreuendes. Er äußerte einmal im Bekanntenkreise: »Wenn Sie einmal hören, daß ich nicht mehr in die Kirche komme, dann denken Sie, daß es schlecht um mich steht«. So war es auch. Bis wenige Wochen vor seinem Tode war er besorgt um den Gottesdienst, um die Führung seiner Bücher und seinen Dekanats- und Schuldienst und konnte sich nur schwer entschließen, sich davon zu trennen. Dabei leistete er gerne Aushilfe nach allen Seiten hin. Das wußten seine Amtsbrüder wohl. Wo darum einer krank oder in einem sonstigen Anliegen war, da wandte er sich an den alten Herrn Dekan nach Gernsbach, der trotz der eigenen ausgedehnten Pfarrei stets bereit war, entweder selbst oder durch seinen Kaplan Aushilfe zu leisten. Seiner Uneigennützigkeit hierin und in allen seinen dekanatlichen Verrichtungen gaben Alle, die es angeht, das ehrendste Zeugniß. Von seiner körperlichen Lebendigkeit und Frische könnten alle Berge und Hügel des Murgthales, aber auch fast aller Herren Länder Europa's erzählen. Denn jedes Jahr trieb es ihn hinaus zu größeren oder kleineren Reisen und Exkursionen und er konnte jene nicht begreifen, die, wie er zu sagen pflegte, »zu Hause hinsitzen und Patronen machen«. In der Gesellschaft waren dann auch die Erinnerungen an seine manchfachen Reisen und Reiseerlebnisse die angenehmste Unterhaltung, die er sich gönnen mochte. Die kirchlichen Anschauungen und Grundsätze des Dekans Krebs waren korrekt, er hielt treu zu seinem Bischofe. War er in Folge seiner priesterlichen Erziehung auch Manchem fremd, was die kirchlichen Vorschriften gebieten, so hatte er doch nie ein verletzendes Wort gegen solche seiner Mitbrüder, die anders als er dachten und handelten. Ueberhaupt war er jedem seiner Amts-

Digitized by Google

brüder, auch dem einfachsten Vikar, hold und freundlich, wenn dieser seine Pflicht erfüllte und ihm als seinem Dekan oder als einem älteren Manne in geziemender Weise entgegenkam. — Wenn gesagt wurde, daß Dekan Krebs auch originell in seinen Eigenheiten war, soll dadurch kein Schatten auf seinen Charakter fallen. Denn seine Eigenheiten waren solche, die keinem Menschen schadeten, im Gegentheil zu mancher heiteren Laune Anlaß gaben und über die seine Freunde zu guter Stunde mit ihm selber scherzen durften. Zudem werden sie weit überholt durch die guten Eigenschaften seines Gemüthes, durch seine schonende Nachsicht im Urtheil und durch seine Versöhnlichkeit gegen solche, die ihn kränkten oder beleidigten. Durch sein Amt als landesherrlicher und erzbischöflicher Dekan und durch seinen langen Aufenthalt in Gernsbach war Dekan Krebs eine populäre Persönlichkeit geworden. Man kannte ihn überall. Oftmals sagte er bald scherzend, bald verdrießlich: »Man kennt mich überall, ich kann nirgends ungekannt durchkommen, überall ruft Jemand: Herr Dekan!« Man sah ihn auch überall gerne, denn er war leutselig gegen Hoch und Nieder, gegen Kinder und große Leute, gegen Katholiken und Andersgläubige. Daher kam es denn auch, daß sein Leichenbegängniß eine ungeheure Menschenmasse herbeizog. Das ganze Thal war auf den Beinen, um in Gernsbach den alten Dekan zur letzten Ruhe zu begleiten, dem ein ehrenvolles Andenken gesichert ist. (Nach dem Freiburger Katholischen Kirchenblatt 1881 Nr. 18.)

Leopold Krumm

war geboren am 15. November 1821 zu Emmendingen, woselbst sein Vater, dem ärztlichen Stande angehörend, eine geachtete Stellung einnahm. Im elterlichen Hause wurde die Erziehung des frischen und kräftigen Knaben in liebevoller und verständiger Weise geleitet, wobei auf eine gleichmäßige leibliche wie geistige Entwicklung Werth gelegt, der Keim zur Arbeitsfreudigkeit gepflanzt und all' das abgehalten wurde, was eine Schädigung des kindlichen Gemüths verursachen könnte. — Einfach und bedürfnißlos wuchs der Knabe heran; keine erregenden, die Phantasie aufstachelnden, die Seelenkräfte zersplitternden Einflüsse, wie sie die gegenwärtigen sozialen Zustände mit sich bringen, machten sich geltend, weßhalb auch eine harmonische Ausbildung des inneren Menschen nicht gestört wurde. — So war es möglich, daß der an Leib und Seele gesunde Knabe, nachdem er die Volks- und lateinische Schule im Geburtsort absolvirt hatte, behufs Fortsetzung der Studien das Gymnasium zu Freiburg besuchen und sich in dieser Anstalt die Zufriedenheit seiner Lehrer anstandslos erwerben konnte. — Leider zwangen die äußeren Verhältnisse den Schüler, vor Beendigung des philosophischen Kursus, also vor Erlangung des Maturitätszeugnisses, mit dem Studium der Heilwissenschaft zu beginnen und dieses im Laufe der Jahre 1838—43 an der Hochschule zu Freiburg zu Ende zu führen. Mit regem Eifer und Fleiß suchte sich Krumm gründliche Kenntnisse zu erwerben und allen Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden; schon frühzeitig lieferte er als Praktikant in den Kliniken am Krankenbette Beweise guter Beobachtungsgabe wie eines sicheren Urtheils, desgleichen solche gewünschter Fingerfertigkeit bei den praktischen Beschäftigungen: Anlegen der Verbände, Ausführung kleiner Operationen ꝛc. — Der Mangel eines vollständigen Abgangszeugnisses verhinderte Krumm, die gesammten Staatsprüfungen abzulegen, weßhalb ihm im Jahre 1844 nur die Berechtigung zur Ausübung der Chirurgie und Geburtshilfe ertheilt werden konnte. Der Wunsch, sich in Bälde eine geeignete Stellung zu verschaffen und bei gesicherter Existenz durch Privatfleiß das auf philologischem und philosophischem Gebiete nachzuholen, was die Ablegung des Examens in der inneren Medizin allein ermöglichte, veranlaßte ihn, am 16. Januar 1845 bei dem Badischen Leib-Grenadierregiment als Chirurg

Digitized by Google

einzutreten und fortan der militärärztlichen Laufbahn seine Kräfte zu widmen. — Rasch erwarb er sich die Achtung und Zuneigung der vorgesetzten Kollegen wie das Vertrauen der ihm zugewiesenen Kranken, denn als ständiger wachehabender Arzt im Garnisonspitale war ihm genügende Gelegenheit geboten, nicht allein seine Kenntnisse und Leistungsfähigkeit zu bewähren, sondern auch Beweise seines redlichen Strebens, seines Diensteifers, seiner Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu geben. — Obgleich die Zeitverhältnisse wie auch die Anforderungen des Dienstes in den bewegten Jahren 1848—50 die Vorbereitung zur nachträglichen Maturitätsprüfung gar nicht begünstigten, so gelang es dennoch Krumm, durch regen Fleiß dieses große Hinderniß bestens zu beseitigen und hiernach im Frühjahr 1851 die medizinische Staatsprüfung in gewünschter Weise zu bestehen. Jetzt war dem auf eigene Kraft Angewiesenen die Bahn geöffnet, und schon bald nachher, in demselben Jahre, erfolgte die Ernennung zum Oberarzt in dem bezeichneten Regiment. Von dieser Zeit an wirkte der Verblichene ununterbrochen in den verschiedensten obermilitärärztlichen Stellungen, und zwar sowohl im Frieden als im Kriege, mit bestem Erfolg. Bis zum Jahr 1861 verblieb er beim Leib-Grenadierregiment und in dem Garnisonlazareth, dann wurde er zum Regimentsarzt des Leib-Dragonerregiments befördert, später versah er die chefärztliche Stelle beim zweiten und zuletzt beim dritten Dragonerregiment, wobei er gleichzeitig mit Wahrnehmung der ärztlichen Geschäfte bei der königlichen 28. Division betraut worden war. — Beinahe ständig in der Garnison Karlsruhe wirkend, war es ihm auch vergönnt, sich eines großen Zutrauens von Seite der Civilbevölkerung zu erfreuen und sich eine Privatpraxis zu gründen, welche ihm zu allseitiger Ausbildung als Arzt in den verschiedensten Disziplinen die Mittel bot. — Im Jahr 1848 wohnte Krumm, Kaltblütigkeit und Umsicht an den Tag legend, dem Gefechte auf der Scheideck bei. Bei dem Ausmarsche nach Schleswig-Holstein war er dem Großh. Feldspitale zugetheilt. Während des Krieges 1866 versah er bei dem in Tauberbischofsheim etablirten Feldspitale die Stelle des Chefarztes und in jenem von 1870/71 gegen Frankreich dieselbe bei dem dritten badischen Feldlazareth des Werder'schen Corps. Immer füllte er den ihm zugewiesenen Posten auf's beste aus, alle seine Kräfte dem Wohle des Ganzen, des Dienstes, jenem der ihm Anvertrauten weihend. Bei dem Bestreben, sich ständig fortzubilden, die vorhandenen gediegenen Kenntnisse weiter zu vermehren, bei dem wohl geübten praktischen Blicke, dem ruhigen Urtheile, bei den reichen Erfahrungen in allen Gebieten der Heilkunde konnte es nicht fehlen, daß Krumm mit großer Sicherheit als Arzt auftrat und allen Anforderungen voll entsprach. — Ein solches Wirken am Krankenbett wie im Militärdienst, welch' letztem er mit Leib und Seele ergeben war, fand auch in allen Kreisen gebührende Anerkennung. Von seinem Kriegs- wie Landesherrn wurde Krumm wiederholt mit Ordensverleihungen ausgezeichnet; von den Patienten aus allen Schichten der Bevölkerung erhielt er die aufrichtigsten Beweise von Dankbarkeit, Hochachtung und Liebe. — Lange erfreute sich Oberstabsarzt Krumm eines ungetrübten körperlichen wie geistigen Wohlbefindens, eines reichen und schönen Familienglücks, überhaupt eines selten dem Menschen vergönnten, innerlich befriedigenden Lebensganges, ohne je vom Schicksal empfindlich oder hart angefaßt zu werden. In voller Gesundheit war es ihm, dem Bilde ungeschwächter Kraft, vergönnt, allen Obliegenheiten stets getreulichst nachzukommen und das Aufblühen der Seinigen zu überwachen und zu hüten, von Kummer oder Sorgen niemals belastet. — Da mit einem Male befiel den für gefeit Erachteten eine schwere Krankheit (Brustfell-Entzündung), die ihn dem Tode nahe brachte und nur durch die Kunst in Schranken gehalten werden konnte. In erfreulicher Weise erholte sich auch der Kranke im Laufe einiger Monate derart, daß er anstandslos seinen Dienst wieder übernehmen

Digitized by Google

konnte. Nach 1½ Jahren machten sich aber wesentliche Störungen im Bereiche der Herzthätigkeit (Klappenverbildungen) bemerkbar und schon kurze Zeit nachher stellten sich auch Erscheinungen ein, welche auf das Bestehen bösartiger Neubildungen in wichtigen Organen des Unterleibs (Krebsgeschwülste) hinwiesen. Der gänzliche Mangel an Bluterneuerung und Ernährung, die rasch zunehmende Abmagerung, der totale Verfall der Kräfte trotz der besten Pflege, Wartung ꝛc., machten es dem Leidenden, welcher sich nur zu lange mit Anspannung aller moralischen Kräfte aufrecht zu erhalten suchte und mit männlicher Resignation, mit stoischer Ruhe, die Bösartigkeit der Krankheit wohl erkennend, dem schlimmen Ausgange entgegensah, fernerhin unmöglich, der gewohnten Beschäftigung nachzugehen, sie bannten ihn vom Monate März 1883 an an das Zimmer, jedoch erst in den letzten Lebenstagen an das Bett, welches zu hüten ihm eine Pein war. — Am 15. Mai 1883 wurde endlich Oberstabsarzt Krumm von dem so schmerzhaften, unheilbaren Leiden durch den Tod erlöst; ruhig schied er aus dem ihm so lieb gewordenen Leben, aus dem theuren Kreise der Seinen, aus jenem der Kollegen, Freunde und Kameraden, aus dem der Hilfesuchenden, die so oft in schlimmen Stunden seinen bewährten Rath in Anspruch nahmen. Welch' tiefen Schmerz sein Weggang allerwärts verursachte, dürfte aus vorstehender Schilderung der edlen Persönlichkeit des Verklärten zu ersehen sein: Kriegs- wie Landesherr haben in ihm einen pflichttreuen, bewährten Diener, — die Gattin einen vortrefflichen, nur Glück spendenden Lebensgefährten, die Kinder einen liebevollen, fürsorglichen Vater, die Aerzte einen hervorragenden Kollegen, die Kameraden und Freunde einen in allen Lagen des Lebens zuverlässigen Genossen und die leidende Menschheit einen jeder Zeit opferwilligen, geschickten und höchst leistungsfähigen Helfer in der Noth verloren, die Mitlebenden aber in ihm eine Erscheinung, auf welche Shakespeare's bezeichnende Worte: »Es war ein Mann, nehmt alles nur in allem« volle Anwendung finden. (Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 163 Beil.)

Lothar Kübel

entstammt einer begüterten Landwirthsfamilie zu Sinzheim im Bezirksamt Baden und wurde daselbst am 22. April 1823 geboren. Wie so manchmal war es auch bei Kübel der Ortsgeistliche, der zuerst auf das in dem schüchternen Bauernbüblein schlummernde Talent aufmerksam wurde und seine Ausbildung anregte. Alois Oser, damals Vikar in Sinzheim, später Pfarrer in Moos und Ottenau, bestimmte den Knaben und seine Eltern zum »Studiren« und »Studiren-lassen« und ertheilte ihm selbst den ersten Lateinunterricht. Lebenslang blieb Oser seinem Zögling ein väterlicher Freund, erlebte noch dessen Erhebung zur bischöflichen Würde und erfreute sich noch im Sterben an seiner Gegenwart. Auf die Nachricht von dem bevorstehenden Ende des geliebten Lehrers († 18. September 1868) war nämlich der Bischof von Rothenfels, wo er eben firmte, nach Ottenau geeilt, um dem theuern Todten die Augen zuzudrücken, wobei er unter Thränen zu den Anwesenden sagte: »Diesen beiden Augen verdanke ich nach Gott Alles, was ich bin«. — Seine Gymnasialstudien machte Kübel am Lyceum in Rastatt, wo damals mit Direktor Lorenz eine Reihe hervorragender Lehrer und Schulmänner wie Beck, Feldbausch, Griesshaber u. a. auf das anregendste wirkten. Mit soliden Kenntnissen und warmer Begeisterung für alles Edle und Große in Geschichte und Leben, verließ Kübel Rastatt im Herbst 1843, um in Freiburg das Studium der Theologie zu beginnen. Auch hier traf er zu guter Stunde ein. Der greise Hug war freilich im Niedergang, dafür standen Hirscher und Staudenmaier auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit, während Hugs Schüler Adalbert Maier und der feurige Buß bereits weit über Freiburg hinaus mit Auszeichnung genannt wurden. Zwei Jahre

Digitized by Google

saß Kübel zu den Füßen dieser Männer und brachte dann ein drittes in München zu, wie die katholische Studentenschaft jener Jahre von Döllinger und Philipps und besonders von Joseph Görres auf's mächtigste angeregt und gefördert. Ein offener Charakter, klar und wahr bis auf seinen Grund, dabei voll heitern Freimuthes und von einer angeborenen Vornehmheit in Gesinnung und Auftreten war Kübel wie in Rastatt und Freiburg so auch in München in Studentenkreisen wohl bekannt und gerne gesehen, und noch nach Dezennien erinnerten sich manche Bekannte des Bischofs aus jener Zeit gerne an heitere Stunden, die sie mit ihm zugebracht hatten. Wohl vorbereitet trat Kübel im Jahre 1846 als Alumnus in das Seminar zu Sankt Peter ein, wo er am 19. August 1847 die Priesterweihe empfing. — Das nächste Jahr brachte den jungen Priester in rascher Folge auf drei Vikarsposten zu Bonndorf, Donaueschingen und Sankt Martin in Freiburg; an letzterem Orte traf ihn die Ernennung zum Repetitor der Moral am theologischen Konvikte zu Freiburg, wo er am 13. November 1848 eintrat, um sich fortan fast 20 Jahre lang dem Unterricht und der Erziehung des Klerus zu widmen. — Das theologische Konvikt zu Freiburg, als Staatsanstalt zur Heranbildung katholischer Geistlicher gegründet und am 13. November 1842 eröffnet, hatte seither, von Mißgeschick jeder Art verfolgt, nur sehr geringe Leistungen erbracht und trotz des guten Willens seiner Vorsteher nicht zu gedeihen vermocht. Kaum war Kübel ein halbes Jahr thätig gewesen, so bereiteten zuerst der Ausbruch der Revolution (13. Mai 1849) und in der Folge die Widmung des Anstaltsgebäudes zum Lazareth der preußischen Okkupationstruppen dem Zusammenleben der Zöglinge ein jähes Ende. Seine Zwecke sollten, soweit es möglich war, durch den sogenannten »Konviktsverband« erreicht werden, welcher die nunmehr in der Stadt wohnenden Theologen zum Gottesdienst und zu wissenschaftlichen Uebungen vereinigte und auch eine gewisse Aufsicht über ihren Wandel ermöglichen sollte. Die Aufgabe war zumal in jener Zeit der Erregung für die Vorstände nicht leicht; gleichwohl sei sie dem Repetitor Kübel, der den Jahren nach seinen Zöglingen noch so nahe stand, viel besser gelungen als einem ältern, an die Formen der Bureaukratie gewöhnten Vorsteher. Im Mai 1852 wurde in Folge der Differenzen, welche sich zwischen der Staatsregierung und dem Erzbischof Hermann von Vikari (Badische Biographieen II, Seite 387 ff.) entspannen, auch der Konviktsverband aufgelöst. Jetzt ward Kübel, dessen Tüchtigkeit und Geschick, auf junge Leute einzuwirken, man kennen und schätzen gelernt hatte, mit einer Art Ephorat über die Studirenden der Theologie betraut, daneben aber, zunächst als »Hilfsarbeiter«, beim Ordinariat beschäftigt und 1854 zum Ordinariatsassessor befördert. — Die Arbeitslast des neuen Assessors ward bald eine ebenso umfassende als verantwortungsvolle. Mehrere Mitglieder des ohnehin durch die geringe Anzahl seiner Stellen für das Bedürfniß der großen Diöcese ganz unzureichenden Domkapitels wirkten wegen Alter, Krankheit, oder aus andern Gründen im Ordinariat gar nicht, oder nur mit halber Kraft mit; die im Lande herrschende Gährung, welche in der Revolution einen so tollen Ausbruch genommen hatte, kam nur langsam zur Ruhe; die Differenzen zwischen Kurie und Regierung mehrten sich und wurden zum offenen, auf's lebhafteste geführten »Kirchenstreit«, der alle Gemüther erregte und mit der Verhaftung des greisen Erzbischofs (Mai 1854) einen akuten Charakter annahm. Allerdings schlug die Regierung die gegen den Prälaten eingeleitete Kriminalklage bald wieder nieder, aber die gleichzeitig mit dem päpstlichen Stuhle angeknüpften Verhandlungen gediehen nur sehr langsam. Erst im Herbst 1857 reifte die erste Frucht derselben. Das theologische Konvikt, ein Streitobjekt zwischen Kirche und Staat seit seinem Entstehen und zu seinem dauernden Unglück, sollte, wie

Digitized by Google

Hermann von Vikari[illegible] seit Jahren verlangte, als erzbischöfliche Anstalt wieder eröffnet werden. Man einigte sich auf ein »provisorisches Statut« vom 19. Mai 1857, nach welchem »die obere Leitung und Beaufsichtigung des Collegium theologicum dem Erzbischof zusteht«, welcher »die Aufsichtskommission« und sämmtliche Vorsteher ernennt, »nachdem er sich vergewissert hat, daß nicht die zu Ernennenden der Regierung aus wichtigen, auf eine Thatsache von streng politischer und bürgerlicher Natur gestützten Gründen minder genehm sind«. Am 2. Oktober 1857 wurde Ordinariatsassessor Kübel zum Direktor des Collegii theologici ernannt, ohne deßwegen aus seiner Stellung im Ordinariat auszuscheiden. Am 25. Oktober jenes Jahres fand die feierliche Eröffnung der neuen Anstalt statt. — Das Dezennium 1857—1867 umfaßt Kübels glücklichste Jahre. Ohne ein Gelehrter zu sein, hatte der wohlbefähigte Mann sich auch in den Wissenschaften hinlänglich umgesehen, um den Theologen auch als Lehrer imponiren zu können. Seine Kenntnisse auf dem Gebiete der profanen und kirchlichen Geschichte, sodann in der Moral und besonders im Kirchenrechte, waren gründlich und umfassend und die Repetitionen, die er als Direktor über das letztere Fach hielt, anregend und instruktiv. Der edle Charakter Kübels war durch die Jahre und die Erfahrungen gereift und hinter dem ruhigen Wesen und der gemessenen, kurzen und bestimmten Art, mit welcher der Direktor für gewöhnlich seine Zöglinge behandelte, konnte seine Gemüthsfülle und die warme Zuneigung, womit er sie, ihre Erziehung, ihr gesammtes Wohl umfaßte, nicht lange verborgen bleiben. Wie kaum jemand anders in ähnlicher Stellung hat Kübel als Konviktsdirektor es verstanden, Vertrauen und Liebe in ungewöhnlichem Grade zu gewinnen und doch dabei in ernstem Respekt zu bleiben. Kübel hat während seiner Direktion ungefähr 500 Geistliche ausgebildet; zählen wir diesen auch jene Dritthalbhundert bei, denen er vorher als Repetitor und Ephorus nahe gestanden, so besaß er beim Antritt seines bischöflichen Amtes einen Klerus, dessen größere Hälfte er ganz oder theilweise erzogen hatte; ihre Anhänglichkeit und Verehrung gegen den ehemaligen, wie einen Vater geliebten Direktor ist dem fast unausgesetzt bedrängten Bischof zur stärksten Stütze geworden. Ein Feind der Schablone, wie des bureaukratischen Formalismus hielt Kübel gleichwohl strenge auf Disziplin und Ordnung, forderte von jedem Fleiß in der Arbeit und gewissenhafte Benützung der Zeit, gestattete aber auch individuellen Veranlagungen und Neigungen den weitesten Spielraum und konnte selbst wohl einmal eine Ausschreitung übersehen, wenn diese nur von Bosheit oder Heuchelei frei war, welch letztere Kübel unter allen Lastern wohl am verhaßtesten war. Noch immer, wie dereinst als Student, ein heiterer Gesellschafter, der ebenso gern zuhörte, als selbst sprach, machte Kübel während seiner Direktion den Konviktstisch mehrere Jahre lang zum Centrum eines guten Theiles der sogenannten katholischen Gesellschaft in Freiburg; außer zahlreichen Geistlichen waren angesehene Laien, wie Professor Gfrörer, Hofrath Zell, Baurath Bader, sowie distinguirte Fremde häufige und willkommene Gäste des Konviktes. Mit ihnen verbrachte der freundliche Direktor dann wieder manchen Abend im erzbischöflichen Palais, wo Kübel, der vielbeschäftigte Ordinariatsassessor, längst der persönliche Liebling des greisen Oberhirten geworden war. Im Jahre 1865 zum Wirklichen Geistlichen Rathe befördert, sollte Konviktsdirektor Kübel bald noch größere Beweise des Wohlwollens von Seiten seines hohen Gönners und damit eine vollständige Wendung seines Lebensweges erfahren. — Mit dem Generalvikar von Buchegger († 28. Juli 1865, Badische Biographieen I, Seite 138) und dem Domdekan, Geheimen Rath v. Hirscher († 4. September 1865, Badische Biographieen I, Seite 373) waren in einem und demselben Jahre die zwei hervorragendsten Vertreter des ancien régime aus dem Leben getreten. Nament-

Digitized by Google

lich die Ersetzung des Domdekans schien diesmal von besonderer Wichtigkeit, weil die längst nothwendige Bestellung eines bischöflichen Gehilfen an der Seite des 92jährigen Erzbischofs unmöglich länger verschoben werden konnte und die Domdekanei allein die dazu nothwendigen Einkünfte bot. Hatte doch zur Zeit der Dotation des Erzbisthums der leichtfertige Vertreter der kirchlichen Interessen, in allem Uebrigen mit dem Mindesten zufrieden, von der Errichtung einer bei dem Umfang der Diöcese so nothwendigen besonderen Weihbischofsstelle ganz Umgang genommen. Es ist sehr begreiflich, daß Erzbischof Hermann, bei dem diesmal die Besetzung der erledigten Dignität stand, dieselbe einem Manne zuzuwenden suchte, den er mit den Anschauungen und Zielen seiner eigenen Verwaltung im Einklang wußte; wenn er sich dabei nach Namen umsah, die im katholischen Deutschland vom besten Klange waren und deren Träger gleichwohl den unmittelbar vorangegangenen Kämpfen in Baden ferne gestanden hatten, so war auch das anerkennenswerth. Indessen hatten sich die Gegensätze, welche die Kurie und das Ministerium Stabel-Lamey seit 1862 namentlich in der Schulfrage trennten, nach dem Amtsantritt des Ministers Jolly im Sommer 1866 wesentlich verschärft: die Regierung wies nicht bloß die Vorkämpfer des sogenannten Ultramontanismus, wie den Bischof Freiherrn von Ketteler in Mainz, sondern auch Kandidaten, die bei hervorragenden Leistungen jede Parteistellung ängstlich vermieden hatten, wie Domdekan Eberhard (den dann die preußische Regierung zum Bischof von Trier beförderte), Professor Dieringer in Bonn u. a. zurück. Unter diesen Umständen blieb dem Erzbischof nichts anderes übrig, als einen Mann zu suchen, über dessen Gesinnung und Charakter er Gewißheit besaß, der aber der Regierung noch nicht hatte mißfällig werden können, weil er noch nicht öffentlich aufgetreten war. So erklärt es sich, wie neben einem einzigen ältern Geistlichen schließlich nur noch der kaum 44jährige Konviktsdirektor Kübel auf der Kandidatenliste für das wichtige Kirchenamt stehen blieb. Nach zweijährigen Verhandlungen über den Nachfolger Hirschers ward Kübel am 20. November 1867 in die Dignität des Domdekans eingesetzt und gleichzeitig zum Generalvikar ernannt. Sofort geschahen auch in Rom die nöthigen Schritte zur Erlangung des Weihbischofs. Aus Gefälligkeit gegen den greisen Erzbischof präkonisirte Pius IX. auf dessen Bitten und ohne Informativprozeß schon am 20. Dezember 1867 den Freiburger Domdekan zum Bischof von Leuka. Am 22. März des folgenden Jahres 1868 erhielt Kübel vom Freiherrn von Ketteler im Münster zu Freiburg die bischöfliche Konsekration und feierte drei Tage später beim 25jährigen Erzbischofsjubiläum seines hohen Gönners das erste Pontifikalamt. Schon am nächstfolgenden 14. April starb Erzbischof von Vikari; Tags darauf wählte das Domkapitel den Weihbischof als Kapitelsvikar zum Bisthumsverweser des großen Kirchensprengels: in kaum sechs Monaten hatte Konviktsdirektor Kübel eine Karrière gemacht, wie kein anderer Geistlicher im ganzen Jahrhundert. Da die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles sowohl diesmal, als bei abermaligen Verhandlungen sechs Jahre später mißlang, bekleidete Kübel sein hohes Amt bis zu seinem Tode am 3. August 1881 über 13 Jahre lang. Was würde aus ihm geworden sein, wenn Erzbischof von Vikari sechs Monate früher gestorben wäre? — Es war eine schwere Bürde, die der 45jährige Bischof auf sich nahm. Wohl vermochte seine persönliche Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit die im Domkapitel selbst bestehenden Differenzen wenigstens in so weit auszugleichen, daß die Geschäfte nicht darunter litten. Dagegen war die Kluft, welche die Kirchenverwaltung von der durch die Kammermajorität getragenen Regierung trennte, bei Kübel's Amtsantritt bereits nicht mehr zu überbrücken und erweiterte sich trotz vielfacher Gegenanstrengungen täglich mehr. Die Trennung der bisher konfessionellen Volksschule von der Kirche,

Digitized by Google

seit 1860 angestrebt, mit der Errichtung des Oberschulraths (12. August 1862) zuerst in der Oberbehörde, durch Gesetz vom 29. Juli 1864 auch in den Aufsichtsbehörden durchgeführt, war durch das Gesetz über den Elementarunterricht vom 8. März 1868 unwiderruflich geworden; die Kammer hatte noch einzelne der Kirche günstigere Bestimmungen des Regierungsentwurfs theils gestrichen, theils erheblich verändert, die völlige Einführung der konfessionell gemischten Schule, bereits durch das Gesetz von 1868 ermöglicht, war nur noch eine Frage der Zeit und erfolgte nach wenigen Jahren (1876). Diese Maßnahmen der Gesetzgebung hätte jeder katholische Bischof ausnahmslos als Störung des kirchlichen Besitzstandes und Entziehung wohlbegründeter Rechte empfinden müssen; darum konnte Kübels Stellung zur Schulgesetzgebung, auch ganz abgesehen von seinen persönlichen Anschauungen, seiner bisherigen Thätigkeit und seinen Beziehungen zum geschiedenen Erzbischof, keinen Augenblick zweifelhaft sein. Mit dem Proteste gegen das Schulgesetz vom 18. März 1868 hatte Hermann von Vikari seine langjährige amtliche Thätigkeit beschlossen, mit Protesten gegen die Aufhebung der klösterlichen Lehranstalt Adelhausen in Freiburg (21. November 1867) und gegen die Einführung eines konfessionslosen Lesebuchs (5. Dezember 1867) hatte der Generalvikar Kübel begonnen, gegen die gemischte Schule erließ der Bischof seinen ersten Hirtenbrief (19. Juli 1868). Die Mahnung an die Katholiken: »Ihr werdet nicht selbst Hand anlegen zur Zerstörung euerer katholischen Schulen« bezeichnet auf's kürzeste die Anschauungen des Autors. — Bald war die Schulfrage nicht mehr die einzige Kontroverse, welche der Bischof mit den Staatsbehörden führte. Auf dem Landtag von 1869/70 wurde die schon früher aus dem Schooße der Zweiten Kammer geforderte Einführung der Civilehe und der bürgerlichen Standesbeamtung beschlossen. Am 21. Dezember 1869 sanktionirt, trat das Gesetz schon am 1. Februar 1870 in Wirksamkeit. War auch die Ehegesetzgebung des kanonischen Rechtes schon mit der Einführung des Code Napoléon als Badisches Landrecht (1. Januar 1810) prinzipiell negirt, so wurden die Konsequenzen davon, so lange die Geistlichen als Standesbeamte fungirten, nur in den seltensten Fällen fühlbar. Der Bischof erkannte und empfand darum in dem neuen Gesetze ein Attentat auf die Autorität der Kirche, wenn dies auch auf der andern Seite wenigstens nicht überall direkt beabsichtigt sein mochte. Weniger allgemein war die Aufregung über ein zweites, vom nämlichen Landtag votirtes Gesetz vom 5. Mai 1870 »die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung der Stiftungen betreffend«, welches durch die höchst willkürliche Fixirung des Begriffes der »kirchlichen Stiftung« sowie durch die auffallendste Beschränkung der kirchlichen Erwerbsfähigkeit auch von Seite der juristischen Fachwissenschaft Kritik und Widerspruch erweckt hatte. Wenn der Bischof dieses Gesetz schon im Entwurf als eine »Säkularisation des katholischen Stiftungsvermögens« bezeichnete, welche die »bestehenden Grundsätze des Rechtes und des Eigenthums erschüttere« (Erlaß vom 26. August 1869), so ist dieses allerdings sehr harte Urtheil auch außerhalb der katholisch-kirchlichen Kreise nicht unbestätigt geblieben. Wie nebenher beschloß der nämliche Landtag ein drittes Gesetz (vom 11. Februar 1870), welches die früher im Lehrerkollegium noch konfessionellen Mittelschulen ihres hergebrachten Charakters durch die runde Bestimmung entkleidete: »An den Gelehrtenschulen können Lehrer jeder Konfession angestellt werden«. Trotz dieser schwer und tief empfundenen Schläge glaubte Bisthumsverweser Kübel dennoch durch Entgegenkommen in der Schulfrage einen Beweis seiner friedfertigen Gesinnung geben zu sollen und hob die Ordinariatsverfügung vom 15. September 1864, welche den Geistlichen den Eintritt in die Ortsschulbehörde verboten hatte, auf (3. Juni 1871). Gleichwohl konnte sich das Ministerium des Innern die Genugthuung nicht versagen, von der Verfügung des Bischofs in

Digitized by Google

UNIVERSITY

einer Weise Akt zu nehmen, die nicht frei von Animosität war (Erlaß an den Oberschulrath vom 15. Juni 1871), und erwiderte das Entgegenkommen sofort auf dem nächsten Landtag (1871/72) durch die Zustimmung zu zwei aus der Initiative der Kammern hervorgegangenen Gesetzen gegen die religiösen Orden vom gleichen Tage (2. April 1872), wovon das eine den Mitgliedern derselben »jede Lehrwirksamkeit«, das andere auch »die Abhaltung von Missionen und die Aushilfe in der Seelsorge« untersagte, das letztere sogar unter Androhung von Gefängnißstrafe. »Während die Mitglieder staats- und religionsgefährlicher Vereine,« klagte der Bischof, »frei ihrem Berufe leben und im öffentlichen Dienste verwendet werden, soll das gleiche Recht den Mitgliedern religiöser Orden versagt sein« (Erlaß vom 16. März 1872). — Ein glücklicherer Erfolg sollte dafür dem vielbedrängten Bisthumsverweser in zwei andern Angelegenheiten, freilich auch dort erst nach den schwersten Gefahren, zu Theil werden. Noch im ersten Jahre seiner Amtsführung hatte Kübel einer Anzahl katholischer Beamten wegen ihrer kirchlichen Haltung eine oberhirtliche Vermahnung ertheilt. Die auch in katholischen Kreisen verschieden beurtheilte Maßnahme führte in einem Falle schließlich zur Exkommunikation des Oberbürgermeisters Stromeyer in Konstanz (14. Januar 1869), weil dieser Katholik sich weigerte, eine Eröffnung von Seite der Kirchenbehörde auch nur entgegen zu nehmen, da er mit dem Kapitelsvikariat in keiner »Geschäftsverbindung« stehe. Obgleich die Censur lediglich auf diese Weigerung und die darin für einen Katholiken liegende Pflichtverletzung gestützt wurde, erhob die Staatsanwaltschaft auf Anweisung des Staatsministeriums dennoch gegen den Bisthumsverweser Anklage auf »Mißbrauch des geistlichen Amtes«. In der That erließ die Raths- und Anklagekammer des Kreis- und Hofgerichts Freiburg schon am 22. Februar 1869 im Sinne des Klägers den Verweisungsbeschluß zur Aburtheilung des Prälaten vor der Strafkammer, der indeß auf eingelegte Appellation vom Oberhofgericht wieder aufgehoben wurde (17. April 1869. Vergl. der Kriminalprozeß gegen Erzbisthumsverweser und Weihbischof Dr. Lothar Kübel in Freiburg, ebendaselbst 1869 mit sämmtlichen Aktenstücken). Auch in der Folge wurde Bischof Kübel noch von Geldstrafen, Pfändung seines Mobiliars u. s. w. betroffen, weil er als Oberhirte der hohenzollern'schen Katholiken im preußischen Kulturkampfe sich selbstverständlich den Schritten des preußischen Episkopates angeschlossen hat. Doch berührten ihn nach seiner ganzen Charakter- und Gemüthsanlage diese letzteren Heimsuchungen viel weniger, als der Streit um das Staatsexamen der Geistlichen, welcher mit seinen Aufregungen und Gemüthserschütterungen die Gesundheit des Bischofs untergrub und nicht zum mindesten seinen frühen Tod, indeß doch erst nach glücklichem Ausgange, herbeiführte. Auch in dieser Frage fand Kübel gebundene Marschroute vor. Vor seinem Amtsantritt hatte die Landesherrliche Verordnung vom 6. September 1867 »die allgemein wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen betreffend« diesen eine besondere Prüfung über lateinische und griechische Sprache, Geschichte der Philosophie, Welt- und Literaturgeschichte, endlich über die Staatsverfassung des Großherzogthums auferlegt, welche sie »nach Beendigung der Universitätsstudien längstens binnen $1^1/_2$ Jahren« zu bestehen hätten. Erzbischof Hermann, der schon gegen den Entwurf aus prinzipiellen wie praktischen Gründen wiederholt protestirt hatte (17. April und 25. Juli 1867), untersagte jetzt den Geistlichen, »sich irgendwie bei dieser Staatsprüfung zu betheiligen« (14. September 1867). Die nächste Folge war, daß die seit 1862 geweihten Geistlichen, welche um Erlaß der Prüfung hätten nachsuchen sollen, nicht zu Kirchenämtern zugelassen wurden. Trotz der ungünstigen Zeitlage ließ der Bisthumsverweser im Februar 1872 über Beseitigung resp. Ermäßigung der Prüfung durch einen Kommissär mit der Regierung verhandeln und schien geneigt, unter

Digitized by Google

der Bedingung nachzugeben, daß die Prüfung während des akademischen Triennium's selbst in Freiburg und unter Anwohnung eines Erzbischöflichen Kommissärs stattfände; doch hielt er bei der prinzipiellen Wichtigkeit der Sache die Zustimmung des Heiligen Stuhles für erforderlich. Aber bevor diese erwirkt war, erschien eine zweite landesherrliche Verordnung vom 2. November 1872, worin allerdings die Ablegung der Prüfung im sechsten theologischen Semester gestattet, auch die Anforderungen an die zu Prüfenden ermäßigt waren, die übrigen in Aussicht gestellten Konzessionen eine Berücksichtigung aber nicht gefunden hatten. Unter diesen Umständen war die Wiederholung des Examenverbots (7. November 1872) gewiß wie durch die Sachlage, so auch nach dem von der Regierung beliebten Verfahren nicht ungerechtfertigt. Gleichwohl blieb das Ministerium Jolly, stets getragen von der Majorität der Zweiten Kammer, fest entschlossen, die Kurie zur Nachgiebigkeit gerade in diesem Punkte zu zwingen. Dazu wurde der Landtag 1873/74 benützt, welcher in der That die in das kirchliche Leben des Landes einschneidendsten und verhängnißvollsten Gesetze votirte. Brachte das Gesetz über »die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken« (vom 15. Juni 1874) den Keim der Zwietracht, welchen die staatliche Anerkennung des altkatholischen Bischofs (7. November 1873) in's Land geworfen hatte, zur Blüthe und Reife, so sollte das Gesetz vom 19. Februar 1874 den Bischof vor die schmerzliche Alternative stellen, entweder sich der Gewalt zu beugen oder die Seelsorge veröden zu sehen. Dabei mochte man im zweiten Falle hoffen, die bislang kleine Partei von Geistlichen, die mit dem bischöflichen Examenverbot nicht einverstanden war, würde anwachsen und den Bisthumsverweser zur Ergebung nöthigen, wobei es dann überdies um seine Autorität geschehen war. So verfügte denn das genannte Gesetz, daß die Erstehung der Staatsprüfung nicht bloß zur Erlangung eines Kirchenamtes wie bisher, sondern künftig schon »zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen« nothwendig sein sollte. Zugleich wurden die kirchlichen Bildungsanstalten (das theologische Konvikt und drei Knabenseminarien) geschlossen. Eine ganze Reihe wahrhaft drakonischer »Strafbestimmungen« sollte durch Geldstrafen, Gefängniß und staatliche Amtsentlassung nicht bloß jeden Widerstand brechen, sondern selbst die Widerrede verstummen machen. Der Vollzug der Gesetzgebung von 1874 ging sogar noch über den Buchstaben des Gesetzes hinaus, indem die Regierung auch den im Jahr 1874 selbst, aber vor Erlaß des Gesetzes geweihten Priestern »die Befugniß zur Ausübung kirchlicher Funktionen« entzog (4. August 1874). Die jungen Männer, deren Vergehen lediglich im Gehorsam gegen den Bischof bestand, der sie eben geweiht hatte, wurden jetzt durch die Gerichte zu theilweise langwierigen Gefängnißstrafen verurtheilt. Die Regierung hatte sich im Gesetze die Vollmacht geben lassen, dasselbe »durch Verordnung« auch auf alle seit 1862 geweihten Geistlichen (ca. 400) auszudehnen, wagte aber nicht, es zu thun; dagegen mußten die seit 1874 in den Priesterstand Eintretenden sofort nach der Weihe über die Grenze wandern. Natürlich sank unter diesen Umständen und auch zufolge der Aufhebung der Seminarien die Zahl der Theologen rasch. Im Dezennium 1855—65 waren 446 Neupriester in die Seelsorge getreten, im folgenden Jahrzehnt 1865—75 fiel die Zahl schon auf 347 und im dritten (1875—85) sogar auf 136; erst seit 1887 ist wieder eine Zunahme bemerkbar. Mit blutendem Herzen sah Bischof Kübel diese Wendung der Dinge. Obgleich sein Gemüth unsäglich litt und der kaum 50jährige kräftige Mann sichtlich zu altern und zu kränkeln begann, blieb er gleichwohl standhaft bei dem, was ihm nach seiner tiefsten Ueberzeugung Gewissen und Pflicht vorschrieben. Als ihm aus Anlaß der Katholikenversammlung, die 1875 in Freiburg tagte, Papst Pius IX. durch einen Abgesandten seine besondere Zufriedenheit aussprechen ließ,

Digitized by Google

war Kübel hoch erfreut. »Das ist,« antwortete er, »die glücklichste Botschaft seit langer Zeit.« Freilich kam ihm auch die Haltung des Klerus sehr zur Unterstützung. So sehr auch dieser unter der Gesetzgebung litt, indem Geistliche bis nahezu an's 20. Dienstjahr nicht zur Anstellung, die jüngern nicht einmal zum Funktioniren gelangen konnten, die Anhänglichkeit an die Person des Bischofs war eine so aufrichtige und allgemeine, daß Vertrauen und Gehorsam auch in den schwersten Prüfungen nicht wankend wurden. Auch nach dem Sturz des Ministeriums Jolly schienen die Schwierigkeiten unüberwindlich, weil dessen Amtsnachfolger, so geneigt er auch zum Entgegenkommen in der Sache war, die Anerkennung der formalen Berechtigung der staatlichen Examengesetzgebung fordern zu müssen glaubte, während gerade diese auf der andern Seite gegen kirchliche Prinzipien zu verstoßen schien. Erst der Landtag 1879/80 brachte die längst ersehnte Lösung des Konfliktes. Am 31. Juli 1879 hatte der Bischof die Verhandlungen begonnen, welche das Gesetz vom 5. März 1880 zum Abschluß brachten. Und wie einfach war schließlich die Lösung: der Bischof nahm die gegen die Examengesetzgebung gerichteten Verbote zurück (12. Februar 1880), darauf hob' der Staat diese Gesetzgebung selbst auf und kehrte auf den Rechtsstandpunkt zurück, der vor der landesherrlichen Verordnung von 1867 in Uebung war. Aber wie weitläufig und mit welchen Hindernissen besetzt war der Weg gewesen, den man namentlich seit Eröffnung des Landtags gegangen, bis das Ziel erreicht war! Insbesondere hatte der Bischof, eingekeilt wie er war zwischen Papst, Regierung und Kammermehrheit, die schwersten Stunden seines Lebens. Mit ganzer Seele schmachtete er nach Beilegung des unerträglichen Zustandes und fühlte sich doch wochenlang im Gewissen verpflichtet, Konzessionen zu verweigern, die man auf der andern Seite für absolut nothwendige Bedingungen des Friedens erklärte. Wiederholt soll er sich in jener Zeit mit dem Gedanken getragen haben, seine Aemter niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Um so dankbarer und freudiger war er darum bewegt, als durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände der Ausgang schließlich der Kirche viel günstiger war, als man noch kurz vorher auch nur zu hoffen gewagt hatte. Insbesondere hat Bischof Kübel die wohlthätige Einwirkung, die man allgemein dem Landesfürsten auf den Gang der Verhandlungen zuschrieb, auf's pietätvollste empfunden und oft genug ausgesprochen. (Vgl. Baumstark, die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogthum Baden, Freiburg 1880, und Plus ultra, Schicksale eines deutschen Katholiken, Straßburg 1883. Wacker, das erste Friedenswerk im badischen Kulturkampfe, Freiburg 1882.) — Auch in einer andern schweren Gefahr hatte Kübel alle Ursache, sich seines Erfolges zu freuen, auch dort war die Anhänglichkeit der Geistlichen, die schon der Konviktsdirektor für den Bischof erworben, seine Hauptstütze; es sind die Bewegungen, die sich an das vatikanische Concil (1869/70) in Deutschland knüpften und einige Zeit hindurch die deutschen Katholiken mit einer zweiten Kirchenspaltung bedrohten. Bischof Kübel hatte die Ankündigung der Synode mit dem Glauben des Katholiken und der Ueberzeugung des Bischofs begrüßt. »Die allgemeinen Kirchenversammlungen,« erklärt er im Hirtenbrief vom 23. Mai 1869, »bilden die Wendepunkte in der Geschichte und Entwickelung der heiligen Kirche .... Und so werden auch jetzt die unter und mit dem Nachfolger des heiligen Petrus versammelten Nachfolger der Apostel im heiligen Geiste Zeugniß geben von Christus, Seiner Wahrheit und Seiner Gnade, so wie es gerade unsere Zeit bedarf. Sie werden, vom heiligen Geiste erleuchtet, die Stellung bezeichnen, welche die Kirche gegenüber der gegenwärtigen Weltlage einzunehmen hat, und werden die rechten Mittel und Wege finden, durch welche und auf welchen die Kirche auch jetzt wie zu allen Zeiten ihre göttliche Mission zur Rettung, Heiligung und Beseligung aller

Digitized by Google

Menschen und zu deren Vereinigung im Reiche Gottes zu erfüllen vermag. Das Concilium wird ein neuer Beweis von der ewig frischen, weil göttlichen Lebenskraft der Kirche Christi sein.« Am Concil selbst betheiligte sich Kübel nicht; statt dessen nahm er im Winter 1869/70 das erste und einzige Mal seinen Sitz in der Ersten badischen Kammer ein, wo er als Berichterstatter der Minorität über den Gesetzentwurf bezüglich der Civilehe thätig war. Nach Beendigung der Synode publizirte der Bisthumsverweser die beiden dogmatischen Konstitutionen der 3. und 4. Sitzung (24. April und 18. Juli) schon am 11. September 1870, nachdem er den gemeinsamen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe mitunterzeichnet hat. »Fester als je,« lautete jetzt seine väterliche Mahnung, »müssen wir jetzt an den Felsen uns anschließen, welchen Christus zum Fundament seiner Kirche gemacht und wodurch er sie in der Einheit und Einigkeit erhält. Wo Petrus, da ist die Kirche« (Ausschreiben vom 17. November 1870). »Christus siegt,« jubelte der Bischof bei der Ankündigung des Papstjubiläums Pius IX. (3. Juni 1871), »Christus triumphirt, Christus regiert für alle Zeiten.« Dagegen klingt es bedeutungsvoll, wenn er, ahnend, was bevorstand, beifügt: »Der Herr führt Seine Kirche zwar auf dem königlichen Weg des Kreuzes, aber stets ist Er bei ihr mit Seinem allmächtigen Beistand und Troste und gerade dann bereitet er ihr die herrlichsten Triumphe, wenn ihre Feinde über sie ganz sicher zu siegen wähnen.« Nicht minder freudig feierte der Bischof aber auch zu gleicher Zeit die Wiederherstellung des Friedens und die Einigung des »theuern Vaterlandes«. »Hat doch Gott augenscheinlich es unter Seinen besondern Schutz und Schirm genommen, huldvoll es bewahrt vor dem Ueberfall des Feindes und vor den Gräueln des Kriegsschauplatzes, hat Er doch die heldenmüthigen deutschen Truppen von Sieg zu Sieg geführt und durch gnadenreiche Fügung aus den opferreichen blutigen Kämpfen die Einigung, Macht und Größe Deutschlands hervorgehen lassen.« »Mit dem Dankopfer für solche Gnadenerweise« befahl er für das Friedensfest »eine demselben angemessene, von christlichem und patriotischem Geiste getragene herzliche Ansprache an die Gläubigen«, »ein feierliches Seelenopfer für die gefallenen Krieger, diese Heldensöhne des Vaterlandes«, endlich »eine Kollekte zum Besten der Invaliden und der Hinterbliebenen der gefallenen Krieger« (6. Juni 1871). Sicherlich hat sich Bischof Kübel an wahrem Patriotismus von Niemand übertreffen lassen. Bald kamen aber neue ernste Prüfungen. Im Winter 1872/73 wurde die Protestbewegung gegen die vom vatikanischen Concil deklarirte Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit auch über die Grenzen des badischen Landes getragen, nachdem die Regierung aus Anlaß einer Interpellation in der Zweiten Kammer (9. März 1872) den etwa sich anschließenden Geistlichen den Staatsschutz im Pfründgenuß, sowie den Gemeinden Ueberlassung von Kirchen und Kirchengut zugesagt hatte. Am 9. Februar 1873 fand eine Versammlung in Konstanz und Tags darauf eine »Abstimmung« statt, bei welcher sich 657 Männer gegen das vatikanische Dogma erklärten, denen die Regierung sofort (15. Februar) eine Pfarrkirche überwies. Der Vorgang wiederholte sich rasch anderwärts und die Regierung verfuhr auf die gleiche Weise, noch bevor die »Zusagen« des Ministers durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken vom 15. Juni 1874 sanktionirt waren. Dem Bischof selbst ward die persönliche Kränkung nicht erspart, daß »das eigenthümliche Verhältniß« des altkatholischen Bischofs (»erwählt« 4. Juni, »konsekrirt« 11. August, in Baden anerkannt 7. November 1873) vom Minister vor der Kammer damit motivirt wurde, »daß er einstweilen nicht Diöcesanbischof von Freiburg sei«. Der Bisthumsverweser ließ sich aber weder täuschen noch einschüchtern. Schon am 16. Januar 1873 hatte er die altkatholische Bewegung richtig als »politisch-kirchliche Agitation« bezeichnet,

Digitized by Google

»durch welche die Errichtung einer sogenannten deutschen Nationalkirche angebahnt und eingeleitet werden soll«. Noch deutlicher sprach er im Fastenhirtenbrief (2. Februar 1873): »Die sogenannte altkatholische Bewegung und Alles, was mit ihr zusammenhängt, trägt das Kennzeichen des Abfalles von dem katholischen Glauben und der katholischen Kirche, damit aber auch das Brandmal des innern Widerspruchs, der innern Unwahrheit und Haltlosigkeit ganz offenbar an der Stirne. Nicht nur der einfachste Katholik, welcher seinen Katechismus kennt, sondern auch jeder folgerichtig und redlich denkende Mensch vermag dies zu erkennen.« Dem Hirtenbrief, einer der besten Arbeiten dieser Art, folgte alsbald die ebenso korrekt und sorgfältig ausgearbeitete, als zielbewußte Instruktion über »die seelsorgerliche Behandlung der sogenannten Altkatholiken« vom 13. März 1873, endlich im Frühling des folgenden Jahres der durch seine edle Popularität, wie seine kräftige Argumentation weit über das Land hinaus bekannt und wirksam gewordene ausführliche Hirtenbrief: »Sind die sogenannten Altkatholiken noch Katholiken, und wenn nicht, was folgt daraus?« (Freiburg, Dilger 1874). Mit derselben Energie organisirte der Bisthumsverweser, nachdem der Papst den Simultangebrauch der Kirchen durch Katholiken und Altkatholiken verboten hatte (Erlaß der Apostolischen Nuntiatur München vom 24. März 1873), die Errichtung von Nothkirchen in den Gemeinden, deren Gotteshäuser die Regierung den Altkatholiken überwiesen hatte (Ausschreiben vom 5. November 1874 und 22. April 1875). Durch diese ebenso entschlossene, als umsichtige Gegenwehr erlangte der Bischof die glänzendste Genugthuung: Obgleich das Altkatholikengesetz nach Wortlaut und Anwendung sichtlich den Abfall der Geistlichen und Gemeinden begünstigte, traten aus dem badischen Klerus nur 3 Pfarrer und ebenso viele Hilfsgeistliche in die Dienste der neuen Kirchengemeinschaft, deren Bestand nach eigener Angabe im Jahre 1878 23 Gemeinden mit 5672 selbständigen Männern betrug; die Gesammtzahl aller Gemeindeglieder wurde 1880 auf 17,536 Seelen angegeben. Thatsächlich zählt die große Erzdiöcese Freiburg in 836 Gemeinden 1000 Geistliche und mehr als eine Million Katholiken (Werner, Kirchenatlas Freiburg 1888 S. 47). Vergleichen wir damit »die Erfolge«, mit welchen sich der Altkatholizismus trotz der denkbar günstigsten Umstände begnügen mußte, so vermögen wir das Verdienst des Bisthumsverwesers um die Erhaltnng der römisch-katholischen Kirche in Baden zu würdigen, verstehen aber auch, warum »Kübel viele und berechtigte (?) Angriffe von altkatholischer Seite zu erleiden hatte« (Reusch in Allgem. Deutsche Biographie Bd. 17, S. 283). In der That durfte der »Altkatholische Bote« (30. Oktober 1880) den Satz wagen: »der ganze Bestand der römischen Kirche in Baden wie im ganzen deutschen Vaterland lebt im eigentlichen Sinn von der Lüge«. Als der Staatsanwalt Klage erhob, sprach das Schwurgericht zu Mannheim den Redakteur frei, wobei dieser — ein kurz vorher aus Norddeutschland Eingewanderter — vor Gericht die Schmähungen seines Blattes noch überbot und von dem Bisthumsverweser behauptete: »In Baden ist er kein staatlich anerkannter Bischof«. Dem konnte an Lächerlichkeit nur die weitere Versicherung gleichkommen, »daß die vatikanische Kamarilla täglich die Existenz unseres Staates und des Thrones unseres Landesherrn angreift«. Es genüge an diesen Proben, obgleich sie noch nicht das Schlimmste enthalten, was sich das kirchliche Oberhaupt der eminenten Mehrheit der Staatsangehörigen ungestraft gefallen lassen mußte (vergl. außer dem stenographischen Bericht über die genannte Schwurgerichtsverhandlung vom 15. Dezember 1880 besonders jenen über den vierten Altkatholikenkongreß in Freiburg 1874; auch Friedberg, Aktenstücke die altkath. Bewegung betr. Tübingen 1876). — »Bewunderungswürdiger Starkmuth und unerschütterliches Gottvertrauen,« schreibt Bischof Kübel einmal (22. April 1877),

Digitized by Google

»sind die zwei geistigen Schwerter, mit denen Papst Pius IX. kämpft und siegt. Sei stark und voll Zuversicht.« Das war auch die Devise des Bisthumsverwesers. Nach Temperament und Neigung nichts weniger als ein »streitbarer Bischof«, war er trotz seiner innersten Abneigung gegen Zwist und Unfrieden und obgleich die eigene Seele bitter darunter litt, unerschütterlich, wo ihm Gewissen und Pflichtbewußtsein Widerstand zu fordern schienen, und seine religiöse Ueberzeugung wie der Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache waren fest genug, um ihn aufrecht zu halten, wo jeder Widerstand aussichtslos war und überdies seine Person mehr als einmal mit den empfindlichsten Nachtheilen bedrohte. Mit um so größerer Zuneigung wandte sich aber Bischof Kübel den friedlichen Aufgaben seines Hirtenamtes zu. Der provisorische Charakter seiner Stellung, wie die fortdauernden kirchenpolitischen Kämpfe erlaubten ihm zwar nur wenig für den Ausbau der Diöcesangesetzgebung und Verwaltung zu thun. Doch verdankt man ihm neben der Einführung trefflicher Religionsbücher an den Volks- und Mittelschulen auch einen in seinen Grundzügen noch immer fest gehaltenen Lehrplan vom 31. März 1870 für den Religionsunterricht. Die Aenderung der weltlichen Gesetzgebung veranlaßte die Instruktion bezüglich der Civilehe (30. Dezember 1869) und die bis heute giltigen Verordnungen über die Führung der Kirchenbücher (22. Januar 1870) und die kirchlichen Eheverkündigungen (31. März 1870). Mit Vorliebe, Hingebung und Ausdauer waltete Kübel des bischöflichen Amtes der Lehrverkündigung, wie schon die Themata seiner Fastenhirtenbriefe zeigen. So behandelte er 1870 das Bekenntniß Christi vor der Welt, 1872 den christlichen Wandel, 1874 die Erziehung. Mit 1877 trat er in die Besprechung sozialer Fragen ein und belehrte die Gläubigen in diesem Jahre über das »tägliche Brod«, im folgenden über die »Gewissenhaftigkeit«, worauf 1879 und 1880 die Hirtenbriefe über die guten Werke und die Sonntagsfeier folgten. Mit einem Hirtenbrief über den Tod hat der Bischof sein eigenes Todesjahr bezeichnet. Die durchschlagendsten Wirkungen erzielte Bisthumsverweser Kübel aber in dieser Hinsicht durch sein persönliches Auftreten und das mündliche Wort. Wie kein anderer der Freiburger Oberhirten hat er nicht bloß die Firmstationen, sondern sämmtliche 836 Gemeinden der Erzdiöcese theilweise zum dritten Mal persönlich besucht, allüberall, meist mehrmals am Tage gepredigt, Firmung und Visitation vorgenommen. Da zeigte er sich so recht wie er war, voll lebendigen Glaubens und apostolischen Eifers, beide durchleuchtet von väterlicher Liebe und Güte gegen Klerus und Volk und verklärt durch den milden Glanz christlicher Sanftmuth und einer von Herzen kommenden, darum auch die Herzen gewinnenden Leutseligkeit. Im Verkehr mit dem Volke, das ihn allenthalben mit Freude und Jubel aufnahm, schien der Bischof zeitweilig selbst die schweren Sorgen und Kümmernisse vergessen zu haben, deren Druck man sonst, auch wenn der Mund schwieg, an Miene und Haltung deutlich genug wahrnehmen konnte. Noch heute kann, wer es wissen will, überall im Lande erfahren, daß der Bisthumsverweser, Volksbischof in eminenter Weise, wie einmal bei feierlicher Veranlassung richtig bemerkt wurde, zwar nicht Erz- aber der meisten Katholiken Herzbischof war und noch ist. — Bischof Kübel starb nach kurzer Krankheit im Seminar zu Sankt Peter, wo er sich eben zur Erholung aufhielt, am 3. August 1881, erst 58 Jahre alt. Seine Beerdigung, die im Münster zu Freiburg an der Seite Hermanns von Vikari am 8. August stattfand, gestaltete sich zu einer imposanten Huldigung für den Heimgegangenen: mit den Abgeordneten des Landesherrn und der Regierung, sowie der benachbarten Diöcesen nahmen über 300 Geistliche mit einer ungeheuren Volksmenge daran theil, selbst Manche, die im Leben seine Gegner gewesen, beugten sich an der Leiche des Bischofs vor seiner Seelengröße, seiner edlen Charakterstärke, seiner aufopfernden Ueberzeugungstreue, seiner

Digitized by Google

vollendeten Hingebung an Beruf und Pflicht ohne Eigennutz und Selbstsucht. Kübel hinterließ fast kein Vermögen; eine Kollekte ergab aber in kurzer Zeit die Mittel zu einem monumentalen Grabmal. An höherer Anerkennung hat der Bischof im Leben wenig empfangen: die theologische Fakultät zu Freiburg ertheilte ihm bei seiner Erhebung zur bischöflichen Würde das theologische Doktorat; als er (29. Dezember 1869) den Bischof von Rottenburg konsekrirt hatte, verlieh ihm der König von Württemberg das Komthurkreuz der Württembergischen Krone; dazu kam später noch der Hohenzollern'sche Hausorden. Wird daneben gehalten, daß der langjährige Bisthumsverweser keinen badischen Orden besaß, so könnte man in dieser Beziehung auf Bischof Kübel die Worte anwenden, welche das Grab des letzten deutschen Papstes in Rom zieren: Proh dolor: quantum refert, in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat! Daneben freilich auch und mit gleichem Recht das Wort des Dichters:

„Und Sein Gedächtniß lebt im Volkesherzen".

Der verewigte Bisthumsverweser fand seine Ruhestätte unter den Erzbischöfen im Münster zu Freiburg, wo ihm alsbald aus freiwilligen Beiträgen ein werthvolles Denkmal errichtet wurde. Ein zweites Monument, gleichfalls Portraitstatue, wurde 1891 in der Konviktskirche in Freiburg aufgestellt. — Zur Literatur: Offizielle Aktenstücke über die Schul- und Kirchenfrage in Baden, Freiburg 1864 bis 1875, 7 Hefte. Viele davon mit größern und kleinern Aufsätzen in Berings Archiv für Kirchenrecht. Die Hirtenbriefe größtentheils im Anzeigeblatt für die Erzdiöcese Freiburg. Dazu Freiburger Katholisches Kirchenblatt Jahrgänge 1868 und 1881 und die Trauerrede von Domkapitular Weickum. Freiburg 1881. Friedberg, der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden. 2. Auflage. Leipzig 1874. A. Schill.

Rudolf Kusel,

geboren zu Karlsruhe am 9. Mai 1809, Sohn des Bankiers Jakob Kusel, verließ nach rühmlicher Beendigung der Lycealstudien im Herbste 1827 das Elternhaus, in dem ihm eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden, um sich der juristischen Laufbahn zu widmen. Er brachte fünf Semester an der Universität Heidelberg, zwei an der Universität München zu, und Lehrer wie Thibaut, Guyet, Zachariä und Mittermaier, erkannten mit Freude die große Befähigung und den hingebenden Eifer ihres Hörers an. Sein reiches Wissen bethätigte er in einer lateinischen Prüfungsarbeit über die Frage: »an et quatenus ea, quae contra leges acta vel contracta sunt, nullitate laborant«. Im Januar 1832 wurde er als »gut bestanden« unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Diese Aufnahme fiel in eine ungünstige Zeit, indem wenige Wochen später das badische Ministerium eine amtliche Warnung vor dem juristischen Studium ergehen ließ, weil damals 251 noch nicht angestellte Rechtspraktikanten gezählt wurden, 46 sich zur nächsten Prüfung gemeldet hatten, während die Zahl der jährlichen Anstellungen durchschnittlich sich auf acht belief. Kusel trat zur praktischen Ausbildung beim Oberamt Durlach ein, verbrachte dann ein Jahr beim Bezirksamt Oberkirch, welches ihm das Zeugniß ausstellte, daß man seinen Austritt im Interesse des Dienstes, sowie wegen seines unausgesetzt bewiesenen gesitteten, soliden, gebildeten und geselligen Benehmens, das — verbunden mit seinem Fleiße, seiner Geschicklichkeit und Rechtlichkeit — ihm allgemeine Achtung und Zuneigung erworben habe, nur schmerzlich bedauern könne. Da von seinem Eintritt in den Staatsdienst nach damaliger Gesetzgebung und Staatspraxis nicht die Rede sein konnte, ergriff er den Anwaltsberuf, dem er mehr als ein halbes Jahrhundert zur größten Zierde dienen sollte. Zuerst Schriftverfasser in Karlsruhe, wurde er Ende 1835 zum Advokaten und Prokurator beim Hofgericht in

Digitized by Google

Rastatt ernannt, siedelte mit diesem Gerichtshofe nach Bruchsal und 1864 nach Karlsruhe über und übte seit 1879 die Rechtsanwaltschaft bei dem Oberlandesgerichte und dem Landgerichte Karlsruhe aus. Seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete des Civilprozesses wurden 1859 durch die Ernennung zum Fiskalanwalte anerkannt, als welcher er bis zu seinem freiwilligen Verzichte im Jahre 1887 erfolgreich thätig war. Gleich sehr bewährte er sich als Vertheidiger in Strafsachen, so als Vertheidiger Corwin's (1849) und der Frau v. Baumbach (1861). Feind jeder Phrase, verstand er es meisterhaft, den Streitstand in knapper Kürze darzustellen, während er die einschlägigen Rechtsfragen nach Wissenschaft und Gerichtspraxis mit großer Sicherheit beherrschte. Dabei wußten die Rechtsuchenden, wie die Richter stets seine Biederkeit und große Uneigennützigkeit in Ausübung seines Lebensberufes zu rühmen. — Neben diesem Berufe widmete er aber seine reichen Kräfte freudig den öffentlichen Angelegenheiten. Seine Vaterstadt wählte ihn 1861 zum Landtagsabgeordneten, und er gehörte bis 1870 der Zweiten Kammer als hervorragendes Mitglied an. Die unerschütterliche Ueberzeugungstreue eines im besten Sinne des Wortes liberalen Mannes hielt ihn nicht ab, wie es seiner milden, versöhnlichen Sinnesart entsprach, in Fragen der Opportunität als Vermittler zwischen verschiedenen Richtungen aufzutreten, wozu ihn die hohe Achtung und das große Vertrauen, das er auf allen Seiten des Hauses genoß, besonders befähigte. 1865 trat er in die Kreisversammlung, war in der Periode 1868/71 Vorstand des Kreisausschusses. Im Jahre 1871 wurde er in den Bürgerausschuß gewählt, 1875 bei Einführung der Städteordnung als Stadtverordneter, lehnte aber wegen vorgeschrittenen Alters dieses Amt ab, wie er sich denn aus gleichem Grunde von der Theilnahme am öffentlichen Leben zurückzog und nur noch seinem Berufe und seiner Familie lebte. Seiner im Jahre 1840 mit Karoline geb. Traumann, Tochter des Großhändlers Heinrich Traumann aus Mannheim, geschlossenen glücklichen Ehe, die erst durch seinen am 26. Januar 1890 erfolgten Tod aufgelöst wurde, entsprossen fünf Kinder, deren jüngstes dem Berufe seines Vaters gefolgt ist. — Durch die Gnade des Landesherren wurde Kusel im Jahre 1872 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen, und gesellte sich hierdurch die fürstliche Anerkennung zu der allseitigen Werthschätzung und Verehrung, welche den trefflichen Mann durch sein ganzes Leben bis zum Grabe begleitet hat. Heinsheimer.

Johanna Lange-Scherzer.

Unter den bedeutenden Talenten, welche Eduard Devrient, als er die Karlsruher Hofbühne zu einer der hervorragendsten Kunststätten des Vaterlandes machte, in den Kreis seiner Kunstgenossen heranzog, nimmt eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle Johanna Scherzer ein. Durch ihre große Begabung, die glänzenden Mittel, die ihr Auftreten äußerlich unterstützten, den tiefen Ernst, mit dem sie ihren Beruf auffaßte, und die hohe Achtbarkeit, die sie auch im bürgerlichen Leben auszeichnete, genoß sie bald in den weitesten Kreisen des Karlsruher Publikums eines unbestrittenen Ansehens und einer außerordentlichen Beliebtheit. — Johanna Scherzer wurde am 5. April 1833 in München geboren, ihre Mutter war die damals berühmte Solotänzerin Fanny Scherzer. Aber der günstige Stern, der über Johannas Geschick waltete, fügte es, daß sie nicht, wie so viele andere »Theaterkinder«, schon in den frühesten Kindheitstagen auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sich zu bewegen lernte, sondern, fern von den Zerstreuungen und Anfechtungen der Bühne, eine strenge und gediegene Erziehung erhielt. Als ihre Mutter einem Rufe nach Wien an das Kärnthnerthor-Theater folgte, vertraute sie Johanna der Erziehungsanstalt der Englischen Fräulein in Nymphenburg bei München an, wo das talentvolle

Digitized by Google

Mädchen bald so große Fortschritte machte und, wie durch ihren Fleiß so auch durch den Ernst und die Anmuth ihres Betragens, die Zuneigung der Lehrerinnen in so hohem Grade gewann, daß diese ernstlich wünschten, sie für ihren Kreis und Lebensberuf zu gewinnen. Ihre Mutter trat diesen Anregungen keineswegs ablehnend entgegen; ließen doch manche herbe Erfahrungen ihres bewegten Bühnenlebens ihr den stillen Frieden des Klosters als ein erwünschtes Ziel für die Zukunft der geliebten Tochter erscheinen. Johanna aber, so gern sie in dem vortrefflich geleiteten Pensionate weilte, konnte sich doch nicht zu einer dauernden Trennung von ihrer Mutter entschließen, sondern folgte dieser nach Paris, als Frau Scherzer sich im Jahre 1845 dorthin begab, um nach einem langwierigen, durch einen unglücklichen Schritt veranlaßten Fußleiden neue Tanzstudien zu machen. Der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt wurde für Mutter und Tochter eine Quelle von Sorgen und Entbehrungen. Dem Wunsche der Mutter, Johanna zur Tänzerin auszubilden, trat bei der Tochter eine entschiedene Abneigung gegen diesen Beruf entgegen. Zu der Enttäuschung, welche Fanny Scherzer durch solche Weigerung erfuhr, trat bald das Ungemach hinzu, daß sie ihr Vermögen verlor und daß sich die Verhandlungen über ihr Auftreten an der großen Oper zerschlugen. Unter diesen Verhältnissen verbot sich ein längerer Aufenthalt in dem theuern Paris von selbst. Mutter und Tochter siedelten nach Pest über, wo die erstere eine Anstellung am Theater fand, Johanna eine ungarische Lehranstalt besuchte, wo sie die magyarische Sprache und das Klavierspiel erlernte. Der Ausbruch der Revolution von 1848 zwang sie, Pest bald wieder zu verlassen, und sie schlugen neuerdings in München ihren Wohnsitz auf. Da aber eine Schwäche des Fußes, die bei Frau Scherzer zurückgeblieben war, jede weitere Beschäftigung an der Bühne unmöglich machte, so wurde ihre Lage bald eine überaus bedrängte. Der Noth des Lebens gegenüber zeigte das fünfzehnjährige Mädchen eine bewundernswerthe Kraft und Gediegenheit. Mit unermüdlicher Ausdauer pflegte Johanna die kranke Mutter, versah alle Hausarbeiten und verstand es, durch Putzarbeit das zum Lebensunterhalt Nöthigste zu verdienen. Da brachen wohl trübe Stunden über sie herein, in denen Johanna sich nach dem stillen Asyl ihrer Kindheit sehnte, von dem sie wußte, daß ihr dessen Pforten stets offen stünden. Aber das Gefühl ihrer Kindespflicht war stärker als dieser Wunsch. Das Streben, ihre Mutter möglichst bald wirksam zu unterstützen, ward die Veranlassung, daß sie sich nach und nach doch mit dem Gedanken befreundete, ihr Glück beim Theater zu versuchen. Zunächst nahm sie Gesangsunterricht bei Tegele, bald aber wandte sie sich unter Leitung der Hofschauspielerin Fräulein Söltl dem Schauspiel zu und hatte das Glück, die Aufmerksamkeit von Konstanze Dahn auf sich zu ziehen, welche das bedeutende Talent der jungen Kunstnovize erkannte und sich eingehend mit ihrer Ausbildung beschäftigte. Siebenzehn Jahre alt betrat Johanna Scherzer zuerst als Parthenia im »Sohn der Wildniß« und als Jolante in »König René's Tochter« in Augsburg die Bühne, wo sie so entschiedenen Erfolg errang, daß sie sofort als Elevin am Hoftheater in München angenommen wurde. Doch war hier ihres Bleibens nicht lange. Schon im September 1850 folgte sie einem Rufe des artistischen Direktors des Hoftheaters in Hannover, Herrn von Perglaß, der sie in München spielen sah und auch in den kleinen Rollen, die ihr zugetheilt waren, das hervorragende Talent erkannte, an diese Bühne. In Hannover entwickelte sich Johanna Scherzers großes Talent bald in der glänzendsten Weise. Ein Gastspiel am Königl. Schauspielhause in Berlin machte ihren Namen in ganz Deutschland bekannt und trug ihr einen Engagementsantrag nach Wien ein, an dessen Annahme sie jedoch ihr Kontrakt, der sie noch mehrere Jahre in Hannover festhielt, hinderte. Als er abgelaufen war, trat sie im September 1853 für das Fach

Digitized by Google

der ersten Liebhaberinnen an das Hoftheater in Darmstadt über, wo sie drei Jahre lang blieb und unausgesetzt an ihrer Weiterbildung arbeitete. Eduard Devrients Scharfblick war es vorbehalten, sie in dem Fache zu beschäftigen, das ihren Anlagen und Neigungen angemessen war und in dem sie die unverwelklichen Lorbeeren echter Künstlerschaft erwerben sollte. Als er Johanna Scherzer im Mai 1855 zu einem Gastspiele an die Karlsruher Hofbühne einlud, trat sie dort als »Klärchen« und als »Iphigenie« zuerst vor ein Publikum, welches ihr von da an während einer langen Reihe von Jahren in treuer Verehrung und Bewunderung zugethan blieb. Im September 1856 trat sie in den Verband der Bühne, die unter Devrients Leitung sich bereits den Namen einer deutschen Musterbühne verdient hatte, mit deren ruhmvoller Geschichte ihr Name unlöslich verbunden ist. — Indem ihr die Darstellung der tragischen Heldinnen, Anstandsdamen und jugendlichen Charakterrollen übertragen war, eröffnete sich ihrer reichen Begabung und ihrem rastlosen Fleiße ein weites Gebiet, auf dem sie sich, unterstützt von dem ebenbürtigen Talent und dem gleich hohen Streben ihres Gatten, des ausgezeichneten Schauspielers Rudolf Lange, mit dem sie sich in Karlsruhe am 2. Juni 1859 vermählte, zur höchsten Leistungsfähigkeit und größten Vollendung emporschwang. Das Geheimniß ihrer Erfolge lag in der Art, wie sie ihre Aufgabe erfaßte. Sie lebte ihrer Kunst. Wenn es Eduard Devrients unausgesetztes Streben war, das Theater über das Niveau einer Vergnügungsanstalt zu der Höhe eines der vornehmsten Bildungsmittel der Nation zu erheben, in Schillerischem Sinne zu einem wahren Tempel der Kunst zu gestalten, so hatte er in Johanna Lange eine würdige Priesterin für diesen Tempel gewonnen. Ihr war die Bühne ein Heiligthum, in welchem sie eines hehren Amtes waltete und ihre ganze Persönlichkeit einsetzte, um die dichterischen Gestalten, so wie ihr Kopf und ihr Herz sie erfaßte, in lebenswahrer Verkörperung zur Darstellung zu bringen. Eine seltene Gestaltungskraft, welche überzeugte und hinriß, war ihr eigen. Eine vortheilhafte Gestalt, edle Züge, ein sprechendes Auge, eine klangvolle Stimme waren die glänzenden äußeren Mittel, mit denen sie den Schöpfungen ihrer Kunst einen unwiderstehlichen Zauber verlieh, mit denen sie den idealen Gebilden, wie sie im tiefsten Innern sie erblickte, die äußere Form gab. Darum, weil sie die Individualität ihrer Rollen gewissermaßen in sich selbst erneuerte, die ganze Entwickelung der Charaktere, die sie darstellte, selbst durchlebte, war ihre Darstellung von einer Lebenswahrheit, welche ihre Grenze nur in dem Gefühle harmonischer Schönheit fand, die sie in ihren Rollen nie außer Acht ließ, weil sie ihr ein Lebensbedürfniß war. Von dem göttlichen Hauch der Wahrheit, der Schönheit und der Idealität waren alle Gestalten, die sie auf der Bühne schuf, beseelt. Darum verkörperte sie in ihrer Darstellung mit gleicher Vollendung die herbe Hoheit einer Antigone und einer Iphigenie, die hingebende Anmuth eines Klärchen, den bäuerlichen Trotz einer Broni, die grauenvolle Schuld einer Lady Macbeth. Die Wahrheit ihrer Empfindung machte ihr auch in späteren Jahren den Uebergang in das ältere Fach, an dem so manche jugendliche Heroine scheitert, leicht. Da sie nicht sich, sondern die Rolle spielte, die ihr der Dichter darbot, lebte sie sich eben so liebevoll und verständnißreich in jene Gestalten ein, deren Darstellung der reifen Frau oblag, wie dereinst in die jugendlichen Rollen. Und nicht nur das treue Publikum der badischen Residenzstadt, das ihr eine unverbrüchliche Anhänglichkeit bewahrte, bewunderte die Hoheit und Wahrheit ihrer Kunst, auch auf fremden Bühnen, wo sie freilich nur selten erschien, weil das häufige Gastiren, wie alles, was an Virtuosenthum erinnerte, ihrer erhabenen Auffassung des Künstlerberufes widerstrebte, errang sie glänzende Erfolge. 1857 und 1858 in Mannheim, 1863 in Leipzig, 1866 am Burgtheater in Wien feierte sie wohlverdiente Triumphe.

Digitized by Google

— Wahr und treu in der Kunst, war sie es nicht minder im Leben. Eine treue und liebevolle Gattin, eine dankbare Tochter, die beste Mutter, eine liebenswürdige Kollegin, eine sorgliche Hausfrau — so erfüllte sie auch im bürgerlichen Leben die Aufgaben, die ihr gestellt waren, in musterhafter Weise. Ihr warmes Herz fand freudige Genugthuung in den Werken der Barmherzigkeit; während des Krieges von 1870 nahm Johanna Lange, wie ihr Gemahl, eifrigen Antheil an der Pflege verwundeter und erkrankter Krieger. — Zu früh wurde die ausgezeichnete Künstlerin ihrer Kunst und dem Leben entrissen. Ein qualvolles Leiden, das sie mit rührender Geduld ertrug, verzehrte ihre Kräfte. Es war ein schwerer Tag, da sie erkannte, daß sie, dem Ausspruche der Aerzte folgend, für immer ihrer Kunst entsagen müsse. Der Großherzog, der die Künstlerin sehr hoch schätzte und schon früher durch Verleihung der großen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet hatte, wollte ihren Namen der Bühne erhalten, wenn ihr auch ihre Kraft entzogen war, er ernannte sie zum Ehrenmitglied der Hofbühne. Die aufrichtige Theilnahme weiter Kreise der hauptstädtischen Bevölkerung machte sich bei ihrer Erkrankung geltend und erwies sich, als endlich am 16. Juni 1884 der Tod sie von ihren Leiden erlöste, durch die große Zahl Leidtragender, die ihrem Sarge folgten. — Ihr Andenken lebt fort in der dankbaren Erinnerung der Tausende, denen sie unvergeßliche Stunden erhebenden Genusses gewährte, denen erst ihre Verkörperung der herrlichsten Gestalten unserer klassischen Dichter das wahre Verständniß mancher großartigen Dichtung eröffnete. »Mimen«, wie Johanna Lange, widerlegen das bekannte Wort Schillers. Von ihr darf mit vollem Recht gesagt werden, daß ihr auch die Nachwelt Kränze flicht. v. Weech.

Wilhelm Lange

wurde zu Wilhelmshöhe, vormals Klein-Iser in Böhmen am 8. Februar 1813 geboren. Er machte seine Studien in Prag, wo er 1839 zum Doktor der Medizin promoviert und 1840 zum Internen der Lehrkanzel der Geburtshilfe daselbst ernannt und 1842 zum Assistenten befördert wurde. Nachdem er sich 1845 als Privatdocent für Frauenkrankheiten habilitirt hatte und zum Vorstand der gynäkologischen Klinik in Prag ernannt worden war, wurde er 1847 als Professor der Geburtshilfe an die Universität Innsbruck versetzt, von wo er 1850 in gleicher Eigenschaft nach Prag zurückkehrte. Im September 1851 wurde Lange als ordentlicher Professor der Geburtshilfe, Direktor der Entbindungsanstalt, Hebammenlehrer und Kreisoberhebearzt mit dem Titel eines Hofrathes nach Heidelberg berufen, wo er der Nachfolger des im Januar d. J. verstorbenen Professors Franz Karl Nägele (siehe Badische Biographien II, 98 f.) wurde und bis zu seiner im Dezember 1880 erfolgenden Pensionirung thätig war. Von seinen Schriften erwähnen wir das »Lehrbuch der Geburtshilfe mit Berücksichtigung der gerichtsärztlichen Seite des Faches bearbeitet, mit 43 Holzschnitten«, Erlangen 1868, und das für den Unterricht der Hebammen in Baden amtlich vorgeschriebene »Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen«, das im Jahre 1880 die fünfte Auflage erlebte. — Lange's Wirksamkeit fand ehrende Anerkennung durch Verleihung des Titels eines Geheimen Hofrathes (1855) und bei seiner Pensionirung eines Geheimen Rathes II. Klasse, und des Ordens vom Zähringer Löwen, von dem er 1857 das Ritterkreuz, 1865 das Kommandeurkreuz II. Klasse (seit 1871 mit Eichenlaub) erhielt. Die Universität ehrte ihn im Jahre 1858/59 durch die Wahl zum Prorektor. Nur wenige Monate nach seiner Zuruhesetzung starb W. Lange am 25. Februar 1881. *

Digitized by Google

Karl Du Jarrys Freiherr von La Roche

wurde am 2. März 1811 zu Bruchsal geboren. Er entstammte einer alten französischen, in Limousin begüterten Adelsfamilie, welche mit der dem Großherzogthum gleichfalls angehörigen grundherrlichen Familie von La Roche-Starkenfels jedoch in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen steht, und schon zur Zeit der französischen Religionskriege gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die Niederlande ausgewandert ist. Von dort kam dieselbe durch den Kurfürsten Maximilian Emanuel in kurpfälzische und hierdurch später in badische Dienste. — Sein Vater war der 1824 verstorbene Franz Amour Du Jarrys Freiherr von La Roche, dienstthuender Kammerherr bei der Markgräfin Amalie von Baden in Bruchsal, seine Mutter Erneſtine, Tochter des Kammerraths Betz. Mit vierzehn Jahren (1825) wurde der junge La Roche von dem Großherzog Ludwig in das Kadettenhaus aufgenommen und am 17. Oktober 1828 zum Sekondelieutenant in dem leichten Infanterie(Jäger)-Bataillon in Rastatt ernannt. Nach Vereinigung dieses Bataillons mit der Leib-Grenadier-Garde zum Leib-Infanterie-Regiment in Karlsruhe im Jahre 1832 diente er in diesem Regimente von 1835 an als Premierlieutenant und Regimentsadjutant bis zum Jahre 1842, in welchem er zum Hauptmann im 2. Infanterie-Regiment Erbgroßherzog ernannt wurde. In dieser langen Friedensperiode hatte er sich durch seine genaue Dienstkenntniß und Brauchbarkeit, sowie durch Herausgabe einer Anzahl Instruktionsschriften für den praktischen Dienst einen Namen gemacht und mehr noch durch Verfassung größerer kriegsgeschichtlicher Werke. Er veröffentlichte: Geschichte der Kriegskunst seit dem 19. Jahrhundert, die Periode von 1800 bis 1815. Mannheim 1844. — Der deutsche Oberrhein während der Kriege seit dem westphälischen Frieden bis 1801. Stuttgart 1842. — Der 30jährige Krieg vom militärischen Standpunkte aus beleuchtet. 3 Bände. Schaffhausen 1851—52. — Gedanken über die Anordnung und Ausführung von Feldübungen kleiner Infanteriehaufen, sowie größerer kombinirter Truppenkörper. Karlsruhe 1859. — Geschichte der Taktik. 1. und 2. Band. 1. Theil. Karlsruhe 1840. — Im Jahre 1844 in das Leib-Infanterie-Regiment zurückversetzt, wohnte er 1848 dem Gefecht bei Staufen gegen die Aufständischen an, war 1849 Etappenkommandant in Bruchsal und wurde 1852 Major in diesem Regimente. — Von da an erfolgte sein weiteres Vorrücken im Jahr 1855 zum Oberstlieutenant, im Jahr 1860 zum Obersten und Kommandeur des Leib-Grenadier-Regiments und im Jahr 1865 zum Generalmajor und Kommandeur der 1. Infanterie-Brigade. In allen diesen höheren Stellungen hat er sich den Ruf eines hervorragend tüchtigen und befähigten Kommandeurs erworben, der durch seine Einwirkung und seine Instruktion auf seine Untergebenen die günstigsten Resultate erzielte. In letzterer Beziehung erwähnen wir noch seine Instruktionsschriften: 1. Taschenbuch für Offiziere, 2. Gedanken über die Anordnung von Felddienstübungen, 3. Gefechtslehre der 3 Waffen. — Im Feldzuge vom Jahre 1866 wohnte er den Gefechten bei Hundheim, Gerchsheim und Oberalttheim an. Im Jahre 1868 wurde er zum Generallieutenant befördert. — Nachdem er beim Beginne des Feldzugs 1870 mit der interimistischen Führung der badischen Division betraut worden war, versah er diese Funktion noch bei der Belagerung von Straßburg, war aber während derselben körperlicher Leiden halber genöthigt, seinen Abschied nachzusuchen. — Du Jarrys von La Roche war zweimal verheirathet. In erster Ehe 1838 mit Elvira Jägerschmidt, aus welcher ein Sohn Maximilian, Königl. Preuß. Major a. D., und in zweiter Ehe mit Mathilde Freiin von Adelsheim, aus welcher eine Tochter stammen. Er war seiner Familie stets ein besorgter und liebender Gatte und Vater, in deren Schoße er noch die

Digitized by Google

Zeit seines Ruhestandes vom Jahre 1870 bis 1881, soviel es seine Gesundheit gestattete, in Zufriedenheit verlebte. Am 13. August 1881 machte ein Herzschlag seinem thatenreichen Leben plötzlich ein Ende. Seine Waffengefährten haben an ihm einen treuen, aufrichtigen Freund, der Allerhöchste Dienst einen kenntnißreichen, thatkräftigen und bewährten Führer verloren. *

Udo Freiherr von La Roche-Starkenfels, genannt von Pultée,

wurde am 18. November 1818 auf dem elterlichen Familiengute zu Wieblingen bei Heidelberg geboren. Sein Vater war der 1848 verstorbene Reichsfreiherr Wilhelm von La Roche-Starkenfels, Großh. Badischer Kammerherr und Oberstlieutenant à la suite der Kavallerie, seine Mutter Emilie, geborene Reichsgräfin von Uexküll-Gyllenband. Entschiedene Neigung zum Militärstande, ein Erbtheil der Familie, welche eine Reihe hervorragender Offiziere aufzuweisen hat, veranlaßte ihn zum Eintritt als Freiwilliger bei dem 1. Badischen Infanterie-Regiment; bald darauf ging er zum Badischen Dragoner-Regiment Großherzog über und besuchte sodann zwei Jahre lang die Kriegsschule in Karlsruhe. Am 29. August 1838 wurde er zum Lieutenant im 2. Dragoner-Regiment v. Freystedt ernannt, und am 24. Mai 1843 zum Oberlieutenant im 1. Dragoner-Regiment befördert. Im April 1848 erfolgte seine Versetzung zum 2. Dragoner-Regiment, in welchem er die militärischen Unternehmungen im badischen Oberlande 1848 mitmachte. Bei den Umwälzungen des nächsten Jahres wurde seine Schwadron als Reichsbesatzung in die Festung Landau befehligt. Sie machte dort die Blockade durch die Freischaren mit und erhielt sich durch das leuchtende Beispiel ihrer Offiziere und durch strenge Disziplin als einzige Abtheilung der badischen Kavallerie, welche den Stürmen des Jahres 1849 entging und sodann Leibschwadron (1.) des Leib-Dragoner-Regiments wurde. Am 28. Oktober 1851 wurde La Roche zum Rittmeister und Eskadronschef im 3. Dragoner-Regiment befördert und zwei Jahre später zum 1. Leib-Dragoner-Regiment versetzt, in welchem er 1859, nachdem er bei der Mobilmachung als Major Kommandeur der Besatzungsdivision in Rastatt gewesen war, zum etatsmäßigen Stabsoffizier vorrückte. Auf Reisen durch den größten Theil von Europa suchte er sich in diesen Jahren weitere allgemeine und militärische Ausbildung zu verschaffen und hatte auch Gelegenheit, als Begleiter des Prinzen Wilhelm von Baden Rußland näher kennen zu lernen. Mehrmals wurde er auch mit auswärtigen militärischen Aufgaben betraut, so namentlich im Jahre 1862 zum Zweck des Studiums der Edelsheim'schen Pferdezurichtungsart in Baiern und Oesterreich. Das Jahr 1863, als Prinz Wilhelm Generalinspektor der badischen Truppen wurde, brachte ihm die Ernennung zum Adjutanten des Prinzen. — Am 20. Juni 1866 zum Obersten und Kommandeur des 3. Dragoner-Regiments ernannt, führte er dasselbe im Feldzuge 1866. Schon das folgende Jahr stellte ihn an die Spitze der gesammten badischen Reiterei, zu deren Kommandeur er am 21. Mai 1867 ernannt wurde; am 17. Mai 1868 erfolgte die Beförderung zum Generalmajor. — Beim Ausbruch des Krieges 1870 fiel der badischen Kavallerie die Aufgabe zu, unverzüglich an die Grenze abzugehen und die Wacht am Rhein zu halten. Hier bewährte sich die seit Jahren eingeübte Schlagfertigkeit dieser Waffe auf's glänzendste; es gehört nicht wenig zu den Verdiensten La Roche's, daß die Mobilmachung so rasch vor sich ging und daß die Leistung der badischen Kavallerie in den folgenden Kämpfen eine durchaus anerkennenswerthe, tüchtige war. Die kühne Einnahme von Hagenau war das erste bedeutungsvolle Unternehmen des Generals La Roche im Kriege 1870. Bei der Cernirung und Belagerung von Straßburg fiel der badischen Kavallerie eine große Aufgabe zu, die vermöge der seit Jahren geübten Manövertüchtigkeit mit

Digitized by Google

bestem Erfolg gelöst wurde. Beim Marsche des 14. Armeecorps über die Vogesen führte der General die dritte Kolonne, an den darauf folgenden Kämpfen nahm er ruhmreichen Antheil und eine kühne Unternehmung der Kavallerie gegen Dole wußte er mit der äußersten Energie durchzuführen. Ein schweres Leiden, durch die Ueberanstrengungen des Feldzuges gesteigert, nöthigte schließlich den General zu seinem großen Kummer, den Kriegsschauplatz vor Beendigung des siegreichen Feldzuges zu verlassen und in die Heimath zurückzukehren. Im Jahre 1871 zum Kommandeur der 29. Kavalleriebrigade bestimmt, mußte der General seiner andauernden Krankheit wegen, die mehrere lebensgefährliche Operationen zur Folge hatte, auf weitere Dienstleistung verzichten und sich die Versetzung in den Ruhestand erbitten, die ihm auch durch Allerhöchste Entschließung des Kaisers mit der Beförderung zum Generallieutenant gewährt wurde. — Die Leistungen des Verstorbenen im Kriege 1870 fanden wohlverdiente Anerkennung durch Verleihung des Eisernen Kreuzes und des Ritterkreuzes vom Badischen Karl-Friedrich-Militärverdienst-Orden. Eine große Zahl von Auszeichnungen hatte er sich im Laufe seiner militärischen Thätigkeit außerdem schon erworben. — Ein treuer Diener seines Fürsten und Landesherrn wurde er von diesem wie von der gesammten Großherzoglichen Familie mit Beweisen von Allerhöchstem Wohlwollen und Hochachtung bei jeder Gelegenheit bedacht. Der Großherzog betheiligte sich persönlich an der Feier der Einsegnung der Leiche in dem Sterbehause. — General von La Roche, der am 8. März 1883 seinen mit Geduld ertragenen Leiden erlegen war, wurde unter zahlreicher Theilnahme zu Wieblingen in der Familiengruft beigesetzt. — Er war in erster Ehe mit Mathilde Freiin von Berlichingen-Rossach vermählt, welche nach elf Jahren glücklicher Ehe im Jahr 1854 durch frühen Tod ihm entrissen wurde. In zweiter Ehe vermählte er sich 1858 mit Emma Freiin von Hardenberg. Eine treue, liebevolle Gattin, wußte sie dem Gemahl, der seit zwölf Jahren mit schweren Leiden und unsäglichen Schmerzen zu kämpfen hatte, durch sorgfältige Pflege und unermüdliche Aufmerksamkeit das Leben zu erleichtern, die Leiden vergessen zu machen. Zwei Söhne und eine Tochter sind aus den beiden Ehebündnissen hervorgegangen. — General von La Roche war ob seines biederen, ritterlichen Charakters, seines strengen Pflichtgefühls und seiner vielen anderen trefflichen Eigenschaften gleich beliebt und geachtet bei Vorgesetzten und Untergebenen. Seine Kameraden waren ihm treu und wahrhaft zugethan und bewahrten ihm diese Anhänglichkeit in gleichem Maße, nachdem er den aktiven Dienst längst verlassen hatte. (Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 82.)

Franz Xaver Lehmann

war am 6. Oktober 1823 in Oberharmersbach, damaligen Amts Gengenbach, geboren. Daß er bis zum 15. Jahre seine Jugend in anstrengender Arbeit auf dem Bauerngute seines Vaters und in unmittelbarem Verkehr mit der Natur verlebt, war für seine Lebensentwickelung von bestimmendem Einfluß: ernstes, tüchtiges Arbeiten ist sein Lebenselement geworden, und dem reichen Leben der Natur hat er später als Gelehrter nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein warmes, persönliches Interesse entgegengebracht. — Als braver, geordneter und strebsamer Schüler hat er das Gymnasium (damals 6 Klassen) in Offenburg und die zwei oberen Klassen des Lyceums in Konstanz absolvirt und hierauf auf der Universität Freiburg Mathematik und Naturwissenschaften mit außerordentlichem Eifer studirt. — Leider mußte er wegen des Todes seiner Mutter den Aufenthalt in Paris, wo er seine Studien fortsetzte, abbrechen und früher als beabsichtigt in die Heimath zurückkehren. — Mitten in den Stürmen des Jahres 1848 hat sich Lehmann auf das Staatsexamen als Lehrer für Mathematik und

Digitized by Google

Naturwissenschaften vorbereitet und solches auch im Frühjahr 1849 mit gutem Erfolg bestanden, worauf er nach kurzer Verwendung an der Höheren Bürgerschule in Villingen und einjähriger Wirksamkeit am Gymnasium in Offenburg an das Lyceum in Konstanz versetzt wurde. — Hier hat Lehmann eine vielseitige, reichhaltige Wirksamkeit entwickelt. Unausgesetzt war er wissenschaftlich thätig und hat durch ernste Studien und eigene Beobachtungen und Forschungen sich nach und nach eine ausgedehnte und gründliche wissenschaftliche Bildung in der Mathematik und besonders in allen Gebieten der Naturkunde angeeignet, so daß er sich auch bald in der gelehrten Welt einen angesehenen Namen erwarb. — Nicht weniger ernst und groß faßte er seine Aufgabe als Lehrer. Mit Erfolg war er bestrebt, den von ihm vertretenen Fächern, der Mathematik, Naturgeschichte und Physik, eine höhere Geltung und geachtetere Stellung zu verschaffen, als sie damals an den Gelehrtenschulen inne hatte. Zugleich gelang es ihm auch, bei den Schülern Interesse für seine Fächer zu wecken, sie zu geordnetem Arbeiten zu bringen und mit ihnen tüchtige Leistungen zu erzielen. — Als man den Lyceallehrer Lehmann unter sehr günstigen Bedingungen für die Kantonsschule in St. Gallen zu gewinnen suchte, wurde er dadurch der badischen Heimath erhalten, daß ihm im Jahre 1857 die Staatsdienereigenschaft ertheilt wurde. — Ein dringender Wunsch Lehmanns ging durch seine 1859 erfolgte Beförderung an das Lyceum in Freiburg in Erfüllung: an der dortigen Universität mit ihren naturwissenschaftlichen Werken, Instrumenten und Sammlungen und zugleich in unmittelbarem Umgang mit deren Professoren fand er nachhaltige Anregung für seine Studien. — Als aber im Jahre 1864 mit der Neuorganisation des badischen Volksschulwesens die Kreisschulvisitaturen errichtet wurden, gelang es, Lehmann, der bereits 1863 zum Professor ernannt worden war, als Kreisschulrath für Offenburg zu gewinnen. Die Wahl war eine recht glückliche. Lehmann arbeitete sich mit der ihm eigenen Energie und Gewissenhaftigkeit bald in den neuen Beruf ein und fand auch Befriedigung darin. Nach allen Seiten entfaltete er eine rege Thätigkeit, hielt den Lehrern Vorträge, suchte ihre Konferenzen fruchtbringend zu machen und war besonders bemüht, die Fortbildung der jungen Lehrer zu fördern, indem er ihnen rathend und helfend an die Hand ging und ihnen auch eine persönliche Theilnahme entgegenbrachte. — Wie er selbst auf Vermehrung seiner eigenen Bibliothek bedacht war, lag es ihm auch an, eine Kreisbibliothek der Lehrer zu schaffen, damit strebsamen Männern die Benützung auch von theuern und umfassenden Werken ermöglicht wurde. Als Kreisschulrath Lehmann nach zwölfjähriger erfolgreicher Wirksamkeit als Direktor an das Lehrerseminar in Ettlingen berufen wurde, sahen die Ortsschulräthe und Lehrer des Kreises Offenburg ihn ungern scheiden. Letztere bekundeten ihre Verehrung und Dankbarkeit durch Ueberreichung einer Adresse mit Aquarellbildern der schönsten Ansichten des Kreises Offenburg. — Zum dritten Male mußte sich nun Lehmann in ein neues Gebiet der Schule einarbeiten. Wenn auch die Thätigkeit als Gymnasiallehrer und besonders die als Kreisschulrath eine ganz entsprechende Vorbereitung für den Vorstand einer Lehrerbildungsanstalt in sich schloß, so brachte doch die neue Stellung vielfach neue Aufgaben, verpflichtete zu neuen Studien, und gerade das eigentliche Direktionsgeschäft stellte hohe persönliche Anforderungen, denen aber der pflichttreue, wissenschaftlich gebildete Mann, der gewohnt war, jede Stelle ganz und voll auszufüllen, allseits zur Befriedigung gerecht wurde. — Zunächst war Lehmann seinen Zöglingen ein ernstes, würdiges Vorbild in geordneter Lebensführung, in eifernem Fleiße und geistiger Strebsamkeit. Morgens um 4 und 5 Uhr fand man ihn bereits auf seinem Platze und den ganzen Tag über war er unausgesetzt thätig. Pünktlich und gründlich hat er sich auf seinen Unterricht vorbereitet und die Schüler zu emsiger Mitarbeit angehalten. Bei

Digitized by Google

aller Strenge hegte er doch zugleich auch eine väterliche Gesinnung gegen seine Zöglinge und war glücklich, wenn es im gelang, einen leichtfertigen Jüngling auf den rechten Weg zu bringen. Wie er gegen sich selbst strenge und stets wissenschaftlich thätig war, so sah er die Hauptaufgabe eines Seminardirektors darin, die Zöglinge an eine ernste thätige Lebensführung zu gewöhnen und in ihnen ein wissenschaftliches Streben anzuregen Er suchte auch einen persönlichen Verkehr zwischen den Seminarlehrern und den in den praktischen Dienst getretenen jungen Lehrern zu unterhalten und hatte die Genugthuung, daß manche frühere Zöglinge des Seminars mit ihm brieflich und persönlich verbunden blieben. — Leider traten bald körperliche Beschwerden ein, die es Lehmann nicht erlaubten, die Direktion des Seminars weiter zu führen, so daß er im Februar 1881 um seine Zuruhesetzung bis zur Herstellung seiner Gesundheit nachsuchen mußte. — Als er aber im Sommer 1882 sich wieder wohler fühlte, übertrug man ihm, da er gerne seine Kräfte wieder in den Dienst der Schule gestellt hätte, seinem Ansuchen gemäß die Wahrnehmung der Geschäfte eines Kreisschulraths für den Schulkreis Bruchsal und berief ihn im Jahre darauf an die Stelle des verstorbenen Direktors Berger am Seminar II in Karlsruhe. — Obgleich jetzt Lehmann bereits 60 Jahre zählte, besorgte er den neuen Dienst mit derselben Hingabe, die man bisher an ihm gewohnt war, und arbeitete sich sogar noch in ein neues Fach, die Geschichte, ein, worin er bisher nie Unterricht ertheilt hatte. — So war es Lehmann nochmals vergönnt, seine reichen Kenntnisse und seine bewährte Kraft im Dienste der Schule zu verwerthen und sich einer recht erfolgreichen Thätigkeit zu erfreuen. — Aber leider stellten sich die alten Leiden wieder ein und hinderten die Fortführung des ihm liebgewordenen Dienstes, so daß er mit Ostern 1888 auf sein Ansuchen, unter Anerkennung seiner langjährigen treugeleisteten Dienste, in dauernden Ruhestand versetzt wurde. — Bei dieser Veranlassung wurde ihm von dem Großherzog der Titel eines Hofraths verliehen, nachdem er schon 1879 durch Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet worden war. — Lehmann blieb als Pensionär in Karlsruhe wohnen und widmete sich fortgesetzt seinen Lieblingsstudien. Anfangs schien ihm die Erleichterung von der anstrengenden und verantwortungsvollen Berufsarbeit recht wohl zu bekommen, aber die Besserung hielt nicht lange Stand: die Beklemmungen traten in den letzten Monaten ernster auf und ein von den Freunden längst befürchteter Schlag machte am 12. September 1889 einem arbeitsreichen Leben ein Ende. Am 14. September wurde der treffliche Mann zur Erde bestattet; viele Freunde, besonders auch die Lehrer und Zöglinge des Seminars II gaben ihm noch das Ehrengeleite und letztere bekundeten ihre Dankbarkeit und Verehrung für den früheren Direktor durch Absingung erhebender Trauergesänge. — Wer Lehmann auch nur einmal im Leben nahe getreten war, hat ihn nicht leicht wieder vergessen. Er trug das Wesen seiner alemannischen Heimath scharf und ausgeprägt an sich: er war kurz und knapp in der Rede, einfach und bestimmt in seinem Wesen, klar im Denken, ernst in der Gesinnung, gediegen im Charakter und fest in seinem Willen, mit einem Wort: er war ein Mann; zugleich aber auch ein anregender Lehrer von weitgehender, gründlicher wissenschaftlicher Bildung, ein umsichtiger, pünktlicher Direktor und ein verständiger Schulmann, dem viele Schüler Zeit Lebens eine dankbare Verehrung bewahren werden. Lehmann war ein in sich gefestigter Mann, dessen Dichten und Trachten sich in Schule und Wissenschaft konzentrirten; in's öffentliche Leben trat er nicht gerne hinaus, obgleich es ihm nicht an Sinn und Verständniß für das politische Leben und an Liebe für Heimath und Vaterland gefehlt hat. — Ueber der Wirksamkeit Lehmanns in der Schule dürfen wir sein Familienleben nicht vergessen. Im Jahre 1853 hatte er sich mit Magdalene

Digitized by Google

Gagg von Konstanz, der Tochter des dortigen Stadtbaumeisters, vermählt und dadurch den Grund zu einem recht glücklichen Hausstand gelegt. Daheim bei seiner liebevollen, verständigen Gattin hat Lehmann seine Erholung und die reinste Freude gefunden, und die Erziehung eines einzigen Sohnes war für den Vater nicht bloß eine ernste Pflicht, sondern zugleich die Quelle aufrichtiger Befriedigung. Leider war es ihm nicht mehr lange vergönnt, sich des familiären und geistigen Zusammenlebens mit dem Sohne, der Ostern 1889 einem ehrenvollen Ruf als Professor der Physik an die Technische Hochschule gefolgt war, zu erfreuen, denn schon nach fünf Monaten hat der Tod des Vaters das Glück der wieder vereinigten Familie auf's tiefste erschüttert. — Es erübrigt nur noch, der regen und vielseitigen literarischen Thätigkeit Lehmanns in Kürze zu gedenken. — Außer manchen Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen von Lehmann zunächst in der Zeit seines Aufenthaltes in Konstanz: Das Binomialtheorem; Die Sternbilder des Thierkreises; Die von Seyfried'sche Conchilienfammlung; Die Sammlungen Oeninger Versteinerungen ꝛc. Später folgten: Die Archimedische Spirale (1862); Die 3 Sätze des Archimedes über Kreisberechnung (1877); Verschiedene Methoden, die Länge der Kreislinie zu bestimmen (1887); Das Elementare der ebenen Trigonometrie (1888); 1867 (bezw. 1879) erschien: Naturlehre für Volksschulen; 1879: Dr. Fricks Anleitung zu physikalischen Versuchen ꝛc. in 2. Auflage, zu welcher Arbeit Lehmann besonders veranlagt war; 1885: Riedels Naturgeschichte für Volksschulen (neu herausgegeben); Zur Geschichte des Seminars in Ettlingen, Programmbeilagen von 1879 und 1880; Beiträge zu einer Biographie Dr. Bergers, Programmbeilage von 1884; Die Literatur für vaterländische Naturkunde ꝛc. (1884 und 1886); Einführung in die Molluskenfauna des Großherzogthums Baden (1884); Einiges über naturkundliche Gänge in's Freie, Programmbeilage 1886. — Diese reiche und werthvolle Hinterlassenschaft, die Lehmann einen ehrenvollen Namen auch bei den künftigen Geschlechtern sichert, bekundet nicht bloß seinen wissenschaftlichen Eifer, sondern auch den praktischen Sinn des Schulmanns, der die Früchte seiner Studien gerne auch weiteren Kreisen, besonders der Jugend nahe bringen wollte. (G. Wallraff in der Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 258 Beilage.)

Ludwig Leutz,

geboren zu Eberbach am 7. März 1850, widmete sich nach wohlbestandener Maturitätsprüfung dem Studium der Theologie und Philologie an der Universität Heidelberg und unterzog sich den Staatsprüfungen für beide Fächer mit sehr gutem Erfolg. Schon einige Monate vor dem Examen für das höhere Lehrfach (Ostern 1874) war er zur Verwaltung einer Lehrstelle an das Gymnasium nach Karlsruhe berufen worden, welcher Anstalt er von dem genannten Zeitpunkte bis zu seinem Tode als Lehrer für evangelischen Religionsunterricht wie für philologische Fächer angehörte. Er füllte seinen Platz vortrefflich aus. Als Lehrer vereinigte er eine gründliche und vielseitige wissenschaftliche Bildung mit der glücklichen Gabe einer, seine ganze Persönlichkeit charakterisirenden Klarheit und festen Bestimmtheit, geistige Frische, durch ernstes Studium und eigene wissenschaftliche Arbeit stets neu gewonnen, mit jener vollen Hingabe an seinen Beruf, die sich gar häufig mit dem gewöhnlichen Maße des Vorgeschriebenen nicht begnügen wollte. Und doch, wenn sein Lehrerfolg nicht selten überraschend und vor allem seine erzieherische Einwirkung auf die Jugend nachhaltiger und tiefer war, so lag der Grund keineswegs bloß in seiner großen Arbeitsfreudigkeit, auch nicht in der methodischen Virtuosität, die für sich allein denn doch

Digitized by Google

zuletzt zur hinfälligen Form wird, sondern in dem seine ganze Wirksamkeit durchdringenden sittlichen Ernst, dem durchaus wahrhaftigen Zug seines Wesens, der jede Halbheit verurtheilte, weil sie Unwahrheit ist, und in der Weckung strengen Pflichtgefühles eine Hauptaufgabe seines Berufes erblickte. Reich an Kenntnissen auf beiden Gebieten seiner Lehrthätigkeit, dem theologischen wie dem philologischen, mit den Erscheinungen der Archäologie und Kunst, zu der ihn seine fein gestimmte Natur besonders hinzog, durch eindringende Studien und wiederholten Aufenthalt in Italien wohl vertraut, durch Lehrgeschick nicht minder wie durch Lehrfreudigkeit für seinen Beruf befähigt, entfaltete er in den fünfzehn Jahren, die ihm zu wirken vergönnt waren, eine segensvolle und durch überraschende Lehrerfolge oft bewundernswerthe Thätigkeit, an der nur das Eine zu beklagen ist, daß sie zu früh abgebrochen wurde. Auch weiteren Kreisen ist Leutz durch literarische Thätigkeit bekannt geworden. Eine Reihe von Aufsätzen in der Literarischen Beilage der »Karlsruher Zeitung«, sowie seine Schrift über »die gothischen Wandgemälde in der Burgkapelle zu Zwingenberg am Neckar« (Karlsruhe 1886) zeigen seines Verständniß und sicheres Urtheil auf kunstgeschichtlichem Gebiet. Interessante, auch durch die meisterhafte Beherrschung der Form ausgezeichnete Beiträge historischen und kulturhistorischen Inhalts, meist Früchte seiner italienischen Reisen, brachte besonders die »Allgemeine Zeitung« aus Leutz' Feder. Eine Sammlung seiner Aufsätze ist unter dem Titel »Aus Kunst und Natur in deutschen und welschen Landen« nach seinem Tode auf Veranlassung Befreundeter (Karlsruhe 1890) herausgegeben worden. — Aber alle die Vorzüge des Lehrers und Schriftstellers treten zurück hinter seiner Persönlichkeit, die schon durch ihre Reinheit und Lauterkeit wohlthuend auf die Umgebung wirken mußte. Gerade und offen, freimüthig gegen Jedermann, bescheiden und liebenswürdig, nicht ohne die männliche Schwäche, über das Schlechte und Verkehrte in gerechtem Unmuth sich zu ereifern, — so steht sein Bild Allen vor Augen, die mit ihm verkehrten. Freilich konnten diese seine allgemein menschlichen Vorzüge in der letzten Zeit seines Lebens weniger zur Entfaltung kommen, da körperliche Gebrechlichkeit dazu zwang, mit jeder Stunde, ja jeder Minute, die sonst geselligem Verkehr mit Kollegen und Freunden gewidmet war, zu kargen und den schwachen Rest von Kraft einzig für die Schulstunde aufzusparen. Eine Rippenfellentzündung, welche Leutz im Jahre 1887 genöthigt hatte, Urlaub zu nehmen, war wohl gehoben worden, aber die Nachwirkungen des schweren Leidens zerrütteten den Körper so zusehends, daß er fast übermenschlicher Anspannung zu bedürfen schien, um den Anforderungen des Schulamts gerecht zu werden. Und Leutz wurde ihnen auch jetzt in vollem Maße gerecht. Immer strenger gegen sich wie gegen andere, hat der Schwerkranke mit einer Hingabe und Berufstreue seine Pflicht erfüllt, welche auf jeden, der den von Haus aus schon schwächlich angelegten, im Lauf seines letzten Lebensjahres aber augenscheinlich hinsiechenden und abgezehrten Mann Tag für Tag zur Schule wandeln sah, den Eindruck einer heroischen Willensstärke machte, die auch bei völliger Erschöpfung der Lebenskräfte keine Schonung kennt. In wahrhaft bewunderungswürdiger Weise kämpfte er mit Aufbietung aller moralischen Kraft gegen sein körperliches Leiden bis zum letzten Tage. Nachdem der treue Arbeiter noch am Samstag, den 28. September 1889 alle seine Unterrichtsstunden ertheilt und am Abend des Sonntags die Korrektur seiner Schulhefte besorgt hatte, ist er am darauffolgenden Morgen des 30. September früh 8 Uhr hinübergeschlummert. Seine zahlreichen Schüler, die Amtsgenossen und die Freunde des Entschlafenen bewahren dem trefflichen Lehrer und edlen Manne ein dauerndes Andenken. (Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 271 Beilage. Vergl. auch den Nekrolog von J. Häußner in den »Badischen Schulblättern« 5. Jahrgang, Seite 222 f.)

Digitized by Google

Wilhelm Paul Ludwig Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg

war geboren am 19. März 1817 zu Dresden als der Sohn des Prinzen Wilhelm zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg und der Prinzessin Dorothea geb. Freiin von Kahlden. Unter der liebevollen Fürsorge seiner Eltern heranwachsend, erhielt er von seinem Vater namentlich die erste Anregung zur sinnigen Naturbetrachtung, während die aus altem Geschlecht von der Insel Rügen stammende, durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnete Mutter auf den geistig lebendigen und aufstrebenden Knaben durch den Adel ihrer ganzen Persönlichkeit nachhaltigen Einfluß gewann. — Seine erste Schulbildung empfing der junge Prinz in der s. Z. rühmlichst bekannten Anstalt des Herrn Töpfer in Genf, in welcher die verschiedensten Nationalitäten sich zusammenfanden. Dieser Aufenthalt wurde für den Prinzen in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll, nicht nur durch die fröhlichen Jugendspiele in den Festungswerken der alten Stadt, an welche er sich auch in späteren Tagen gern zurückerinnerte, sondern vornehmlich durch den Verkehr mit der Familie des Predigers Wend, von dem er auch eingesegnet ward, sowie durch innige, treue Jugendfreundschaften, deren Segen sich über sein ganzes Leben ergoß und die durch regen Briefwechsel bis in die letzte Zeit genährt und erhalten blieben. — Mit seinen Eltern nach Dresden zurückgekehrt, besuchte er einige Jahre die Kreuzschule und erhielt die abschließende Vorbereitung zur Universität am Pädagogium zu Halle. — Darauf wandte der Prinz seine Schritte als Student zur Universität Bonn, woselbst er mit dem damaligen Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, spätern Gemahl der Königin Victoria von England, und mit dem jetzt regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha einen gemeinsamen Hausstand führte. Das heitere Universitätsleben und namentlich die Fechtübungen, die ihm von Seiten der Universität einen Ehrendegen eintrugen, zogen ihn besonders an und er fand hierbei in seinem Freunde, dem Prinzen Albert, einen eifrigen Genossen. — Nach mehreren, auch in wissenschaftlicher Beziehung durch das Studium der Rechtswissenschaft trefflich ausgenutzten Jahren bezog der Prinz noch die Universität Berlin, wo er den Entschluß faßte, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, — ein Beruf, zu welchem er u. a. durch seine reichen Sprachtalente und seine gewandten gesellschaftlichen Formen veranlagt war. — Zum Beginne seiner öffentlichen Thätigkeit wurde er zuerst einige Jahre im Ministerium des Aeußern zu Berlin beschäftigt und kam 1840 als Gesandtschaftssekretär nach London, wo er durch glückliche Fügung mit seinem Jugendfreund Prinz Albert von Sachsen-Koburg wieder zusammentraf und von diesem zugleich dessen späterer Gemahlin, der Königin, vorgestellt wurde. — Bald erfolgte indessen seine Versetzung als Gesandtschaftssekretär nach Lissabon, von wo er interessante Streifzüge nach Spanien und Marokko unternahm, deren Eindrücke ihn auch zu schriftstellerischem Auftreten veranlaßten. — Die Unruhen des Jahres 1848 bewogen ihn jedoch, den Staatsdienst für einige Zeit zu verlassen. Er verweilte damals wieder in seinem lieben Elternhause und lernte während dieses Aufenthaltes die junge, schöne und reichbegabte Gräfin von Schönburg-Forderglauchau kennen, welche er am 20. April 1852 hochbeglückt als Lebensgefährtin in die eigene Häuslichkeit heimführen durfte. Die ersten Jahre verlebte das junge Paar auf einem fürstlichen Gute zu Patzau in Böhmen, wo sie sich der Landwirthschaft widmeten. 1856 aber wurde dem Prinzen der preußische Gesandtschaftsposten in München übertragen, den er bis 1861 inne hatte. In diesem Jahre fiel ihm die fürstliche Standesherrschaft Löwenstein-Wertheim-Freudenberg zu; er lebte seitdem vorzugsweise der Verwaltung seiner Güter, nahm aber auch als Standesherr und erblicher Reichsrath an den Ständeverhandlungen in Baden, Baiern und Württemberg den regsten Antheil. In

Digitized by Google

Baden stand er einige Zeit als Präsident an der Spitze der Ersten Kammer. — Ein reicher Familiensegen war ihm inzwischen erblüht in sieben Söhnen und zwei Töchtern. Die Erziehung dieser Kinder veranlaßte später eine Uebersiedelung nach Frankfurt, woselbst ihm seine treue, innig geliebte Lebensgefährtin im März 1868 in der vollsten Blüthe des Lebens nach kurzem schmerzhaften Krankenlager leider entrissen und am Geburtstage des tieftrauernden Witwers zur ewigen Ruhe in Kreuzwertheim bestattet wurde. — Dieser schwere Schicksalsschlag hatte im Herbst 1868 seinen Umzug nach Karlsruhe zur Folge, wo er im Mai 1870 mit Fräulein Bertha Hagen, welche der Großherzog von Baden zur Freifrau von Grünau erhob, eine zweite Ehe einging. Dieser Bund, nicht minder glücklich als der erste, war mit zwei Söhnen gesegnet. — Lange Zeit hindurch hatte Fürst Löwenstein sich einer gleichmäßig rüstigen, wenig getrübten Gesundheit zu erfreuen. Im Dezember 1886 aber befiel ihn eine — wenn auch nicht gefährlich verlaufende — Rippenfellentzündung, und kaum hatte er von dieser sich anscheinend etwas erholt, da entwickelte sich in rascher Zunahme das tödtliche Leiden, welches seine Kraft verzehrte. — Nach schweren, mit großer Geduld und Ergebung ertragenen Leiden erlöste ihn am 10. März 1887 ein sanfter Tod, umgeben von allen den Seinen, die, zum Theil aus weiter Ferne, an sein Schmerzenslager geeilt waren. — Im öffentlichen Leben gehörte Fürst Wilhelm Löwenstein zu jenen Mitgliedern des deutschen hohen Adels, welche sich den Strömungen der neuen Zeit weder entziehen, noch gar feindselig entgegenstellen. Schon seiner Erziehung und seinen Jugendeindrücken nach einem gemäßigten Freisinn huldigend, hat er an dem Zustandekommen der liberalen Gesetzgebung Badens freudigen Antheil genommen. Im Gegensatz zu dem der Centrumspartei mit Eifer dienenden Chef der jüngeren (Rosenberg'schen) Linie des Löwenstein'schen Hauses war Fürst Wilhelm eifriger Protestant und bei tief religiöser Gesinnung und aufrichtig gläubigem Gemüthe doch den modernen Ideen auch auf kirchlichem Gebiete nicht grundsätzlich abgewandt. Die Wiedergeburt des Deutschen Reiches beglückte den guten Patrioten auf's höchste, und freudig stimmte er als Standesherr den Beschlüssen der Volksvertretung zu, welche die Neugestaltung des Reiches zum Zwecke hatten. Für die politischen Vorgänge hatte er bis zuletzt ein lebhaftes Interesse, und noch in seinem schweren Leiden erkundigte er sich angelegentlich nach dem Ausfalle der Reichstagswahlen, voll Bedauern, daß er nicht in der Lage war, seiner Wahlpflicht zu genügen. — Im Privatleben schlicht, wohlwollend und liebenswürdig, war Fürst Löwenstein in den weitesten Kreisen hoch angesehen und beliebt. Sein Ableben wurde allenthalben, wo man ihn kannte, lebhaft bedauert, und seinem Namen ist ein wohlverdientes ehrenvolles Andenken gesichert. (Vergl. Karlsruher Zeitung 1887 Nr. 67 Beilage und Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887 Nr. 76.)

Adalbert Maier.

Unter den Städten Badens zählt das kleine Villingen in älterer und neuerer Zeit verhältnißmäßig eine erhebliche Zahl von Männern, welche den gelehrten Berufskreisen angehören und sich in Kirche und Staat verdient gemacht haben. Es seien hier nur einige Celebritäten besonders erwähnt: Geborene Villinger waren z. B. der erste Rektor der Universität Freiburg, Matthäus Hummel im Bach, Doktor der Medizin; der Philologe und Naturforscher Georg Pictorius; der Rechtsgelehrte Sigmund Wittum; der Geschichtsforscher Trudpert Neugart im Stift St. Blasien; Professor Georg Kefer in Freiburg, einer der frühesten Kenner und Erforscher der koptischen Sprache in Deutschland; Joseph Dürr, der erste Seminarregens der Erzdiözese Freiburg, und andere. Das Streben und der Zug nach höherer Bildung in dem früher sehr isolirten Orte wurde geweckt und

Digitized by Google

begünstigt durch die treffliche Lateinschule (Gymnasium), zu deren Errichtung und unentgeltlichen Besorgung die im Jahre 1649 von St. Georgen auf dem hohen Schwarzwald nach Villingen übersiedelten Benediktiner sich gegen die Stadt verpflichtet hatten. Diese Anstalt bestand und blühte bis zur Zeit der Aufhebung des Stiftes; sie hatte auch zuletzt noch tüchtige Gelehrte und Lehrer unter ihren Mitgliedern, wie z. B. den gründlichen Patristiker und Schriftsteller Gottfried Lumper, den an die neu errichtete (nur kurze Zeit bestehende) katholische Universität Ellwangen als Rektor und Professor berufenen Cölestin Spegele u. a. — Der Stadt Villingen entstammte auch der am 29. Juli 1889 verstorbene vieljährige Professor der Theologie in Freiburg Dr. Adalbert Maier, dem die folgende kurze Biographie gewidmet ist. — Adalbert Maier wurde geboren am 26. April 1811; sein Vater war Hauptlehrer an der städtischen Volksschule in Villingen. Die erste Vorbereitung für das höhere Studium erhielt er am dortigen Pädagogium, die oberen Gymnasialklassen besuchte er 1827—29 in Freiburg. Mit dem Wintersemester, 1829/30 bezog Maier die Universität; nach damaliger Studienordnung waren die ersten zwei Jahre dem Besuch von Vorlesungen der philosophischen Fakultät bestimmt. Für das Studium der Theologie verwendete Maier vier Jahre 1831 bis 1835, das letzte Jahr hauptsächlich zur Vorbereitung auf die behufs der Promotion zu bestehenden strengen Prüfungen und die Ausarbeitung der Doktordissertation. Dem Examen pro Seminario unterzog er sich Ende des Sommersemesters 1835. — Durch rühmlichen Fleiß, vielversprechende Begabung, würdiges Verhalten und sehr bemerkbare Fortschritte hatte sich der junge Theologe die Achtung und das besondere Vertrauen seiner Lehrer erworben; namentlich war es der gelehrte Bibelkritiker Leonhard Hug, der ihm seine vielvermögende Protektion zuwandte. Einen sprechenden Beweis dieses Vertrauens sollte Maier schon als Alumnus des erzbischöflichen Seminars (damals noch in Freiburg), in welches er im Herbst 1835 eingetreten war, erfahren: auf Antrag der theologischen Fakultät wurde er bei Verhinderung des Ordinarius für die theologische Moral mit der Suppletur dieses Faches betraut. Aus dem bez. Bericht der Fakultät ist zu erkennen, daß sich diese das Ungewöhnliche, ja das Bedenkliche nicht verhehlte, das darin lag, einem in seiner beruflichen Vorbildung selbst noch nicht absolvirten jungen Manne den Vortrag einer für das praktische Wirken der späteren Geistlichen so wichtigen Disziplin anzuvertrauen. Dieser Schritt konnte nur in den damals bei der theologischen Fakultät obwaltenden außergewöhnlichen Umständen seine Entschuldigung finden, — für den Beauftragten jedoch war ein solches Vertrauen um so ehrenvoller. Maier, am 27. August 1836 als Priester geweiht und am 8. November desselben Jahres als Doktor promovirt, supplirte das Kollegium über Moral bis zur Ankunft des von Tübingen berufenen Hirscher; von da an, erstmals im Sommer 1837, hielt er exegetische Vorlesungen über das alte und neue Testament. Durch höchste Entschließung (16. März 1837) war er der Fakultät als Lehramtsgehilfe mit Gehalt zugeordnet worden. — Ein Beweis der Zufriedenheit mit den bisherigen Leistungen des jungen Dozenten war es, daß die Fakultät, veranlaßt durch das erzbischöfliche Domkapitel (bezw. Hug, der Mitglied auch dieses Kollegiums war), höheren Orts den Antrag stellte, demselben Urlaub und die finanziellen Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise zu bewilligen. Urlaub und Fortbezug des Gehalts wurden gewährt (Minist.-Erl. v. 8. März 1838), zur Erhöhung des letzteren hatte das Domkapitel noch die Erträgnisse des für solche Zwecke gestifteten Häusler'schen Stipendiums angewiesen. Die Reise wurde im Frühjahr 1838 angetreten und auf Weisung der Fakultät als nächster Aufenthaltsort Wien bestimmt. Dem Kandidaten war durch eine ausführliche (von Hug entworfene) Instruktion Umfang und Richtung der zu kultivirenden Studien bezeichnet worden; in erster Reihe sollte er in den biblischen

Digitized by Google

Disziplinen sich weiter ausbilden und befestigen; jedes Vierteljahr war an die Fakultät ein Bericht über Einrichtung und Fortgang der Studien einzusenden. Der Aufenthalt in Wien dauerte ein Jahr und wurde benützt besonders zum eingehenderen Studium der semitischen Sprachen, zum Besuch der reichen kaiserlichen Bibliothek, zur Kenntnißnahme der vielen wichtigen Bibelhandschriften, Münzsammlungen, überhaupt all dessen, was die Kunde des biblischen Alterthums berührt. Durch Empfehlungsbriefe eingeführt, machte Maier interessante Bekanntschaften, so mit dem Orientalisten Hammer-Purgstall, dem gründlichen Arabisten Professor Wenrich, dem Direktor der orientalischen Akademie, Rauscher, dem späteren Erzbischof, dem Philosophen Anton Günther und dessen Freund, Domprediger Emanuel Veith und anderen damals in Wien distinguirten Persönlichkeiten. Das folgende halbe Jahr, von Ostern 1839 bis Spätjahr, wurde in Rom zugebracht, die bisherigen Studien fortgesetzt und durch den Besuch der Kunstschätze der zahlreichen Kirchen, Museen und Bibliotheken Manches für biblische und christliche Alterthumskunde gewonnen. — Nach dem Wunsch der Fakultät kehrte Maier im Spätjahr zurück und setzte nun im Wintersemester 1839—40 seine Lehrthätigkeit über Exegese des alten und neuen Testaments regelmäßig fort. Während des Aufenthaltes in Wien hatte er auch als Schriftsteller sich versucht, die dortige theologische Zeitschrift, herausgegeben von Pletz, sowie die in dieser Zeit in Freiburg von Staudenmaier begründete Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie brachten die ersten Abhandlungen von ihm; diese, sowie die befriedigenden Leistungen im Lehramte, bewirkten, daß die theologische Fakultät im Sommer 1840 den Antrag auf Anstellung als Extraordinarius, und infolge einer Vocation nach Tübingen schon im folgenden Jahre auf Ernennung zum ordentlichen Professor stellte, welchem Antrag durch höchste Entschließung vom 19. Mai 1841 entsprochen wurde. So hatte der kaum Dreißigjährige die angestrebte schöne Lebensstellung erreicht, in welcher er nahezu fünfzig Jahre erfolgreich wirken sollte. Auch die kollegialischen Verhältnisse, in welche er nun eintrat, waren freundliche und für ersprießliches Wirken sehr anregend; die theologische Fakultät hatte sich nach mehrfachen über sie ergangenen Störungen durch die Berufung Hirschers und Staudenmaiers in erfreulicher Weise restituirt; die Neuberufenen zählten mit dem noch in voller Kraft stehenden Senior, Hug, zu den Koryphäen der damaligen katholischen Theologie; einmüthig in ihrer kirchlichen wie wissenschaftlichen Richtung übten sie und mit ihnen auch die von der gleichen Richtung getragenen jüngsten Kollegen Schleyer und Maier sehr wohlthätig und nachhaltig auf die wissenschaftliche Ausbildung und Gesinnung der Theologiestudirenden. War auch die Zahl der einheimischen Theologen gerade damals eine nicht beträchtliche, so zeigte sich doch die Mehrzahl derselben sehr empfänglich für das von den trefflichen Lehrern Gebotene, und blieben diesen auch im späteren Wirken in dankbarer Pietät zugethan. — Maier und Schleyer dozirten mehrere Jahre gemeinsam die biblischen Disziplinen: semitische Sprachen, Exegese der alt- und neutestamentlichen Schriften, biblische Archäologie ꝛc. Im Jahre 1845 übernahm Schleyer die Kirchengeschichte; Maier erhielt 1846 nach dem Tode Hugs, welcher bis dahin die biblische Einleitung (über beide Testamente) vorgetragen hatte, sämmtliche Lehrzweige des neuen Testaments als ihm zugewiesenes Nominalfach übertragen. Bei der Erklärung der neutest. Schriften hielt er fortan eine bestimmte Reihenfolge fest, so daß fleißigen Zuhörern Gelegenheit gegeben war, innerhalb des akademischen Trienniums in alle größeren Bücher des neuen Testaments eingeführt zu werden. — In früheren Jahren las er auch über christliche Archäologie, Pädagogik und leitete die katechetischen Uebungen aus dem Gebiete der Moral. — Die Vorlesungen Maiers waren für begabtere Zuhörer gewinnreich und anregend: streng methodisch, klar, präzis, in der Exegese die grammatisch-sprachliche Seite mit dem theologisch-

Digitized by Google

dogmatischen Inhalte im richtigen Verhältnisse behandelnd, die kirchlich gegebenen Bestimmungen über die Bibel und ihre Auslegung mit der Aufgabe des wissenschaftlichen Exegeten in korrekter Weise festhaltend und beachtend. — Diese Eigenschaften des mündlichen Vortrages kennzeichnen auch die im Drucke erschienenen Kommentare: über das Evangelium Johannes, zwei Bände, 1843 und 1845, den Römerbrief 1847, die beiden Korintherbriefe 1857 und 1865, den Hebräerbrief 1861. Was die formelle Ausführung betrifft, sind diese Leistungen von den Fachmännern aller Richtungen als mustergiltig anerkannt; was den dogmatischen Standpunkt angeht, wird überall die positiv-kirchliche Auffassung festgehalten. Die Zeit der Lehrwirksamkeit des Verstorbenen ist überreich an Hypothesen über Entstehung, Verfasser, Zweck, Inhalt ꝛc. der neutestamentlichen Bücher; die genannten Kommentare befassen sich eingehend auch mit diesen, die behandelten Bücher gerade näher betreffenden Fragen. In dem 1852 erschienenen Lehrbuch der neutestamentlichen Einleitung hat der Verfasser eine klare, übersichtliche Orientirung über den damaligen Stand der neutestamentlichen Kritik gegeben; es ist zu bedauern, daß das sehr brauchbare Kompendium spätere Auflagen nicht erlebte und so in manchen Partien jetzt veraltet ist. — Manchen werthvollen Beitrag zur Einleitung und Exegese des neuen Testaments enthalten die zahlreichen Abhandlungen und Rezensionen aus seiner Feder in der bereits genannten Freiburger Zeitschrift für Theologie. Maier hat (in der gedruckten Gedächtnißrede) den von seinem Lehrer Hug in der neutestamentlichen Kritik festgehaltenen Standpunkt und Methode als die historische bezeichnet, welche im strengen Gegensatz steht zu derjenigen biblischen Kritik, die mit Hintansetzung des historischen Moments die kritischen Entscheidungen von philosophischen Voraussetzungen oder von subjektivem Geschmack abhängig macht, statt die biblischen Bücher nach Entstehung und Inhalt auf dem Wege historischer Forschung, auf dem Boden sicherer Thatsachen und der Autorität der Schriftsteller des Alterthums zu untersuchen. — Diesem Standpunkt ist im Prinzip der Schüler treu geblieben, wenn auch dessen Leistungen, was geniale Auffassung, Originalität und allseitige Gelehrsamkeit betrifft, jenen des Meisters nicht gleich gekommen sind. — Mit der lehrenden und schriftstellerischen Thätigkeit, welche hier nur mehr angedeutet werden konnte, ging zur Seite eine auf die Konservirung und Förderung der ökonomisch-materiellen Interessen der Hochschule gerichtete: Maier funktionirte mehr denn 30 Jahre als Mitglied, später als Direktor der akademischen Wirthschaftsdeputation, ebenso lange als Stiftungskommissär, welche beide Aemter von ihren Trägern große Pünktlichkeit, Umsicht und Sorgfalt verlangen. Bei dem durch diese Aemter geforderten öftern Verkehr mit den Kollegen freundlich und gefällig, wußte er allezeit sich auch die Achtung und Verehrung derselben zu wahren. — Daß Maier eine Reihe von Jahren Direktor der Sautier-Merian'schen Stiftung war und sich auch um allgemein städtische Interessen verdient machte, sei hier nebenbei erwähnt. — Einem so vielseitig verdienstlichen Wirken haben entsprechende Anerkennungen nicht gefehlt: im Jahre 1848 wurde Maier vom Großherzog Leopold zum Geistlichen Rathe ernannt; Großherzog Friedrich verlieh ihm das Ritterkreuz, sodann das Kommandeurkreuz und hiezu aus Anlaß der 50jährigen Jubelfeier den Stern des Zähringer Löwenordens. Ehrenvolle Berufungen ergingen von Tübingen, Würzburg und Hildesheim, welche der Gelehrte aus Anhänglichkeit nnd Treue gegen die einheimische Alma Mater ablehnte. Bei dieser selbst führte er wiederholt das höchste Ehrenamt des Prorektorats. Anläßlich der kurz sich folgenden dreifachen Jubelfeier als Dozent, Priester und Doktor im Verlaufe des Jahres 1886 überreichten die Studirenden aller Fakultäten als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung einen goldenen Lorbeerkranz, die vielen ehemaligen Zuhörer, fast den gesammten Diözesanklerus darstellend, erfreuten mit einer pietätvollen Adresse. Selbstver-

Digitized by Google

ständlich hatte es die eigene Fakultät sowie der Akademische Senat an den bei solchen Anlässen üblichen Erweisen der Hochachtung und dankbaren Ergebenheit gegen den ehrwürdigen Senior der Hochschule nicht fehlen lassen. — Diese festlichen Tage waren die letzten sonnigen, welche den Lebensabend des Jubilaren erfreuten. Von da an trat eine sichtliche Abnahme der physischen und allmälig auch der geistigen Kräfte ein, gegen welche er vergeblich ankämpfte. Das letzte Lebensjahr wurde eine Zeit schwerer Leiden; in Geduld und frommer Ergebung ertrug der Kranke die oft großen Schmerzen, von welchen ein sanftes Hinscheiden ihn erlöste. — Der nicht unbedeutende Vermögensnachlaß wurde testamentarisch zu Stipendien für Theologiestudirende aus Villingen bestimmt, ein Theil kirchlichen und milden Zwecken gewidmet. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 278 Beilage.) König.

Andreas Maier

ist am 6. April 1826 in dem etwa 130 Seelen zählenden Dorfe Stockburg bei Villingen als Sohn des Lochhofbesitzers Jakob Maier geboren. In ländlicher Abgeschiedenheit wuchs der Knabe als echtes Naturkind unter der Leitung seiner treuen und frommen Mutter heran, und da die kleine Schule des Dorfes in seinem elterlichen Hause Unterkommen gefunden hatte, so konnte er schon vor dem schulpflichtigen Alter gleichsam spielend die nothwendigsten Kenntnisse sich aneignen. Die Schule wurde später mit der in Peterzell vereinigt und der würdige Lehrer daselbst nahm sich des aufgeweckten Knaben ganz besonders an und versorgte ihn namentlich mit Lehrstoff, und während er im Sommer die elterliche Heerde hütete, fand der Knabe hinreichend Zeit zum Lesen sämmtlicher Bücher, deren er habhaft werden konnte. Früh übte er auch sein Zeichentalent, welches dem späteren Lehrer der darstellenden Geometrie sehr zu statten kam. Da wurde der evangelische Geistliche in Mönchweiler auf den tüchtigen Schüler aufmerksam und ertheilte ihm lange Zeit hindurch in der uneigennützigsten Weise Unterricht in den Sprachen und in der Mathematik, so daß er nach der Konfirmation die obere Klasse der Bürgerschule in Villingen besuchen und im folgenden Jahre (1841) in das Polytechnikum in Karlsruhe eintreten konnte. Doch konnte der Student seine Absicht, sich dem Ingenieurfache zu widmen, nicht verwirklichen, da seine spärlichen Geldmittel nur zu bald erschöpft waren, und so ergriff er gern das Anerbieten, die Lehrstelle für Mathematik am Institut Kayser in Heidelberg zu übernehmen, wodurch er Gelegenheit fand, sich im Schulfach zu üben und mehrere Universitätsvorlesungen zu besuchen. Nach einem Jahre widmete sich Maier dem praktischen Geometerdienste, worauf er im Spätjahr 1847 die Prüfung in der niedern und der höhern Mathematik, in Physik, Chemie und Naturgeschichte bestand. — Seine erste Verwendung fand der Kandidat unmittelbar nach der Prüfung als Gewerbeschulhauptlehrer in Triberg, nach einem Jahr kam er an die Höhere Bürgerschule in Ettenheim, wurde aber schon nach zehn Tagen an's Gymnasium in Bruchsal versetzt, woselbst er ein halbes Jahr lang thätig war. — Zehn Jahre, von 1849 bis 1859, wirkte Maier als Lehrer an der Höheren Bürgerschule und an der Gewerbeschule in Sinsheim und hierauf vier Jahre als Leiter der Gewerbeschule in Villingen, wobei er auch den Unterricht in Mathematik und Physik an der Bürgerschule zu ertheilen hatte. — Im September 1863 wurde Andreas Maier zum Professor an der neu gegründeten Höheren Bürgerschule in Karlsruhe ernannt, die später zum Realgymnasium umgeschaffen wurde, und in dieser Stellung wirkte er unermüdlich bis zu seinem Tode, also über 27 Jahre. — An allen Orten seiner Wirksamkeit erwarb sich Maier, der immer eine treuherzige Wäldernatur geblieben ist, durch sein anspruchsloses und bescheidenes Auftreten, durch sein gediegenes Wissen und tüchtiges Können die Achtung und das Vertrauen seiner

Digitized by Google

Mitbürger und seiner Amtsgenossen, und diese wie seine Schüler bewahren dem treuen Lehrer ein liebevolles Angedenken. — Im Jahre 1863 wurde Maier zum Mitglied des Gewerbeschulvorstandes in Karlsruhe ernannt. Im Kriegsjahr 1870 half er als freiwilliger Krankenpfleger und erhielt dafür das badische Erinnerungszeichen für 1870/71 und die deutsche Kriegsdenkmünze. Im Jahr 1871 gewährte das Ministerium ein Reisestipendium, so daß Maier eine größere Anzahl norddeutscher Realschulen besuchen konnte; 1876 vertrat er längere Zeit am Polytechnikum den erkrankten Professor Spitz; von dem gleichen Jahre an bis zu seinem Tode war er als Examinator bei der Real- und Zeichenlehrerprüfung thätig. Vorübergehend fand Professor Maier Verwendung an der ehemaligen Wiesenbauschule, bei einem landwirthschaftlichen Kursus für Volksschullehrer und an der Großh. Friedrichsschule; lange Jahre wirkte er auch an der Baugewerkschule. Seine Amtsgenossen wählten ihn im Jahre 1885 zum Mitglied des Beiraths des Realgymnasiums. Ferner gehörte er bis zu seinem Tode als Mitglied dem Ortsschulrathe an. Im Jahre 1884 wurde dem so vielseitig thätigen Manne das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens verliehen. — Von seinen schriftstellerischen Arbeiten nennen wir: »Die Trigonometrie und deren Anwendungen«, »Neuere Geometrie«, »Die in einer Ebene darstellbaren Richtungszahlen«, »Vorschule der Mathematik« und mathematische Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. An einem größeren Werke, »Sphärische Trigonometrie«, arbeitete er noch während der letzten Tage seines Lebens, aber nur der theoretische Theil des Buches konnte vollendet werden. — Auch als Dichter ist Maier aufgetreten, und »Die Klänge von der Sommerau« stellen das häusliche Leben und Treiben des Wälders in ernster und humoristischer Weise treu und schön dar. — Während seines Aufenthalts in Sinsheim trat Professor Maier in den Ehestand, in dem er viele Freude und durch den Tod mehrerer Kinder auch herbes Leid erlebte. — Im Jahre 1887 wurde er von einem Nierenleiden befallen, von welchem er sich jedoch wieder erholte, bis zu Weihnachten 1890 das alte Leiden wieder auftrat. Doch war er nur wenige Tage zu Bette und sein Tod trat am Nachmittag des 17. Februar 1891 ein, zu früh für seine Familie und für sein Amt. Sein Gedächtniß wird stets im Segen bleiben. (Badische Landeszeitung 1891 Nr. 58.)

Rudolf Robert Maier

wurde am 9. April 1824 in Freiburg i. B. geboren. Sein Vater, Columban, starb 1850 als Geheimer Finanzrath in Karlsruhe, während seine Mutter Josephine, geb. Kern, ihm lange erhalten blieb. Nach Vollendung der Lyceal-studien in Karlsruhe bezog er 1843 die Universität Freiburg, wo ihn Arnold, Stromeyer, Braun besonders fesselten. Eine innige Freundschaft verband ihn mit Th. Bilharz, dessen frühzeitiger, 1860 in Egypten erfolgter Tod ihn tief erschütterte. Auf einer Studienreise, welche er nach Würzburg und Wien unternahm, wurde er besonders von Rokitansky, Hyrtl, Stoda und Virchow angezogen. Seine Habilitation erfolgte im Jahre 1853 auf Grund einer Arbeit über Anatomie der Tonsillen, und gleichzeitig trat Maier als Prosektor an dem anatomischen und pathologisch-anatomischen Institut ein. Die Fakultät übertrug ihm nach dem im Jahre 1857 erfolgten Tode Kobelts die Vorlesungen über pathologische Anatomie. Der Titel als Professor extraordinarius wurde ihm 1859 ertheilt und 1864 wurde er, nachdem er vorher noch Berlin, Leipzig und Prag zu seiner Ausbildung besucht hatte, zum Professor ordinarius der pathologischen Anatomie und Staatsarzneikunde und zum Direktor der pathologisch-anatomischen Anstalt und Sammlung ernannt. Maier war der erste Inhaber dieses wichtigen Lehrstuhls, da die Regierung erst in jenem Jahr ein eigenes

Digitized by Google

Ordinariat und Institut für pathologische Anatomie gegründet hatte. — Aber erst viel später, nach vielen Bemühungen und Kämpfen, konnte Maier die Erbauung eines besondern Gebäudes für das pathologisch-anatomische Institut durchsetzen, welches bis dahin in den Räumen der Anatomie nur nothdürftig untergebracht war. Der Bezug und die Einweihung des Neubaues erfolgte im Jahre 1883. — Leider sollte Maier nicht lange die Früchte seiner Bemühungen genießen. Ein schon lange bestehender chronischer Katarrh der Respirationswerkzeuge untergrub allmählig seinen allgemeinen Gesundheitszustand, welcher auch durch den Tod seiner heiß geliebten Mutter und eines Bruders erschüttert wurde. Eine bedenkliche Verschlimmerung trat ihm Frühjahr 1888 ein, gegen welche eine Kur in Baden-Baden erfolglos blieb. Trotzdem arbeitete Maier unermüdlich weiter, so lange seine Kräfte es irgend erlaubten. Nachdem er noch am 22. Oktober eine Sektion vorgenommen hatte, mußte er das Bett aufsuchen, von welchem er sich nicht mehr erheben sollte. Ein sanfter Tod erlöste ihn am 7. November 1888 von seinen Leiden. — Von äußern Ehrenbezeugungen, welche ihm zu Theil wurden, erwähnen wir die Verleihung des Hofrathtitels 1877, die Wahl zum Prorektor im Studienjahr 1878/79, die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Zähringer Löwenordens 1879 und die Ernennung zum Geheimen Hofrath 1887. — Seine literarischen Arbeiten erstrecken sich meist auf sein engeres Fach und sind größtentheils in Virchows Archiv, doch auch in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Freiburg niedergelegt. Meist beziehen sich seine Forschungen auf anatomisch-histologische Themata. Doch hat Maier auch experimentell gearbeitet, wie er denn 1882 eine auf Versuchen basirende Arbeit über Bleivergiftung herausgab. Seiner Theilnahme an ätiologischen Forschungen verdankt ein 1874 erschienener Aufsatz über diphteritische Endocarditis seine Entstehung. Im Jahr 1871 erschien sein Lehrbuch der allgemeinen pathologischen Anatomie, welches sein Fachgenosse Ziegler ein beredtes Zeugniß rastloser, zielbewußter, sorgfältiger Arbeit und eingehenden Literaturstudiums nennt. Eine werthvolle Monographie »über den Bau der Thränenorgane« enthält zuerst den Nachweis, daß die Wand des Thränenkanals einen cavernösen Bau besitze und daß in ihr Drüsen vorkommen. — Die Geschichte der Medizin hatte stets ein sehr lebhaftes Interesse für Maier, und so entstanden einige kurze biographische Abhandlungen über Karl Anton Gerhard, Johannes Schenk von Gräfenberg und Michael Servet. — Maier hatte sich unter schwierigen Verhältnissen durchkämpfen müssen und es war ihm im Leben nicht leicht geworden. So konnte ihn ein gerechter Stolz auf seine mühsam errungene Stellung erfüllen. Seine hohe Meinung von dem Beruf eines akademischen Lehrers und vor Allem seine unbedingte Pflichttreue brachten eine Hingabe an die Interessen der Hochschule mit sich, wie sie wohl nur selten gefunden wird. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit kam er seinen Obliegenheiten als Inhaber eines akademischen Amts, als Mitglied der Fakultät, als Vorstand des pathologisch-anatomischen Instituts und als Lehrer nach. Da, wo seine Kräfte nicht mehr ausreichten, suchte er in uneigennütziger Art durch Herbeiziehung und Förderung jüngerer Kräfte die Lücken zu füllen. Gern und freiwillig übernahm er Ehrenämter und Geschäfte zum Nutzen der Hochschule, welche häufig mit Zeitverlust, Arbeit und auch Aerger verbunden waren. Wenn er nur von Zeit zu Zeit sein Herz einmal über die ihm zugestoßenen Verdrießlichkeiten gründlich ausschütten konnte, so war Alles wieder gut und er zufrieden und sofort bereit, sich wieder etwas anderes aufzuladen. Seine außerordentliche Herzensgüte machte es ihm auch sonst schwer, eine Gefälligkeit oder einen Dienst abzuschlagen, auch wenn ihm selbst Unannehmlichkeiten dadurch erwachsen konnten. Er sprach sich wohl über die an ihn gestellten ungerechtfertigten Ansprüche bitter aus; man konnte aber sicher sein, daß er ihnen

Digitized by Google

nachkommen werde. — Maier ging nicht in seinem Spezialfach auf, sondern widmete der ganzen Medizin, den Naturwissenschaften, besonders aber den biologischen und anthropologischen Disziplinen seine volle Aufmerksamkeit. Zu seiner Zerstreuung betrieb er gerne Erd- und Völkerkunde und seine große Abneigung, aus seinen vier Pfählen herauszukommen, bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu der Liebhaberei für Reisebeschreibungen unternehmender Forscher in Afrika und den arktischen Regionen. — Offen und freimüthig vertrat Maier seine religiösen und politischen Anschauungen. — Maier hatte 1853 geheirathet und treu stand ihm seine innig geliebte Frau bis zum Tode an der Seite. 1857 wurde er durch die Geburt einer Tochter, seines einzigen Kindes, und 1887 noch durch die eines Enkels erfreut. Sein Familienleben war äußerst glücklich; nur am häuslichen Herd sah er seine Freude und Erholung. Nur ungern konnte er sich zu einem ihm doch sehr nothwendigen Aufenthalt an einem Luftkurort entschließen. Gesellschaften wurden selten besucht und selbst Ausflüge in die schöne Umgebung Freiburgs nur selten unternommen. Dann konnte er aber auch fröhlich und ausgelassen wie ein Kind sein. Wie ein Sonnenblick durch Gewölk brach dann wohl wieder einmal der alte Jugendmuth durch in dem Herzen des Mannes, welcher den größten Abschnitt seiner sorgenvollen und arbeitsreichen Lebensbahn zurückgelegt hatte. Hegar.

Josef Marmon.

An dem steilen Uferabhang der Eiach, die das romantisch gelegene hohenzollern'sche Städtchen Haigerloch bespült, steht das bescheidene Elternhaus Marmon's. — Als der älteste Sohn einfacher, schlichter Bürgersleute wurde Josef Marmon am 4. März 1820 daselbst geboren. Der heranwachsende talentvolle Knabe erhielt von seinen christlichen Eltern eine gute und sorgfältige Erziehung. Seine Vorstudien machte er an den Gymnasien zu Rottweil a. N. und Sigmaringen, seine Berufsstudien an den Universitäten Tübingen und Freiburg. Im Jahre 1843 trat er in das Priesterseminar St. Peter ein. Auf jeder Stufe seiner Studienlaufbahn hat sich Marmon nach allen Richtungen hin ausgezeichnet, so daß er bei Lehrern und Kommilitonen der größten Sympathie und Achtung sich erfreute. So verband ihn ein inniges Freundschaftsverhältniß mit dem Bischof v. Hefele in Rottenburg, der in Tübingen sein Lehrer war. — Am 31. August 1844 empfing Marmon die Priesterweihe durch die Hände des Erzbischofs Hermann v. Vicari. Und von da an hat er über 41 Jahre lang mit ungetrübter Arbeitslust und ungeschwächter Arbeitskraft der Kirche gedient. Kein Gebiet des kirchlichen Lebens blieb ihm fremd; wo immer er seine Thätigkeit entfaltete, da ruhte Segen auf ihr. Beweggründe wie Ziele seines Strebens und Handelns waren rein, und mit inniger priesterlicher Frömmigkeit paarte sich bei ihm ein klares Verständniß für die praktischen Bedürfnisse der Kirche und derer, die ihr angehören, wie auch ein hohes Maß von Selbstverläugnung und christlicher Klugheit. — Eine durchaus zart und sanft angelegte Natur, hat er still und geräuschlos ein priesterliches Leben und Wirken entfaltet, das ihm hohe Werthschätzung bei jedermann ohne Unterschied erworben. In einem kurzen Nekrolog der »Straßburger Post« heißt es: »Marmon besaß liebenswürdige und vornehme Umgangsformen und stand auch bei denen, die seinen kirchlichen Standpunkt nicht theilten, in hohem Ansehen«. — Von den 41 Jahren seines priesterlichen Wirkens verbrachte Marmon 29 in Freiburg selbst. In den ersten 12 Jahren war er in seiner Heimath Hohenzollern thätig, und zwar als Kaplan in Veringendorf und Pfarrer in Empfingen. — In dieser ersten Periode seines priesterlichen Wirkens entfaltete er neben seiner spezifisch seelsorgerlichen auch eine literarische und journalistische Thätigkeit. — An der Herausgabe des in Sig-

Digitized by Google

maringen gegründeten katholischen Blattes »Volksfreund« hatte Marmon einen wesentlichen Antheil. Auch besitzen wir von ihm einen Kalender für das Jahr 1849, beßgleichen schrieb der eifrige Seelsorger »Katholische Kanzelvorträge für alle Sonn- und Feiertage des Jahres«. — Als Kaplan von Beringendorf bewohnte er ein Pfarrhäuschen, wie es einfacher und bescheidener kaum gedacht werden kann. Verfasser dieser Zeilen sah diese Wohnung gelegentlich eines Besuches dort im letzten Herbste. Und er konnte einer tiefen Rührung ob der bescheidenen, ja armen Verhältnisse sich nicht erwehren, in welchen der Beringendorfer Kaplan seiner Zeit gelebt. Je bescheidener und armseliger jedoch sein Häuschen war, desto reichlicheren Ersatz fand er in dem alten, gothischen Kirchlein, das mit seinen beiden Thürmen gar freundlich in das liebliche Laucherthälchen mit seinen Wiesengründen hineinwinkt. — Und damals war es auch, wo der jugendliche Kaplan mit einer gewissen Vorliebe die Schönheiten der Gothik studirte, wodurch in ihm das Interesse für das Studium der kirchlichen Architektur mehr und mehr geweckt wurde. — Wie seeleneifrig und zugleich praktisch klug Marmon war, zeigte er als Pfarrer von Empfingen. Die Zustände und Verhältnisse in dieser Pfarrgemeinde waren so wenig erfreulich, daß sie bei ihrem Ausschreiben im Jahre 1853 keine Bewerber fand. Höchst gering war das Pfarreinkommen, die Gemeinde selbst sittlich und sozial herabgekommen. Gerade aber aus diesem Grunde wollte Marmon daselbst Pfarrer werden, der, wie er selbst sagte, da wirken wolle, wo weder die finanziellen noch andere glückliche Verhältnisse den Neid erregen dürften. Marmon hat vom Fürsten Karl Anton von Sigmaringen die Präsentationsurkunde unter dem 22. Dezember 1853 erhalten. — Der neue Pfarrer zog auf. Er begann seine Thätigkeit damit, daß er vor allem der heranwachsenden Jugend Schutz bot und der Armuth und Brodlosigkeit steuerte. Zu ersterem Zwecke gründete er einen Jünglingsverein, während er die weibliche Jugend unter die Obhut von Lehrschwestern stellte. Zu letzterem Zwecke führte er einen eigenen Industriezweig, ein »die Stuhlweberei«, der Verdienst in die Gemeinde bringen sollte und gebracht hat. So wirkte, so half der junge Pfarrer. Nur ungern vertauschte Marmon diese Stelle mit der eines Dompräbendars und Ordinariatsassessors in Freiburg. Als Erzbischof Hermann diese Doppelstellung ihm übertrug, reiste er nach Freiburg, um persönlich vorstellig zu werden, daß er auf seiner Pfarrei verbleibe. Selbst der damalige Regierungspräsident von Sigmaringen wandte sich an den Erzbischof, damit Marmon seiner Pfarrei erhalten werde. Es muß mit Gebühr hervorgehoben werden, daß der erste Regierungsbeamte in seiner Eingabe an den Oberhirten des sehr schmeichelhaften Ausdruckes über Marmon sich bediente, »Marmon habe den Grundsatz für sein pastorelles Wirken: si vis amari, ama«. — Der Wille des Erzbischofs bestimmte es anders. So siedelte Marmon denn nach Freiburg über im Jahre 1856. — Als Ordinariatsassessor hatte er das Referat über die kirchlichen Angelegenheiten des hohenzollernschen Antheils der Erzdiöcese, welches er bis zu seinem im Jahre 1885 erfolgten Tode beibehielt. 1862 ernannte ihn Erzbischof Hermann zum Wirklichen Geistlichen Rath und deputirte ihn als seinen Vertreter zur Königskrönung in Königsberg, nachdem schon im Jahre 1857 das Vertrauen seines Oberhirten ihm das verantwortungsvolle Amt des Ordenssuperiorats der Kongregation der barmherzigen Schwestern für die Erzdiöcese übertragen hatte. Die Ernennungsurkunde ist am 4. Juli unterzeichnet worden. — Ende des Jahres 1865 wurde er von Erzbischof Hermann zum Domkapitular ernannt und war als solcher zugleich Münsterpfarrrektor, da der Tradition gemäß das jüngste Mitglied des Domkapitels gewöhnlich zugleich Münsterpfarrer ist. In dieser letzteren Stellung verblieb er 7 Jahre. Seine letzte öffentliche Amtshandlung als Dompfarrer war die Benediktion des neuen Gottes-

Digitized by Google

ackers an Allerheiligen 1872. — Erzbischof Hermann starb im April 1868. Und als nach 14jähriger Sedisvakanz der erzbischöfliche Stuhl wieder besetzt wurde, gab es auch für Marmon eine weitere Auszeichnung, und zwar nicht ohne Grund. Er wurde zum Geheimkämmerer Seiner Heiligkeit des Papstes ernannt. — Als Münsterpfarrer widmete Marmon ausschließlich den Arbeiten, die ihm im Ordinariat oblagen, der Seelsorge und der Kongregation der barmherzigen Schwestern, die ihm anvertraut war, seine Kräfte. Die Stunden seiner Muße weihte er dem Studium der christlichen Kunst, als dessen Frucht wir die sehr dankenswerthe Monographie des Münsters (im Jahre 1878) und Korrespondenzen ansehen, die er in verschiedene Kunstblätter geschrieben. Als im Laufe des Jahres 1885 die Weihbischofsfrage wieder in den Vordergrund trat, wurde auch Marmons Name genannt, mit sehr realem Untergrund. Thatsächlich wurde ihm Anlaß geboten, sich selber zu äußern, ob er diese Stellung und Würde übernehmen würde. Seine Erklärung lautete ablehnend. Er hat sich sogar nach Rom gewandt, um eine derartige Eventualität rechtzeitig zu verhindern. — Im Oktober 1885 ging Domdekan Schmid mit Tod ab. Die Wiederbesetzung der Stelle stand diesmal dem erzbischöflichen Domkapitel zu. Wenige Tage vor dem Hingang Marmons wurde die Kandidatenliste festgestellt und nach Karlsruhe gesendet. Wie nicht anders zu erwarten war, stand auch der Name Marmons darauf. In wie weit die öffentlichen Blätter das Richtige trafen, indem sie ihn nach seinem Tode als präsumirten Domdekan und Weihbischof bezeichneten, lassen wir dahingestellt sein. Sind doch alle Erwägungen in diesbezüglicher Frage gegenstandslos geworden, nachdem der Tod das Wort ergriffen hatte. Wir können deßhalb nicht mehr von dem reden, was er noch werden und wirken konnte, sondern nur von dem, was er war und was er wirkte. — In seiner Stellung als Dompräbendar und Domkapitular hat er neben gewissenhafter und pünktlicher Erfüllung seiner Amtspflichten auf den verschiedenen Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens Großes geleistet und erzielt. So lange im Lande Baden das Kleid der barmherzigen Schwestern zu sehen ist, so lange wird auch der Name Marmon in dankbarster Erinnerung bleiben. Und wollen die Menschen ihn vergessen, so müßten die Steine von ihm reden und sein Lob verkünden. Selber ganz und gar zum Ordensmanne veranlagt, hat er als Superior des Ordens der barmherzigen Schwestern, welchem er volle 28 Jahre vorstand, mehr als zu Genüge bewiesen, wie sehr er berufen war, Ordensleute zu leiten. Trotz schwieriger Zeiten und Verhältnisse hat er den Orden zu einer Höhe der Wirksamkeit, sowie des Ansehens und des Vertrauens bei allen Schichten der Bevölkerung emporgehoben, daß man nur freudig darüber staunen kann. Als Beweis dafür, wie prompt der mit den Verhältnissen vertraute Superior arbeitete, möge folgende kurze Notiz dienen: Als am 19. Juli 1870 die Kriegserklärung von Seite Frankreichs an Deutschland gekommen, da hat Marmon schon mit Schreiben vom 20. Juli an das Großherzogliche Kriegsministerium in Karlsruhe barmherzige Schwestern zur Disposition gestellt, deren Dienste bereitwillig und dankbar angenommen wurden. Nach Beendigung des Krieges ward ihm und dem Mutterhaus der barmherzigen Schwestern dankbare Anerkennung von allerhöchster Seite gezollt; die Räume des Mutterhauses schmückt ein Kreuz von Alabaster — ein Geschenk der Großherzogin, für treu geleistete Dienste in den Kriegsjahren 1870/71. — Das Missionswesen der Kirche fand in Marmon den wärmsten Freund und eifrigsten Förderer. Es ist ja bekannt, daß er Jahre lang an der Spitze des Bonifaciusvereins gestanden. — Die kirchliche Kunst, ein Stiefkind im kirchlichen Leben der Erzdiöcese, hatte in Marmon einen Anwalt, der mit feinem Sinn, tiefem Verständniß und heiliger Begeisterung ihre Sache vertrat, wo er konnte. Ver-

Digitized by Google

danken wir Marmon, der zweimal, 1869 und 1877 in Rom gewesen, der die bedeutendsten kirchlichen Kunstdenkmäler am Rhein und in Belgien, in Westfalen und Baiern besucht und studirt hat, speziell in Baden das Wiederaufleben einer besseren Kunstrichtung, so hat er selbst durch die Restauration des Münsters und durch die Erbauung der Josefskapelle des Mutterhauses, die eine wahre Perle gothischer Baukunst ist, das schönste Denkmal sich gesetzt. Mit dem Dichter kann er sagen: »exegi monumentum aere perennius«. — Der liturgische wie überhaupt der reine kirchliche Gesang hatte an Marmon einen verständnißreichen und eifrigen Befürworter. Und die kirchliche Wissenschaft hatte bei ihm eine Heimstätte gefunden, nicht bloß in seiner ungemein umfangreichen und werthvollen Bibliothek, sondern auch in seinem eigenen Geiste und Herzen. Man mußte ihm aber näher gestanden haben, und zwar nicht bloß von heute auf morgen, wenn man es merken wollte. — Als Marmon das Pfarrrektorat der Münsterpfarrei übernahm, waren die Verhältnisse keineswegs friedliche. Der bekannte Adelhauser Klosterstreit war noch auf der Bildfläche. Marmon hat durch seine Ruhe und Besonnenheit nach Kräften einen leidlichen Zustand geschaffen. Er war ein Charakter in vollstem Sinne des Wortes. Von ihm wußte man zum Voraus, wie er in wichtigen Fragen, welche kirchliche und religiöse Interessen berührten, reden, stimmen und handeln werde. Dabei war er keineswegs hart oder abstoßend. Er war vielmehr eine ungemein gemüthvolle und versöhnliche Natur. — Auf seine ganze Thätigkeit kann man das Wort anwenden: fortiter in re suaviter in modo. — So viel Gutes er geschaffen und so gerne er Freude bereitete, so wollte er Kummer und Leid allein tragen. Man hörte ihn nie klagen. Das haben Bekannte und Freunde erfahren, welche in die Lage kamen, seine herzliche und großartige Gastfreundschaft zu genießen. — Noch ein Jahr vor seinem Tode wurde Marmon, der niemals nach Ehre und äußerer Auszeichnung strebte, anläßlich der Jubelehe des Fürsten Karl Anton von Sigmaringen mit dem Hohenzollernschen Hausorden 2. Klasse dekorirt. — Marmon starb in den Morgenstunden des 11. November 1885 an einem Schlagflusse. — Bis zu seinem letzten Lebenstage war er thätig, ertheilte Unterricht und erledigte die laufenden Geschäfte, obwohl er schon recht unwohl sich fühlte. Schon hatte er sein Brevier auf den folgenden Tag (Fest des heiligen Martinus) anticipirt und die Worte gebetet: domine, si adhuc populo tuo sum necessarius, non recuso laborem; fiat voluntas tua. Der Herr über Leben und Tod hat indeß seinen getreuen Diener schon einige Stunden darauf in die Ewigkeit abgerufen. Des Verewigten inneres Glaubensleben, wie seine ungeheuchelte Demuth bekundet das testamentarische Wort, das er hinterlassen: Wenn man ihm einstens einen Grabstein setze, so wäre die Inschrift aus der Sequenz dies irae ihm lieb:

»Qui Mariam absolvisti
Et latronem exaudisti
Mihi quoque spem dedisti.«

Diese letztwillige Verfügung hat er an seinem Namenstag in seinem Todesjahre getroffen. — Sein Leichenbegängniß gestaltete sich zu einem großartigen Trauerzuge. Alle aber, die sein Grab umstanden, insbesondere seine Angehörigen, wie auch seine zahlreichen Freunde, seine Amtsbrüder und die Töchter der christlichen Liebe, die in ihm ihren geistigen Vater betrauerten, konnten sich sagen: »Du hast uns, o Hingeschiedener, niemals in deinem Leben je betrübt, außer an dem Tage, wo du uns verlassen hast.«

K. Mayer.

August Freiherr Marschall von Bieberstein

war geboren zu Karlsruhe am 4. Juli 1804 als ältester Sohn des nachmaligen Großh. badischen Staatsministers Karl Freiherrn v. Marschall, welcher damals

Digitized by Google

das Amt eines Präsidenten des Hofrathskollegiums der Markgrafschaft bekleidete (s. B. B. II, 39 f.), und der Freifrau Wilhelmine v. Marschall, geb. v. Reck. Von 1812 bis 1817 besuchte August v. Marschall das Gymnasium in Stuttgart, wohin sein Vater im Jahre 1811 in der Stellung eines Gesandten am Königlich württembergischen Hofe übergesiedelt war, und dann nach Zurückberufung des Vaters in das Großh. Staatsministerium das Lyceum zu Karlsruhe. Nach dem bereits im Jahre 1817 erfolgten Tode des Vaters widmete sich die hochbegabte, feinsinnige Mutter, eine Frau von männlichem Geiste und tiefem Gemüthe, lediglich der Erziehung ihrer Kinder, dreier Söhne und einer Tochter. August, der älteste, bezog im Frühjahr 1822 die Universität Heidelberg. Dort widmete er sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften und besuchte die Vorlesungen einer Reihe hervorragender Lehrer, welche damals eine hohe Zierde der Ruperto Carola bildeten: des Pandektisten Thibaut, welcher auch über französisches Recht las, des Staatsrechtslehrers Zachariae, des Kriminalisten Mittermaier, des Nationalökonomen Rau, des Historikers Schlosser. Bis zum Frühjahr 1824 verweilte er in Heidelberg und bezog sodann in Gemeinschaft mit seinem Bruder Adolph die Universität Göttingen, auf welcher er zwei Semester zubrachte, um dann für ein Semester nochmals nach Heidelberg zurückzukehren. Während seiner Universitätsstudien trat er mit vielen ausgezeichneten jungen Männern in enge Beziehungen, deren Freundschaft ihn in das spätere Leben begleitete. — Im Frühjahr 1826 bestand August v. Marschall mit Auszeichnung das juristische Staatsexamen und begann seine amtliche Thätigkeit an demselben Orte, an welchem er hochbetagt entschlafen ist, indem er von 1826 bis zum Spätjahre 1828 nacheinander als Rechtspraktikant beim Stadtamte Freiburg, beim dortigen Hofgerichte und bei der Regierung des Oberrheinkreises arbeitete. Schon damals erwarb er sich durch seine umfassenden Kenntnisse, durch seine Klarheit in den juristischen Begriffen, durch seine gewandte Darstellungsgabe allgemeine Anerkennung. — Gegen Ende des Jahres 1828 begab er sich zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung in der französischen Sprache und zum Studium des französischen Rechts, insbesondere auch der Verwaltungsgesetzgebung zu einjährigem Aufenthalte nach Frankreich, und zwar zunächst nach Dijon, wo er auf der dortigen Präfektur arbeitete, und später nach Paris. Im März 1830 erhielt er seine erste Anstellung als Sekretär im Justizministerium, wurde im Jahre 1831 zum Hofgerichtsassessor in Mannheim ernannt und sodann als Legationsrath in das Ministerium des Großh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten berufen. In dieser Stellung, welche er zehn Jahre lang, zuletzt in der Eigenschaft als vorsitzender Rath, bekleidet hat, erwarb er sich große Verdienste um Fürst und Land, insbesondere in der Bearbeitung staatsrechtlicher Fragen und als Referent für die Angelegenheiten des Großherzoglichen Hauses; auch betheiligte er sich in umfassender Weise an den Arbeiten der Gesetzgebungskommission bei Revision des Entwurfs zum badischen Strafgesetzbuche in staatsrechtlicher und polizeilicher Hinsicht, und an den Arbeiten einer Kommission, welche Gesetzentwürfe über Abänderung der Gerichtsverfassung und des Strafverfahrens für den Landtag vorzubereiten hatte. Damals, wie auch in seiner späteren Laufbahn, führten ihn dienstliche Aufträge wiederholt in das Ausland, seit dem Jahre 1843 bekleidete er neben seinem Hauptamte den Posten eines Ministerresidenten bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft. An den Kammerverhandlungen nahm er während mehrerer Landtage als Regierungskommissär, insbesondere aber als Mitglied der Ersten Kammer hervorragenden Antheil, namentlich bei der Berathung des Strafgesetzbuchs, auch wurde er im Jahre 1845 zum außerordentlichen Mitgliede des Staatsraths ernannt. In demselben Jahre als Regierungsdirektor an die Spitze der Regierung des Oberrheinkreises berufen, bekleidete er während der Dauer dieses Amtes zugleich die

Digitized by Google

Stelle eines Kurators der Universität Freiburg. Bei seiner Ernennung zum Regierungsdirektor wurde bestimmt, daß er den Posten als Ministerresident bei der Schweiz in bisheriger Weise beibehalten und auch noch fernerhin in besonderen Fällen sich gutachtlichen Arbeiten im Auswärtigen Ministerium unterziehen solle. Man wollte dort in der Lage bleiben, seine gediegenen staatsrechtlichen Kenntnisse und seine reiche Erfahrung auch weiter im auswärtigen Dienste nutzbar zu machen. In der That sollte es v. Marschall nach verhältnißmäßig kurzer Thätigkeit in der inneren Verwaltung beschieden sein, gerade auf staatsrechtlichem und diplomatischem Gebiete noch hervorragende Dienste zu leisten. — Im Jahr 1850 wurde er von der Ersten Kammer der Ständeversammlung zum Abgeordneten in das Erfurter Parlament gewählt, welches in den Monaten März und April jenes Jahres den Entwurf einer neuen deutschen Bundesverfassung berieth, und nach Vertagung dieser Versammlung durch das Vertrauen des Großherzogs berufen, denselben zu dem Fürstenkongreß zu begleiten, welcher im Monat Mai 1850 in Berlin stattfand. — Als sodann im Jahre 1851 die deutschen Regierungen übereingekommen waren, daß die Bundesversammlung, wie sie nach der vor dem Jahre 1848 ergangenen Bundesgesetzgebung bestand, wieder in allgemein anerkannte Wirksamkeit gesetzt werde, wurde v. Marschall auf den Posten eines Gesandten am Deutschen Bundestage berufen, welchen er während eines vollen Jahrzehnts mit Auszeichnung bekleidet hat; er gehörte zu den thätigsten Mitgliedern der Bundesversammlung. Von der bestimmten Anschauung ausgehend, daß eine gedeihliche Wirksamkeit der Bundesverfassung bedingt sei durch das einträchtige Zusammengehen von Preußen und Oesterreich, war er stets eifrig bestrebt, zwischen den verschiedenen Anschauungen und Interessen der beiden Großmächte, soweit thunlich, zu vermitteln. Ein Gegner jeder Triasidee, war er der Ansicht, daß die Mittelstaaten unbedingt sich anzuschließen hätten, so oft Preußen und Oesterreich einig gingen. — Im August 1857 wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Cäcilie von Baden mit dem Großfürsten Michael von Rußland in St. Petersburg anzuwohnen. — Als im Anfang der 60er Jahre eine wesentliche Aenderung in den politischen Verhältnissen eintrat, wurde v. Marschall, dem bereits im Jahre 1857 die Würde eines Wirklichen Geheimeraths verliehen worden war, von dem Posten eines Bundestagsgesandtet, abberufen, erhielt aber noch weitere Gelegenheit, seine treue Hingebung für die Interessen von Fürst und Land zu bewähren, indem er als Oberhofrichter an die Spitze des obersten Gerichtshofs berufen wurde. Diese Ernennung entsprach durchaus seinen Wünschen und Neigungen: hatte er doch, wie er selbst gelegentlich äußerte, die diplomatische Laufbahn niemals erstrebt und hatte ihm die Stellung in Frankfurt nur deßhalb Befriedigung gewährt, weil die damit verbundenen Geschäfte weniger diplomatischer als staatsrechtlicher Natur waren. So trat er in der Eigenschaft eines obersten Richters wieder in den Stand zurück, dem er von Anfang seiner amtlichen Laufbahn an aus Neigung sich zugewendet hatte und dem er ganz ohne sein Zuthun später entzogen, nicht aber innerlich entfremdet worden war. Der längere Zeitraum, den er außerhalb der richterlichen Thätigkeit verbrachte, hatte seine Befähigung für dieselbe nicht gemindert. Er äußerte später selbst einmal, wie er überzeugt sei, daß eine ausschließliche Thätigkeit im juristischen Fache leicht mit der Gefahr einer gewissen Einseitigkeit verknüpft sei; der Richter müsse sich mit verschiedenen Aufgaben befaßt und im Umgang mit Menschen bewegt haben; nicht die Entscheidung der Rechtsfrage, sondern die Feststellung der Thatfrage sei oftmals die wichtigste und schwierigste Aufgabe; um letztere lösen zu können, bedürfe man neben einem gesunden und praktischen Sinn der Bewegung in verschiedenen Lebenskreisen. — Seine gediegenen Kenntnisse und sein hervorragender Scharfsinn befähigten den neu ernannten Oberhofrichter, den Anforderungen

Digitized by Google

der neuen Stellung gleich von Anfang an in vollstem Maße gerecht zu werden, und er erwarb sich in der Leitung der Verhandlungen des obersten Gerichtshofs bald allgemeine und wohlberechtigte Anerkennung durch seine große Objektivität, durch seine mit Milde gepaarte Entschiedenheit, durch die vollständige Beherrschung des Stoffs wie der Form. — Im Jahre 1871 wurde er unter besonderer Anerkennung seiner langjährigen, dem Staate geleisteten ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste in den Ruhestand versetzt. Bei diesem Anlaß wurde ihm von dem Großherzog, der ihm während seiner Laufbahn wiederholt Zeichen Höchster Huld und Anerkennung hatte zu Theil werden lassen, das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. — Bereits im Jahre 1839 hatte sich v. Marschall mit Ida Freiin v. Falkenstein vermählt, welche ihm im Jahre 1857 durch den Tod entrissen wurde. Aus dieser Ehe entstammen zwei Söhne, von denen der älteste sich dem Militärdienste widmete und mit Auszeichnung an den Feldzügen der Jahre 1866 und 1870/71 Theil nahm, im Jahre 1879 aber mit Hinterlassung einer Tochter aus diesem Leben abberufen wurde, während der jüngere, nachdem er während 6 Jahren den Posten eines Großherzoglichen Gesandten in Berlin bekleidet hatte, seit 1. April 1890 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes des Deutschen Reiches ist. — Im Jahre 1860 vermählte sich v. Marschall mit Adelheid Freiin v. Falkenstein, der Schwester seiner ersten Gattin, mit welcher er 28 Jahre lang in zweiter glücklicher Ehe vereinigt bleiben durfte. Nach seiner Pensionirung nahm er seinen ständigen Wohnsitz in Freiburg i. B. und verbrachte seither die Sommermonate regelmäßig auf dem Stammgute Neuershausen. Bis zu seinem Lebensende erfreute er sich der vollkommensten geistigen Frische und bis auf die letzten Monate vor seinem Tode auch großer körperlicher Rüstigkeit. Die politischen Ereignisse und alle öffentlichen Angelegenheiten verfolgte er unausgesetzt mit dem lebhaftesten Interesse, das er überhaupt den verschiedenartigsten geistigen Gebieten entgegenbrachte, wie »Aus dem Album eines Achtzigjährigen« — einer Sammlung von Gedanken und Betrachtungen, die er anonym drucken ließ — entnommen werden kann. Auch nahm er noch an den Sitzungen der Kreisversammlung in Freiburg Theil, als deren Vizepräsident er wiederholt fungirt hat. In anregendster Weise verkehrte er in der ihm eigenen vornehmen Liebenswürdigkeit mit einem ausgedehnten Verwandten- und Freundeskreise und erfreute sich des Zusammenlebens mit seinem Bruder, mit dem er seit frühester Kindheit in innigster Gemeinschaft und Uebereinstimmung der Anschauungen lebte. Seine letzten Lebensjahre wurden noch besonders verschönert durch das in denselben begründete häusliche Glück des ihn überlebenden Sohnes und durch die Freude an dessen junger Gattin und an einem Enkelsohne, deren Anblick ihn oftmals die in den letzten Monaten aufgetretenen körperlichen Leiden vergessen ließ. In festem Gottvertrauen und wahrhaft christlicher Ergebung, des nahen Heimganges sich vollkommen bewußt, trug er diese Leiden und entschlief sanft am 18. November 1888 im 85. Jahre eines Lebens, dessen Andenken ein gesegnetes bleiben wird. (Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 332 Beilage.)

Karl Mayer.

Als zu Anfang der fünfziger Jahre die Neubauten im Großh. botanischen Garten zu Karlsruhe in Angriff genommen wurden, zum Theil im stilistischen und organischen Anschluß an den Neubau des Großh. Hoftheaters, handelte es sich darum, auch die Gartenanlage selbst einer gründlichen Umbildung zu unterziehen; es mußte hierbei den Anforderungen der neueren Wissenschaft ebenso wie den Bedürfnissen des Hofes Rechnung getragen werden. Karl Mayer hatte als Universitätsgärtner in Freiburg i. Br. seit Beginn der dreißiger Jahre Gelegenheit gefunden, sich für ein solches Geschäft gründliche Erfahrungen zu sammeln

Digitized by Google

und wurde zu dem genannten Zwecke als Hofgärtner nach Karlsruhe berufen, nachdem er im Allerhöchsten Auftrage vorher noch die bedeutendsten Gärten Englands und Belgiens Studiums halber besucht hatte. Als Verwaltersohn auf dem Grundherrlich v. Kageneck'schen Gute zu Munzingen am 1. April 1804 geboren, zeigte Karl Mayer schon in frühester Jugend eine auffallende Beobachtungsgabe für die Vorgänge in der Natur; das bestimmte seine Eltern, ihn der Gärtnerei zu widmen, deren Ausübung ihn nach vollbrachter Lehrzeit 1822 als Gehilfen zu Garteninspektor Hartweg in den botanischen Garten nach Karlsruhe führte. Im darauffolgenden Jahre auf Reisen in Deutschland, Oesterreich und Italien, wo er die bedeutendsten Gärten besucht und reiche Belehrung gefunden hatte, bestand er, nachdem er ein weiteres Jahr in den Großh. Schloßgärten der Residenzstadt thätig gewesen, unter dem berühmten Botaniker und Pflanzenphysiologen Geh. Rath Gmelin ein tüchtiges Examen, welches ihm die oben erwähnte Stellung in Freiburg verschaffte. Im lebhaften Verkehr mit den hervorragendsten Vertretern der philosophischen und medizinischen Fakultät daselbst, insbesondere mit dem gelehrten Botaniker Alexander Braun, errang Mayer manchen Gewinn für seine wissenschaftliche Weiterbildung, die durch seine Berufung als Hofgärtner an den botanischen Garten der Residenzstadt im Jahre 1853 neue Anregung und Förderung erhielt. Seinem unermüdlichen Fleiße verdankten nächst dem botanischen Garten auch der Schloßgarten und der Schloßplatz bis hoch in die siebenziger Jahre hinein eine gründliche, mit Verständniß und Geschmack in's Werk gesetzte Umgestaltung. Seine großen Verdienste nach dieser Richtung, wie nach der Seite einer systematischen wissenschaftlichen Pflege des pflanzlichen Inhalts der genannten Gärten, welche deren alten Ruf zu erneuern im Stande war, wurden im Jahre 1882 durch Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse vom Zähringer Löwenorden, dessen Ritterkreuz er schon 1876 erhalten hatte, anerkannt. Im Jahre 1885 feierte er mit seiner Lebensgefährtin im glücklichen Familienkreise das seltene Fest der goldenen Hochzeit; aber schon zwei Jahre nachher, am 14. Juli 1887, segnete er als Gartendirektor a. D. nach längerem Leiden das Zeitliche. Gefällig, heiter, gerecht und aufrichtig nach oben wie nach unten, wird sein Name neben den Männern aus alter Zeit, welche den Großherzoglichen Gärten in Karlsruhe vorzustehen berufen waren, eine dauernde und gleich geachtete Stellung einnehmen. Th. Cathiau.

Karl Mayer

wurde am 14. November 1806 in St. Blasien geboren, wo sein Vater, Johann Baptist Mayer, Mechaniker an der dortigen Eichthal'schen Gewehrfabrik war. Seine Mutter, Therese, war eine geborene Isele. Ueber seine Jugendzeit ist nur bekannt, daß er die Eltern früh verlor und nur mühsam in den Besitz der Mittel zu seinen Schul- und Universitätsstudien gelangte, welche letztere in Freiburg stattfanden. — Im Jahre 1827, also schon mit 21 Jahren, legte er das Staatsexamen als Oberwund- und Hebarzt ab. Wie so mancher Andere trat er sodann, um sich allmählig Mittel und Kenntnisse zur Staatsprüfung in der inneren Medizin zu erwerben, in den Militärdienst ein, wo sich ihm aus unscheinbaren Anfängen eine glänzende Laufbahn eröffnen sollte. — Am 20. Februar 1828 als »Chirurg« (wie damals die Unterärzte hießen) im damaligen 1. Badischen Dragonerregiment in Bruchsal angestellt, wurde er — in Folge der im Jahre 1833 abgelegten Staatsprüfung als praktischer Arzt licenzirt — sodann 1834 zum »Oberchirurgen«, später zum »Oberarzt« in demselben Regiment befördert. — Unter Versetzung zu dem damals in Mannheim garnisonirenden 2. Dragonerregiment von Freystedt wurde Mayer 1839 zum Regimentsarzt befördert, eine Stellung, in welcher er, mit kurzen Unterbrechungen,

Digitized by Google

bis zum Jahre 1859 verblieb, worauf er zu dem damals nach Mannheim verlegten 3. Dragonerregiment übertrat und in Folge dessen noch weitere 5 Jahre in der gleichen Garnison zubrachte, wobei ihm im Jahre 1862 der Majorsrang mit der damals eingeführten Bezeichnung »Stabsarzt« verliehen wurde. — Schon früh wurde Mayer in besonderen Vertrauensstellungen verwendet, so 1848 als Brigadearzt der nach Schleswig-Holstein entsendeten badischen Feldbrigade und in den Jahren 1855 und 1859 als Chefarzt der Großherzoglichen Felddivision. — So war es denn auch erklärlich, daß, als im Jahre 1864 die Stelle eines Generalstabsarztes des badischen Armeecorps, deren Inhaber vorher zweimal nicht aus den Reihen der aktiven Militärärzte entnommen worden waren, wieder erledigt war, dieselbe ihm unter dem 31. Dezember jenes Jahres übertragen wurde. — Diese Stellung brachte es mit sich, daß er im Jahre 1867 zum Chef der neu errichteten Militär-Medizinalabtheilung ernannt und mit dieser später in das Großh. Kriegsministerium eingereiht wurde. — Die sieben Jahre, in welchen es ihm vergönnt war, als der letzte in der Reihe der badischen Generalstabsärzte zu wirken, brachten für ihn eine müh- und sorgenvolle, aber auch hochehrende Thätigkeit mit sich, welche namentlich in den Kriegen von 1866 und 1870/71 sich zu alle Kräfte anspannenden Anforderungen steigerte. — Nach Beendigung des letzteren wurde er als Generalarzt 1. Klasse mit Oberstenrang in die Königlich preußische Armee aufgenommen und mit der Abwickelung der Geschäfte beauftragt. Mit Auflösung der Medizinalabtheilung des Großherzoglich badischen Kriegsministeriums wurde Generalarzt Mayer unter dem 28. November 1871 in den Ruhestand versetzt, nachdem er sich während einer Dienstzeit von 45 Jahren der Auszeichnung durch das Kommandeurkreuz mit Eichenlaub des Zähringer-Löwen-Ordens, das Ritterkreuz des Rothen-Adler-Ordens und das Badische Militär-Verdienstkreuz 1. Klasse erfreut hatte. — Im Oktober 1844 verheirathet mit Lina, Tochter des Königlich bairischen Majors von Vincenti, hinterließ er außer dieser seiner treuen Gefährtin und Pflegerin zwei Töchter, von welchen die eine mit dem Königlich bairischen Major Hermann Lufft vermählt ist. — Bis in ein hohes Alter hinein hatte sich Karl Mayer einer kräftigen Gesundheit erfreut. Erst in den letzten drei Jahren seines Lebens machten sich die Gebrechen des Greisenalters in allmählig steigender Weise fühlbar und nahmen in den letzten Monaten endlich Körper und Geist in einem Grade in Anspruch, welche den sanft und schmerzlos erfolgenden Tod, der am 1. Dezember 1887 eintrat, als eine Erlösung erscheinen ließ. — Karl Mayer war ein »selbstgemachter« Mann, der sich mit Kraft und Geschick eine ehrenvolle Laufbahn schuf. Er war ein tüchtiger, warmfühlender Militärarzt, ein wohlwollender und unentwegt gerechter Vorgesetzter, in den früheren Jahren auch ein vielgesuchter, hochgeachteter praktischer Arzt, immer aber ein liebenswürdiger, heiterer Mensch und ein treuer, sich stets gleichbleibender Freund, welchem ein warmes Andenken bei Allen, die ihn kannten, bewahrt bleibt. (Karlsruher Zeitung 1887 Nr. 289 Beilage.)

Constantin Merz,

geboren am 12. Mai 1828 zu Böhrenbach, als der Sohn wenig bemittelter Eltern, besuchte bis zu seinem 14. Jahre die Volksschule seiner Vaterstadt. Im Herbst 1842 trat er in das damalige Gymnasium in Donaueschingen ein und blieb daselbst bis Herbst 1847. Schon bald legte er dort die Charaktereigenschaften an den Tag, welche, durch den Einfluß tüchtiger Lehrer ausgebildet, für ihn bestimmend blieben bis an sein leider zu frühes Ende. Ein klarer Verstand mit unermüdlichem Fleiß und zielbewußtem Streben, brachte ihn bald an die Spitze seiner Klasse. Im Umgange mit seinen Freunden gefällig und munter,

Digitized by Google

gegebenenfalls schlau seinen Vortheil erwägend und benützend, offen und gerade nach oben, Feind aller Schmeichelei, nüchtern und sparsam, erwies und entwickelte er sich als echter Sohn des Schwarzwaldes. Die damaligen politischen Kämpfe im badischen Landtag schlugen ihre Wellen frisch in das Land hinaus und erweckten auch in der Brust des Jünglings patriotischen Sinn und liberale Anschauungen. Was hier im Jünglingsherzen gekeimt hatte, finden wir Alles wieder erstarkt und gereift in dem fertigen Manne. — Vom Herbst 1847 bis 1849 besuchte Merz das Lyceum in Konstanz. In den Jahren 1849 bis 1854 widmete er sich in Freiburg und Würzburg dem Studium der Medizin, und zwar mit so großem Fleiße und ersprießlichem Erfolge, daß er im Herbst 1853 die Staatsprüfung in der Chirurgie und 1854 jene in der innern Medizin und Geburtshilfe mit vorzüglichem Prädikate und jeweils als der erste unter 12—15 Kandidaten bestand. Nach dem Examen besuchte er die Universitäten von Wien und Prag, um den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern und die Einrichtung der dortigen Spitäler kennen zu lernen. — In die Heimath zurückgekehrt, begann er dort seine Praxis mit so viel Geschick, daß sich der Kreis der bei ihm Hilfe Suchenden immer weiter und weiter zog. Mit Sorgfalt suchte er seine Behandlung den Eigenthümlichkeiten seiner Patienten anzupassen und, die Krankheitsursachen ergründend, deren Erscheinungen zu bekämpfen. Eine eigene Hausapotheke gab ihm die Möglichkeit raschesten Eingreifens. — In seiner Heimath gründete er auch seinen Hausstand. Mit Sophie Fehrenbach von Furtwangen schloß er eine Ehe, welche ihm häusliches Glück und einen sorgenlosen Besitzstand geboten hat. Zwei Söhne und eine Tochter sah er zu tüchtigen Gliedern der Familie heranblühen. — Mit der Sorge um das eigenste Wohl paarte sich bald die Theilnahme an dem öffentlichen Leben. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderath berufen, hatte er Gelegenheit, die Interessen seiner Heimathgemeinde zu vertreten und zur Hebung derselben mit Rath und That mitzuwirken. — Die Ernennung zum Großh. Bezirksassistenzarzt für den Amtsbezirk Villingen und zum Mitglied des Aerztlichen Landesausschusses gaben ihm Beweise ehrenden Vertrauens und erweiterten den Kreis seiner Pflichten, welchen er mit treuer Gewissenhaftigkeit oblag. Die Anregung zur Gründung einer Pflegeanstalt für die armen und kranken Personen, welche in den Gemeinden des Kreises Villingen theilweise zweifelhaft gute und den Gemeinden dennoch beschwerliche Verpflegung fanden, bot den Anlaß, ihn in den Kreisausschuß zu berufen, welchem er 22 Jahre lang seine besten Kräfte widmete. Als Vorsitzender des Kreisausschusses sah er die Fruchtbarkeit der Selbstverwaltung auf zahlreichen Gebieten gemeinsamer Interessen sich gestalten. Seinem praktischen Sinne, verbunden mit sparsamster Rücksicht auf die finanziellen Verhältnisse der Gemeinden, verdankt die Kreisverwaltung in Baden zahlreiche dankenswerthe Anregungen und Einrichtungen. — Im Jahre 1877 wurde Merz zum Großh. Bezirksarzt und Kreisoberhebarzt in Donaueschingen ernannt und erhielt damit abermals eine Erweiterung des Kreises seiner Pflichten. Die Neugestaltung des Hebammenunterrichts und die Einrichtung des Carolinenstifts in Donaueschingen verdankt seiner Mithilfe ihre heutige mustergiltige Form. Auch die Stelle des Spitalarztes im Karlskrankenhause war ihm von der betreffenden Kommission übertragen worden. — Auf allen diesen Gebieten seiner unermüdlichen Thätigkeit legte er eine solche Pflichttreue an den Tag, daß ihm auch die höchste Anerkennung nicht fehlte, für welche er übrigens ebenso empfänglich, als dankbar war. Der Großherzog schmückte seinen Namen mit dem Titel Medizinalrath und seine Brust mit dem Ritterkreuz 1. Klasse vom Zähringer Löwenorden. Von dem Fürsten zu Fürstenberg mit dem Vertrauen des Hausarztes beglückt, hat er sich desselben im höchsten Maße würdig erwiesen und von

Digitized by Google

sämmtlichen Gliedern des Fürstenhauses Zeichen anerkennender Dankbarkeit geerntet. — Im politischen Leben gehörte Merz ganz und voll der liberalen Richtung an und nahm an der Ausgestaltung der sich auf konstitutioneller Grundlage weiter bildenden Einrichtungen im engeren Vaterlande den regsten Antheil, wie er an der Erfüllung seines Jugendtraumes, der Wiedergeburt des einigen Deutschen Reiches, seine aufrichtige Herzensfreude gehabt und ihren großen Schöpfern die höchste Bewunderung gezollt hat. Eine Führerrolle im Parteikampfe hat er aber nie übernommen und das Gebahren der Berufsparteiparlamentarier war ihm im Herzen zuwider. So sehr er auch den wohlthätigen Einfluß der Religion und ihrer Diener auf den inneren Frieden des Einzelnen und die Gestaltung des sozialen Lebens anerkannte, so energisch wies er die ultramontanen Uebergriffe auf die Entwicklung des bürgerlichen Lebens zurück. Auf die religiösen Uebungen hat er in seinem Leben nie viel gehalten. Die im Altkatholizismus aufgetretene Spaltung aber hat er als die Quelle von Hader und Zank in den Familien und Gemeinden bitter beklagt. Als es dann zum Sterben kam, hat er die Sterbsakramente verlangt und ist eins mit seinem Heilande verschieden. Eine Herzbeutelentzündung, welche er s. Z. in Böhrenbach bestand, hat dem sonst so rüstigen Manne Folgen zurückgelassen, welche von Zeit zu Zeit wieder bedrohliche Erkrankungen brachten und am 12. Mai 1890 zu seinem Tode führten. In Merz hat das badische Land einen treuen Diener seines Fürsten und braven Beamten, der Schwarzwald einen seiner besten Söhne und Förderer verloren.

Gutmann.

Karl Eduard Morstadt

wurde am 7. April 1792 in Karlsruhe als der Sohn des Großherzoglichen Hofkouriers Georg Michael Morstadt geboren, besuchte das Gymnasium der Residenzstadt und bezog bereits mit 17 Jahren um Ostern 1809 die Universität Heidelberg. Schon im August 1812 promovirte er zu Freiburg als Doctor juris, ließ sich in Karlsruhe als Rechtsanwalt nieder und bewarb sich im Jahre 1815 um eine Privatdocentenstelle zu Heidelberg, die ihm am 17. August 1815 vom Großherzoglichen Ministerium zugestanden wurde. Morstadt las von dieser Zeit an über verschiedene Rechtsteile und wurde bereits am 5. Februar 1819 außerordentlicher Professor. Er wünschte bald ordentlicher Professor zu werden und glaubte dazu durch den Erfolg bei seinen Zuhörern berechtigt zu sein; hiermit beginnt sein vielberüchtigter Streit mit seinen Kollegen der Fakultät, der sich durch sein ganzes Leben hindurchzieht und ihn wahrhaftig zum »enfant terrible« der akademischen Korporation machte. Nachdem ihm im August 1820 die Uebertragung einer Professur des germanischen Rechts abgeschlagen worden war, warf er sich 1821 auf staatswissenschaftliche Vorlesungen, welche damals einige Juristen gleichfalls mit der Rechtswissenschaft verbanden. Es war aber Morstadt dabei hauptsächlich um einen Lehrauftrag in der staatswissenschaftlichen Sektion zu thun, zu welchem Zwecke er J. Baptiste Say's »Traité d'économie politique« übersetzte und mit erläuternden Noten versah. Der staatswissenschaftlichen Sektion jedoch war sein Eintritt nicht erwünscht; dagegen erlaubte ihm der Engere Senat am 22. Juni 1821 vorerst über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft zu lesen; wenn er sich hineingearbeitet habe und allgemeinen Beifall seiner Zuhörer ernte, soll er zu einer ordentlichen Professur vorgeschlagen werden. Dazu kam es indessen in der nächsten Zeit nicht; denn ihm Jahre 1823 kam Morstadt bei dem Kuratorium um eine ordentliche Professur in der juristischen Fakultät ein. In dieser Eingabe bezeichnete er sich von Vorlesungen überlastet und seinen Fleiß »gigantisch«. In der That las er schon damals täglich mehrere Stunden

Digitized by Google

Kolleg. Der Engere Senat sah sich zu einer förmlichen Entgegnung seines Gesuches veranlaßt und rügte besonders sein lascives Wesen den Studenten gegenüber, was sich durchaus nicht mit der Würde und dem Ansehen eines akademischen Lehrers vertrage ꝛc. Es unterliegt keinem Zweifel, Morstadt hat alle Mittel versucht, um die Zuhörer in seine Vorlesungen zu ziehen, und es haben neben seinem kritischen Verstand seine theatralischen Gestikulationen und sein drastischer Witz nicht wenig dazu beigetragen. Dies war eine außerordentliche Art des Vortrags, an sich trockene Gegenstände auf solche Weise zu würzen. — Aber je mehr Beifall er von dieser Seite erntete, desto größern Anstoß fand er auf der andern. Die juristische Fakultät zählte damals höchst bedeutende Gelehrte, wie A. Fr. J. Thibaut und K. S. Zachariä unter die Ihrigen. Wenn nun ein kritisch angelegter Kopf wie Morstadt an diesem oder jenem Kollegen wissenschaftliche Mängel und schwache Seiten entdeckte und ihn in seinem Unmuth zum Stichblatt genommen hätte, so wäre das bei einem ausgesprochenen Eifer für die Wahrheit noch entschuldbar gewesen; da er sich aber auch gegen anerkannt tüchtige Männer wandte und in widriger Weise persönliche Familienverhältnisse mit hineinzog, überschritt er vollständig die Grenzen eines gelehrten Streites. K. S. Zachariä, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, hat ihn oft, wie er selbst aussagte, väterlich ermahnt, sich des Schimpfens und des Wirthshauszechens zu enthalten. Der Beifall der Menge aber, wo es auch war, hat ihm stets geschmeichelt und nicht wenige seiner beißenden Aussprüche sind gerade an diesen Orten gefallen. Endlich ließ der Engere Senat gegen Morstadt wegen seines anstößigen Benehmens — wie es dort heißt — »zweckdienliche Maßregeln« ergreifen. Er war der Ansicht, daß Morstadt geisteskrank sei und deßhalb in Ruhestand versetzt werden sollte. Morstadt kam aber der Ausführung dieser Beschlüsse zuvor und reichte bei dem Großherzoglichen Ministerium ein Urlaubsgesuch ein, welches ihm auch auf sechs Monate gewährt wurde, mit der Bedingung, sich nicht in Mannheim oder Heidelberg aufzuhalten. Morstadt hat in einem Protest vom 30. Oktober 1824 dem Engern Senat die Befugniß abgesprochen, einen Professor von fünfjährigem Dienstalter zu suspendiren, geschweige denn von dem Ort seiner Thätigkeit zu entfernen u. s. w. Das Großherzogliche Ministerium hat durch Reskript vom 15. Oktober 1824 den Urlaub nochmals bestätigt und die Beschränkung des Senats, Mannheim nicht zu besuchen, aufgehoben. Morstadt eröffnete nach seinem Urlaub von Neuem seine Vorlesungen und, wie sich leicht begreifen läßt, mit noch größerer Gehässigkeit gegen seine Kollegen. Er suchte von da ab noch viel mehr den Beifall und die Gunst der Studenten und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er auf Seiten der Studentenschaft stehe. Bei einem Streit der Museumsgesellschaft mit den Corpsstudenten ergriff er deren Partei und zog mit denselben von Heidelberg aus nach Frankenthal. Der Engere Senat verlangte darauf nachdrücklich, doch abermals ohne Erfolg, Morstadts Entlassung und eine Untersuchung gegen ihn. Seiner erneuerten motivirten Eingabe um eine ordentliche Professur trat die juristische Fakultät mit einer längeren Ausführung entgegen. Sie zieh ihn thatsächlicher Entstellungen und erklärte: »Sein Gesuch sei schnöde, rücksichtslos, verleumderisch und selbstsüchtig abgefaßt, es enthalte thatsächliche Unwahrheiten. Uebrigens sei es unerhört, daß alle juristischen Kollegien von ordentlichen Professoren gelesen werden sollten. Der Applaus, von dem Morstadt rede, hätte in gewissem Maße stattgehabt, aus begreiflichen Gründen, welche dem Professor Morstadt nicht zur Unehre gereichten; denn er habe in der That eine Anlage zur Mannigfaltigkeit und zu einer eigenthümlichen Lebendigkeit, sowie zu einem gewissen skeptischen, deriforischen Wesen, welches den Trägen und Nichtwisser aufrege. Allein man wisse recht gut, was der auf diese Elemente gegründete

Digitized by Google

Beifall, besonders wenn Zügellosigkeit und Frechheit des Lehrers hinzukommen, im Grunde zu bedeuten habe; da leider ein großer Theil unser akademischen Lehrlinge für alle tiefer gehenden und wahrhaft wissenschaftlichen Erörterungen ganz und gar keinen Sinn habe. — « Im folgenden Jahre 1834 hat es der Engere Senat nochmals versucht, wegen der notorischen »Schmäh- und Trunksucht« Morstadts beim Ministerium vorstellig zu werden, und zwar beauftragte er damit den wegen seines sittlichen Ernstes bekannten Historiker Fr. Christoph Schlosser, aber auch diesmal ohne Erfolg. — Am 1. April 1842 brachte das Großherzogliche Ministerium Morstadt mit H. Zöpfl zu ordentlichen Professoren in Vorschlag. Der Fakultät erschien es »wohl gegen den Anstand«; sie wollte aber Morstadt wegen seiner geschwächten Gesundheit jede weitere Kränkung ersparen. Thibaut und Zachariä waren todt. Es erfolgte dann am 4. November seine Ernennung zugleich mit der Zöpfls; jedoch ohne den bezüglichen Antheil an den Fakultätsprüfungen. In den Bewegungsjahren 1848 und 1849, als die Studenten wieder aus irgend einem Anlaß in corpore die alma mater verließen, zog Morstadt gleichfalls mit nach Neustadt a. d. Hardt aus. Jene freiheitlich durchwehte Zeit hatte seine Zunge noch mehr gelöst; aber, daß er irgend welche hochverrätherische Pläne verfolgt hätte, kann man nach Einsicht der Untersuchungsakten wohl kaum behaupten. Wenn nun der Engere Senat Morstadt jede Theilnahme an den Fakultätssitzungen absprechen wollte, so hat dagegen die Großherzogliche Regierung, in richtiger Würdigung des Falles, die Genehmigung dieses Ansinnens abgelehnt. Morstadt war jetzt in der That gegen den badischen Hof und die Großherzogliche Regierung, denen er soviel zu verdanken hatte, in eine mißliche Stellung gelangt, und er scheint dies auch tief empfunden zu haben. Seine geistige und körperliche Kraft war längst gebrochen; er starb unerwartet rasch am 10. Januar 1850. Es war noch in den Ferien, und der Mann, der sich immer gern von Studenten umgeben sah, wurde begraben ganz in der Stille und ohne akademische Leichenbegleitung. Im allgemeinen Leichenfelde wurde er eingesenkt und ohne jedes Denkzeichen. — Morstadt war sehr begabt und vielseitig unterrichtet. Er war jedoch kein Nationalökonom, wenngleich er auch Say's Werk übersetzt und eine kurze Zeit eine Monatsschrift »Der Nationalökonom«, Mannheim 1834, redigirt hat. Er war Jurist der alten Schule, die das römische Recht, soweit es Reichsgesetz geworden war, als gemeines deutsches Recht ansah. Um die neue germanistische Richtung kümmerte er sich wenig. Er war weder Forscher noch Systematiker; dazu fehlte ihm die nöthige Ruhe. Vornehmlich war er Kritiker und Lehrer. Seine hinterlassenen Schriften beweisen das; sie sind entweder rein polemisch oder kritisch, erläuternd und definirend. So seine Diktate, Zusätze zu den seinen Vorlesungen zu Grunde liegenden Lehrbüchern, wie sein »Gemeindeutscher Civilprozeßschlüssel, pragmatisch-kritischer Kommentar zu Linde's Civilprozeßlehrbuch 1847«; das Bruchstück eines ausführlichen Kommentars zu Feuerbachs Lehrbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts, nach seinem Tode von Dr. Jos. Schauberg 1852 herausgegeben. Ein Kommentar über Handelsrecht in Deutschland und Frankreich, I. Theil 1849. Von seinen polemischen Schriften ist die bedeutendste diejenige gegen Heffters Abhandlung »Gewissensehe« ꝛc.; die schwächste und geringste sein sogenannter »Rattenkönigspuk« Heidelberg 1849, und doch hat diese letztere wegen der persönlichen Anzüglichkeiten vielleicht die meisten geheimen Leser gefunden. Sie war gegen den bekannten Literarhistoriker G. G. Gervinus und seinen Anhang gerichtet, der damals in den öffentlichen Blättern Morstadts Wirksamkeit für »schädlich« hinstellte. Man sieht der Schrift an, daß dem alten Streiter jetzt die Kraft und die sittliche Ueberlegenheit fehlte. Morstadt war überhaupt weniger Schriftsteller als Lehrer und er glaubte nur akademischer Lehrer sein zu können durch

Digitized by Google

den ihm eigenartigen, anzüglichen Vortrag. (Vergl. den Artikel »Morstadt« von Scherrer in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 22.) Hans Scherrer.

Eduard Nebe,

geboren am 9. März 1820 zu Berlin, verlor im Alter von 7 Jahren beide Eltern und kam in Folge dessen in das Waisenhaus zum Grauen Kloster. Während der 7 Jahre, die er hier zubrachte, that er sich durch Fleiß und Betragen dermaßen hervor, daß er dem Gymnasium übergeben und zum Studium der Theologie bestimmt wurde. Da er indeß, geleitet von seinem heiteren Naturell, hin und wieder die erlaubten Schranken überschritten haben mag, so zog er sich das Mißfallen seines etwas streng gesinnten Wohlthäters zu und beschloß, weil ihm dieser das Gnadenbrod sauer machte, sich auf eigene Füße zu stellen. Nach vielen Kämpfen, welche ihm die Ausführung dieses Entschlusses brachte, gelang es ihm, als Chorist an das Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu kommen, wo er durch sein muthiges Streben abermals Freunde fand, die ihm weiter halfen. Er erhielt Stellung in Hannover und hatte hier Gelegenheit, Proben seines Talentes zu geben, besonders aber durch das Beispiel und den Unterricht erster Künstler den Grund zu seiner späteren Laufbahn zu legen. Der Wunsch, seine Thätigkeit zu erweitern, führte ihn von Hannover nach Detmold und nach Aufhebung des dortigen Hoftheaters und mancherlei Irrfahrten und Drangsalen nach Königsberg, wo er ein glückliches Jahr verleben durfte. Auf einen Ruf nach Mannheim, welchen er annahm, folgten acht schöne Jahre. Ein lebenslängliches Engagement, welches ihm angeboten wurde, schlug er aus und siedelte an die Braunschweiger Bühne über. Allein auch hier sollte seines längeren Bleibens nicht sein; vielmehr gelangte er nun an den Ort, welcher ihm mehr und mehr zur zweiten Heimath werden sollte. — Eduard Nebe wurde nach erfolgreichem Gastspiel durch Kontrakt vom 29. November 1861 für die Karlsruher Hofbühne als Schauspieler und Sänger engagirt und wirkte in dieser doppelten Stellung bis zum 31. Dezember 1883 mit unerschütterlichem Fleiße und Gewissenhaftigkeit, nachdem er durch Allerhöchste Entschließung auch noch zum Regisseur des Schauspiels ernannt war, eine Stellung unermüdlicher Arbeit, die er durch zehn Jahre bekleidete. — Was Nebe als Schauspieler schuf, steht fest in der Erinnerung eines großen Theils des Karlsruher Publikums, das mancher heiteren Stunde gedenken wird, die sein geistvoller Humor ihm schenkte, in dem aber stets der ernste Mann sich bekundete, und im Kreise seiner Freunde klingt noch mancher launige Trinkspruch nach, den er schlagfertig improvisirte und der, im Gewande des Scherzes, Ernst und tüchtiges Wissen verrieth; denn Eduard Nebe war neben dem Bühnenkünstler zugleich Gelehrter und nutzte, in unermüdlichem Fleiß, jede freie Stunde aus, seine ernste wissenschaftliche Bildung zu erweitern, worin ihn eine ausgesprochene Anlage für fremde Sprachen unterstützte. Wie dies Wissen seine Leistungen, sowohl als Darsteller als auch als Regisseur, wirksam hervorhob und wie er auch, bei guter musikalischer Begabung, in Opernrollen sich Anerkennung erwarb, ist in Karlsruhe unvergessen. — Neben dem Künstler und Gelehrten war aber Eduard Nebe auch vortrefflicher Hausvater und Pädagoge in Lehre und Erziehung. Durch eine lange Reihe von Jahren erwuchsen an seinem häuslichen Herde junge Männer, die dann des deutschen Hauses Sitte und Wissen hinaus nahmen in die ferne Heimath und dem Erzieher treue Freundschaft bewahrten, in Liebe zum Lehrer, in Erkenntniß deutschen Wissens und Forschens, im Schutz des Hauses, das ein Muster war für alle Stände, und in der Achtung deutscher Kunst und Anerkennung und Dankbarkeit gegen die Künstler. Eduard Nebe aber bleibt seinen Zuhörern, seinen Zöglingen, seinen Freunden unvergessen als Muster der Pflicht-

Digitized by Google

treue. — Verheirathet hat sich Nebe zu Mannheim am 31. März 1850 mit Victorine, geb. Kolb, mit welcher er 37 Jahre lang in Freud und Leid auf's engste verbunden war. Die Ehe war gesegnet mit zwei Söhnen, von welchen der ältere, in Mannheim geborene, jetzt Amtsvorstand in Weinheim, der jüngere, in Braunschweig geborene, Hofopernsänger an der Bühne ist, der sein Vater so lange angehörte. Seit seiner Zuruhesetzung lebte Nebe ganz seinen Studien und der Erziehung seiner Pensionäre und erfreute sich fast ununterbrochener guter Gesundheit. Noch am Samstag den 6. Oktober 1888 war er ausgegangen und hatte im Freundeskreise mit seiner Gemahlin gemüthliche Stunden verbracht. Aber schon auf dem Heimwege störten ihn die Anzeichen ernsteren Unbehagens, welches sich nach dem Eintritt in seine Wohnung rasch verstärkte und nach einer halben Stunde Abends $^1/_2$9 Uhr sein Ende herbeiführte. Er hatte ein Alter von 68 Jahren 6 Monaten 28 Tagen erreicht. — Nebe hat während der langen Jahre seines Wirkens in Karlsruhe von allen Seiten Achtung und Anerkennung erworben, wie seine Verdienste auch von Höchster Seite durch Verleihung des Ritterkreuzes 2. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen belohnt wurden. (Karlsruher Zeitung 1880 Nr. 280.)

Landolin Neff,

am 15. April 1835 zu Friesenheim bei Lahr geboren, besuchte das Progymnasium in Lahr von 1846—1853, absolvirte das Gymnasium in Konstanz 1855 und studirte dann klassische Philologie in Freiburg i. B. Nachdem er 1859 die philologische Staatsprüfung sehr gut bestanden, hielt er sich drei Jahre als Lehrer in Oesterreich auf, wo er Gelegenheit fand, das österreichische Mittelschulwesen kennen zu lernen. 1862 in's engere Vaterland zurückgekehrt, wirkte er bis zum Jahre 1865 als Lehramtspraktikant an der Höheren Bürgerschule in Freiburg wurde sodann an das Gymnasium in Heidelberg versetzt, an welchem er noch in demselben Schuljahr als Professor angestellt wurde und bis 1877 wirkte. In diesem Jahre an das Gymnasium in Freiburg versetzt, verließ er schon nach 2 Jahren diese Stadt wieder, um dem ehrenvollen Ruf seiner Behörde als Direktor der aus einem Pädagogium zu einem Progymnasium zu erweiternden Durlacher Anstalt zu folgen. Nur 4$^1/_2$ Jahre stand er an der Spitze dieser Schule. Gegen Ende des Schuljahrs 1882/83 stellte sich ein Kopf- und Augenleiden ein, von dem er sich, trotz aller ärztlichen Fürsorge und eines Aufenthalts in einem Luftkurort des Schwarzwalds und in Baden, nicht mehr erholen sollte. Ein Schlaganfall am 8. Juni 1884 lähmte die linke Seite seines Körpers und am 10. früh 6$^1/_2$ Uhr erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. — Seine Gattin, mit der er 15 Jahre in glücklicher Ehe lebte, und seine zwei noch unerwachsenen Kinder verloren in ihm das Haupt eines Familienlebens, in welchem die eine Seite seines Charakters, ein weiches, tiefes und heiteres Gemüth, sich in schönster Weise bethätigte, indem er durch häusliche Pflege alles Schönen und Guten echtes Familienglück zu begründen wußte. Als Lehrer war Neff gewissenhaft, gerecht, milde, die gesammte Ausbildung der Schüler im Auge habend und ebensowohl für deren leibliches als geistiges Wohl besorgt. Neff huldigte im Leben und in der Schule dem Grundsatze: suaviter in modo, fortiter in re. Durch die liebenswürdige Art des Umgangs mit seinen Schülern erwarb er sich deren Liebe und Anhänglichkeit in hohem Grade. Mit scharfem, kritischem Auge begabt, erkannte er rasch die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schüler und suchte durch liebevolle Aufmunterung die Schwächeren zu heben, durch warme Aneiferung die Begabteren zu selbständiger Arbeit anzuregen. Wie den Schülern so war er den Kollegen lieb und werth. Gefällig und nie verletzend im dienstlichen Verkehr, pflegte er im außerdienstlichen einen

Digitized by Google

wissenschaftlichen Geist der Unterhaltung, der sehr anregend wirkte. — Direktor Neff verwandte seine Kenntnisse nicht nur in der Schule. Er that sich auch schriftstellerisch hervor; davon zeugen seine Arbeiten über »Leibnitz als Sprachforscher und Etymologe« und »über die Abfassungszeit von dessen Unvorgreiflichen Gedanken«. Erstere erschien als Programmbeilage des Heidelberger Gymnasiums in den Jahren 1870 und 71 und wurde von der Kritik so günstig beurtheilt, daß sich der Verfasser entschloß, sie auch separat bei Fues in Tübingen erscheinen zu lassen. Die letztere Schrift bildet die wissenschaftliche Beilage des Durlacher Progymnasiums vom Jahre 1880. — Außerdem bethätigte er aber auch ein lebhaftes Interesse an allen öffentlichen Einrichtungen. Durch seine Geschichtsstudien war er besonders befähigt, das politische und religiöse Leben der Gegenwart tiefer zu erkennen, und er war darin in Wort und Schrift thätig. Im geselligen Verkehr war Neff wegen seiner Heiterkeit gerne gesehen. Bis in seine letzten Lebenstage begleitete ihn ein nie versiegbarer Humor, ein Beweis für die Energie, mit der er die Leiden, die seinem Tode vorausgingen, ertrug. Daß ein Mann von so vielseitiger Thätigkeit und so ausgezeichneten Charaktereigenschaften die Achtung und Liebe derer genoß, die ihn kannten, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Dies zeigte sich am Tage seines Begräbnisses. Aus allen Gauen unseres engeren Vaterlandes waren frühere Schüler, Kollegen und Freunde, aus der Residenz drei Vertreter der Oberschulbehörde gekommen, um ihm im Verein mit Anverwandten, den Schülern und Lehrern des Progymnasiums und einem großen Theil der Durlacher Einwohnerschaft das letzte Ehrengeleite zu geben. Ein ehrendes Andenken möge ihm bewahrt bleiben. (G. M. Wacker in den Badischen Schulblättern I. Jahrgang 1884 S. 101 f.)

Johann Baptist Neumaier,

geboren am 18. Oktober 1809 zu Tauberbischofsheim, besuchte Volksschule und Gymnasium in seiner Vaterstadt, später das Gymnasium in Bruchsal und bezog sodann im Wintersemester 1829 die auch heute noch von Studirenden aus dem Taubergrunde mit Vorliebe aufgesuchte Universität Würzburg. Hier hörte er nach dem damals gebräuchlichen Studiengang erst zwei Jahre lang philosophische und ein weiteres Jahr theologische Vorlesungen, setzte die letzteren von 1829 bis 1831 in Freiburg fort, wo er namentlich von dem gefeierten Exegeten Hug fruchtbare Anregung erhielt, trat Anfang November 1831 in das Priesterseminar ein und wurde am 3. September 1832 vom Erzbischof Boll zum Priester geweiht. Im Oktober desselben Jahres erhielt er seine erste Stelle im praktischen Kirchendienst als Vikar in Rastatt, mußte sich aber nach kurzer Zeit wegen Kränklichkeit in sein elterliches Haus nach Tauberbischofsheim begeben, wo er neben der Pflege seiner Gesundheit in stiller Zurückgezogenheit seinen theologischen und philosophischen Studien lebte und sich darunter besonders auch in Geschichte und Methodik der Pädagogie zu orientiren bestrebt war. Nach seiner vollständigen Wiederherstellung wurde er 1836 Pfarrverweser in Ladenburg und einige Zeit hernach Pfarrer in Ilvesheim. Da ihn aber seine Neigung mehr zum Lehrfach hinzog, als zum praktischen Kirchendienst, wurde er unter Beibehaltung seiner Pfründe, die er durch einen Pfarrverweser verwalten ließ, als Lehrer am Gymnasium in Freiburg und Anfangs der 50er Jahre als erster Lehrer und Vorstand am Gymnasium (Progymnasium) in Tauberbischofsheim verwendet. Hier strebte er mit Erfolg, die Schäden, die in der Revolutionszeit 1849 auch der Anstalt in Tauberbischofsheim nicht erspart geblieben waren, wieder auszuheilen und konnte somit, als er am 29. Januar 1863 die Pfarrei Handschuchsheim an der Bergstraße bezog, seinem Nachfolger eine gut geordnete Schule hinterlassen. Im Jahre 1865 erhielt er das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer

Digitized by Google

Löwen. Im Oktober 1868 legte er seine Pfarrei nieder und folgte einer Berufung als Direktor des Schullehrerseminars in Ettlingen. Hier wurde er 1876 auf seine Bitte wegen leidender Gesundheit in den Ruhestand versetzt; er lebte dann einige Jahre in Baden und zuletzt in Heidelberg, wo er am 12. Januar 1882 starb; seine irdischen Reste wurden, wie er testamentarisch gewünscht hatte, nach seiner Vaterstadt überführt, wo ein einfach schönes Denkmal jetzt seine Ruhestätte bezeichnet. — Von ihm ist erschienen: Leitfaden für den Unterricht in der Pädagogik für Schulseminare und zum Selbstunterricht. — Geschichte der christlichen Kunst (unvollständig). — Rede bei Einweihung des Schulgebäudes der Knabenvolks- und Bürgerschule in Ettlingen, Beilage zum Programm des Lehrerseminars in Ettlingen 1876. Oster.

August Nicolai

wurde zu Mannheim am 6. Juni 1823 geboren. Sein Vater war der Großherzogliche Hofrath und Hofastronom Bernhard Nicolai (siehe Badische Biographieen I, 111), die Mutter Dorothea, geborene Freiin von Schrauth, verwittwete Gräfin von Leiningen-Westerburg. Seine Jugendzeit verbrachte er in Mannheim bei den Eltern im glücklichsten Familienleben inmitten von vier Geschwistern. Im Herbste 1841 hatte er seine Vorbildung auf dem Lyceum zu Mannheim vollendet und widmete sich nunmehr auf der Hochschule zu Heidelberg dem Studium der Kameralwissenschaften. Nachdem er im Jahre 1845 die Staatsprüfung als Erster mit dem Prädikate »Vorzüglich befähigt« bestanden hatte, wurde er unter die Zahl der Kameralpraktikanten aufgenommen und schon im September 1849, nach mehrjähriger Beschäftigung bei der Domänenverwaltung Oberkirch, der Regierung des Oberrheinkreises zu Freiburg mit Sitz und Stimme im Kollegium als Etatsreferent beigegeben, im Jahre 1852 in gleicher Eigenschaft zur Großherzoglichen Hof-Domänenkammer nach Karlsruhe versetzt, 1853 zum Assessor, 1856 zum Domänenrath bei dieser Stelle ernannt. Im darauffolgenden Jahre wurde Nicolai als Finanzrath zur Zolldirektion berufen; im April 1861 zum Ministerialrath bei dem damals neu errichteten Handelsministerium befördert und im Jahre 1870 in gleicher Eigenschaft zum Finanzministerium versetzt. 1872 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Referendär, im Jahre 1877 seine Beförderung zum Geheimenrath 2. Klasse und zum Vorsitzenden Rath des Finanzministeriums. Außerdem war ihm schon im Jahre 1868 die Funktion eines Mitgliedes der damaligen Ministerialkommission für die neue Katastrirung des landwirthschaftlichen Geländes und der Gebäude, im Jahre 1871 diejenige eines Mitgliedes der Militärkommission zur Abwicklung der Geschäfte des Kriegsministeriums übertragen worden. 1880 wurde er Mitglied des Kompetenzgerichtshofes und im Jahr 1881 Mitglied des Verwaltungsraths der General-Wittwen- und Brandkasse. — Neben dieser vielseitigen Berufsarbeit war Nicolai auch sonst in hervorragender Weise thätig. Während eines Jahrzehntes war er, durch das Vertrauen der Stadt Karlsruhe berufen, ein hochgeschätztes, durch Geschäftsgewandtheit, Kenntnisse und Rednergabe gleich ausgezeichnetes Mitglied der Zweiten Kammer der Landstände; ferner war er während längerer Zeit Stadtverordneter, Mitglied des Evangelischen Kirchengemeinderaths und bekleidete seit vielen Jahren eine Stelle im Verwaltungsrath der Allgemeinen Versorgungsanstalt für das Großherzogthum Baden. In allen diesen Stellungen bethätigte sich Nicolai als ein Mann von hervorragender Begabung, unermüdlicher Arbeitskraft und seltener Pflichttreue. — Als äußere Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste wurden ihm zahlreiche Orden und Ehrenzeichen verliehen. Schon im Jahre 1865 verlieh ihm sein Landesherr, welchem er mit unerschütterlicher Treue und Verehrung zugethan war, das Ritterkreuz 1. Klasse des Ordens vom Zäh-

Digitized by Google

ringer Löwen, 1879 das Kommandeurkreuz des genannten Ordens. Ferner schmückten das Badische Erinnerungszeichen für 1870/71, die Deutsche Kriegsdenkmünze, das Comthurkreuz des Bairischen Verdienstordens vom heiligen Michael und des Hessischen Verdienstordens Philipps des Großmüthigen, sowie der Preußische Kronenorden 2. Klasse seine Brust. — Was ihn allen, die berufen waren, mit ihm und unter ihm zu arbeiten, unvergeßlich macht, war sein edler Charakter, seine humane Gesinnung, seine Herzlichkeit und liebenswürdige Freundlichkeit im Verkehre mit seinen Freunden und Kollegen, sein aufrichtiges Wohlwollen für Jedermann und seine treue Fürsorge für seine Untergebenen. — Dieselbe Gesinnung treuester Fürsorge mit liebevoller Hingabe bewährte er auch im Kreise der Seinigen. Am 6. Februar 1850 hatte er sich mit Elise Kettner von Oberkirch vermählt, aus welcher Ehe eine Tochter entstammte, die dem Vater im Tode vorausging, nachdem sie, in glücklichster Ehe lebend, ihm die Freude eines Enkelkindes hatte zu Theil werden lassen. — Frühzeitig raubte ihm der Tod die Gattin. Am 21. April 1857 schloß er zum zweiten Mal den Bund der Ehe mit Julie Koelle von hier, welche ihm vier Kinder schenkte. Unermüdlich war er darauf bedacht, für die Seinigen zu sorgen, ihnen die Wege zu ebnen und alles für sie zu thun, was in seinen Kräften stand. Sein größtes Glück fand er, in selbstlosester Weise, stets darin, den Seinigen Freude zu bereiten, wie er auch seine Erholung von der Arbeit am liebsten im Kreise seiner Familie suchte und fand. — Bis zum letzten Winter vor seinem Ableben erfreute er sich ungestörter Gesundheit und einer nie erlahmenden geistigen Frische. Von da ab fühlte er sich oft müde und angegriffen, dennoch aber ließ er sich nicht abhalten, seinen Dienstgeschäften mit gewohnter Pünktlichkeit nachzukommen. Schließlich suchte er, den Bitten der Seinigen nachgebend, in mehreren Bädern Erholung, und war nur heimgekehrt, um die Vorbereitungen für eine Reise in die Schweiz zu treffen. Es sollte dazu nicht mehr kommen. In der Nacht vom 4. auf den 5. September 1883 traf ihn ein Schlaganfall, dessen Folgen er um die Mittagsstunde des 5. September sanft verschied, tiefbetrauert von den Seinigen und von dem großen Kreise seiner Freunde und Verehrer. (Karlsruher Zeitung 1883 Nr. 217.)

Karl Ludwig Bernhard Nicolai,

der jüngere Bruder des vorigen, wurde am 21. April 1824 zu Mannheim geboren. Mit vier Geschwistern in einem durch frohe Geselligkeit vielfach belebten Familienkreise aufwachsend, verlebte er im Elternhause eine glückliche Jugendzeit, deren Erinnerungen ihm ein bleibendes Besitzthum waren. Tiefen Eindruck auf den Jüngling rief die erfolgreiche wissenschaftliche Thätigkeit seines Vaters und dessen freundschaftlicher Verkehr mit Männern der Wissenschaft, wie besonders Gauß, hervor und stets blieb ihm der Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen frisch und lebendig. Als er nach Beendigung der Gymnasialzeit sich zu Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft widmete — Bangerow war damals für den dortigen Pandektenlehrstuhl gewonnen — kam dieser schon frühe aufgeschlossene Sinn für wissenschaftliche Thätigkeit dem Studenten wesentlich zu Gute, und nach sehr gut bestandenem Staatsexamen wurde er schon 1845 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. — Seine praktische Ausbildung erwarb Nicolai sich in Mannheim. Schon hier beim Anfange seiner Laufbahn zeigte sich sein praktischer Blick in die Lebensverhältnisse und die Fähigkeit, die erworbenen theoretischen Kenntnisse zu verwerthen, in reichem Maße; 1852 wurde er, überall vorzüglich prädizirt, als Amtsassessor in Offenburg angestellt. Dort schloß er am 22. August 1854 mit Ida Fesch den Ehebund, der ihm während seines ganzen Lebens die Quelle wahrhaften Glückes und höchster Befriedigung gewesen

Digitized by Google

ist. — Bald darauf wurde er 1856 nach Mannheim berufen, um bei dem dortigen Hofgerichte als Assessor mit Sitz und Stimme thätig zu sein. Im Jahre 1860 erfolgte seine Ernennung zum Hofgerichtsrathe bei diesem Gerichte, und der junge Beamte erwarb sich so sehr das Vertrauen seiner Vorgesetzten, daß schon im Jahre 1867, gelegentlich der Neuorganisation der badischen Gerichte, seiner Leitung das Kreisgericht Mosbach unter Ernennung zum Direktor desselben anvertraut wurde. Hier wirkte er bis zum Jahre 1881 erstmals als Leiter eines Gerichtshofes und erwarb sich nicht nur um die Rechtsprechung, sondern auch um die Heranbildung der jüngeren Generation der badischen Juristen allerseits gewürdigte hohe Verdienste. Die 1879, gelegentlich der Neuorganisation durch die Reichsjustizgesetze, erfolgte Beförderung zum Präsidenten des Großh. Landgerichts Mosbach war ein Zeichen der Anerkennung, welche das Wirken des Verblichenen auch an höchster Stelle fand und welche im Jahre 1881 durch Ernennung zum Präsidenten des Großh. Landgerichts Karlsruhe und Verleihung des Kommandeurkreuzes 2. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen sich abermals in huldvoller Weise bethätigte. — An die Spitze eines großen Gerichtshofes gestellt und in ausgedehnter Weise mit der Rechtsprechung auf wichtigen und schwierigen Gebieten des Civilrechtes befaßt, zeigte Nicolai, gleichsam verjüngt, eine staunenswerthe Arbeitskraft, und in kurzer Zeit erwarb er sich auch hier in dem größeren Wirkungskreise allseitiges Zutrauen und herzliche Zuneigung aller derer, die mit ihm an der Pflege des Rechtes mitzuwirken berufen waren. — Bei seinem unermüdlichen Streben, die mannigfaltigen Pflichten seines Berufes auf's gründlichste zu erfüllen, vergaß er nur fast gänzlich die Sorge um sich selbst. Nur mit Mühe konnte er im Jahre 1888 bewogen werden, sich die für seine angegriffene Gesundheit unbedingt erforderliche längere Erholung zu gönnen. — Nachdem er im September 1888 neu gekräftigt die Amtspflichten wieder übernommen hatte, glaubte er auch auf mehrere ernste Unpäßlichkeiten kein Gewicht legen zu sollen, die sich ab und zu wieder einstellten, ja als die Symptome des Herzleidens, dem er bald darauf erlag, sich schon in erheblichem Maße zeigten, fuhr er fort, dienstlich thätig zu sein, bis ihn sein Körperzustand geradezu auf das Krankenlager zwang. — Hier hat er mit unsäglicher Geduld die Leiden einer schweren, oft qualvollen Krankheit ertragen, bis der Tod ihn am 3. August 1889 erlöste. — Wie seinen Hinterbliebenen das Andenken an den zu frühe den Seinigen entrissenen liebevollen Gatten und Vater, so wird Gleichstrebenden das Bild des sich stets gleichbleibenden, Milde mit gerechter Strenge vereinigenden, durch Geistesklarheit, praktischen Sinn und Lebenskenntniß hervorragenden Richters unverloren sein, auch wenn er nicht mehr unter den Lebenden wandelt. (Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 230 Beilage.)

August Nüßlin

wurde am 19. März 1812 geboren. Seine Familie stammt aus der oberen Markgrafschaft, wo sie schon vor dem Jahre 1600 in Britzingen ansässig war. Sein Großvater starb als Spezialsuperintendent in Emmendingen. Sein Vater, Friedrich August Nüßlin, war hochangesehen als begeisternder Lehrer des klassischen, besonders des griechischen Alterthums wie als Leiter des Mannheimer Lyceums in dreiundvierzigjähriger Wirksamkeit (s. Badische Biographieen II, 112); seine Mutter war Wilhelmine, geborene Lang, eine Frau von seltener Feinsinnigkeit und Gemüthstiefe. — Nach Besuch der Universitäten Heidelberg und Berlin wurde Nüßlin am 19. September 1835 mit der Note »gut« unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen und trat alsdann bei dem Amte, dem Hofgerichte und der Kreisregierung zu Mannheim in praktische Thätigkeit, welche nur einmal im Jahre 1837 durch einen längeren Aufenthalt in Paris behufs weiterer

Digitized by Google

Ausbildung unterbrochen wurde. Am 12. November 1840 wurde Nüßlin zum Amtsassessor in Schopfheim, am 28. April 1843 zum Assessor bei der Direktion der Forstdomänen und Bergwerke und am 21. Juni 1845 zum Assessor bei dem Hofgerichte in Mannheim ernannt. Schon in dieser Zeit hatte Nüßlin durch Fähigkeit und Charakter, durch Kenntnisse und geschäftliche Tüchtigkeit sich bemerkbar gemacht. In dem Vortrage vom 25. Januar 1845 wegen der Unwiderruflichkeitserklärung seiner Anstellung ist gesagt, daß Assessor Nüßlin mit vorzüglicher Befähigung und ausgezeichnetem Fleiße einen durchaus achtungswerthen Charakter verbinde und in jeder Beziehung würdig sei, in die Reihe der unwiderruflich angestellten Staatsdiener einzutreten. Als Mitarbeiter der Annalen hatte er sich in jener Zeit in verschiedenen jetzt noch geschätzten Aufsätzen als scharfsinniger Ausleger des Rechts bewährt. Staatsrath Bekk, damals Herausgeber der Annalen, spricht in einem Schreiben an Nüßlin von diesen »so wohlgelungenen Aufsätzen« und wünschte deren viele wie die bisherigen für die Annalen von ihm zu erhalten. Es waren deren elf, von denen einer über das Miteigenthum heute noch als Autorität für diese Rechtsmaterie gilt. — Am 19. Dezember 1846 empfing Nüßlin von Staatsrath Bekk ein Schreiben, welches mit den Worten beginnt: »Sie wissen, daß Ihre ausgezeichneten Eigenschaften schon längst meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und da mir nun die Leitung des Ministeriums des Innern übertragen wird, so wünschte ich sogleich, Sie in mein Kollegium zu bekommen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben Sie nun zum Assessor bei dem Ministerium des Innern ernannt.« — In dieser Stellung — seit 1850 als Ministerialrath — blieb Nüßlin bis August 1852. Von den ihm zugewiesenen Geschäften waren die bedeutsamsten: Kirchensachen (bis 1850 auch die katholischen), Forst- und Jagdwesen, Sanitätswesen und Grund- und Standesherrschaftssachen. Letztere erlangten in den Jahren 1848 und 1849, wo die Ablösung und Aufhebung der mit den Grund- und Standesherrschaften verbundenen Rechte in Frage stand, besondere Bedeutung. Seit 1849 war er auch Ministerialkommissär bei dem Oberrath der Israeliten. Während dieser Zeit hatte er bei dem Landtage für eine größere Anzahl von Gesetzentwürfen, die von ihm gefertigt waren, als Regierungskommissär aufzutreten; besonders zu erwähnen sind die Jagd- und Fischereigesetze, Abänderung des Forstgesetzes, zu dem er auch die Vollzugsverordnung entwarf, schließlich Vorlagen, welche sich auf die Aufhebung verschiedener grundherrlichen Rechte und die dafür zu leistenden Entschädigungen bezogen. — Am 10. August 1852 wurde Nüßlin als Legationsrath zum Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten versetzt. In dem ihn hiezu empfehlenden Vortrage war nach Aufzählung seiner bisherigen Dienstleistungen gesagt: »Diese vielseitige Verwendung, seine Fähigkeiten, sein Eifer und Fleiß dürften ihn ganz besonders zu einem tüchtigen Mitgliede dieses Ministeriums eignen.« — Einen hervorragenden Bestandtheil seines dortigen Respiziates bildete der Titel: Großherzogliche Haus- und Familienangelegenheiten. Diese Geschäftsaufgabe war besonders umfänglich geworden durch das Ableben Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Leopold, die Erbtheilung und Regelung der Hausfideikommisse, den Regierungsantritt, die Vermählung und die Annahme des Titels als Großherzog durch den jetzigen Landesherrn. Außerdem sind aus Nüßlin's damaliger Geschäftsaufgabe noch zu nennen: Bundesangelegenheiten und Kirchensachen. Letzteres Respiziat wurde bedeutsam durch die in Folge des Kirchenkonflikts eingeleiteten Verhandlungen mit Rom. In die zu diesem Zwecke gebildete Kommission wurde Nüßlin als Mitglied ernannt. — Am 15. September 1856 erhielt Nüßlin das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und am 3. Oktober desselben Jahres den Rothen-Adler-Orden zweiter Klasse. — Am 4. Dezember 1856 wurde Nüßlin

Digitized by Google

unter Verleihung des Charakters eines Geheimen Raths zweiter Klasse zum Mitgliede des Staatsministeriums ernannt, welcher Behörde er von da an bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste nahezu ein Vierteljahrhundert angehörte. Bei seiner Berufung äußerte damals der »Schwäbische Merkur«: »Gleiche Anerkennung verdient die Ernennung des Herrn Legationsraths Nüßlin zum Mitglied des Staatsministeriums an die Stelle des Herrn von Stengel. Obgleich noch jung, hat Herr Nüßlin in den vielfältigsten Geschäften sein außerordentliches Talent, seine Gewissenhaftigkeit und seinen Fleiß bewährt. Ebenso einfach wie Herr von Stengel, wird seine Wahl nicht minder für eine echt konstitutionelle angesehen werden.« Bei der gleichen Gelegenheit schrieb ihm sein früherer Chef, Staatsminister von Rüdt, aus Wien: »Wer, wie ich, Sie in unserem vierjährigen Zusammenwirken näher kennen und achten und neben Ihrem Wissen, was allein hier nicht genügt, vorzugsweise auch Ihr ruhiges, unbefangenes und stets wohlwollendes Urtheil schätzen lernte, der kann sich nur aufrichtig freuen, daß Sie zu diesem höheren, wichtigeren Wirkungskreise berufen wurden.« — Am 18. Mai 1857 wurde ihm wegen seiner Verdienste bei Abschluß eines Postvertrags mit Frankreich das Offizierkreuz des Ordens der Ehrenlegion verliehen und am 28. September desselben Jahres der russische St. Stanislausorden 2. Klasse mit dem Stern. — Am 19. Februar 1858 wurde er von dem Großherzog zu Höchstdessen Bevollmächtigtem bei dem Nachlasse des Großherzogs Ludwig ernannt. — Zu seiner eigentlichen Berufsarbeit kamen übrigens noch verschiedene öffentliche und private Dienstleistungen: Ephorus des Karlsruher Lyceums, Mitglied der Kommission zur Prüfung der Stipendiengesuche junger Künstler, korrespondirendes Mitglied des Vereins für Staatsarzneikunde, rechtlicher Beirath des Phönix, Gutachten, Vormundschaften u. s. w. — Am 2. April 1860 erhielt Nüßlin den Charakter als Staatsrath und am 28. Dezember desselben Jahres wurde ihm mit Belassung seiner bisherigen Stellung die Leitung des Evangelischen Oberkirchenraths übertragen. Die dadurch veranlaßte Vermehrung seiner Geschäfte entzog ihn dem parlamentarischen Leben, indem sie ihn bestimmte, ein ihm von der Wählerschaft des Bezirks Schopfheim angetragenes Mandat als Abgeordneter abzulehnen. — Am 16. Juli 1861 wurde ihm das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen, wozu er am 14. Juli 1865 den Stern empfing. Am 12. November 1872 wurde er zum Geheimerath 1. Klasse ernannt. Am 10. März 1874 erhielt er den Stern zum Rothen-Adler-Orden 2. Klasse, am 25. September 1876 das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und am 16. April 1881 beim Uebertritt in den Ruhestand wurde er zum Ritter des Ordens Berthold I. von Zähringen ernannt. — Diese sich immer steigernden Auszeichnungen bekunden, welche Verdienste sich Nüßlin während seiner langen Thätigkeit in dem höchsten Staatskollegium erworben. Er bekleidete da die Stelle eines Ministers ohne Portefeuille und hatte in dieser Eigenschaft an allen Berathungen des Staatsministeriums mit Sitz und Stimme Theil zu nehmen; in wichtigen Angelegenheiten der Gesetzgebung und Verwaltung, sowie in allen Rekursen hatte er das — meist schriftliche — Korreferat zu besorgen. Alle, welche mit ihm zu gemeinsamem Wirken berufen waren, haben ihn als ebenso zuverlässigen, wie vielerfahrenen, staatsmännisch gebildeten, feinsinnigen und wohlmeinenden Kollegen kennen und verehren gelernt. — Dabei ist zur vollen Werthschätzung seiner Arbeit nothwendig, der Zeit zu gedenken, in welcher diese Arbeit sich vollzog, von seinem Eintritt in die Ministerialthätigkeit bis zu seinem Austritt aus dem Staatsministerium, der ereignißreichen Zeit von 1846—1881. Man hat sich zu vergegenwärtigen die Bemühungen des Ministeriums Beck, den aufsteigenden Sturm zu beschwören und nach dessen Ausbruch ihn zu bewältigen, bis die revolutionäre

Digitized by Google

Bewegung den Umsturz vollendet hatte; alsdann die Wiederherstellung der Ordnung und nachdem diese ihr Werk vollzogen, die Wiederaufnahme der unterbrochenen politischen Entwickelung; alles Zeiten von theilweis überströmender Fruchtbarkeit der Gesetzgebung und gewaltigen Ansprüchen an die Arbeitskraft des Beamten. Ferner die nationale Bewegung, die sie begleitenden Kriege, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches und sein allmähliger Ausbau. Und neben alledem seit 1851 der chronische Konflikt mit der katholischen Kirche mit seinen mannigfachen Wendungen und Wechselfällen. In Allem, was in dieser inhaltsreichen Zeit in allen diesen Richtungen von den höchsten Regierungsbehörden geschehen ist, hat Nüßlin im Bereich des ihm zugewiesenen Geschäftskreises mitgewirkt. Und doch, so hoch man seine Thätigkeit als Mitglied der Staatsregierung schätzen mag, vielleicht noch bedeutsamer war dieselbe als Leiter der obersten evangelischen Kirchenbehörde. Es war ein denkwürdiger Zeitpunkt für die badische evangelische Kirche, als Nüßlin zu deren Leitung berufen ward. Seit der Generalsynode von 1855 war eine gewisse Erregtheit in der protestantischen Bevölkerung wahrzunehmen. In den evangelischen Gemeinden berührte unangenehm, daß die Wahl der Kirchenältesten, nach der Verfassung der Unionsurkunde periodisch, später lebenslänglich, nunmehr durch die Synode ganz beseitigt und durch Kooptation ersetzt worden war. Andere auf Lehre und Kultus bezügliche Beschlüsse jener Synode hatten auf die liberalen protestantischen Kreise verstimmend gewirkt und der im Jahre 1858 eingetretene Agendenstreit hatte diese Verstimmung in breitere Schichten der Bevölkerung hineingetragen. Dazu fühlte sich die protestantische Bevölkerung beunruhigt durch die Verhandlungen mit der römischen Kurie und die als deren Ergebniß erscheinende Konvention. Die Agitation gegen dieselbe erzeugte eine das ganze Land erfassende, tiefgehende Bewegung, die Konvention fiel (1860), es erfolgte eine Wendung der Regierungspolitik und mit derselben ein auf Neugestaltung der öffentlichen Zustände gerichtetes, lebhaftes Bestreben, welches, anknüpfend an die Proklamation vom 7. April 1860, vornehmlich das volle Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen, wie der Körperschaften bezweckte. Damit trat die Frage der Selbstverwaltung auch an die evangelische Kirche und damit auch die Nothwendigkeit einer Umgestaltung ihrer bisherigen Regierungsweise und Verfassung. — Obwohl für Angelegenheiten des Dogma und der Liturgie ein besonderes geschäftliches Verfahren auch bisher schon vorgeschrieben war, so hatte man doch bis dahin die evangelische Kirche im Wesentlichen wie eine staatliche Einrichtung behandelt. Sie war geleitet durch eine dem Ministerium des Innern unterstellte sogenannte Centralmittelbehörde, alle ihre Beamten und Diener, auch die Geistlichen, wurden durch die Staatsregierung ernannt. Nunmehr sollte die Staatsregierung gegenüber der evangelischen Kirche keine anderen Befugnisse mehr haben, als die zu Wahrung der Staatshoheit und des Staatsinteresses gebotenen, die Kirche dagegen sollte unter der unmittelbaren Leitung des Landesherrn, als Landesbischof, ihre Angelegenheiten selbständig verwalten. Bei dieser Neugestaltung des Kirchenregiments und der Kirchenverfassung begegnete man sofort einer Anzahl von Forderungen, die, sich berührend mit dem Ideenkreis der damaligen politischen Bewegung, mit besonderem Nachdrucke sich geltend machten: stärkerer Einfluß der kirchlichen Vertretungskörper auf Leitung und Verwaltung der Kirche bis zur Theilnahme an der Kirchenregierung selbst, stärkere Vertretung des Laienelements, größere Befugnisse der Kirchengemeinden, welcher Wunsch in der Forderung der Pfarrwahl den bezeichnendsten Ausdruck fand. Alle diese Fragen wurden zum Gegenstand von Erörterungen, welche, genährt durch die schon vorhandene Erregtheit, mit besonderer Lebhaftigkeit geführt wurden; die Gegensätze der verschiedenen Richtungen verschärften sich und all' dies erschwerte die schon an sich schwierige Lösung der gestellten Aufgabe ganz

Digitized by Google

erheblich. — Zu dieser Lösung war nun Nüßlin berufen worden. Seine Berufung wurde von den verschiedensten Organen der Presse auf's freundlichste begrüßt, das »Mannheimer Journal« sagte in seinem Blatte vom 31. Dezember 1860: »Als schönstes Angebinde zum neuen Jahr für unser Land darf man wohl die Ernennung des Herrn Staatsraths Nüßlin zum Präsidenten des Evangelisch-Protestantischen Oberkirchenraths bezeichnen.« — Er trat nicht ohne Vorbereitung an's Werk. Zu seinen Geschäftsaufgaben im Ministerium des Innern gehörten die evangelischen Kirchensachen, deßgleichen auch im Ministerium des Aeußern, sofern dort davon die Rede sein konnte; seit seinem Eintritt in das Staatsministerium hatte er in allen auf die innere Kirchenregierung bezüglichen Angelegenheiten, welche der höchsten Entschließung oder Genehmigung bedurften, dem Oberkirchenrathe vorzusitzen und die bezüglichen Vorträge höchsten Orts zu erstatten; schon im Jahre 1860 hatte er den Entwurf der neuen Kirchenverfassung gefertigt. Zur Kennzeichnung seiner eigenen Auffassung der Sachlage führen wir zwei Stellen aus seiner beim Amtsantritt an die evangelischen Geistlichen des Landes erlassenen Ansprache vom 2. Januar 1866 an: »Es ist für unsere Kirche eine Zeit ernster und schwerer Prüfungen herangekommen. Die Gefahren, welche mit dem Uebergange zu größerer Freiheit und Selbständigkeit stets verbunden sind, mahnen zum festen Aneinanderschließen aller Derer, welchen das Wohl der Kirche am Herzen liegt. Lassen Sie uns daher über persönliche Meinungen und Wünsche und über Parteibestrebungen hinaus den Blick auf das Ganze und auf die Zukunft der Kirche richten.« Sodann: »Wie unsere Kirche, der menschlichen Natur Rechnung tragend, verschiedenen Auffassungen Raum gibt, so wollen auch wir jede redliche Ueberzeugung, welche auf dem Grunde unserer Kirche ruht, als eine berechtigte anerkennen und ehren, und wollen mit Nachsicht und Liebe auch Die aufnehmen, welche in anderer Weise als wir das gleiche Ziel verfolgen — die Förderung des Wohls der Kirche.« — Nüßlin ist in seiner mehr als 20jährigen Wirksamkeit als Präsident des Oberkirchenrathes den Grundsätzen seiner Ansprache wie den in ihn gesetzten Erwartungen gerecht geworden. Es ist unmöglich, die reiche Fülle seiner in dem Gebiete der evangelischen Kirchenregierung entwickelten Thätigkeit in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes im Einzelnen darzulegen; es genügt, zu sagen, daß die bedächtige und ohne Anstoß erfolgende, aber stets zielbewußte Ueberführung des alten Zustandes in den neuen und die gedeihliche Einlebung des letzteren im Wesentlichen der umsichtigen und sachkundigen Führung Nüßlins, den hier vor Allem sich bewährenden Eigenschaften seines ebenso wohlwollenden als sichern Charakters zu danken ist. Das wurde bei Niederlegung seines Amtes allseitig anerkannt. Besonders warm geschah dies in der liberalen Presse, aber auch das Organ der positiven Richtung sagte unter Hervorhebung der großen Schwierigkeiten von Nüßlins Stellung: »Er hat mit Weisheit geleitet und war unparteiisch und gerecht gegen Alle.« Auch bei der Eröffnung der Generalsynode von 1881 wurde des langjährigen Hüters der Kirche mit dankbarer Verehrung gedacht. Die schönste Ehrenkrone empfing er aus der Hand seines gnädigsten Fürsten in den Worten des allerhöchsten Handschreibens vom 16. April 1881: »Ihr Ausscheiden aus Ihrer bisherigen Wirksamkeit ist Mir eine besondere Aufforderung, der ersprießlichen Dienste mit aufrichtiger Dankbarkeit zu gedenken, welche Sie während mehr als 40 Jahren dem Staat und Mir geleistet haben; es gereicht Mir zu einer wahren Freude, Ihnen auszusprechen, daß Sie in allen Stellungen während Ihrer langjährigen Dienstzeit um die Ihnen anvertrauten Interessen in hervorragendem Maße sich verdient gemacht und sich Mir zu jeder Zeit als ein treu ergebener Diener bewährt haben.« — Bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsministerium wurde ihm der Wunsch ausgedrückt, es möchte ihm vergönnt sein, die reich ver-

Digitized by Google

diente Ruhe lange Jahre in Gesundheit und Frische zu genießen. Zur Erfüllung dieses Wunsches bot ihm sein Haus die erquicklichste Aussicht. Seit 1847 war er überaus glücklich vermählt mit Marie Föhlisch, der Tochter des Geheimeraths Erdmann Föhlisch, des verdienten Schöpfers des Wertheimer Gymnasiums, welches unter seiner Leitung eine hervorragende Stellung unter den gelehrten Anstalten des Landes einnahm. Drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, erhöhten das Glück des Hauses, für dessen stille Freuden Nüßlin besonders empfänglich war. — Selten noch ist ein Beamter so früh und zu so hohen Stellungen aufgestiegen, selten noch so früh und alsdann unterbrechungslos bis zur Beendigung seiner Dienstzeit durch Anerkennungen jeder Art ausgezeichnet worden, aber nichts von alledem konnte den Gleichmuth seines Wesens erschüttern. Wer ihn als Amtsassessor gekannt und späterhin als Inhaber der höchsten Würden und Ehrenzeichen wieder getroffen, er hat ihn immer als denselben erfunden: bescheiden, anspruchslos, wohlwollend, freundlich, von jener ruhigen Heiterkeit, welche der Spiegel einer reinen, harmonisch gestimmten Seele ist. Dieser Gemüthsanlage entsprachen auch seine Lieblingsbeschäftigungen: Aufsuchen der freien Natur, besonders des Hochgebirgs, Lesen auserwählter Bücher, besonders Pflege eines nicht gewöhnlichen Talents zur Malerei, ein Erbtheil seiner Mutter. Welche Anlagen zum fruchtbarsten Genuß der Muße! Aber auch dieses im Ganzen sonnenhafte Dasein sollte den Wechsel der irdischen Geschicke erfahren. Wenige Jahre nach seinem Uebertritt in den Ruhestand wurde Nüßlin durch Erkältung in der Schweiz von einem Schlaganfall betroffen. Von da an nahm seine Gesundheit allmälig ab, bis am 17. Oktober 1887 Abends dieses arbeitsreiche Leben erlosch. — Die Erinnerung an dasselbe wird damit nicht erlöschen. Liebenswürdig und verehrungswürdig als Mensch, ein Muster treuer und hoher Pflichterfüllung als Beamter des Staats und der Kirche, in diesem Bilde wird August Nüßlin fortleben in dem Andenken seiner Freunde und Mitbürger. (Karlsruher Zeitung 1887 Nr. 265 Beilage.)

Hermann Obkircher,

geboren am 22. April 1819 zu Villingen, war der Sohn des im Jahr 1852 in den Ruhestand getretenen Hofgerichts-Präsidenten Obkircher. Während sein Vater Hofgerichts-Rath zu Meersburg war, besuchte Hermann in den Jahren 1829 und 1830 die Lehranstalt zu Kreuzlingen, 1831 bis 1833 die Josephinische Mittelschule zu Donaueschingen. Von der vierten Klasse dieser Anstalt trat er mit dem Zeugnisse guter Fähigkeiten, sehr guten Fleißes und sehr guter Sitten im Jahre 1835 in das Lyceum zu Konstanz, wo er wieder mit durch alle Rubriken gutem Zeugnisse am 12. September 1835 das Gymnasialabsolutorium erhielt. Nach Ernennung seines Vaters zum Oberhofgerichts-Rathe im Dezember 1835 besuchte er bis zum Herbst 1836 noch das Lyceum zu Mannheim und wurde am 31. Oktober desselben Jahres als Studiosus der Philosophie an der Universität Heidelberg immatrikulirt, wo er nach den philosophischen Kollegien seinen rechtswissenschaftlichen Studien oblag. Nachdem er mit Justizministerialerlaß vom 27. Dezember 1842 nach bestandener Staatsprüfung unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen war, wurde ihm von Großherzoglicher Regierung des Mittelrheinkreises schon am 22. September 1843 auf Grund seiner guten Zeugnisse die Ermächtigung zu selbständigen Arbeiten ertheilt und am 7. Mai 1844 eine Amtsverwalter-Stelle bei dem Oberamte Rastatt übertragen. — Mit Erlaß Großherzoglichen Justizministeriums vom 20. Februar 1845 wurde Obkircher zur Sekretariatspraxis, sowie unter den gewöhnlichen Einschränkungen zur Vortragserstattung in Strafsachen und vom 11. Dezember 1845 zudem in bürgerlichen Streitsachen bei dem Hof-

Digitized by Google

gerichte des Mittelrheinkreises zugelassen und ihm am 22. Dezember die besoldete Praktikantenstelle daselbst übertragen. — Mit Erlaß des Großherzoglichen Ministeriums des Innern vom 3. Dezember 1847 wurde er für die Landtags-Dauer der Regierung des Unterrheinkreises zur Aushilfe beigegeben. — Mit den im Frühjahr 1849 nach Ausbruch der Revolution noch anwesenden Regierungsräthen von Chrismar, von Stengel und Regierungsassessor Waag verweigerte er den von dem Civilkommissär Mördes verlangten Diensteid unter der Erklärung, daß sie zwar gerne von zuständiger Behörde sich auf die Reichsverfassung verpflichten lassen würden, daß sie jedoch den ihnen von dem Landesausschusse abverlangten Eid weder im Einklang mit ihren, auf Grund der badischen Staatsverfassung übernommenen Pflichten, noch mit dem dem Landesherrn geleisteten Eide der Treue für vereinbar halten, von welchen Verpflichtungen sie nicht entbunden seien — mit dem Anfügen, daß sie die ihnen anvertrauten Staatsgeschäfte bis auf weiteres fortführen würden. Auf weitere hierauf von Mördes verlangte Auskunft, ob das Kollegium nach dieser Eidesverweigerung den Anordnungen des Landesausschusses durchaus keine Folge zu geben oder etwa denselben zu »contrecarriren« gesonnen sei, ließ sich Niemand ein. Der Landesausschuß aber bedeutete unter'm 22. März 1849, daß man auf der Eidesleistung um so mehr bestehen müsse, als die Mitglieder des Ministeriums sich ohne Anstand diesen Anordnungen unterzogen hätten und in fortgesetzter Renitenz man einen Verzicht auf die Dienststellung erblicken müsse. — Durch Schreiben des Civilkommissärs vom 26. Mai 1849 an die Herren Mitglieder des Kollegiums von Chrismar, von Stengel, Waag und Obkircher wurden diese auf Grund ihrer Erklärung ihrer Funktionen enthoben und Mördes übernahm die Leitung und Besorgung der Geschäfte. — Obkircher wurde in der Folge dem Großherzoglich badischen Civilkommissär bei der 27. und 3. Division des in Baden stehenden Königlich preußischen Armeecorps als Sekretär beigegeben und funktionirte als Stellvertreter desselben, bis die politischen und polizeilichen Angelegenheiten wieder Ende Oktober an die Großherzoglichen Aemter und Kreisregierungen übergingen. In Bezug auf diese Verwendung bei der operirenden Armee wurde ihm unter'm 27. Mai 1850 von dem Großherzog die Gedächtnißmedaille für die Bekämpfung des badischen Aufstandes im Großherzogthum verliehen. — Mittelst Entschließung aus Großherzoglichem Staatsministerium vom 25. Oktober 1849 wurde Obkircher zum Assessor bei der Regierung des Oberrheinkreises, am 26. März 1855 zum Regierungsrath ernannt und am 14. Dezember desselben Jahres als Hofgerichts-Rath in das Hofgericht des Oberrheinkreises versetzt. Der Präsident dieses Gerichtshofes begrüßte seinen Eintritt mit dem Ausdruck der Freude über einen Mann, von dessen Charakter, Talent und Kenntnissen die Justizpflege nur Vortheilhaftes erwarten dürfe, während das Kollegium der Regierung des Oberrheinkreises Anlaß nahm, in vollkommener Anerkennung und Hochschätzung seiner bisherigen Betheiligung an der dienstlichen Wirksamkeit der Kreisregierung das lebhafte Bedauern über den Dienstaustritt freundschaftlich auszusprechen. Dem Hofgericht in Freiburg gehörte Obkircher fast volle 9 Jahre an bis zur Einführung der neuen Gerichtsorganisation vom Jahr 1864, bei welchem Anlaß er am 15. Juli 1864 zum Direktor des neu errichteten, am 1. Oktober in Wirksamkeit tretenden Kreisgerichts in Heidelberg ernannt wurde. — Schon ein Jahr vorher war Obkircher als Abgeordneter der Stadt Freiburg zur Zweiten Kammer in das bewegtere politische Leben eingetreten. Seine Wähler hatten bei seiner Wahl wohl eben so sehr wie den aufrichtig und entschieden liberal und national gesinnten, so auch den besonnenen, maßvollen, absolut pflichttreuen Mann im Auge, als welcher er sich in seiner amtlichen Thätigkeit, namentlich

Digitized by Google

auch durch seine sichere, objektive Leitung vieler schwurgerichtlichen Verhandlungen, bewährt und die Hochachtung und Verehrung immer weiterer Kreise gewonnen hatte. Die beiden Tugenden fester politischer Ueberzeugung, die sich nicht beugen läßt, und besonnener Mäßigung, die nicht über das Ziel hinausschießt, fand er vielfach Gelegenheit bei den langen und lebhaften Verhandlungen der Landtage 1863/65 und 1865/66 zu erproben. Obkircher ergriff bei den öffentlichen Debatten nur ausnahmsweise das Wort; seine verhältnißmäßig seltenen Ausführungen verfehlten aber bei ihrer Sachlichkeit und Präzision nie ihres Eindrucks, und wie groß sein Ansehen und sein Einfluß in der Kammer waren, trat auch für Denjenigen, welchem ein unmittelbarer Blick in das innere Leben der Körperschaft nicht möglich war, deutlich darin hervor, daß er in viele der politisch wichtigsten Kommissionen gewählt wurde. So kam er sogleich bei seinem Eintritt in die Kammer im Jahr 1863 in die Adreßkommission, er war Mitglied der Kommission für Aufsuchung der provisorischen Gesetze und der Petitionskommission, und hatte in letzterer Eigenschaft namentlich den ausführlichen Bericht über die Sturmpetitionen gegen das im Sommer 1864 erlassene Schulaufsichts-Gesetz im Sommer 1865 zu erstatten, eine Arbeit, welche sich eben so sehr durch die entschiedene Schärfe gegen das Parteitreiben, wie durch die strenge Unterordnung des gesammten Materials unter die maßgebenden gesetzlichen Gesichtspunkte auszeichnet. Während des Landtags 1865/66 wirkte Obkircher wieder in der Petitionskommission, in der Kommission für das Preßgesetz und das Gesetz über Vereine und Versammlungen, für welch' letzteres er Berichterstatter war. Er war ferner Mitglied der Kommissionen für die neuen Schulgesetze, für die Motionen auf Einführung der obligatorischen Civilehe, auf Erlassung eines Stiftungsgesetzes, auf Aenderung der Wahlordnung und auf Schutz der parlamentarischen Redefreiheit und er hatte, als die während des Krieges im Sommer 1866 vertagte Kammer nach demselben wieder zusammentrat, den Bericht über den Friedensvertrag zu erstatten. Bei allen diesen Arbeiten vertrat Obkircher mit unbeirrbarer Festigkeit und Treue seine nationale und liberale Ueberzeugung, war aber eben so entschiedener Gegner jeder einseitigen Uebertreibung. — Obkircher's erprobte Umsicht und Zuverlässigkeit gegenüber den damals ihren Höhepunkt erreichenden Parteiausschreitungen führten ihm bei diesem Kampfe noch manche spezielle Aufträge zu. So bat ihn Präsident Lamey um Uebernahme des Amtes als landesherrlicher Kommissär bei den katholischen weltlichen Lehr- und Erziehungsinstituten in Freiburg, »weil es für die Regierung von hohem Werthe sei, diese Funktionen in den Händen eines Mannes zu wissen, der mit Entschiedenheit über der Wahrung der gesetzlichen Grundlage dieser Institute wache und regulativwidrigen Prätensionen, wie sie neuerdings vorgekommen, kräftig entgegentrete«. So kurze Zeit Obkircher's Verwaltung des Amtes dauerte, vom 10. Februar bis zum 28. September 1864 — Obkircher wurde damals nach Heidelberg versetzt — so führte er sie doch so, daß bei seinem Scheiden der Minister ihm seinen besondern Dank für die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt aussprach, womit er die Stelle bekleidete. — Auch zum Mitglied des neuen Schulvorstandes in Freiburg wurde er durch die Oberschulbehörde ernannt, und er übernahm das Amt ungeachtet des an ihn gestellten Ersuchens des Dompfarramtes, dasselbe nicht anzunehmen, eine für ihn selbstverständliche Erfüllung einer Bürgerpflicht, wie er selbst es in der dem pfarramtlichen Schreiben eigenhändig beigefügten Notiz: »Geschah dennoch« drastisch ausspricht. — Nach Schluß des Landtages 1865/66 lebte Obkircher längere Zeit ausschließlich den Pflichten seines richterlichen Berufes — selbst die wiederholte Ernennung zum Mitglied der Kommission für die zweite juristische Prüfung mußte er im Jahr 1865 mit Rücksicht auf seine Gesundheit dankend ab-

Digitized by Google

lehnen — bis er am 19. Oktober 1868 zum Präsidenten des Justizministeriums ernannt und dadurch auf's Neue, und gerade während der für unsere nationale Entwickelung bedeutungsvollsten Jahre mitten in das bewegte politische Leben hereingezogen wurde. Nur zögernd und halb widerstrebend hatte der allzu bescheidene Mann sich zur Annahme des wichtigen, verantwortungsvollen Amtes entschlossen, hauptsächlich auf Zureden des Ministers Jolly, welcher für die endliche Zusage ihm dankend schrieb: »er sei gewiß, daß durch seine, Obkircher's, Mitwirkung die Regierung innerlich und äußerlich an Kraft gewinnen werde,« und in richtiger Würdigung der jedem äußeren Ehrgeiz fremden Natur des Mannes hinzufügte: »auch Obkircher persönlich werde für die allerdings zu übernehmenden Opfer eine Ausgleichung finden in dem Bewußtsein, in einer schweren, aber bedeutungsvollen Zeit an der höchsten Aufgabe unseres Volkes in leitender Stellung mitzuwirken.« — Es lebt noch in der frischen Erinnerung der Zeitgenossen, mit welchem Fleiß und technischem Verständniß, mit welcher Hingebung an die Interessen des Heimathlandes, mit welch' warmem Patriotismus für den werdenden deutschen Nationalstaat Obkircher allen ausgedehnten Anforderungen seines hohen Amtes entsprochen hat. Seine ruhige Objektivität, mit welcher er die unabweisbaren Forderungen des öffentlichen Dienstes geltend zu machen und doch jede persönliche Gehässigkeit zu vermeiden und zu rechter Zeit die Hand zur Versöhnung zu reichen verstand, trug wesentlich dazu bei, entstandene Schwierigkeiten zu überwinden und den Landtag von 1869/70, dem man nicht ohne Sorge entgegengesehen hatte, zu einem der fruchtbarsten während der letzten Dezennien zu machen. Unter Obkircher's Leitung wurden zum erstenmal in unserem Lande die Verhältnisse der so überaus wichtigen Wirthschafts- und Erwerbsgenossenschaften durch ein umfassendes Gesetz geregelt; er hatte einen sehr erheblichen Antheil an dem Zustandekommen des Gesetzes über das Verfahren bei Ministeranklagen. Weitaus die schwierigsten Aufgaben aber, welche er theils in Gemeinschaft mit dem Ministerium des Innern, theils mit dem des Kriegs zu lösen hatte, waren die Einführung der Civilstandsbeamtung und der obligatorischen Civilehe und die Herstellung eines neuen Militärstrafgesetzes und eines Gesetzes über das Militärstrafverfahren. Wenn in unserem Lande die bis dahin ungewohnte und von manchen Seiten lebhaft befehdete Einrichtung der Civilstandsbeamtung mit allen ihren Konsequenzen ohne den geringsten Anstoß durchgeführt werden konnte, so ist dies großentheils den mustergiltig umsichtigen Anordnungen zu danken, welche unter Obkircher's Leitung für Einführung der neuen Institution getroffen waren. Von den oben erwähnten militärischen Gesetzen ist nur das eine, über das materielle Strafrecht, kurze Zeit während des Kriegs in Geltung gewesen, um dann durch das preußische, später das allgemeine deutsche Militärstrafgesetzbuch ersetzt zu werden, das andere, die Militärstrafprozeß-Ordnung, ist nie in Wirksamkeit getreten; beide sind aber an sich sehr bedeutende Leistungen und ein sprechendes Zeugniß dafür, daß mit den Forderungen strenger militärischer Disziplin, wie sie durch einen so gewiegten preußischen Militär, wie den dermaligen badischen Kriegsminister General von Beyer vertreten wurden, doch sehr ausgiebige Rechtsgarantien vereinbar sind. Namentlich die Militärstrafprozeß-Ordnung enthält manche Gedanken, die vielleicht noch weitere Verwerthung in Deutschland finden werden. — Obkircher's Wirksamkeit im Justizministerium, eine glänzende Bethätigung seiner freien nationalen Gesinnung und seiner staatsmännischen Einsicht, war von der Art, daß sie einen bleibenden Eindruck hinterließ, so kurze Zeit sie auch dauerte. Im Sommer 1871 schied Obkircher aus dem Staatsministerium in Folge der damals eintretenden Vereinigung der Ministerien des Auswärtigen und der Justiz und übernahm, am 29. Juni 1871 zum Ober-

Digitized by Google

hofrichter ernannt, den Vorsitz im obersten Gerichtshof des Landes. Mit gewohnter Pflichttreue und mit der Sicherheit reichen Wissens, reifer Erfahrung und eines festen männlichen Charakters leitete er diesen Gerichtshof bis zu dessen Auflösung bei Einführung der neuen, allgemeinen deutschen Gerichtsorganisation am 1. Oktober 1879, um sodann an die Spitze des neu errichteten Oberlandesgerichts in Karlsruhe zu treten, zu dessen Präsidenten er am 8. Mai 1879 ernannt worden war. Mit einer Energie und Arbeitsausdauer, wie sie auch bei jüngeren Männern nicht allzu häufig sich findet, hat der Sechzigjährige den neuen Gerichtshof in das Leben eingeführt und die ungeheure Arbeitslast bewältigt, welche mit der Aufarbeitung der aus dem alten Verfahren überlieferten Rückstände und der Begründung neuer Ordnungen verbunden war. Mit rastloser Pflichttreue setzte er seine letzten Kräfte an seine Aufgabe, und rührend war es, ihn während der letzten Wochen seiner Leiden seine Befriedigung darüber aussprechen zu hören, daß es ihm vergönnt gewesen, wenigstens die Hauptsache zu vollenden. — So groß und selbst übermäßig aber die Anforderungen waren, welche seine eigentliche Berufsthätigkeit an Obkircher während seiner letzten Lebensjahre stellte, so war es ihm doch nicht beschieden, sich ausschließlich auf dieselbe zu beschränken. — Immer wieder auf's Neue wurde er in das politische Leben hereingezogen. Schon im Jahre 1869 hatte ihn die Universität Freiburg zu ihrem Vertreter in der Ersten Kammer gewählt, im Jahre 1871 wurde er durch das Vertrauen des Großherzogs in dieselbe berufen und für die Landtage 1873/74, 1875/76, 1877/78, 1879/80 zum ersten Präsidenten dieser hohen Versammlung ernannt, welche während aller dieser Jahre seiner sichern und parteilosen Leitung eine wesentliche Erleichterung und Beförderung ihrer Verhandlungen zu verdanken hatte. — Eine ungewöhnlich starke Körperkonstitution und eine eiserne Willenskraft ließen ihn auch über massenhafte Geschäfte Herr werden und schienen ihm über jede äußere Schwierigkeit hinwegzuhelfen. Da, mit einem Male, versagten die allzu hoch gespannten Kräfte. Im Frühjahre 1881 ward der unermüdlich thätige Mann von einem gastrischen Fieber befallen, verbunden mit einer nervösen Ueberreizung, wovon er sich nur langsam erholte; doch durfte man im Beginne des Sommers die freudige Erwartung hegen, daß ein längerer Aufenthalt in höherer Gebirgslage die ersehnte völlige Wiedergenesung bringen werde. Leider erwies sich diese Hoffnung als eine trügerische. Die Rekonvalescenz wurde ganz unerwartet und in bedenklichster Weise durch eine hochgradige Rippenfell-Entzündung unterbrochen, welche nach mancherlei Schwankungen in unaufhaltsamem Laufe die Erschöpfung der ehedem so überreichen Lebenskraft herbeiführte. Er starb am 30. September 1881. Aus seiner überaus glücklichen Ehe mit Natalie von Wänker ging eine große Zahl von Kindern hervor, deren sorgfältige Erziehung, die von den besten Erfolgen begleitet war, Obkircher sich, von seiner trefflichen Gattin verständniß- und liebevoll unterstützt, auf das Eifrigste angelegen sein ließ. — Obkircher's Streben war nicht auf äußere Ehren gerichtet. Wie aber seine selbstlose Hingebung an die Sache, seine einfache Pflichttreue ihm die Hochachtung und Verehrung aller Derer gewonnen, die sein Wirken kennen zu lernen Gelegenheit hatten, so konnte seinem Verdienst auch die Anerkennung des Fürsten nicht fehlen, welcher gerade jene Tugenden in ihrem vollen Werthe zu schätzen weiß. Schon im Jahre 1867 durch das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet, erhielt er im Jahre 1869 das Kommandeurkreuz II. Klasse dieses Ordens und im Jahr 1871 den Stern dazu. Gleich werthvoll waren für den tiefempfindenden Mann manche mündlichen und schriftlichen Aeußerungen des Großherzogs, in welchen dieser bei verschiedenen Anlässen sein volles Vertrauen und seine wohlwollende Theilnahme ihm aussprach. Endlich bei der

Digitized by Google

Feier der 25jährigen Regierung des Großherzogs nahm Höchstderselbe Anlaß, in allergnädigstem Handschreiben Obkircher seinen erneuten Dank für die Hingebung und Pflichttreue auszusprechen, welche derselbe in allen Stellungen seines langjährigen anstrengenden Berufslebens bewährt habe, und demselben und den erfolgreichen Diensten, welche er ihm und dem Lande geleistet habe, seine aufrichtige Anerkennung und einen öffentlichen Ausdruck dadurch zu geben, daß er ihm das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen verleihe. — Die reiche Huld seines Fürsten war Obkircher zu Theil geworden, nicht nur um vieler und großer Dienste willen, die er seinem Landesherrn und seinem Lande geleistet, sondern auch in dem mehr persönlichen Sinne, daß er ein absolut getreuer und loyaler Unterthan und Diener seines Herrn war. Treue und Wahrhaftigkeit, das waren die Grundzüge von Obkircher's ganzem Wesen; den Seinigen war er ein treuer, liebevoller Familienvater; er war treu seinem Vaterlande, seiner Heimath, seinen Freunden, wahr und ehrlich in allem seinem Thun. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 119 Beilage.)

Johann Baptist Orbin

gehört zur mäßigen Zahl jener trefflichen Männer, welche im Wechsel der äußeren Verhältnisse den Fingerzeig der Vorsehung und das dem Menschen vorgezeichnete Feld der Arbeit erblicken, jederzeit unverdrossen und mit Aufwand aller Kraft eingreifen, dabei stets mit weiser Mäßigung still und geräuschlos ihres Amtes walten, bei ihrem herzlichen Wohlwollen gegen alle und in ihrem unerschütterlichen Vertrauen selbst zu den Schwächsten und Verirrtesten die Schroffheiten und Härten glücklich vermeiden, welche fühlloser Legalität eigen sind, dafür aber auch der weitgehendsten Hochachtung und aufrichtigsten Liebe ihrer Mitmenschen sich erfreuen und hiervon, ohne es zu suchen, in die Höhe getragen, ohne es zu wollen, auf den Leuchter gestellt, in immer wachsenden Kreisen zum Wohl und Segen ihrer Zeitgenossen mit bestem Erfolge wirken. Johann Baptist Orbin hat als Vikar, Stadtpfarrer, Domkapitular und Erzbischof über ein halbes Jahrhundert seine ganze Kraft dem Dienste der Erzdiöcese gewidmet und indem er inmitten staatlicher und kirchlicher Stürme, welche auch einem schärferen Auge den freien Ausblick benahmen, vom guten Geiste geleitet durchweg das Richtige sah, für das hohe Gut des Friedens in Staat und Kirche, für die Weckung und Neubelebung des christlichen Geistes in einzelnen Gemeinden und in der ganzen Erzdiöcese, für die freiere Bewegung und Förderung des kirchlichen Lebens, für die sittliche Erneuerung der Katholiken Badens und somit auch für das wirkliche Glück der Mehrheit seiner Landsleute bleibende Verdienste sich erworben. — Der Name Orbin klingt romanisch, ist aber nordisch; denn der Großvater Friedrich war ein echter Stockholmer, der in jungen Jahren nach Wien auswanderte. Er verstand die in Schweden und Norwegen viel geübte Kunst, aus Gold- und Silbergespinnst, aus Seide und Wolle dichtgewebte Bänder zum Besetzen und Einfassen herzustellen, und gründete in Wien eine Bortenfabrik. Noch zeigen seine Nachkommen in Deutschland Proben dieser Bortenwirkerei. Er soll ein auffallend großer, stattlicher Mann gewesen sein. Beweis ist, daß er eines Tages über mehrere Schultern weg eine junge Wienerin faßte und aufrecht hielt, die beim Weggang aus St. Stephan im Gedränge fast erlag. Die Gerettete, eine vermögliche Waise, wurde seine Gattin und als solche die Großmutter unseres Erzbischofs. Der glücklichen Ehe entsproßten zwei Söhne und eine Tochter, von welchen Kindern der zweite Sohn das Geschäft übernahm, weil der erste, Namens Matthias, keine Freude an der Bortenweberei hatte. Er trieb mit großem Eifer Musik und wurde bei ausgesprochenem Talente auch ein tüchtiger, in den besten Kreisen Wiens gern gesehener Künstler. Diese

Digitized by Google

ideale Berufswahl scheint indeß nicht so ganz im Sinne des praktisch-thätigen Vaters gewesen zu sein, in dessen nüchternem Charakter, wie berichtet wird, der Ernst und die Strenge des unternehmenden Normannen weit überwog. Er starb den 25. Mai 1798. — So wenig der jüngere Sohn und die Tochter, ebenso wenig dachte der ältere Sohn daran, die schöne Donaustadt je mit einem andern Wohnsitz für die Dauer zu vertauschen. Jene verheiratheten sich in Wien, ohne jedoch den Namen Orbin in ihren Nachkommen zu erhalten, dieser folgte mit einigen Freunden auf das Drängen eines adeligen Herrn, wie er meinte nur vorübergehend, der Einladung des Fürstbischofs von Speyer an seine Residenz Bruchsal. Die jungen Musiker waren nur für ein Jahr verpflichtet, an der fürstlichen Kapelle mitzuwirken. Als das Jahr herum war, gedachte Matthias Orbin der Heimkehr in die Kaiserstadt, die besondere Gewogenheit des Fürstbischofs bestimmte ihn aber noch länger zu bleiben. Später (1797) verheirathete er sich, ward bürgerlich zu Bruchsal und sah das Fürstbisthum Speyer, seit 1802 das Großherzogthum Baden als seine Heimath an. Wien sollte er nicht mehr sehen, dagegen traf zu Anfang der Befreiungskriege wider Erwarten der einzige Sohn des Bortenfabrikanten Orbin zu Bruchsal ein. Er war Militär in österreichischen Diensten und zog (1813) mit gegen Frankreich. — Nachdem Matthias Orbin innerhalb sechs Jahren zwei Frauen und mehrere Kinder durch den Tod verloren hatte, heirathete er am 6. November 1804 zum dritten Male, und zwar jetzt die um 1777 geborene Franziska Blenkner, die Tochter des Domorganisten Ignaz Blenkner zu Mainz. Sie hatte sich vorübergehend bei ihrem Onkel, dem Amtskellner (Domänenverwalter) Blenkner in Bruchsal aufgehalten. Der Hofmusikus begrüßte die Verbindung um so freudiger, als die neue Gemahlin der Zunft der Musiker entstammte und einiges Verständniß für diese Kunst hatte, trotzdem sie kein Instrument spielen konnte. Der Vater hatte die Ausübung der Musik nur dem männlichen Geschlecht reservirt wissen wollen, eine alt herkömmliche, sicherlich nicht gerade zu verwerfende Ansicht, die nachmals auch die Tochter zu der ihrigen machte und später bei ihren weiblichen Abkömmlingen durchführte. Aus dieser besonders glücklichen Ehe stammten elf Kinder, von denen zwei Söhne und vier Töchter am Leben blieben, bezw. es zu höherem Alter brachten. Der Vater, Matthias Orbin, war ein ebenso frommer als verständiger Mann, der in schweren Zeiten, während welcher der an sich mäßige Gehalt eines Hofmusikus und bald der noch mäßigere Ruhegehalt eines Künstlers bei öffentlicher Finanznoth mitunter sistirt und auf unbestimmte Frist hinaus gestundet wurde, in Gottvertrauen den Muth nicht verlor, sich redlich umthat, auch Dienste übernahm, wegen welcher er nicht in die Bischofsstadt gezogen war, und so in den Kriegs- und Hungerjahren der ersten zwei Dezennien unseres Jahrhunderts nicht nur für das Auskommen seiner wachsenden Familie ausreichend zu sorgen wußte, sondern auch für die Armuth und verschämte Dürftigkeit Bruchsals immer noch etwas an Nahrung und Kleidung übrig hatte. Er hatte, der äußeren Erscheinung nach, nicht die imposante Größe seines Vaters, sondern die mittlere Statur seines älteren Sohnes; aber Groß und Klein war die stets schmucke säuberliche Erscheinung des freundlichen, wohlwollenden Hofmusikus sympathisch, und wenn er seiner Gewohnheit gemäß durch oder um das Armenviertel nach seinem Garten ging, so schwand bei verschiedenen Gedrückten die Schüchternheit, und manche Frau vom Frohnberg schüttete dem biederen Manne das Herz aus, weil sie glaubte, dem augenscheinlichen Wohlwollen könne es auch nicht an allen Mitteln für ihre Noth fehlen. Der brave Mann verschied nach kurzer Krankheit — zum Theil in Folge verkehrter ärztlicher Behandlung — am 4. Mai 1833, im dritten Jahre nach der Priesterweihe seines ältesten Sohnes, 71 auf 72 Jahre alt. Es war damals Brauch, daß die Beerdigungen besser gestellter

Digitized by Google

Leute, an denen nur Männer Theil nahmen, Morgens vor oder Abends nach dem Betläuten stattfanden. So wurde Matthias Orbin von der Hofpfarrei aus am 6. Mai 1833 früh um 4 Uhr unter äußerst zahlreicher Betheiligung zur ewigen Ruhe bestattet. Die hinterbliebene Wittwe, welche mit dieser Angabe eine Reihe von Aufzeichnungen des Hingeschiedenen über die wichtigsten Familienerlebnisse beschloß, lebte noch 15 Jahre und starb nach langer, schwerer Krankheit am 28. September 1848 zu Bruchsal. — Die eben berührten, nur wenige Blätter umfassenden Familienaufzeichnungen des Matthias Orbin enthalten unter anderm folgenden, für uns besonders beachtenswerthen Eintrag: »1806 am 22. September, Montag um Halber Neun $^1/_2$ 9 Uhr Abens ist Gebohren Johan Baptist Orbin im Zeichen des Schützen«. Der Hofmusikus scheint auf diese Zeichen gehalten zu haben; denn er hat sie allen Geburten seines Hauses beigefügt. Ob aber der Vater bei der Geburt dieses Knaben im Geiste einen künftigen Nimrod sah? Im Jahre 1828 schrieb der angehende Theologe Johann Baptist Orbin die Worte nieder: »Ich war beinahe jedes Jahr eine geraume Zeit krank, kam selbst krank zur Welt und fing erst drei Jahre alt an gesund zu werden«. Eher dachte jener an den größten Tonmeister des 17. Jahrhunderts, H. Schütz, genannt Sagittarius, eher wünschte er seinem Sohne den Ruhm eines solchen Komponisten und die sorgenfreie Stellung eines solchen Kapelldirektors. Wirklich wollte der Vater seinen Sohn zu einem Musiker heranbilden und suchte deßhalb die reichlich vorhandenen musikalischen Anlagen von frühester Jugend an zu wecken. »Mit etwa 8 Jahren,« schreibt der angehende Theologe Johann Baptist, »begann ich Flöte zu blasen und zu singen«, nicht ohne Besorgnisse des Vaters für die schwache Brust. Da aber der Arzt innerhalb der Schranken weiser Mäßigung die Fortsetzung dieser Uebungen gestattete, »so machte ich solche Fortschritte, daß ich schon im 11ten Jahre bey einer feyerlichen Versammlung öffentlich auftreten konnte«. »In meinem 12ten Jahre bekam ich das Scharlachfieber, nachdem ich schon bereits alle Kinderkrankheiten durchgemacht hatte.« Diese Krankheit dauerte 6 Wochen und am Ende derselben »waren mir die Ellenbogen und Kniegelenke ganz zusammengeschrumpft«. Fleißige Waschungen brachten die »frühere Gelenkigkeit« wieder zurück. »In meinem 16ten Jahre (Sommer 1822) fühlte ich das erste Mal auf der Brust bedeutende Schmerzen« und ebenso »im Kreuz«, wozu sich »starkes Herzklopfen, enger Athem und bedenklicher Husten« gesellte. »Trotzdem ich vor Ausbruch des Uebels ein Konzert gegeben«, war die Ursache nicht das Flötenblasen, sondern »ein nach starkem Laufen geschehener Trunk kalten Wassers«. Das Leiden zog sich über das ganze 16. und 17. Lebensjahr hin, ja es erreichte im 17. erst seinen Höhepunkt, sofern »ich im Januar 1824 durch einen starken Ausbruch meiner Krankheit auf einige Wochen an's Bett gebannt wurde«. Doch »mir wurde wieder geholfen, und ich fühlte mich zuletzt ganz stark auf der Brust«. — Im Herbst desselben Jahres 1824 verließ J. B. Orbin die zweite »rhetorische Klasse« und damit das Gymnasium Bruchsal, nachdem er ihm seit Spätjahr 1817, also 7 Jahre als ordentlicher Schüler angehört hatte. Die Anstalt hatte damals eine Vorbereitungsklasse — sie fehlt erstmals im »Bericht« des Schuljahres 1832/33 — dann eine erste Klasse erster und zweiter Abtheilung, zu deren Absolvirung zwei Jahre nöthig waren, ebenso eine zweite und dritte Klasse erster und zweiter Abtheilung. »Prüfung und Preißvertheilung« fielen in die letzten Tage des September. J. B. Orbin hat also trotz seiner schwachen Gesundheit Jahr für Jahr eine Klasse zurückgelegt, und zwar mit bestem Erfolge. Wo der Name zum ersten Mal in den Schülerverzeichnissen des Gymnasiums erscheint — im September 1818 — heißt er »Principist zweiter Abtheilung«. Unter der Rubrik Alter steht: 12 Jahre; unter der Rubrik Aufenthalt am Gymnasium: 1 Jahr; unter der Rubrik

Digitized by Google

Wohnung: bei den Eltern. Diese befand sich um diese Zeit neben der schönen Hofkirche, deren Kanzel besteigen zu dürfen der Knabe vom ersten Gymnasiumsjahr an für das höchste Ziel hielt, das er je erreichen könnte. J. B. Orbin verließ also mit dem 11. Lebensjahre die »Stadtschule«, mit dem 18. das Gymnasium. Beachtenswerth ist, daß der Schüler im September 1820 zu den »Infimisten«, im September 1821 zur »Oberen Grammatik« zählte, und daß unter der Rubrik »Stand der Eltern« im letzteren Jahre der Titel: Hofmusikus zum ersten Mal zurückgedrängt ist durch den Titel: Meßner an der Hofkirche. Im Herbst des Jahres 1823, wo J. B. Orbin als Schüler der »ersten rhetorischen Klasse« aufgeführt wird, hat der Vater M. Orbin seine beiden Attribute. Von seinen Lehrern am Gymnasium sprach der junge und greise J. B. Orbin nur mit Hochachtung. Der Präfekt Moritz Huberti, ein Trierer Piarist, war ein »wahrer Jugendfreund« und trefflicher Lateiner. Gleich dem Präfekten, der die Geschäfte des Direktors und ersten Lehrers besorgte, wußten die andern Gymnasiallehrer für ihre Fächer zu begeistern und schöne Resultate zu erzielen. — Nach dem damaligen Brauch der Bruchsaler Abiturienten, deren Zahl gewöhnlich unter zehn blieb, besuchte J. B. Orbin die philosophischen Kurse nicht zu Freiburg, sondern am Lyceum zu Rastatt. Dahin zog er mit seinem ergebensten Landsmanne und treuesten Jugendfreunde, dem verstorbenen Stadtpfarrer und Dekan A. Pellissier von Offenburg. Beide mietheten eine gemeinsame Wohnung und theilten mit einander die Freuden und Leiden eines freien Lyceisten. Die Fertigkeit im Klavier-, Violin- und Flötenspiel, die sonore Stimme, das gefällige Aeußere, die feine Art, das bescheidene Benehmen des Lyceisten machte, daß man ihn bei festlichen Anlässen kirchlicher und nichtkirchlicher Art öffentlich und in Privatkreisen auftreten sah und seinem Spiel und Vortrag gern zuhörte. Doch bereits im Februar des ersten Semesters (1824/25) wurde er von einer akuten Krankheit befallen, deren Nachwehen ihn auf Manate hinaus der geselligen Unterhaltung seiner Freunde entzog. Es war eine Darmentzündung, welche »durch die äußerst geschickte und thätige Hand« des Medizinalrathes Dr. Haug in Rastatt glücklich verlief, so daß es nach sechs Wochen dem Kranken möglich war, außer dem Bett zu sein und sich »ein wenig in's Freie« zu wagen. Gleichwohl blieb der rechte Fuß gekrümmt, und es dauerte »über ein Jahr«, bis er von Schmerz frei und wieder gerade war. In dieser Zeit fand J. B. Orbin in der kunstsinnigen Familie des geschätzten Arztes Ersatz für den Ausfall mancher frohen Stunde im Freundeskreis. Das Lyceum war von tüchtigen Männern geleitet, was die Namen Loreye, Winnefeld, Feldbausch beweisen. Orbin trat dem Philosophen Winnefeld am nächsten, der in vielen Stücken sein väterlicher Berather wurde und unter anderem den Verzicht auf eine fast angenommene Hofmeisterstelle bei einer vornehmen Familie auf dem Lande bewirkte, weil das Beginnen ein Umweg, wenn kein Abweg vom wahren Ziele sei. Nach zweijährigem Studium erhielt Orbin das Zeugniß der Reife für die wissenschaftlichen Fächer der Universität. Erwähnung verdient noch, daß aus der Rastatter Zeit die Bekanntschaft mit dem nachmaligen Stadtpfarrer Gaß von Karlsruhe stammt, die sich in der Folge zur innigsten Freundschaft gestaltete. Seiner vielseitigen Brauchbarkeit wegen hatte Orbin zur Primizfeier des Rastatter Neupriesters mitgewirkt. — Die großen Ferien im Spätjahr 1826 benützte Orbin zu einer Fußreise nach dem Rheingau. Sein Hauptziel war Mainz, sein Hauptzweck ein Besuch bei seinem Onkel, dem dortigen Domorganisten. Weil dieser sich seines Neffen liebevoll annahm, so bekam letzterer alles zu sehen, was die berühmte Bischofsstadt an Kunstwerken und Naturschönheiten, an historischen Erinnerungen und Sagenhaftem bietet. Bei der Lebhaftigkeit der Phantasie eines zwanzigjährigen Jünglings waren die Eindrücke die nachhaltigsten, und die hohe Be-

Digitized by Google

friedigung von dieser Reise erklärt zum Theil die nachhaltige Wanderlust des späteren Domkapitulars, in welcher er alljährlich zu bestimmter Zeit das badische Ober- und Unterland durchstreifte, so daß er schließlich die Pfarrorte und Filiale, deren Versorgung mit Verwesern und Vikaren ihm viele Jahre oblag, nicht bloß aus den Akten, sondern aus eigener Anschauung kannte. — Als es den ernsten Schritt der Berufswahl galt, entschied sich der hoffnungsvolle Student ohne alles Schwanken oder innern Kampf für das Studium der Theologie, das von jeher sein Herzenswunsch gewesen war. Der Vater hätte jetzt außer der Theologie nur noch eine Entscheidung mit Freuden begrüßt, es war das Studium der Medizin. Hier, glaubte er, seien noch große Fortschritte möglich, und ein Arzt könne der Menschheit viel nützen. In der Art, wie der Vater die Licht- und Schattenseite der fraglichen Stände vorkehrte und schließlich dem Sohne die freie Entscheidung überließ, erblickte der Sohn immer den größten Erweis besonnener Vernünftigkeit des bescheidenen Mannes und eines der Hauptmotive zu inniger kindlicher Pietät. Auch blieb der junge Orbin seinem Vorsatze unerschütterlich treu, trotzdem sich damals verhältnißmäßig viele Theologen nach zwei und mehr Semestern andern Fächern zuwandten, und selbst Professoren, wie die der Kirchengeschichte und Moral, mehr und mehr an der katholischen Theologie irre wurden. Er wurde laut Urkunde vom 13. November 1826 vom Prorektor L. Buchegger als akademischer Bürger aufgenommen. Die Frequenz und Freiheit der Theologen war damals sehr groß. Während aber diese Freiheit manchem zum Falle gereichte, besuchte Orbin mit größter Gewissenhaftigkeit das Kolleg und machte am Schlusse jedes Semesters die vorgeschriebenen Prüfungen. Dabei beschränkte er sich nicht auf die obligaten theologischen Fächer, sondern hörte auch die Vorträge der eminenten Vertreter anderer Fakultäten, wie die K. v. Rotteck's und Zell's. Noch liegen die Zeugnisse über Fleiß und Fortgang im Originale vor. Bei von Reichlin Meldegg hörte er Vorlesungen über die hebräische Sprache, über christliche Religions- und Kirchengeschichte, über die evangelischen Perikopen des Kirchenjahres, über homiletisch-praktische Schrifterklärung; bei L. Hug Einleitung in das alte Testament, Erklärung der Briefe an die Epheser, Kolosser und Philipper, Einleitung in das neue Testament und Hesiods Werke und Tage, bei Schreiber Vorlesungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung (4 Theile) und über Moraltheologie; bei L. Buchegger exegetische Vorlesungen über Matthäus und Dogmatik; bei Fr. X. Werk Pastoraltheologie, Liturgik und Katechetik, allgemeine Pastoraldidaktik und Homiletik, theologische Encyklopädie und Methodologie; bei Zimmermann Pädagogik; bei H. Amann gemeines Kirchenrecht; bei Wetzer biblische Hermeneutik; bei L. Stengel exegetische Vorträge über den Hebräerbrief; bei Zell die Geschichte der griechischen Literatur und eine griechische Rede; bei L. Jacquot Vorlesungen über die französische Sprache. Am Schlusse der Exmatrikel, die am 30. August 1829 ausgestellt wurde, heißt es, die sittliche Aufführung des Herrn Kandidaten war »vorzüglich« und sein äußeres legales Verhalten »den akademischen Gesetzen angemessen und sehr anständig«. Er selber berichtet, daß er die letzten drei Semester recht brustleidend war. Das kam aber nicht vom Flötenspielen oder Singen, sondern von »schnellem Laufen und großer Arbeit im Wasser« gelegentlich einer Feuersbrunst im Januar 1828. Im März stellte sich eine Brustentzündung ein und nach deren Beseitigung blieb Athemnoth und Husten, der mitunter Bluthusten war. — Das Priesterseminar befand sich damals noch nicht zu St. Peter, sondern zu Freiburg in den Räumen des heutigen Erzbischöflichen Konvikts. Hier trat Orbin im Spätherbst 1829 mit fünfzig Kursgenossen ein. Der Regens Dürr, welcher bei allen seinen Alumnen in ehrenvollstem Andenken stand, leitete mit Würde und Ernst die religiösen Uebungen und verstand es namentlich durch Wort und Beispiel für die geistliche

Digitized by Google

Beredsamkeit zu begeistern. Der Repetitor Klenkler gab »mit Geschick und Eifer die Vorträge in der Katechetik«. Vom Alumnen Orbin schreibt Pellisster: »Bei seinem wohlwollenden Wesen war es nicht anders möglich, als daß er sich die Liebe aller seiner Mitseminaristen erwarb und mit sich aus dem Seminar nahm«. Am nächsten aber stand er seinen Landsleuten, die mit ihm die Freuden und Leiden des Gymnasiums und Lyceums getheilt hatten, obenan Pellisster und Brettle von Bruchsal, Heintzmann von Mingolsheim und Meyer von Affenthal. Doch wohl niemand hing mit größerer Liebe an ihm als der Mitalumne Ferdinand Hermann. Dies beweisen dessen poetische Ergüsse, Sonette und Phantasien, die noch erhalten sind. Sie galten nicht bloß der biedern freundlichen Persönlichkeit, sondern auch der Flöte Orbins und der Kunst des Spiels, insbesondere den »herrlich gespielten Aushaltern im Vortrag« (Pianos). Daß sie aber Orbins nüchternen Sinn nicht im geringsten berückten, zeigt die poetische Klage, daß sich in Falten ziehe, »die sonst so off'ne Stirn«, die Besorgniß, es möge auch diese Freud' in Trümmer gehen, die seine Freundschaft ihm gebar, die Bitte, »sei ferner mir der freundschaftlich holde Stern, der mir des Lebens Dunkel schön erhellt«. F. Hermann's Poesien waren Aeußerungen besonderer Dankbarkeit. Er war ein kranker Mann, der an heftigen Krämpfen litt und wesentliche Erleichterung erfuhr, wenn Orbin ihm die Hand reichte. Dies geschah zur eigenen Schonung zuletzt nur mittelbar, d. h. durch Einschieben einer dritten Person. Hermann wurde gesund und trat in den Kirchendienst, lebte aber nicht lange. Der behandelnde Arzt erklärte die auffällige Wahrnehmung aus einer größeren magnetischen Kraft. »An Geist und Herz wohl vorbereitet«, empfing J. B. Orbin am 6. August 1830 die Priesterweihe durch Erzbischof Boll. Körperlich aber war er zum guten Theil durch die Hermann geleistete Hilfe so schwach, daß ihn seine Freunde beim Knieen hielten und die Eltern bei der Rückkehr über das schlechte Aussehen ihres Sohnes erschraken. — Bruchsal hat vier Pfarreien. Im Jahre 1830 gab es sich, daß an vier auf einander folgenden Sonntagen in den vier Pfarreien Primizfeier gehalten wurde. »Den 22. August am 12. Sonntag nach Pfingsten,« schrieb M. Orbin auf, »hielt mein Sohn Johann Baptist seyne Primitz.« Nicht auf freiem Platze, wie es J. B. Orbin im Seminar geplant hatte, sondern in der Hof- oder Damianskirche fand die kirchliche, beim Hofpfarrer, Geistlichen Rath Keck, dessen Neffe, Professor Keck, die Primizpredigt hielt, die weltliche Feier statt. In fünfwöchentlicher Vakanz kam der Neupriester, von der Mutter gepflegt, wieder zu Kräften. — Seine priesterliche Laufbahn eröffnete Orbin zu Mingolsheim. Noch hatten die Seminaristen des Jahres 1829/30 die heiligen Weihen nicht erhalten, als beim »hohen, gnädigen Generalvikariat in Freiburg« ein Bittgesuch des Großherzoglichen Schuldekans und Pfarrers J. F. Herger zu Mingolsheim um »einen geistlichen Gehilfen« einlief. Der siebzigjährige Herr glaubte sich nicht mehr stark genug, seiner »zahlreichen, starken Gemeinde in allen Zweigen des Pfarrdienstgeschäftes, wie es sein soll« und er »es von jeher stets zu thun gewohnt« ist, »vorstehen und seine seelsorgerlichen Pflichten erfüllen zu können«. Die Gicht schmerzt ihn und »hat sich auch schon auf den Magen geworfen. So trauriger Ursachen wegen bittet er wiederholt um einen stillen, frommen, bescheidenen, braven Kaplan«. Der Beschluß darauf lautete: »Wird auf dieses Gesuch bei der Anstellung der nächst zu Priester zu weihenden Alumnen Rücksicht genommen werden«. Hatte aber der alte Herr gewagt, »um den Franz Heintzmann von Mingolsheim namentlich zu bitten«, so erging unter dem 6. August 1830 an das Erzbischöfliche Dekanat St. Leon die Eröffnung, daß der neugeweihte Priester J. B. Orbin von Bruchsal als Vikar nach Mingolsheim cum admissione ad biennium ernannt sei. Ein gleichzeitiger Erlaß an das Pfarramt Mingols-

Digitized by Google

heim enthielt den Zusatz, dasselbe »möge diesen jungen Priester in den Dienst gehörig einweisen und dessen Predigten und Katechesen, welche derselbe jedesmal schriftlich zu verfassen hat, von Zeit zu Zeit prüfend und berichtigend durchsehen«. Am 14. September wurde — laut Tagebuch — der neue Vikar vom Vogt und Gerichtsschreiber in einer Kutsche, sein Gepäck vom Bürgermeister auf einem Wagen nach Mingolsheim abgeholt, und fünf Tage später hielt er in Anwesenheit des Vaters und aller seiner Geschwister seine Antrittspredigt, die »gut von statten ging«. Es war am Patronsfest der Gemeinde, d. i. auf St. Lampertus. Am vierten Sonntag nach Pfingsten (27. Juni) hatte er als Seminarist, von Pellisster begleitet, seine Probepredigt von der Kanzel zu Ebringen gehalten. — Bald besaß der junge Vikar die Sympathie und Hochachtung von Jung und Alt. Derselbe erbaute nicht bloß durch Amt und Predigt, er ließ sich neben dem Krankenbesuche besonders auch die Schule (305 Kinder) angelegen sein, in welcher der Geistliche bisher nur selten erschien. Wurden bei solchen Anlässen bis dahin mehr nur Gebete abgehört, so war Orbin ein Katechet nach dem Herzen seines Lehrers Klenkler und sein Schulunterricht »eine Freude für die Kinder«. Auch auf Orte der Nachbarschaft erstreckte sich seine seelsorgerliche Thätigkeit. Um von Kislau, das zu Mingolsheim gehörte und wo er »Instruktion gegen Honorar« gab, zu schweigen, half er vom November ab in Zeuthern aus, als der dortige Dekan Lumpp vom Schlag gerührt wurde, und im April 1831 aus ähnlichem Grunde in Kronau. Die Geschäfte müssen sich fortan sehr gehäuft haben, weil im Tagebuch die Einträge bis zum Abzug von Mingolsheim unterblieben. Im Abgangszeugniß testirt Dechant und Pfarrer Herger, daß sein Kaplan J. B. Orbin seit 14. September 1830 bis 6. Oktober 1831 »in seinen Sitten und Wandel sich stets untadelhaft und standesgemäß betragen, und für alle seine Verpflichtungen, besonders für Predigten, Christenlehren und vorzüglich für den Religionsunterricht der dahiesigen zahlreichen Schuljugend mit allem Eifer und vielem Nutzen verwendet, daher auch bei der ganzen Gemeinde, bei Jung und Alt, eine besondere Liebe, Achtung und Zutrauen sich erworben habe«. Dieses Zeugniß hat jedoch der alte Pfarrer nicht sofort ausgestellt, als ihm der Beschluß der Versetzung vom 9. September durch das Erzbischöfliche Dekanat St. Leon zuging, vielmehr hat er zuvor in einem Bericht vom 21. September 1831 »dringend gebeten, das Hochwürdigste Ordinariat wolle ihn doch nicht in Vollzug kommen lassen«. Die Begründung der Bitte zeigt, daß sich das freundliche, leutselige Wesen des Vikars nicht einseitig nur dem Volke zukehrte, sondern auch den Hausangehörigen und besonders dem etwas pedantischen und launischen Prinzipale. »Herr Kaplan Orbin und ich,« schreibt dieser, »verlebten nur ein Jahr glücklich und zufrieden miteinander in brüderlicher Freundschaft und Liebe und schönster Harmonie, wie wahre Freunde und Brüder, und ist mir das eines der schönsten meiner vielen Lebensjahre, deren es — Gott sei Dank — einundsiebzig sind. Herr Kaplan Orbin versah die ihm zugetheilten seelsorgerlichen Arbeiten, als Predigten und Christenlehren (die er alle schriftlich verfaßte) nebst Schulenbesuch, zu allseitiger Zufriedenheit der zahlreichen Gemeinde, erwarb sich durch seine wahrhaft priesterliche Conduit und edles Benehmen das volle Vertrauen, Liebe, Achtung, ja sichtbare Verehrung der Pfarrkinder nebst der eingepfarrten Invaliden (von Kislau) auf die erfreulichste Weise, so daß seine von hieraus durchaus nicht bewirkte Versetzung den bizarrsten Eindruck — der sogar ungünstig auf mich alten, daran schuldlosen Greisen einwirken dürfte — allgemein im ganzen großen Orte verursachen würde.« Auf Grund dieser Sachlage hofft »der unbescholtene, stets aktive mit Altersbeschwerden heimgesuchte Seelsorger«, die Kirchenbehörde »lasse ihm seinen Kaplan Orbin, der durch sein liebes, gefälliges, bescheidenes und zufriedenes Benehmen seine alten

Digitized by Google

Tage so sehr versüßet und dessen körperlicher Beschaffenheit der Ort — in dem er noch lange zu verbleiben wünschet — so überaus zuträglich und seine Gesundheit kräftigend ist«. Diese jedoch glaubte auf ihrem Beschluß vom 9. September beharren zu sollen, und zwar aus folgendem Grunde: »Nur das Angreifende des sonn- und festtägigen Gottesdienstes in Mingolsheim, welcher die Brust und die nicht ganz feste Gesundheit des Kaplan Orbin in Anspruch nimmt und sehr angreift (was er mit Liebe und Achtung für seinen Prinzipal schwer aussprechen dürfte) ist es, was eine leichtere Stelle für ihn fordert«. Gegen diesen Grund vermochte auch die schriftliche Verwendung des »Vogtgerichts« (Gemeinderaths) von Mingolsheim und »der Dependisten« von Kislau nicht aufzukommen. Sie ist vom 29. September 1831 datirt und vom Vogt Heintzmann (nach einem Tumult gegen seinen Vorgänger vom Oberamt eingesetzt am 26. September 1830) nebst einer Anzahl Bürger unterzeichnet. Ein Bescheid der Behörde liegt nicht mehr vor, der Thatsache aber ist, daß Orbin am Feste Simon und Juda (28. Oktober 1831) zum größten Leidwesen des Dechants und der Gemeinde von Mingolsheim abzog. Das neupriesterliche Jahr nannte der Erzbischof Orbin noch, wie so mancher Kleriker, das schönste in seinem Berufsleben. — Die neue Vikarsstelle Orbins hieß Jöhlingen. Sie war nach der ausgesprochenen Ansicht der Behörde leichter und für die Gesundheit des Kaplans geeigneter, da der Pfarrer die Hälfte des Hauptgottesdienstes übernehmen könne und werde. Gleichwohl war sie nicht im Sinne des Vikars und noch weniger seiner Eltern, die ihren Sohn mit Bangen ziehen sahen. Der dortige Pfarrer Höfelmann zählte, wie es hieß, zu den Freunden Weishaupts. — Nach Ausweis der Jöhlinger Pfarrbücher vollzog Vikar Orbin im November eine Trauung und taufte im November und Dezember je sechs Kinder. Er wirkte laut Tagebuch in der Gemeinde »bis eine Woche vor Weihnachten«, also etwas über sieben Wochen. Kurz vor Weihnachten 1831 zog Orbin als Pfarrverweser in Büchenau auf. Da war Ende November Pfarrer Knörr gestorben, worauf ein gewisser Hofmeister provisorisch als Pfarrverweser zeichnet, bis im Januar 1832 (zum letzten Mal am 13.) J. B. Orbin in den Kirchenbüchern vorkommt. Gleichwohl ist die Versetzungsurkunde bereits am 5. Januar 1832 ausgefertigt worden. Orbin selber sagt, »ich verblieb 4 Wochen« daselbst, genauer bis zum 16. ja 20. Januar. »Um diese Pfarrei supplicirte Sattler, der zwey Dienstjahre mehr zählte, und da ich wieder nach Jöhlingen zurück sollte, dagegen aber privatim bey Herrn Domkapitular Martin mich verwendete, wurde ich nach Ottersdorf gesetzt.« Der provisorische Pfarrverweser wurde Pfarrvikar unter dem Pfarrer Weis, der blind und in Folge dessen dienstunfähig war. — Während der blinde Pfarrherr ein sehr würdiger edler Mann war, von dem Orbin immer mit größter Hochachtung sprach, schienen die Pfarrkinder kalt und gleichgiltig gegen die religiösen Wahrheiten und den Geistlichen. Um so angenehmer wurde Orbin überrascht, als die Leute ihm nach sechs Monaten einen herzlichen Abschied bereiteten und auf reich geschmücktem Wagen ihn und seine kleine Habe nach dem neuen Bestimmungsorte Weinheim führten. Der Aufzug in dieser Stadt erfolgte am 10. Juli 1832; Vater, Mutter und jüngste Schwester waren zugegen, »welchen ersteren« er da »zum letztenmal lebend« sehen sollte. — Nach Weinheim kam Orbin in Folge einer Privatabmachung mit Dekan Allgaier. »Ehe ich noch n Ottersdorf aufzog,« schreibt er, »erhielt ich die Nachricht, daß Dekan Allgaier in Weinheim mir seine Pfarrei übertragen wolle; ich reiste darum am 16. Januar zu ihm, und die Unterhandlungen dauerten, bis ich endlich nach Weinheim zog.« Nach den Stipulationen der Vereinbarung führte Orbin im weiten Stock des Pfarrhauses ein eigenes Hauswesen und besorgte allein alle Pfarrgeschäfte. Der Weinheimer Aufenthalt und die dortige Wirksamkeit war im

Digitized by Google

Ganzen recht beglückend. Ein besonderer Grund lag im Umgang mit einem trefflichen gelehrten Manne, Namens Dr. Batt, der sich die Mühe nahm, den strebsamen jungen Pfarrverweser in Predigt und Katechese auf die etwaigen Mängel hinzuweisen und überdies für allerlei Wissenswerthes zu interessiren. Daneben genoß er die Hochachtung und Liebe der ganzen Gemeinde, wofür er bei verschiedenen Anlässen die untrüglichsten Beweise erhielt. Doch blieben ihm auch die Bitterkeiten des Lebens nicht ganz erspart. »Am 4. Mai Morgens zwischen 8 und 9 Uhr kam ein Expresser von Bruchsal mit einem Briefe, daß wir (er und seine Schwester) schnell nach Hause kommen sollten, indem der Vater sehr schwach wäre. Um 3 Uhr Nachmittags gelangten wir in Bruchsal an, fanden aber den Vater schon zwei Stunden entseelt.« — »O wie schmerzlich,« ruft er aus, »ist es, einen geliebten Vater zu verlieren, der nur für seine Familie lebte, der all' die Seinigen mit dem Bande der Liebe sanft umschlang und für den auch die Kinder ganz leben zu müssen glaubten! Wohl hat er ein mühsames Leben durch 72 Jahre (am 2. Dezember war sein Geburtstag) durchkämpfen müssen, wohl war ihm darum die Ruhe zu gönnen.« Erst am 11. Mai 1833 konnten beide Geschwister nach Weinheim zurückkehren. Große Mißhelligkeiten entstanden im Spätherbst 1833 durch den unverkennbaren Wunsch des alten Pfarrherrn, das bestehende Verhältniß zu seinem Pfarrverweser wieder aufzuheben. Als dieser es tadelte, daß jener gegen die Vereinbarung Kopulationen vornahm, erhielt er zunächst ein Schriftstück des empörendsten Inhaltes vom Pfarrer, dann, ohne gehört worden zu sein, »einen scharfen Verweis« von der Behörde. »Am 4. Dezember gab die Gemeinde eine Klageschrift gegen Allgaier an's Ministerium und machte die Anzeige davon an's Vikariat«. Erst im März 1834 kam die Entscheidung: »ich bekam die Weisung vom Ministerium als Kaplan nach Mannheim«. So führte er am Ostermontag (31. März) die Erstkommunikanten zum Abendmahle und hielt seinen Abschied. Nachdem am 2. April sein Nachfolger eingetroffen war, zog er am 3. April 1834 in Begleitung des Kirchenvorstandes nach Mannheim. Er hatte sonach in Weinheim $1^3/_4$ Jahre gewirkt, welche Zeit er trotz einiger Trübungen immer zur schönsten seines Lebens rechnete. Gleichwohl bewarb er sich nicht um diese Pfarrei, als sie im August desselben Jahres ausgeschrieben wurde und Freunde aus Weinheim mündlich und schriftlich zur Mitbewerbung drängten; er glaubte keine Aussicht auf Erfolg zu haben. — Orbin kam mit dem Titel »Kooperator« nach Mannheim; in Wirklichkeit ward er zunächst dritter, dann zweiter und erster Vikar. Damals hatte die größte Stadt Badens 22,000 Einwohner, darunter 12,000 Katholiken. Für letztere gab es zwei Kirchen und zwei Pfarrhäuser, aber nur einen Pfarrer, der mit drei bis vier Gehilfen die städtische Pastoration besorgte; der nachmaligen unteren Pfarrei fehlte es noch an der ausreichenden Dotation. Einer der wenigen Vikare, im Volksmund Kapläne, hielt je nach dem Turnus an Sonn- und Feiertagen ein Amt ohne regelmäßige Predigt in der untern Pfarrkirche. Vor Orbin waren eben der von der Rastatter Primizfeier ihm befreundete Gaß und Ottmann (bis 18. November), nach ihm vom 22. November 1834 an Ottmanns Nachfolger A. Gillig, nach Gillig (aber erst vom 10. Dezember 1834 an) Heller. An Geschäften fehlte es demnach nicht. Dieserwegen unterblieben wohl auch in den ersten Monaten die Einträge im Tagebuch, bis sie am 7. Juli mit einer Klage über die Flüchtigkeit der Zeit und des Lebens wieder beginnen; dieserwegen verzog sich die verlangte »Approbationsarbeit« (pro cura) um einige Wochen, was ein Monitorium und, auf den Versuch einer Rechtfertigung, einen Verweis nach sich zog. Das damalige Erzbischöfliche Ordinariat machte kurzen Prozeß mit Vikaren. Die auf Grund mündlicher und schriftlicher Prüfung erneuerte Approbation lautete auf vier Jahre (vom 6. August ab). Daneben bezeigte die

Digitized by Google

Kirchenbehörde ihre »Zufriedenheit« mit dem Ergebniß der Prüfung, »die ex universa theologia« beim Dekanat zu Heidelberg angestellt worden war. Auf der Erholungsreise, welche auf diese Prüfung folgte und sich über Mingolsheim, Bruchsal, Karlsruhe erstreckte, befielen den Stadtkaplan düstere Ahnungen, als sei er das letzte Mal zu Hause auf Besuch gewesen (Ende Juli). Darin wurde er in der Folge (September) dadurch bestärkt, daß seine Brustbeschwerden »einen hohen Grad« erreichten. Unter dem Drucke dieser Gedanken schrieb er zu Anfang des Jahres 1835: »Aller Anfang mit Gott! Möge nur der Herr mich bis zum Ende führen!« Noch lange wurde er solcher Ahnungen nicht los. Sein Wahlspruch war: »Dem Herrn empfohlen! Lebe ich, so möchte ich dem Herrn leben, sterbe ich, so möchte ich im Herrn sterben«. Die Lesung der heiligen Schrift wirkte besonders wohlthätig auf sein Herz. Daneben übernahm er die nächsten Fastenpredigten und am 17. Juli die Stelle des ersten Kaplans mit neuen Pflichten und Lasten, unter anderm auch den Religionsunterricht im »Großherzoglichen Institute«, einer Schöpfung der Großherzogin Stephanie, neun Klassen der Volksschule und die Christenlehre der Großen. Gaß war nämlich am 16. Juli als Verweser der Stadtpfarrei Karlsruhe abgezogen; für ihn trat ein vierter Kaplan ein. An Schreibereien erwuchs ihm die Pflicht, die von Gaß überkommenen »Kaplansakten« zu führen und die »Duplikate« der Standesbücher zu besorgen. Für die Kapitelskonferenz bearbeitete er die Frage, »welche Forderungen an den Geistlichen ergehen, um besonders rücksichtlich des neu einzuführenden Schulplanes den Schulbesuch fruchtbar zu machen«. Im vorigen Jahr hatte er die Konferenzarbeit eingesendet, »was der zeitgemäßen Bildung des angehenden Klerus besonders förderlich wäre«. Sein Urtheil über die bestehende Einrichtung lautete: »Es mag nicht unheilsam seyn, zuweilen solche Themata zu bearbeiten. Da wird gelesen und durchdacht, und die Sache wird mehr zum eigenen Besitzthum«. Seine Erholung suchte und fand der erste Kaplan in seiner Wohnung und auf Spaziergängen in der freien Natur. Selten folgte er Einladungen zu Festen in Instituten und Familien, noch seltener gestattete er sich einen Kunstgenuß im Theater. Nach der Aufführung Belisars fragte er sich, ob bei solcher Tendenz, angesichts dieser Verherrlichung der Kindesliebe, das Schauspiel gefährlich sei und nicht vielmehr nütze. »Wer möchte, wenn alle Stücke auf eine solche Tendenz gingen, an einem guten Einfluß der Bühne auf die Sitten der Menschen zweifeln, zumal in einer üppigen Stadt, wo viele wegen des herrschenden Tones wohl die Bühne, aber nicht die Predigt besuchen?« Am Sylvesterabend 1835 fand er bei einem Rückblick, daß das Jahr glücklich und nicht glücklich war. Er mußte sich da sagen, was wir alle, daß es so schwer ist, seinen in ernster Stunde so heilig gefaßten Vorsätzen bis in's kleinste treu zu bleiben, daß die Beweise von Gottes Huld unzählig und wir durch schlechte Verwendung so oft undankbar sind. Das Jahr 1836 begann er »mit dem heiligen Entschluß, auch auf das geringste Unrecht in sich Acht zu haben und es zu beseitigen«, und mit dem frommen Wunsche, »möge es mit Gottes Hilfe gelingen«! Die Selbstvervollkommnung ist ihm die Grundvoraussetzung zu gedeihlichem Wirken in seinem erhabenen Beruf, der darin besteht, daß er »ein Werkzeug sein will zur Verbreitung der vom Himmel uns mitgetheilten Religion, ein Mittel zur Verbreitung ihrer Segnungen über sich und andere«. Die Bitte: »O Gott verleihe mir Huld und Barmherzigkeit, auch dieses Jahr glücklich zu durchleben« erläutert ein Eintrag vom 22. September 1837: »Wie ängstlich, wie ernst war mir der 22. September 36 (Geburtstag) — als ob es das letzte Jahr wäre! Auch der dießmalige 22. September hatte eine besondere Farbe«. Dieser Eintrag vom 22. September 1837 war der erste wieder seit dem 15. September 1836, was die Bemerkung veranlaßte: »Dieß war eine lange Unterbrechung von mehr als einem

Digitized by Google

Jahr, und doch war dieses Jahr durchwebt von allerlei Seelenstimmungen, die besseren behielten die Oberhand«. Dieser Unterbrechung folgte aber eine noch viel größere, die sich, bestimmten Anzeichen nach, auf den übrigen Mannheimer Aufenthalt, d. i. über fast zehn Jahre erstreckte. Die dortige Kaplanszeit finde hier mit einigen pädagogischen Grundsätzen ihren Abschluß. Orbin ging, wie jedem Kinderfreund, die Herzensbildung über die intellektuelle; dies schon deßwegen, weil nur wenige durch den Verstand excelliren und diese wenigen noch, wenn sie ohne Glauben und Sitten sind, eher gefährliche als schätzenswerthe Glieder der Gesellschaft werden. Unter den Zuchtmitteln sollte die Ruthe wenigstens vom Religionsunterricht ausgeschlossen sein. Als Orbin auf den Rath anderer zu Mannheim anfangs zur Ruthe griff, kam eines Tages ein Vater und bat nicht um Milde gegen die Unarten seines Sohnes, aber um Schonung der Hände, da dieser sonst in Erlernung seines Berufes gehindert werde. Beschämt kehrte der Kaplan zu den seinem Wesen homogenen Mitteln milden Ernstes zurück und brauchte fortan nie mehr die Ruthe. In Betreff der Methode schrieb er nach den Osterprüfungen 1836 folgende katechetische Bemerkung nieder: »Fortan soll es bei mir Regel sein, genau nach dem Katechismus mit den Kindern jede einzelne Lehre so einzuüben, daß alle Kinder etwas davon wissen, öfters die Sache zu wiederholen und bei der Prüfung streng am Katechismus zu bleiben«. Um allen Theilen des Lehrstoffs gerecht zu werden, schickte er dem Unterricht eine genaue Vertheilung der Pensa voraus und führte ein Tagebuch. Das vom Schuljahr 1839/40 liegt noch vor, sowie auch die damalige Konferenzarbeit, welche die Erhaltung und Hebung des häuslichen Gottesdienstes bezweckte. — Fast hatte Orbin das neunte Dienstjahr hinter sich, als er durch Erzbischöflichen Erlaß vom 21. Juni 1839 zum Pfarrverweser der katholischen Gemeinde in Mannheim ernannt wurde, womit er den großen Gewinn hatte, eine den körperlichen Bedürfnissen entsprechendere Pflege durch eigene Leute zu bekommen. Es wurde nämlich der bisherige Stadtpfarrer und Dekan Großholz Stadtpfarrer von Baden, nachdem er elf Jahre in dieser Eigenschaft zu Mannheim gewesen war. Bedenkt man das weitgehende Schul-, Stiftungs- und Armenwesen, welches damals noch unter der Aufsicht der Geistlichen stand, die Eigenart der ständigen und fluktuirenden Bevölkerung, die schwierigen Pastoralfälle bei den dortigen gemischten Verhältnissen, die außergewöhnlichen Ansprüche, welche nicht etwa nur vom feingebildeten Hof der katholischen Großherzogin Stephanie, sondern auch vom gewöhnlichen redefertigen Bürger an die Leistungsfähigkeit des Pfarrers gemacht wurden, so war die provisorische Uebertragung dieses Postens an Orbin ein Akt besonderen Vertrauens der Behörde. In dieser Stellung meldete er sich zwei Jahre später beim Ministerium des Innern zur Konkursprüfung, die am 3. Mai 1841 stattfand. Am 6. Juli 1841 wurde er durch Erlaß der Katholischen Kirchensektion in Karlsruhe für »die Beförderung auf eine Kirchenpfründe — als gut befähigt mit Annäherung an vorzüglich erklärt«. Hatte er sich als Vikar (Sommer 1835) bereits allen Ernstes um die Stelle eines Spitalgeistlichen zu Mannheim umgethan, so konnte er sich jetzt um jede Pfarrei bewerben. Als darum im Sommer des Jahres 1843 beide katholische Pfarreien zugleich vergeben werden sollten, erhielt er in Folge seiner Bewerbung laut Urkunde vom 12. Dezember die obere Pfarrei definitiv übertragen. Die so nothwendige Besetzung der unteren Pfarrei, um die er auch eingegeben hatte, war zum großen Theil seinen Bemühungen zu danken. Für den Fall der Zurückweisung beider Gesuche hatte er unter dem 26. Juni 1843 die Annahme einer angetragenen »Aushilfsstelle« am Katholischen Oberkirchenrath in Karlsruhe zugesagt. — Als Pfarrverweser und Pfarrer lebte Orbin ganz nur seinem Amte, der Leitung der Pfarrgeschäfte, die vor der Trennung beider Pfarreien schwer zu übersehen waren, dem Predigtamt, für das er sich immer

Digitized by Google

schriftlich vorbereitete, der Schule, in welcher er seit dem Abzug von Großholz nicht bloß lehrte, sondern als Dekanatsverweser und Dekan auch Rath und Vorsitzender war, der Armenpflege, dem Stiftungswesen, dem Studium. Seine Erholung fand er, wie auch später zu Freiburg, fast ausschließlich im Hause und auf stillen Spaziergängen. Jetzt galt ganz, was sein dermaliger Nachfolger auf der obern Pfarrei berichtet (Festnummer, 12. Juli 1882): »Gesellschaftliche Beziehungen pflegte er nicht, sondern lebte still und gewissenhaft seinem Berufe, was von den Mannheimern noch mit großer Achtung bemerkt wird«. Die Pfarregistratur enthält »eine Menge von Akten der komplizirtesten Art, die alle von Besonnenheit, Klarheit und praktischer Gewandtheit zeugen«. Die Predigten waren formell gefeilt, materiell »gemessen, ruhig, gehaltvoll, würdig, tief-ernst« und erfreuten sich, zumal bei festlichen weihevollen Anlässen, eines sehr großen Auditoriums. Ihre Zahl war groß in der Kirche, und mehr als doppelt so groß auf dem Friedhof. Kanzelreden und Leichenreden liegen noch in Menge im Manuskript vor. Gedruckt ist hievon nur die »Predigt am Jahresschluß 1846 und zum Abschiede, eine Erinnerungsgabe« (Mannheim bei Kaufmann 1847). Die besondere Mühe, welche Orbin der Schule widmete, nannte er selber (in einem Briefe von 1869) »fruchtbar und dankbar«. Der Unterricht hat ihm »stets die größte Freude und Genugthuung« verschafft. Durch besonders gewissenhafte Behandlung des Erstkommunikanten-Unterrichts und durch separaten Schülergottesdienst hob er den Geist der Frömmigkeit, pflegte er die Liebe zum kirchlichen Leben. Als Schuldekan betonte er alles Wissenswerthe, vorab aber die Religion, und genoß er durch sein »gemessenes, würdevolles, mild-ernstes, gerechtes Benehmen und Wesen« die ungetheilte Hochachtung von Lehrern und Schülern. Das Jahr 1846, sein letztes in Mannheim, war zugleich das unerquicklichste für die Pastoration, denn es brachte den seit einem Jahr entfachten Rongesturm. Damals fand durch seine Umsicht die fanatisirte Menge die obere Pfarrkirche versperrt, in welcher sie gewähnt hatte, ohne weiteres die Fahne des Deutschkatholizismus aufhissen zu können, und die bekannten überspannten Tischreden wurden schließlich in Bassermann's Garten gehalten. Ein späterer Versuch, sich in der Zuchthauskirche festzusetzen, wurde gleichfalls abgeschlagen. So zeigte sich's, wie Orbin's Güte und Liebe, weit entfernt Schwäche zu sein, wenn es galt, mit rechtzeitiger Strenge gepaart war. Das Jahr 1846, das sonst als ein besonders gesegnetes in Aller Erinnerung lebt, brachte indeß für Orbin auch etwas Gutes; denn es stellte ihn vor die ehrenvolle Alternative, zwischen seiner jetzigen Stellung und einer Domherrenstelle zu wählen. Die Entscheidung (im November 1846) war für ihn nicht leicht, weil er seit 1843 Mannheim als seine zweite Heimath ansah. Er selber sagt, daß er erst beim zweiten Rufe sich entschloß, nach Freiburg zu gehen. Den Ausschlag gaben, neben dem Drängen des Freundes Gaß, besonders Gesundheitsrücksichten und die seit Ostern 1836 öfters wiederholte Erklärung des Arztes, daß er für die Dauer den Geschäften in Mannheim nicht gewachsen sei. Veranlassung zur Berufung in's Domkapitel war eine Firmung und Kirchenvisitation im gleichen Jahre. Hermann von Vikari wollte, daß die Kraft, welche in einer Pfarrei die glänzendsten Erfolge aufzuweisen hatte, der großen Erzdiöcese nicht länger vorenthalten werde. In der berührten Abschiedsrede führte Orbin seine »ehrenvolle Beförderung, die er nicht gesucht, nicht erstrebt habe, auf einen Ruf der waltenden Vorsehung« zurück, deren Wink er treu folge, seine bescheidenen Erfolge — auf den Allgütigen: »Was durch mich Gutes geschehen ist, ist sein Werk; das Gute, das versäumt wurde, ist meine Schuld«. Indem er jeder Seele wünscht, daß die drei himmlischen Genien Glaube, Hoffnung und Liebe bleibende Wohnstätte bei ihr aufschlagen mögen, gibt er die Versicherung, daß

Digitized by Google

diese drei göttlichen Tugenden stets die treibende Kraft seines Wirkens gewesen seien. Insbesondere versichert er vom Glauben: »Was ich gethan, habe ich mit aufrichtigem, ungeheucheltem Glauben gethan; nie lehrte ich ein Wort, nie verkündete ich eine Lehre, die nicht aus der tiefsten Tiefe meiner Seele ging«. An 13 Jahre hatte Orbin als Geistlicher in der Gemeinde Mannheim, über $7\frac{1}{2}$ Jahre als deren Vorstand gewirkt. »Doch Trennung ist das Loos aller Sterblichen«, was ja das scheidende Jahr schon so mächtig beweise. »Nichts hat Bestand — nur Gott bleibt und sein heiliges Wort.« Vom 20. Februar 1847 ab ist Orbin Mitglied des Erzbischöflichen Domkapitels in Freiburg, woselbst er am 18. Februar aufzog. — Als jüngster Domkapitular war Orbin zugleich Dompfarrrektor der Münsterpfarrei und blieb es über die schuldige Zeit hinaus auch für die Domherren Schmidt, Schell und Silberer, welch' Letzterer am 1. Juli 1856 zu Freiburg aufzog. Er war von Mannheim her an Arbeit und genaue Geschäftsführung gewöhnt, liebte die Pastoration und verstand sich zugestandenermaßen auf die Lösung schwieriger, praktischer Fragen besser als verschiedene Kapitulare, welche nach ihm in's Domkapitel einrückten. Faktischer Beweis ist, daß er in schwerster Zeit, gegenüber der badischen Revolution und im Kirchenstreit, das Schifflein seiner Gemeinde mit ruhiger, sicherer Hand führte und im Kampfe mit widrigen Elementen in erprobter Klugheit keinen überkommenen Vortheil, keinen übernommenen Posten verlor. Auch fand er in der pastorellen Thätigkeit weit höhere Befriedigung als in den Sitzungen, bei welchen er als Domherr zu erscheinen und mit zu berathen hatte. Einen Einblick in das Wirken des neuen Münsterpfarrers im ersten Jahre ermöglicht uns die gedruckte »Predigt am Sylvesterabend 1847«. Da dies »das erstemal ist«, daß zu Freiburg eine solche Andacht gefeiert wird, so stellt er die Frage, »was für den Christen der Abschied vom alten Jahre sei«? Die Antwort lautet: »eine Stunde heiligen Ernstes, eine Stunde der Abrechnung vor Gott und dem Gewissen und eine Stunde des Dankes«. Indem er nach dem neuen Jahr ausschaut, findet er: »Die Nacht der Zukunft liegt schwer vor uns. . . Wir haben in unserm nächsten Nachbarlande die Flamme des Bürgerkrieges auflodern sehen. . . Wer erkennt nicht, an einem wie schwachen Faden das Schwert des Kampfes über uns allen hängt?« Am 16. Juli 1848 hielt er anläßlich des Festes wegen der Wahl des Deutschen Reichsverwesers die Rede in der Metropolitankirche, die bei Wangler im Druck erschien. Der Nacht im politischen Leben scheint heller heiterer Tag gefolgt zu sein. »Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat,« sagt er von ihm. »Die Einheit Deutschlands, unseres lieben großen Vaterlandes, ist hergestellt, und damit seine Macht, seine Freiheit, sein Glück nach innen, sein Ansehen nach außen begründet.« Die Verpflichtungen, welche dieser feierliche Tag auferlegt, sind die echt deutschen Tugenden Redlichkeit und Treue zu üben, Einfachheit der Sitten und frommen Sinn zu bewahren, und dies in lebendigem »Glauben an den, der uns vom Himmel geschenkt ward«. Ende des gleichen Jahres hat sich aber der politische Himmel wieder getrübt, ja am Sylvesterabend 1848 sieht es bedenklicher aus als das Jahr zuvor. Wie fast von allen Ländern Europa's die betrübendsten Nachrichten von Unruhen, Empörungen, Gewaltthätigkeiten, Zerstörungen kamen, so hängt in Deutschland augenscheinlich das Schwert des Bürgerkrieges nur an einem Faden. Es bedarf nur eines Windstoßes, und des Schwertes Faden reißt und mit ihm rollt über uns herab der Würgengel des Krieges«. Der Text dieser gedruckten Rede ist 2. Kor. 4, 8: »Von allen Seiten werden wir gedrängt, aber wir werden nicht muthlos«. Am Sylvesterabend 1849 heißt der Text: »Haltet inne auf euren Wegen« (Jer. 6, 16). »Ernst ist das Leben«. »Menschliche Leidenschaften haben des Friedens beseligendes Band zerrissen.« »Der Aufruhr hat die bestehende Ordnung erschüttert.« »Ob

Digitized by Google

es besser werden wird, ist unsern Augen verborgen.« Die Mahnung lautet: »Lasset Friede und Eintracht wiederkehren, fürchtet Gott, ehret Gesetz und Recht, seid gehorsam der Obrigkeit, treu dem geliebten Landesfürsten«. Dessen »Todtenfeier am 9. Mai 1852« gilt die letzte gedruckte Rede, deren Erlös gleich dem der Rede auf den Reichsverweser zum Besten der gemeinsam mit Jul. v. Rotteck »neuerrichteten Kleinkinderbewahranstalt« bestimmt ist. Die Trauerrede erörtert die Frage, mit welchen Gefühlen begeht ein christliches Volk den Hintritt seines vielgeliebten Landesfürsten? »Mit Gefühlen der Verdemüthigung vor Gott, mit Gefühlen ehrenden Andenkens gegen den Vollendeten, mit Gefühlen des inneren Trostes, den die Religion gibt«. Den hochedlen Sohn Leopolds soll das Volk ehren, »wie Gott die Herrscher der Völker geehrt haben will, mit treuer Anhänglichkeit und freudigem Gehorsam, durch Erfüllung der eigenen Berufspflichten und die Beförderung aller seiner guten Absichten«. Diesen pietätvollen Worten für seinen edlen Landesfürsten hatte im kritischen Augenblick auch die That entsprochen. Als im Sommer 1849 der »Civilkommissär Heunisch« das Domkapitel zum Empfang der provisorischen Regierung an den Bahnhof entbot, verweigerte Orbin den Gehorsam; und als man in der Reaktionszeit dem Domkapitel den Vorwurf des Abfalls machte, übernahm er die Rechtfertigung des Kapitels und die thunlichste Entschuldigung oder Erklärung des privaten Erscheinens zweier Domherren, obenan des altersschwachen Dekans. Das Schriftstück liegt noch im Wortlaut vor. — Wie er zum Fürsten von Gottes Gnaden mit Ehrfurcht aufblickte, so liebte er auch sein engeres und weiteres Vaterland. Als die Einheit Deutschlands mit österreichischer Spitze, wie er sie im Jahr 1848 warm, aber zu früh gefeiert, im Jahre 1866 zur Unmöglichkeit geworden war, nahm er dieselbe mit Dank aus der Hand der Vorsehung, wie sie das Jahr 1870 ihm brachte. Ueber die Kriegsthaten der vereinten Deutschen führte er bewundernd ein besonderes Tagebuch. — Vom Staat an sich hatte Orbin die würdigste Vorstellung. Er ist ihm nach Röm. 13 göttlicher Institution und Gottes Vertreter. Dasselbe ist ihm die Kirche in ihrem Gebiete, das von der Domäne des Staates so verschieden ist als der Himmel von der Erde. Nur an den Grenzen beider Reiche kann die Frage über das Mein und Dein entstehen; die Grenzbereinigung hat in Güte auf dem Wege der Verständigung zu geschehen. Vom idealen Standpunkt aus ist der Streit unmöglich; er ist vom Bösen und führt zum Bösen. Selbst Trennung, wenn sie möglich wäre, und Gleichgiltigkeit beider Gewalten gegen einander liegt nicht im göttlichen Willen. Das Ideal ist und bleibt ein wechselseitiges Zusammengehen und Zusammenstehen analog den beiden wesentlichen Momenten des Menschen. Als ein Mann von Konsequenz wünschte er daher gütliche Ausgleichung, so lange und so oft dieser Wunsch realisirbar schien, was zur Folge hatte, daß er, der bei seinem Aufzug in Freiburg als Ultramontaner zu leiden hatte, in der aufgeregten Zeit des badischen Kirchenstreites manchen als staats-kirchlich erscheinen konnte. Nach seiner Idee von der Kirche konnte aber auch der Augenblick kommen, wo der zeitweiligen Regierung des Staates und ihren Forderungen das non possum entgegen zu setzen war. Dieser war da, wenn Eingriffe in Kultus und Lehre und damit in die innere Selbständigkeit der Kirche geschahen, deren Verlust ihr Tod ist, wenn man der Kirche das Recht absprach, in Kultus, Verfassung, Regierung, Leben und Wirken sich allein vom Glauben und Bekenntniß bestimmen zu lassen, wenn man ihr Streben, in allem sie selbst zu sein, als Uebergriff und Friedensbruch bezeichnete und Zumuthungen stellte, welche sich mit ihrem Charakter als unmittelbar göttliche Stiftung nicht vertrugen. Ueber die wahre Stellung des Staates zur Kirche liegen Aufzeichnungen in losen Blättern und in zwei Jugendaufsätzen vor. — Durch Ordinariatsbeschluß vom 3. Januar 1845 hatte sich die badische

Digitized by Google

Kirchenbehörde zuerst das Recht vindizirt, zu bestimmen, zu welchen Mischehen sie ihren Segen gebe. Ende April 1852 hatte sie unter lautem Widerspruch mit Erfolg erklärt, worin der öffentliche Trauergottesdienst für den verstorbenen Landesfürsten zu bestehen habe. Als nun Erzbischof Hermann in der Folge ebenso einen Pfarrer nach Konstanz sandte und einen Dompräbendar zum Ordinariatsmitglied ernannte, besonders aber als er den katholischen Kirchenräthen zu Karlsruhe wegen Ungehorsams die Exkommunikation androhte, so hielt der Staatsminister von Stengel ihm deßwegen am 31. Oktober 1853 »in Anwesenheit des Domkapitels vor, daß er in die Hoheitsrechte des Fürsten eingreife«. Daraufhin erklärten am 2. November, auf den Antrag des Domdekans von Hirscher, Orbin und alle Kapitulare mit Entschiedenheit, den Erzbischof zu unterstützen, und unterzeichneten und veröffentlichten ein diesbezügliches Schriftstück. Die Folge war Absetzung des Erzbischofs und des Kapitels. Orbin erhielt den Erlaß vom Ministerium des Innern (vom 7. November) am 9. »gegen Bescheinigung«. Die juridischen Verlegenheiten wurden dadurch etwas vermindert, daß der Erzbischof am 18. November erklärte, fortan »alle Erlasse selbst und allein zu unterzeichnen«. Auch ist bekannt, daß auf die Initiative des Prinzregenten bereits am 4. Januar 1854 die Friedensunterhandlungen begannen. Doch sollte der Streit nochmals in lichten Flammen auflodern, bevor er im August 1854 durch interimistische Abmachungen gedämpft wurde. Als nämlich durch ministerielle Verfügung vom 25. April 1854 »alle Lokalkirchenfonds unmittelbar unter die Regierungsgewalt gestellt wurden«, entzog ein Ordinariatsbeschluß vom 5. Mai, dessen Inhalt zunächst den Stiftungsmitgliedern und am 20. Mai von den Kanzeln verkündet wurde, die Verwaltung des Kirchenvermögens jeder Mitwirkung des Staates. Auf die Verkündigung dieses Ausschreibens hin wurde »wegen Störung und Gefährdung der öffentlichen Ruhe« inquirirt. Vor Amt erklärte Orbin damals (22. Mai) zu Protokoll, daß er den Erzbischöflichen Erlaß vom 5. Mai dem Stiftungsvorstand mitgetheilt und auch von der Kanzel habe verlesen lassen, daß er sich hiezu um so mehr verpflichtet sah, als er die Verfügung der Regierung vom 25. April »für ungesetzlich und durch sie die Fonds für gefährdet hielt«. Ende Mai galt mit der Kriminaluntersuchung gegen Erzbischof Hermann auch die gegen den Dompfarr-Rektor und alle sonstigen Verkündiger des Erzbischöflichen Erlasses vom 5. Mai für niedergeschlagen. Der Gang der Unterhandlungen war wieder der ruhigere vor den aufregenden Maitagen, und der am 12. Juni 1854 in einer Kapitelssitzung ausgesprochene Zweck eines offiziellen Berichts des Domkapitels an den Nuntius in München, »der angedeutet hat, daß er Nachricht über den Stand der Kirchenfrage wünscht«, beweist, daß fortan die Hauptaufmerksamkeit der Kapitulare dahin ging, zu verhüten, daß die Wellen der Bewegung durch »blinde Mächte« nochmals aus dem Bett gedrängt würden, in welchem sie durch die Besonnenheit und Weisheit berufener Vermittler eingedämmt nun trieben. Es war nämlich nach Hirschers Vortrag »denkbar und sogar wahrscheinlich, daß an den Nuntius und nach Rom Berichte über die kirchliche Lage kämen, die Veranlassung werden könnten, daß sich dort zu großer Kalamität für unsere Kirche die Verhandlungen unserer Regierung zerschlagen«. Dem Antrag, daß durch das gesammte Domkapitel Nachricht an den Heiligen Stuhl gelange, stimmten »sämmtliche Kollegen« zu, und am 13. Juni »ging das Schreiben von allen unterzeichnet ab«. Es kam im August 1854 zum berührten Interim und im Juli 1859 zu dem bekannten Konkordat. Dessen allzu kurzen Bestand bedauerte Orbin, weil nach dem Sturze desselben auf Kosten der Autorität von Fall zu Fall unterhandelt und mit der Zeit auf weiten Umwegen im wesentlichen doch kommen mußte, was das Konkordat in einem gebracht hatte. Die kirchliche Bewegung war in

Digitized by Google

seinen Augen nichts Künstliches, sondern sie wurzelte im gläubigen Volk. Hätten die Bischöfe der herrschenden Strömung nach freierer religiöser Bewegung keine Rechnung getragen, so hätte sie die öffentliche Meinung dazu gezwungen. Ihr Vorgehen war eine Nothwendigkeit. — Am 6. August 1860 bat Orbin um Enthebung von der Stelle eines Erzbischöflichen Schulkommissärs für das Lyceum und die Gewerbeschule. Im Laufe desselben Jahres sei er mit dem Amte eines Prosynodal-Examinators betraut worden, überdies habe das Kommissariat für beide Anstalten ohnehin nach seitheriger Observanz im Verlauf von mehreren Jahren gewechselt. Dieselbe erfolgte denn auch durch Ordinariatsbeschluß vom 9. August »unter Verdankung seiner Verdienste und Mühen«. Orbin hatte diese Stelle am 27. Juli 1855 von Domkapitular Schell übernommen, somit dieses Amtes fünf Jahre gewaltet. In seiner Stellung als Schulkommissär kümmerte er sich um Religionsunterricht und religiöse Erziehung, um den Gottesdienst und den religiös-sittlichen Geist, aber auch um die Besserstellung der geistlichen Lehrer wie durch Entlastung, so durch bessere Bezahlung. Für die obersten Klassen wünscht er Lehrbücher, ohne geeignete zu finden, und statt zwei Unterrichtsstunden drei, ohne sie zu erreichen. — Am 1. Mai 1861 trat er auch von der Münsterpfarrei zurück. Er that dies, ungeachtet seiner Vorliebe für die Pastoration, so gern, als er 1847 die Pfarrei übernommen hatte. Sein Wirken stieß nämlich seit einigen Jahren auf starke Gegenströmungen, die von »geheimen Mächten« ausgingen. Es ist hiermit der eigenmächtige Uebereifer Unberufener gemeint. — Die Jahre 1861 bis 1871 sind jene, in welchen Domkapitular Orbin am meisten »gerungen und geduldet« hat. Es kam der Schulstreit. Zu seinem tiefsten Leidwesen sah er die Verwischung des konfessionellen Charakters der Schule kommen. Die konfessionslose Schule ist ihm zwar nicht identisch mit der Konfessionslosigkeit und dem Indifferentismus, aber Gelegenheit dazu und darum auch in den Augen mancher bewußtes Mittel zum Zweck. Gesunder, wirksamer Glaube, der allein sittigende Kraft hat, ist immer konfessionell gewesen und wird es bleiben. Gefährdung der Konfession ist Gefährdung der Volkskraft und des Volkswohls, ganz abgesehen von den jenseitigen Interessen des Menschen. — Die neue Schulreform brachte unter anderm Ortsschulräthe, bei welchen der Pfarrer wohl noch gebornes Mitglied, aber nicht geborner Vorstand sein sollte. Als nun kirchlicherseits die Frage erörtert wurde, ob der Ortspfarrer in einen solchen Ortsschulrath eintreten könne oder nicht, sprach Orbin sich einer erdrückenden Mehrheit gegenüber für die Nothwendigkeit des Eintritts aus. Nach seiner Ansicht sollte »der Ortspfarrer auf etwas Unwesentliches, nämlich die zweifelhafte Ehre eines gebornen Vorsitzenden im Ortsschulrath verzichten und als einfaches Glied demselben angehören, dann aber durch sein überlegenes Wissen, durch sein heiliges Interesse an der Schule und durch seine aufopfernde Liebe zu den Kindern sich einen Einfluß sichern, den das Gesetz durch Uebertragung des Vorsitzes nie geben könne«. Dieses Votum hat er wohl motivirt »mit 1. März 1864 sammt dem Protokoll der an diesem Tage abgehaltenen Vorberathung dem Oberhirten unterbreitet«. Trotzdem wurde der Eintritt verboten und Orbin »ob dieses Votums verdächtigt, der Feigheit für einen Kampf, zu großer Unterwürfigkeit unter das weltliche Regiment beschuldigt«. Aber schon im Jahre 1867 heißt es: »Erbarmen wir uns der rathlosen Eltern und armen Kinder«, und Ende November 1868 ist es »allgemeiner Wunsch der Kuraten, wieder in die Schule zu dürfen«, was dann bald auch gestattet wird. Orbin hatte also recht gesehen; er hatte von zwei Uebeln das kleinere zu wählen empfohlen. — Das Jahr 1865 brachte ihm durch den Tod Bucheggers (28. Juli) und von Hirschers schwere Schläge. Dieser, sagt er, »starb am 4. September, Abends $^1/_2$ 8 Uhr schnell. Noch am Morgen ließ er mich ersuchen, die Vorwahl eines Domprädendars vorzunehmen«,

Digitized by Google

die seit dem 25. August vorbereitet war. »Auch die Besorgung der Domkapitel'schen Geschäfte für den Vorsitzenden hatte er mir zugleich übertragen unter Zusendung der bei ihm gelegenen Akten, die noch zu unterzeichnen waren«. Am 7. Juli hatte es noch geheißen, »die Wassersucht ist überwunden«, während er am 27. Juni 1865 in Todesahnung gesagt hatte, »er gehe sehr eilig der Auflösung entgegen, sie sei nur noch eine Frage der Zeit; und dabei war er so heiter und lachte über seinen Schmerz«. Niemand stand Orbin näher. Er hatte bereits als Vikar von Mannheim Hirschers Schriften mit Begeisterung aufgenommen und unter dem 23. Januar 1836 niedergeschrieben: »Ein herrliches Werk ist Hirschers Moral! Da weht der Geist des Christenthums. Wie schön und treffend — die Lehre von Glaube, Liebe und Werkthätigkeit im II. Bande!« Hirscher selbst war aber so viel und noch mehr als seine genialen Schriften. Daß Hirscher auch besonderes Vertrauen zu Orbin hatte, beweist der Umstand, daß er diesen (am 30. Juli 1865) an Stelle des seligen Buchegger »als Exekutor seines Testamentes bestimmte«, das vom Jahre 1860 datirt ist. Dieser ehrenden Aufgabe hatte sich Orbin bis zum 4. Mai 1866 auf das Gewissenhafteste entledigt. — Am 5. September 1865, bevor noch von Hirscher zur Erde bestattet war, wurde Orbin vom Erzbischof beauftragt, »das Präsidium im Domkapitel provisorisch zu führen«. Orbin war jetzt Senior im Kapitel geworden, da Haitz nicht darin erschien. Weil Orbin seit dem 1. Juni 1865 auch das General-Vikariat für Buchegger provisorisch verwaltete, so steigerte sich die Arbeit und Verantwortung beträchtlich. »Sind aber diese Aemter an sich schon schwierig, so sind sie noch schwieriger, wenn man sie nur provisorisch zu verwalten hat, weil man ohne die nöthige Autorität ist. Dieses Provisorium dauerte über zwei Jahre.« So sprach Orbin an dessen Ende, d. i. bei der feierlichen Einführung eines andern, nämlich des bisherigen Ordinariatsassessors Kübel, als Domdekan am 21. November 1867. Da beglückwünschte er in hochsinniger Weise zuerst den vom Erzbischof ernannten Dekan, in zweiter Reihe das Kapitel, in dritter Reihe sich selbst »ob der endlichen Ernennung eines Domdekans«. Die lange Vakatur habe der Autorität der Kirchenbehörde nicht gefrommt. Sie habe Veranlassung zu dem »sonderbarsten Gerede in Nah und Fern« gegeben, zumal als in einem Blatt offiziös erklärt worden war, durch ein Mitglied des Domkapitels könne (wegen Mangels an Vertrauen beim Klerus) diese Stelle nicht besetzt werden. Was seine Person betreffe, so seien die Bitterkeiten der letzten zwei Jahre, über die andere Bitterkeiten nicht gegangen, jetzt überstanden. Darum beglückwünsche er heute sich selbst und danke Gott. Am 11. März 1867 hatte Orbin in der Zeitung gelesen, »wie man aus guter Quelle höre, trete die Koadjutorfrage demnächst in ein neues Stadium«. Jetzt zeigte sich's, daß aus politischen Gründen nur ein Weihbischof bestellt werden konnte. Kübel sollte Weihbischof werden und deßwegen wurde er vorher Domdekan. Orbin wurde um die gleiche Zeit Offizial. Die Einweisung in einen diesbezüglichen Funktionsgehalt erfolgte erst unter dem 13. März 1873 durch das Kapitelsvikariat. — »Im Jahr 1868 den 4. April, Morgens 1 Uhr, starb der Erzbischof Hermann von Vikari an der Lungenentzündung,« nachdem er zwei Nächte und einen Tag krank gewesen war. Dieses traurige Ereigniß steigerte noch, wie vorauszusehen war, die bestehenden Schwierigkeiten und hob die Widerwärtigkeiten Orbins auf den höchsten Grad. Auf die Todesnachricht (früh $^1/_2 6$) ging er »sogleich an das Sterbebett«. Am 15. April früh 10 Uhr wurde die Wahl eines Kapitelsvikars vorgenommen, wobei durch Orbins Stimme sich die Mehrheit auf den Domdekan und Weihbischof vereinigte. Obwohl nun gesetzlich vier Wochen bis zur Aufstellung der Kandidatenliste für den Erzbischöflichen Stuhl verstreichen konnten, erschien bereits am 5. Mai 1868 der Domdekan, um ihm mitzutheilen, daß er »die Wahl auf den folgenden Tag

Digitized by Google

anordnen wolle«. Er kam zu ihm an's Krankenbett, da Orbin sich am 22. April gelegentlich der Gratulation zum Namenstag des Weihbischofs ein schmerzliches Fußübel zugezogen hatte. Der Bitte um Aufschub glaubte er dadurch gerecht zu werden, daß er Orbins Zimmer zum Wahllokal bestimmte. Hier fanden sich denn auf Mittwoch den 6. Mai 1868 die Kapitulare zusammen. »Die Wahl dauerte,« schreibt er, »vor meinem Krankenlager von Morgens 10 bis Mittags 1 Uhr; acht Wahlgänge mußten gemacht werden, um vier inländische Kandidaten zu erhalten.« Zwei Tage später ging die Liste nach Karlsruhe ab, und am 23. Mai brachte ihm der Domdekan die Ministerialentschließung vom 18. Mai. Darnach waren von den acht Namen sieben »minder genehm«, Orbin »der Eine Nichtgestrichene«. Die Regierung glaubte nach dem Wortlaut der Exektionsbulle und einem diese erläuternden Breve vom 28. Mai 1827 eine Ergänzung der Liste verlangen zu können. Dieses Schicksal der ersten Kandidatenliste reizte zu höslichen Bemerkungen, ja zu übermüthigen Kondolenzen an den »Einen Nichtgestrichenen«, trotzdem er schon am 27. Mai mündlich und schriftlich, und zwar behufs Uebermittelung nach Rom, erklärt hatte, »die Wahl ablehnen zu müssen«, falls seine Person bei späteren Verhandlungen in Frage kommen sollte. Doch waren solche Unannehmlichkeiten kaum nennenswerth neben seinen aufreibenden Bemühungen, in kritischer Zeit die bedenkliche Vakatur einer Diöcese von einer Million Seelen beseitigt zu wissen. — Wer nur die Exektionsbulle von 1827 vor sich hatte, konnte glauben, nach dem Willen des Papstes Leo XII. sei es unmöglich, der Forderung der Regierung irgendwie entgegen zu kommen. In dieser Lage war das Kapitel, als es am 27. Mai der Regierung antwortete, es habe nach den Bestimmungen der Exektionsbulle kein Recht, eine neue Liste aufzustellen. Anders lagen die Dinge vom 6. Juli 1868 ab. Von diesem Tage an (vorher nicht) war das Kapitel im sichern Besitz des berührten Breves, »das sich zur Bulle wie eine Vollzugsverordnung verhält«. Orbin studirte beide Instrumente, und dabei war sein »Bemühen und Bestreben ein von der heiligen Pflicht für das ganze Kapitel gebotenes«, seine »Absicht eine von allen selbstischen Zwecken freie und reine«. Im Lichte, welches das Breve auf die Bulle wirft, fand er einen Weg zum Ausgleich, den in der Folge auch die Majorität für zulässig erklärte. Derselbe bestand nicht, wie man nachmals theils irrthümlich, theils höslich behauptete, in der Aufstellung einer zweiten und dritten Liste, die als Fortsetzungen der ersten anzusehen waren, sondern im Nachweis der Ungesetzlichkeit der ersten, die in Folge dessen zu korrigiren oder neu aufzustellen war. Diese war aber ungesetzlich, weil gegen »die Vorschriften und Wünsche Leos XII.« vier Männer auf die Liste kamen, welchen das bullenmäßige Indigenat fehlte und verweigert wurde, während man von anderen wissen konnte, daß sie der Regierung »minder genehm« seien. Der Wahlkörper hatte, wie sich aus Bulle und Breve ergibt, die Pflicht, »nur solche Kandidaten aufzustellen, die er nach allen bestehenden kirchlichen Vorschriften für digni et idonei hält.« Dazu gehört auch, daß »er nicht solche aufnimmt, von denen ihm bekannt ist, daß sie der Regierung nicht gefällig sind«, ebenso »nicht solche, welche nicht zum Diöcesanklerus gehören«, es sei denn, daß die interessirte Behörde eine Ausnahme gestattet. Den Beweis führte Orbin in einem ausführlichen Promemoria, welches am 25. September dem Erzbischöflichen Domkapitel übersendet wurde. Sein Antrag lautete: »Das Kapitel muß noch einige Kandidaten aufstellen, resp. die verstümmelte Liste ergänzen«. Hat »der Wahlkörper zuerst so seine Pflicht erfüllt, dann steht dem Landesfürsten das Recht zu, den einen oder andern noch als mißfällig zu bezeichnen«; doch müssen so viele stehen bleiben, daß man noch von einer Wahl sprechen kann. Daß vom Breve aus dieses Licht auf die Bulle fallen konnte, wird schon dadurch bestätigt, daß die Vertreter der gegentheiligen

Digitized by Google

Ansicht die Bedeutung des Breve aus rein formalen Gründen zu entkräften und darzuthun suchten, »daß es für die Regierung und für das Kapitel nur einen Werth von sehr zweifelhafter Natur habe«. Das Promemoria zirkulirte erst am 2. November zugleich mit einer »Entgegnung«, auf welche am 23. November die zweite Redaktion einer »Widerlegung« folgte. Die Wirkung war, daß die Majorität des Kapitels sich dieser Auffassung anschloß, und auch die Minorität zugab, daß Bulle und Breve wenigstens Zweifel übrig lassen und eine authentische Deutung zu Rom das Beste sei. Am 27. November kam der einstimmige Beschluß zu Stande, daß eine Anfrage nach Rom zu richten sei. Die Fertigung des Berichtes wurde »in einer weiteren Sitzung beschlossen und von allen unterschrieben«. Als dieser aber am 11. Januar 1869 endlich abging, war er nur von der Mehrzahl der Kapitularen unterschrieben. »In der Sitzung vom 1. Dezember 1868 traten nämlich drei Mitglieder von dem am 27. November gefaßten Beschluß zurück.« Was er ehrerbietigst vortrug, war die Bitte um eine Entscheidung des Zweifels, »ob die Unterzeichneten bei Aufstellung der Kandidatenliste den Wahlvorschriften, welche das Breve enthält, die sie aber am 6. Mai noch nicht kannten, entsprochen haben«. Die Antwort von Rom, mitgetheilt am 23. Februar 1869, geht auf das Dubium nicht ein; sie verbietet, eine neue Liste vorzulegen, und deutet an, daß die römische Kurie im rechten Moment die Sache selbst zu regeln gedenke. »Ich erwiderte«, schreibt Orbin, bei Eröffnung durch den Dekan: »Dem Breve unterwerfe ich mich gern, nicht nur weil ich muß. So haben wir zum voraus erklärt und unsere Pflicht erfüllt«. Am 13. März 1869 erstattete dann das Kapitel der Regierung Bericht, daß der Heilige Stuhl die Aufstellung einer neuen Liste in keiner Weise gestatte. — Von diesen Vorgängen erfuhr das Publikum »auf eine nicht erlaubte und nicht ehrenhafte Weise« vor der Zeit »Wahres und Unwahres«. Kleriker erklärten öffentlich, das Verhalten der Mehrheit des Kapitels in der Wahlangelegenheit sei für sie »ein großes Aergerniß«, und Laien wagten inmitten derselben »wegen Schisma und Heterodoxie ein Verdammungsurtheil auszusprechen«. Da gebot eine höhere Pflicht, »das Schweigen zu brechen und der Bosheit zu widerstehen«. Orbin that es nach seiner Weise in anständigster Form durch Vorführung der Thatsachen. Der Unterstellung egoistischer Tendenzen gegenüber konnte er versichern: »Für uns handelte es sich bloß darum, daß Rom eine Entscheidung gebe, wie sie auch ausfallen mochte«. »Wie ist es möglich,« fragte er, »daß unter solchen Umständen gegen Männer, die durch den langen Zeitraum von 40 Jahren im Dienste der heiligen Kirche standen und darin unter den schwierigsten Zeitverhältnissen für ihre Rechte und Lehren arbeiteten und Treue bewahrten, auf einmal so harte, ja ehrenrührige Aeußerungen in Wort und Schrift gethan, daß sie des Verrathes an der guten Sache fähig erachtet werden?« — Die Wirkung dieser aufregenden Auseinandersetzungen auf die Gesundheit Orbins blieb nicht aus. »Schon seit einiger Zeit« — schreibt er unter dem 28. November 1870 seinen »lieben Schwestern« in einem erst nach dem Tode zu eröffnenden Brief — »werde ich durch Leiden, die ich am Herz oder auf der Brust empfinde, und durch die Schwäche, die ich immer mehr fühle, gemahnt, daß meine irdische Laufbahn bald abgeschlossen wird und Gott mich von der Erde abrufen will.« Er ertheilt Rathschläge für die Zeit, wo er nicht mehr unter den Lebenden ist, und reiht eine Bitte an: »Hab' ich auch in meinem Leben viel gekämpft, gerungen, gearbeitet und geduldet – besonders in Mannheim von 1834 bis 1847 oft über meine Kräfte gearbeitet — so bedarf ich doch vieler Vergebung und Barmherzigkeit, um diese bittet zu Gott für mich«. — »Seit 1871 hat die Großherzogliche Regierung die Angelegenheit der Bischofswahl ruhen lassen«, aber der Landtag nicht. Orbin hofft mit dem päpstlichen

Digitized by Google

Breve vom 11. Januar 1869 (mitgetheilt am 23. Februar), daß »die Hindernisse bald überwunden werden«. Zugleich hält er es für eine Pflicht des Kapitels, das Seinige dazu beizutragen und fortan die römische Kurie erschöpfend und genau über die Zeichen der Zeit zu informiren. Als der Landtag Sistirung der Einkünfte des Erzbischöflichen Stuhles für die Zeit der Vakanz verlangte (1871/72) und der Minister eine diesbezügliche Vorlage für den nächsten Landtag (1873/74) versprach, erklärte Orbin laut und offen, es müßten Schritte vom Kapitel aus geschehen, und diese geschähen im November 1872 mit mehr Aussicht auf Erfolg als im Spätjahr 1873. Sie geschahen erst im Oktober 1873 und bestanden in der Vorstellung beim Heiligen Vater, daß die Wiederbesetzung dringend sei. Die Folge war ein Schreiben von Rom (22. November) an die Großherzogliche Regierung wegen Erledigung der Bischofswahl, worauf ein anderes Schreiben von Rom (11. Dezember 1873) verlangte, daß das Kapitel eine neue Liste aufstelle — »streng nach dem Breve Leo's XII.« (1827). Die zweite Kandidatenliste wurde denn auch (endgiltig am 30. Mai 1874) gerade so aufgestellt, wie Orbin im Jahre 1868 behauptete, daß die erste hätte aufgestellt werden sollen, um gesetzlich zu sein. Sonach bekam Orbin faktisch recht, wenn er das Breve abfälligen Urtheilen gegenüber stets als bindende Vollzugsverordnung der Exektionsbulle bezeichnete und beiden Instrumenten im Gegensatze zur Behauptung, es seien »lediglich Erlasse des Heiligen Vaters«, die Bedeutung von öffentlich publizirten Gesetzen, den Werth eines Staatsvertrags zuschrieb, auf welchem das öffentliche Recht für die Erzdiöcese beruhe. Beweis von Selbstlosigkeit bei diesem Drängen auf Besetzung des Erzbischöflichen Stuhls ist, daß er bei Verständigung über den Ausschluß der minder genehmen Namen der ersten Liste »die Bitte vortrug«, auch seinen Namen nicht zu nennen, welchen »Freundschaftsdienst« man ihm wirklich erwies. — Trotz aller Bemühungen Orbins, so endlich zum erwünschten Ziele zu gelangen, scheiterte aber der neue Versuch an der Frage der Eidesleistung (21. Dezember 1875). Bei dem ihm eigenen Sinn für Rechtlichkeit hatte Orbin geglaubt erwarten zu können, daß vom neuen Erzbischof kein anderer Eid verlangt werde, als »der zwischen dem Oberhaupt der Kirche und der Badischen Regierung 1827 vereinbarte«. Doch wurde unnachsichtig ein anderer verlangt. Noch liegt der Entwurf einer Vorstellung beim Ministerium vor, welcher dem tiefsten Bedauern wegen der neuen unerwarteten Schwierigkeit Ausdruck gibt. Es mußte zuerst ein Wechsel im Ministerium eintreten, bevor die strikte vertragsmäßige Besetzung des Erzbischöflichen Stuhles Thatsache werden konnte. Derselbe kam und mit ihm neue Aussicht auf Beseitigung der Schwierigkeiten. — Nach dem allzufrühen Tod des Domdekans und Kapitelsvikars Weihbischof Kübel (am 3. August 1881) wurde Orbin zunächst Domdekan und Kapitelsvikar und damit gleich ersterem Erzbisthumsverweser. In dieser Eigenschaft erließ er am 14. Januar 1882 einen Fastenhirtenbrief, der, an das Evangelium Quinquagesimä anknüpfend, vom Leiden handelt und Werke der Buße will. »Der Weinberg des Herrn ist fast allenthalben auf dem ganzen Erdkreise verwüstet. Es sind schwere Zeiten im Anzug. Ist aber Gott für uns, wer kann wider uns sein?« Doch Orbin sollte — wogegen er sich so oft verwahrt hatte — im hohen Alter noch Erzbischof von Freiburg und Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz werden. Was bereits am 20. September 1881 der Großherzog huldvollst versichert hatte, nämlich daß jedes Hinderniß zur Wiederbesetzung des Erzbischöflichen Stuhles, soweit dies von der Regierung abhänge, beseitigt werden solle, geschah, und der Heilige Vater kam der allerhöchsten Zusicherung bereitwilligst entgegen (Hirtenbrief zum 12. Juli 1882). Unter dem 10. Januar 1882 theilte bereits die apostolische Nunziatur zu München dem Kapitelsvikar mit, daß sie hoffe, nächstens melden

Digitized by Google

zu können, »die Schwierigkeiten seien alle gehoben und die Wahl des neuen Oberhirten sei möglich«. Zugleich rühmte sie »den Eifer, mit welchem sich der Kapitelsvikar die Förderung der religiösen Angelegenheiten der Erzdiecöse angelegen sein lasse«. Unter dem 1. April wird von brieflichen Mittheilungen gesprochen, welche die Hebung der letzten Differenzen vermuthen lassen. Vom 27. April ab ist alles geregelt und die Wahl kann anberaumt werden. Trotzdem Orbin vor dem Wahltage noch seine Freunde ersuchte, ihm die Stimme nicht zu geben, wurde er durch die Bemühungen des päpstlichen Vermittlers Spolverini am 2. Mai einstimmig gewählt. Er nahm an, weil er glaubte, den eigenen Willen, welcher »ein ablehnender« war, dem höheren des Heiligen Vaters und des Landesfürsten unterordnen zu müssen. Die Wahl wurde bereits am 12. Mai vom Heiligen Vater bestätigt. »Zahlreiche Glück- und Segenswünsche, rührende Beweise der Freude und des Dankes trafen aus Freiburg und von allen Seiten der großen Erzdiöcese ein.« Am 12. Juli 1882 erfolgte zu allgemeinem Jubel der Diöcesanen die feierliche Konsekration. — Das erste Hirtenwort an die Gläubigen vom gleichen Tage enthielt die Mahnung: »Haltet fest in allen euren Lebenslagen an den Grundsätzen der heiligen Religion«. Dies blieb auch der leitende Grundsatz seiner innern Kirchenregierung, »lebendige Pflege des positiven Christenthums«, der sein bewunderter Freund v. Hirscher immer das Wort gesprochen und deren Nothwendigkeit zu keiner Zeit aufhört dringend zu sein. Dies war der Zweck seiner Fastenhirtenbriefe für die Jahre 1883—1886. — Im Gebrauch der Mittel war er so besonnen und rücksichtsvoll, als thatkräftig und entschieden. Gemachter Erfahrungen wegen that er indeß nichts Wichtigeres ohne vom ganzen Kapitel berathen zu sein. Sondereinflüsse gab es nicht. Bis kurz vor seinem Tode las, diktirte, unterfertigte er auf dem Krankenlager — und sein Leiden war Ischias; dies berechtigt zu einem Schluß, wie thätig der greise Erzbischof in gesunden Tagen war. — Nach außen vertrat er den Standpunkt des Friedens. Die wahre Friedensliebe war so mit seiner Vergangenheit und Person verknüpft, daß man ihm ohne eigenes Zuthun zur Konsekration die Taube mit dem Oelzweig des Friedens in's Wappen setzte. »Ich lernte aus Erfahrung,« schreibt er 1868, »wie nützlich — abgesehen vom göttlichen Gebot — es für unsere heilige Sache ist, die weltliche Obrigkeit zu ehren, in unwesentlichen Dingen nachzugeben, um Wichtigeres zu erreichen oder Schutz für Höheres zu erhalten.« Den unkirchlichen Gedanken von der Trennung beider Gewalten hatte er, so vielfältig er auch ausgesprochen wurde, stets als abenteuerlich und gottesswidrig bezeichnet. — Daß Orbin auch der Pflichten des Metropoliten eingedenk war, zeigt die Erledigung und Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls von Limburg (19. Februar 1885). Da wegen der Maigesetze die etwaige Wahl eines Kapitelsvikars mit den schlimmsten Folgen begleitet war, drang er in seiner Weise auf rasche Besetzung und wirkte durch gewinnende Vorstellungen je am rechten Ort anregend und beschwichtigend. — War sein Bemühen hier mit Erfolg begleitet, so sollte es ihm dagegen nicht mehr gelingen zu seiner Unterstützung einen Weihbischof oder Coadjutor aus dem Kapitel zu bestellen. Es war dies seine größte Sorge in der Krankheit bis 14 Tage vor dem Tod, um welche Zeit er klar sah, daß er der Erlösung nahe sei und keiner dienstlichen Hilfe mehr bedürfe. Die Verspätung in Ordnung dieser Angelegenheit hat ihren Grund in der illegalen Verfrühung derselben Sache, wie sie zwischen Wahl und Weihe am 17. Mai 1882 geschah. Von dieser Voreiligkeit, die jedenfalls er nicht verschuldete, bemerkte er unter dem 6. Juni 1882, daß sie sich »nicht an das Kirchenrecht und an den Usus von jeher gehalten hat«. War fortan die Personenfrage schon keine leichte, so steigerte sich deren Schwierigkeit durch den Tod zweier Kapitulare kurz vor Ausbruch der Krankheit Orbins, die vom 2. November

Digitized by Google

1885 datirte. — Nachdem Orbin nicht ganz vier Jahre den Krummstab geführt hatte, starb er, allgemein betrauert, am 8. April 1886 und wurde im hohen Dom feierlichst beigesetzt. Laut Testament vom 29. November 1883 galt seine ganze Hinterlassenschaft guten Zwecken, zumeist aber der Errichtung einer katholischen »Seelsorgerstelle mit Kirche im südwestlichen Theile der Stadt Freiburg«. Als besondere Auszeichnung war ihm gelegentlich des Jubiläums der Universität Freiburg die Würde eines Doktors der Theologie verliehen worden. Vom Landesfürsten aber hatte er 1860 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens mit Eichenlaub, später das Kommandeurkreuz und zur Konsekration noch das Großkreuz mit der goldenen Kette erhalten. — Quellen für die Biographie Orbins sind zumeist eigenhändige Aufzeichnungen. Gedruckt liegt bis jetzt nur vor: 1. Lebensschilderung in der Zeitschrift »Raphael« (Donauwörth, 27. Juni 1882) von H. Rolfus; 2. Lebensschilderung in der Festnummer des Badischen Beobachters vom 12. Juli 1882, vom Verfasser dieser Zeilen; 3. Trauerrede, gehalten am 7. Mai 1886 im Dom zu Freiburg, von H. J. Knecht (Freiburg bei Herder 1886); 4. ein Maienkränzchen auf die Gruft Orbins. Gedicht von St. B. K. Th. Rückert.

Albert Otto,

geboren am 7. August 1842 zu Mannheim, besuchte die Schulen und die Universität zu Heidelberg, wo sein Vater Lektor der neueren Sprachen war. Noch vor Beendigung seiner Universitätsstudien wurde er bei dem damaligen Professor der Chirurgie K. O. Weber (siehe Badische Biographieen I, 427 ff.) Assistent. Von da an blieb ihm eine große Vorliebe für Chirurgie, wozu ihn sein praktischer Sinn und seine hervorragende manuelle Geschicklichkeit besonders befähigten. Nach vorzüglich bestandenem Staatsexamen trat er am 4. Juli 1866 als Hilfsarzt bei der Großh. Heil- und Pflegeanstalt zu Pforzheim ein. Im Mai 1867 machte er zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach Berlin und Paris. An dem deutsch-französischen Feldzuge 1870/71 nahm er als Feldarzt Theil und erhielt als Auszeichnung das Ritterkreuz II. Klasse des Zähringer Löwenordens und das Eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande. Im März 1876 promovirte er in Heidelberg als Doktor der Medizin mit der besten Note. Nachdem im Spätjahre 1878 seine Versetzung als Hilfsarzt nach Illenau ausgesprochen worden war, trat er in Folge von Krankheit diese Stelle erst am 15. März 1879 an. — Der Großherzog verlieh ihm 1881 den Titel eines Medizinalrathes und 1883 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens. In Folge zunehmender Krankheit mußte Otto im Sommer 1884 um seine Pensionirung bitten, die er am 1. Juli dieses Jahres erhielt. Am 28. November des gleichen Jahres Morgens 11 Uhr erlag er in Kannstadt, wohin er sich zurückgezogen hatte, seinem schweren, qualvollen Leiden. Wie ein Held hat er mit diesem Leiden seit seinem 18. Lebensjahre gekämpft. In den letzten Lebensjahren insbesondere mußte er sich durch schwere schmerzliche Stunden durchringen. Sein Tagebuch und seine Briefe geben davon das ergreifendste Zeugniß. — In diesem Leiden hielt ihn noch seine ungewöhnliche Willenskraft aufrecht. Verbunden mit einem strengen Pflichtgefühle bezeichnete ihm diese alle Wege seines Lebens. Otto war ein geistig reich begabter Mensch. In der Schärfe und Prägnanz seiner Ausdrucksweise erkannte man eine Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken, wie diese nur wenigen von der Natur bevorzugten Menschen eigen sind. In jedem Augenblicke konnte er sich auf sein richtiges Urtheil, seinen sicheren Blick und seine reifen Erfahrungen verlassen. Mit rückhaltloser Offenheit sprach er stets seine wohlerwogene, festgegründete Ueberzeugung aus. — Wie er die weitgehendsten Anforderungen, die er in seinem Berufe an sich selbst stellte, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit erfüllte,

Digitized by Google

so verlangte er auch von seinen Untergebenen die strengste Pflichterfüllung. Durch sein entschlossenes ärztliches Handeln hat er sich die Zuneigung von Kranken und Gesunden gewonnen. Sein umfangreiches Wissen erkennen wir in seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Wir dürfen dieselben hier leider nicht einzeln erwähnen, glauben aber hervorheben zu sollen, daß seine erste Schrift »Ueber die Ursachen des schräg verengten Beckens« von der Universität Heidelberg preisgekrönt und daß seine Arbeit über Bromkalium, als Mitel gegen Epilepsie, in der genannten Richtung bahnbrechend wurde. — Unter den vielen Verdiensten, die er sich um die Anstalt zu Pforzheim erworben hat, möchten wir nur namhaft machen die Einführung hygienischer Verbesserungen, die Neuschaffung zweckmäßiger innerer Einrichtungen und sein erfolgreiches Mitarbeiten an der Durchführung der zwanglosen Behandlung der Geisteskranken. — Fernstehende hielten ihn für eine einseitige Verstandesnatur, allein im engen Freundeskreise zeigte er sich einer Tiefe der Empfindung fähig, die alle an ihn fesselte. Seine Krankheit und seine persönliche Bedürfnißlosigkeit mögen ihn manchmal in ein falsches Licht gestellt haben. In früheren Jahren, als er noch Musik pflegte, bestand sein einziger Luxus in den Ausgaben für ein vorzügliches Klavier, in späteren Jahren suchte er Kunst- und Naturgenuß auf wiederholten Urlaubsreisen. Franz Fischer.

Adam Pfaff

stammt aus der Familie eines Handwerksmannes zu Kassel; als der älteste von acht Geschwistern wurde er am 1. März 1820 geboren. Ein Fußleiden, das ihn im 14. Jahre auf's Krankenlager warf, die beschränkten Vermögensverhältnisse der Familie und der frühe Verlust der Eltern zwangen ihn, das begonnene Gymnasialstudium zu unterbrechen; mit 16 Jahren, von seinen Leiden geheilt, trat er als Expedient in den Kanzleidienst beim Obergericht zu Kassel ein, um mit dem kärglichen Verdienst auch noch für die Erziehung seiner jüngeren Geschwister zu sorgen. In den sieben Jahren dieses Subalterndienstes gelang es ihm während der freien Stunden und die Nächte zu Hilfe nehmend, als sein eigener Lehrer die Gymnasialbildung nachzuholen; im 23. Lebensjahr bestand er das Maturitätsexamen in Hersfeld und bezog 1843 als Student der Theologie und Philologie die Universität Marburg. Hier erwarb er sich in vierjährigem Studium eine umfassende Kenntniß der griechischen und römischen Klassiker und vertiefte sich gleichzeitig in das Studium der Geschichte; durch eine Schrift über die homerischen Studien des Grammatikers Aristophanes von Byzanz erwarb er 1847 den Universitätspreis. Im Anfang des Jahres 1848 bestand er die kurhessische Staatsprüfung für das Lehrfach an Gelehrtenschulen und erhielt auf Grund einer Dissertation über die homerischen Antiquitäten den Doktortitel der Marburger Hochschule. Auf dem Scheidewege zwischen der praktischen Laufbahn als Gymnasiallehrer und dem Lebensgange als akademischer Dozent wurde er durch die Bewegung des Jahres 1848 in eine neue Richtung hineingetrieben, welche ihn für lange Jahre aus seinem eigentlichen Berufe und aus seiner Heimath verschlagen sollte. — Durch seine Beziehungen zu dem schon damals hoch angesehenen Anwalt der kurhessischen Verfassung, Friedrich Oetker, wurde der 28jährige A. Pfaff bewogen, als erster Redakteur sich der Herausgabe der von Oetker im März 1848 zur Vertretung des verfassungsmäßigen Rechts gegründeten »Neuen Hessischen Zeitung« in Kassel zu widmen. Zwei sturmvolle Jahre hindurch hat sich A. Pfaff in dieser aufreibenden Thätigkeit als eine treffliche schriftstellerische Kraft und als ein ganzer Mann bewährt. Mit gesundem Sinn für das Mögliche trat er dem Andrange der Kasseler und Hanauer Demagogen entgegen, welche mit wüstem Geschrei dem nebligen Ziele eines allgemeinen Umsturzes zustrebten; ebenso mannhaft und unermüdlich aber vertheidigte er mit schneidiger Feder und

Digitized by Google

beredtem Wort das gute kurhessische Verfassungsrecht gegen die von oben kommenden Umsturzbestrebungen. Noch nach dreißig Jahren hat Fr. Oetker in den »Lebenserinnerungen« seinem Schüler und Freunde Adam Pfaff bezeugt, daß er »ihm ein tapferer und fröhlicher Mitstreiter gewesen und ihm in guten und bösen Tagen ein treuer Genosse geblieben sei«. Und es hat denn auch die beiden Männer bis zu dem im Jahre 1881 erfolgten Tode Oetker's ein durch mannigfache Begegnungen immer wieder neu gefestigtes Band der Freundschaft verbunden, einer Freundschaft, welcher Ad. Pfaff in der 1883 herausgegebenen Schrift »Zur Erinnerung an Friedrich Oetker« ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. — Als der Verfassungskampf in Kurhessen gegen Ende des Jahres 1850 mit der Bundesexekution einen vorläufigen Abschluß erhielt, wendete sich der Zorn der siegenden Partei insbesondere auch gegen Oetker und Pfaff, als die Begründer der »Neuen Hessischen Zeitung«. Die Herausgabe der Zeitung selbst wurde verboten, gleichzeitig gegen Oetker und Pfaff ein strafgerichtliches Verfahren eingeleitet. Um den Kampf auf günstigerem Boden weiter zu führen, begab sich Adam Pfaff im Herbste 1850 nach Gotha und dann nach Göttingen und ließ an diesen Orten die »Neue Hessische Zeitung« unter manchen Schwierigkeiten in einzelnen Nummern weiter erscheinen. Am 28. Dezember 1850 wurde die letzte Nummer dieser Zeitung in Göttingen mit einer Ansprache der beiden Freunde veröffentlicht, welche der Hoffnung Ausdruck gab, daß die öffentliche Stimme des Rechts, wenn auch vorübergehend unterdrückt, sich doch auf die Dauer Gehör schaffen werde. In Braunschweig fand A. Pfaff in der ersten Hälfte des Jahres 1851 ein vorläufiges Asyl in anregender Gesellschaft, darunter Oetker und der Professor Baumgarten, damals Redakteur der »Deutschen Reichszeitung«; hier suchte Pfaff durch eine lebhafte journalistische Thätigkeit der Sache des kurhessischen Volks zu nützen und für eine unter der Führung Preußens zu vollziehende Neugestaltung des deutschen Vaterlandes zu wirken; namentlich aber erhielt hier die Stimme des Rechts das versprochene Gehör durch eine ausführliche Darstellung der kurhessischen Ereignisse, welche er im Jahre 1851 unter dem Titel »Das Trauerspiel in Kurhessen« veröffentlichte. — Da in Folge des in Kassel wegen Ausbreitung von Mißvergnügen wider die kurhessische Staatsregierung gegen Pfaff anhängigen Strafverfahrens seine Auslieferung beantragt wurde, sah sich A. Pfaff genöthigt, die deutsche Heimath zu verlassen und im Herbst 1851 nach Brüssel überzusiedeln. — Hier lebte er etwa vier Jahre lang, theils seinen geschichtlichen Studien, theils der journalistischen Thätigkeit durch Korrespondenzen für deutsche Zeitungen, theils der praktischen Beobachtung des belgischen Landes und seiner Zustände sich widmend; dabei hatte er das Glück, neben manchen neuen Bekanntschaften im Winter und Frühjahr 1854/55 auch den alten Freund Oetker bei sich zu sehen. Eine Frucht seiner praktischen Beobachtungen war eine Studie, die Pfaff in dieser Zeit über den »Pauperismus in Flandern und die vom Staat und den Kommunalverbänden dagegen ergriffenen Maßregeln« erscheinen ließ. Und fast gleichzeitig gab er 1852 den ersten Band seiner »Deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart« heraus; bis zum Jahr 1864 war der 4. Band dieses Werkes erschienen, der bis zu den Anfängen des 30jährigen Kriegs reicht. Die Vollendung dieses Werks war das Ziel seines Lebens; obwohl er unermüdlich daran arbeitete und einen großen Theil desselben bis zu seinem Tode weiter gefördert hatte, sollte ihm in der mannigfachen praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit der Abschluß dieses Werks nicht mehr gelingen. Seine Absicht bei der Abfassung dieser deutschen Geschichte war nicht, durch eingehende Quellenforschung und archivalische Untersuchungen neue Thatsachen an's Licht zu fördern, sondern er wollte unter Benützung der von den tüchtigsten Forschern erschlossenen Materialien dem deutschen Volke eine klare, lebensvolle und vom vaterländischen Geist

Digitized by Google

durchwehte Darstellung seines geschichtlichen Werdens geben. — Aus dem vierjährigen Exil in der Fremde und der unsichern literarischen Thätigkeit sehnte Pfaff sich zurück in deutsches Land und in praktische gesicherte Wirksamkeit. Diese Sehnsucht wurde wenigstens theilweise dadurch erfüllt, daß er im Frühjahr 1855 einen Ruf als Professor der Geschichte und Geographie an das Gymnasium des schweizerischen Kantons Schaffhausen erhielt. Pfaff nahm diesen Lehrauftrag an, dem sich 1857 noch der Vortrag über schweizerisches Staatsrecht anschloß, und bekleidete die Professur am Schaffhauser Gymnasium während 23 Jahren mit großem Erfolg, von seinen Schülern geliebt, in der neuen Vaterstadt wegen seines tüchtigen Charakters, seiner wissenschaftlichen Bedeutung und seines Frohmuths hoch geachtet. Als er im Anfange der 60r Jahre zwei ehrenvolle Berufungen, die eine an eine angesehene Berliner Zeitung, die andere an eine höhere deutsche Lehranstalt, abgelehnt hatte, bezeugte ihm im Jahre 1862 die Schaffhauser Regierung ihre besondere Werthschätzung durch ausdrückliche Anerkennung seiner ausgezeichneten Lehrerfolge und durch die gegenüber dem Ausländer seltene Verleihung des Ehrenbürgerrechts. Jetzt fand er auch ein in dem bisher stürmischen Lebensgange vermißtes Familienglück in der am 6. Oktober 1862 erfolgten Verehelichung mit einer geliebten Frau, Marie Freuler aus Schaffhausen; zu seinem großen Schmerze wurde diese Ehe schon am 3. Mai 1864 durch den Tod der Gattin gelöst. — Neben der pflichttreuen Versehung seines Lehramtes und der rüstigen Förderung seines Werks über die deutsche Geschichte verlor Pfaff doch nie die Lust am praktischen politischen Wirken. Er besorgte eine Zeit lang mit Eifer und unter manchen Kämpfen die Redaktion des »Schaffhauser Tagblatts«, er schrieb namentlich in den Jahren 1860—1870 für die von Oetker neu gegründete »Hessische Morgenzeitung« viele Leitartikel, welche den Gang der nationalen Entwicklung in Deutschland mit sicherem Blicke voraussahen; er gehörte zu denen, welche die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung schon vor der Katastrophe von 1866 als die einzig mögliche Lösung verfochten; er vertrat namentlich auch schon am 16. September 1859 auf die Aufforderung Oetker's hin als einer der Theilnehmer der in Frankfurt stattfindenden Versammlung zur Gründung des Deutschen Nationalvereins einen auf Annahme der preußischen Spitze gerichteten Antrag. Vornehmlich aber entfaltete er im Jahre 1870 von Schaffhausen aus für die Sache des deutschen Vaterlandes eine regsame literarische Thätigkeit und gab in dem zum Besten der deutschen Invaliden veröffentlichten zweibändigen Werke »La grande nation« auf Grund der Zeitstimmen ein treues Abbild vom Reden und Thun der beiden Völker, die soeben den gewaltigen Nationalkampf beendet hatten. — Es hatte zwar Professor Pfaff in Schaffhausen manchen Freund und viele Anregung gefunden, so besonders im Umgange mit dem genialen Schöpfer der Schaffhauser Wasserwerke, Heinrich Moser, dessen Lebensbild er 1875 veröffentlichte; es war ihm auch gelungen, sich in die Eigenthümlichkeiten des schweizerischen Charakters und der schweizerischen Geschichte zu versenken, wovon insbesondere seine im Jahr 1870 erschienene wissenschaftlich werthvolle Schrift »Ueber das Staatsrecht der alten Eidgenossenschaft bis zum 16. Jahrhundert« Zeugniß ablegt. Dennoch aber war er ein ganzer Deutscher geblieben, und es war ihm daher die Erfüllung eines tiefen Herzenswunsches, als ihm nach langer Verbannung im Frühjahr 1878 durch eine Berufung auf den Lehrstuhl für Geschichte und Literaturgeschichte am Karlsruher Polytechnikum die Aufgabe ward, seine wissenschaftliche Lehrkraft im Dieste einer deutschen Hochschule zu bethätigen. Schon am Abend seines Lebens hat der fast Sechzigjährige mit dem ihm eigenen Eifer sich dem neuen akademischen Berufe hingegeben; neben der Vorbereitung für sein umfassendes Lehrgebiet fand er noch Zeit zu wissenschaftlicher Thätigkeit, von welcher manche Aufsätze in Zeitschriften,

Digitized by Google

die Biographie Oetker's und das die Fortsetzung seiner deutschen Geschichte enthaltende unvollendete Manuskript Zeugniß ablegen. Auch das schon seit Jahren sich ausbildende Leiden, welches die kräftige Natur zum Grabe zog, hielt ihn nicht ab, seine Lehrvorträge noch bis wenige Wochen vor seinem Tode fortzusetzen, der am 23. Januar 1886 erfolgte. — Sein reiches Wissen hat sich Adam Pfaff in einem eigenartigen Lebensgang erworben, durch nächtliches Privatstudium in den Freistunden eines kümmerlichen Bureaudienstes und durch energische wissenschaftliche Arbeit in den Pausen eines die schönsten Jahre des Mannesalters füllenden journalistischen Kampfes. Der Erwerb des Wissens und die erworbenen Kenntnisse befriedigten aber seinen auf praktische Wirksamkeit gerichteten Geist nicht; es war ihm ein Lebensbedürfniß, sein Wissen Andern mitzutheilen in Lehre und Schrift, und dadurch für Erweckung einer vaterländischen Gesinnung zu wirken. Pfaff hatte den zähen und gleichzeitig maßvoll klugen Charakter des kurhessischen Stammes; mitten im harten Kampfe gegen die Regierung seines Heimathlandes und in den bittern Tagen der Verfolgung und Verbannung bewahrte er stets den strengen Sinn für's Recht und die monarchische Gesinnung; auch als er mit der Schweiz durch Lehramt und Familie für Jahrzehnte in engste Verbindung getreten war, blieb sein ganzes Trachten und seine schriftstellerische Thätigkeit immer der deutschen Heimath und der Neugestaltung des deutschen Staatswesens zugewendet. Und ein gütiges Geschick hat es ihm vergönnt, nach langer Wanderschaft in der Erde des neuen Deutschlands zu ruhen. (Karlsruher Zeitung 1886 Nr. 28 Beilage).

Franz von Pfeuffer

stammte in 4. Generation von dem kurpfälzischen Geheimen Rath, Lehensprobst und Generalkriegsauditeur Gabriel v. Pfeuffer ab, welcher vom Kurfürsten und Reichsverweser, Pfalzgraf Karl Philipp, im Jahre 1742 in den Adelstand erhoben worden war. Sein Vater, der im Jahre 1852 zu Karlsruhe verstorbene Edmund v. Pfeuffer, war in seiner Jugend in kurpfälzischen Kriegsdiensten gestanden. Er war mit Luise v. Geiger, der Tochter eines im vorigen Jahrhundert blühenden elsässischen Patriziergeschlechts vermählt gewesen, welches dann durch die französische Revolution um Hab und Gut gekommen war. Edmund v. Pfeuffer, an dessen freundlich-ehrwürdige Greisengestalt sich noch manch' älterer Einwohner von Karlsruhe erinnern mag, hatte nach schwerer Schule der Entbehrung in dieser Stadt eine Anstellung als Registrator im Kriegsministerium gefunden. Er erreichte das Alter von 85 Jahren und starb in den Armen seines in innigster Liebe und Verehrung an ihm hängenden Sohnes. Franz v. Pfeuffer, 1808 in Karlsruhe geboren, besuchte 1818—1828 das Lyceum daselbst, sodann die Hochschulen von München und Heidelberg, legte 1832 die juristische Staatsprüfung ab und trat als Hilfsarbeiter zunächst beim Stadtamt Karlsruhe, sodann beim Großherzoglichen Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheit in Funktion. Im Jahre 1836 vorübergehend bei der Gesandtschaft in Bern verwendet, wurde er noch im gleichen Jahre als Legationssekretär bei dem Ministerium angestellt. Von 1838—1840 war er interimistisch der Gesandtschaft in Stuttgart beigegeben gewesen. — Im Jahre 1843 wurde er als rechtsgelehrtes Mitglied bei der Direktion der Posten und Eisenbahnen zum Postrath, 1850 zum Legationsrath im Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Diesem Ministerium gehörte er bis zum Ende seiner dienstlichen Laufbahn an, und zwar seit 1860 als Geheimer Legationsrath, seit 1868 als Geheimer Rath 2. Klasse. Seit 1867 hatte er zugleich die Funktion eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am Großherzoglich hessischen Hofe

Digitized by Google

bekleidet. Nach 39jährigem Dienste in vielfach bewegter Zeit trat er 1872 in den Ruhestand. Neben zahlreichen ausländischen Orden schmückte ihn das Kommandeurkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwenordens. Am 26. August 1844 hatte er sich mit Hermine, geb. v. Gulat-Wellenburg, vermählt. Am 26. August 1883, seinem Geburts- und Vermählungstage, entschlief er nach kurzem schweren Leiden. Das Glück seines Familienlebens war durch den 1875 erfolgten Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes schwer erschüttert worden. — Franz v. Pfeuffer hat während 39 Jahren zwei Landesherrn und seinem Vaterland treue und erfolgreiche Dienste geleistet; er war ein Mann tiefer, überzeugtester Religiosität. Das Bild seiner Persönlichkeit wäre unvollkommen, wollte man nicht des freundlichen und geistvollen Humors erwähnen, welcher den Umgang mit ihm würzte und ungemein anziehend gestaltete. Seine Begeisterung für die Kunst war von deren gründlichem Verständniß getragen, und seine treffenden Urtheile fußten auf feinstem Geschmack. Er selbst übte die Kunst in einer den Dilettantismus weit überragenden Höhe und Bedeutung. Die landschaftlichen Aquarelle von seiner Hand, welche Freunde und Verwandte besitzen und deren er eine bedeutende Anzahl hinterließ, ertragen das kritischste Urtheil des Künstlers, und ist namentlich die Behandlung des Lichts und der Architektur geradezu meisterhaft. An die Oeffentlichkeit zu treten war er nicht zu bewegen. Nur in wenigen Exemplaren existirt noch das Zeugniß für eine einzige Ausnahme. Im Jahre 1828 hatte er eine Reise unternommen, welche auch nach Salzburg führte. Vom Garten des Kapuzinerklosters aus nahm er damals die Stadt und die prächtige Landschaft auf; nach dem — noch vorhandenen — Original fertigte im gleichen Jahre Kupferstecher Wichtermann in Karlsruhe eine gut gelungene Stichausgabe. Im Vordergrund finden sich die porträtähnlichen Gestalten des Malers und seines Freundes, des 1889 verstorbenen Anwalts Rudolf Kusel. E. v. G.

Felix Picot

wurde am 25. Januar 1831 in Freiburg, wo sein Vater, der nachmalige langjährige Polizeidirektor von Karlsruhe, damals Beamter war, geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Lyceum zu Karlsruhe; Medizin studirte er auf den Universitäten Heidelberg, Freiburg und Würzburg. In den Jahren 1853 und 1854 bestand er die damals noch nach den drei Fächern getrennten Staatsprüfungen und unternahm dann wissenschaftliche Reisen nach Prag, Wien und Paris. Im Frühjahr 1856 ließ er sich in Karlsruhe nieder, wo er von nun an mit nur vorübergehender Unterbrechung bis zu seinem frühen Ende während der nächsten 26 Jahre in seinem Berufe thätig war. Im Jahre 1859 ließ er sich bestimmen, in den Militärdienst zu treten, und wurde am 7. Mai als Oberarzt im damaligen badischen Jägerbataillon angestellt. Als dann seine Hoffnung, mit den deutschen Truppen am österreichisch-französischen Kriege Antheil nehmen zu dürfen, nicht in Erfüllung ging, so suchte er sich wenigstens durch eine Urlaubsreise in die Lazarethe in Oberitalien zu entschädigen. Als im Herbste 1864 sein Bataillon die Garnison wechselte, wurde er zu dem damals in Karlsruhe vereinigten 5. Infanterie-Regiment versetzt und wenige Monate nachher zum Feldartillerie-Regiment. Bei der Mobilmachung wurde er mit der Stellung eines ordinirenden Arztes im Haupthospitale betraut, mit dessen erster Abtheilung er hervorragenden Antheil an deren raschen und schönen Etablirung in Weinheim und später in Mosbach nahm, aber nicht zur eigentlichen Thätigkeit bei der Behandlung Verwundeter kam. Diese neue Enttäuschung und wohl auch der Gang der politischen Ereignisse reiften seinen Entschluß, aus dem Dienste wieder auszutreten. Unter dem 21. September 1866 erhielt

Digitized by Google

er die nachgesuchte Entlassung und widmete sich von da an fast ausschließlich der ärztlichen Praxis. Als aber dann 1870 der große Krieg ausbrach, da konnte er doch der nationalen Idee nicht widerstehen. Er betheiligte sich zunächst eifrig bei der freiwilligen Krankenpflege, namentlich bei der Bereitstellung der Lazarethe und der Ausbildung der Hilfsmannschaft, und führte letztere auch bei einer am 4. September unternommenen Expedition bis nach Remilly und Courzelles vor, um Verwundete in die Heimath zu schaffen. Schon vorher hatte er im Hinblick auf die Vortheile der militärischen Uniform eingewilligt, auf Kriegsdauer wieder Dienst zu nehmen, und war am 4. August als Feldarzt mit Hauptmannsrang und seiner früheren Anciennetät dem Großherzoglichen Kriegsministerium zur Verfügung gestellt worden. Das dringende Verlangen nach unmittelbarem Wirken auf dem Kriegsschauplatze selbst brachte ihn schon Mitte September zum Belagerungscorps vor Straßburg, wo er dann auf seinen Wunsch beim 5. badischen Feldlazareth, das damals in Bendenheim stand, eingetheilt wurde. Mit diesem rückte er später bis nach Dijon vor, wo seiner reiche Thätigkeit wartete. Nach dem zweiten Gefecht bei Nuits ward ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Transport des verwundeten Prinzen Wilhelm von Baden in die Heimath zu leiten. Nach wenigen Tagen zurückkehrend, fand er das 14. Corps auf seinem Rückzug in Besoul und wurde, da sein Lazareth mit vielen Verwundeten in Feindeshand zurückgelassen worden, einstweilen dem dortstehenden 10. (preußischen) Feldlazareth des Corps zugetheilt, wo sich reichliche Arbeit für ihn fand, aber auch, während des Aufmarsches des Corps vor Belfort, vorübergehende Gefangenschaft. Der Waffenstillstand brachte ihm dann auch die wohlverdienten äußeren Zeichen der Anerkennung, das Eiserne Kreuz und das Ritterkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwenordens mit Schwertern. Mit der Demobilisirung schied er wieder aus dem Militärdienste aus, in ungewöhnlichem Maße begleitet von der Hochachtung seiner Vorgesetzten, von der warmen Anhänglichkeit seiner Kameraden und Kollegen. Die nachfolgenden elf Jahre seines viel zu kurzen, aber segensreichen Lebens widmete er nicht ausschließlich der Wissenschaft und seiner ausgedehnten Privatpraxis. Er fand immer noch Zeit für das, wozu ihn sein Sinn für gemeinsames Wirken trieb. Das war zunächst und vor Allem die Förderung des durch die Zeitverhältnisse gebotenen engeren Anschlusses der Aerzte unter sich, wie er sich im Vereinsleben auszusprechen hatte. Sieben Jahre lang war er mit großem Eifer und dankenswerthem Erfolge Vorsitzender des Aerztlichen Kreisvereins Karlsruhe, und als er, blos um neuen Kräften Platz zu machen, im Jahre 1881 dieses Amt niederlegte, ergriff die Gesellschaft der Karlsruher Aerzte mit Freude die Gelegenheit, ihm ihren damals eben durch Krankheit leer gewordenen Präsidentenstuhl anzubieten, nachdem er zuvor schon viele Jahre lang als Bibliothekar und als Instrumentarius dem Vorstande angehört hatte. — Auch die in loserem Zusammenhang mit dem ärztlichen Berufe stehende Vereinsthätigkeit hatte sich seiner Mitwirkung zu erfreuen. Der Männerhilfsverein wie der Gesammtvorstand des Landeshilfsvereins vom Rothen Kreuze, das Komitee für Ferienkolonien hatten an ihm einen fast unentbehrlichen Berather. Auch der Naturwissenschaftliche Verein konnte sich seiner aktiven Theilnahme erfreuen und noch in letzter Zeit erwählte ihn die Geographische Gesellschaft zu ihrem Vorsitzenden. Sogar zu hygienischen Vorträgen im früheren Literarischen Verein und im Arbeiterbildungsverein fand er noch Zeit und Lust. Die vielen Dürftigen, welche nach seinem frühen Tode um ihn trauerten, zeigten, was er sonst noch in aller Stille gethan. Das dabei unablässig hervortretende und durch wiederholte wissenschaftliche Reisen bethätigte Bestreben, sich in seinem eigensten Berufe auf der Höhe des Wissens und Könnens zu erhalten, hielt ihn nicht ab, sich auch auf

Digitized by Google

seinem Lieblingsgebiete, der Kunst und ihrer Geschichte, allseitig empfangend und allseitig anregend zu bewegen. Eine spät (1872) geschlossene überaus glückliche Ehe mit Fräulein Kathinka Wachs führte ihm dazu mit der Gattin eine gleichgestimmte hochbegabte Begleiterin zu. Sein nach allen Richtungen glückliches und reich gesegnetes Leben und Wirken fand leider ein frühes Ende. Er hatte am 14. Juli 1882 noch Krankenbesuche gemacht, war dann am Nachmittag von heftiger Bauchfellentzündung in Folge einer Perforation des Darmfortsatzes ergriffen worden und erlag schon am 17. Juli Abends 6 Uhr dieser mörderischen Krankheit. — Sein jäher, ihn in der Vollkraft seiner Jahre hinraffender Tod hat bis in weite Kreise hinaus alle Herzen bewegt. »Sein frisches, heiteres Wesen hat manch' düsteres Krankenzimmer erhellt, sein klarer Blick manchen bangen Zweifel gelöst, sein energisches Vorgehen manche Sorge vertrieben, sein warmes, volles Herz manchen Schmerz gestillt«, so schrieb die Feder eines Laien in seine Personalien. »Unser Verlust ist unersetzlich, wir beweinen in dem Heimgegangenen einen edlen, biederen Charakter, einen wohlwollenden, stets hilfebereiten Arzt, einen aufopferungsfähigen, treuen Kollegen, einen Freund und Mann in des Wortes edelster Bedeutung«, so lauteten die im Namen der Aerzte am offenen Grab gesprochenen Worte. — Und so wird auch sein Bild in Allen, die ihm irgend näher standen, fortleben. Tüchtig und zuverlässig vor Allem verband er mit heiterem, lebhaftem Wesen eine seltene Liebenswürdigkeit, welche auch den mit gutmüthigen Sarkasmen überschütteten Gegner nicht böse werden ließ, ein belebendes Element war er im Kreise der Seinen, wie der Kollegen und der anderen Freunde, Anregung nach allen Seiten spendend und aufnehmend. Leicht zu gewinnen war er für alles Gemeinsame, ob nützlich, ob schön, und dann fand es bei ihm nicht blos Zustimmung, sondern eifriges, thätiges Mitwirken. In ernsten Zeiten aber, im Frieden wie im Kriege, traten seine glänzendsten Eigenschaften hervor, rasches, sicheres Ueberschauen der Lage und darauf alsbald festes, energisches Thun. — Es wird darum auch in der Zukunft Wahrheit bleiben, was an seinem Sarge gesagt wurde: »Er hat viel Liebe um sich verbreitet und Viele sind, die seiner gern, treu und dankbar gedenken werden auf allen ihren Wegen«. (Adolf Hoffmann in den »Aerztlichen Mittheilungen aus Baden«, 36. Jahrgang 1882 Nr. 16.)

Jakob Theodor Plitt.

Die Vorfahren des 1886 als Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg verstorbenen Professors D. J. Th. Plitt waren in 3 Welttheilen zerstreut. Seine väterliche Familie stammt aus Hessen, aber sein Großvater war Kaufmann in Hamburg, wo auch sein Vater Joh. Jak. Plitt geboren wurde. Seine Mutter, Agnes Salome Schumann, war die Tochter eines Missionars zu Trankebar in Ostindien und dieser der Sohn eines Missionars in Surinam, des »Apostels der Arawaken«. Diese Verhältnisse hängen zusammen mit der Vielseitigkeit der Herrnhuter Brüdergemeinde, welcher die Familien Plitt und Schumann angehörten. — Jakob Theodor Plitt erblickte das Licht der Welt am 4. April 1815 in Königsfeld, der Herrnhuter Kolonie auf dem badischen Schwarzwald, wo damals sein Vater Prediger und Anstaltsgeistlicher war. Dieser kam 1821 als Pfarrer nach Neudietendorf und starb 1837 in Herrnhut. In dem Hause herrschte der Geist gesunder, aufrichtiger Frömmigkeit und herzlicher Pietät. Als die Mutter 1825 ihr Ende nahen fühlte, nahm sie Abschied von dem 10jährigen Sohne mit den Worten: »Werde wie dein Vater ist, dann bin ich beruhigt.« Der Lebens- und Bildungsgang unseres Plitt ist folgender: Er besuchte zuerst die Ortsschule in Neudietendorf, kam 1826 nach Niesky, wo er das Pädagogium absolvirte, und trat mit 18 Jahren in das theologische Seminar zu

Digitized by Google

Gnadenfeld ein. Bis hierher hatte sich sein Weg in den Bahnen Herrnhutischer Bildung bewegt. Sie hielt ihn in den Schranken solider Lebensweise, vermochte aber im christlichen Glauben ihn nicht zu vertiefen. »Ich lebte im ganzen,« bekennt er selbst, »in den Klassikern. Hesiodus gefiel mir besser als die Psalmen, Aeschylus und Sophokles besser als Hiob und, mit Beschämung sage ich es, Plato besser als Christus.« Aus jenen Herrnhutischen Bahnen trat der 20jährige Jüngling heraus, ohne jedoch die Beziehungen zur Brüdergemeinde zu lösen, als er 1835 zur Fortsetzung und Vollendung seiner theologischen Studien die Universität Berlin bezog. Als Student hielt er 1837 seine erste Predigt in Rixdorf bei Berlin. In dieser Studienzeit vollzog sich an ihm eine innere Wandlung, die er mit den Worten beschreibt: »Ohne eigentliche Erweckung, oder wie man dies nennen will, wurde mir durch meine Vernunft die Haltlosigkeit meines bisherigen Rationalismus klar. Ich gelangte zu dem festen Glauben an die Gottheit Christi. Mein religiöser Standpunkt wurde derjenige der orthodoxen evangelischen, oder näher bestimmt lutherischen Dogmatik.« Neander, Twesten, Gerhard, F. Strauß, Hengstenberg übten einen bedeutenden Einfluß auf Plitt aus; er erweiterte auch seine philologischen Kenntnisse durch das Studium der arabischen und syrischen Sprache, und seine 4 Berliner Semester verschafften ihm einen so reichen Schatz des Wissens, daß er meinte, »er hätte sich ganz gut als Privatdozent habilitiren können«. Aber auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters übernahm er 1837 gegen seine auf eine akademische Laufbahn gerichtete Neigung die Stelle eines Lehrers in der Herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Neuwied und wurde 1840 in gleicher Eigenschaft nach Gnadau versetzt. Diese Thätigkeit befriedigte ihn sehr wenig, er begab sich darum schon im Spätjahr 1840 nach Heidelberg, um sich für den praktischen Kirchendienst in Baden zu befähigen, und zwar als Mitglied des dortigen Predigerseminars unter Leitung des Direktors, Professors Richard Rothe. Von ihm und dem zweiten Seminarlehrer, Stadtpfarrer Dittenberger, redete Plitt stets mit großer Dankbarkeit; bei Lewald, Umbreit und Ullmann dagegen habe er nichts gelernt. Im Dezember 1841 bestand Plitt in Karlsruhe die theologische Staatsprüfung als der erste unter 6 Examinanden und wurde unter die Pfarrkandidaten aufgenommen, nachdem er vorher die Erklärung abgegeben hatte, »daß er sich zur evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogthums Baden nach dem Inhalt ihrer Unionsurkunde bekennen wolle«. Damit geschah auch formell sein Austritt aus der Brüdergemeinde. Seine erste Verwendung fand er als Vikar in Neckargemünd. Hier verheirathete er sich mit Bertha, geb. v. Scheibler, aus Iserlohn, der Witwe eines Aachener Fabrikanten Pastor. Nach dem 1864 erfolgten Tode derselben schloß er 1868 eine zweite Ehe mit Emilie v. Westhoven aus Wiesbaden. Aus jeder dieser Verbindungen ist noch eine Tochter vorhanden. Der Gatte und Vater hat in seinem häuslichen Leben neben mancherlei Sorge und Leid auch viel Befriedigung, Liebe und Glück erfahren und bei seinem ausgeprägten Familiensinn beides tief empfunden. — Schon im April 1842 wurde Plitt als Pfarrverweser nach Karlsruhe berufen und erhielt 1845 den Titel und Rang als Stadtpfarrer. Er wirkte hier neben Sachs, Deimling und Hausrath als sehr beliebter Prediger und Seelsorger. In einem theologischen Kränzchen mit Bähr, Hausrath, Ehrenfeuchter, Holtzmann und Maurer fand er erwünschte wissenschaftliche Anregung und Förderung. Der Großherzog Leopold war ihm geneigt, dem Hause des Markgrafen Wilhelm stand er nahe. Zwar wurde ihm einmal wegen der begangenen »Mißgriffe« in einer Predigt beim Trauergottesdienst für die im Karlsruher Theaterbrand (28. Februar 1847) Verunglückten die Mißbilligung der Kirchenbehörde ausgesprochen, er erfuhr aber auch die Genugthuung, daß

Digitized by Google

der Großherzog Leopold die von ihm, besonders auch in seiner Predigtthätigkeit bewiesene Loyalität während der Revolutionszeit 1849 ehrend anerkannte. Es ist von Plitt ein ziemlich umfangreiches Manuscript vorhanden: »Erinnerungen an die Revolution im Großherzogthum Baden im Jahre 1849«, von dem wegen seiner genauen Beobachtungen und treffenden, anschaulichen Schilderungen selbsterlebter Vorgänge zu wünschen wäre, daß es durch den Druck noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht würde. Ueber seine Haltung in jener bewegten Zeit bemerkt später der Verfasser selbst: »Die Jahre 1848 und 1849 waren für mich außerordentlich interessant durch unsere beiden Revolutionen. Ich war damals schon ebenso konservativ, als ich es jetzt bin, und habe in meinen Predigten und sonstigen Aeußerungen dermaßen provozirt, daß ich viel mehr verdient hätte, (von der Revolutionspartei) in das Gefängniß gesetzt zu werden, als dieser oder jener andere Geistliche.« In seiner theologischen Entwickelung wurde Plitt durch den Karlsruher Aufenthalt einen Schritt weiter geführt, den er mit den Worten kennzeichnet: »Es ging mir der Sinn für philosophisches Denken auf. Ich lernte Marheinecke verstehen und schätzen und wurde durch ihn natürlich auf Hegel hingewiesen. Ich erkannte, daß manche Bildungen der orthodoxen Dogmatik der Sphäre des Vorstellens angehören und durch spekulatives Denken zum Begriff verklärt werden müssen.« Und an einer anderen Stelle bemerkt er: »Ich konnte als Student Marheinecke durchaus nicht verstehen, erst viel später habe ich die Ueberzeugung gewonnen, die ich noch heute (1878) habe, daß nämlich die Marheinecke'sche spekulative Theologie die absolute, die einzig richtige Theologie ist.« Trotz des angenehmen, befriedigenden Lebens und Wirkens in Karlsruhe fehlte es nicht an persönlichen Verstimmungen; im Mai 1850 nahm Plitt eine Berufung an die zweite evangelische Pfarrei in Bonn an, wohl mit der Hoffnung, daß in der Universitätsstadt auch der Wunsch einer akademischen Wirksamkeit sich erfüllen dürfte. Aber erst 1853 erreichte er dieses Ziel, da er als Dittenbergers Nachfolger zum Stadtpfarrer, Universitätsprediger und zweiten Lehrer an dem damals von Direktor Schenkel geleiteten Predigerseminar in Heidelberg berufen wurde. Hier erwarb er sich 1854 durch eine lateinische Abhandlung über Cyrill von Jerusalem den Grad eines Licentiaten, wurde 1856 außerordentlicher Professor und 1859 von der Heidelberger Fakultät zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt. Er las am Seminar badisches Kirchenrecht und Pastorallehre und leitete mit Schenkel die homiletischen und katechetischen Uebungen. Die 7 Jahre der Heidelberger Wirksamkeit Plitts waren die bedeutendsten und nachhaltigsten, für ihn »die schönste Zeit seines Lebens«. Seine geistvolle, klare und warme Lehrweise gewann ihm eine ganze Reihe anhänglicher Schüler, welche heute noch, im praktischen Kirchendienst stehend, die ihnen durch Plitt gebotenen Kenntnisse und Fertigkeiten auf homiletischem und katechetischem Gebiet dankbar rühmen; in seiner eigenen Predigt- und Lehrthätigkeit erwies er sich mustergiltig und vorbildlich, die Gemeinde und die Kollegen schätzten ihn um seines treuen Eifers, seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit willen, welch' letztere einen treffenden Witz und gemüthlichen Humor nicht aus-, sondern einschloß. Aber auch an Reibungen und Kämpfen fehlte es nicht. Da diese mit unseren landeskirchlichen Verhältnissen der 50r Jahre sich berühren, so seien sie mit Plitts eigenen Worten beschrieben: »Ich erkannte bald, daß ein einträchtiges Zusammenwirken mit Schenkel für mich nicht möglich sei. Dies war keineswegs in Schenkels theologischer Richtung begründet, denn Schenkel war damals extrem orthodox, bedeutend orthodoxer als ich. Der Grund lag in der Charakterverschiedenheit. Ich will jedoch damit nicht sagen, daß ich nicht auch gefehlt habe.« Nach einigen Bemerkungen über die in jenen Jahren in der Leitung

Digitized by Google

und Richtung des evangelischen Oberkirchenraths eingetretenen Veränderungen fährt Plitt fort: »Man ging von Seiten des Oberkirchenraths in der positiven Reaktion zu weit und verfuhr in einer Weise, die uns Badensern nicht angenehm war. So positiv ich nun auch war, so erkannte ich doch, daß diese Art des Verfahrens nicht gut sei, und gerieth dadurch in Opposition gegen den Oberkirchenrath. Auf die Generalsynode 1855 wurde ich als Oppositionsdeputirter gewählt, während Schenkel, der aber wegen Krankheit der Synode nicht beiwohnen konnte, damals noch ganz auf der Seite des Oberkirchenraths stand. Die wichtigste Angelegenheit war die Einführung einer neuen Agende. Ich habe mich dieser mit aller Energie widersetzt, aber es fiel mir keine andere, als die traurige Rolle der Cassandra zu. Alles, was der Oberkirchenrath wünschte, ging glänzend durch.« Trotz dieser Opposition oder vielleicht wegen derselben hatte Plitt die Predigt beim Schluß der 1855r Generalsynode zu halten. Er wählte den Text: 2. Kor. 3, 4—18. Die Predigt liegt gedruckt vor und zeichnet sich aus durch geistvolle Textbehandlung, durch feine, versöhnliche und doch überzeugungstreue Ausführung. Bei der nun folgenden Agitation gegen die neu eingeführte Agende kam Plitt mit Schenkel vollends auseinander, weil Ersterer das stürmische, auf Beseitigung der Agende gerichtete Verfahren nicht billigte und eine Aenderung lieber durch die nächste Generalsynode gewünscht hätte. — »Zu Ostern 1860,« erzählt uns Plitt, »als gerade die neue Aera in Baden anfing, nahm ich mit tausend Schmerzen Abschied von meinem lieben Heidelberg. Jetzt weiß ich, daß ich nicht nach Gottes Willen gehandelt habe, indem ich dies that.« Er folgte einer Berufung des preußischen Kultusministers wieder nach Bonn als Professor der praktischen Theologie und Direktor des homiletischen Seminars. Der dortige Aufenthalt dauerte nur wenige Jahre und schlug nicht zu seinem Besten aus. Plitt hatte auf einer Romreise 1866 einen Brief an den Verleger der (ultramontanen) Kölnischen Blätter geschrieben und mit seiner Zustimmung hatte dieser einen Theil daraus veröffentlicht. Die darin enthaltenen Aeußerungen über den Papst, über Plitts Betheiligung an einer Audienz bei demselben und an verschiedenen römischen Ceremonien erregten in protestantischen Kreisen, namentlich auch in Bonn bei der Gemeinde und theologischen Fakultät, viel Anstoß und brachten den Verfasser in den Verdacht katholisirender Neigungen. Selbst das preußische Kultusministerium stellte ihn darüber zur Rede. Wenn auch jener Verdacht sich nicht bestätigte, so sah sich doch Plitt veranlaßt, seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst zu nehmen. Er siedelte Ende 1866 zum dritten Male nach Heidelberg über und erbat sich zugleich vom Badischen Oberkirchenrath die Wiederaufnahme in den badischen Kirchendienst. Da die Kirchenbehörde in den eben berührten Vorgängen nach eingehender Prüfung keinen Grund zur Ablehnung des Wunsches fand, so wurde unter dem 22. Februar 1867 »nach Berathung mit dem Generalsynodalausschuß Professor a. D. D. Plitt, dermalen in Heidelberg sich aufhaltend, auf sein Ansuchen wieder in die Reihe der evangelischen Landesgeistlichen aufgenommen«. Noch im gleichen Jahre wählte ihn die Gemeinde Dossenheim bei Heidelberg, um deren erledigte Pfarrstelle er sich beworben hatte, einstimmig zum Pfarrer. Seine Ernennung als solcher erfolgte durch Höchste Entschließung vom 26. August 1867. Auf dieser Landpfarrei an der Bergstraße verbrachte er in stiller, aber eindringlicher Wirksamkeit den Rest seines Lebens. Es ist bemerkenswerth und bezeichnend, wie der vielgereiste Gelehrte, der ehemalige Professor und Stadtpfarrer es verstand, den Landleuten, ihren Anschauungen, religiösen und bürgerlichen Bedürfnissen seelsorgerlich nahe zu treten und auch hier in Predigt und Jugendunterricht eine mustergiltige Popularität zu bewähren. Aus der Dossenheimer Zeit stammen noch 3 Schriften von

Digitized by Google

allgemeiner Bedeutung: die Pastoralbriefe, praktisch ausgelegt, 1872; der Katechismusunterricht nach dem Katechismus für die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogthum Baden, 1883; die Perikopen und Lektionen für die evangelisch-protestantische Kirche Badens erläutert, 1. Heft, 1886. Plitt starb in Dossenheim am 27. Mai 1886. Mit gründlicher theologischer Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Gebiete der praktischen Theologie, verband Plitt ein klares, besonnenes Urtheil, einen weiten Blick und eine umfassende allgemeine Bildung. Dazu war er nicht bloß durch seine Studien gekommen, sondern auch durch seine Reisen nach Norddeutschland, England, Schottland, Italien, Palästina. Die letztere hatte er mit Fliedner von Kaiserswerth gemacht. Die Frucht derselben ist ein anmuthig geschriebenes Buch: »Skizzen aus einer Reise nach dem heiligen Land, Ihrer Großherzoglichen Hoheit der Prinzessin Sophie von Baden gewidmet, 1853.« Von der Londoner Reise stammt das Heft: »Die Evangelischen Konferenzen, gehalten zu London vom 19. August bis 2. September 1846, kurz beschrieben», aus der Heidelberger Zeit ein gedruckter »Vortrag über die christliche Armenpflege, gehalten auf der Versammlung von Aeltesten und Diakonen aus den Kirchen des mittelrheinischen Deutschlands am 30. Mai 1855 zu Auerbach«. Der öfters wechselnde Aufenthalt Plitts brachte ihn mit bedeutenden Männern verschiedener politischer und kirchlicher Denkweise, Protestanten und Katholiken, in persönliche Beziehungen, so mit dem Prediger Goßner und dem Baron v. Kottwitz in Berlin, mit E. M. Arndt, Dahlmann, Perthes, Brandis, J. Dorner, Blenk, dem Berghauptmann v. Dechen, dem Kardinalerzbischof v. Geißel, den katholischen Professoren Dieringer und Döllinger. Auch der spätere Kaiser Friedrich III. suchte als Student in Bonn den Umgang Plitts. Die Frage, warum er selbst in den wissenschaftlichen und kirchlichen Bewegungen seiner Zeit nicht so hervorgetreten ist, wie er hätte sollen und können, mag man mit dem Hinweis auf eine gewisse Neigung zu friedfertiger Nachgiebigkeit und zu behaglichem Lebensgenuß zu beantworten suchen. Dabei darf aber nicht übersehen werden, wie er in die weitherzige, unionistisch gerichtete Herrnhuter Sinnesart hineingewachsen war, und wie eben die Objektivität des Standpunkts, welche er durch Welt- und Menschenkenntniß sich angeeignet hatte, von einer Theilnahme an den Zeitkämpfen ihn fernhielt. Zu bedauern bleibt es immerhin im Interesse der evangelischen Wissenschaft und Praxis, daß der Mann, dem als Theologe und Geistlicher ein so vielseitiges Wissen und ein so meisterhaftes Können zu Gebot stand, und der zugleich im mündlichen und schriftlichen Ausdruck der höchsten und tiefsten Gedanken ein bewunderungswürdiges Geschick der Einfachheit und Klarheit besaß, diese Gaben literarisch nur so sparsam verwerthete. Doll.

Ernst Sigismund Puchelt.

Nur Wenigen ist es beschieden, in ihre praktische Laufbahn in so jungen Jahren und mit zu solch hohen Erwartungen berechtigenden Erfolgen einzutreten, wie es bei Puchelt der Fall war, und von den wenigen so Bevorzugten erfüllt nur ein kleiner Theil diese Hoffnungen; er aber, der leider für seinen Beruf, die Wissenschaft, seine Familie und Freunde zu früh verschieden, hat dieselben nach allen Richtungen glänzend gerechtfertigt. — Am 8. November 1820 zu Leipzig geboren, hat er bereits im Juni 1842 in Heidelberg, wohin sein Vater im Jahre 1824 als Professor der Pathologie berufen worden war, die juristische Doktorwürde summa cum laude erlangt und im Juli darauf die Staatsprüfung als erster unter den Kandidaten bestanden. — Wenn er nun in kurzen Zwischenräumen zu immer höheren Richterstellen emporstieg, wenn ihm vielfache Auszeichnungen zu Theil geworden sind, so waren dies nur verdiente Anerkennungen

Digitized by Google

seines rastlosen, pflichtgetreuen Wirkens in seinem Berufe und für die Wissenschaft. — Schon im Jahre 1849 wurde er als Assessor beim damaligen Bezirksamte Wertheim angestellt, im Jahre 1851 zum Assessor beim Hofgerichte in Konstanz befördert, von da im Jahre 1854 in gleicher Eigenschaft zum Hofgerichte nach Bruchsal versetzt, wo im Jahre 1856 seine Ernennung zum Rathe erfolgte. Bis zum Jahre 1858 vertrat er hier die Staatsanwaltschaft, und von diesem Jahre an fungirte er wiederholt als Schwurgerichtspräsident. Im Jahr 1864 wurde er zum Direktor des damals neu errichteten Kreisgerichts zu Baden ernannt, im Jahr 1868 in die gleiche Stelle zum Kreisgerichte nach Heidelberg berufen und im Jahre 1869 zum Direktor des Kreis- und Hofgerichts zu Karlsruhe befördert. Am 14. Juli 1871 trat er als Rath beim damaligen Bundes-, späteren Reichs-Oberhandelsgericht in den Dienst des Reiches über, dem er bis zu seinem Lebensende, seit 1879 als Reichsgerichts-Rath, seine erprobte Kraft widmete. — Schon im Jahr 1869 wurden seine Verdienste durch Verleihung des Ritterkreuzes erster Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen gewürdigt, dazu kam im Jahre 1871 das Ritterkreuz des portugiesischen Christus-Ordens, später noch der preußische Rothe Adler-Orden vierter und im Jahre 1883 der gleiche Orden dritter Klasse. — Als Richter hat er sich stets ausgezeichnet durch rasche, scharfsinnige Auffassung und gewissenhafte Erfüllung der Pflichten seines hohen Berufes. Nicht in der strengen Anwendung des Buchstabens des Gesetzes fand er die höchste Aufgabe des Richters, sondern in seinem edeln Charakter und weichen Gemüthe entsprang das durch reiche, vielseitige Kenntnisse unterstützte Bestreben, auch menschlich gerecht zu sein, auf die gewissenhaft ermittelten und geprüften Umstände des Falles, soweit das Gesetz es gestattete, Rücksicht zu nehmen, nicht nur gerecht, sondern auch milde zu urtheilen. — Wesentlich gefördert wurde seine richterliche Thätigkeit durch seine unausgesetzte Pflege der Wissenschaft, auf deren Höhe er sich stets zu halten bestrebt war, für welche er auch selbst Bedeutendes geleistet hat. Durch zahlreiche Abhandlungen in den juristischen Zeitschriften des Landes wurde er dem Praktiker ein anregender, belehrender Führer; durch Fortsetzung der von Laubhard begonnenen Sammlung französischer Rechtsfälle in der von ihm gegründeten Zeitschrift für französisches Civilrecht, welche er auch wissenschaftlichen Abhandlungen zugänglich machte, hat er der Doktrin und Jurisprudenz dieses Rechtsgebietes eine Stätte geschaffen, wo die Praxis stets Belehrung und Anregung zu weiterem Forschen findet. — Ueberhaupt verstand er es, wie wenige, seine wissenschaftlichen Forschungen nutzbringend für den Praktiker zu gestalten. — Das beweisen seine vielen Kommentare größerer Gesetze. Seine Werke über Strafrecht — Ergänzende Gesetze der Großherzoglich badischen Strafgesetzgebung; Kommentar zum badischen Strafgesetzbuch; Kommentar zum Reichs-Strafgesetzbuch — wurden allgemein geschätzte Hilfsmittel für die Praktiker seines Heimathlandes. — Von seinem Kommentar des deutschen Handelsgesetzbuches war es ihm vergönnt, noch die dritte Auflage zu vollenden. — Seine Kommentare stellten nicht bloß zusammen, was schon von Anderen geschrieben und bereits entschieden worden ist, sondern mit dem ihm eigenen Fleiße und Scharfsinn suchte er selbst die Probleme und deren Lösung auf. — Bei Ausarbeitung der Kommentare zur Civil- und Strafprozeßordnung des Deutschen Reiches konnte er nicht auf ganz oder theilweise betretenen Pfaden wandeln und es verdiente deßhalb um so mehr Anerkennung, daß man darin über die meisten später entstandenen Kontroversen Andeutungen findet. — Durch Besorgung der sechsten Auflage des Handbuchs von Zachariä hat er sich als würdiger Schüler seines großen Lehrers bewährt, und seine selbständige Bearbeitung des französischen Hypothekenrechts hat in der Wissenschaft volle Anerkennung gefunden. — Eine solche vielseitige, reichhaltige

Digitized by Google

literarische Thätigkeit neben treuer Erfüllung der Pflichten des Amtes zeugt von seltener Arbeitskraft und Willensstärke. — Beide waren Puchelt in beneidenswerthem Maße zu Theil geworden und wurden von allen, welche ihn näher kannten, um so mehr bewundert, als er schon seit Jahren mit der Krankheit zu kämpfen hatte, welcher er unterlegen ist. — Des schweren Leidens ungeachtet widerstand er den Mahnungen seines Arztes und seiner Freunde, sich wenigstens einige Zeit Ruhe zu gönnen; bis wenige Wochen vor seinem Tode ließ er sich zu den Sitzungen fahren, wo er mit eisernem Willen die Schmerzen seines Leidens zu unterdrücken bemüht war. — Dabei nahm er nicht nur an den Geschicken unseres Vaterlandes fortwährend den innigsten Antheil, ein begeisterter Anhänger von Kaiser und Reich und den Bestrebungen der nationalliberalen Partei mit lebhaftem Interesse folgend, sondern er fand auch Zeit zu schöner, heiterer Geselligkeit im Kreise seiner Kollegen und Freunde. — Jedem, welcher das Glück hatte, in seine Familie eingeführt zu sein, wird sein gastliches Haus, in welchem er oft und mit sichtbarem Vergnügen seine Bekannten und deren Familien um sich und die Seinigen vereinte, in schönster, dankbarer Erinnerung verbleiben. Unterstützt wurde er dabei von seiner vortrefflichen Gattin, mit welcher er sich am 22. Dezember 1819 verbunden hatte, einer Tochter des Hofraths und Professors Nicolai in Mannheim. Ausgestattet mit reichen Vorzügen des Geistes und Herzens, hat sie, wie wenige Frauen, es verstanden, sich zum beliebten Mittelpunkt eines geselligen Kreises zu machen und in ihrem eigenen Hause und überall, wo sie erschien, die Geselligkeit zu beleben. — Dabei war sie ihrem Gatten eine treue, liebende Stütze, ihn erheiternd, tröstend und stärkend in guten und in schlimmen Tagen, eine treue, liebevolle Mutter. Deßhalb traf auch den Gatten am 14. April 1884, da der Tod diese ausgezeichnete Gattin und Mutter unerwartet von seiner Seite riß, der schwerste Schicksalsschlag seines Lebens, von welchem er sich nicht mehr erholte, gegen den er nur in vermehrter rastloser Thätigkeit augenblicklich Vergessen suchte. Er starb am 6. Februar 1885. In der Wissenschaft und Rechtsprechung wird sein Name noch lange fortleben. (Karlsruher Zeitung 1885 Nr. 48 Beilage.)

Gustav zu Putlitz.

Auf dem Gute seiner Väter in der Westprignitz, auf Retzin ist Gustav Heinrich Gans, Edler Herr zu Putlitz, am 20. März 1821 geboren. Er war der Sprößling eines alten kurmärkischen Geschlechts, dessen Name eng verknüpft ist mit der märkischen Geschichte. Ueber seine Familie, über die Eindrücke seiner Kindheit und Jugend erzählt Putlitz selbst in einem seiner letzten und seiner liebenswürdigsten Bücher. »Mein Heim« nennt er dieses Buch, und es ist rührend zu sehen, wie der greise Dichter darin den Spuren seiner Kindheit nachgeht, wie er frühe Erinnerungen in sich wachruft und in seiner einfachvornehmen, ruhigen und hier von einer stillen Wehmuth verklärten Schreibart bei Einzelheiten der Schilderung jener Tage im Familienkreise verweilt. Es spricht aus dem Buche eine innige, tiefe Liebe zu der märkischen Heimath, die für das gemüthvolle Wesen des Dichters bezeichnend ist und auch aus anderen Werken Gustavs zu Putlitz sympathisch herausklingt; Putlitz ist immer ein treuer Sohn seiner Heimath gewesen, er hat sie oft und gern mit poetisch verklärter Anschaulichkeit geschildert und auch dramatisch verwerthbare Stoffe aus der Vergangenheit des heimathlichen Bodens besaßen für ihn große Anziehungskraft; das »Testament des Großen Kurfürsten«, eines der besten von seinen ernsteren Schauspielen, weckte in ihm den Entschluß, »eine ganze Reihe vaterländischer Stoffe für die Bühne zu bearbeiten«, und er sagt darüber: »Nur mit sehr bitteren Empfindungen hatte ich später diese Lebensaufgabe, bei der mir von

Digitized by Google

keiner Seite entgegengekommen wurde, aufgegeben«. Aus der späteren Lebenszeit des Dichters haben wir noch ein autobiographisches Werk, doch bezieht sich dasselbe nur auf eine Seite seiner Thätigkeit, auf sein Wirken als Theaterleiter in Schwerin, und auch das ist charakteristisch für Putlitz, daß gerade Theatererinnerungen ihn zur öffentlichen Mittheilung des Selbsterlebten einluden; denn das Theater hat früh einen bestimmenden Eindruck auf Putlitz gemacht und das Theater füllte auch die letzten fünfzehn Jahre seiner amtlichen Thätigkeit aus. »Wie ich Theaterschriftsteller wurde,« so erzählt er, »weiß ich eigentlich selbst nicht; aber in die frühesten Erinnerungen meines Lebens zurückgreifend, entsinne ich mich, daß die Lust an dramatischen Spielen, an dem selbst zusammengeklebten Puppentheater durch die Kinderjahre ging, daß der Knabe nur noch von Theatervorstellungen träumte und kein Familienfest, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, solche zu Stande zu bringen. Als ich mit zwölf Jahren auf die Schule nach Magdeburg kam, gingen wieder alle Ersparnisse des Schülertaschengeldes in die Theaterkasse.« Es war das Gymnasium zum Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, das Putlitz in den Jahren 1834 bis 1841 besuchte. Nach beendigtem Gymnasialunterricht studirte er in Berlin und Heidelberg die Rechtswissenschaft und in Berlin sah ihn wieder »jeder Abend im Theater«. Besonders zog ihn »das damals vortreffliche französische Theater in Berlin an, aus dem in hoher Vollendung die anmuthig geistreichen Stücke von Scribe und seinen Zeitgenossen zur Geltung gebracht wurden«, und dem Studium dieser Stücke verdankte er »die immer mächtiger werdende Lust, selbst ein Lustspiel zu versuchen«. Es war im Jahre 1846, als Putlitz sein erstes dramatisches Werk, das Lustspiel: »Die blaue Schleife« aufführen ließ; die vierzigste Wiederkehr des Jahrestages dieser Aufführung ist am 26. Oktober 1886 in Karlsruhe, wo Putlitz damals Chef der Hofbühne war, durch eine Feier im Kreise des Theaterpersonals und an mehreren Bühnen durch die Darstellung Putlitz'scher Dramen festlich begangen worden. Ehe Putlitz in der Literatur auftrat, hatte er sich nach bestandenen Staatsprüfungen der Verwaltung zugewandt und seit 1846 bei der Regierung in Potsdam gearbeitet. Schon im Jahre 1848 trat er jedoch aus dem Staatsdienste aus und lebte nun theils in Berlin, theils in Retzin, verbrachte auch einen Theil der Zeit auf Reisen. Der Name Putlitz war bereits durch eine größere Reihe humorvoller, in Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneter Lustspiele, durch die Schauspiele »Testament des großen Kurfürsten« (1858) und »Waldemar« (1862), das Trauerspiel »Don Juan d'Austria« (1860), besonders aber durch die reizenden, poesivollen Märchendichtungen »Was sich der Wald erzählt« (1850) allgemein bekannt geworden, als der Großherzog von Mecklenburg den Dichter zur Leitung des Schweriner Hoftheaters berief. Vom Jahre 1863 ab leitete er die Schweriner Bühne, und sein feiner Kunstsinn, sein geläuterter Geschmack, wie seine sichere Empfindung für das dramatisch Bedeutende und theatralisch Wirksame bethätigten sich hierbei in der ersprießlichsten Weise. Nach dem Rücktritt von der Schweriner Bühne bekleidete Putlitz von 1867 bis 1868 das Amt des Hofmarschalls beim preußischen Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, und lebte dann in Berlin ganz seinen literarischen Leistungen, bis er 1873 sich wieder der praktischen Theaterthätigkeit zuwandte. Der Großherzog von Baden übertrug ihm im letzterwähnten Jahre die Leitung der Karlsruher Hofbühne und in dieser Stellung wirkte Putlitz bis zum Jahre 1889. Der Tod des Seniors seines Geschlechts rief ihn 1889 aus Karlsruhe nach seiner Heimath zurück; sein Abschied von der Karlsruher Bühne bedeutete für ihn aber mehr als einen Wechsel seiner Thätigkeit und seines Aufenthaltes, er bedeutete für ihn den Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, die Lösung der Bande, die ihn länger als vierzig Jahre mit der Kunst verknüpft

Digitized by Google

hatten, und er selbst war sich dieser Bedeutung des Ereignisses bewußt. Nach Beleihung mit der Würde eines Erbmarschalls der Kurmark Brandenburg wurde Putlitz nun in das preußische Herrenhaus berufen; aber leidend und müde, trat er seit dem Abend seines Abschieds von der Karlsruher Bühne nicht mehr in die Oeffentlichkeit. Er genoß die Ruhe des Privatlebens nicht viel länger als ein Jahr; am 5. September 1890 starb er, wo er geboren war, auf seinem Gute Retzin. In der Familiengruft der Edlen Herren zu Putlitz in Groß-Pankow wurde er am 9. September beigesetzt. — Die literarische Bedeutung Gustavs zu Putlitz kann hier nicht erschöpfend beurtheilt werden. Es muß genügen, daran zu erinnern, daß ihm die erzählende Kunstform nicht weniger vertraut und lieb war als die dramatische, und er flüchtete gern zu ihr, wenn er des Theaters müde war. Solche Momente der Müdigkeit von dramatischem Schaffen kamen öfters über ihn, denn auch ihm, einem der erfolgreichsten unter den Theaterdichtern unserer Zeit, sind die herben Erfahrungen eines Dramatikers nicht erspart geblieben, und er spricht gelegentlich mit einer, bei ihm sonst nicht in der Natur liegenden Bitterkeit von dem »Kampfe mit der Geneigtheit oder Ungeneigtheit der Theatervorstände, mit den Launen der Schauspieler, der Gunst des Publikums und der oft unwürdigen Schulmeisterei der Kritik«. Es ist nicht gekränkter Ehrgeiz, der ihm solche Worte diktirte. So entfernt war er von jeder Ueberhebung, von jeder Sucht, sich in der Oeffentlichkeit zur Geltung zu bringen, daß er vielmehr Zeitlebens unter dem Banne eines Mißtrauens in das eigene Talent stand. Diese Bescheidenheit ist eine charakteristische Linie in dem geistigen Bilde Gustavs zu Putlitz, ein wesentlicher Zug seines weichen Naturells. Er wäre nicht der Mann gewesen, das Banner einer mit eiserner Beharrlichkeit festgehaltenen Idee über Hindernisse hinweg vorwärts zu tragen; Energie war die in seinem Wesen am wenigsten scharf ausgeprägte Eigenart. Sein literarisches Schaffen bedurfte meistens eines äußeren Anstoßes; er rang die von ihm behandelten Stoffe nicht der Phantasie ab, sondern sie traten so zu sagen von außen her an ihn heran; aber empfangene Anregungen bildete seine dichterische Erfindungskraft leicht zu einer festgeschlossenen, von sicher gezeichneten Charakteren getragenen Handlung aus und sein Talent als Erzähler wie als Dramatiker zeigte sich darin, wie alle Gedanken zu einer geistig scharf gesehenen Situation, zu belebtem leichtbeschwingten Dialog zusammentrafen. Im Roman und in der Novelle hat Putlitz Hervorragendes geschaffen; auch eine vortreffliche Biographie Immermanns rührt von ihm her; das deutsche Theater aber darf sich dazu beglückwünschen, daß die erwähnten Stimmungen der Müdigkeit im dramatischen Schaffen bei Putlitz niemals lange andauerten. Im Lustspiel fand Putlitz die seinem Talent am meisten zusagende dramatische Form und er wußte dabei stets den guten, vornehmen Lustspielton zu wahren. Er verdankt da den französischen Meistern Vieles, ohne sie nachgeahmt zu haben. Vor der Versuchung, eine glänzende Technik über die innere Wahrheit der Charaktere zu stellen, durch die Taschenspielerkünste eines dramatischen Virtuosen das Publikum zu blenden, durch überraschende Wendungen eine Spannung zu erzeugen, die nicht in der naturgemäßen Entwicklung der Handlung liegt, bewahrte ihn die Gewissenhaftigkeit und der Ernst seines literarischen Strebens, die Vornehmheit seiner Natur. Seine Lustspiele mit ihrem herzerwärmenden Humor, ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit, mit ihren prächtigen Menschen sind durchaus auf dem Boden eines echt deutschen Dichtergemüthes gewachsen, wenn auch für die Kunst eines festgefügten Aufbaues und für die Eleganz der Sprache die Beschäftigung des Verfassers mit dem französischen Lustspiel nicht bedeutungslos geblieben ist. Ueber die Grenze seines Talentes nach der Seite des Tragischen hin gab er sich selbst keiner Täuschung hin. Wohl drängte sich einmal ein tragischer Stoff dem

Digitized by Google

Dichter auf und Putlitz arbeitete dann mit Liebe und Begeisterung an der künstlerischen Gestaltung desselben; aber er war sich bewußt, hier ein dem Kerne seiner schriftstellerischen Eigenart fremdes Gebiet zu betreten. Dagegen zog ihn öfters seine Neigung zu dem zwischen Lustspiel und Tragödie stehenden Schauspiele hin. — Als Leiter der Karlsruher Hofbühne hat Putlitz vielfach mit der Erinnerung an Eduard Devrient zu kämpfen gehabt; dies um so mehr, als unter seiner Verwaltung mehr und mehr die Reihen des alten Künstlerstammes, der den Stolz des Karlsruher Theaters bildete, sich lichteten. Hierfür einen Ersatz zu schaffen war doppelt schwer, da inzwischen eine Steigerung in den materiellen Ansprüchen der Schauspielerwelt eingetreten war, die ein mittleres Hoftheater nicht ohne Weiteres mitzumachen vermochte. Aber den Ruf einer vornehmen, künstlerisch geleiteten Bühne hat Karlsruhe unter der fünfzehnjährigen Leitung Gustavs zu Putlitz gewahrt und mit treuer Beharrlichkeit trat er dafür ein, daß die Würde der Kunst keinen Schaden leide. Von dem Spielplane hielt er mit konsequenter Strenge Alles fern, was nur auf den Sinnen- oder Nervenreiz ausging; Zweideutigkeit oder Rohheit in einem Stücke begründete unbedingt dessen Abweisung und da ließ Putlitz sich auch durch die glänzendsten Erfolge eines solchen Stückes an andern Bühnen nicht irre machen. Das ist ihm um so höher anzurechnen, als er bei dem verhältnißmäßig kleinen Theaterpublikum Karlsruhes möglichst darauf bedacht sein mußte, ein allzu empfindliches Mißverhältniß zwischen den Einnahmen und den Anforderungen des Theaters zu vermeiden. Was das klassische Drama betrifft, so fand es gewissenhafte Pflege; aber Putlitz vertrat auch mit Bestimmtheit den Standpunkt, daß die Werke unserer größten Dichter keine Alltagskost für das Theaterpublikum seien und das letztere sich bewußt bleiben müsse, daß es Festtage sind, an denen klassische Werke zur Aufführung gelangen. Was man an seiner Repertoireaufstellung tadeln konnte, war die nicht ganz befriedigende Berücksichtigung der lebenden deutschen Bühnendichter von Verdienst und zuweilen ein Mangel an Beweglichkeit und Frische des Repertoires. Mancher jüngere Dichter hat aber bei Putlitz fördernde Unterstützung gefunden und auch älteren, selten gegebenen Stücken von literarischem Gehalte suchte er öfters wieder den Weg auf die Bühne zu eröffnen. Dem Gastspielwesen gegenüber verhielt er sich entschieden ablehnend; der Vortheil einer von Gastspielen ausgehenden Anregung für Publikum und Schauspieler wog in seiner Meinung die Nachtheile einer Erschütterung des Spielplanes und einer Störung des Zusammenspiels nicht auf. In der Ausstattung der Stücke, in der Pflege des dekorativen Elements und des Kostüms hat Putlitz in Karlsruhe an die Stelle der unter Devrient vorherrschenden Einfachheit einen größeren Reichthum gesetzt. Er besaß einen feinen Sinn für das Geschmackvolle und Gefällige in der äußeren Einkleidung eines Dramas und so pflegte er auch die historische Treue in der Inscenirung eines Stückes sorgfältiger, als es früher der Fall gewesen war. Im Konversationsstück wollte er einen reicheren Komfort entwickelt sehen und ließ keine Dürftigkeit in einem auf der Bühne vorgestellten Salon aufkommen. Dafür, daß nach diesen Richtungen hin des Guten nicht zu viel geschah, bürgte die Reinheit seiner Geschmacksbildung und das Gehaltvolle seines Wesens. Ganz auf dem Standpunkte Devrients stand er in der Ueberzeugung, daß die Thätigkeit des Schauspielers die Blüthe seiner Persönlichkeit sei und daß die Unantastbarkeit der Persönlichkeit des Schauspielers zu den Vorbedingungen für eine achtungsvolle Würdigung seiner Leistungen gehöre. So galt es ihm für nicht unwichtig, die Verbindung zwischen seinem Personal und den besten Gesellschaftskreisen zu wahren und Alles aus seiner Künstlerschar fern zu halten, was die Hochschätzung des Künstlerstandes benachtheiligen konnte. Sein Haus bildete den Vermittlungspunkt zwischen der Künstlerwelt

Digitized by Google

und der Gesellschaft. Er richtete keine Schranken zwischen sich und seinen Bühnenmitgliedern auf, die stets in seinem Hause willkommene Gäste waren. Darin lag es aber auch begründet, daß er keine nicht ganz makellose Persönlichkeit in seinem Bühnenpersonal duldete. — Wenn Putlitz in der lebendigen Antheilnahme an der Entwickelung des von ihm geleiteten Instituts in der letzten Zeit einigermaßen erlahmte, so wirkten dabei verschiedene Ursachen mit. Er war, wie schon bemerkt, keine besonders energische Natur, er besaß ein ungemein weiches Naturell und keine stärkere Widerstandsfähigkeit, während gerade der Theaterleiter, wenn alles Widrige an ihm ohne Einfluß vorübergehen soll, aus hartem Stoffe sein muß. Außerdem hatte schweres Leid in seiner Familie das empfindliche Gemüth des Mannes tief getroffen und körperliches Leiden seine hohe Gestalt gebeugt. Die Karlsruher Hofbühne aber hat Ursache, dankbar des Mannes zu gedenken, der seine edle und lautere Natur auch in der Leitung des ihm anvertrauten Kunstinstituts durch lange Jahre hindurch erfolgreich bethätigt hat.

W. Harder.

Karl Freiherr von Reck

war der Sohn des Markgräflich Badischen Obervogts Karl v. Reck und der Sybille, geb. v. Bispach. Der Vater war in den 1776 von der Sponheim'schen Erbschaft in den alleinigen Besitz Badens übergegangenen Gebietstheilen als Obervogt in Birkenfeld vom Markgrafen Karl Friedrich zum Administrator bestellt worden. Im Jahre 1794 mußte er beim Herannahen der Franzosen nach den altbadischen Landen flüchten und auf dieser Flucht ist der Sohn Karl am 1. März 1794 in dem Dorfe Winningen bei Koblenz geboren worden. Der Vater zog sich nach Gernsbach zurück, wo er im Jahr 1800 starb. — Die Mutter siedelte nun mit den Kindern, drei Töchtern und zwei Söhnen, nach Pforzheim über. Im Jahr 1802 verheirathete sich die älteste Tochter mit dem damaligen Vicepräsidenten, späteren Minister v. Marschall, welcher auf den Bildungsgang des jungen v. Reck sowie auf dessen Charakterentwickelung einen bedeutenden Einfluß hatte. — Bis zu seinem 13. Jahre besuchte der Knabe das Gymnasium in Karlsruhe, wohin seine Mutter gezogen war, im gleichen Jahre wurde er konfirmirt. Von Oberst v. Porbeck, dem damaligen Kommandeur des Leib-Grenadier-Bataillons, dem Markgrafen Ludwig vorgestellt, wurde v. Reck von Großherzog Karl Friedrich als Fahnenjunker in obigem Bataillon angenommen. Nachdem Oberst v. Porbeck das Kommando eines nach Spanien beorderten Regiments übernommen, an dessen Spitze er im darauf folgenden Jahre fiel, erhielt Oberstlieutenant v. Stockhorn das Bataillon und, als dieses zur Belagerung von Danzig abrückte, mußte der Fähnrich v. Reck zurückbleiben und wurde dem damaligen Obersten v. Stolze unterstellt, welcher, früher Lehrer an der Artillerieschule in Hannover, zur Organisation der Artillerie nach Karlsruhe berufen war und auch hier seine vorzügliche Lehrkraft bethätigte. — Im Jahre 1809 sendete Baden im Verein mit Württemberg Truppen an den Bodensee, gegen die von Tirol und Vorarlberg ausgehende franzosenfeindliche Bewegung. 4 Kompagnien des Leib-Grenadierbataillons, 2 Eskadronen Kavallerie und 4 dreipfündige Kanonen unter Befehl des Oberstlieutenants v. Stockhorn waren dazu bestimmt. Der inzwischen zum Lieutenant ernannte Fahnenjunker v. Reck rückte zu seiner großen Freude erstmals mit aus. Die Abtheilung bezog verschiedene Kantonnements in der Umgebung des Bodensees, zuletzt in Immenstaad. Bei Eglof fand im Verein mit französischen Truppen unter General Baufrelan ein kleineres Gefecht gegen Vorarlberger Schützen statt. Nach eingetretenem Winter wurde der Rückmarsch über Freiburg nach Karlsruhe angetreten. Das Jahr 1811 brachte v. Reck in Mannheim zu, wo sein Bataillon

Digitized by Google

Ehrendienst bei der Großherzogin Stephanie hatte. — Im Jahr 1812 zur Artillerie versetzt, marschirte er 1813 in der Batterie Feßler aus. Die Badische Brigade, General v. Stockhorn, mit der Großherzoglich Hessischen unter Prinz Emil von Hessen eine Division bildend, stand unter dem Oberbefehl des französischen Generals Marchand. — Vor der Schlacht bei Lützen-Großgörschen hatte die Division nach kurzem Nachtmarsch Ruhehalt in der Nähe der Stelle, wo Gustav Adolf fiel, gemacht, und hier war es, wo Napoleon I., vom Stabe gefolgt, in nächster Nähe der Batterie vorüberritt, dieselbe, wie die andern Truppen, prüfenden Blickes musternd. Bei Beginn der Schlacht betheiligte sich die Batterie in gut gewählter Stellung gegenüber Großgörschen an dem mehrstündigen Geschützkampfe; auch in der darauf folgenden Campagne, den Schlachten von Bautzen und Leipzig, nahm v. Reck thätigen Antheil und sah am 18. Oktober am Markgranstädter Thor zum letzten Mal den geschlagenen Franzosenkaiser an sich vorüberziehen. Auf dem Rückzug vor dem immer mehr nachdrängenden Feinde mußte er sein Pferd, das er von der Großherzogin Stephanie zum Geschenk erhalten hatte, zurücklassen und schwimmend die Elster passiren. Die Reste der Batterie sammelten sich wieder, wurden aber noch einmal bei Bacha von überlegenen Kosakenabtheilungen angegriffen und versprengt. Unter vielen Strapazen wurde endlich die Heimath erreicht. — Bald nach der Rückkehr zum Hauptmann und Batteriechef ernannt, machte v. Reck unter russischem Oberkommando, General Sokolowsky, die Blokade von Landau und 1814 die Belagerung von Straßburg mit. Hier nahm er thätigen Antheil an der Abweisung des großen Ausfalls der französischen Besatzung. Für die Feldzüge wurden ihm der militärische Karl Friedrichs-Orden, der russische St. Anna-Orden und die französische Ehrenlegion verliehen. — Nach geschlossenem Frieden bilden 1817 eine größere Schweizerreise, bald darauf ein Aufenthalt in Metz zum Zweck artilleristischer Studien und 1819—1822 ein Kommando bei der Festungsbau-Kommission in Landau bemerkenswerthe Abschnitte. Bis zum Jahr 1850 gehörte er zuletzt als Oberst und Kommandeur dem jetzigen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 14 an. Mit großer Liebe zu seiner Waffe widmete er sich während der langen Friedensjahre den Artilleriewissenschaften. Das Lagerleben in Forchheim zählte zu seinen freundlichsten Erinnerungen. Am Morgen des 14. Mai 1849 versuchte er von Gottesaue aus mit zwei Geschützen und einigen treu Gebliebenen nach Württemberg zu marschiren, in der Hoffnung, solche nach Ausbruch des Aufstandes dem Landesherrn und der guten Sache zu erhalten. In dem Städtchen Calw von der erregten Menge angehalten, mußte er sein Vorhaben aufgeben und entkam nur mit Hilfe des dortigen Amtsvorstandes den immer drohender werdenden Volksmassen. Im Jahre 1850 war er durch das Vertrauen seines Landesherrn in die Erste Kammer berufen, Ende des Jahres 1850 trat er in den Ruhestand. — Im Jahre 1827 hatte v. Reck sich mit Elise, geb. Meerwein, vermählt. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne und drei Töchter entsprossen, von welchen ein Sohn und zwei Töchter den Dahingeschiedenen überleben. Von seiner Zuruhesetzung ab lebte Oberst v. Reck nur seiner Familie und der Pflege seiner ästhetischen und wissenschaftlichen Interessen. Er suchte mit Vorliebe und fand den Verkehr mit den Männern, welche auf dem Gebiete der Kunst und Naturwissenschaften in Karlsruhe hervortreten. Neben dem Physiker Eisenlohr ist der nachmalige Baudirektor Hübsch zu nennen, welcher ihm nach gemeinsam verabredetem Plane ein Haus erbaute. Musik und Malerei wurden im eigenen Hause lebhaft gepflegt, in welchem einheimische wie fremde Künstler, Moscheles, Kalkbrenner, Frommel willkommene Aufnahme fanden. Als später die Kunstschule in Karlsruhe gegründet wurde, trat er in lebhaften Verkehr mit deren Leitern und Lehrern, Schirmer, Gude, Riefstahl, so-

Digitized by Google

wie mit Lessing, Schroedter und manchen anderen. Ein eheliches Band knüpfte sich zwischen der ältesten Tochter und dem seiner Kunst und seiner Familie zu früh entrissenen Historienmaler Professor Des Coudres. — Seine Erinnerungen von Alt-Karlsruhe gingen weit zurück, er hat unsern vaterländischen Dichter Hebel noch persönlich gekannt, er hat die Bäume auf dem Schloßplatz pflanzen, die alte Kirche auf dem Marktplatz, wo jetzt die Pyramide steht, einreißen und die Erbauung der neuen Stadtkirche gesehen. Zu seiner Zeit noch stand am südlichen Ende des jetzigen Marktplatzes das sogenannte Hasenthor, welches später hinausgerückt zu dem von Weinbrenner erbauten Ettlinger Thor wurde. — Von Natur mit lebhaftem Sinn für das Wahre, Edle und Schöne begabt, hat er diese Gabe zu einem Grundzuge seines Charakters ausgebildet, welcher an Allem, was ihm entgegentrat, immer nur die idealere, bessere Seite erfassen und nur diese auf sich wirken lassen wollte. — Er war nicht allein das geliebte Haupt seiner Familie, sondern auch ein liebenswürdiger, allzeit gern gesehener Gesellschafter, ein treuer Freund seiner Freunde. — So war ihm ein langes, reiches Leben vergönnt, 1877 konnte er seine goldene Hochzeit und noch im Frühjahr 1884 seinen 90. Geburtstag in geistiger Frische feiern. In liebevoller Theilnahme eiferten bei dieser Gelegenheit seine Familie und der große Kreis von Bekannten und Freunden. Sein Landesherr überraschte ihn zu diesem Feste mit der Verleihung des Kommandeurkreuzes mit dem Stern vom Zähringer Löwen-Orden. — Bald nachher machte sich eine erheblichere allmähliche Abnahme der Kräfte bemerklich. Er selbst fühlte in den letzten Tagen sein Ende herannahen. Sanft und ohne eigentliche Krankheit trat der Tod ein am 18. November 1884. (Karlsruher Zeitung 1884 Nr. 304, Beilage.)

Rudolf Redtenbacher.

Der Architekt Rudolf Redtenbacher ist der Sohn des genialen Lehrers des Maschinenbaues am Karlsruher Polytechnikum, Ferdinand Redtenbacher (siehe Badische Biographieen II, 161 ff.) und am 20. Mai 1840 in Zürich geboren, wo der Vater damals als Professor der angewandten Mathematik an der Höheren Industrieschule angestellt war. Kaum ein Jahr alt, siedelte er mit den Eltern nach Karlsruhe über, welche Stadt somit als seine zweite Vaterstadt zu betrachten ist. Anfänglich dem Studium der Naturwissenschaften, speziell der Mechanik und des Maschinenbaues sich hingebend, zeigte sich im Verkehr mit dem Maler Adolf Schrödter bald eine gewisse Vorliebe für die künstlerischen Fächer. So wandte sich Redtenbacher dem Baufache zu, das er in Berlin unter Böttticher und Adler, in Dresden unter Nicolai und in Wien unter Schmidt nach allen Richtungen gründlich stilistisch kennen lernte; dabei wurde die Praxis nicht vernachlässigt; denn er suchte und fand Beschäftigung zunächst bei der Wiederherstellung des Domes zu Mainz, dann mehrere Jahre hindurch bei der Vollendung des Regensburger Domes unter Denzinger und als dieser Meister des gothischen Kirchenbaues die Wiederherstellung des 1870 von einem Brandunglück heimgesuchten Domes zu Frankfurt a. M. übernommen hatte, einige Jahre in der Frankfurter Bauhütte. Ein hierauf folgender längerer Aufenthalt in Italien, insbesondere in Florenz, wurde für Redtenbacher Anlaß zu gründlichen Studien der Handzeichnungen der Meister des Cinquecento in den Uffizien. Seine vielseitige Bildung und sein Thätigkeitsdrang führten ihn übrigens in jenen Tagen wiederholt auch auf die Insel Elba, die er nach ihrer geologischen Beschaffenheit durchforschte, um die Ergebnisse seiner Arbeiten in Fachzeitschriften niederzulegen. In der Mitte der 70r Jahre übernahm er im Auftrag der dortigen Regierung die Aufnahme einer Reihe von alten Kunstdenkmalen in holländischen Städten; auch hier zeigte er sich als unermüdlichen

Digitized by Google

Arbeiter und gründlichen Kenner; Aufsätze, welche zu dem Besten gehören, was in diesem Gebiete über den besagten Stoff und über Holland überhaupt geschrieben worden, enthalten aus jener Zeit die Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung und das Feuilleton der Badischen Landeszeitung. Seinen unablässigen Anregungen in Fachzeitschriften und Vereinen sodann ist es zu danken, wenn von jetzt ab in den verschiedenen deutschen Ländern und in den Hauptstädten eine mehr und mehr geordnete und systematische Erforschung, Inventarisirung und Veröffentlichung der Denkmale vergangener Jahrhunderte mit Erfolg eingeleitet und auch mehr für deren Erhaltung Sorge getragen wird. War doch Rudolf Redtenbacher auch von seiner eigenen Heimathbehörde, wenn auch nur für kurze Dauer, zur Mitarbeit an einem umfassenden Unternehmen dieser Art berufen worden, welches, unter Mitwirkung von Baudirektor Durm und Geheimen Hofrath Wagner, Geheimer Hofrath F. X. Kraus leitet. Mitten in dieser Thätigkeit überraschte ihn am 21. Dezember 1885 der Tod. Die Früchte von Rudolf Redtenbachers rastloser Thätigkeit sind in einer Anzahl Veröffentlichungen niedergelegt, von welchen wir die folgenden hier nennen: »Sammlung von Motiven aus der mittelalterlichen Architektur Deutschlands«, »Bautischlerarbeiten der italienischen Renaissance«, »Mittheilungen über Baldassare Peruzzi«, »Tektonik — Prinzipien der künstlerischen Gestaltung«, — wofür ihm die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst von König Ludwig II. von Baiern verliehen wurde, ferner: »Leitfaden zum Studium der mittelalterlichen Baukunst«, »Die Architektonik der modernen Baukunst« und »Architektur der italienischen Renaissance«. Seine letzten baukünstlerischen Arbeiten waren: »Ein Restaurationsprojekt für die gothische Alexanderkirche in Zweibrücken«, ein Entwurf für eine Dorfkirche im Elsaß und ein Restaurationsprojekt für eine Bamberger Kirche.

Th. Cathiau.

Emil Rehmann

entstammte einer Familie, die dem ärztlichen Stande seit mehreren Generationen hervorragende Mitglieder gegeben hatte. Sein Vater, Johann Nepomuk Friedrich, dem er am 26. August 1817 in Sigmaringen geboren wurde, wirkte dort als Fürstlich hohenzollerischer Leibarzt und Hofrath. Sein Oheim Josef war Staatsrath und Leibarzt in Kaiserlich russischen Diensten, begleitete im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts eine russische Gesandtschaft nach China und hat außer anderen Schriften die Beschreibung einer tibetanischen Handapotheke hinterlassen. Ein anderer Oheim Emils, Wilhelm August (Badische Biographieen I, 170 f.), Leibarzt des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg, ist allen Donaueschingern wohlbekannt durch das Andenken einer reich gesegneten gemeinnützigen Wirksamkeit, wie denn insbesondere in den fürstlichen Gartenanlagen eine von seinem dankbaren Fürsten ihm gesetzte Erzbüste die Erinnerung an seine Verdienste um die Verschönerung dieses herrlichen Parkes festhält. Dieselbe Stellung wie Wilhelm August hatte schon der Vater der drei Brüder, Joseph Xaver, der Sohn eines Physikus in Waldkirch, innegehabt und dieselbe sollte auch Emil zu Theil werden. — Nachdem er an der Volksschule zu Sigmaringen und den Gymnasien zu Sigmaringen und Freiburg seine Vorbildung erhalten hatte, widmete er sich an den Universitäten Freiburg, Heidelberg und München dem Studium der Medizin, bestand 1840 mit ausgezeichnetem Erfolge das Staatsexamen und erwarb an der medizinischen Fakultät zu Freiburg den Doktorgrad summa cum laude. Ueber sein weiteres Lebensschicksal ward durch den Donaueschinger Oheim entschieden. In dankbarer Erinnerung an die Verdienste seines vor kurzem verstorbenen Leibarztes Wilhelm August Rehmann gewährte der Fürst Karl Egon II. von Fürstenberg dem Neffen die Mittel, zu fernerer Ausbildung in Medizin und

Digitized by Google

Chirurgie Wien und Paris zu besuchen, und sicherte ihm nach vollendeter Bildungsreise die Anstellung als sein zweiter Leibarzt zu. — 1842 erfolgte diese Ernennung und noch im gleichen Jahre wurde Rehmann ordentliches Mitglied der Mildenstiftungskommission und erhielt die Leitung der fürstlichen Naturaliensammlungen nebst der Aufsicht über die physikalischen Apparate. Vier Jahre darauf gründete er sich sein eigenes Heim durch die Vermählung mit einer Tochter des Fürstlichen Archivars Frey von Donaueschingen. Sechs Kinder sind aus dieser Ehe entsprossen, von denen ein Sohn und zwei Töchter den Vater überlebten. Reisen nach Frankreich und Italien, auf denen Rehmann den Fürsten Karl Egon III. 1856 und 1867 begleitete, unterbrachen auf das angenehmste seine Thätigkeit in der Heimath und erweiterten seine wissenschaftlichen Anschauungen, sowie den Kreis seiner geselligen und gelehrten Verbindungen. 1860 erhielt er den Titel Rath, 1874, nachdem ihm durch den Großherzog von Baden auch eine Ordensauszeichnung zu Theil geworden, den Titel Hofrath und im gleichen Jahre, nach dem Tode des ersten Fürstlichen Leibarztes Dr. Kapferer, dessen Stelle, die er als treuer und hochgeschätzter Berather der Fürstlichen Familie bis zu seinem Tode, am 2. Februar 1879, inne hatte. Nach dem Ableben des Spitalarztes Duttlinger hatte er auch dessen Stelle am fürstlichen Landesspital Geisingen übernommen und sich später auf's eifrigste an der Ueberführung dieser Heil- und Pflegeanstalt nach Hüfingen betheiligt. Als im Jahr 1870 das eben neu eingerichtete Landesspitalgebäude durch die Hochherzigkeit des Fürsten Karl Egon zu einem Reservelazarethe im Dienste des Vaterlandes eingerichtet wurde, übernahm Rehmann dort mit höchster Uneigennützigkeit die ärztliche Behandlung der von den Schlachten bei Belfort hierher gebrachten Verwundeten. Durch die Kreisversammlung in Villingen in den Sonderausschuß für das neu errichtete Kreisspital Geisingen berufen, hatte er auch dort Gelegenheit, seine langjährigen Erfahrungen auf dem Gebiete des Spitalwesens fruchtbar zu machen. In Donaueschingen selbst erfreuten sich das Karls-Krankenhaus und der Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Kinder seiner hingebungsvollen Unterstützung. Der Aerztliche Verein im ehemaligen Seekreise wählte ihn zu seinem Vorstande. An seinem Wohnorte und in den Nachbarorten hatte er sich eine ausgebreitete Praxis erworben und wo man seine ärztliche Kunst anrief, lernte man ihn bald auch als Hausfreund schätzen, während die Armen der Gegend an ihm einen unermüdlichen Wohlthäter besaßen. — Eine so ausgedehnte medizinische Berufsthätigkeit hinderte Rehmann nicht, den seit den Universitätsjahren liebgewonnenen Studien der Naturwissenschaften treu zu bleiben. Erwünschte Gelegenheit dazu bot zunächst die ihm übertragene Obhut der fürstlichen Naturaliensammlung. Wesentlich sein Werk ist die Anlage des werthvollsten Theiles dieser Sammlung, der eben so reichen als gut geordneten und zweckmäßig aufgestellten, geologisch-paläontologischen Abtheilung. Die Geologie war Rehmanns Lieblingsfach, doch besaß er in allen Zweigen der Naturwissenschaften ausgebreitete Kenntnisse, und als die anthropologischen und prähistorischen Studien in Aufnahme kamen, wandte er sich mit besonderer Vorliebe auch diesem Fache zu. Auch die Begründung der prähistorischen und urgeschichtlichen Sammlung im Donaueschinger Karlsbau wird vornehmlich ihm verdankt. Im Vereine mit dem Fürstlichen Straßenmeister Mayer leitete er selbst die Ausgrabungen, welche den Stoff dazu lieferten, er sichtete und ordnete die Fundgegenstände und dank seinen Bemühungen ließ sich im Verlaufe weniger Jahre ein nach manchen Richtungen schon ziemlich deutliches Bild von der Kultur einer theilweise über ein Jahrtausend alten Bevölkerung erkennen. Seine Freunde werden die herzliche Freude nicht vergessen, welche der wackere Mann empfand, wenn er aus unscheinbaren, dem Grabe entzogenen Scherben einen sauberen Topf mit primitiver Ornamentik wieder zu-

Digitized by Google

sammensetzen konnte, und das gutmüthige Lächeln, mit dem er harmlosen Scherz über solche Beschäftigung aufnahm. — Gleich im ersten Jahre seines Donaueschinger Aufenthaltes, 1842, hatte Rehmann im Verein mit Gleichgesinnten die »Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau« begründet, und als dieselbe unter der Ungunst der Zeitverhältnisse nach einigen Jahren eingeschlafen war, rief er sie 1870 nochmals in's Leben. Im zweiten Hefte der Schriften dieses Vereins begann Rehmann eine Schilderung der fürstlichen Naturaliensammlung in Donaueschingen zu veröffentlichen, die dem Besucher zum willkommenen Führer dient. Bis an sein Ende war er mit der Fortsetzung dieser Arbeit beschäftigt. Von Rehmann's literarischen Arbeiten seien ferner erwähnt: »Gaea und Flora der Quellenbezirke der Donau und Wutach«, die er gemeinschaftlich mit Pfarrer Brunner von Pfohren in den »Beiträgen zur Rheinischen Naturgeschichte«, II. Jahrgang, 1851, veröffentlichte, und »Zur Kenntniß der quaternären Fauna des Donauthales« (Archiv für Anthropologie, IX, 81 f. und X, 399 f.) eine im Verein mit Professor Ecker von Freiburg verfaßte Beschreibung der reichen Knochenreste quaternärer Thiere, welche durch die beiden Herren und den Fürstlichen Straßenmeister Mayer bei Langenbrunn im badischen Theile des Donauthales unweit Sigmaringen ausgegraben worden waren. Rehmanns Vorträge in dem von ihm gegründeten und geleiteten Vereine umfaßten einen sehr weiten Kreis, das Gebiet der Zoologie, der prähistorischen und anthropologischen Wissenschaft, der Ethnographie, deren Sammlung im Karlsbau ebenfalls durch ihn zusammengestellt wurde. Auch das historische Gebiet hat er zuweilen betreten, wie denn einer seiner letzten Vorträge in einem klaren und wohlstudirten Bilde die Ergebnisse der Ausgrabungen von der römischen Niederlassung bei Hüfingen zusammenfaßte. — Als Mensch war Rehmann ausgezeichnet durch lautere Herzensgüte, durch Milde des Urtheils, durch nie ermattende Opferwilligkeit, durch unverwüstlich frischen, hie und da wohl auch ein derbes Wort nicht verschmähenden Humor. Im Verein mit seinen ärztlichen und wissenschaftlichen Leistungen werden diese Eigenschaften sein Andenken in weiten Kreisen in Ehren erhalten. (Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen III. Heft, 1880 Seite 297 ff.)

Franz Xaver Reich,

geboren in Hüfingen am 1. August 1815, war der älteste Sohn des damaligen Oberlehrers daselbst. Frühzeitig zeigte er Neigung und Begabung zur Kunst, angeregt und gefördert durch seinen Vater, der neben der Schule Malerei, besonders aber Bildhauerei betrieb, und nebst vielen Grabdenkmälern und Kirchenarbeiten u. a. auch die monumentale Büste des Salzlager-Entdeckers Bergrath Selb für Dürrheim, sowie unter der Regierung des Großherzogs Ludwig ein Kruzifix in Alabaster für die Schloßkirche in Karlsruhe, nebst einem solchen in Holz für die Kunstsammlung Philipp Passavants in Frankfurt fertigte. — Im Jahre 1832 kam der junge Reich, durch seinen Onkel, Musikdirektor Schelble in Frankfurt, empfohlen, in's Städel'sche Institut, um sich unter Professor Zwergers Leitung zum Bildhauer auszubilden. Bald hatte sich der Schüler durch gute Fortschritte und Eifer nicht nur die Gunst seines Lehrers, auch die des Direktors Veit und des Professors Hesselmer zu erwerben gewußt, während ihm der Aufenthalt im Hause seines Onkels Gelegenheit bot, sich im Klavierspiel, das er schon in der Vaterstadt begonnen, weiterzubilden, sowie als aktives Mitglied des Cäcilienvereins Sinn und Verständniß für Tonkunst überhaupt zu erweitern. Sein erste selbständige Arbeit war die nach einem Stiche modellirte lebensgroße Büste Beethovens, die, von Gypsgießer Vanni vervielfältigt, lange Zeit im Handel

Digitized by Google

geblieben ist. Im Jahr 1835 folgte er einer Einladung des Bildhauers Schaller (den er gelegentlich einer Reise nach München kennen gelernt), in dessen Atelier einzutreten, um nach dieses Meisters Modell die Statue Holbeins für die Pinakothek in Sandstein auszuführen. Nach Beendigung dieser und ähnlicher Arbeiten kehrte er (1836) in das Elternhaus zurück, wo er, durch den Fürstlichen Leibarzt, Hofrath Rehmann, veranlaßt, eine Skizze zu einer Gruppe, Donau mit den Zuflüssen Brig und Breg, modellirte. Die Arbeit hatte den Beifall des kunstsinnigen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg erhalten und der kaum zwanzigjährige Künstler erhielt den Auftrag, dieselbe (zur Aufstellung über dem Bassin im Schloßparke zu Donaueschingen bestimmt) in größerem Maßstabe in München herzustellen. — Die Gruppe erregte die Aufmerksamkeit des Altmeisters Cornelius, sowie des Kunstgelehrten Thiersch, welcher in der Allgemeinen Zeitung rühmend sich darüber aussprach. Der erlauchte Besteller und Mäcen räumte dem Künstler dann ein Atelier im Schloß zu Hüfingen ein, wo er die über 10 Fuße hohe Gruppe, lediglich nur von einem eigens hiezu geschulten Punkteur unterstützt, in Sandstein ausführte. Nach gelungener Ausführung dieses ersten größern Werkes bekam er durch Baudirektor Hübsch (der anläßlich einer Kokurrenzarbeit für den Freihafen zu Mannheim Kenntniß von ihm genommen) empfohlen, von Großherzog Leopold den Auftrag, die Gruppe für das Giebelfeld der Trinkhalle zu Baden auszuführen, wobei sich sein Talent für gute, wirksame Raumausfüllung zeigte. Bald hierauf trat er seine Reise nach Rom an, wo er vor allen mit Lotsch in freundschaftlichen Verkehr kam. — Nach seiner Rückkehr fand er neue Aufgaben vor: zunächst für die Kunsthalle in Karlsruhe die über lebensgroßen Marmorstatuen der Bildhauerei und Malerei, an welchen Arbeiten sowohl die Studien in Italien lebhaft fühlbar sind, als auch der Verkehr mit Schwind, dem er bereits von München her befreundet war. Zugleich war es des Bildhauers Aufgabe, durch Reliefs am Portal Zweck und Bestimmung des Gebäudes nach eigenen Ideen zu kennzeichnen. Diesen Arbeiten folgte die Modellirung der Winterstatue für den Erzguß. Es war dem Künstler die Bedingung gestellt worden, den um das Zustandekommen der Eisenbahn so hochverdienten Mann in seiner Eigenschaft als Minister darzustellen, wie er in der Ständekammer mit sprechender Gebärde von seinem Sitze sich erhebt — eine Aufgabe, die, wie mancherlei dagegen auch schon vorgebracht werden wollte — mit Glück und wie es nicht anders sein durfte, in treu realistischem Sinne gelöst erscheint. Nachdem Reich den von Großherzog Leopold den Opfern des Hoftheaterbrandes gewidmeten Friedhofengel in Marmor vollendet, kehrte er, da weitere Aufträge nicht in Sicht waren und bereits auch das politische Gewitter von 1848/49 seine Schatten vorauswarf, in sein inzwischen in Hüfingen gegründetes Heim zurück. Und hier begann eine neue Periode seines Schaffens. — Er hatte die von seinem Vater errichtete Ziegelei übernommen und mit bedeutenden Kosten zu einer Brennerei für künstlerische Zwecke — Terrakotten — erweitert. Von diesen Arbeiten sind vorzugsweise zu nennen: der plastische Schmuck am Hoftheater in Karlsruhe, der von köstlichem Jagdhumor belebte Fries an der fürstlichen Gewehrkammer in Donaueschingen, nebst den Medaillons am gegenüber liegenden Sammlungsgebäude, sowie zahlreiche, von dem erzbischöflichen Baumeister Engesser verlangte Arbeiten für Kirchen unseres Landes, sämmtlich von ihm eigenhändig modellirt, mit Ausnahme des Oelberges an der Pfarrkirche in Donaueschingen, dessen Ausführung eine verdienstliche Arbeit seines Sohnes Berthold ist. Nebenbei ging aus seinem Atelier auch eine Anzahl Bildwerke in Sandstein hervor, darunter die vier Jahreszeiten für das Orangeriegebäude in Karlsruhe, eine Madonna und die acht Seligkeiten für die fürstliche Gruftkirche zu Neudingen, zwei Statuen auf der Rheinbrücke zu Konstanz, zwei solche auf der

Digitized by Google

Brücke bei Kehl, eine heilige Jungfrau nebst den Kirchenpatronen an dem Konstanzer Münster, eine Gruppe, die Baar mit der Donauquelle, über deren neugefaßten Ursprung aufgestellt, die Karl-Borromäusstatue im Hofe des fürstenbergischen Landesspitals in Hüfingen, eine Madonna an der Pfarrkirche daselbst, nebst der Porträtstatue des Abtes Martin Gerbert in Bonndorf. — Ferner wurde ihm der Auftrag von Seiten des Fürsten zu Fürstenberg, für Schloß Heiligenberg die überlebensgroßen Standbilder des Landgrafen Joachim und des Fürsten Karl Egon für den Erzguß zu modelliren, sodann wurde die Porträtstatue des Großherzogs Leopold, im Auftrage der Stadtgemeinde Baden, die monumentale Büste des Fürsten Anton zu Sigmaringen, für welche Arbeit der Künstler vom dortigen Hofe die große goldene Medaille erhielt, die Büste seines Schwagers Kirsner zu dessen Denkmal in Donaueschingen und der Schutzengel in Baden, im Auftrage des Fürsten zu Fürstenberg, in Marmor ausgeführt. — Zu den letzten bedeutungsvollen Arbeiten des rastlos Schaffenden zählen die (noch im Besitze der Familie verbliebene) Statuette einer Schlittschuhläuferin in moderner Tracht — ein Figürchen von ebenso großer Lieblichkeit wie seltener Naivetät, und die Skizze zu einer Grablegung Christi, voll Schönheit in der Komposition, voll Empfindung in den einzelnen Gestalten — wohl im Vorgefühl der eigenen Grablegung begonnen, denn sein Leiden hatte ihn schon erfaßt und sollte diesem reich bethätigten Künstlerleben am 8. Oktober 1881 ein zu frühes Ende machen. Die benachbarte kunstsinnige Fürstenfamilie war ihm stets fördernd zugethan, und wie aus seinen Werken der Sinn für Anmuth spricht, so war auch sein Charakter ein milder, wohlwollender und ehrenfester. *

Lucian Reich,

der jüngere Bruder des Vorigen, hatte einen ähnlichen Entwicklungsgang wie Xaver, doch war sein Leben in den Erfolgen sehr verschieden; denn nicht trat er mit so frühen kunstfertigen Leistungen hervor wie jener. Was Lucian erstrebte und zu leisten suchte, fand anfänglich wenig Beachtung. Bilder kaufte zu jener Zeit selten Jemand. Der Maler sah sich lediglich auf die Kunstvereine angewiesen, und diese bezogen ihren Bedarf meist nur von renommirten Künstlern aus München und Düsseldorf. Und das Kunstgewerbe, das heutzutage so Viele beschäftigt, war durch die vorhergegangene lange Kriegszeit fast bis auf die Wurzel vernichtet worden. Bezeichnend für die Anschauungsweise damaliger Zeit ist die Aeußerung eines Beamten, der mit dem Vater Reich in freundschaftlichen Beziehungen stand und den Lucian einmal besuchte: »Was, du willst Maler werden? Ich hätt' dein' Vater für g'scheidter gehalten.« — Geboren am 26. Februar 1817, erhielt Lucian Reich wie sein Bruder den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, der eine Zeichenschule — damals eine Seltenheit in einem kleinen Landstädtchen — für Knaben und Mädchen in's Leben gerufen hatte; und diese lag dem kleinen Lucian immer mehr am Herzen als die Schule selbst. In frühester Jugend schon versuchte er, aus dem Kopf oder nach der Natur Gruppen und Anderes, was er auf der Straße oder im Zimmer sah, zu zeichnen und so bis zu seinem Weggang nach Frankfurt. Der Vater, wohl einsehend, daß das Volksschulfach für seine Söhne nicht ausreichend sein werde, sorgte — da sie das Gymnasium in Donaueschingen nicht besuchen sollten und wollten — für entsprechenden Privatunterricht. Diesen gab ihnen mehrere Jahre hindurch ein auf dem Bezirksamt in Hüfingen beschäftigter Revident, der die Universität in Freiburg besucht und kurz bevor der Augenblick zum Eintritt ins Priesterseminar nahte, sich dem Notariatsfach zugewendet hatte. Unterrichtsgegenstände waren alte Sprachen, Französisch, Geschichte, Mythologie und deutsche Aufsätze über gegebene Themen. — Im Jahre 1883 folgte Lucian seinem Bruder

Digitized by Google

nach Frankfurt, um gleich ihm in's Städel'sche Institut einzutreten. Veit war zur Zeit mit einer seiner bedeutendsten Schöpfungen beschäftigt, dem Freskobild: Einführung des Christenthums mit den Idealgestalten Italia und Germania. Den Malunterricht gab Binder, ein tüchtiger Kolorist der Wiener Schule. Wie seinem Bruder war auch Lucian der Aufenthalt im Schelble'schen, von so mancher Celebrität der musikalischen Welt besuchten Hause von nachhaltiger Wirkung und Erinnerung für's ganze Leben. Als Schelble, im Laufe des Jahres 1836 bedenklich erkrankt, sich auf sein Landgütchen in Hüfingen zurückzog, war auch Lucians Bleibens nicht länger mehr in der schönen Mainstadt. Sein Augenmerk war jetzt auf Düsseldorf gerichtet, wo — was auch gegen die damals dort herrschende schwächliche Romantik mit Recht gesagt werden mag — der Schüler wenigstens ein fertiges Bild malen lernte. Felix Mendelssohn, der im Jahre vorher bei seinem Freund Schelble, dem »prächtigen Menschen«, wie er ihn nannte, auf Besuch gewesen, hatte ihm dazu gerathen. Nun wollte er's thun. »Seine Mittel erlaubten ihm das.« Kurz vorher hatte er ein kleines Bild an den Frankfurter Kunstverein verkauft und im Auftrage eines Dekorateurs Figuren für den Salon eines Landhauses gemalt. Er wendete sich schriftlich dorthin, erhielt jedoch den Bescheid, die Klassen wären überfüllt; und so wanderte er mit seinem Ränzlein auf dem Rücken wieder der Heimath zu; ging dann, nach halbjährigem Aufenthalt, nach München, wo Franz Xaver Reich mit seinem Donaumodell beschäftigt war; und als dieser nach Beendigung desselben nach Hause zurückkehrte, schloß auch Lucian sich an. — Während Jener in seinem Schloßatelier mit der ihm eigenen Energie und Schaffenskraft seinem Auftrag bestens zu entsprechen suchte, malte Lucian ein Bild, eine an der Wiege ihres schlummernden Kindes betende Mutter in Baarer Tracht. Es fand keinen Abnehmer, hatte aber wenigstens insofern Erfolg, als Lucian mehrere Jahre später von dem Dichter Hermann Kurz, der in Karlsruhe das »Familienbuch« redigirte und dort das Bild sah, veranlaßt wurde, nebst dem Pinsel auch die Feder zu ergreifen, indem er verlangte, Lucian solle zu dem Bilde auch den Text schreiben, dem er dann eine anmuthige Einleitung beigab. — Nebenher machte er in der Umgebung des Orts Farbenstudien, durchstreifte tage- und wochenlang die nahen Schwarzwaldthäler, zeichnete und notirte — ziel- und zwecklos, wie ihm oft vorkommen wollte. — Später begab er sich mit einem, auf Galeriedirektor Frommels Empfehlung ihm verliehenen Stipendium aus dem Fond für Künste und Wissenschaften nach München. 1842 verließ er die Kunstmetropole an der Isar wieder, um, von Hübsch und Schwind nach Karlsruhe gerufen, mit A. Geck, nach Skizzen von Schwind, in der Kunsthalle die schwebenden Genien an der Decke des Stiegenhauses, sowie die Wandgemälde der unteren Säle theils al fresco, theils in Leimfarbe auszuführen. Nach Beendigung dieser Arbeiten verließ er gleichzeitig mit seinem Bruder Karlsruhe, um in Hüfingen mit seinem Schwager, dem Lithographen Joh. Nep. Heinemann, das Bildwerk: »Hieronymus, Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald«, herauszugeben. Es fand günstige Aufnahme und wurde von Dr. E. Förster in der »Allgemeinen Zeitung« und von W. Menzel in seinem Literaturblatt anerkennend besprochen und bald vergriffen. Trotzdem war das finanzielle Ergebniß weder für den Autor noch den Lithographen ein ermuthigendes. Die Herstellungs- und Betriebskosten waren zu überwiegend, und die gleiche Erfahrung mußten beide auch bei den, ebenfalls im Selbstverlag herausgegebenen »Wanderblüthen«, machen, sowie bei der Kinderschrift »Bruder Martin«. — Gleichzeitig hatten sie Musterhefte für Schwarzwälder Uhrenschildmaler herausgegeben, wozu die Maler Jos. Heinemann und Heinr. Frank Beiträge lieferten. Es sollten keine Muster neuer Stilarten verschiedenen Materials sein, wie der beigegebene Text sagt, sondern Anregungen,

Digitized by Google

den alten, bemalten Holzschild, die eigentliche Landestracht der Schwarzwälderuhr in entsprechenden Motiven und Formen weiter auszubilden. Vom Ministerialrath Dietz und der Großherzoglichen Uhrmacherschule in Furtwangen auf's angelegentlichste empfohlen, fanden die Entwürfe vielfach Eingang und Nachahmung. — Den Revolutionsjahren war eine Zeit gefolgt, die der Kunst auf lange Zeit hinaus den Boden entzogen zu haben schien. In dieser Erwägung bewarb sich Lucian um die ausgeschriebene Zeichenlehrerstelle am Lyceum in Rastatt. Doch sie war bereits dem Lithographen Kaufmann zugesagt worden. Nach dessen Tod 1855 wurde sie dann vom Großherzoglichen Oberstudienrath Lucian angetragen. Er zögerte, sie anzunehmen; die Zeiten waren besser geworden. Von dem Prinz-Regenten Friedrich war ihm kurz vorher der ehrende Auftrag geworden, die Mainau und den badischen Bodensee zu beschreiben und mit landschaftlichen Aufnahmen zu illustriren, ein Werkchen, nach dessen Vollendung ihm die Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Auch waren ihm Anträge von auswärtigen größern Verlagshandlungen zugegangen, darunter einer zu einer Reihe von Jugendschriften; diesen konnte indeß nur im unmittelbaren Verkehr mit artistisch-literarischen Kreisen gut entsprochen werden. Zudem stand Rastatt mit seinem Festungsgürtel nicht im Rufe großer geistiger Regsamkeit. Doch — er konnte ja die isolirte Stellung jederzeit wieder aufgeben — also entschloß er sich, den Antrag anzunehmen. Neben den Schulstunden her malte, zeichnete und schrieb er — heute ein Kirchenbild, eine Zeichnung zu einem gemalten Fenster, einen Uhrenschild, eine Landschaft, ein Stillleben, todtes Wild, morgen eine Feuilletonnovelle, eine Kalendergeschichte, Ortsgeschichtliches, in bunter Reihe, wie es der Tag eben mit sich brachte. Im Jahr 1889 in den Ruhestand versetzt, mit allerhöchster Anerkennung durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden, zog er sich, meist aus ökonomischen Gründen, nach Hüfingen zurück, wo nun, nachdem ihm seine Frau im Jahr 1880 durch den Tod entrissen wurde, seine Tochter die Pflegerin seines Alters ist. Seine jüngste — doch hoffentlich nicht die letzte — Arbeit ist ein Werkchen mit eigenhändigen Illustrationen »Aus dem Reichsadler. Vaterländische Geschichten und Bilder«, im Druck begriffen bei J. Lang in Tauberbischofsheim. (Nach eigenen Aufzeichnungen Lucian Reichs bearbeitet.)

*

Georg von Reichenbach.

Am 24. August 1771 wurde zu Durlach nach Ausweis des Taufbuches dem dortigen Bürger und Schlossermeister Johann Friedrich Reichenbach sein dritter Sohn Georg Friedrich geboren. Im folgenden Jahre erhielt der Vater des jungen Georg eine Anstellung zu Mannheim als Oberstuckbohrmeister in kurpfälzischen Diensten und wurde mit der Leitung der mechanischen Werkstätte des dortigen Militärzeughauses betraut. Später führte er das Kommando der Ouvrierkompagnie in München und starb daselbst 1822 mit dem Range eines Oberstlieutenants der Artillerie. In Folge der Berufung seines Vaters nach Mannheim erhielt Georg Reichenbach seine erste Erziehung in dieser aufblühenden Handelsstadt. Er besuchte die Volksschule und mit dem 14. Jahr die Militärschule, deren vierjährigen Kursus er durchmachte. Neben der Schulzeit wurde der Knabe unter Anleitung seines Vaters in der Geschützgießerei beschäftigt, und so war mit einer theoretischen Ausbildung gleichzeitig eine praktisch mechanische verbunden. In der Militärschule wurde Reichenbach durch die mathematischen Studien auf die Astronomie aufmerksam. Bald fühlte er große Neigung zu dieser Wissenschaft, vorzüglich aber interessirten ihn die astronomischen Instrumente, die auf der Mannheimer Sternwarte in für die damalige Zeit ausgezeichneten Exemplaren vorhanden waren. Unterstützt wurde er in diesen

Digitized by Google

Studien von dem Hofastronomen Barry und dem Ingenieur-Geographen Henry. In den Jahren 1789 und 1790 verfertigte der Jüngling in seinen Mußestunden nach englischem Muster einen Spiegelsextanten, zu dessen Vollendung er sich selbst eine Theilmaschine machen mußte. In dieser gleichmäßigen Entwickelung der theoretischen und praktischen Anlagen liegt nun auch der Grund, daß alle neuen Ideen dieses so erfindungsreichen Kopfes in engster Verbindung mit den Mitteln ihrer Ausführbarkeit entstanden und daß dadurch alle seine Instrumente und Maschinen mit der größten Einfachheit die höchste Zweckmäßigkeit verbanden. Der durch seinen reichhaltigen Sternkatalog bedeutende Hofastronom Barry machte den bekannten Generallieutenant Grafen Rumford auf die Kenntnisse und Leistungen des Jünglings aufmerksam und durch Beider Verwendung erhielt Reichenbach von dem Kurfürsten Karl Theodor die Erlaubniß und die Mittel zu einer Studienreise nach England, um sich in diesem auf dem Gebiete der Maschinen und Instrumente am weitesten vorgeschrittenen Lande weiter auszubilden. Die Reise begann im Jahr 1791. Bei James Watt in Soho lernte Reichenbach den Bau der Dampfmaschine kennen, die gerade damals eben durch Watt eine so tiefgreifende Umgestaltung erfahren hatte. Dann brachte er einige Zeit in den Eisengießereien zu Wilson Town bei Edinburgh zu. Aber nicht zufrieden, alle Fortschritte der Großindustrie auf dem Gebiete der Mechanik kennen zu lernen, fand sein strebsamer Geist Zeit, alle größeren Sternwarten, besonders die von Greenwich und Edinburgh, zu besuchen und sich mit deren Einrichtungen und Beobachtungsmethoden zu beschäftigen. Rasch und sicher eignete er sich die Kenntnisse der neueren englischen Erfindungen auf diesen verschieden Gebieten an, fand aber überall neben dem Vergnügen des Erkannten die Unvollkommenheiten desselben, und sein reger Geist beschäftigte sich sofort mit der Möglichkeit der Ergänzung des Fehlenden und Verbesserung des Mangelhaften, immer Hand in Hand mit den Mitteln der Ausführung. Auf diese Weise wurde diese Reise Reichenbachs, die zunächst nur den Zweck hatte, ihn in den für das Artilleriewesen nöthigen Hilfswissenschaften der Mechanik und Meßinstrumentenkunde auszubilden, in doppelter Weise für sein Vaterland bedeutsam. Einmal wurde durch ihn das englische Verfahren bei der Eisengewinnung und dessen Verwendung zu Maschinen den Fabrikanten seiner Heimath vermittelt. Dann aber empfing er in der Werkstätte für Feinmechanik die Anregung zur Gründung einer eigenen mechanischen Werkstätte, in der er seine neuen Ideen zur Ausführung bringen konnte und die bald einen Weltruf hatte. Im Jahr 1793 kehrte Reichenbach nach Mannheim zurück, wo er kurz zuvor zum Lieutenant der Artillerie ernannt worden war. Neben seinen militärischen Berufsgeschäften gab er nun die lieb gewonnenen Studien über Mechanik und Astronomie nicht auf, sondern erweiterte in den Mußestunden seinen Ideenkreis in diesen Wissenschaften. — Im Jahr 1796 nach München versetzt, hatte er beruflich als Unter- und Oberlieutenant im Zeughause Gelegenheit, seine praktischen Kenntnisse und seinen Diensteifer zu bewähren, wofür er schon im Jahr 1800, also in einem Alter von 29 Jahren, das Patent eines Hauptmanns der Ouvrierkompagnie der Fußartillerie erhielt. Trotz starker dienstlicher Beschäftigung fand Reichenbach auch in München Zeit, eigenhändig eine kleine Theilmaschine zu verfertigen, womit er für die Forstkammer mehrere Winkelmeßinstrumente ausführte, welche zur Zufriedenheit ausfielen. Auch verfertigte er mit demselben Apparate mehrere Spiegelsextanten u. dergl. m. So brauchbar diese Instrumente waren, so genügten sie ihrem Verfertiger doch nicht, besonders war er auf Mittel und Wege zur Herstellung einer besseren Eintheilung der Kreise und Bogen bedacht. Reichenbach kannte die Theilmethode des berühmten Ramsden aus der Beschreibung, aber es war ihm klar, daß eine

Digitized by Google

Verbesserung nur durch die Erfindung einer ganz neuen Idee zu Stande kommen könne. Viele hundert Entwürfe und Versuche starben gleich wieder nach ihrer Geburt. Selbst in den Kriegswirren, als Reichenbach im Jahr 1800 mit der Königlich baierischen Armee ausmarschirte, benützte er jede freie Stunde, um seine Studien über eine verbesserte Theilmaschine fortzusetzen. Endlich, es war am 18. Juli 1800, im Quartier zu Cham, gelang es ihm, das so äußerst einfache Hauptprinzip seiner Theilmaschine zu erfinden. Im Spätjahr 1800 kehrte Reichenbach nach München zurück; kaum konnte er diese Zeit erwarten, um seine Ideen über die Kreis-Theilmaschine zur Ausführung zu bringen. Er gründete auf Zurathen zweier Autoritäten, seines früheren Lehrers Henry und des verdienstvollen Astronomen und Geodäten Schlieg, mit dem er in regem Gedankenaustausch über Theorie und Verbesserung astronomischer Instrumente stand, eine Werkstätte zur Verfertigung mathematischer und astronomischer Instrumente; er nahm den geschickten Uhrmacher Jos. Liebherr, der sich mit der Verfertigung von Spiegelsextanten beschäftigte (zu deren Theilung er die alte Theilmaschine Reichenbach's benützte) als »Theilhaber der mathematischen Werkstätte« auf. Schon die ersten Instrumente, die nach Vollendung der großen Theilmaschine aus der mechanischen Werkstätte hervorgingen, mit Kreisen von 16 und 18 Zoll Durchmesser, zeichneten sich neben einer sorgfältigen mechanischen Ausführung und Equilibrirung aller Theile durch die Vorzüge aller späteren Reichenbach'schen Instrumente, durch die exakte Theilung auf Silber und eine genaue Ablesung durch die sogenannten Alsidatenkreise aus. Zur weiteren Entfaltung des Instituts fehlten anfangs die nöthigen Geldmittel. Diese erbot sich der Staatsbeamte und Großindustrielle Geheime Rath v. Utzschneider zu stellen. Er trat am 26. August 1804 als Theilhaber in das »Mechanische Institut« ein, dessen wissenschaftlicher und technischer Leiter Reichenbach blieb. Rasch verbreitete sich der Ruf der Firma Reichenbach, Utzschneider und Liebherr. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in den andern Ländern des Kontinents wurden die Fabrikate derselben als die besten anerkannt. Der unvollkommenste Theil der ersten Instrumente waren die Gläser. Um diese selbst herstellen zu können, gewann v. Utzschneider den Optiker Peter Ludwig Guinand in Neufchatel, der in Benediktbeuern auf Utzschneider'schen Ländereien im Jahr 1806 die Fluit- und Crownglas-Fabrikation einrichtete. Das hier erzeugte Glas wurde anfangs in dem Mechanischen Institut geschliffen, wozu Reichenbach neue Methoden erfand. — Die Bearbeitung des Glases überließ Reichenbach bald dem durch seine Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Optik unsterblichen Fraunhofer. Als dieser von seinen Beschützern Utzschneider und Schieg zu ihm in das Institut gebracht wurde, erkannte er mit raschem, sichern Blick nach einem eingehenden Gespräch die bedeutenden Fähigkeiten des schüchternen, in seiner äußeren Erscheinung dürftigen Jünglings und rief aus: »Das ist der Mann, den wir suchen, das ist der Mann, der uns noch gefehlt hat.« Die Fähigkeiten Fraunhofers, der, von innigem Dank gegen Reichenbach erfüllt, bald dessen innigster Freund wurde, entwickelten sich durch den theoretischen Unterricht Schlieps und die praktische Anleitung Reichenbachs so ausgezeichnet, daß er bald alle für das Institut nöthigen Linsen selbständig berechnete und schliff. Im Jahr 1809 verlegte v. Utzschneider in Folge zahlreicher Bestellungen den optischen Theil des Mechanischen Instituts nach Benediktbeuren unter Gründung einer weiteren Firma, in der Fraunhofer und Reichenbach Theilhaber wurden. Von Benediktbeuren wurden von nun an alle Gläser dem Mechanischen Institut fertig geliefert. Das Mechanische Institut entwickelte sich zu ungeahnter Blüthe. Die meisten Sternwarten des Festlandes bezogen ihre Instrumente aus dem Mechanischen Institut. So wurden nach

Digitized by Google

und nach die Observatorien zu München, Prag, Warschau, Pest, Wien, Paris, Mannheim, Upsala, Dorpat, Kopenhagen, Mailand, Neapel, Bremen, Königsberg und Göttingen aus dem Mechanischen Institut mit Instrumenten ausgestattet. — Es kann die Aufgabe dieser Lebensskizze nicht sein, im Einzelnen auszuführen, worin die Bedeutung Reichenbachs für die Entwickelung der geodätischen und astronomischen Instrumente besteht. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine bei A. Dups in Durlach 1883 gedruckte Programmbeilage des Pro- und Realgymnasiums dieser Stadt, in deren 2. Theil die Verdienste Reichenbachs um die Fortschritte dieser Instrumente mit den nöthigen Literaturnachweisungen dargestellt sind. Nur soviel sei erwähnt, daß die große Theilmaschine Reichenbachs noch jetzt in derselben auf Ertel u. Sohn übergegangenen Anstalt mit gleichem Erfolg fortarbeitet, daß die Einrichtugen, die Reichenbach den astronomischen Theodoliten, Meridiankreisen und Equatorealen gab, mit unwesentlichen Aenderungen heute noch den Ansprüchen der fortgeschrittenen Wissenschaft genügen und in Anwendung sind, und daß der ganze geodätische Meßapparat — Basisapparat, Theodolit, Spiegel und Nivellirinstrumente, Distanzmesser — durch Reichenbachs Verbesserungen und Neuerfindungen in vollständig neue, nicht verlassene Bahnen gelenkt wurde. — Die Kenntnisse und Erfahrungen, die sich Reichenbach auf dem Gebiete der Mechanik erworben hatte, sollten nicht blos auf die Verbesserung, Erfindung und Ausführung geodätischer und astronomischer Instrumente beschränkt bleiben. Die großen Salinen von Baiern waren damals in Bezug auf Betrieb und Maschinen sehr veraltet. Man hatte den Gedanken gefaßt, die Staatssalinen zu verpachten, um den durch die Kriege hervorgerufenen Geldverlegenheiten abzuhelfen. Diesem Vorhaben trat v. Utzschneider, der im Jahr 1807 mit der Oberleitung der Salinen betraut worden war, mit der ganzen Kraft seiner thatkräftigen Persönlichkeit entgegen. — Unter den Mitteln zur Hebung der aus den Salinen fließenden Staatsrenten bezeichnete er auch die Ausführung des schon 1792 vom Bergrath Flurl ausgesprochenen Gedankens, die Salzsoole von Reichenhall sowohl nach Traunstein als auch nach Rosenheim zu leiten und dort zu versieden. Reichenbach schien ihm der rechte Mann, die Soolenleitung und andere technische Verbesserungen im Salinenwesen auszuführen. Reichenbach wurde deshalb auf Utzschneiders Vorschlag am 25. November 1808 zum Salinenrath ernannt. Noch in demselben Jahr baute Reichenbach die große Soolenhebungsmaschine für sämmtliche Gradierhäuser in Reichenhall. Für die Soolenleitung entschloß sich Reichenbach an die Stelle der bisher durch Wasserräder betriebenen Druckwerke zur Leitung und Hebung der Soole in den Röhren die Wassersäulenmaschinen zu setzen. Der wichtigste Theil dieser Maschine, die Steuerung, wurde von Reichenbach nach ganz neu erfundenem Prinzip ausgeführt. Es wurden zuerst zwischen Reichenhall und Rosenheim 8 Maschinen, die im mechanischen Institut gebaut (ausgeführt) wurden, aufgestellt. Am 19. Juli 1810 kam die erste Soole von Reichenhall an ihrem Bestimmungsort Rosenheim an. Als Anerkennung für diese Verdienste um den Staat wurde Reichenbach im folgenden Jahre das Ritterkreuz des Civilverdienstordens verliehen, eine Auszeichnung, mit welcher der persönliche Adel verbunden ist. In demselben Jahre nahm Reichenbach als Hauptmann der Artillerie seinen Abschied, um sich ganz seinem Beruf als Salinenbeamter und dem immer größeren Umfang annehmenden Mechanischen Institut zu widmen. — Der günstige Erfolg der Soolenleitung von Reichenhall nach Rosenheim brachte die Salinenverwaltung 1815 zu dem Entschluß, die Soole auch von Berchtesgaden nach Reichenhall zu leiten und dazu dasselbe Princip der Wassersäulenmaschinen zu verwenden. Reichenbach wurde auch mit der Ausführung dieses schwierigen Werkes beauftragt, wobei er sich nicht nur

Digitized by Google

als Maschinenbauer, sondern auch als praktischer Geometer bewies. In 20 Monaten löste Reichenbach die schwierige Aufgabe, wodurch auf einer Röhrenfahrt von 101796 Fuß die Soole auf eine Höhe von 1579 Fuß gehoben werden mußte, mittelst der Wassersäulenmaschinen, von denen die größte bei Illsang die Soole im Gewicht von 300 Zentnern mit einem Stiefel durch einen Druck auf eine senkrechte Höhe von 300 Meter hebt. — In Gegenwart des Königs Max kamen am 21. Dezember 1817 die Maschinen zum erstenmale in volle Thätigkeit. »Die Solidität aller Theile bei einer gefälligen Gestalt des Ganzen, die gefahrlose Struktur bei der ungeheuren Kraft, und das sanfte, kampflose Spiel bei der riesenhaften Wirkung wurden von allen Anwesenden bewundert.« Der König überreichte Reichenbach an Ort und Stelle ein vom 18. Dezember datirtes Dekret, wonach ihm wegen glücklicher Vollendung der Soolenleitung eine lebenslängliche Rente von 1200 Gulden zugesichert wurde. Als im folgenden Jahr der Beweis erbracht war, daß die Salinenwerke durch die Reichenbachschen Werke die Salinenrente um mehr als 50 000 Gulden jährlich vermehrt hatten, kam zu dieser Rente noch ein einmaliges Geschenk von 10 000 Gulden. — Die Reichenbachschen Soolenmaschinen sind heute noch nach beinahe dreiviertel Jahrhundert unverändert im Gange. — Seit seiner Ernennung zum Salinenrath war Reichenbach nicht nur für die Salinenwerke thätig, er erstellte auch manche Werke als Maschinenbauer und Ingenieur für andere Staats-, sowie Kreis- und Gemeindebehörden. So haben die Städte München und Augsburg durch je ein Wasserwerk bleibende Zeugnisse von der genialen Thätigkeit Reichenbachs aufzuweisen. — Daß Reichenbachs Erfindungsgeist, Kenntnisse und Erfahrungen in der Mechanik und im Ingenieurwesen auch für seinen eigentlichen Beruf, das Militär, Verwerthung fanden, ist wohl selbstverständlich. Schon im Jahr 1800 wurde die Gewehrfabrik zu Amberg nach seinen Angaben eingerichtet, und als ihm im Jahr 1815 die Untersuchung über den Stand der Fabrik aufgetragen wurde, hatte er die Freude und Genugthuung, daß die Fabrik hauptsächlich durch seine Anordnungen zu der Blüthe gebracht war, die er feststellen konnte und die sie noch lange Zeit behielt. — Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß Reichenbach auch auf dem Gebiete des Geschützwesens als Erfinder sich bethätigte. Er war der Erste, der die Züge der Gewehrläufe auf Kanonenrohre übertrug, er erkannte vor den Engländern die Vortheile der verlängerten Geschosse und vor den Franzosen zog er die Geschoßexpansion in den Bereich seiner Versuche. Doch führten diese nicht zu verwendbaren Resultaten, theils weil er von Berufsgeschäften überhäuft war, theils weil er sich nicht entschließen konnte, die Vorderladung mit der damals schon bekannten und bald allgemein gewordenen Hinterladung zu vertauschen. — Nicht allein in seinem engern Vaterlande wurden Reichenbachs Verdienste um das Artilleriewesen gewürdigt und anerkannt. Im Jahr 1821 wurde ihm vom Kaiser von Oesterreich der ehrenvolle Auftrag, eine Stückbohrerei in Wien einzurichten. Diesen Auftrag führte Reichenbach nach einem neuen Plane aus, und die in seinem Mechanischen Institut in München ausgeführten Maschinen wurden 1823 von ihm selbst in Wien aufgestellt, wo er von allen Seiten die verdiente Anerkennung fand. — Schon einige Jahre vorher, 1819, hatte Reichenbach im Polytechnischen Institut in Wien eine Werkstätte für mathematische Instrumente eingerichtet, für welches er eine eigene Theilmaschine nach dem Prinzip der berühmten Münchener baute. Durch Reichenbachs Schüler und Gehilfen, die aus allen Ländern herbeiströmten, um ihre Talente im Reichenbach'schen Mechanischen Institute zu vervollkommnen, wurden in verschiedenen Städten des In- und Auslandes mechanische Werkstätten begründet, die sich rasch bedeutenden Ruf erwarben und zum Theil heute noch haben. Durch die Erstellung der Soolenleitung und durch ein Buch über

Digitized by Google

Brückenbau, das 1811 erschien, hatte sich Reichenbach nicht nur als Mechaniker, sondern auch als praktisch tüchtigen und kenntnißreichen Ingenieur bewährt. Er wurde in Anerkennung dessen am 10. Mai 1820 unter Beibehaltung seines bisherigen Staatsamtes als oberster Berg- und Salinenrath zum Director des Centralbureaus für Straßen- und Wasserbau ernannt. Auch den Obliegenheiten dieser Stelle kam der vielseitige, rastlos thätige Mann auf's Beste nach, was mehrere unter seiner Oberleitung ausgeführte Unternehmungen auf dem Gebiete des Wasserbaues und der Flußschifffahrt bezeugen. — Zu der Anerkennung seiner Verdienste durch ehrenvolle Stellungen als Staatsbeamter wurden Reichenbach von verschiedenen Seiten Orden und Ehrenzeichen zu Theil; so, wie schon erwähnt, vom König von Baiern das Ritterkreuz des Civilverdienstordens, zu dem er noch von dem König Ludwig das Kommandeurkreuz erhielt, so vom Großherzog von Baden das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens u. a. — Als Schriftsteller hat sich Reichenbach, wie es bei der ausnehmend praktischen Richtung seiner Thätigkeit nicht anders zu erwarten war, nicht besonders hervorgethan. Seine Veröffentlichungen standen natürlich in innigem Zusammenhange mit seiner praktischen Thätigkeit. Die erste ist eine Notiz in der von v. Zach herausgegebenen Monatlichen Correspondenz 1803 Band IX über die Fortschritte der mechanischen Werkstätte; die zweite und größte Schrift ist die oben erwähnte, bei Lindauer in München erschienene Abhandlung über »Theorie der Brückenbögen und Vorschläge zu eisernen Brücken in jeder beliebigen Größe«. Nach Reichenbachs Vorschlag sollten die Brücken aus Kreisbögen gebildet werden, die aus gußeisernen Röhren zusammengesetzt sind. Reichenbach hatte jedoch keine Gelegenheit, Brücken nach diesem System auszuführen. Erst ziemlich später wurden solche gebaut, aber nach kurzer Zeit wurde das System wieder aufgegeben wegen der geringen Festigkeit des gußeisernen Materials. Die wichtigste im Druck erschienene Schrift Reichenbachs ist ein Aufsatz in Gilberts Annalen der Physik 1821, Band 68, Seite 33—60. Die Veranlassung dazu war eine Notiz in derselben Zeitschrift über die Aufstellung einer Theilmaschine und anderer Instrumente Reichenbachs im Polytechnischen Institut in Wien; darin wird behauptet, Liebherr sei der Erfinder der Theilmethode. Reichenbach veröffentlichte im Verlaufe weiterer Erörterungen an der angeführten Stelle die Geschichte der Entstehung seiner Theilmaschine und eine Beschreibung des Hauptprinzips derselben. Dadurch erreichte er nun allerdings den zunächst beabsichtigten Zweck, sich Liebherr gegenüber die Priorität zu wahren. Der größte Vortheil der Veröffentlichung war jedoch der, daß das Prinzip seiner Theilmethode in seiner eigenen, einfachen, klaren Darstellung der Nachwelt überliefert wurde. Wenn auch Reichenbach die Absicht hatte, ein Buch über die von ihm gemachten Verbesserungen und Erfindungen auf dem Gebiet der geodätischen und astronomischen Instrumente sowie über seine hydraulischen Maschinen herauszugeben, so wäre es wohl doch nie dazu gekommen, selbst wenn ihm ein längeres Leben beschieden worden wäre, da es seiner individuellen Neigung viel mehr entsprach, seine Ideen praktisch auszuführen und dadurch den Beweis ihrer Richtigkeit zu liefern, als sich in lange Abhandlung darüber einzulassen. Trotz dieser Abneigung Reichenbachs, sich schriftlich zu bethätigen, wurde er doch in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitglied ernannt, so von den Akademien zu München und Padua und dem Französischen Nationalinstitut. — Nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen war Reichenbach als Mensch ebenso achtungswürdig, als er als Gelehrter und Künstler groß war: ein Muster von Rechtschaffenheit, Offenheit und deutscher Biederkeit, ein liebevoller Gatte und Vater, treuer Freund seiner Freunde, uneigennützig, heiter und versöhnlich im Umgange, gerne helfend und Gutes er-

Digitized by Google

weisend, wo er konnte. Reichenbach war in den letzten Jahren seines Lebens mit Entwürfen und Versuchen zur Erstellung einer Locomobile und eines Dampfwagens beschäftigt, also mit Dingen, die immer noch den Erfindungsgeist der Ingenieure anspornen; doch sollte er nicht die Freude haben, auch hierin seine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen. Ein unglücklicher Fall bei der Untersuchung des Brunnenwerks in Augsburg wurde der Grund zu einem zweijährigen Siechthum, von dem ihn ein Schlaganfall am 21. Mai 1826 im 55. Jahre seines Lebens erlöste. Seine irdischen Ueberreste ruhen auf dem alten Kirchhof zu München. Sein Grabdenkmal unter den Arkaden neben dem seines ihm einige Tage im Tode vorausgegangenen, im Leben durch gemeinsames Streben und Wirken innig verbundenen Freundes Fraunhofer trägt die Inschrift: »Sein Name genügt. Sein Denkmal sind seine Werke.« (Benutzt wurde zur Aufstellung dieses Lebensbildes der erste Theil meiner oben erwähnten Programmbeilage und der Artikel: Georg v. Reichenbach von Bauernfeind in der »Allgemeinen Deutschen Biographie«, Leipzig 1888.) M. Wacker.

Achilles Renaud

wurde am 14. August 1819 in Lausanne geboren. Nach den Traditionen, welche sich in der Familie Renaud erhalten haben, entstammt dieselbe einem alten französischen Adelsgeschlecht, welches in grauer Vorzeit ein Schloß Montauban im Süden Frankreichs besessen und bewohnt haben soll. Nach dem Aufkommen der Calvinischen Glaubensrichtung in Frankreich wurde dieses Geschlecht hugenottisch. Der Widerruf des Edikts von Nantes unter Ludwig XIV. bedeutete auch für die Renaud'sche Familie das Aufhören ihrer Existenz in Frankreich: ihre Güter wurden konfiszirt, sie selber flüchtete nach der Schweiz. Der Verlust ihres ganzen Vermögens bewog sie, den Adel aufzugeben, die Renauds wurden mit der Zeit Schweizer Bürger. Der Großvater Achilles Renauds väterlicher Seits war Syndikus der Stadt Avenches (Aventicum) im Kanton Waadt, der Vater war zur Zeit der Geburt dieses Sohnes reformirter Prediger zu Lausanne. Der Großvater mütterlicher Seits, Namens Hollard, bekleidete das Syndikat der Stadt Lausanne. Einige Jahre nach der Geburt Achilles Renauds folgte sein Vater einem Rufe als Pfarrer nach Bern, wo Renaud seine Jugend verlebte und auch seine Universitätsstudien begann. Sehr bald zog es ihn indessen nach deutschen Universitäten, auf welchen er unter Anderen Savigny, Thibaut und seinen späteren Kollegen und Freund Bangerow gehört hat. Schon im Jahre 1840 absolvirte Renaud sein juristisches Doktorexamen in Heidelberg summa cum laude. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Paris begab sich Renaud nach Bern und habilitirte sich an der dortigen Universität als Privatdocent, 1845 wurde er außerordentlicher Professor. Neben praktischer Beschäftigung (er bekleidete auch das Amt eines Divisionsauditeurs) hat Renaud schon in den Jahren seines Wirkens an der Berner Universität eine rege und vielseitige literarische Thätigkeit entfaltet. Vom Jahre 1845 an weist jedes Jahr der Berner Thätigkeit Renauds zwei, drei, ja vier bedeutsame literarische Produktionen von ihm auf: theils aus dem Gebiete des deutschen, insbesondere schweizerischen, theils dem des französischen Rechts. Es mögen hier nur seine Abhandlungen »Zur Lehre vom Näherrechte, insbesondere von der Erblosung nach gemeinem Rechte« und »Die Gemeindenutzungen, insbesondere die Realgemeinderechte, in ihrer geschichtlichen Entwickelung und rechtlichen Natur betrachtet, mit vorzüglicher Berücksichtigung der schweizerischen Verhältnisse«, beide veröffentlicht in der Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft Band 8 und 10, und sein »Beitrag zur Theorie der Reallasten« hervorgehoben werden. Auch zwei Arbeiten auf dem Gebiete des römischen Rechts brachte

Digitized by Google

diese Zeit. Den Schluß dieser Berner Periode bildete der im Jahr 1848 erschienene erste Band eines Lehrbuchs des gemeinen deutschen Privatrechts, ein Werk, welches keine Fortsetzung gefunden hat, eine Folge wahrscheinlich der Berufungen Renauds nach deutschen Universitäten, welche durch größere Anspannung seiner Lehrthätigkeit den Fortgang seiner literarischen Arbeiten überhaupt für die nächsten Jahre unterbrachen und ihn später andere schriftstellerische Pläne verfolgen ließen. Es konnte nicht ausbleiben, daß jene Arbeiten der Berner Zeit, welche zumeist in deutschen juristischen Zeitschriften veröffentlicht wurden, die Aufmerksamkeit der deutschen Juristenwelt auf den hoffnungsvollen jungen schweizerischen Gelehrten lenkten. 1848 folgte Renaud einer an ihn ergangenen Berufung als ordentlicher Professor nach Gießen. Seitdem hat er dauernd Deutschland angehört. Wie Bluntschli aus der Schweiz zu uns gekommen, ist auch er, ohne der Anhänglichkeit an sein Heimathland untreu zu werden, in vollem Sinne ein Deutscher geworden und hat dem neuen Vaterlande, was er für seine Ausbildung aus dem Schatze deutscher Wissenschaft entlehnt, durch sein späteres Wirken in Deutschland mit reichlichen Zinsen heimgezahlt. In Gießen schon fand er einen Boden, auf welchem sich seine Lehrgabe in einer Weise zeigen konnte, daß er im Jahre 1853 einen Ruf nach Heidelberg erhielt: einem allerdings für die Entfaltung eminenter Lehrbegabung noch weit günstigeren Schauplatze. Hier fand er den Nachfolger Thibauts, Karl Adolf v. Vangerow, auf dem Höhepunkte seiner unvergleichlich erfolgreichen Lehrthätigkeit, es konnte keinen günstigeren Zeitpunkt in Heidelberg für die Begründung der eigenen glänzenden Lehrthätigkeit geben, als den damaligen. Renaud trat denn auch bald als ebenbürtiger Genosse neben Vangerow, und durch das schöne Zusammenwirken der mit einander befreundeten Männer genossen die Heidelberger Vorlesungen über die Pandekten und über das deutsche Privatrecht eines Rufes, welcher auf lange Jahre hinaus Scharen von Schülern, nicht blos aus allen Gauen Deutschlands, sondern auch aus anderen Ländern Europa's und anderen Erdtheilen anlockten. Renaud war berufen als ordentlicher Professor des deutschen Privatrechts, bürgerlichen Prozesses, Code civil (badischen Landrechts) und des Kirchenrechts. Die Vorlesungen über Kirchenrecht hat er später aufgegeben; die von ihm regelmäßig gehaltenen Vorlesungen waren für den Sommer das deutsche Privatrecht einschließlich des Handels- und Wechselrechts, für den Winter das gemeine deutsche Civilprozeßrecht und das französische bezw. badische Civilrecht. Seit dem Jahre 1853 wurden auch die literarischen Arbeiten mit größter Energie wieder aufgenommen, fast Jahr für Jahr bis zu dem im Jahre 1884 erfolgten Tode Renauds erschienen eine oder mehrere Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften. Renauds literarische Produktion wandte sich jetzt vorzüglich dem modernen Verkehrsrecht zu, dessen juristischer Durcharbeitung seit dem Zustandekommen der deutschen Wechselordnung und des deutschen Handelsgesetzbuchs bedeutsame Aufgaben gestellt waren. Materien, wie die Obligationen auf den Inhaber, insbesondere die Handelsgesellschaften fesselten vorzugsweise seine Aufmerksamkeit. Diese Arbeiten gipfelten in drei großen Werken: dem Lehrbuche des allgemeinen deutschen Wechselrechts, welches drei Auflagen erlebt hat, der Monographie über das Recht der Actiengesellschaften, welche 1875 in zweiter Auflage erschien, und der über das Recht der Kommanditgesellschaften. Eine andere Reihe von Arbeiten betraf den Civilprozeß: dieselben beginnen seit dem Jahre 1859, herrschen in dem darauffolgenden Jahrzehnt entschieden vor und gipfeln in dem 1867 erschienenen Lehrbuch des gemeinen deutschen Civilprozeßrechtes, welches 1873 in zweiter Auflage erschien. Eine umfassende Monographie über das Recht der stillen Gesellschaft und der Vereinigung zu einzelnen Handelsgeschäften für gemeinschaftliche Rechnung ist von Renaud unvollendet hinterlassen,

Digitized by Google

sie ist nach seinem Tode von Paul Laband ergänzt und herausgegeben. Alle diese Werke zeigen eine vollkommene Herrschaft nicht nur über die einschlagende Literatur, sondern auch eine staunenswerthe Kenntniß der deutschen Partikular- und schweizerischen Kantonalgesetzgebungen, der Urtheilssprüche deutscher und französischer Gerichte, der massenhaften Statuten von Handelsgesellschaften. — Aeußeren Wechsel hat Renauds Leben seit seiner Berufung nach Heidelberg dadurch noch erfahren, daß er sich nach dem Tode seiner Eltern, welche ihm nach Heidelberg gefolgt waren, mit Karoline Hergenhahn, einer Tochter des früheren nassauischen Ministers und späteren Appellationsgerichts-Präsidenten Hergenhahn zu Wiesbaden, vermählte, aus welcher Ehe eine Tochter entsprossen ist. So konnte sich denn seine, durch keinen weiteren Wechsel des Aufenthalts störend unterbrochene Thätigkeit ungehemmt entfalten. Ehe wir dieselbe noch nach anderen Richtungen hin verfolgen, wollen wir uns die Eigenthümlichkeit des juristischen Bildungsganges Renauds, seine juristische Individualität, vergegenwärtigen. — Aus einer französischen Familie stammend war Renaud in einem Lande geboren und hatte dort bis an die Schwelle kräftigen Mannesalters gelebt, in welchem verschiedene Stammeselemente auch auf dem Gebiete des Privatrechts sich friedlich neben einander geltend machen: in der Schweiz standen neben den Kantonen, deren Rechtsbildung mit dem germanischen Rechtsleben in Verbindung geblieben war, die an Zahl geringeren, welche sich den französischen Codificationen hingegeben hatten. Renaud war gleichsam dazu prädestinirt, deutsches und französisches Recht zu pflegen. Daß er beides von früh an that, hat seiner juristischen Bildung eine ganz eigenthümliche Mischung und Ausprägung gegeben, welche ihn zu Aufgaben befähigte, die von einem einseitig romanistisch oder germanistisch gebildeten Juristen nicht gelöst werden können. Seine Studien deutschen und französischen Rechts liefen, wie das bei einem nicht oberflächlich angelegten Geiste natürlich war, nicht unvermittelt neben einander her: sie traten in Verbindung mit einander und befruchteten sich gegenseitig. Daß der französische Civilcodex germanische Elemente enthalte, hat zwar Renaud nicht zuerst erkannt und ausgesprochen. Wer den Code civil genauer studirt hatte, wußte, daß bei seiner Abfassung zwei Parteien mit einander kämpften: die der Anhänger des römischen Rechts, welche an das Recht in den provinces du droit écrit gewöhnt waren, und die der Anhänger des droit coutumier. Daraus ergab sich, daß der Code nicht allein aus dem römischen Recht bezw. den französischen Bearbeitern desselben, insbesondere Pothier, erklärt werden konnte. So hatte namentlich schon Zöpfl in einem in der Zeitschrift für deutsches Recht, Band 5, Seite 110 ff. veröffentlichten Aufsatz über das germanische Element im Code Napoléon auf die große Verwandtschaft einer großen Reihe von Bestimmungen des Code civil mit dem deutschen Recht hingewiesen und behauptet, daß dieser Code in einer großen Reihe von Materien den Sieg des germanischen Elements in der Rechtsbildung über das römische proklamirt habe, aber er war dabei über eine kurz gefaßte äußere Aufzählung nicht hinausgekommen. Renaud hat aber, darin besteht hier sein Verdienst, den Gedanken, daß der Code nicht blos auf einer römischen, sondern auch wesentlich auf einer germanischen Grundlage beruhe, zuerst durchzuführen begonnen und gewisse im Code civil enthaltene bedeutsame Grundsätze und Institute aus ihrer historischen Grundlage, nämlich dem älteren germanischen Recht und dem droit coutumier zu erläutern unternommen. So entstanden seine meisterhaften, schon während des Berner Aufenthaltes in der kritischen Zeitschrift für die Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes (Bd. 17, 19 und 21) veröffentlichten Untersuchungen: die französische Rechtsregel »en fait de meubles la possession vaut titre« aus ihrer germanischen Grundlage erläutert, und: die französische Rechtsregel »le mort saisitle vif« aus ihrer

Digitized by Google

germanischen Grundlage und dem droit coutumier erläutert. Da nun aber doch der Code neben der germanischen eine römisch-rechtliche Grundlage hat, so war Renaud durch seine dem Code zugewendeten Studien auch genöthigt, sich mit dem römischen Recht zu beschäftigen, und wenn er auf dem Gebiete desselben auch keine selbständigen Forschungen gemacht, so besaß er doch eine gründliche Kenntniß desselben, eine gründlichere, als man sie bei den meisten Germanisten findet. Wenn alle diese Kenntnisse in den Dienst des Verständnisses der historischen Entstehung und der Erläuterung eines modernen Gesetzbuchs gestellt wurden, so mußte sich Renauds Aufmerksamkeit auf die in unserem Jahrhundert so brennende Frage der Codification richten; von der einer solchen gestellten Aufgabe bildete er sich eine durchaus gesunde Anschauung. Dem Gesetzgeber, sagt er, fällt bei bevorstehenden Codificationen eine schwierige Aufgabe zu. Er hat nämlich in größerem oder geringerem Maße die Folgerungen direkt entgegengesetzter Grundsätze neben einander zu sanktioniren, und soll hieraus nicht baare Inkonsequenz werden, soll die Gesetzgebung nicht ein bloßes Aggregat unzusammenhängender Vorschriften und Rechtsbestimmungen, ein durchlöchertes Gebäude sein, so müssen die Prinzipien des römischen und des germanischen Rechtselements selbst mit einander verschmolzen, und die neuen Begriffe in folgerichtiger Anwendung durch das ganze Rechtssystem durchgeführt werden. Der Lösung der angedeuteten Aufgabe hat zwar die geschichtliche Rechtsentwicklung schon vorgearbeitet; allein diese Verschmelzung des römischen und germanischen Elements ist noch keine innige, konsequente, keine bewußte. Die codifizirte Gesetzgebung muß aber eine ihrer selbst bewußte und konsequente sein. — Renaud wäre der geeignete Mann gewesen, an der Herstellung eines Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für Deutschland mitzuarbeiten. Seine harmonische juristische Bildung würde ihn abgehalten haben, einer einseitig romanistischen oder einseitig germanistischen Gestaltung des Entwurfs zuzustimmen. Die von ihm klar erkannte, aus der Geschichte unserer deutschen Rechtsentwicklung sich ergebende Aufgabe, die römischen und germanischen Elemente unseres Rechts, soweit dies nicht schon durch das praktische Rechtsleben selbst geschehen ist, mit Bewußtsein mit einander zu verschmelzen, würde er, durch seine eigenthümliche juristische Bildung besonders dazu befähigt, überall durchzuführen gesucht haben. — Weiter ist es für Renauds Stellung als Jurist charakteristisch, daß die der modernen Jurisprudenz eigenthümliche Spaltung zwischen theoretischer Bearbeitung und praktischer Anwendung des Rechts bei ihm nicht zur Erscheinung kommt: er gehörte zu den Ersten in der nicht zahlreichen Klasse bevorzugter Juristen, in welchen sich noch eine harmonische Vereinigung theoretischer und praktischer Durchbildung findet. Er war zunächst ein durchweg geschulter Theoretiker, der auch ein vollkommenes Bewußtsein von dem Werthe der Rechtsgeschichte hatte, wie ja schon seine Erläuterungen wichtiger Sätze des Code aus dem älteren germanischen Rechte und dem Droit coutumier zeigen. Er war keine der Naturen, welche sich vorzugsweise zu einem neuen Durchdenken der Grundbegriffe und höchsten Prinzipien des Rechts hingezogen fühlen, für ihn hatte der innere Ausbau der einzelnen Rechtsinstitute, die Verfolgung des ihnen innewohnenden Geistes einen größeren Reiz, denn sein Sinn war und wurde mehr und mehr ein praktischer. Schon seine vorzugsweise dem modernen Verkehrsrecht und dem Civilprozeßrecht zugewandten Studien mußten ihn mehr, als auf philosophische Probleme, auf die geistige Durchdringung komplizirter Verkehrsgestaltungen hinlenken. Anderes kam hinzu, um seine praktische Befähigung durch unmittelbare praktische Thätigkeit auszubilden. Renaud wurde Mittermaiers Nachfolger als Vorsitzender des Spruchkollegs der Heidelberger Juristenfakultät. Hier fand er dauernd Gelegenheit, das auch sonst von ihm in vorübergehenden Stellungen an

Digitized by Google

den Tag gelegte Talent, berathenden Kollegien zu präsidiren, in glänzendstem Lichte zu zeigen. Dem nothwendigen Meinungsaustausch über streitige Fragen vollen Raum gönnend, verstand er es zugleich, zielloſem Abſchweifen der Diskuſſion Schranken zu ſetzen, ſie wieder in die Bahn zum Ziel zu lenken und die verhandelten Fragen abſtimmungsreif zu machen. Mit bewundernswerther Sicherheit verſtand er es, die juriſtiſch erheblichen Momente von den unweſentlichen loszuſchälen und durch präziſeſte Frageſtellung die Abſtimmung einzuleiten. Dieſelben glänzenden Eigenſchaften in der Bearbeitung praktiſcher Rechtsfälle zu zeigen, bot ſich ihm weitere Gelegenheit in ſeiner von Jahr zu Jahr mehr geſuchten und ſich ausbreitenden reſpondirenden Thätigkeit. Es hat wohl kaum ein anderer moderner Juriſt auf dem Gebiete des Privatrechts und des Civilprozeſſes dieſe von den römiſchen Juriſten ſo hochgeſchätzte und für die praktiſche Durchbildung des Rechts hochwichtige Thätigkeit in einem ſolchen Umfange und mit ſolcher Meiſterſchaft ausgeübt, wie Renaud. Daß er durch ſeine handels- und wechſelrechtlichen Schriften als eine der erſten Autoritäten auf dem Gebiete des Handels- und Wechſelrechts auch bei den Gerichten galt, veranlaßte mehr und mehr prozeßführende Perſonen, ſich mit der Bitte um ein Gutachten über ihre Sache an Renaud zu wenden. Renaud arbeitete dieſe Gutachten mit größter Gewiſſenhaftigkeit aus, wie wenn er als Richter in dem Prozeß zu entſcheiden gehabt hätte. Schon bei ſeinen Lebzeiten waren einzelne dieſer Gutachten gedruckt, doch waren auch dieſe nur einem kleinen Kreiſe mit Renaud in näherer Beziehung ſtehender Juriſten zugänglich geworden. Renaud hatte in den letzten Jahren vor ſeinem Tode die Abſicht geäußert, dieſe Gutachten in Auswahl durch den Druck weiteren Kreiſen zugänglich zu machen. Nach ſeinem Tode hat ſich ſein Schwager, der Königlich preußiſche Landgerichts-Direktor Th. Hergenhahn, das Verdienſt erworben, den größten Theil dieſer Gutachten in einer Sammlung von zwei Bänden herauszugeben. — War nun auch Renauds Zeit und außerordentliche Arbeitskraft durch ſeine ſtändig fortgehenden ſchriftſtelleriſchen und praktiſchen Arbeiten ſtark in Anſpruch genommen, ſo ſtanden ihm doch beide Richtungen ſeiner Thätigkeit erſt in zweiter Linie, den Mittelpunkt derſelben bildete ſeine Lehrthätigkeit. Nach Renaud's Auffaſſung war es die erſte Pflicht eines Univerſitätsprofeſſors, ſeine Zeit und Kraft hauptſächlich der Unterweiſung der akademiſchen Jugend zu widmen. Und das hat er redlichſt mit Anſpannung aller ſeiner Kräfte gethan. Renaud lehrte mit innerer Freudigkeit, denn es ſtanden ihm eine glänzende Gabe mündlichen Vortrags und ein ſeltenes didaktiſches Talent zu Gebote. Aber er verließ ſich nicht auf dieſe Gaben: nicht leicht wird ſich ein akademiſcher Lehrer ſorgfältiger für ſeine Vorleſungen vorbereitet haben, als er. Was er an juriſtiſcher Bildung gewann, das mußte auch ſeinen Vorleſungen zu Gute kommen: ſie änderten ſich und wuchſen mit ihm. Immer fort hat er die von ihm vorgetragenen Materien auch in didaktiſcher Beziehung neu durchdacht: dem für die mündliche Darſtellung widerſtrebendſten und ſprödeſten Stoffe wußte er eine faßliche Form zu geben, obwohl er dabei keiner Schwierigkeit aus dem Wege ging. Das Feuer und die Energie ſeines mündlichen Vortrags riſſen auch Gleichgültige aus ihrer Lethargie heraus und wußten die Zuhörer bis zum Schluſſe des Semeſters trotz ſtarker Inanſpruchnahme ihrer Kräfte zu feſſeln. — Obwohl Renaud, deſſen Kraft durch ſeinen Beruf als Univerſitätslehrer, juriſtiſcher Schriftſteller und Reſpondent vollauf in Anſpruch genommen war, eine andere Betheiligung am öffentlichen Leben, als wie ſie Pflicht jedes Staatsbürgers iſt, nicht geſucht hat, ſo hat er ſich ihr doch, wo eine Aufforderung dazu an ihn erging, nicht entzogen, und ſo iſt er denn auch als Mitglied des Bezirksraths, der Stadtverordneten und als von der Univerſität erwähltes

Digitized by Google

Mitglied der Ersten Kammer der badischen Stände thätig geworden. In den Jahren 1873—1879 hat er sich an den Berathungen der Ersten Kammer und an den gesetzgeberischen Arbeiten derselben lebhaft betheiligt. Kommissionsberichte über sehr wichtige an die Kammer gebrachte Gesetzentwürfe rühren aus seiner Feder her; hervorgehoben möge hier nur werden der Bericht betreffend den Entwurf eines Gesetzes über Benutzung und Instandhaltung der Gewässer (Beilage Nr. 204 zum Protokoll der 19. Sitzung vom 7. Juli 1876, Beilagenheft Seite 332—382). — Renaud war in politischer Beziehung ein Mann von ächt deutscher und durchaus gemäßigter Gesinnung. Wer ihn für einen Ultrakonservativen, einen Reaktionär verschrieen, hat das ohne irgend welche genügende Kenntniß des Mannes gethan; eine Veranlassung dazu hat Renaud weder durch das, was er gethan, noch durch das, was er geredet und geschrieben, geboten. — Für eine Natur, wie die Renaud's, war es eine Wohlthat, daß er eine Abnahme seiner Lehrkraft und seiner Lehrthätigkeit nicht mehr erlebt hat. Eine Lungenentzündung hat seinem Leben rasch ein Ende gemacht; er starb am 4. Juni 1884. Für jeden, welcher über die Gründe der Blüthe der Heidelberger Juristenfakultät zur Zeit des Wirkens von Männern, wie Bangerow, Mittermaier, Renaud nachgedacht hat, wird sein Name in unauslöschlicher Erinnerung bleiben.

Karlowa.

Wilhelm Riesstahl

wurde am 15. August 1827 zu Neu-Strelitz geboren, in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen und in einer Umgebung, welche für künstlerische Entwickelung sich kaum ungünstiger denken läßt. Die kleine mecklenburgische Residenz liegt zwar anmuthig genug am Zierker See, in einer hügeligen Waldlandschaft, bietet aber weder in alten Denkmälern, noch in Kunstsammlungen dem ästhetischen Sinn irgend eine Anregung. Dennoch fehlte es selbst in dem unscheinbaren Neu-Strelitz nicht an Gelegenheit, den tief in der Natur des Knaben gelegenen Trieb zur Kunst zu wecken und zu fördern. — Sein Vater, Fritz Riesstahl, war ein sehr tüchtiger, viel beschäftigter Schneidermeister, und seine Frau Maria stand ihm helfend zur Seite, da sie sich als Mädchen ihr Brod mit Schneidern verdient hatte. Sie war wegen ihrer Hübschheit, Sauberkeit, Geschicklichkeit, aber auch wegen ihrer Herzensgüte und Intelligenz, und besonders wegen eines gewissen poetischen Zaubers, der ihr eigen war, allgemein beliebt. In allen Häusern, wo sie beschäftigt wurde, trug man sie auf den Händen und that ihr Alles zu Gefallen. Ihr Vater war als tüchtiger, kunstreicher Steinmetzmeister geschätzt. Von der Mutter hat Wilhelm Riesstahl Poesie und Phantasie geerbt, und es wiederholt sich also, was uns in den Biographieen so vieler bedeutender Männer entgegen tritt. — Er zeigte sich früh sehr geschickt und talentvoll. Mit seinen Kameraden zimmerte er ganze Puppentheater, worauf sie dann Aufführungen veranstalteten. Durch eine Schwester seines Vaters, die bei einem Justizrath v. Schulz als Haushälterin stand, kam er in dies wohlhabende und vornehme Haus, und der intelligente Knabe mit den langen blonden Locken wurde Spielkamerad des gleichaltrigen Sohnes und täglicher Gast der Familie. Die Hausfrau malte mit großem Eifer, das ganze Haus hing voll von Werken ihrer Hand, die ohne Zweifel auf den empfänglichen Sinn des jungen Riesstahl Eindruck machten. Eine andere Quelle künstlerischer Anschauung eröffnete sich ihm durch den Hofbuchhändler Gottlieb Barnewitz, der auch mit Kupferstichen handelte, welche er mit Leidenschaft sammelte. Bei ihm, der die erste künstlerische Entwickelung Riesstahls mit Rath und That gefördert hat, sahen die Kinder manches Schöne. Auch einzelne plastische Werke verirrten sich, wenn auch nur in Gypsabgüssen, nach Neu-Strelitz und weckten eine Ahnung künst-

Digitized by Google

lerischer Schönheit. Mit heiliger Scheu traten die Kinder im Schloßgarten an den kleinen Tempel, in welchem eine Nachbildung des Denkmals der Königin Louise von Rauch aufgestellt war. Besser stand es indeß mit dem Theater und der Musik. Ersteres hatte unter Görners Leitung einen hohen Grad von Vollendung erreicht und Musik wurde sehr viel und sehr gute gemacht, da der verstorbene Großherzog diese Kunst leidenschaftlich liebte. — Der begabte Knabe besuchte die Realschule, wenn auch nicht mit großer Lust; doch wurden seine deutschen Aufsätze immer sehr gelobt. Seine künstlerische Anlage, die sich bereits in der Elementarschule, bei dem ersten Zeichenunterricht des »alten Schneider« zu erkennen gegeben hatte, erhielt durch den als Botaniker wohlbekannten Realschullehrer Langmann weitere Förderung. Um seinem Drange zur Kunst, der immer mehr erwachte, zu genügen, gab der Vater ihn einem Stubenmaler in die Lehre, bei welchem er ein halbes Jahr arbeitete. Was ein Kunstjünger bei einem Stubenmaler von Neu-Strelitz lernen konnte, läßt sich leicht denken. Lange vermochte er dies Schreckliche nicht zu ertragen. So willigte denn der Vater endlich ein, ihn nach Berlin ziehen zu lassen. Aber woher die Mittel nehmen? Trotz des äußersten Fleißes war bei den ärmlichen Verhältnissen der Stadt die Familie völlig mittellos. Der Großherzog konnte sich nicht entschließen, für sein Landeskind etwas zu thun. So versuchte denn der angehende Künstler sich selber zu helfen. Er zeichnete und aquarellirte die Stadt vom Kirchthurm aus. Auf dem Markt spazierten stadtbekannte Persönlichkeiten, die sofort erkannt wurden. Begreiflicherweise fand eine so unerhörte Kunstleistung allgemeinen Anklang; das Blatt wurde lithographirt und der Ertrag mag das erste Reisegeld abgegeben haben. — Auf seine geistige Entwickelung hat wohl der jüngste Bruder seines Vaters, der nur zwölf Jahre älter war als er, am meisten eingewirkt. Dieser zärtlich geliebte Onkel hatte ebenfalls dem Handwerk verfallen sollen, aber ein Gedicht, das er zum Geburtstag des Staatsministers geliefert hatte, rettete ihn. Er wurde auf ein Seminar geschickt und erhielt dann eine Stelle als Dorfschulmeister. Doch bald erregte seine schöne Stimme Aufsehen, so daß er schon nach einem Jahre nach Neu-Strelitz an die Töchterschule versetzt wurde, wo neben seiner Lehrthätigkeit Musik sein Dasein ausfüllte. Nicht blos in jedem Kirchenkonzert, sondern auch bei Hofe mußte er singen, auch dichtete und komponirte er und durch die Ruhe und Feinheit seines Wesens wurde er bald der Liebling der ganzen Stadt. Von diesem Onkel wurde der junge Riefstahl unzertrennlich. Mit ihm besprach er seine Pläne, seine Ideen. Sie stellten sogar lebende Bilder und zu Weihnachten wurde eine Krippe gebaut, zu der der junge Künstler die Figuren gemalt und ausgeschnitten hatte. Durch diesen Umgang und durch unabläßiges Lesen suchte der angehende Kunstjünger sich weiter zu bilden. Nachmals hat er sich allmählich eine hübsche Bibliothek gesammelt; mit Vorliebe studirte er die griechischen und lateinischen Klassiker, die er großentheils in Uebersetzungen besaß. — Als er nun mit sechzehn Jahren nach Berlin kam, hoffte er zunächst in der Dekorationsmalerei am leichtesten sich eine Existenz schaffen zu können. Zu seinem Glück, darf man sagen, mußte er aber darauf verzichten, da er in der einzigen derartigen größeren Werkstatt von Gropius und Gerst keine Aufnahme fand. Er wandte sich nun an die Akademie, wo man ihn aber ebenfalls abwies, indem er gänzlich mittellos war und man aus den vorgelegten Zeichnungen kein hervorragendes Talent zu erkennen glaubte. Man gab ihm einfach den Rath, ein Handwerk zu lernen. Da er dann doch aufgenommen wurde, wird sein Vater wohl das nöthige Geld beschafft haben. — An der Akademie genoß er den Vorzug, in Wilhelm Schirmer, dem geistvoll poetischen Landschafter, einen trefflichen Lehrer zu finden. Dieser, besonders durch seine antiken Landschaften im Neuen Museum bekannt geworden,

Digitized by Google

war ein Künstler von hohem Ernst, der in einer mit Rottmann verwandten Richtung das plastisch lineare Element südlicher Landschaft mit einer durchaus malerischen, auf Farbe, Duft und Ton gerichteten Auffassung im Geiste Claude Lorrains zu verbinden wußte. — Die erste Studienreise führte den jungen Künstler 1846 nach Rügen, dessen gewaltige nordische Natur einen mächtigen Eindruck auf ihn übte. Sein erstes selbständiges Gemälde, in welchem jedoch begreiflicherweise die Auffassung seines Meisters stark mitspricht, »Der Sonnenaufgang über der Haide«, verdankte den dortigen Eindrücken seine Entstehung. Da es aber dem wesentlich auf Selbsthilfe angewiesenen jungen Kunstschüler darauf ankommen mußte, eine lohnende Thätigkeit zu gewinnen, so nahm er den Antrag an, für die von Franz Kugler begründeten, von E. Guhl fortgeführten und später von W. Lübke weiter entwickelten »Denkmäler der Kunst« sämmtliche architektonische Tafeln für den Stich zu zeichnen. — Zugleich warf er sich, wie manche Künstler jener Zeit, namentlich vorher schon Adolph Menzel gethan, auf die damals sehr in Blüthe stehende Lithographie, in der er bald eine künstlerische Feinheit erreichte, die diesen Blättern noch jetzt einen hohen Reiz verleihen. Für die Verlagshandlung von Velhagen u. Klasing zeichnete er nach einigen Aufnahmen Darstellungen von Bielefeld und Dortmund, für die Aktiengesellschaft der Spinnerei zu Ravensberg sogar ein Bild ihres Fabrikgebäudes. Diese Beziehungen, die ihn mit den malerischen Schönheiten Westphalens, namentlich den lieblichen burgengeschmückten Thälern der Ruhr, Lenne und Sieg bekannt machten, führten dann zu dem viel dankbareren Auftrage, für die Verlagshandlung von R. L. Friederichs ein Prachtwerk über Westphalen, zu welchem Scheuren das Titelblatt zeichnete, mit Illustrationen zu schmücken (1860). Hier ist er noch ganz Landschafter, der jedoch stets durch die Feinheit der künstlerischen Auffassung fesselt. — Solche Arbeiten waren es, deren Ertrag ihm die Möglichkeit weiterer Studienreisen verschaffte. So durchwanderte er seit 1852 Süddeutschland, besuchte Heidelberg, lernte die romantischen Gegenden des Rheins und der Mosel kennen, um dann 1858 noch einmal nach Rügen zurückzukehren. Beim Studium der dortigen Dünen und Strandscenen hatte er Gelegenheit, eine jener unter freiem Himmel am Strand abgehaltenen Predigten zu beobachten und diese interessante Scene in einem größeren Bilde (1860) zu schildern. Riefstahl wiederholte nochmals, wie er es oft that, das Thema und gab demselben eine geschlossenere Komposition. Hier zum ersten Male betritt er jene Bahn, auf der er seine eigentlichste Bedeutung finden sollte, und schlägt jene Richtung ein, welche er später in zahlreichen Schöpfungen zu hoher Vollendung ausbildete: die Verschmelzung des Landschaftlichen mit dem Figürlichen, wobei letzteres nicht als ein willkürlicher Zusatz erscheint, sondern mit der umgebenden Natur in innigster Wechselbeziehung, in organischer Verbindung steht. — Bei einem um dieselbe Zeit ausgeführten Besuch in seiner Heimath entwarf er eine Darstellung des durch das Andenken an die Königin Louise geweihten Schlößchens Hohenzieritz, das er am Todestage der erlauchten Fürstin vorführte. Kaiser Wilhelm erwarb dieses Bild als werthes Erinnerungsmal an seine unvergeßliche Mutter. Die herrlichen parkartigen Waldungen seiner mecklenburgischen Heimath boten ihm dann auch das Motiv zu der Landschaft »Parkausgang im Spätherbst« vom Jahr 1862, in welcher noch einmal die romantische Poesie der Schirmer'schen Auffassung zu Worte kommt. — Inzwischen hatte Riefstahl 1860 in froher Zuversicht auf seine künstlerische Kraft sich vermählt und einen eigenen Hausstand gegründet, in welchem die ganze Wärme seines Familiensinnes sich in treuer Gemeinschaft des Fühlens und Denkens offenbarte. Es war eine Cousine, die Tochter jenes oben erwähnten Onkels, ihm von der Kinderzeit her lieb und vertraut, mit der er einen Bund schloß,

Digitized by Google

der ihn bis an sein nur zu frühes Lebensende begleiten sollte. Die innigste Sympathie verband Beide und sie brachte ihm in ihrer Musik ein Element, in welchem er sich künstlerisch stets angeregt fühlte. — Um dieselbe Zeit vollzog sich jener Umschwung in seinem künstlerischen Schaffen, zu welchem die Strandpredigt auf Rügen den ersten Vorboten gebildet hatte. Den Ausschlag gab 1861 eine Wanderung in dem Kanton Appenzell, Inner-Rhoden, wo er in der großartigen Gebirgswelt und ihren Bewohnern ein unvergleichliches Thema für seine auf das Hohe und Ernste gerichtete Anschauung fand. In Bleistift und Kreide, in Oel und Aquarell entwarf er die charaktervollen Typen, die scharf markirten Physiognomien, die malerischen Trachten, welche sich seinem Blick entfalteten und sein Künstlerauge entzückten. Als erstes Ergebniß entstand 1862 die »Trauerversammlung in einem Hochthal des Säntis«, ein Gemälde, welches als etwas ganz Neues allgemeines Aufsehen erregte. — In den folgenden Jahren finden wir ihn im Passeierthal, wo er seinen Sitz in dem malerischen St. Leonhard nahm, dessen prächtige Volkstypen ihn besonders fesselten. Als Ergebniß dieser Studien entstand »Die Feldandacht von Tyroler Hirten«, welche 1864 auf der Berliner Kunstausstellung einen so durchschlagenden Erfolg hatte, daß der Staat sie für die Nationalgalerie ankaufte, wobei ihm die kleine goldene Medaille, der Preis der Seydlitz-Stiftung und die Mitgliedschaft der Akademie zu Theil wurde. Darauf folgte eine »Prozession bei St. Leonhard« und ein »Begräbniß«, Werke voll edler Stimmung. In den nächsten Jahren malte er einen »Hochzeitszug im Passeierthale«, diesmal also ein heiteres Thema, das noch an die Art der liebenswürdigen Bilder von Eduard Meyerheim anklingt und sonst bei Riefstahl nicht wieder vorkommt. Denn seine Weltanschauung war immer eine ernste, feierliche, die sich auch in der schlichten Größe der Landschaft zu erkennen gibt. Im Jahr 1865 finden wir ihn wieder in Appenzell, wo er eine »Frühmesse vor der Kirche« und eine »Taufe« malte. Als er dann 1867 sich in Vorarlberg aufhielt und bis in den Spätherbst hinein blieb, hatte er Gelegenheit, die Studien zu einem seiner ergreifendsten Bilder, dem in der Berliner Nationalgalerie befindlichen »Allerseelentag« zu machen. — Hatte sich bis dahin Riefstahl die Schilderung nordischer Gebirgsnatur mit ihren Bewohnern zur Aufgabe gestellt und die Scenen sich unter freiem Himmel abspielen lassen, so machte er um diese Zeit den Uebergang zu einer anderen Gattung von Schilderungen, in denen er nicht minder bedeutend werden sollte. Sein tiefes architektonisches Verständniß führte ihn zur Darstellung interessanter Innenräume, namentlich klösterlicher Anlagen, die er mit einer Staffage von Mönchen zu beleben wußte. Das erste Bild dieser Art vom Jahr 1868 stellt eine »Prozession der Mönche im Chor der Kapuzinerkirche zu Meran« dar. Wenn andere moderne Künstler das Klosterleben von seiner humoristischen Seite schildern und dabei sich gelegentlich selbst bis zur Karrikatur versteigen, so bleibt auch hier Riefstahl seiner ernsten, würdevollen Auffassung treu und zeigt uns die Klostergeistlichkeit innerhalb der geweihten Räume in ernster Sammlung und voll Mannigfaltigkeit der Charakteristik. Dies Meisterwerk großartiger Auffassung und freiester malerischer Durchbildung trug dem Meister die große goldene Medaille ein. Diese Richtung sollte sich noch vertiefen, als er im folgenden Jahr eine Reise nach Italien antrat und einen längeren Aufenthalt in Rom nahm. Hier entstand eine seiner mächtigsten Schöpfungen, »Das Pantheon des Agrippa« (1871), welches jetzt die Dresdener Galerie besitzt. — Die Anerkennung des Künstlers war inzwischen so allgemein geworden, daß er 1870 als Professor an die Kunstschule zu Karlsruhe berufen wurde, wo er neben Lessing, Gude und Schroedter als Lehrer wirkte. Aber nach drei Jahren gab er diese Stellung auf, um sich wieder ausschließlich seiner künstlerischen Thätig-

Digitized by Google

keit zu widmen. In jene Zeit fällt die Neubearbeitung des »Begräbnisses im Appenzeller Hochgebirge«, welche für die Kunsthalle in Karlsruhe erworben wurde und durch reifere Durchbildung und freiere Belebung, sowie größere Kraft malerischer Behandlung sich auszeichnet. Um dieselbe Zeit (1873) entstand eines seiner schönsten Bilder aus dem Mönchsleben, »das Refectorium zu Maulbronn«, welches er mit einer würdigen Versammlung der beim Mahl vereinten Mönche ausstattete. — Ein anderes treffliches Bild aus dem Klosterleben »Kloster am Inn« aus dem Jahr 1875 zeigt uns hart am Ufer des Stromes den einstigen stattlichen Barockbau des Klosters Volders, aus dessen Portal eben einige Mönche heraustreten. Sodann 1880 entstand die »Bauerndeputation«, die im Kreuzgange vom Abt und seinen Mönchen empfangen wird: wieder ein Meisterstück feinster Beobachtung. Demselben Stoffgebiet gehören noch zwei köstliche Bilder aus etwas früherer Zeit, beide 1872 entstanden. Das »Tischgebet im Kloster« schildert acht Mönche, vor Beginn des Mahles sich zum Tischgebet erhebend; das zweite Bild, »Mahlzeit im Kloster«, führt dieselbe Anzahl von Mönchen in dem Momente vor, wo der Abt die Suppe austheilt, die ein dienender Bruder herumreicht. — Nachdem er im Frühling des Jahres 1874 sein Lehramt niedergelegt hatte, zog es ihn abermals nach Rom, wo er sich mit erneutem Eifer seinen Lieblingsstudien hingab; aber im folgenden Jahr wurde er als Direktor der Kunstschule abermals nach Karlsruhe berufen. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit widmete er sich den mit dieser Stellung verbundenen Amtsgeschäften, um jedoch schon nach drei Jahren auch dieses Amt niederzulegen, weil er sich dadurch in seiner künstlerischen Arbeit zu sehr gehemmt fühlte. Auch mochte eine solche Stellung seiner ganzen Natur wenig zusagen. Abermals begab er sich 1877 nach Rom, und hier entstand nun wieder eines seiner bedeutendsten Bilder, das »Forum romanum«, durch welches eine Prozession von Kapuzinern hinschreitet. — Das Jahr 1878 brachte eine Wendung im äußern Leben des Meisters mit sich, indem dieser nunmehr sich in München niederließ, wo ihm noch zehn Jahre in reicher künstlerischer Thätigkeit beschieden waren. Die sommerlichen Studienzeiten verbrachte er in den ihm lieb gewordenen alten Gebieten, fügte dazu aber bald das großartige Gebirgsthal von Montavon, in den Rhätischen Alpen, wo er die Studien zu der »Segnung der Alpen« (1879) gewann. Das Bild kam nach Cincinnati; aber 1881 entstand eine wesentlich umgestaltete und bedeutendere Wiederholung, welche nach Riga verkauft wurde. Eine dritte Variante sieht man in der Galerie zu Mannheim. In einem andern um dieselbe Zeit (1879) entstandenen Werke, den »Glaubensboten in den rhätischen Alpen«, jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, greift der Künstler einmal in längst vergangene Zeiten zurück und schildert uns, wie eine heidnische Gemeinde im Begriff steht, auf einer mächtigen Felsplatte ein Opfer darzubringen, in dem entscheidenden Augenblick aber durch das Heranstürmen der ersten christlichen Glaubensboten daran verhindert wird. Offenbar hat der riesige Stein, den die Sage als Opferplatz grauer, heidnischer Vorzeit bezeichnet, den ersten Anstoß zu diesem Bilde gegeben, welches eine sonst bei Riefstahl nicht vorkommende leidenschaftlich dramatische Stimmung athmet. — Zu seiner gewohnten Arbeit kehrte dagegen der Künstler in der oben bereits erwähnten »Segnung der Alpen bei Ungewitter« (1881) zurück. Von tiefster Poesie sodann ist ein 1879 entstandenes Bild, welches drei Frauen in der Trauertracht des Bregenzer Waldes in einer tief in Nebel versenkten Landschaft ergreifend darstellt. Das Bild blieb unverkauft und der Künstler nahm es zurück, um es für sich zu behalten. Unter diesem edlen Werke ist er gestorben. Der alte Spitzweg sagte, als er das Gemälde sah: »Auf dem Bilde ist immer Sonntag, wenn's auch regnet.« — In einer andern bedeutenden Arbeit, dem

Digitized by Google

»Anatomischen Theater zu Bologna« vom Jahr 1883, jetzt in der Galerie zu Dresden, legt er wieder sein erstaunliches Verständniß der architektonischen Formenwelt dar, denn offenbar wurde ihm dieses Bild durch die Schönheit dieses herrlichen Raumes eingegeben. Nochmals kehrte er zu demselben Thema zurück und schuf jene größere »Anatomie«, welche in das Leipziger Museum übergegangen ist: reicher in der Komposition, aber dadurch weniger stimmungsvoll als das erste Bild. Dagegen zollte Riefstahl 1884 dem Klosterleben wieder einen Tribut in dem »Kreuzgang zu Brixen«, wo die architektonische Schönheit des Raumes mit seinen energischen Rippengewölben und den halb zerstörten Fresken die erste Rolle spielt und nur ein einsam im Gebet knieender Mönch die Staffage bildet. Aber noch ein paarmal hat er diesen poetischen Raum verwendet, indem er ihm eine reichere Staffage durch charaktervolle Mönchsgestalten verleiht: 1879 »Andachtsstätte im Kreuzgang« mit knieenden Mönchen, unter denen ein stehender das Weihrauchgefäß vor einer Kapelle schwingt. Ein anderes Bild desselben Kreuzgangs kam nach Hamburg in die Kunsthalle: 1886 »Ein Kreuzgang«, mit betenden Mönchen, während ein Sakristan das ewige Licht in der herabhängenden Ampel anzündet. Zu den ergreifendsten seiner Werke gehört wieder das im Jahr 1886 entstandene »Kinderbegräbniß zu St. Martin in Passeier«, jetzt in der Karlsruher Galerie. Er hatte denselben Gegenstand früher schon einmal behandelt, kehrte aber jetzt noch einmal dazu zurück, um ihn mit reiferer Kunst zu erweitern und zu vertiefen. — In einem andern, 1887 entstandenen Werke »Theologisches Examen«, das nach Dresden in Privatbesitz kam, führt uns der Künstler, wie es scheint, in die Räume eines klerikalen Seminars, in eine Versammlung geistlicher Herren, welche einen Examinanden zu prüfen haben. Das letzte seiner Bilder schildert die »Feuerweihe«, welche überall von der katholischen Kirche am Charsamstag vorgenommen wird. Es ist der Friedhof zu Stutz im Passeierthale, wo diese Scene vor sich geht. Die ernste Feierlichkeit des Vorganges, das tiefsinnig Poetische einer solchen symbolischen Handlung ist in den ausdrucksvollen Gruppen der Komposition unübertrefflich zur Erscheinung gebracht, und die rings hineinschauenden, vom Winterschnee bedeckten Gebirgshäupter geben dem Ganzen einen ergreifenden Abschluß. — Dies Bild war der Schwanengesang des Künstlers. Er hatte sich mit Behagen in München eingelebt und war in den dortigen Künstlerkreisen bald zu allgemeinem Ansehen gelangt. Sein edler Charakter, seine männliche Festigkeit, Klarheit und Bestimmtheit war für Jeden, der mit ihm in Berührung kam, erquickend und fesselnd. Streng gegen sich selbst, unablässig an seiner Fortbildung arbeitend, war er mild gegen Andere. Wiederholt als Jury-Mitglied bei den großen Ausstellungen gewählt, waltete er dieses anstrengenden, undankbaren Amtes mit ebensoviel Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie mit Gerechtigkeit und Wohlwollen. Selbst noch bei der Jubiläumsausstellung von 1888 gab er sich, obwohl bereits leidend, dieser Mühewaltung mit treuem Eifer hin. Es war seine letzte Thätigkeit im Dienste der Kunst. Er hatte gegen ein immer bedrohlicher auftretendes, anfangs vielleicht nicht genügend beachtetes Leiden in seinem geliebten Meran Heilung gesucht. Vergeblich; am 11. Oktober 1888, nachdem er fast zwei Monate vorher das einundsechzigste Jahr vollendet hatte, entriß der Tod ihn einem künstlerischen Wirken, welches noch keine Abnahme der Kräfte verrathen hatte. Man kann von ihm sagen, daß er bis an's Ende stetig fortgeschritten war, in Größe und Schlichtheit der Behandlung, in freier Meisterschaft immer höher steigend. Am besten erkennt man dies, wenn man Bilder, bei denen er dasselbe Thema wiederholt behandelt hat, mit einander vergleicht. Da wird man stets finden, daß die zweite Redaktion der ersten an Durchbildung und Geschlossenheit überlegen ist. — Prüft man die einzelnen

Digitized by Google

Motive, so erhält man einen Blick in Geist und Seele des Künstlers, der unabläßig sich fortzubilden strebte. Welch scharfer Blick für die Eigenart von Land und Volk, welch' tiefes Verständniß des organischen Zusammenhangs von beiden, welcher Ernst der Gesinnung, welcher Respekt vor der Natur! Aber bei dieser treuen Hingabe an die Welt der Erscheinungen bekommt man doch sofort den Eindruck, daß seine Kompositionen nicht einer realistischen Zufälligkeit ihr Dasein verdanken, sondern der tiefsten künstlerischen Einsicht, welche jeder Einzelgestalt gerade die Stelle im Ganzen anweist, die ihr gebührt. Und wie ist nicht bloß in den Typen der Köpfe, sondern auch in den leisesten Motiven der Geberde und der Bewegung das individuelle Leben wunderbar scharf erfaßt. Dazu gesellt sich in der Durchbildung eine Gewissenhaftigkeit, welche ohne je in's Kleinliche zu fallen, die Gestalten so plastisch zu runden und malerisch so lebenswarm durchzubilden weiß, daß sie mit überzeugender Wahrheit vor uns hintreten. Ein tiefer warmbrauner Grundaccord, in welchem die Vorliebe für die Mönchskutte mitspielt, erfüllt seine Gestalten. Wo er sie in's Freie stellt, in die vom Himmelslicht verklärte Atmosphäre der Hochgebirgswelt, da weiß er den feinen Ton dieser Lüfte meisterlich zu beherrschen. Daß ein so gediegener, auf eigenen Füßen feststehender Künstler von der neuesten Richtung, welche in liederlicher Verwahrlosung des Details, in skizzenhafter Halbfertigkeit und in einem öden, schmutzigen Grau das Heil der Kunst zu erblicken glaubt, sich gründlich fern hielt, versteht sich von selbst. Vor Allem aber hat er seinen Werken etwas Ewiggiltiges mitgegeben, indem er in die unwandelbaren Formen der Natur und der Architektur eine ebenso allem Zeitgeschmack mit seinen unabläßigen Wandlungen entrückte Figurenwelt hineinsetzte, denn sowohl seine Bauern wie seine Mönche in ihren typischen Erscheinungen sind unveränderlich wie die Natur selbst. Daher haben seine Werke ein hohes monumentales Gepräge, und dies immer bestimmter und zielbewußter herauszuarbeiten, war sein unabläßiges Bestreben. Herrscht in den früheren Arbeiten noch jener leichte anmuthige Ton vor, wie ihn schon mancher Schilderer bäuerlichen Lebens angeschlagen hatte, so erhebt er sich in Schöpfungen wie das Refectorium zu Maulbronn, das Pantheon des Agrippa, die Prozession im Forum und mancher anderen zu einer Größe des Stils, einer Einfachheit, Macht und Würde, welche diesen Werken die unvergängliche Bedeutung von klassischen Meisterschöpfungen verleihen. — So bleibt seine Gestalt von dauerndem Werthe in der Geschichte der modernen Kunst und er wird als Schilderer sowohl des Volkslebens der deutschen Alpenwelt, wie als Darsteller römischen Volksthums einen der ersten Plätze in unserer Kunst behaupten. Und in einem ganz besonderen Zweige seines Schaffens, wo er den Priesterstand und das Mönchsthum schildert, wird man ihn ganz besonders wegen der schlichten Einfachheit und Wahrheit bewundern, welche sich eben so fern von Satire, wie von weichlicher Sentimentalität hält. Aus solchen Bildern weht uns ein Gottesfrieden an, der uns nur den Wunsch übrig läßt, daß wir ihn so auch im wirklichen Leben finden möchten. — (Auszug aus W. Lübke's Nekrolog Riesstahls in »Nord und Süd«.)

Eduard Riehm

wurde am 20. Dezember 1830 zu Diersburg bei Offenburg geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Im Jahr 1839 wurde diesem die Altstadtpfarrei in Pforzheim übertragen, wo der Knabe nun als einer der begabtesten Schüler das Pädagogium besuchte. Von da ging er zum Besuche des Salons nach Ludwigsburg und später des Lyceums nach Karlsruhe. Seine akademischen Studien machte er auf den Universitäten Heidelberg, wo die Professoren Schöberlein und Ullmann, namentlich aber Hundeshagen Einfluß auf ihn gewannen, und Halle, wo

Digitized by Google

ihm durch Professor Hupfeld die Vorliebe für die alttestamentlichen Studien eingepflanzt wurde. Nachdem er 1853 das Staatsexamen bestanden hatte, war er während fünf Jahren im badischen Kirchendienst praktisch wirksam, zuerst als Vikar in Durlach, dann als Garnisonprediger in Mannheim. Im Sommer 1858 entschloß er sich, die akademische Laufbahn zu betreten, und habilitirte sich an der Universität Heidelberg als Privatdocent, nachdem er schon 1854 mit seinem Erstlingswerke: »Die Gesetzgebung Mosis im Lande Moab« schriftstellerisch hervorgetreten war. Der in dieser Untersuchung geführte Nachweis der einstigen selbständigen Existenz des Deuteronom und seiner Abfassung im 7. Jahrhundert gilt noch heute als ein wichtiger Beitrag zur Kritik des Pentateuch. Es folgte 1858 und 1859 ein größeres Werk, welches Riehms wissenschaftlichen Ruf in Deutschland begründete, der »Lehrbegriff des Hebräerbriefes« in zwei Bänden. 1861 zum außerordentlichen Professor in Heidelberg ernannt, erhielt Riehm 1862 gleichzeitig zwei Berufungen, nach Greifswald und Halle. Der letzteren leistete er Folge und wirkte vom Herbst 1862 an während mehr als 25 Jahren, seit 1866 als ordentlicher Professor und Nachfolger Hupfelds an der Hochschule zu Halle in vielseitiger und erfolgreicher Thätigkeit. Im Jahre 1881 bekleidete er das Rektorat der Universität. Berufungen nach auswärts (1876 nach Leipzig, 1879 als Generalsuperintendent von Westpreußen und später eine solche an die Universität Tübingen) lehnte er ab. Seit 1878 war er Mitglied der sächsischen Provinzialsynode, seit 1885 des Vorstandes derselben und der Generalsynode. Neben seiner akademischen Wirksamkeit war er unausgesetzt als Schriftsteller thätig. Von seinen Schriften seien hier hervorgehoben: »Die besondere Bedeutung des Alten Testaments für die religiöse Erkenntniß« (1864), die Biographieen seiner Lehrer Hermann Hupfeld (1867) und C. B. Hundeshagen (1874), »Die messianischen Weissagungen« (1875), »Der Begriff der Sühne im Alten Testament« (1877), »Kirche und Theologie« (1880), »Religion und Wissenschaft« (1881), »Der biblische Schöpfungsbericht (1881). Daneben war er viele Jahre hindurch Redakteur der »Theologischen Studien und Kritiken«, seit 1865 eifriger Mitarbeiter der Halle'schen Kommission für die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung und seit 1875 Herausgeber des großen »Handwörterbuchs des biblischen Alterthums«, das seinen Namen führt. Auch der I. Band der »Badischen Biographieen« erfreute sich seiner Mitarbeiterschaft. Ein langwieriges Nierenleiden entzog den rastlos arbeitsamen Gelehrten in seinen letzten Lebensjahren seiner erfolgreichen und reichgesegneten Wirksamkeit. Am 5. April 1888 erlöste ihn der Tod von schweren Leiden zu Giebichenstein bei Halle, wo er seit 1865 ein eigenes Haus bewohnte. Eine zahlreiche Familie, seine Witwe und acht Kinder aus zwei Ehen betrauerten den Gatten und Vater. Mit reichen Kenntnissen, nicht nur hervorragend in seinem Spezialfach, der alttestamentlichen und orientalischen Wissenschaft, sondern auch in andern Gebieten, z. B. in der Naturwissenschaft, verband Riehm die größte Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit. Sein Standpunkt wurzelte eben so sehr in einem entschiedenen christlichen Glaubensbekenntniß wie in wissenschaftlicher Freiheit. Er gehörte zu den Verfechtern der kritischen Bibelforschung. Auf kirchenpolitischem Gebiete nahm er seine Stellung innerhalb der preußischen Mittelpartei. Schon leidend, nahm er doch an der ersten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes, dem er seine vollsten Sympathien zuwandte, zu Frankfurt a. M. im August 1887 Theil. »Auf der schönen Harmonie zwischen den streng wissenschaftlichen und den kirchlichen Interessen — sagt einer seiner Biographen — beruhte die Besonnenheit und Milde des Urtheils, die ihn in hohem Maße auszeichnete und zu einem Manne des allgemeinen Vertrauens machte.« Sein Gedächtniß wird im Segen und in Ehren fortbestehen. (Vgl. die Schriften von Köstlin und

Digitized by Google

Kamphausen, welche E. Kautzsch in Riehms Biographie (Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 30, S. 72 ff.) anführt und einen Nachruf im Pforzheimer Beobachter, abgedruckt in der Badischen Landpost 1888 Nr. 86.) *

Johann Baptist Roder

ist am 30. November 1815 in Rheinheim, Amts Waldshut, geboren. Beziehungen zur nahen Schweiz und der Wunsch, dem Knaben die gründliche Erlernung der französischen Sprache zu ermöglichen, führten denselben schon mit dem 9. Lebensjahre zuerst nach Romont, Kanton Freiburg, und später in ein Pensionat nach Yverdon. Der Schule entlassen, machte er in Belgien eine kaufmännische Lehre durch. Nach kaum beendigter Lehrzeit rief ihn der Tod seines Vaters nach Hause; als der älteste von acht Geschwistern, war er in erster Reihe berufen, seiner Mutter in dem Betriebe des in einer Posthalterei und Wirthschaft, in Landwirthschaft und Schafhandel bestehenden Geschäftes zur Seite zu stehen. Die ihm zunächst zufallenden auswärtigen Geschäfte führten ihn insbesondere auf die Märkte der Schweiz, des badischen Oberlandes und nach Württemberg. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, von welchem er, in jungen Jahren ganz auf sich selbst angewiesen, lebhaft erfüllt war, stählte seinen Eifer und schärfte frühzeitig seine Aufmerksamkeit, und sich wohl bewußt, daß jeder Fehler im Ein- und Verkauf und jeder daraus erwachsende Nachtheil ihm allein zur Last falle, lernte er frühzeitig die Marktwaare gründlich zu prüfen und übte so den später vielbewährten Scharfblick in der Beurtheilung unserer landwirthschaftlichen Thiere. Auch sonst früher, als gewöhnlich, zum selbständigen Charakter und Urtheile herangereift, gründete er in seinem 24. Lebensjahre ein eigenes Heim, indem er sich in Meßkirch niederließ und mit Sophie Schalk, mit welcher es ihm beschieden war, am 24. Oktober 1889 die goldene Hochzeit zu feiern, vermählte; er übernahm das Geschäft seines Schwiegervaters, welches ähnlich wie das elterliche in Posthalterei, Gastwirthschaft und Landwirthschaft bestand; es bedurfte der Anspannung aller Kräfte des jungen Paares, sollte das erheblich belastete Besitzthum erhalten und gar gemehrt werden. Den Betrieb der Gastwirthschaft in den zuverlässigen Händen einer unermüdlichen und umsichtigen Hausfrau wissend, konnte sich Roder mit um so größerem Eifer dem landwirthschaftlichen Betriebe zuwenden, wofür er eine besondere Vorliebe hatte. Seinem Wesen entsprach es aber nicht, es dabei in Allem beim Alten zu belassen; was sein offener Blick an Neuerungen und Verbesserungen draußen in der Welt gesehen, das drängte ihn, seine Thatkraft zunächst im eigenen landwirthschaftlichen Betriebe einzuführen. Weder ängstliche Bedenken wegen des Erfolges, noch der Spott über gewagte Neuerungssucht hielten ihn ab, für die einmal als zweckmäßig erkannten Neuerungen Geld und Arbeit einzusetzen. Für die Anschaffung verbesserter landwirthschaftlicher Geräthe, für die Anlage zweckmäßiger Jauchenbehälter und Dunggruben, für Verbesserung der Wiesenkultur durch Drainage und rationelle Düngung trat er von vornherein mit dem ganzen Feuereifer seiner überzeugungstreuen Natur ein und es gelang ihm umsomehr, allmählich auch Widerstrebende zu überzeugen, als er in seiner geordneten Wirthschaft und in dem schönen Stand seiner Felder selbst den beredtesten Vertheidiger seiner Neuerungen fand. Ganz besonders war ihm an der Hebung der Rindviehzucht gelegen; es galt ihm, den in Meßkirch vorgefundenen Viehschlag, der nicht besser und nicht schlechter als in den übrigen Landesgegenden war, zu verbessern und mit dem eigenen Viehstand den Anfang zu machen. Er hatte dazu Farren des Simmenthaler Schlags auserkoren, wovon er schon in den ersten Jahren seines Meßkircher Aufenthalts für seinen Stall anschaffte, um sie zugleich einsichtsvollen Landwirthen der Stadt und der Nachbarorte zur Benützung zu überlassen. Die gewonnenen Kreuzungsprodukte fielen so ermuthigend

Digitized by Google

aus, daß Roder schon 1843 seitens des Landwirthschaftlichen Bezirksvereins Meßkirch mit dem Einkauf einer Anzahl Simmenthaler Farren für einige Gemeinden des Bezirks betraut wurde; dem sichtlichen Fortschritt, den der auf diese Weise in den folgenden Jahren in wachsendem Umfang fortgesetzte Bezug ächter Simmenthaler Farren zur Folge hatte, drohte in der Mitte der 1850er Jahre ein bedenklicher Rückschritt, indem es bei aller Förderung seitens der intelligenten Bevölkerung des Bezirks im Allgemeinen auch nicht an lebhaften Gegenbestrebungen fehlte, und namentlich die hohen Preise der eingeführten Farren und die Konkurrenz der letzteren für die einheimischen Zuchtthiere gegen die Neuerung ausgebeutet wurde. Roder selbst ließ sich aber durch solche engherzige Bestrebungen nicht irre machen; noch mehr, als bisher, setzte er einen besonderen Ehrgeiz darein, für seine eigene Wirthschaft und für die der Neuerung treu gebliebenen Gemeinden nur das beste Material an Simmenthaler Farren einzuführen, und seiner zähen Beharrlichkeit gelang es, daß schon Ende der 1850er Jahre jährlich wiederum 10—15 Farren eingeführt werden konnten, und die Zahl der eingeführten in der Folge von Jahr zu Jahr eine größere wurde. Die günstigen Folgen blieben nicht aus; die von ihm 1863 besuchte internationale Thierausstellung in Hamburg überzeugte ihn, daß der durch die fortgesetzte Kreuzung sichtlich verbesserte einheimische Viehschlag die Konkurrenz mit allen anderen dort ausgestellten Schlägen bestehen könne. Bestrebt, den treu gebliebenen Gemeinden und Züchtern auch allmälig die Früchte für ihre manchfachen Opfer zu sichern, war er von jetzt ab besonders auch auf die Erweiterung des Absatzgebietes und deßhalb zunächst darauf bedacht, den Meßkircher Viehschlag in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Schon die von ihm 1868 erwirkte Beschickung der Mannheimer Ausstellung trug den Meßkircher Thieren den Ehrenpreis der Stadt Mannheim ein; auch bei der 1869 auf sein Betreiben beschickten Centralausstellung in Karlsruhe wurde der erste Preis errungen; 1873 wußte er mit der ihm eigenen zuversichtlichen Beharrlichkeit die wegen drohender Rinderpest fast allerseits widerrathene Beschickung der Wiener Weltausstellung durchzusetzen, so daß dort 12 sorgfältig ausgewählte Thiere zur Ausstellung kamen. Der Erfolg war ein durchschlagender; das Meßkircher Vieh war mit einem Schlage weltberühmt geworden, und während die ausgestellten Thiere selbst nach Rußland verkauft wurden, entwickelte sich in unmittelbarer Folge eine lebhafte Nachfrage nach Meßkircher Vieh aus Ungarn, Südrußland und zum Theil auch aus Norddeutschland; der Absatz fand zu stets steigenden, früher nicht geahnten Preisen statt. Jeder Erfolg war für Roder aber nur ein neuer Sporn zur unablässigen weiteren Veredlung des heimischen Fleckviehs; die auf Erhaltung und Erzielung rassenreiner Thiere gerichteten Bestrebungen der Deutschen Viehzucht- und Heerdbuchgesellschaft, deren Mitglied er jetzt schon bei ihrer Gründung 1879 und später der Landwirthschaftliche Bezirksverein Meßkirch wurde, fanden namentlich wegen der angestrebten Einführung von Stammzuchtregistern (Heerdbüchern) sein lebhaftestes Interesse, und nachdem er 1881 der Generalversammlung der Gesellschaft in Hannover beigewohnt hatte, bereitete er durch den darüber dem Landwirthschaftlichen Bezirksverein erstatteten überzeugenden Bericht den Boden zu der sodann von Großherzoglichem Ministerium des Innern empfohlenen Errichtung einer Zuchtgenossenschaft für den Bezirk Meßkirch vor, als deren geistiger Urheber er daher bezeichnet werden kann. — Von nun ab wurden alle größeren Viehausstellungen von der Zuchtgenossenschaft Meßkirch und später von den zu einem Verbande vereinigten oberbadischen Zuchtgenossenschaften beschickt, und die Ausstellungen von Konstanz (1884), Budapest (1885), Karlsruhe (1886), Bautzen und Frankfurt a. M. (1887), Breslau (1888), Magdeburg (1889) und Straßburg (1890) bezeichnen zugleich eine ununterbrochene Siegeslaufbahn für das Meßkircher beziehungsweise

Digitized by Google

oberbadische Zuchtvieh (Simmenthaler Fleckvieh). Von den 1889 in Magdeburg aus Baden ausgestellten 121 Zuchtthieren, wovon außer 13 Thieren des Wälderschlags alle den oberbadischen Zuchtgenossenschaften angehörten, erhielten 60 Preise und ehrende Anerkennungen, und von der für Höhenschläge (Simmenthaler ꝛc.) ausgesetzten Gesammtpreissumme mit 13,110 Mark, um welche 346 Thiere aus ganz Deutschland konkurrirten, entfielen 7165 Mark, somit 55 Prozent auf die erwähnten 121 Thiere, auf die 19 Zuchtthiere der Zuchtgenossenschaft Meßkirch allein 2235 Mark, somit durchschnittlich 113 Mark auf ein ausgestelltes Thier. Damit war für Deutschland der Sieg der badischen Ausstellung auf dem Gebiete der Viehzucht entschieden, um sodann bei der 1890er Straßburger Ausstellung auf's Neue in noch glänzenderer Weise besiegelt zu werden. Mit jeder neuen Ausstellung steigerte sich aber zugleich auch der Absatz von Zuchtvieh aus dem Gebiete der oberbadischen Zuchtgenossenschaften, insbesondere nach Norddeutschland, Württemberg, ins badische Unterland, nach Hessen, Hohenzollern, neuerdings selbst nach Amerika. Nach amtlichen Aufzeichnungen wurden allein aus dem Bezirke Meßkirch in den ersten $9^1/_2$ Monaten dieses Jahres 2746 Thiere (worunter 1653 Zuchtthiere), im Gesammtwerth von 837,000 Mark, in der ersten Hälfte dieses Jahres aus dem ganzen Gebiete der oberbadischen Zuchtgenossenschaften dagegen 5590 Thiere im Gesammtwerth von $1^1/_2$ Millionen Mark ausgeführt, woraus wohl am besten die große Bedeutung der eingeführten rationellen Rindviehzucht erhellt. — Ein solches Ziel zu erreichen, war selbstverständlich nur möglich durch das Zusammenwirken einer Reihe günstiger Faktoren, worunter vor Allem zu nennen die Empfänglichkeit einer intelligenten Bevölkerung, kräftigste und stets bereitwillige Unterstützung seitens der Regierung und der Landstände (Erlassung der Farrenordnung, staatliche Prämiirung von Zuchtvieh, Beihilfe zu Ausstellungen ꝛc.), rege Mitwirkung der Organe des Landwirthschaftlichen Vereins. Roder kommt aber das Verdienst zu, die erste Anregung zu einer rationellen Viehzucht im Lande gegeben und in der richtigen Weise gegeben zu haben, indem er in dem einst wenig beachteten Simmenthaler Schlag diejenigen Zuchteigenschaften herausfand, die jetzt allgemein anerkannt und geschätzt sind; ein weiteres Verdienst ist die zähe, zielbewußte Beharrlichkeit, mit welcher er an der einmal für richtig erkannten Zuchtrichtung festhielt, sowie das Geschick, der Muth und die Unverdrossenheit, womit er es verstand, den Produkten der erstrebten Zucht immer neue und gewinnbringende Absatzgebiete zu verschaffen. Was er daneben für die Ausdehnung und Verbesserung des die Grundlage einer richtigen Viehzucht bildenden Futterbaues, für Förderung der Pferdezucht, der landwirthschaftlichen Winterschulen, der Hufbeschlagschulen, für Einführung und Erweiterung der staatlichen Prämiirung ꝛc. gethan, möge nur kurz Erwähnung finden. — Seine Verdienste fanden aber auch Anerkennung. Der Bezirk, der fortgesetzt Zeuge seiner Bestrebungen und Erfolge war, hat ihn durch sein Vertrauen geehrt, indem er ihn erstmals 1865, sodann immer auf's Neue zum Abgeordneten der Zweiten Kammer der Landstände wählte, der er, mit einer Unterbrechung in den Jahren 1881/82, bis 1889, somit 22 Jahre angehörte. Gleichzeitig mit Eckhard, Kiefer, Hebting, Tritscheller, Huffschmied, Wundt, Heilig u. A. eingetreten, schloß er sich dieser neuen Gruppe an, die bei vollem Vertrauen zur Regierung, deren politischer Leiter, mit größter Beliebtheit im Volke, Lamey war, doch gegenüber der stürmischen Gegenbewegung, welche die Gegner in demagogischer Weise in der katholischen Bevölkerung hervorzurufen suchten, ein rascheres Vorwärtsschreiten in der gesetzlichen Feststellung der Verhältnisse des Staates zu der Kirche auf der Grundlage des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 erstrebte; er war mit ihr von der Auffassung durchdrungen, daß kirchliche Gegner nur durch ausdauernde und folgerichtige Haltung im Kampfe zu überwinden seien und betheiligte sich in diesem

Digitized by Google

Geiste mit der Vollkraft seiner unerschrockenen Natur an der reichen Gesetzgebungsthätigkeit jener Jahre, wozu gehören die Gesetze über das Volksschulwesen bis zur Erreichung der gemischten Volksschule, über die staatlichen Rechte bezüglich der Stiftungen, die bürgerliche Standesbeamtung, Einführung der Civilehe, Wahrung der kirchlichen Rechte der Katholiken, welche sich dem Unfehlbarkeitsdogma nicht anschlossen (Altkatholiken), über die Ausschließung kirchlicher Orden an Lehr- und Erziehungsanstalten, von Abhaltung der Missionen ꝛc. Bei aller Entschiedenheit, mit der er im heftigen Kampfe sich auszusprechen pflegte, war doch bei jeder wirklichen Förderung der Religiosität des Volkes mit Sicherheit auf ihn zu zählen, so bei den Gesetzen über die örtliche Kirchensteuer und über die staatliche Dotation gering besoldeter Geistlicher. Sein höchstes Interesse wandte er jederzeit den freiheitlichen Fortschritten zu, welche ihm mit der in erster Reihe zu wahrenden Ordnung und Kraft der Regierung in der Staatsverwaltung verträglich schienen. Er gewährte den weiteren Ausbau der durch Lamey eingeleiteten Selbstverwaltungsorganisation und den von der Regierung und liberalen Partei in treuer Gemeinsamkeit unter der freundlichen Billigung des Landesherrn geschaffenen Verfassungsreformen seine wärmste Unterstützung. Dabei leistete er während einer Reihe von Landtagen in der einflußreichen Budgetkommission eine durch seine Vertrautheit mit Land und Leuten werthvolle Mitarbeit. Mit höchster Freudigkeit erfüllte ihn die mit dem Jahre 1866 wieder in den Vordergrund tretende nationale Politik; er gehörte jederzeit zu den treuesten Anhängern der Bestrebungen um die einheitliche Gestaltung des Reichs; mit allen seinen liberalen Freunden folgte er hierin den hochherzigen Bemühungen des Großherzogs. Das Volk ehrte diese Gesinnung durch Roders Erwählung in den ersten deutschen Reichstag, wo er der nationalliberalen Partei angehörte. Seine seit mehreren Jahren wankende Gesundheit zwang ihn, mit dem Jahre 1889 seine parlamentarische Thätigkeit abzuschließen. Er hat sie jederzeit in Ehren, mit wahrhafter Ueberzeugungstreue zum Wohle des Staates und der Volkes geübt. — Der Landesfürst, dem er mit tiefster aufrichtiger Verehrung ergeben war, ehrte ihn 1869 anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Landwirthschaftlichen Vereins durch Verleihung des Ritterkreuzes II. Klasse und 1886 gelegentlich der Landes-Viehausstellung in Karlsruhe durch das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. — Wie allgemein die Verehrung war, deren er sich im ganzen Lande bei Hoch und Nieder erfreuen durfte, trat bei der Feier seiner goldenen Hochzeit zu Tage. Der Landesfürst voran gab der Verleihung der goldenen Medaille zur Hebung der Landwirthschaft ꝛc. durch ein die Verdienste des Jubilars rührend anerkennendes Handschreiben eine besondere Weihe; daran schlossen sich die Anerkennungs- und Glückwunschschreiben der Minister, der früheren Kollegen aus der Kammer, die Huldigung der Vereine von Meßkirch, die Widmung des Landwirthschaftlichen Bezirksvereins, des Nationalliberalen Vereins und Hunderte von Glückwunschschreiben aus Nah und Fern. Doch sollte er diesen Ehrentag nicht mehr lange überleben; er erlag einem mehrjährigen Leiden am 19. März 1890, betrauert von den Vielen, denen sein Wirken zum Segen geworden, wie von den Vielen, die in ihm den überzeugungstreuen, zielbewußten Mann verehrten.

Franz Karl Friedrich Eugen Roßhirt

war der am 4. Februar 1820 zu Heidelberg geborene einzige Sohn des im Jahre 1818 an die Universität Heidelberg berufenen Geheimeraths Konrad Eugen Franz Roßhirt. (Badische Biographieen, Theil II, Seite 196.) Im Elternhause trefflich erzogen, besuchte er von 1830—1836 das Gymnasium, das er als sechzehnjähriger Jüngling verließ, um sich gleich seinem Großvater und seinem

Digitized by Google

Vater dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. In den Jahren 1836 bis 1840 oblag er den Studien an der Universität Heidelberg, das Wintersemester 1840/41 verbrachte er an der Universität Berlin. Im Sommer 1841 legte er die Staatsprüfung mit dem Prädikate »gut« ab, machte um die gleiche Zeit ein glänzendes Doktorexamen, und begann seinen Vorbereitungsdienst beim Oberamte Heidelberg. Im Jahre 1843 war es ihm vergönnt, mit seinem hochverehrten Lehrer Mittermaier eine Studienreise nach Italien zu machen, welchem Lande er, nachdem er mittlerweile im Sekretariate des unterrheinischen Hofgerichts gearbeitet hatte, einen zweiten längeren Aufenthalt (September 1844 bis Mai 1845) widmen durfte. Wie sehr er hierbei für seine juristische Fortbildung bemüht gewesen, belegte er durch einige nach seiner Rückkehr dem Justizministerium vorgelegte Arbeiten über Muratori, dei diffetti della giurisprudenza und über Bruno (neue toskanische Reichsverfassung und Gesetzgebung des Königreichs beider Sizilien). Er erntete dafür die Anerkennung jener Behörde, daß er den Aufenthalt im Auslande zu seiner juristischen Fortbildung gebührend benützt habe. Nachdem er die Verwaltungspraxis bei der Regierung des Unterrheinkreises und als Amtsgehilfe beim Bezirksamte Schwetzingen kennen gelernt hatte, wurde er, erst 26 Jahre alt, als Amtsassessor in Lahr angestellt. Im gleichen Jahre trat er in den Ehebund mit Hedwig Bekk, einer Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Staatsrath Bekk, des unvergeßlichen Gründers der Annalen der badischen Gerichte, welche Zeitschrift während einer Reihe von sechzehn Jahren Roßhirt selbst zu leiten haben sollte. Im Frühjahr 1848 an das Oberamt Durlach versetzt, wurde er im Herbste 1848 als Untersuchungsrichter gegen die Mörder des Fürsten Lichnowsky und des Grafen Auerswald nach Frankfurt berufen, trat im März 1849 zur Aushilfe in das unterrheinische Hofgericht, bei welchem er im gleichen Jahre zum Hofgerichtsassessor und Substituten des Staatsanwalts befördert wurde. Das Jahr 1853 brachte seine Ernennung zum Hofgerichtsrathe und zum Staatsanwalte beim Hofgerichte des Unterrheinkreises und beim Oberhofgerichte, das folgende Jahr seine Berufung als Mitglied der Kommission für die zweite juristische Staatsprüfung. Bereits drei Jahre später wurde er in Würdigung seiner hervorragenden richterlichen Leistungen zum Oberhofgerichts-Rathe befördert. Als am 11. November 1857 eine außerordentliche Mission behufs der Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl entsendet wurde, erfolgte, wohl mit Rücksicht auf seine persönliche Kenntniß der italienischen Verhältnisse, anderseits auf seine Eigenschaft als ein entschiedener Vertreter der katholischen Rechtsauffassung, seine Ernennung zum zweiten Bevollmächtigten bei dieser Mission, in welcher Eigenschaft er bei dem Abschlusse des Konkordats am 28. Juni 1859 mitwirkte. In Anerkennung der hierbei entwickelten Thätigkeit wurde ihm von dem Landesherrn das Ritterkreuz I. Klasse mit Eichenlaub des Ordens vom Zähringer Löwen, von dem Papste das Kommandeurkreuz des St. Gregoriusordens mit dem Stern verliehen. Von dieser Zeit datirt seine Theilnahme an dem politischen Leben des Landes. Als Vertreter des früheren 20. Wahlbezirks gehörte er dem badischen Landtage von 1859/61 und von 1863/70 an, vertrat auch 1868—1870 den Wahlkreis Lahr-Kenzingen im Zollparlamente. Hierauf trat eine längere Pause in seiner öffentlichen politischen Thätigkeit ein. Im Jahre 1872 erfolgte seine Ernennung zum Vicekanzler, im Jahre 1877 die zum Kanzler des Oberhofgerichts; im Jahre 1879 wurde er anläßlich der neuen Justizorganisation, seinem unterthänigsten Ansuchen entsprechend, unter Anerkennung der langjährigen treu geleisteten Dienste, in den Ruhestand versetzt. Allein er fuhr fort, den reichen Schatz seiner juristischen Kenntnisse zum Besten des badischen Richter- und Anwaltstandes zu verwerthen, indem er die Redaktion der Annalen der badischen Gerichte, welche er als Nachfolger des Oberhofgerichts-

Digitized by Google

rathes E. Brauer am 1. Januar 1871 mit einer interessanten Abhandlung über »das gemeine deutsche Recht« übernommen hatte, auf Anregung des Oberlandesgerichts, beibehielt, und derselben bis zu seinem Tode seine Kraft widmete. Auch am politischen Leben Badens und des Reichs nahm er als Vertreter der katholischen Volkspartei in ihrer gemäßigteren Richtung wieder Antheil, indem er in der badischen Zweiten Kammer den 25. Wahlbezirk von 1881—1886, im Reichstage den 7. Wahlkreis seit 1884 vertrat. In den Weihnachtsferien des Reichstages 1886 hatte er zu Hause Erholung von den anstrengenden und aufregenden Arbeiten erhofft, allein er wurde von schwerer Krankheit befallen und starb in seinem elterlichen Hause am 5. Januar 1887. H.

Ferdinand Roth,

der in Schopfheim i. W. am 15. Dezember 1812 geborene Sohn des dortigen Diakonus und Pfarrers in Hausen, Chr. Roth, empfing den ersten Unterricht im Vaterhause, besuchte 1820—27 das schon damals wohlangesehene Pädagogium in Lörrach, folgte dann seiner frühen Neigung zum forstlichen Berufe und trat bei seinem Oheim, Revierförster Roth in Kandern, in die Lehre, besuchte darauf (1830) den Forstkurs des Forstmeisters Fischer in Karlsruhe und bestand Ende 1831 die Prüfung für den sogen. niederen Forstdienst. Bis zum Spätjahr 1833 wieder in Kandern beschäftigt, ergriff er eifrig die durch Errichtung der Forstschule beim Großh. Polytechnikum gebotene Gelegenheit zu weiterer Ausbildung mit Erfolg, denn im Winter 1835 bestand er als Erster von 22 Kandidaten die Staatsprüfung. — Sofort im folgenden Frühjahre begann eine wechselvolle Verwendung: als Forsttaxator, als technischer Revident bei der Forstpolizei-Direktion; beim Ankaufe der Standesherrschaft Salm-Krautheim und der Grundherrschaft Gemmingen-Hagenschieß; als Dienstverweser der Bezirksforstei Pforzheim, bis im Jahr 1840 die provisorische Verwaltung der Bezirksforstei Staufen und im folgenden Jahre die definitive Anstellung daselbst erfolgte. Die Berufung zu einer Lehrstelle an der Forstschule in Karlsruhe (im Jahr 1843) lehnte Roth ab, weil ihm der Verwaltungsdienst mehr zusagte. Er zeichnete sich in diesem auch bei besonderen vertrauensvollen Aufträgen (Waldtheilung in Ehrenstetten und and.) bald aus. Schon im Jahr 1845 wurde er zur Hilfeleistung bei der damaligen Direktion der Forstdomänen und Bergwerke nach Karlsruhe berufen und verblieb in dieser provisorischen Stellung bis zum Jahr 1848, wo, nach dem Rücktritte des Oberforstraths Arnsperger in den Lokaldienst und nach dem Tode des Forstraths v. Racknitz, Roth nebst seinem Freunde Lelbach zum Assessor bei genannter Direktion ernannt wurde. In dieser Stellung hatte Roth hervorragenden Antheil an der Umgestaltung der badischen Forstorganisation, welche inmitten der politischen Wirren des Jahres 1849 anstandslos durchgeführt wurde. Das Jahr 1851 brachte ihm die Ernennung zum Forstrath, seine dienstliche Stellung vor- und nachher manche große anstrengende Aufgaben. Aeußerste Anspannung im inneren und äußeren Dienste forderte namentlich die neue Steuereinschätzung sämmtlicher Waldungen, bei welcher Roth die Geschäftsleitung hatte und welche, ungeachtet mancher schwerfälliger Bestimmungen des betr. Gesetzes und der Vollzugsverordnung, im Jahre 1854 eingeleitet, schon im nächsten Jahre nahezu durchgeführt war. — Neben den bedeutenden dienstlichen Aufgaben fand Roth doch alljährlich Zeit, um die Versammlungen der Forstleute, der süddeutschen, der schweizerischen und des Badischen Forstvereins zu besuchen und sich angelegentlich dabei zu betheiligen. Der mündliche Austausch mit befreundeten Fachgenossen und die Umschau in weiterem Umkreis erschien ihm als Bedürfniß und Erholung. Er unterließ dies auch nicht, als im Jahr 1857 der Fürst von Fürstenberg ihm den Eintritt in seinen Dienst anbot und

Digitized by Google

ihn unter Verleihung des Charakters als Oberforstrath zum Mitgliede der fürstlichen Domänenkanzlei ernannte. Während der Einleitung der Uebersiedelung betheiligte er sich an den Vorbereitungen für die Versammlung süddeutscher Forstwirthe in Baden-Baden und vollendete die für diese Gelegenheit bestimmte offizielle Festschrift »Die Forstverwaltung Badens«, blieb als Geschäftsführer thätig und nahm die Wahl zum zweiten Vorsitzenden an. Die umfangreiche Thätigkeit im neuen Wirkungskreise, wo erst genaue Orientirung noth that, neue Dienstvorschriften zu entwerfen und in's Leben zu rufen waren, auch weitere Aemter bald hinzutraten, wie die Leitung des Jagd- und Fischereiwesens, entfernte ihn nicht von dem Kreise seiner früheren Freunde und Berufsgenossen. Im Gegentheil, das Scheiden aus den früheren Verhältnissen ward ihm schwerer als er selbst gedacht. Er versäumte daher keine Gelegenheit, alte Freundschaftsbande zu erneuern. Gern sah man ihn, den ruhigen, nüchternen Mann, der sich kurzer, treffender Redeweise befleißigte, an der Spitze der Versammlungen und Vereine, daher sein Name weithin bekannt und geachtet war. Wiederholt war er Präsident bei den Versammlungen süddeutscher Forstwirthe und in vorderster Reihe (in Neuwied und Aschaffenburg), als die Erweiterung dieser Versammlung für ganz Deutschland geplant, erster Präsident, als sie erstmals in Braunschweig in Scene gesetzt wurde. Die Versammlungen des Badischen Forstvereins versäumte er seit 1841 nie und führte von 1867 bis 1872 den Vorsitz. In der Schweiz und in Elsaß-Lothringen war er Ehrenmitglied der Forstvereine. Ein treuer Sohn seiner Kirche, zeigte er sich in Donaueschingen unermüdlich in Rath und That, um der dortigen kleinen evangelischen Gemeinde zu eigener Kirche und zu selbständiger Seelsorge zu verhelfen. Die öffentliche Thätigkeit fand auch höchsten Orts Anerkennung; im Jahr 1872 verlieh ihm der Großherzog das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens, im Jahr 1879 das Eichenlaub dazu. Im Sommer 1881 sah er sich veranlaßt, seine Zuruhesetzung zu beantragen, und siedelte von Donaueschingen wieder nach seinem früheren Wohnorte Karlsruhe über. — Eine selten gestörte vorzügliche Gesundheit ließ Roth bis gegen das Ende seiner Wirksamkeit alle Anstrengungen leicht ertragen und vielleicht zu lange den Rückzug aus einer von Mühen und Bitterkeiten nicht freien Stellung vergessen; erst nach der Uebersiedlung nach Karlsruhe gerieth sie in's Wanken; bald gesellte sich zu schmerzhaften lokalen Krankheitserscheinungen ein schweres Unterleibsleiden, welches am 27. Januar 1882 seine Auflösung herbeiführte. — Im Jahr 1841 verehelichte sich Roth mit Babette Kißling von Bleichheim, Tochter des dortigen gräfl. Forstbeamten, welche im Jahr 1850 starb. Die Sorge für die vier unerwachsenen Kinder (zwei Söhne und zwei Töchter) führte bald zu einer zweiten Verbindung mit Karoline, Tochter der Frau Pfarrer Fischer Wittwe in Karlsruhe, welcher Ehe ein dritter Sohn entsproßte. — Im Kreise seiner Lieben und seiner Freunde bleibt sein Andenken im Segen. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 33 Beilage.)

Friedrich Wilhelm Sauerbeck

wurde zu Mannheim am 2. November 1820 geboren, empfing die wissenschaftliche Vorbildung in den Lehranstalten seiner Vaterstadt, studirte hierauf an den Universitäten zu Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaft und trat nach ehrenvoll bestandener Staatsprüfung und der vorbereitenden Beschäftigung als Rechtspraktikant, sowie nach einem mehrmonatlichen, seiner wissenschaftlichen Fortbildung gewidmeten Aufenthalte in Frankreich, im Jahr 1848 zunächst in den Anwaltsstand, welchen er aber schon nach zwei Jahren mit dem Staatsdienste vertauschte. Seine richterliche Laufbahn, für die er sich ausschließlich entschieden hatte, umfaßt einen Zeitraum von 31 Jahren, während dessen er theils als

Digitized by Google

Amtsrichter in Lahr, theils und hauptsächlich als Kollegialrichter in den Gerichtshöfen zu Konstanz und Freiburg, schließlich seit 1. Oktober 1879 in dem neu errichteten nunmehrigen obersten Landesgerichtshofe zu Karlsruhe thätig war. In allen diesen Stellungen bewährte er gleichmäßig eine Arbeitskraft von ungewöhnlicher Ausdauer, die strengste Gewissenhaftigkeit und eine hingebende Berufstreue, welche ihn stets bereit finden ließ, allen Anforderungen, wie hoch sie auch gestellt sein mochten, selbst da zu genügen, wo vielleicht die Rücksicht auf Schonung der eigenen Kräfte für ihn geboten gewesen wäre. Viele Jahre hindurch bekleidete er, oft unter schwierigen Verhältnissen, das Amt eines Schwurgerichts-Präsidenten, und welches Vertrauen seiner richterlichen Thätigkeit aus dem Publikum entgegengebracht wurde, mag beispielsweise daraus erhellen, daß er in einem bedeutenden Rechtsstreite an die Spitze eines von den Parteien frei gewählten Schiedsgerichtes berufen worden ist, dessen Ausspruch die Betheiligten unter Verzicht auf jedes weitere Rechtsmittel sich unterworfen haben. — Eine so opferwillige und zugleich erfolgreiche Pflichterfüllung mußte ihm allenthalben die vollste und aufrichtigste Anerkennung erwerben, welche denn auch höchsten Ortes im Jahre 1875 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens einen ehrenvollen Ausdruck gefunden hat. — Anscheinend noch in voller Gesundheit, suchte sich Sauerbeck im Juli 1880 mit dem Beginn der Gerichtsferien von den Anstrengungen eines mühevollen Geschäftsjahres in ländlicher Sommerfrische zu erholen. Die Wiederaufnahme seiner Berufsgeschäfte sollte ihm indeß nicht mehr vergönnt sein. Durch eine Erkältung hatte er sich einen heftigen Bronchial- und Magenkatarrh zugezogen, welcher einen so ungünstigen Verlauf nahm, daß schon im Herbste jenes Jahres der Tod fast mit Gewißheit befürchtet werden mußte. Noch einmal siegte zwar die kräftige Konstitution über die gefährliche Krankheit; doch war ein erheblicher allgemeiner Schwächezustand zurückgeblieben, der ihn, freilich erst auf die eindringlichsten Vorstellungen der Aerzte, bewogen hat, seiner ihm zum wahren Lebensbedürfnisse gewordenen Berufsthätigkeit einstweilen zu entsagen. Am 2. Dezember 1881 wurde er auf sein Ansuchen wegen körperlicher Leiden, unter Anerkennung seiner langjährigen und treu geleisteten Dienste, bis zur Wiederherstellung der Gesundheit in den Ruhestand versetzt. — Nur mit dem tiefsten Bedauern sah der Gerichtshof den hochgeschätzten Richter, der zugleich vielen seiner Kollegen ein treuer Freund, allen aber ein vom besten kollegialen Geiste erfüllter Berufsgenosse war, aus seiner Mitte scheiden, und gerne theilte man mit ihm den sehnsuchtsvollen Wunsch, daß eine längere Ruhe und gänzliche Fernhaltung von den unvermeidlichen Anstrengungen des Dienstes ihm die volle Arbeitskraft zurückgeben möchte. Allein nach mancherlei Schwankungen und einer scheinbaren Wendung zum Bessern ist die intensive Krankheit, als deren tiefere Ursache sich eine organische Veränderung des Herzens ergeben hat, im August 1882 mit erneuter Heftigkeit aufgetreten und hat in unaufhaltsamem Laufe seine Auflösung herbeigeführt. Er starb in Freiburg, wo er sich zur Erholung aufhielt, umgeben von der aufopferndsten Sorgfalt und Pflege seiner theuern Familie und lieber Verwandten am 31. August 1882. — Aber nicht nur in seinem eigentlichen Lebensberufe, auch noch auf einem andern wissenschaftlichen Gebiete hat sich Sauerbeck durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet. Sein reger und strebsamer Geist und ein feinsinniges Verständniß für die wunderbaren Kräfte und Gebilde der Natur hatten ihn schon in früher Jugend zu wissenschaftlichen Studien dieser Art, namentlich auf dem Gebiete der Botanik, hingezogen, in die er sich immer mehr vertiefte und welche er mit hohem, die Schranken des wissenschaftlichen Dilettantismus weit überfliegenden Ernste, mit bewunderungswürdiger Energie und immer wachsender Liebe bis an sein Lebensende gepflegt hat. Einzig

Digitized by Google

seiner Bescheidenheit ist es zuzuschreiben, wenn es noch nicht allgemein bekannt geworden, daß er durch den Reichthum seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse, durch die Resultate selbstthätiger Forschungen, hauptsächlich durch mikroskopische Untersuchungen der Diatomaceen und schließlich durch eine bedeutsame literarische Arbeit in den höchsten Gelehrtenkreisen ein berechtigtes Ansehen erlangt hat, wie denn auch dem eifrigen Forscher die besondere Anerkennung zu Theil ward, daß in dem Atlas der Diatomaceen-Kunde von A. Schmidt, Aschersleben 1877 (Heft 13 und 14, Tafel 52 und 53) einige Arten dieser Algen-Gruppe nach seinem Namen benannt worden sind. Seinem selbst angelegten und mit emsigem Fleiße fortan bereicherten Herbarium der Kryptogamen darf mit allem Rechte wegen der Vollständigkeit und vielen Seltenheiten ein bedeutender wissenschaftlicher Werth beigemessen werden. Was aber speziell seine literarische Thätigkeit betrifft, so hatte im Jahre 1869 einer seiner botanischen Freunde, der talentvolle und unermüdliche Bryologe Dr. Aug. Jäger von Freiburg, den großartigen Plan gefaßt, eine Uebersicht über die sämmtlichen Moose des Erdballs zu fertigen, wozu er von den tüchtigsten Fachmännern aufgemuntert und mit reichlichem Material versehen worden war. Mit Energie wurde die ungeheure Arbeit in Angriff genommen und so rasch gefördert, daß schon im folgenden Jahre ein Theil des Manuskriptes der »Adumbratio Florae muscorum totius orbis terrarum, San Gallis 1870—1879« dem Drucke übergeben werden konnte. Leider aber hatte der allzu frühe Tod des rastlos thätigen Mannes seiner, nach kompetenten Urtheilen überaus verdienstvollen Arbeit ein unerwartetes Ziel gesetzt. Die zurückgebliebenen Freunde betrachteten indeß die Fortführung und Vollendung des Werkes als eine Ehrenschuld, und die Lösung dieser Aufgabe hat Sauerbeck übernommen, nachdem er dem ersten Verfasser schon während dessen Krankheit unterstützend zur Seite gestanden war, wofür ihm dieser im Werke selbst noch Dank und Anerkennung mit den herzlichsten Worten zollte. Obgleich die Arbeit für Sauerbeck wegen der Pflichten seines öffentlichen Amtes, wie er in seiner Vorrede betont, eine doppelt schwere gewesen, so ist es doch seiner sachkundigen Feder und zähen Arbeitskraft gelungen, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwei Jahren, ohne jede Beeinträchtigung seiner Berufsthätigkeit, die Fortsetzung und den Schluß des Werkes zum Drucke zu befördern, womit er dem Schöpfer der großen Idee und sich selbst ein gleich ehrenvolles wissenschaftliches Denkmal gesetzt hat. — Sauerbeck war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes, und seine ausgebreitete wissenschaftliche Korrespondenz gibt beredtes Zeugniß von dem lebhaften geistigen Verkehr, welchen er mit ausgezeichneten Naturforschern durch eine Reihe von Jahren und noch während seiner Krankheit gepflogen hat. — Ganz im Einklang mit dieser vielseitigen Entfaltung seiner reichen Talente war auch die Denk- und Handlungsweise des Mannes in einem offenen, unter allen Verhältnissen zuverlässigen Charakter, seine gemüthliche Seite in ächt humaner Gesinnung und einem warm fühlenden Herzen zur festen Ausprägung gelangt. Gefällige Formen im Umgang und zuvorkommende Rücksicht für Andere kennzeichneten überall den Mann von höherer gesellschaftlicher Bildung und feinem Taktgefühle und steigerten zugleich den Werth seiner anregenden, heitern Geselligkeit. So gestaltete sich das gesammte Geistes- und Gemüthsleben des trefflichen Mannes zu einem harmonischen Ganzen, das in seiner öffentlichen Wirksamkeit wie im Privatleben zum vollen Ausdruck kam und nicht verfehlen konnte, ihm die Zuneigung Aller rasch und dauernd zu gewinnen. Wie sehr es ihm gelungen war, die allgemeinen Sympathien auf sich zu vereinigen, ist noch einmal am offenen Grabe deutlich hervorgetreten, wo der Geistliche den zahlreich von nah und fern herbeikommenden Leidtragenden in ergreifender Rede

Digitized by Google

ein treffendes Lebensbild des Hingeschiedenen entrollt hat. Der Gerichtshof, dem der Verblichene zuletzt angehörte und welcher ihn noch immer und gerne zu den Seinigen zählte, war bei der Feier durch eine Abordnung vertreten, welche im Namen der trauernden Kollegen und Freunde als äußeres Zeichen der Liebe und Verehrung auf den über und über mit Blumen bedeckten Sarg einen frischen Kranz niedergelegt hat. — Die treue Gattin, mit dem Heimgegangenen in dreißigjähriger glücklicher Ehe verbunden, und ein hoffnungsvoller Sohn beweinten den zu frühen Verlust des liebevollen Gatten und Vaters. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 223, Beilage.)

Paul Sayer

wurde am 13. Juni 1832 zu St. Märgen im Schwarzwald geboren, lernte zuerst bei einem alten Plastiker, welcher in dem ehemaligen Augustinerkloster daselbst sich etablirt hatte, dann bei dem Zeichnungslehrer Geßler zu Freiburg und kam, ausgestattet mit ziemlich guten technischen Kenntnissen, 1853 nach München, wo er sich an der Akademie unter Professor Max Widnmann weiter bildete. In vielversprechender Weise machte sich Sayer zuerst 1859 bekannt durch eine aus drei Figuren bestehende Gruppe, welche »die Dreisam« vorstellt: drei auf den Höhen des Schwarzwaldes entspringende Bäche vereinen ihr Wasser am Ausgange des Höllenthals und bilden das genannte Flüßchen, welches, an Freiburg vorbei, das schöne Breisgau durchzieht und durch die Elz in den Rhein sich ergießt. Das gab unserm Künstler die glückliche Idee zu einer ganz klassischen, im Geiste von Moriz v. Schwind empfundenen Komposition, welche unseres Wissens jedoch zu keiner größeren Ausführung gelangte. Dagegen erhielt Paul Sayer zwei Statuen für die Münchener Frauenkirche, deren Restauration damals gerade begonnen hatte. Unter Sayers folgenden Arbeiten erwarb ihm ein zierlicher kleiner Altar für Seben (bei Maßmünster im Elsaß) einen geachteten Namen, es ist ein Flachrelief, welches die Madonna mit dem segnenden Christkinde darstellte, umgeben von singenden und musizirenden Engelchen, die, streng typisch stilisirt, einen unsäglich zarten und innig-naiven Charakter tragen und wie eine echt altdeutsche Dichtung wirken. Unter den zahlreich weiter folgenden Werken erinnern wir an eine Reihe von Büsten, z. B. von J. Peter Hebel, Pater Abraham von St. Clara, des Ministerialraths v. Bezold, des Erzgießers v. Miller (für das Lokal des Kunstgewerbe-Vereins in München), welche ebenso wie das Denkmal für den Geigenbauer Klotz von Mittenwald in der weltbekannten Miller'schen Anstalt in Bronze gegossen wurden, an den Charakterkopf von Alban Stolz (abermals 1888 in Marmor ausgeführt), einen tiefempfundenen Christus am Oelberg in Pfullendorf und eine kolossale Büste Walthers von der Vogelweide (Liedertafel zu Innsbruck). Im Jahre 1875 schuf Sayer einen »Neptun« für Brannenburg (Wiederholung im Münchener Botanischen Garten), ein Flachrelief mit dem Bilde des ritterlichen Drachenstechers »Georjus«, 1879, das Grabdenkmal des Erzbischofs v. Scherr in der Münchener Frauenkirche; kurz vorher entstanden einige köstliche Terracotta-Statuetten: ein prächtiger Pifferaro, eine niedliche Italienerin und die imposante Büste einer »Esther«. Eine ganze Reihe von Holzstatuetten und Reliefs arbeitete Sayer für die Altarwerke seines langjährigen treuen Freundes, des Architekten Joh. Marggraff. Dabei leitete unsern Künstler eine bewunderungswerthe Treue und Gewissenhaftigkeit. Mit einer unvergleichlichen Sorgfalt strebte er immer, auch bei den kleinsten Erzeugnissen, nach der möglichsten Formvollendung und Durchbildung, nie einer Phrase oder Manier zugethan, welcher er auch im Leben niemals huldigte. Er war ein wahrhafter, reiner, goldechter Charakter, ohne Falsch und Neid, gerade kein Glückskind noch durch glänzende Aufträge verwöhnt oder überhastet. Sein Erwerb reichte ihm weitaus zum bescheidenen Genuß

Digitized by Google

des Lebens, zu seinen Reisen und Wanderungen, zum Erwerb einer Menge von Alterthümern und mitunter sehr werthvollen Kunstwerken, an welchen er mit inniger Freude hing. Seine Studienfahrten erstreckten sich wiederholt auf Paris, Berlin und Wien; Italien und die Rheinlande durchstreifte er nach allen Seiten, immer in der löblichen Absicht, sein Wissen und Können zu erweitern und durch neues Studium sich und seine Kunst zu fördern. Sein Spürsinn führte ihm auch eine Menge von Gegenständen zu, welche er mit Verständniß inniger Sammelgabe wählte und aufspeicherte — ein kleiner Schatz, welcher den ganzen Erwerb seines Lebens bildete. Dabei blieb ihm noch genug übrig, um in tiefster Stille manche Wunde echt samariterhaft zu verbinden oder zu heilen; kurz, er war eine edle Seele, ein ehrlicher, wahrer Christ und treuer Freund, wie die guten Namen Fritz v. Miller, Professor Franz Widnmann, August Spieß und Andere beweisen. Ihm war kein hohes Alter beschieden. Nach kurzer Krankheit starb er in München am 2. Oktober 1890. Sayer's letzte, nahezu vollendete Arbeit bildete ein Modell zu einem Grabdenkmale für den verstorbenen Erzbischof von München, Anton v. Steichele, welches hoffentlich auch in der dortigen Frauenkirche zur Ausführung gelangen dürfte. Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, dessen Name bleibt auf fernehin in Ehren! (Allgemeine Zeitung 1890 Nr. 274, Morgenblatt.)

Joseph Victor von Scheffel,

der gottbegnadete Dichter, der nicht nur in seinem Heimathlande Baden, der selbst über des Reiches Grenzen hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt, schon bei seinen Lebzeiten der Liebling der deutschen Jugend gewesen ist, wurde zu Karlsruhe im Hause Steinstraße Nr. 25 am 16. Februar 1826 als Sohn des Ingenieurs und badischen Hauptmanns à la suite, späteren Majors und Oberbauraths Philipp Jacob Scheffel (Badische Biographieen II, 249) geboren, dessen Vorfahren dem schwäbisch-alemannischen Stamme angehören und in Gengenbach im Kinzigthal zuletzt ansässig gewesen waren. Seine Mutter, Josephine Krederer, entstammte dem württembergischen Schwarzwald, als Tochter des Stadtschultheißen und Kaufmanns Krederer in Oberndorf am Neckar. Sie war eine von Geist und Leben übersprudelnde, neben aller Schalkhaftigkeit gemüthliche Schwäbin, deren seltene Naturanlagen durch sorgfältige Erziehung, theilweise auch in einer Straßburger Pension, noch gefördert waren. Ihr dichterisches Talent aber ging weit über den Dilettantismus hinaus, und sicher hatte auch der junge Scheffel, wie einst Goethe »vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren«. Auf ihn, den erstgeborenen, den aufgeweckten, vielbegabten, bildhübschen Knaben konzentrirten sich um so mehr alle Zukunftshoffnungen der Eltern, als der zweite Sohn von Geburt an schwach an Körper und Geist war. Dagegen ward ihm als Spielgenosse ein jüngeres Schwesterlein, das ihm nicht nachstand an Eigenschaften des Geistes und Herzens, und ihm später das Ideal schönster, vollkommenster Weiblichkeit wurde. Der Hauptmann Scheffel hatte, seiner Gemahlin, dem Schwarzwaldkind, das Heimweh nach Wald und Feld zu stillen, in der Stephanienstraße sich ein neues Haus erbaut, am nördlichsten, noch unbewohnten Ende der Stadt, wo sein lang sich hinziehender Garten, nur durch eine niedere Mauer von uralten Eichen und Buchen des Hardtwaldes getrennt, Blätterrauschen, Vogelgesang und würzige Tannenluft durch die geöffneten Fenster hereinsandte. Dort verlebten die Kinder im innigsten Zusammenhang mit der Natur ihre Spieljahre und lauschten, wenn die Mutter, durch die gemüthliche, vielgastliche Geselligkeit, die sie den Freunden ihres Hauses bot, abgehalten war, den Märchen und Erzählungen der Großmutter, die den Knaben Joseph sogar noch, als er schon stolzer Gymnasiast war, zu fesseln wußten. Er erzählte oft, wie er und Großmama sich freuten, wenn oben Gesellschaft war und sie ungestört zusammen

Digitized by Google

Dämmerstündchen feiern konnten. Diese Großmama hatte am Fuß des Hohentwiel in Rielasingen das Licht der Welt erblickt, und ehe der Knabe noch auf Ferienausflügen den Vater bei seinen Straßenbauarbeiten auch nach dem Süden Badens, nach Meersburg und Schaffhausen begleiten durfte, hatte er im Geist den Hegau mit seinen spitzen Kegelbergen schon genau vor sich gesehen. Ja, der »Poppele von Hohenkrähen«, der schalkhaft neckische Geist jener Berge, hatte manchmal bis in die Kinderstube der Stephanienstraße seinen Unfug getrieben. Im Gymnasium, unter den Direktoren Zandt und Kärcher, den Hofräthen Gockel und Vierordt, war der junge Scheffel allzeit der beste Schüler; er trug die Prämien und ersten Plätze durchweg davon. Ein geradezu phänomenales Gedächtniß, welches das leicht Aufgenommene auch nie wieder verlor — so zwar, daß er auch später niemals um Namen oder Daten entlegenster Geschichten, die er je einmal zufällig gehört oder gelesen, verlegen war — kam ihm dabei zu statten. So hatte er Zeit für sonstige Liebhabereien, die mit Eifer betrieben wurden. Den ersten Zeichenunterricht erhielt er von der Mutter unserer jetzigen bekannten Portraitmalerin Marie Gratz, Frau Hofrath Gratz, dann vom Thiermaler Kuntz. Was das Haus an Literatur- und Geschichtsbüchern bot, war bald durchstudirt, und wenn zur Meßzeit ein Antiquar seine Bude auf dem Meßplatz aufschlug, so machte der von unersättlicher Lesegier erfüllte Knabe dort alsbald einen Vertrag, gegen Erlegung seines Meßgeldes während der Freistunden, versteckt in der Ecke, auf einer Bücherkiste sitzend, lesen zu dürfen, was er nur bewältigen könne. Die Rittergeschichten, die er hier fand, bevölkerten ihm Ruinen und Burgen, wenn er in der Ferienzeit, mit dem Ränzel auf dem Rücken, entweder allein oder als Vaters Begleiter das schöne Badner Land durchwanderte. Gengenbach und Oberndorf, die Heimathorte von Vater und Mutter, bildeten oft auch das bleibende Standquartier, von wo Streifzüge in die Umgegend unternommen wurden. Hier boten die Familienüberlieferungen einen noch interessanteren Hintergrund für des Knaben Phantasiegebilde. Um der Mutter Geburtshaus im Neckarthal spann sich Sage und Legende. Ein Freihof sollte es einst gewesen sein, und noch verwandelte sich jährlich ein Wohnzimmer desselben während 8 Tagen zur Kapelle, wenn die Oberndorfer ihr althergebrachtes Recht übten, dem dort in einer Nische stehenden uralten Heiligenbild ihre Bitten vorzutragen. Im schönen Kinzigthale dagegen stand die alte Gengenbacher Benediktiner-Abtei, an welcher bis zu deren Säkularisation (1803) Joseph's Großvater, Magnus Scheffel noch Oberschaffner gewesen war, der jetzt den Titel Amtskeller trug. Einen Prälaten selbst, den Abt Jacobus, durfte der Knabe unter seine Vorfahren zählen. Skizzen nach der Natur brachte er auch schon heim; dagegen wurde für die stets ungern entgegen genommenen Versaufgaben der Schule hin und wieder der Mutter heimliche Hilfe in Anspruch genommen. Mit dem 18. Lebensjahre im Herbst 1843 beschloß Joseph das Gymnasium durch ausgezeichnetes Abiturium, das des Vaters Wunsch, ihn der Staatskarriere sich widmen zu sehen, nur bestärkte. Schon damals fingen die Kämpfe der sich entgegenstehenden Meinungen und Absichten an. »Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen,« schrieb Scheffel später einmal selbst, »Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienst der Justiz. die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufes riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach.« — Wenn nun aber der Vater sich Joseph's dringendem Wunsche, Maler zu werden, entschieden widersetzte, so gestattete er doch Freiheit in der Wahl der Universität. Da war's München, das den Sieg davontrug, und zwei Semester verbrachte der junge Student in der damals gerade mächtig emporblühenden Kunststadt, wo der Besuch der eben kurz vorher eröffneten beiden Pinakotheken und der Verkehr in den Ateliers hervorragender Künstler ganz seinen innersten Herzensneigungen entsprach und ungemein fördernd und anregend

Digitized by Google

auf seinen empfänglichen Geist einwirkte. Diesen Kunstkultus jedoch betrieb er nur nebenbei und ließ, mit dem ungemein feinen Pflichtgefühl, das für sein ganzes Leben so charakteristisch ist, die Fachstudien allzeit Hauptsache sein. Er hörte von Vorlesungen im Wintersemester 1843/44 bei Arndt Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaften und Institutionen und Geschichte des römischen Rechts; im Sommersemester 1844 bei Philipps deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und Kirchenrecht und bei Moy Rechtsphilosophie. Daneben trieb er schon damals historische und kunstgeschichtliche Studien; bei Thiersch hörte er eine Vorlesung über Pindar's Gesänge »mit ausgezeichnetem Fleiß«, bei Höfler Geschichte des Mittelalters, im folgenden Semester bei Prantl Geschichte der griechisch-römischen Philosophie »mit ausgezeichnetem Fleiß« und bei Thiersch Aesthetik und neuere Kunstgeschichte »mit vorzüglichem Fleiß und Erfolge«. Das nächste Jahr verbrachte er in Heidelberg, wo er am 31. Oktober 1844 immatrikulirt wurde. Hier hörte er im Wintersemester 1844/45 bei Mittermaier deutsches Privatrecht, bei Bangerow Pandekten, im Sommersemester 1845 Kriminalrecht und Civilprozeß bei Mittermaier, Lehenrecht bei Zöpfl, außerdem Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems bei Roeth und Dante's Inferno bei Ruth. Von Heidelberg begab er sich nach Berlin, hörte im Wintersemester 1845/46 deutsches Staats- und Privatrecht und Geschichte der neueren Rechtsphilosophie bei Stahl, bei Heffter Kriminalprozeß, bei Berner Kriminalpsychologie, bei Waagen Geschichte der bildenden Künste der neuesten Zeit; im Sommer 1846 Civilpraktikum und Relatorium bei Heffter, Pandektenpraktikum bei Schmidt, und auserlesene Lehren der gerichtlichen Medizin bei Wagner. Im Herbst 1846 kehrte er nach Heidelberg zurück und hörte im Winter Civilprozeß-Praktikum und Relatorium bei Mittermaier, Code Napoleon und badisches Landrecht bei Roßhirt, und ein Konversatorium über den Civilprozeß bei Brakenhöft. Das Abgangszeugniß von Heidelberg ist am 18. März 1847 ausgefertigt. — Von dem Hintergrund dieser etwas trockenen Vorlesungsnomenklatur nun aber hebt sich die Gestalt des jungen Studiosus Scheffel in aller ihrer Licht und erste Freiheit genießenden Burschenfröhlichkeit ab; da werden gleichgesinnte Genossen gesucht und gefunden, Freundschaften geschlossen, die dauernd bleiben für's Leben: gleich in München mit dem nachherigen Kunsthistoriker Friedrich Eggers, mit dem er dann während des Berliner Semesters Stubenbursche war; dort auch mit dem nachherigen baierischen Staatsrath von Eisenhardt, der ihn später zu manchen mondenlangen Wanderfahrten durch Süd- und Nordfrankreich, Oberitalien, Tyrol aufforderte und begleitete; dann in Heidelberg mit dem nachherigen Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, dessen ausführliche und stets fortgeführte Korrespondenz mit dem Dichter von so unschätzbarem Werth für die richtige Erkenntniß von Scheffels Charakter und oft eigenthümlicher Gemüthsverfassung ist. Durch ihn z. B. wissen wir auch, daß Scheffel noch manche in dem obigen Verzeichniß nicht erwähnte Vorlesungen hörte: bei Gervinus und Homeier, bei Gneist und dem Literarhistoriker Werder. In Heidelberg aber erst trat Scheffel in eine Verbindung ein, und zwar, da damals das Corps der Schwaben, das sonst die badischen Landsleute umfaßte, sich gerade in einer Spaltung befand, in die neu sich gründende burschenschaftliche Verbindung Alemannia. — Von diesen Universitätsstädten aus wurden auch immer und immer wieder die beliebten Wanderungen unternommen, allein oder mit andern, um die Gegend im weitesten Umkreis zu erforschen: von München aus das baierische Hochgebirg und die Seen — damals entwarf er sogar eine lustige Reisebeschreibung dieser »Studentenspritztour« in klassischen Distichen, die aber leider bald nach der Heimkehr wieder zerstört wurde —; von Heidelberg aus durch die Bergstraße und den Odenwald; von Berlin durch den Harz und den Thüringer

Digitized by Google

Wald, ja bis zu den Dünen und Wäldern der Insel Rügen. Da entstanden denn schon jene lerchenfrohen Lieder fahrender Scholaren, wie am Stammtisch der Commilitonen ein Theil jener köstlichen Kneiplieder, deren urgemüthlich-drastischer Humor sie im Fluge die Welt erobern ließ. Scheffel hatte wohl selbst keine leise Ahnung, wie er sie fast nur als dilettantisch bummlige Gelegenheitsverse zu neckischer Belustigung der nächsten Freunde am Abend in die Kneipe mitbrachte, daß er durch sie dermaleinst der Lieblingsdichter der deutschen Studenten werden würde. — Nach dem Sommersemester des Jahres 1847 beschloß Scheffel seine Studienzeit. Sie blieb ihm in immer mehr sich verklärender Erinnerung. Zum Abschluß des Staatsexamens, das er als zweiter bestand, kam er aber erst im November 1848, da die mittlerweile in Baden ausgebrochene Revolution alle Verhältnisse in Unordnung brachte. Scheffel, dessen Brust wohl auch die Ideale des Wiedererwachens deutscher Nationalgröße erfüllten, der aber seiner ganzen Erziehung und objektiven ruhigen Ueberlegung nach neue Errungenschaften für des Volkes Wohl sich nicht auf anderem als dem stetig fortschreitenden Wege vernünftig freiheitlicher Gesetzgebung denken konnte, wollte in Frankfurt sich den Bundestag etwas näher ansehen. Dabei versuchte er sich einmal in Politik, indem er sich dem Reichskommissär Welcker als Sekretär zur Verfügung stellte. Diesen begleitete er auf der Reise nach Lauenburg, in der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit; doch mit seiner scharfen Beobachtungsgabe und kerngesunden Auffassung der Dinge sah er bald, wie alles faul war, nicht nur im Staate Dänemark, wie alles falsch angegriffen wurde, und kam ziemlich enttäuscht zurück und geheilt von der Idee, durch seine Person den Lauf der Dinge irgend ändern zu können. Diese Enttäuschungsscharte auszuwetzen, machte er in Heidelberg seinen Doktor »summa cum laude«. Während der ärgsten Revolutionstage, nachdem er selbst am Zeughaus zu Karlsruhe bei der Bürgerwehr gegen die Aufständischen unter Waffen gestanden und seine Mutter und Großmutter nach Cannstatt geflüchtet waren — schloß er sich der Flüchtlingskolonie in Auerbach an der Bergstraße an, wo viele Heidelberger Professoren und Beamte weilten, darunter sein nunmehriger unmittelbarer Vorgesetzter, Herr von Preen, bei dem er kurze Zeit auf dem Kriminalbüreau praktizirt hatte. Von hier aus unternahm er, auch auf des Historikers Häusser Zureden, die Redaktion der in Karlsruhe erschienenen »Vaterländischen Blätter«, des Organs der konstitutionellen Partei, das unter Mitwirkung badischer Abgeordneter herausgegeben wurde, aber bald wieder einging. Trotz des Ernstes der Ereignisse bemächtigte sich der aus der Alltäglichkeit trockener Lebensaufgaben herausgeworfenen Flüchtlinge bald eine harmlos heitere Ferienstimmung, da wurde der Grund gelegt zu Freundschaften, welche später in dem berühmten »Engeren« ihre Blüthe fanden. — Nachdem mit Hilfe der preußischen Armee im Lande Baden wieder Ruhe hergestellt worden war, sollte der junge Scheffel die ihm im Grunde unsympathische, vom Vater gewünschte Beamtenlaufbahn beginnen. Damals zwar hatte er sich leidlich in die Idee hineingefunden, und was er schon früher einmal einem Freunde geschrieben, ließ ihn jetzt wohlgemuth nach Säckingen aufbrechen: »Die tüchtige Erfüllung eines Berufs kann Einem unmöglich das Leben in dunkelm Schatten erscheinen lassen, ich meinerseits freue mich eher auf den Anfang meines praktischen Rechtslebens, wo das, was man so ledern in sich hineinochst, allmählich auch Leben und Gestalt erhält.« Als Dienstrevisor beim Bezirksamt sollte er dort in den Verwaltungszweig der juristischen Praxis eingeweiht werden. — Wir haben aus jener Zeit eine Anzahl Briefe von ihm, ebenso einen Aufsatz »Aus dem Hauensteiner Schwarzwald«, welche uns genugsam schauen lassen, wie er sich fast unbewußt immer und immer mehr zum Schriftsteller ausbildete. In der Wanderung durch die herrliche Umgebung, in der Durchforschung alter Chroniken

Digitized by Google

und geschichtlicher Reminiscenzen des Waldstädtleins, in Beobachtung von Sitten und Gebräuchen, von Land und Leuten, tauchten jetzt schon jene Bilder in seiner Seele auf, die, unauslöschlich drin haftend, später im »Trompeter« zur Gestaltung drängten. Vorerst aber hatte er vor allem den Bleistift in der Hand, die herrliche Natur mußte ihn für die Oede im Amtszimmer entschädigen, und als eine gefährliche Geliebte bestrickte sie ihn immer fester mit ihren Zauberbanden. Als er sich nun gar an das Hofgericht in der von Natur, Kunst und geistigem Verkehr ziemlich vernachlässigten Stadt Bruchsal versetzen ließ, hütete ihn auch die noch frische Erinnerung an eine mit Professor Häusser gemeinschaftlich unternommene Fahrt durch die Rhätischen Alpen, davon sie höchst originelle Berichte in der »Allgemeinen Zeitung« veröffentlichten, nicht vor der Oede und Langeweile eines ungeliebten Berufes. Um so schwerer trug er die geistige Oede Bruchsals, als er die Herbstmonde wieder in seinem geliebten Heidelberg, im intimen Verkehr mit den Freunden verbracht hatte. In Bruchsal war es Hofgerichtsrath Preuschen, der, selbst humoristischer Dichter, Scheffel einen gemüthlichen Verkehr in seinem Hause bot, durch das, nebenbei gesagt, auch das Urbild des Katers Hiddigeigei hin und her schlich. Ein Brief seines Studienfreundes Julius Braun, der, eben von einer Orientreise zurückkehrend, Scheffel ein Stelldichein in Rom gab, aber war der äußere Anlaß für diesen, nochmals den Vater mit aller Entschiedenheit zu bitten, nicht länger seinen Kunstneigungen im Wege zu sein — ihn endlich Maler werden zu lassen. — Es kostete harte Kämpfe, nur der Vermittlung von Mutter und Schwester verdankte er es schließlich, daß der Vater wenigstens in ein Urlaubsgesuch willigte, und so kam er denn beim Ministerium darum ein, »behufs Antritt einer größeren Reise nach Italien und Frankreich«, welche »für seine weitere wissenschaftliche und universelle Ausbildung von Nutzen sein werde«. — Mit dem Landschaftsmaler Ernst Willers aus Oldenburg zog er nach Rom, in begeisterter Stimmung, zum ersten und wohl einzigen Male in seinem Leben ganz und gar zufrieden mit Ziel und Zukunftsplänen, als hätten sich ihm die Pforten des längst ersehnten, bisher unerreichbar geglaubten Paradieses erschlossen. Und so war es auch; während er noch mit Carton und Kreide und dem grauen Malerröcklein als eifriger, der Korrektur noch sehr bedürftiger Schüler in den Felsgehegen des Albiner Gebirges um die Gunst der ihn ziemlich spröde behandelnden Göttin der Malerei warb, hatte er unbewußt eine blaue Blume gepflückt, und nun kam die göttliche Poesie heran, erkor ihn sich zum Liebling, ließ ihn nicht lange im Schülergewand harren, sondern machte ihn alsogleich zum Meister und überschüttete ihn mit ihren Gaben. Die Kunstschülerraupe hatte sich als Dichter entpuppt. — Auf dem meerumrauschten Capri, unter den Palmen von Don Pagano's Dache, entstand leicht und mühelos wie eine Offenbarung, als bringe die Muse selbst dem erstaunten Dichter das Weihegeschenk fertig entgegen, unser größtes humoristisches Epos der Neuzeit: der Sang vom Oberrhein, »Der Trompeter von Säkkingen«. charakteristisch für Scheffels deutsches Wesen ist, daß er, umgeben von allem Zauber des Südens, doch als seiner Seele liebstes und vertrautestes Bild diesen Schwarzwaldtraum vor sich aufsteigen ließ. — Was aber den »Trompeter« so anziehend macht, so menschlich wahr, das ist, daß dieser Trompeter keine bloße Phantasie ist, wohl aber eine mit jedem Pulsschlag volles frisches Leben athmende Gestalt. Im Spielmann Werner verklärt der Dichter sein eigenes Fühlen, Denken, Ringen, Streben, sein eigenes Geschick. Wie jener entfloh er selbst dem verhaßten Schreibepult, ein freier, fahrender Künstler, in den Liebesliedern verhaucht er sein eigenes Leid, seine eigene Sehnsucht, denn wie jenem hat's auch ihm ein lieblich Schwarzwaldfräulein angethan — die meisten seiner Liebes- und Sehnsuchtslieder sind entstanden im Gedanken an Emma Heim,

Digitized by Google

seine schöne Base in Waldshut — und des Spielmanns Romfahrt ist nun vollends seine eigene. — Als Maler war Scheffel ausgefahren, als Dichter kam er heim; damit überzeugte er den Vater aber noch weniger von der Nothwendigkeit eines »Umsattelns«. Im Gegentheil, ob auch der Vater Scheffel sich an dem poetischen Genius seines Sohnes ebenso wie am Erfolg des Büchleins erfreute, so war in dessen Augen »Dichter« sein noch weniger eine solide bürgerliche Stellung denn Maler, das konnte Joseph immerhin noch so nebenher betreiben. Er wollte ihn unbedingt der juristischen Laufbahn erhalten, in der er, wie alle seine Vorgesetzten versicherten, sich sowohl in Beziehung auf Fleiß, als auf Talent und Kenntnisse in hohem Grade ausgezeichnet hatte. Darum sorgte er, durch ein Gesuch beim Ministerium, im Namen des wegen Augenkrankheit abwesenden Sohnes, um Ernennung zum »Referendar« mit Nachsicht von der eben erst eingeführten zweiten Prüfung, welche, wie einer ganzen Reihe von andern Rechtspraktikanten, auch Scheffel bewilligt wurde. Doch praktischen Gebrauch hat der Dichter nicht mehr davon gemacht, er widmete sich nun ganz der Poesie. Wenn er sich auch, trotz des Vaters Wunsch, nicht mehr zur Beamtenlaufbahn entschließen konnte, so wollte er doch nicht ohne bürgerliche Stellung bleiben: umgesattelt mußte werden; daß es für den Maler zu spät sei, sah er nachgerade ein, aber der Kunst war und blieb er verfallen! Vielleicht in der Professorenlaufbahn konnte er ihr noch am ehesten huldigend dienen. München, Zürich, Heidelberg hatte er dabei abwechselnd im Auge, und ging vorerst einmal an die Ausarbeitung einer gelehrten Habilitationsschrift. — Den Winter 1853/54 verbrachte Scheffel wiederum in Heidelberg, wo er im »Engeren« inmitten einer bunten Schar geistig hochbegabter Vertreter der verschiedensten Wissenschaften in harmlos schier toll und kindlich frohen Stunden seinem urwüchsigen Humor die Zügel schießen ließ; wo viele der später in das »Gaudeamus« aufgenommenen Lieder vom genuis loci Heidelbergs und des »Engeren« selbst unter dem phantastischen Duft der feuchtfröhlichen Kneipatmosphäre diktirt zu werden schienen; wo außer dem allzeit durstigen Vorsitzenden, der mit kundiger Hand den Maitrank braute, dem Professor Ludwig Häusser, sich der sangeskundige Pfarrer Schmezer einfand, dessen naturwissenschaftliche Vorträge Scheffels originelle Dichtungen »Der Komet«, »Basalt«, »Ichthyosaurus« u. a. veranlaßten und der für Scheffels eben entstandene Texte allsogleich eine Melodie hatte, und noch manche andere, alle begabt in verschiedenster Weise, so: A. v. Rochau, »eine vornehme, durch langes Exil in Frankreich keineswegs geschädigte Natur«, Julius Braun, der bekannte Archäologe und Egyptologe, genannt »das Schiff der Wüste«, die Professoren Hitzig, Knapp und Weil, Notar Sachs, Rath Mays, Kunsthändler Meder, Pfarrer Roos, Kassier Schleuning und andere gelehrte Herren und Bürger Heidelbergs. Es läßt sich denken, daß in einem so gestimmten Kreise, der Geist und Leben sprühte, Scheffel sich wohl fühlte. Er führte in demselben den Namen: »Meister Josephus vom dürren Ast«, den er sich wohl selbst zugelegt, äußerlich nach einem Wirthshaus im Hauensteinischen; des Gedankens Tiefe aber bei dieser Wiedertaufe war wohl das Motiv seiner Widmung im »Trompeter«:

„Daß auch Einer, den die Welt nicht
Auf den grünen Zweig gesetzt hat,
Lerchenfröhlich und gesund doch
Von dem dürren Ast sein Lied singt."

Auch wenn Scheffel von Heidelberg fern war, blieb er immer in geistigem Verkehr mit den Freunden des »Engeren« und humoristische Sendbriefe flogen hin und her. — Inzwischen war als wissenschaftliche Arbeit die freie Uebersetzung des lateinischen Waltariliedes in's Deutsche entstanden; und bei weiterem Ver-

Digitized by Google

folgen der Quellenstudien, hauptsächlich in den von G. Pertz herausgegebenen »Monumenta Germaniae historica« wogten und blitzten schon die Gedanken an den Ekkehard in Scheffel auf. Immer mehr reifte der Plan; er fuhr nach St. Gallen, durchblätterte selbst in der alten Stiftsbibliothek die Chroniken, machte Exzerpte — und wer einmal in solch vorbereitende Manuskripte Scheffels hinein sehen durfte, kann seinen bienengleichen Sammelfleiß nicht genug bestaunen. Man findet da nicht nur die weitgehendsten Erläuterungen, Daten und Geschichtsnotizen, sondern peinlichst genaue Nachzeichnungen von Kostümen, Waffen, Münzen ꝛc. Folgt man den Fußstapfen seiner mühsamen Forschung und vergleicht die Quellen mit dem vollendeten Werk, so genießt man eine gar freudige Ueberraschung bei den manchmal fast wörtlich übernommenen Episoden aus den alten Klostergeschichten. Und doch nirgends im ganzen Roman vermöchte man sie von selbst heraus zu erkennen. Phantasie und Historie decken sich vollkommen, sind so in eins verschmolzen, die erstere so wiedergeboren im Geiste der alten Zeit, daß der Ekkehard uns ein kulturhistorisches Bild des zehnten Jahrhunderts vor Augen zaubert, wie es zu thun die treuesten Geschichtsbücher aus der Zeit nicht besser im Stande wären. — Freilich auch diesmal war der Stoff im innersten Zusammenhang mit seiner Natur, der ganze Hintergrund, auf dem er spielte, ihm altvertraut von Jugend auf. Nicht nur beim Hohentwiel, auch wenn er in der Klosterchronik las, wurden ihm Knabenerinnerungen wach: Großvater Magnus Scheffel, des Gengenbacher Stiftes letzter »Herr Amtskeller«, hatte noch aus eigener Klösterzeit zu erzählen vermocht. Wohl würde es zu weit führen, auch im Ekkehard wieder Scheffels eigene Individualität Schritt für Schritt nachzuweisen und doch bewegt uns das Schicksal des Helden gerade deßhalb so mächtig, weil auch diesmal der Dichter sich mit seinem Helden identifizirt hat und selbst Durchlebtes, Durchlittenes, selbst Erstrebtes uns vorführt. Auch er muß sich eine Liebe aus dem Sinne schlagen, die nun, da ihr Gegenstand nicht mehr frei, eine verbotene ist. Merkwürdiger Weise hat die Gestalt der stolzen Herzogin in Schwaben viel mehr Aehnlichkeit mit der stattlich prunkvollen Schönheit jener nun verheiratheten Base, als die blonde sinnigere Margarethe von ihr gehabt hat, obgleich die Liebeslieder im »Trompeter« unzweifelhaft für Emma Heim gedichtet sind. Aber diese hatte als junge Frau einen längeren Besuch in Karlsruhe bei Tante Scheffel gemacht, und wenn Scheffel den »Ekkehard« auf der Ebenalp durch eine Geistesthat sich frei machen und von unseliger Liebe gesunden läßt, so war der »Ekkehard« selbst diese Geistesthat für den Dichter, und auch er konnte von sich sagen: »Selig der Mann, der die Prüfung bestanden«. — Das ist der ganz unschätzbar moralische Werth des »Ekkehard«; die kerngesunde Luft, die seine letzten Kapitel umweht: Ekkehard geht nicht unter an seiner Liebe, aus dem Schmerz tiefster Enttäuschung sprießt neues, schöneres Leben denn zuvor, im siegreichen Kampf gegen sich selbst reift er zum Manne, der nun erst fröhlich eine tüchtige Lebensaufgabe erfüllen kann. — Scheffel darf mit diesem »Ekkehard« der Begründer des kulturhistorischen Romans für uns Deutsche genannt werden, wenn er auch in Hauffs »Lichtenstein« einen würdigen Vorläufer hatte; unter der Fluth von Nachahmern haben ihn nur sehr wenige kaum annähernd erreichen können. — Wer es dem Dichter damals gesagt hätte, daß diesem Werke kein ähnlich vollendetes mehr folgen sollte, dem hätte er wohl ebensowenig geglaubt, wie dem, welcher dem Bescheidenen vom weltbesiegenden Ruhm seiner Muse auch nur eine leise Ahnung gegeben. Damals schossen ihm neue Pläne auf wie Blüthen im Frühjahr. Er hatte jetzt und auch später verschiedene gleichgroß angelegte Romane auf dem Papier schon angefangen und entworfen, noch mehrere im Kopfe fertig aufgebaut, aber ihn verfolgte von nun an ein wahrhaft tragisches Geschick, das

Digitized by Google

ihn immer wieder aus dem Geleise warf, wenn er eben im besten Eifer war, sie auszuführen. — Nachdem er im Mai 1855 die sehr beschwerliche Arbeit des gelehrten Anhangs seines Ekkehard beendet hatte, folgte er nach kaum ein paar Wochen Ruhe dem Freunde Anselm Feuerbach zum zweiten Male nach Italien, um in der Bibliothek von Venedig die Spur seiner Irene di Spilimbergo, des greisen Titians talentvoller Schülerin, zu verfolgen, und harrte dort aus, bis unleidliche Sommerschwüle und Cholera ihn vertrieben. Noch melden umfangreiche Berichte aus den Tridentinischen Alpen, wohin die beiden Freunde sich geflüchtet, ihr heiteres, sonniges Ferienleben fahrender Künstler in halb novellistischer Form; aber schon wogen und flimmern die Gestalten in immer reicheren Massen durch Scheffels Gehirn. In Meran ist es wieder der Landsknechtsroman von Georg von Frundsberg, mit dem er sich beschäftigen will. Da, mitten in der Alpeneinsamkeit, zu der er sich gewandt hatte, zeigten sich alle Vorboten einer heftigen Gehirnentzündung; er mußte unverzüglich nach Hause eilen. Wieder, wie nach der wie im Flug vollendeten Trompeter-Dichtung, folgte jetzt, fast eben so kurz nach der Vollendung der überanstrengenden Arbeit des »Ekkehard«, abermals mit starker Blutkongestion eine heftige, langanhaltende Augenentzündung, diesmal noch verschlimmert durch tiefe Melancholie, gegen welche von nun an der Dichter immer wieder mit aller Energie anzukämpfen hatte. — Auch als er im nächsten Frühjahr 1856 jene Reise nach Südfrankreich und Oberitalien unternahm, von welcher die im zweiten Band von Westermanns Monatsheften erschienenen drei literarischen Reisebilder so unterhaltende Kunde geben, wurde er auf der Heimfahrt in Bordighera wieder plötzlich und scharf von einem Rückfall erfaßt: »daß ich vermeinte zu sterben«. In der Grande-Chartreuse bei Grenoble war er gewesen. Da fragen seine schwermüthigen Gedanken, ob diese Männer, über deren Zellen geschrieben steht: »in silentio et spe erit fortitudo vestra« nicht den besten Theil in der Welt erwählt haben. Am Quell von Vaucluse aber fühlt er doch im träumenden Selbstvergessen dieses versteckten Poetenwinkels wie Petrarca mit wonnigem Schauer den Kuß der Muse, die Hoffnung kehrt ein, daß auch er wieder sein Theil haben kann an ihren Gaben, und in Avignon, der alten Papststadt, da steigen stolze Pläne auf: einen Roman will er schreiben, der die Kämpfe der Albigenser in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papstthums im XIII. Jahrhundert zum Gegenstand hat. Die Eingangskapitel dieses Romans sollen, nach Felix Dahn, der sie gehört hat, mit zum Ergreifendsten gehören, was Scheffel geschrieben. — Und wieder kam er krank zurück, und wieder mußte er den ganzen Sommer daran geben, um in Rippoldsau die überreizten Kopfnerven zu beruhigen, den Körper zu stärken. Damals hat des heiligen Rippold Quelle Wunder gethan, er schildert's selbst in seinem reizenden Gedicht. Allerdings wandelte damals auch eine »Hirtin« zu derselben Quelle, und bis zu dem Tag, da der harmlos schwärmende Dichter erfuhr, daß diese schon verlobt sei, ging alles gut. Vielleicht wäre ihm das abermalige Entfliehen leichter geworden, wenn ein Rauschen im Wald ihm die Zukunft verkündet und ihm verrathen hätte, daß jener »Hirtin« liebreizendes Töchterlein seinen Sohn dereinst beglücken solle. — Auch seine Schwester hatte Herzenstäuschungen zu überwinden, die Geschwister, stets schon in Ansichten, Neigung und Talenten gleich gesinnt, schlossen sich enger an einander. Als Scheffel nun nach München übersiedelte in den Kreis der Dichter und Maler, welche sich dort unter König Max II. Auspizien zusammengefunden hatten, erbat er von den Eltern der Schwester Gesellschaft. Sie sollte sich als Malerin weiter ausbilden, während er mit erneutem Muthe und frischer Lust den in Venedig begonnenen Roman »Irene di Spilimbergo« wieder aufnahm, und sich nun endlich für ihn auch nebenbei eine geordnete literarische Thätigkeit finden sollte, da Professor W. H. Riehl ihn aufforderte,

Digitized by Google

sich redaktionell an der »Bavaria« zu betheiligen, worauf er mit großer Freude einging. Im Verkehr mit Männern wie Ludwig Steub, Thiersch, den Malern Schwind, Dietz, Vischer, den Dichtern Geibel, Heyse, Kobell, dem jungen Dahn, nahm er wieder vollen Antheil am Streben und Schaffen. Da traf ihn ein Schlag aus heiterem Himmel und wie der Hagel die junge Saat, vernichtete er auf Jahre hinaus alle Aussicht auf Ernte. Marie Scheffel erkrankte und starb am Typhus den 19. Februar 1857. Der Bruder war wie vernichtet; er schreibt später selbst darüber: »Ist es nicht ein Verhängniß, daß ich in München eine Arbeit begann, in der ich allen Glanz einer edlen, jugendschönen, der Kunst zugewandten Weiblichkeit in Gestalt von Titians Schülerin Irene schildern wollte und zu Marien sagte: Wenn was Gutes hineinkommt, ist's von Dir, aber sie muß früh sterben, die Gestalt meiner Dichtung! Jetzt kommt der Tod und reißt mir mein bestes Leben von der Seite, und ob ich je wieder eine Feder anrühren kann, weiß ich nicht.« — Es währte lange Zeit, bis er einigermaßen auch nur von dem Selbstvorwurf genas, Marie in den Tod gelockt zu haben; als die von Bildhauer Knoll gearbeitete Büste der Schwester in Karlsruhe eintraf, entstand die tief ergreifende kleine Erzählung »Hugideo«. Aber nichts von dem, was vor Mariens Tode geplant, erhielt auch nur eine einzige weitere Zeile. — Zuletzt that die Alles lindernde Zeit ihre heilsame Wirkung auch hier; diesmal aber hatten auch die Eltern selbst, um seiner peinigenden Trauer entgegen zu arbeiten, dafür gesorgt, daß der Sohn von Karlsruhe, wo er ihnen zum Troste nun bleiben wollte, wegkomme. Mit seinem Freunde Eisenhart unternahm er neue Reisen nach Paris und Nordfrankreich. Und bald sollte ein neuer Plan des Dichters Phantasie anregen, ein Plan, der im steten Weiterspinnen zu umfassende Verhältnisse annahm, als daß bei Scheffels körperlicher Verfassung eine Vollendung möglich gewesen wäre. Immerhin hat dieser Plan auch schon in seiner bruchstückartig kleinsten Theilausführung uns die herrlichsten Gaben von Scheffels Dichtergenius gebracht. — Wiederholt hatte der Großherzog von Sachsen-Weimar, gefesselt von der Lektüre des »Ekkehard«, den Dichter durch seinen Burgkommandanten, Major von Arnswald, der Scheffel schon lange kannte und verehrte, zu einem Besuch der Wartburg einladen lassen. Längst auch hatte der Dichter das Restaurationswerk der alten ehrwürdigen Burg, die wohl von allen Burgen Deutschlands am meisten vom Schimmer der Poesie, vom Glanz der Geschichte umwoben ist, das Restaurationswerk, das sich in pietätvoller Genauigkeit den Resten und der Ueberlieferung anschloß, mit dem allergrößten Interesse verfolgt. In München war es viel besprochen worden; Scheffel kannte alle Skizzen zu den Wandgemälden. Als er nun wirklich unter den neuerbauten Hallen stand und, während die geschichtlichen Erinnerungen aus den Glanzzeiten unserer Geistesbildung mächtig auf ihn einströmten, das farbenreiche Bild Schwinds die Gestalten des Sängerkrieges ihm vor Augen stellte, da meinte er das, in hoher Begeisterung gegebene Versprechen, auch seinerseits sich durch ein ihrer würdiges Werk am Wiederaufleben der alten historischen Burg zu betheiligen — wenn auch nicht leicht, so doch freudig und sicher erfüllen zu können. Das Anerbieten des Fürsten, sich zu diesem Zweck unter irgend einem Titel ganz auf der Wartburg niederzulassen, mußte er ablehnen, da er kurz zuvor sich bereits bei dem Fürsten von Fürstenberg als Hofbibliothekar in Donaueschingen auf ein Jahr verpflichtet hatte. — Obgleich er nun vorhatte, sobald er sich dort wieder frei gearbeitet hätte, d. h. mit der Ordnung der Bibliothek fertig sei, allsogleich, aber auch dann erst, an dem poetischen Werke zu beginnen, beunruhigte ihn doch schon jetzt diese Doppelverpflichtung. Während er mit größter Gewissenhaftigkeit die Folianten ordnete, registrirte, katalogisirte, konnte er nicht hindern, daß seine, durch den kleinsten Gedanken angeregte Phantasie, an dem ihn so mächtig er-

Digitized by Google

greifenden Stoff bildete und weiter plante. Hätte er seine Romangestalten aus dem immer wieder verschwimmenden Nebeldunst nun gleich festbannen können nach der bestimmt vorgeschriebenen Handlung, es wäre für einen abgerundeten Aufbau, für eine Fertigbringung des Romans unendlich viel vortheilhafter gewesen. Wohl glaubte Scheffel gerade damals, der Einblick in so reichen Quellenschatz, wie ihn die, eben vom Fürsten noch zu seiner eignen Bibliothek hinzuerworbene Laßberg'sche Sammlung alter Handschriften bot, sei eine unendliche Förderung für sein poetisches Werk. Beim »Ekkehard« hatte er ja auch ähnlich verfahren. Aber dort war die Grundidee des Romans geschichtlich gegeben, nichts daran zu ändern, und so rasch wie nur möglich war der Dichter entflohen aus dem Staub der Bibliotheken zu reiner Höhenluft, wo er an Büchern und Notizen höchstens mitschleppen konnte, was sein Reisekoffer faßte. — Jetzt aber nahm, da sie noch Monate lang nur im Kopf feststehen sollte, die Idee zu seinem Wartburgroman, der ab und zu schon »Viola« genannt wird, alle paar Wochen, je mehr er hier- oder dorthin weisendes Material dazu entdeckte, andere Gestalt an. Erst hatte er mit der Flucht des im Sängerkrieg »verthan und versungenen« Heinrich von Ofterdingen beginnen wollen; dann mit einer Art Vorspiel der Thüringer vor Accon; später wieder glaubte er sein Werk eigenartiger gestalten zu können, wenn er die ganze Sache im Chronikenstyl von einem Mönch der Abtei Reinhardsbrunn als Selbsterlebniß erzählen lasse. Noch ein anderer in sich selbständiger Roman »Meister Conradus« von Passau, der Verfasser des lateinischen Nibelungensanges, unter Kaiser Otto beginnend, endend mit der Schlacht auf dem Lechfelde, war in vielen Kapiteln schon meisterlich fertig. Auch hier war ein loser Zusammenhang mit dem Wartburg-Sängerstreit gegeben, denn der Kürenberger sollte dann in vergilbten Chroniken das lateinische Lied finden. Die Grundidee aber, diesen Heinrich von Ofterdingen als des deutschen Nibelungenliedes Verfasser hinzustellen, wuchs ihm unter der Hand zu einer Forscherfrage von höchstem wissenschaftlichen Interesse aus; er wollte wohl immer noch einen Roman schreiben, doch er arbeitete sich mehr und mehr in die scheinbare Möglichkeit hinein, diesem geschichtliche Wahrheit geben zu können. Da rächte sich die Poesie, die durchaus nicht mit geschichtlich-prosaischer Lupe betrachtet sein wollte, auf gar feine Weise an ihrem Liebling. Sie lockte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus der öden Bücherei hinaus in's Freie, bot, ihn von seinem Vorhaben abzulenken, die schönsten Blüthen und er pflückte getrost immer zu mit der Selbstentschuldigung, alles Gefundene dem Ehrenstrauß, den er der Wartburg zu binden habe, einfügen zu können. So ist »Juniperus« entstanden, so die »Bergpsalmen«, so »Frau Aventiure«. — Für den Sängerkrieg auf der Wartburg selbst aber hatte sich mit der Zeit Stoff zu mehr denn acht Romanen — wie er einmal sagte — angesammelt; da war unter seinen reizbaren Gesundheitsverhältnissen, an kein Bewältigen mehr zu denken. — Doch das ist eine Erkenntniß, die ihm erst später klar wurde. Noch vor der Druckfertigstellung des Fürstenbergischen Katalogs, der in Stuttgart 1859 erschien, erwirkte Scheffel sich Urlaub und folgte für längere Zeit der Einladung des Großherzogs von Weimar auf die Wartburg. Von hier aus aber trieben ihn die Orts- und Quellenstudien fast durch alles deutsche Land, zunächst nach Oesterreich (Bechelaren), in das Salzkammergut, nach Passau, durch Thüringen und Frankenland, den Rhein hinauf und wieder hinunter, und als er endlich sich selbst in seinem kleinen Karlsruher Mansardenstübchen zum Gefangenen machte, um den unheimlich angewachsenen Stoff, seiner eingegangenen Verpflichtung gemäß, zu bezwingen, da war es zu spät, die geistige Ueberanstrengung war schon wieder zu groß geworden, so zwar, daß die früher schon öfter aufgetretenen Gehirnaffektionen diesmal fast zu einem tragischen Ausgang geführt hätten. Vom Großherzog

Digitized by Google

von Weimar wähnte er sich, wegen nicht Einhaltens seines Versprechens, verfolgt und mußte Monate lang in einer Nervenheilanstalt in der Schweiz, in Brestenberg am Hallwyler See, wohin ihn ein glücklicher Zufall verschlagen hatte, nur seiner Wiederherstellung leben. Jahrelang noch blieb die düstere Melancholie, immer noch der Wunsch, das große Werk beginnen zu dürfen, aber auch die unendliche Reizbarkeit der Kopfnerven, die ihn warnte, vorsichtig zu sein, denn, wie er einem Freund schrieb: »es sitzt noch was Böses in mir, was mich wahrscheinlich nimmermehr ganz läßt und mir, oder was schlimmer wäre, meinem gesunden Denken, eines Tages den Garaus macht. Gott woll' es lenken, wie es recht und billig ist.« — Und Gott hat es gut gelenkt, aber Scheffel that auch Alles, um wieder gesund zu werden; er lebte von nun an mehr, wie es seiner nach steter Bewegung in freier Natur verlangenden Konstitution am besten war, und wenn wir auch keinen Wartburgroman von ihm haben, »Frau Aventiure« enthält Perlen, die ihren Glanz nun und nimmer verlieren; im »Gaudeamus«, in den »Liedern aus dem Weitern« sind Früchte jener Wandergänge enthalten, die reichlich entschädigen können für das, was eben nicht sein sollte, und wenn die »Bergpsalmen« auch Manchen ungenießbar erscheinen, von Vielen nicht verstanden und gewürdigt werden, sie sind doch ein so mächtig ergreifendes, ein so eigenartiges Werk, daß es uns nicht Wunder nähme, wenn sie mit der Zeit allem andern, was Scheffel in gebundener Form geschaffen, vorangestellt werden sollten. — Nach dieser Katastrophe hat Scheffel kein einheitlich größeres Werk mehr begonnen, wohl aber nach völliger Genesung aus seinen Liedermappen und Skizzen viel Vorhandenes ausgesucht, geprüft, »durchzufeilirt«, wie er es nannte; nur das Beste war ihm gut genug für endgiltiges Herausgeben und wenn jetzt nach seinem Tode das große Publikum naturgemäß eine Herausgabe seines Nachlasses verlangt, so darf für Minderwerthiges, was wohl auch darunter sein wird, der Meister nicht verantwortlich gemacht werden; er selbst schied für den Druck mit unnachsichtiger Strenge aus, wo er seiner eigenen Vorstellung von Vollkommenheit nicht nachkommen konnte. Während er mit dieser Arbeit zu Anfang der 60er Jahre beschäftigt war und gern wieder im Kreise gleichgesinnter Freunde weilte, finden wir nun an seiner Seite den jungen Maler Anton von Werner, dessen Name für alle Zukunft mit dem seinen zusammen genannt werden wird, da er die Bilder zu des Dichters Werken schuf. — Wie schon dereinst Scheffel in uneigennützigster Art die ihm zugedachte Huld des Großherzogs von Weimar seinem, kunstfördernder Unterstützung sehr bedürfenden Freunde Anselm Feuerbach zuzuwenden gewußt hatte, so wußte er auch hier wieder des Fürsten Augen auf den strebsamen jungen Maler zu lenken. Als jener nämlich sich für die Widmung der »Frau Aventiure« durch Verleihung irgend eines Titels oder Ordens erkenntlich erweisen wollte, lehnte Scheffel für sich selbst bescheidentlich alles ab und erbat nur, »der kunstsinnige Fürst möge es seinem jungen Freunde A. v. Werner ermöglichen, einige Zeichnungen zur Frau Aventiure zu machen«, was sofort freudigst bewilligt wurde. — Ein fast zweijähriger Sommeraufenthalt im baierischen Gebirge, wo er im Bauerndorfe Pienzenau ein dem Kunstschriftsteller Dr. Ernst Förster gehöriges kleines Landhaus gemiethet hatte, brachte endlich wieder rüstige Gesundheit und mit ihr auch wieder den alten Humor; als bester Kumpan saß er mit an der kleinen auserlesenen Tafelrunde, wenn, was oft genug geschah, die Münchener alten Freunde den einsamen Klausner in seiner Siedelei heimsuchten. Launige Gedichte entstanden wieder, auch Wanderfahrten wurden, nicht mehr nur einsam, sondern sogar mit mehr denn zwei heiteren Genossen unternommen. Als er von diesen wohlthuenden Sommerfrischen für den Winter in's Elternhaus zurückkehrte, da konnten die Eltern nur frohlocken über die Wandlung, die geistig und körperlich mit ihm vorgegangen war. Sie

Digitized by Google

gab ihm auch den Muth, ihnen noch größere Freude, sich selbst aber sonnige Tage des schönsten Glückes zu bereiten, durch seine Verlobung mit dem damals gefeiertsten Fräulein in Karlsruhe, mit der Tochter des baierischen Gesandten, Karoline von Malzen. Daß diese Verbindung später durch allzugroße Verschiedenheit der beiderseits schon fest ausgebildeten Charaktere, durch Mißverständnisse und verhängnißvoll eingreifende Schicksalsschläge nicht hielt, was sie versprochen, hindert nicht, anzuerkennen, daß sie ihm während des Brautstandes und des idyllischen Zusammenlebens mit seiner Gattin am Hallwyler See eine Zeit vollständigen Glückes gab, wie er es sich nie hatte träumen lassen. War dadurch später das Zerwürfniß auch um so schwerer zu tragen, so rettete Scheffel doch aus dem Schiffbruch dieser Ehe ein unschätzbares Kleinod für seine Häuslichkeit, wie für das Fortblühen seines Geschlechts: den hoffnungsvoll erblühenden Sohn, dem er von nun an alle seine Pflege, alle seine Liebe, alle seine Pläne zuwandte und opferte. — Der jähe Tod seiner Mutter in den Februartagen des Jahres 1865 hatte den Dichter tief ergriffen; im Gefühl seiner Kindespflicht dem verwaisten Vater gegenüber siedelte er nach und nach wieder vollständig nach Karlsruhe über und blieb bis zu dessen Tod im Jahre 1869 des Vaters und des lahmen Bruders getreue Stütze. — Nach des Vaters Tode konnte er nun aber endlich das Ideal, dem er immer nachgestrebt, das ihm von je als beneidenswerthestes vorgeschwebt hatte, verwirklichen: sich ein Landhaus zu erbauen nach eigenem Sinn, fern von der Städte unruhigem Treiben, und nur wenn Geschäftspflicht oder allzuharter Winter ihn verjagten, sein Vaterhaus in Karlsruhe aufzusuchen. Ein glücklicher Zufall, oder sagen wir besser die Genien des Orts, die, den Dichter ihrer herrlichen Landschaft wohl kennend, ihn bei sich fesseln wollten, spielten ihm ein kleines Rebgut in die Hände, bespült von den Wellen des Untersees, bestrahlt vom Widerschein der ganzen Alpenkette vom Säntis an bis zu den Kurfürsten und im Westen gehütet von seinen trauten Hegaubergen, dem Hohentwiel, dem Hohenhöwen und Hohenkrähen, die, ihn freundlich grüßend, im purpurgoldnen Abendschein zum Fenster hereinsahen, wenn er an seinem Schreibtisch in der Seehalde oder auf der Mettnau in verträumter Stimmung ferner Jugendarbeit gedenken mochte. Hier ließ er allen »gelehrten Plunder, der elend ihn gemacht«, war ein Landwirth, ein Rebbauer, ein Fischer und Jäger, auch gelegentlich wieder ein Fußwanderer in nahe und fernere Umgegend, kurz alles nur kein Schriftsteller. Und kehrten Vorüberreisende bei ihm ein, Verehrer seiner Muse, er — der Jahre lang so zurückhaltend, so scheu gegen Fremde gewesen, nun hatte er wieder die herzgewinnendste Gemüthlichkeit gefunden und war der liebenswürdigste Wirth, nicht allein für seine Freunde, auch für Fernerstehende, wenn er auch gegen allzu unberufenes Eindringen in sein Tusculum mit meist schalkhafter Derbheit sich zu wehren wußte. — Daß diesem Lichtbild doch auch der Schatten nicht fehle, das bewirkten die Reichenauer Fischer, welche ihm in Ueberschwemmungszeiten die reiche, oft seltsame Ausbeute gewährende Vogeljagd in seinen Röhrichtsinseln gründlich verdarben und auch dafür sorgten, daß er den alten Juristen nicht ganz an den Nagel hängen sollte. — Schon früher einmal hatte sein gründliches Rechtsgefühl sich empört und Prozeß über Prozeß geführt gegen den Verleger Janke, welcher sein Buch »Ekkehard« in der Konkursmasse der Meidinger'schen Verlagshandlung gekauft hatte und es nun zum Nachtheil des Autors und ganz gegen Recht und Billigkeit ausbeuten wollte. Die schlimmen Erfahrungen, welche er dabei machte, haben nicht wenig beigetragen, ihn manchmal recht zu verbittern, wenn sich auch andrerseits das Verhältniß zum Verleger seines »Trompeters«, Bonz in Stuttgart, dem er später auch alle andern Bücher anvertraute, als ein sehr fruchtbares und freundliches erwies. — Mit den Fischern von der Reichenau aber lag

Digitized by Google

er in Händeln, wie ein altgermanischer, jedes einzelne Schilfrohr vertheidigender Grenznachbar, und es ist nur schade, daß ihm der Humor seiner Jugendtage nur noch beim mündlichen Erzählen der Abenteuer, welche ihm dabei zustießen, getreu blieb und wenn er die Feder in die Hand nahm, es eitel Aktenstücke gab, statt kerniger origineller Gedichte, zu denen der gebotene Stoff ihn oft genug hätte reizen können. — Das Jahr 1866 war nicht nach Scheffels Herzen gewesen; mit einem Deutschland »ohne den alten Kameraden, der so oft am Rhein die Franzosen klopfen half«, konnte er sich erst gar nicht zurecht finden. Das Jahr 1870 aber mit seinen glänzenden Siegen besiegte auch ihn. Hellauf jubelte seine Seele dem neu erstehenden, so mächtig sich aufbauenden Reiche zu, und dem eisernen Kanzler, den er in Kissingen selbst kennen und bewundern lernte, widmete er das Telegramm: »Ein gutes Blatt Geschichte — Ist mehr werth als hundert Gedichte!« Sein herrliches Festgedicht zur Neueinweihung der Straßburger Universität zeigt, wie höchste Freude ihm jugendvolle Dichterkraft zurückgab. Auch hatte er sich vorgenommen, »mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutsch-Umstimmung der welsch gewordenen Brüder thätig zu sein«. Doch die Blüthezeit seiner Arbeitskraft war vorüber, wenn er auch einige »Skizzen aus dem Elsaß« heraus gab, Früchte seiner Wanderungen durch die neugewonnenen Lande, welche doch mehr den Historiker als den Dichter erkennen ließen. — Nur noch Gelegenheitsgedichte, aber in reicher Zahl, und die meisten doch alle gereifte Früchte einer ächten Dichterseele, entströmten, oft aus eigenem Antrieb, wenn es galt, Freunde zu erfreuen, oft auch nur in Folge der allzuhäufig an ihn ergehenden Anforderungen, seiner Feder. Fünf größere derselben sind nach seinem Tode gesammelt herausgegeben worden: das Rokkertweibchen, die Linde am Ettersberg, das glückhaft Schiff, der Brautwillkomm auf Wartburg, ein Mainaufestspiel zur Begrüßung des Kaisers. — Eines, das auch auf solche Art entstand, d. h. als Beigabe zu Radirungen des berühmten Kupferstechers Willmann nach Zeichnungen von Marak: »Waldeinsamkeit« aber ist eine Gabe, die noch einmal allen würzigen Waldesduft, alles feine Weben und Walten im grünen Forstrevier ausströmt, wie sie nur ein Dichter kennen mag, der der Natur im intimsten Verkehr ihre heiligsten Geheimnisse abgelauscht hat. — Hat wohl kaum je ein Dichter, nach den ersten gottbegnadeten Stunden freien schwungvollen Schaffens, so schwere Prüfungsjahre durchgerungen wie Scheffel — so ist wohl aber auch kein zweiter gewesen, dem es vergönnt ward, wie ihm, schon bei Lebzeiten den vollen Dank seines Vaterlandes zu ernten. Sein fünfzigster Geburtstag — der 16. Februar 1876 — gestaltete sich zu einem Triumph. Rührend war es, ihn in dankbarer Verwunderung inmitten des Zimmers stehen zu sehen, wo sich Blüthensträuße, Lorbeerkränze und alle nur erdenklichen Gaben immer mehr häuften, von Telegrammen, Festgedichten und jubelnden Zuschriften waren die Tische bedeckt. Die gesammte Studentenschaft Deutschlands, hauptsächlich aber auch Oesterreichs, dem er im Herzen immer treu blieb, feierte ihn in festlichen Kommersen mit seinen eigenen Gaudeamus-Liedern. Der Großherzog von Baden aber hatte ihm zu diesem Tage den erblichen Adel seines Landes verliehen. — Nur um einen oberflächlichen Begriff von Scheffels Popularität zu geben, muß man erwähnen, wie nachgerechnet worden ist, daß noch bei des Dichters letzten Lebzeiten sein Trompeter etwa die 130., Ekkehard die 90., Gaudeamus mehr als die 50. Auflage erlebt hatten; daß seine Werke überhaupt in etwa 500 000 Exemplaren hinausgewandert waren unter das Volk, und wenn jetzt wieder nachgerechnet würde, die Zahl wohl eine Million erreicht haben dürfte, so daß kein Haus eines Gebildeten in Deutschland wäre, welches nicht wenigstens eines seiner Werke besitzt. — Sein Schwanengesang aber, wie er es selbst ein Jahr vor seinem Tode voraussagte, wurde das Festlied zum 500jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg. Das Fest selbst sollte der

Digitized by Google

Dichter, der Alt-Heidelbergs Lob in den feinsten Tönen gesungen, nicht mehr miterleben. — Von schwerer Krankheit gepeinigt hatte er sich ein letztes Mal, in Heidelbergs Mauern geflüchtet, vom Anblick altvertrauter Naturschönheit erhoffte er Linderung. Es war ein schweres Herzleiden, durch Wassersucht verschlimmert, das in den letzten Monaten die Freunde seine Erlösung nur wünschen lassen konnte. Aber dessen ungeachtet dürfen wir wohl sagen, der Lebensabend des allgepriesenen Dichters, des von Hoch und Nieder hochgeachteten Menschen war ein schöner, befriedigender. Noch hatte er die Freude gehabt, den Sohn, dem er die treuste Pflege gewidmet, in seinen selbstgewählten Beruf eintreten zu sehen. Die Krankheit, die er in der Mitte seiner Jahre zumeist gefürchtet, die Ueberreizung der Kopfnerven, die Verdüsterung der Stimmung, wie sie bei Lenau zuletzt sich in Irrsinn verwandelte, hatte er machtvoll niedergekämpft. Ehe er aus dem Leben schied, gedachte er noch mit kurzem Wort, mit kleiner Zuschrift fast aller seiner Freunde. — Aber so lieb ihm Heidelberg auch war: sterben wollte er doch im alten Vaterhaus zu Karlsruhe. Dort schloß er am 9. April 1886 die Augen, die alle Schönheit der Welt so tief in sich eingesogen, gerade als mit dem ersten Lenzwehen der Abendglockenklang zu den geöffneten Fenstern hereindrang.

„Und der Hand entsinkt das Ruder,
Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts."

So hatte er einst gesungen unter der Abendglocke Klang am Chiemsee, so fühlten die Umstehenden jetzt, als über die edlen Dichterzüge der Todesengel seinen Schatten breitete. An seiner Seele aber erfüllten sich die Worte aus seinem eigenen Maigesang:

„Und ruht im kühlen Schooß der Erde
Von allem Schmerz Dein sterblich Theil,
Getrost, getrost, ein kräftig „Werde!"
Beruft Dich einst zu besserm Heil.
Aus ird'schen Stoff's und Grams Verzehrung
Reift unsichtbar ein frischer Keim,
Den eines andern Mai Verklärung
Zur Blüthe bringt in anderm Heim;
Dort rauscht's in höheren Akkorden:
Sieh' es ist alles neu geworden!"

Mit Lorbeerkränzen aus ganz Deutschland ward das Grab des geliebten Sängers bedeckt. Aber, als die akademische Jugend, die ihm das Geleit gab, in fast endlosem Zug mit flatternden Trauerfahnen und blanken Schlägern wieder heimkehrte, da fühlten diese Jünglinge erst recht, daß ihnen Scheffel nicht gestorben sei. Sein Lied wird fortleben durch die Jahrhunderte. Scheffel ist ein Dichtergenie allerersten Ranges, er hat Wege eingeschlagen, die Keiner vor ihm gegangen, so viele Nachahmer er auch alsbald fand. Den Vater der humoristischen Lyrik möchte man ihn nennen. Er gehört aber auch zu denen, die nie veralten können, weil seine Lieder in der ewigen Jugend selbst ihr Leben geschöpft haben und aus ihr immer wieder mit jeder heranwachsenden Generation von neuem aufleben werden. (Vergl. »Scheffels Leben und Dichten« von Johannes Proelß. Berlin 1887, ein Werk, welches mit dichterischem Verständniß und außerordentlichem Fleiße ein wahrheitsgetreues Bild Scheffels zeichnet, und die Zusammenstellung der dem Andenken des Dichters und der Würdigung seiner Schöpfungen gewidmeten Schriften am Schlusse des Artikels »Scheffel« im 30. Bande der »Allg. Deutschen Biographie«.) A. v. Freydorf.

Digitized by Google

Reinhard Schellenberg,

zu Dinglingen am 5. Dezember 1814 geboren, brachte fast seine ganze Jugendzeit in Gundelfingen zu, wohin sein Vater, einer angesehenen nassauischen Pfarrfamilie entstammend, als Geistlicher versetzt worden war, so daß der Sohn diesen Ort als seine Heimath betrachtete. Im Pfarrhause zu Gundelfingen waltete ein guter christlicher Sinn und ein reges geistiges Leben, und zeitlebens hat R. Schellenberg den segensreichen Einfluß des elterlichen Hauses dankbar anerkannt, sowie auch dem treuen, ehrenhaften Vater und der liebevollen Mutter eine pietätvolle Erinnerung bewahrt. — Mit Recht hat es auch Schellenberg jederzeit als großes Glück angesehen, daß er in ländlicher Einfachheit auf dem Dorfe aufwachsen durfte. Die lebendige Erinnerung an die Jugendspiele mit den Knaben des Dorfes, die er alle an Stärke und Gewandtheit übertraf, und an das Leben und Treiben der Bauern bei der Arbeit und bei der Feier leuchtete wie ein freundlicher Stern durch sein ganzes Leben, und es ist ein großer Verlust für unsere Volksliteratur, daß Schellenberg die Gundelfinger Jugenderinnerungen, die er meisterhaft zu erzählen verstand, nicht auch niedergeschrieben hat. — Jedenfalls verdankte er seine kräftige Gesundheit, die Frische, Einfachheit und Unmittelbarkeit seines Wesens, den Sinn und die Liebe für die Natur, die warme Theilnahme für das Volk und die Begeisterung für den Beruf des Landgeistlichen nicht zum geringen Theile dem Umstande, daß er im Pfarrhause auf dem Lande groß gewachsen ist. Von Gundelfingen aus besuchte Reinhard Schellenberg mit seinem jungen Bruder Otto, dem späteren Stadtpfarrer von Mannheim, 6 Jahre lang das Gymnasium in Freiburg, den Weg dahin täglich zu Fuß zurücklegend. Die beiden oberen Lyceallklassen absolvirten die Brüder Schellenberg in Karlsruhe und bezogen wohlvorbereitet 1835 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. — Wenn auch im rationalistischen Geiste erzogen, konnte Reinhard Schellenberg dennoch im trockenen Rationalismus, wie ihn damals noch Bretschneider in Halle vertrat, kein Genüge finden. Ernste philosophische Studien und ein tieferes religiöses Bedürfniß gewannen den jungen Studenten für die Theologie Schleiermachers. — Waren dem Studiosus auch die Mittel nicht reichlich zugemessen, so verstand er es doch, durch weise Sparsamkeit in einem geistig belebten Kreise junger Männer die Freude des Studentenlebens in Zucht und Ehre zu genießen. Die in Halle begonnenen Studien wurden in Heidelberg, erst an der Universität, dann im neu errichteten Predigerseminar zu Rothe's Füßen fortgesetzt. In der Persönlichkeit wie im System dieses Gelehrten fand der junge Theologe die Versöhnung von Glauben und Wissen, von Spekulation und Frömmigkeit. — Nachdem der Kandidat 1839 das theologische Staatsexamen ehrenvoll bestanden, vikarirte er erst in der Heimath bei seinem Vater, an dessen »herrlichem Vorbild« sein Charakter erstarkte und seine Studien Anregung fanden, sodann in Bahlingen bei Pfarrer Zittel, während dieser beim Landtag war, dann in Freiburg und von 1845—1850 bei Kirchenrath Hitzig in Lörrach, wo er nebenbei ein Lehrdeputat am Pädagogium hatte. Während der Vikar seine Studien ernstlich fortsetzte, erwarb er sich in dieser Stadt besonders durch seine trefflichen Predigten, sowie aber auch durch liebenswürdiges und charaktervolles Auftreten die Zuneigung und das Vertrauen der ganzen Gemeinde in hohem Grade. — Wie in der bewegten Zeit, Ende der vierziger Jahre, Schellenberg in Schrift und Wort dem nationalen Gedanken Ausdruck gab und mannhaft für den freiheitlichen Fortschritt eintrat, so furchtlos und scharf hielt er dem Freischarenobersten Blenker, der Lörracher Bürger gefangen mit sich führen wollte, seine Gewaltthaten vor, also daß dieser den Vikar erschießen lassen wollte. Trotz dieses Auftretens gelang es, Schellenberg

Digitized by Google

wegen demokratischer Ansichten zu verdächtigen, so daß er 1850 als Lehrer an die Höhere Bürgerschule in Buchen gewiesen wurde. — So schmerzlich für ihn die Prüfung war, aus dem lieb gewordenen Pfarrdienste herausgerissen zu werden, so hat die bittere Erfahrung doch den jungen Mann nicht gebeugt und ihm den Glauben an eine freundlichere Zukunft nicht geraubt. 1851 als Pfarrverweser nach Boxberg versetzt, hat er sich daselbst mit Anna Sievert von Pforzheim vermählt und mit derselben einen überaus glücklichen, leider nur zu kurzen Ehestand geführt. — Erst 1853 gelang es Schellenberg, im Alter von 37 Jahren, eine definitive Anstellung als Pfarrer von Weisweil zu erhalten. Nach siebenjähriger erfolgreicher Wirksamkeit daselbst wurde er als Stadtpfarrer und Schulvisitator nach Eberbach versetzt, woselbst ihm seine Gattin durch einen Herzschlag entrissen wurde. Das war eine schwere Zeit für den vereinsamten kinderlosen Witwer, und es hat lange gedauert, bis er wieder getrost in's Leben schauen und freudig seines Berufes warten konnte. Die treue Erinnerung an die Gattin erlaubte ihm nicht, einen zweiten Ehebund einzugehen; ihr Gedächtniß verklärte sich ihm in der in ihm fortlebenden, in Wort und Schrift zum Ausdruck gebrachten Verehrung der Frauen. — 1864 folgte Schellenberg dem Ruf der evangelischen Gemeinde Lörrach, die ihn zu ihrem Pfarrer gewählt. Mit großer Freude kehrte er in's Oberland zurück und konnte das Werk, das 14 Jahre vorher unterbrochen worden war, auf's Neue aufnehmen. — Im Flug eroberte er sich wieder die Herzen und brachte es zu einer Stellung, wie selten ein Geistlicher. Nicht blos als Prediger, Seelsorger und Lehrer streute er eine reiche Aussaat aus, auch in allen andern Gebieten des geistigen und sozialen Lebens war Schellenberg Berather und Sprecher der Stadt, die ihm ihr volles Vertrauen entgegenbrachte. — In beruflicher Hinsicht hatte Schellenberg gefunden, was er erstrebt; er stand auf der Sonnenhöhe seines Lebens, und auch für das so schmerzlich vermißte häusliche Glück fand er einigen Ersatz in den Familien seiner Freunde, deren Thüren ihm stets offen standen. — Die Wirksamkeit Schellenbergs beschränkte sich aber nicht auf die Stadt Lörrach; schon 1866 wurde er zum Dekan der Diöcese gewählt, und als ihr geistiges Haupt hat er es verstanden, nicht blos das religiös-kirchliche Leben in der Gemeinde, sondern auch das wissenschaftliche Streben unter den Geistlichen anzuregen und durch sein geselliges Vorbild einen freundschaftlichen Verkehr unter denselben zu unterhalten. — In die sechziger Jahre fallen auch die Kämpfe in unserer evangelischen Landeskirche. Schellenberg stand überzeugungstreu auf der freisinnigen Seite, und in Versammlungen und auf Synoden trat er neben Männern wie Rothe, Schenkel, Hitzig, Zittel, Häußer, Bluntschli und seinem Bruder Otto mit Geist und Kraft für das gute Recht der freien Forschung und das Gemeindeprinzip in der Verfassung ein. — So kam das Jahr 1870 und die Hoffnung des hellen Studenten und die Bestrebungen des gereiften Mannes sollten sich herrlich erfüllen. Wie kaum ein anderer verstand es Schellenberg, in begeisterten Predigten, die theilweise gedruckt wurden, diese große Zeit in das Licht das Evangeliums zu stellen und die nationale Erhebung religiös zu weihen. Auch außerhalb der Kirche hat er in jenen Tagen oft öffentlich gesprochen und besonders beim Friedensfeste auf offenem Platze eine große Volksversammlung durch sein gewaltiges Wort patriotisch gehoben und begeistert. — Schellenberg war längst fest entschlossen, seine Stelle in Lörrach mit keiner andern mehr zu vertauschen. Aus Liebe zum Pfarramte hatte er bereits früher zweimal einen Antrag, in die Oberkirchenbehörde einzutreten, dankend abgelehnt; dieser Ruf wiederholte sich nun mit Beginn des Jahres 1874 nochmals, und nach langem Sträuben, wesentlich auch bestimmt durch die Bitten einflußreicher Freunde, unterdrückte er die Stimme des Herzens und folgte der Pflicht. Mit Betrübniß und Bestürzung vernahm die Stadt

Digitized by Google

Lörrach die Nachricht vom Weggang ihres Pfarrers. Die vielen Beweise der Hochachtung und Dankbarkeit beim Abschiede zeigten, wie festgewurzelt Schellenberg in seiner Gemeinde war, wie hoch man ihn hielt und wie lieb man ihn hatte. Wie einst Hebel, der Bauernsohn von Hausen, halb von bescheidener Scheu, halb von Heimweh erfüllt, aus dem Oberlande schied, in gleicher Stimmung vertauschte auch der Pfarrerssohn von Gundelfingen, der nichts anderes als Landpfarrer hatte werden wollen, das Wiesenthal mit der Residenz. Nahezu 60 Jahre zählte Schellenberg, als er in die Oberkirchenbehörde eintrat; er stand also in einem Alter, wo viele andere ernstlich an den Ruhestand denken. Für ihn begann aber jetzt ein neues Leben ernster Arbeit und strengen Studiums. Ist ihm auch der Uebergang aus dem Pfarramte zu der Bureauarbeit nicht gerade leicht geworden, hat er besonders auch am Anfang den unmittelbaren Verkehr mit den Gemeindegliedern schmerzlich vermißt und eine stille Sehnsucht nach dem Oberlande nicht ganz unterdrücken können, so hat doch ein Mann von der treuen Pflichterfüllung und Hingebung, von der tüchtigen theologischen und philosophischen Bildung, von der geistigen Frische, Arbeitslust und Strebsamkeit, von der Begeisterung für die Pflanzung des Reiches Gottes auf Erden, wie sie in ihm vereint waren, sich auch am grünen Tisch zurecht gefunden. Das vertrauensvolle, herzliche Entgegenkommen seiner Kollegen erleichterte ihm den Uebergang, und gerne öffneten sich auch hier dem liebenswürdigen Manne die Herzen und die Thüren, so daß er schneller, als er selbst geglaubt, sich in Karlsruhe eine neue liebe Heimath geschaffen hat. Außer seinen laufenden Geschäften hatte Schellenberg in der Oberkirchenbehörde als Examinator, besonders für Philosophie und Dogmatik, bei den theologischen Prüfungen zu funktioniren und die Bescheide auf die für die Pfarrsynoden gefertigten wissenschaftlichen Arbeiten zu ertheilen, was für ihn die Veranlassung zu fortgesetzten Studien war. Ein Denkmal hat sich Oberkirchenrath Schellenberg in der Landeskirche durch Abfassung der neuen Agende und Zusammenstellung der neuen Perikopenreihe gesetzt; letztere zeigt, daß er die hl. Schrift kannte und verstand wie wenige, und in ersterer hat er den warmen, innigen Gebetston so gut getroffen, daß das neue Kirchenbuch, geradezu ein mustergiltiges Werk, allseits freudige Zustimmung und willigen Eingang fand. Diese Arbeiten haben Schellenberg, nach seiner eigenen Aeußerung, große Mühe, aber noch größere Freude bereitet. — So gelang es ihm, sich eine recht geachtete Stellung in der Kirche zu verschaffen, und besonders auch durch sein Auftreten und seine Ansprachen bei den Kirchenvisitationen und den Festen des Bibelvereins, dessen thätiger Vorstand er war, die Geistlichen und Gemeinden für sich zu gewinnen. Auch die konservativen Pfarrer kamen ihm, der den Werth eines Geistlichen nicht nach der Richtung, sondern nach seiner Treue und Hingebung bemaß, mit vollem Vertrauen entgegen, so daß Prälat Doll in seinem Abschiedswort von Schellenberg rühmend anerkennen konnte, es komme seinem Kollegen nicht zum geringen Theil das Verdienst zu, daß in den letzten 15 Jahren die frühere Spannung unter den beiden Parteien in der Landeskirche sich wesentlich gemildert und ein friedliches Zusammenarbeiten sich angebahnt habe. Leider konnte der arbeitsfreudige Mann nicht, wie er gewünscht, bis an sein Lebensende im Amte bleiben. Wiederholte Schlaganfälle und besonders eine schwere Lungenentzündung im Frühjahr 1889 hatten seine Kräfte so sehr geschwächt, daß er um Zuruhesetzung nachsuchen mußte, die ihm unter Anerkennnng seiner langjährigen, treu geleisteten Dienste gewährt wurde. Langsam nur erholte er sich; aber doch konnte man im Anfang des Winters hoffen, den lieben Freund noch einige Jahre zu behalten. Da stellte sich aber um Neujahr die Influenza ein, und obgleich er davon wieder genas, schwanden doch die Kräfte, und nachdem er noch am 21. Februar Nach-

Digitized by Google

mittags einen Freund besucht, mußte er sich Abends legen, wurde am andern Tag vom Schlag getroffen, der ihm das Bewußtsein raubte, und starb am 23. Februar 1890 Mittags 4 Uhr, nach zurückgelegtem 75. Lebensjahr. — Selten hat ein von Natur durchaus anspruchsloser Mann so viel Ehre und Auszeichnung erfahren, als Pfarrer und Oberkirchenrath Schellenberg. Viermal sandte ihn die Diöcese Lörrach in die Generalsynode und 1871 wurde er auch in den Generalsynodalausschuß gewählt. — Erinnerungszeichen an den Krieg von 1870/71 wurden ihm sowohl von Kaiser Wilhelm I. als auch von dem Großherzog ertheilt; 1871 erhielt er auch das Ritterkreuz vom Zähringer Löwen-Orden und 1873 ernannte ihn die Stadt Lörrach zu ihrem Ehrenbürger; 1877 wurde er durch den Titel Geheimer Kirchenrath ausgezeichnet und 1883 von der theologischen Fakultät Heidelberg zum Ehrendoktor der Theologie ernannt; 1888 endlich ehrte ihn der Großherzog durch Verleihung des Kommandeurkreuzes vom Zähringer Löwen-Orden. — Zur Beerdigung Schellenbergs hatte sich eine große Trauerversammlung eingefunden und auch Lörrach hatte dazu drei Abgeordnete gesandt. — Pfarrer Längin gab in bewegten Worten ein ansprechendes Bild von der freien Gesinnung, dem edlen Charakter und der segensreichen Arbeit dieses deutschen und protestantischen Mannes, und Prälat D. Doll sprach Namens der Stadt und Diöcese Lörrach, des Oberkirchenraths und der Landeskirche dem Entschlafenen den letzten Dank aus. — Wer Schellenberg im Leben näher getreten, wird ihn zeitlebens nicht vergessen, sein schon in Gang, Blick und Wort ausgeprägtes willenskräftiges Wesen, seinen sichern, reinen, lautern Charakter, seine Jeden anmuthende Persönlichkeit mit der besonderen Weihe einer tiefreligiösen Gesinnung, einer feinen humanen Bildung, einer seltenen Herzensgüte und eines kindlich frohen Gemüthes. — Noch selten ist männliche Willenskraft und tiefes Gemüth in so liebenswürdiger und harmonischer Weise in einem Manne vereinigt gewesen. — Dem egoistischen und materialistischen Zug unserer Zeit gegenüber vertrat er einen edeln Idealismus. Er war selbstlos und uneigennützig und seine Hand stand immer offen, wo es galt, Dürftigen zu helfen und eine gute Sache zu unterstützen. Von strenger Wahrheitsliebe geleitet, war er nur dann von Unwillen erfüllt, wenn er gegen Lüge und Gemeinheit zu zeugen hatte; und wenn er mit heuchlerischen und falschen Leuten verkehren sollte, schnürte es ihm, wie er oft versicherte, das Herz zusammen. — Ein charakteristischer Zug im Bilde dieses Mannes ist auch sein warmer Familiensinn; mit allen seinen Verwandten war er durch Bande liebevoller Theilnahme verknüpft und besonders mit seinen beiden Brüdern lebte er in trautester Beziehung und in reger geistiger Gemeinschaft. Nächst dem Tode seiner Frau hat ihn kein Schlag so schwer betroffen, als der plötzliche Tod seines Bruders Otto in Mannheim. — Wie könnte man aber von Reinhard Schellenberg scheiden, ohne seiner treuen Freundschaft ehrend und rühmend gedacht zu haben. Unterhielt er doch noch als Greis freundliche Beziehungen mit Männern, die mit ihm in Freiburg und Karlsruhe zur Schule gegangen, hatte er nicht an jedem Orte, wo er dienstlich gewirkt, neue Freunde erworben, mit denen er durch Besuche und Korrespondenz in lebendigem Verkehr blieb, und hat er nicht noch in den allerletzten Jahren manchen neuen Freundschaftsbund geschlossen, sowie durch sein liebenswürdiges und geistig anregendes Wesen und durch sein frohes Gemüth manchen Mann und manche Familie für sich gewonnen? — Wie oft hat er bei festlichen Anlässen in kleineren und größeren Versammlungen wie auch im engern Familienkreise durch Ansprachen voll Geist und froher Laune die Anwesenden in gehobene freudige Stimmung versetzt. Aber der Humor in seinen Trinksprüchen wollte nicht blos erheitern, sondern auch die Geselligkeit vergeistigen und veredeln. Geschickt verstand er seine Ansprache an ein Wort oder Vorkommniß des Alltagslebens anzuknüpfen und

Digitized by Google

durch den Kontrast das Interesse anzuregen. Bald aber »fuhr er in die Höhe« und hat dann in begeisterten Worten Alles, was das Menschenherz erhebt und erfreut, zum höchsten Ausdruck gebracht. Vom Mütterlein hatte Schellenberg die Frohnatur geerbt; sie war aber nicht blos Naturanlage, sondern wurde in ihm getragen von jenem christlichen Optimismus, der schon auf Erden ein Reich Gottes in Gerechtigkeit, Friede und Freude gründen will. Wenn auch diese Stimmung bis in die letzten Tage seines Lebens ihn nicht ganz verlassen hat, so hat er doch auch besonders in den letzten Monaten sich mit dem Todesgedanken wohl vertraut gemacht. — Es verlangte ihn, nochmals das Grab seiner Frau zu besuchen und Abschied von Gundelfingen zu nehmen; alle seine häuslichen Angelegenheiten hatte er, wie er ja stets ein Mann von seltener Pünktlichkeit war, wohl geordnet und war selbst wohl vorbereitet, als Gott ihn abrief. — Wir schließen mit dem zweiten Theil seines Testaments, welches mehr als alle unsere Worte einen Blick in das tiefinnerste Wesen des vielgeliebten und vielbeklagten Mannes eröffnet. »Ich lebe und sterbe im Glauben, daß Gott, der als die Liebe in Jesu Christo offenbar geworden ist, schaffend und erhaltend, belebend und beseligend Himmel und Erde durchdringt. Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, bleibet in Gott und Gott in ihm. Dieser Glaube war meines Lebens Lust, Freude und Trost. Ich habe viel Glück und Unglück erfahren .... Aber gerade im Unglück habe ich mehr als je erfahren, daß Gott die Liebe ist und daß Denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Meine letzten Gefühle und Gedanken sind und bleiben: Bitte zu Gott um Vergebung und Dank für Alles, was mir widerfahren ist. Dank, innigen Dank für die vielen Freuden und Segnungen, die er mir durch liebe Freunde, Kollegen und Verwandte, vor Allem durch meine guten Eltern und Geschwister und besonders auch durch meine engelsgute und engelsreine Frau zu Theil werden ließ. Dank endlich, innigen Dank für all die Gnade, die er mich gewürdigt hat, als Geistlicher an dem Werke Gottes unter den Menschen mitarbeiten zu dürfen. — Ich habe in meinem Beruf volle innere Befriedigung gefunden. Fürwahr — ich bin zu geringe all der Barmherzigkeit und Treue, die Gott an mir gethan hat. Ich habe gerne gelebt, weil mir diese Welt als eine Gotteswelt, als eine Offenbarung seiner ewigen, alles Denken übersteigenden Herrlichkeit erschien und weil ich alle Zeit des Glaubens war, daß sein Reich, wie in der Natur so auch in der Menschheit, in Haus und Schule, in Kirche und Staat, insbesondere im lieben deutschen Vaterland, dessen Erhebung zur Einheit meine höchste Freude und Wonne war, über die Sünde und Finsterniß den Sieg behält. Der Leitstern, dem die Menschheit in diesem Kampfe zu folgen hat, ist der in Jesu Christo, in seiner gottmenschlichen Persönlichkeit und seinem Evangelium offenbar gewordene Geist, der Geist der Gotteskindschaft, der Geist evangelischer Liebe und Freiheit, wie er in der Reformation auf's Neue an's Licht trat. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Amen.« — So war Reinhard Schellenberg, und so lebe er in der Erinnerung seiner Freunde fort. (G. Wallraff in der Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 73, Beilage.)

Daniel Schenkel.

Unter den Männern, welche in der bedeutsamen Zeit des mit dem Jahre 1859 beginnenden Umschwunges der öffentlichen Verhältnisse Badens in den Gang der Entwicklung wirksam eingegriffen haben, war Kirchenrath und Professor Dr. Daniel Schenkel einer der bedeutendsten und thätigsten. Eine nie rastende, mit großen Gaben, erregbarem Temperament und ungewöhnlicher Thatkraft arbeitende Kraft ist er überall, wo er stand, der Anstoß zu kräftigen Wellenschlägen in weite

Digitized by Google

Umgebung hin geworden und hat auf jedem Felde seiner Wirksamkeit unverkennbare Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen. In der genannten Zeit aber, in welcher auch die Verhältnisse der evangelischen Landeskirche Badens eine gründliche Umgestaltung erfuhren, ist er in kirchlichen Kreisen unzweifelhaft der einflußreichste, meistgenannte Mann gewesen, freilich nicht nur der populäre Führer, dem Tausende vertrauensvoll und begeistert folgten, sondern auch der vielangefeindete Parteimann, dem eine Verunglimpfung zu Theil wurde, wie selten einem Manne des öffentlichen Lebens. Obgleich fast immer ein Mann von gemäßigten, Mittellinien einhaltenden Anschauungen, war er doch von Anfang bis Ende ein Mann des Kampfes, weil Vermittelung bei ihm nicht, wie bei anderen vermittelnden Geistern, versöhnliche Milde gegenüber den Extremen bedeutete, sondern energisches Bedürfniß, sie zu bekämpfen; überdies nahm der Kampf, in dem er stand, in Folge seiner Natur, die seinem öffentlichen Auftreten das Salz eines erregbaren, leidenschaftlichen Gemüthes beizumischen pflegte, gewöhnlich eine gewisse persönliche Bitterkeit an, und vielfach ist sein Name, und zwar nicht nur in den Augen der Gegner, der Ausdruck theologischer Streitbarkeit und ruheloser Agitation geworden. Je mehr dadurch eine volle Würdigung seiner Talente und seiner Verdienste über den Tod hinaus aufgehalten wurde, desto mehr erscheint es als eine Pflicht der Gerechtigkeit, in einer Zeit, in der sich der Staubwirbel des Streites gesetzt hat, ein Leben von neuem zu überschauen, welches, als ein völliges Spiegelbild seiner Zeit, in hohem Grade interessant, als ein Leben, das mit großen Gaben um große Ziele rastlos gearbeitet und gekämpft hat und nicht ohne werthvolle, bleibende Früchte geblieben ist, des ehrenvollen Andenkens werth erscheint. Daniel Schenkel ist am 21. Dezember 1813 in Dögerlin, Kanton Zürich, als der Sohn des dortigen Pfarrers Johannes Schenkel und dessen Ehefrau Helene geborene Krauß, einer Basler Pfarrerstochter, geboren. Vom Vater, dem Sohn eines herrnhutischen Bäckermeisters von Schaffhausen, dem die Erreichung seines Lebensberufes nur mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten gelungen war, erbte der Sohn die theologische Neigung und die große Willenskraft. Unter dem Titel »Johannes Schenkel. Ein Denkmal auf dem Grabhügel eines Verborgenen vor der Welt« hat dem Vater später der vierundzwanzigjährige Sohn ein biographisches Denkmal gesetzt. Schon der Knabe gab merkwürdige Proben eines energischen Willens. Bis zu seinem 15. Jahre besuchte der junge Daniel keine Schule, sein erstes Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lernte er meist durch Selbstunterricht und besorgte dabei noch den Unterricht seiner jüngeren Geschwister. Erst als sein Vater als Pfarrer in Unterhallau, im Kanton Schaffhausen, gestorben war, vollendete er seine Gymnasialbildung in Basel, wo er bei Pfarrer Krauß, einem Bruder seiner Mutter, Aufnahme fand. Nach einer Periode poetischer Jugendschwärmerei und unklaren Dranges, in welcher er sich leidenschaftlich mit den deutschen Klassikern beschäftigte und selbst zu dichten begann, warf ihn das Leben gleich beim Beginne dahin, wohin ihn seine Eigenart bestimmte, ins öffentliche Leben. Als der Streit zwischen Baselstadt und Baselland ausbrach, nahm der noch nicht Zwanzigjährige feurig für die erste Partei und diente sogar längere Zeit in einem Jägerbataillon. Daß auch seine Berufswahl dieser Neigung entsprechen werde, war vorauszusehen. Nach kurzem Schwanken zwischen Rechtswissenschaft und Theologie entschied er sich für die letztere. Von nicht geringem Gewicht dabei war die Autorität des berühmten Theologen De Wette, welcher damals wegen eines Trostbriefes an die Mutter Sands nach der Hinrichtung ihres Sohnes aus Berlin verbannt, in Basel eine neue Wirksamkeit fand, und der auf den jungen Schenkel einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte. Der Theologe der maßvollen biblischen Kritik und einer ästhetischen Anschauung, welcher Dogmen und Wunder vorzugsweise als Zeichen und Symbole von Ideen Werth haben, hat den konservativ erzogenen Jüngling

Digitized by Google

von der Herrschaft des Buchstabens befreit und ihm jene Linie des Denkens angewiesen, die bei aller konservativen Pietät gegen die hergebrachten Formen und Vorstellungen doch die Bedürfnisse der fortschreitenden Wissenschaft nicht verleugnen kann. Im Jahre 1835 machte Schenkel in Schaffhausen sein Examen, während er im gleichen Jahre schon in den »Studien und Kritiken« eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlichte, und trat zugleich als Vikar in den Schaffhausen'schen Kirchendienst. Aber schon nach einem halben Jahre setzte er seine Studien in Deutschland fort. Er wählte Göttingen und fand dort in dem Kirchenhistoriker Gieseler und dem Bibelforscher Lücke hervorragende und anregende Lehrer, in Letzterem auch, wie in De Wette, einen Freund, dessen Gesinnung sich in dem von ihm beigegebenen Vorwort zur Biographie des Vaters als eine äußerst wohlwollende äußert. 1838 kehrte er nach Basel zurück, um sich dort zu habilitiren. Er that dies mit einer heute noch vielfach citirten Schrift, die übrigens auch sein Interesse für kirchliches Parteileben an der Pforte seines öffentlichen Lebens schon charakteristisch zeigt: De Ecclesia Corinthia primaeva factionibus turbata. Die Thätigkeit, die Schenkel in dieser Zeit entfaltete, ist eine bewunderungswürdige. Neben seiner Berufsarbeit an der Universität übte er den vollen Beruf eines Lehrers am Gymnasium aus, gab außerdem, da ihm die Sorge für Mutter und Geschwister oblag, viele Privatstunden und redigirte die konservative Basler Zeitung, ein täglich erscheinendes Blatt, welches unter seiner Redaktion seine Blüthezeit erlebt hat. Hier erprobte er zum ersten Male jene ungemeine Schlagfertigkeit und Gewandtheit in Wort und Feder, welche ihn auch später in den kirchlichen Tageskämpfen so ungewöhnlich auszeichnete. Von jetzt an aber war auch keine wichtigere Frage in seiner weiteren Umgebung, in die er nicht eingegriffen hätte. Die starke literarische Bewegung, die das »Leben Jesu« von Strauß hervorgerufen, ergriff auch ihn auf's lebhafteste. Die Berufung des Verfassers nach Zürich und die damit zusammenhängenden Wirren waren für ihn noch eine besondere Veranlassung, unter dem Titel »Wissenschaft und Kirche 1839« die Frage zu behandeln, wie weit das Existenzinteresse der Kirche mit der Freiheit der Wissenschaft zu vereinbaren sein möchte; denn daß es hier eine Grenzlinie gebe, war ihm außer Frage. Die Möglichkeit lag nicht fern, daß Schenkel an die Stelle des Vertriebenen berufen worden wäre. Eine andere Angelegenheit sollte für ihn größere Folgen haben. In Schaffhausen stand damals der bekannte spätere Convertit und österreichische Reichshistoriograph Hurter als Antistes an der Spitze der reformirten Geistlichkeit und schon zu dieser Zeit gingen gegründete Gerüchte, daß der Verfasser der Geschichte Innocenz III., obgleich noch auf protestantischer Kanzel, ein heimlicher Katholik sei. Schenkel schlug in seiner Basler Zeitung Lärm und erhielt dafür eine Beleidigungsklage Hurters. Die zu Gunsten Schenkels gefallene Prozeßentscheidung erregte ungeheures Aufsehen und Hurter war genöthigt, seine Stelle aufzugeben. (Vgl. Schenkel. Die konfessionellen Zerwürfnisse in Schaffhausen. 1844.) Die große Popularität aber, die sich Schenkel durch diesen Kampf erworben hatte, war die Veranlassung, daß er selbst an Hurters Stelle als erster Prediger an das Münster zu Schaffhausen berufen wurde (1841). Erschöpft freilich von der übermäßigen Arbeit während seiner Basler Periode, konnte er sein Amt nicht sofort antreten; erst im Frühjahr 1842 begann er seine neue Thätigkeit. Der nun ihm so vertrauensvoll angebotene Wirkungskreis und die bald folgende Verehelichung mit Marie von Waldkirch, der treuen Lebensgefährtin, die ihm ein glückliches Heim schuf und den Gatten durch alle Kämpfe hindurch mit Verständniß seines Wollens und Wirkens und mit sorgender, aufopfernder Hingabe bis an sein Ende begleitet hat, machte diese Zeit für ihn zu einer äußerst glücklichen und seine Wirksamkeit zu einer reich gesegneten. Bald zeigte sich auch auf seinem neuen Arbeitsfelde jener nie ermüdende Trieb zu

Digitized by Google

rastloser Arbeit. Er entfaltete eine eingreifende, vielfach reformirende Energie und eine Vielseitigkeit, die weit über das Gebiet des Pfarramtes hinausging. Er wurde der beliebte Prediger, in dessen Gottesdienste die Leute stundenweit herbeiströmten und der eifrige Seelsorger, dem jedes Haus bekannt war und bei dem in allen möglichen Angelegenheiten Rath geholt wurde. Eine Sammlung seiner damaligen Predigten ist unter dem Titel »Vierundzwanzig Predigten über Grund und Ziel unseres Glaubens« 1843 erschienen. Auch zeigte sich bald sein großes Organisationstalent: er hat in Schaffhausen geordnete Gemeindeverhältnisse geschaffen; es ist ihm gelungen, die Stadt in drei Gemeinden zu ordnen und zugleich eine in der reformirten Stadt merkwürdiger Weise bis jetzt noch fehlende — aus Urwahlen hervorgegangene Gemeindevertretung zu schaffen. Ein Versuch, diese Gemeindeordnung auch im Kanton zur Geltung zu bringen, scheiterte. So schwebte Schenkel das Gemeindeprinzip, welches in seinem späteren Leben ein liberales Stichwort werden sollte, schon jetzt, in dieser Zeit einer entschieden konservativen Parteirichtung als ächt protestantisches Prinzip vor Augen, ebenso wie sich ein energisches Bewußtsein von protestantischer Gewissensfreiheit in der Thatsache abspiegelt, daß er bei seinem Amtsantritt den vorgeschriebenen Eid auf die helvetische Konfession zu leisten verweigert hat und daß in Folge dessen in der That eine andere Fassung der Verpflichtung eingeführt wurde. Schenkel war aber nicht nur Pfarrer, er war bald eine hervorragende Vertrauensperson in fast allen öffentlichen Angelegenheiten; er wurde Vizepräsident des Schulraths, Ephorus des Gymnasiums und des collegium humanitatis; ja er wurde Vizepräsident des Stadtraths und Mitglied des Großen Kantonsraths, und als im Jahre 1846 das Eidgenössische Schützenfest in Schaffhausen abgehalten wurde, war der Pfarrer Schenkel sein Präsident. — Die Theilnahme an den allgemeinen Zeit- und Streitfragen war neben dieser vielseitigen lokalen Thätigkeit keine verminderte. Als Gervinus in der Frage des Deutschkatholizismus das Wort ergriff und gegen die protestantische Geistlichkeit den Vorwurf erhob, daß sie sich dieser Bewegung innerhalb der katholischen Kirche viel zu wenig angenommen habe, antwortete Schenkel in einer Broschüre: »Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken«. Zürich 1846. Er weist die zugemuthete Gemeinschaft mit den Deutschkatholiken ab, weil er »das religiöse Dogma nicht vertauschen wolle mit einer bloßen Moralreligion, das historische Christenthum nicht mit einer philosophischen Weltanschauung, die historisch gewordene Kirche nicht mit einer Auflösung derselben in willkürliche Meinungen.« Eine Entgegnung von Gervinus beantwortete er mit einer zweiten Schrift: »Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz«, in welcher die Aufgabe der Theologie charakteristisch als die Vermittelung gerühmt ist, welche »von der Form des Protestantismus der Reformation das Wesen unterscheidet, dieses Wesen aber um keinen Preis an die leichte Spreu der Aufklärung hingibt«. Denselben Standpunkt finden wir in den öffentlichen Vorträgen wieder, welche er in diesem Jahre in Schaffhausen mit großem Erfolge gehalten hat. In gewandter Form und Sprache besprechen diese »Religiösen Zeitkämpfe in zwanzig Reden« vom Jahre 1847 alle bedeutenden Erscheinungen des kirchlichen Lebens seit der Reformation. Auch an den politischen Kämpfen der Schweiz in diesen erregten Jahren nahm Schenkel lebhaften Antheil. Als die Gefahr des Sonderbundkrieges heranrückte, war er ein entschiedener Vertreter des Friedens, er veröffentlichte eine Schrift »Ob Krieg oder Friede. Zwölf Briefe über die politische Lage der Schweiz« mit Vorschlägen zum Frieden, unterlag aber mit seiner Meinung in der Sitzung des Großraths von Schaffhausen, dem es zufällig zufiel, durch seine Abstimmung den Ausschlag zu geben. — In seine Schaffhausener Zeit fällt auch der größte Theil der großen Arbeit, welche die Grundlage des umfassendsten und wissen-

Digitized by Google

schaftlich bedeutendsten Werkes seines Lebens bildete, die Vorarbeit zu seinem »Wesen des Protestantismus«. Das Werk beruht auf einer großen Anlage: es will die ganze Ideenfülle dessen darstellen, was wir mit dem Namen Protestantismus bezeichnen. Zu dem Zwecke werden aus der gesammten reformatorischen Literatur die Ideen der Reformatoren in systematischer Ordnung dargestellt, zugleich aber auch kritisch untersucht, was an den in der Periode auftauchenden Vorstellungen inkonsequent oder logisch falsch, was noch katholisch oder subjektiv willkürlich war, so daß sich überall das wahre Wesen von den zufälligen Formen loslösen sollte. Das Buch erschien unter dem Titel »Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen der Reformation beleuchtet. Schaffhausen 1846—1851« in drei Bänden. (Eine zweite kurzgefaßte, umgearbeitete Auflage erschien 1862.) Der erste Theil gehört der Periode in Schaffhausen an. Er hat rasch den Namen Schenkels in der wissenschaftlichen Welt zu einer angesehenen Stellung gebracht. Im Jahre 1847 sollte er an Nitzschs Stelle nach Bonn kommen, aber die Stürme des folgenden Jahres zerschlugen die förmliche Berufung. Aber als 1849 De Wette in Basel starb, erhielt Schenkel den Ruf als Nachfolger des Lehrers und Freundes, dem er in einem warmen Nachrufe »De Wette und die Bedeutung seiner Theologie für unsere Zeit« ein Denkmal des Dankes setzte. Nachdem er die Verhandlungen wegen eines Rufes nach Halle abgebrochen, erschien er Ostern 1850 an der Stätte seines ersten Wirkens wieder. In diese Basler Zeit fällt die Vollendung seines Werkes. Eine zweite, zwei Jahre später erschienene Schrift »Das Prinzip des Protestantismus« war ein zusammenfassender Abschluß des großen Werkes. Obgleich die Gesichtspunkte, mit denen der Protestantismus beurtheilt wird, vielfach zu theologisch-dogmatische sind, machte dieser große Blick auf das Gesammtgebiet des Protestantismus doch auf die Zeitgenossen bemerklichen Eindruck; auch ergaben die Einzeluntersuchungen viel Anregendes und Neues. Das Werk hat ohne Zweifel auch wesentlich den Ruf begründet, der so rasch ihn von Basel nach Heidelberg abrief. — Hier war durch Rothe's Weggang nach Bonn eine Stelle in der Fakultät zu besetzen. Als man nach Schenkel ausschaute, that man es ohne Zweifel mit dem Bewußtsein, daß eine Kraft wie diese nicht nur für die Theologie, sondern für die damaligen badischen kirchlichen Verhältnisse überhaupt ein dringendes Bedürfniß sei. Es war die Zeit nach der Revolution, die Zeit des Wiederaufbaues aller moralischen Verhältnisse. Das Volk war von den Erregungen der vergangenen Jahre ermüdet, politisch willenlos und für kirchliche Einflüsse empfänglich. Das politische und kirchliche Leben trug den Charakter der Restauration, der Staat zog zur Wiederbefestigung der Ordnung seine bureaukratischen Stränge an, und die katholische Kirche führte ihre Jesuitenmissionen ein. Auch in der evangelischen Kirche war das Bedürfniß, neue und ungewöhnliche Mittel in Bewegung zu setzen. Der Mann, welcher Schenkels Berufung besonders betrieb, war Ullmann, und dieser war es, der schon damals die Versuche begann, die kirchlichen Kräfte Badens zu sammeln und zu einer Wiederbelebung des kirchlichen Lebens im Geiste einer neuen Gläubigkeit im Gegensatz zu dem unter Geistlichen und Gemeinden noch weit verbreiteten rationalistischen Geiste anzuregen. In diesem Streben mußte Schenkel eine vorzügliche Kraft sein. Selten war Wissenschaft und praktisches kirchliches Leben so innig verbunden wie in diesem Schweizer, kaum war eine anregendere, energischere Kraft zur Beeinflussung des öffentlichen Lebens zu finden. Schenkel war konservativ, aber doch nicht in dem Sinne einer beschränkten, engherzigen Orthodoxie, sondern in einem auch für die Forderungen der Zeit aufgeschlossenen Geiste. Er vertrat wesentlich dieselbe Vermittelung wie die Mitglieder der Fakultät, ein Ullmann, Umbreit, Hundeshagen und wie sie damals in Deutschland überhaupt auf den Universitäten und in der Literatur die tonangebende war.

Digitized by Google

Es war der Standpunkt der gläubigen Union, d. h. desjenigen Fortschrittes in der Kirche, der mit dem Wort Union gegeben ist, aber zugleich auch mit der konservativen Festhaltung an dem durch die Union nicht berührten Bekenntnißstande der Kirche. Es war ein Standpunkt, in dem große, noch friedlich nebeneinander ruhende Gegensätze schlummerten. — Gleichwohl lag in der Berufung ein Irrthum. Die Berufenden kannten Schenkel nicht zur Genüge, wenn sie ihn für einen geeigneten Helfer für ihre stillen Restaurationspläne, wenn sie ihn überhaupt für gleichen Geistes mit der herrschenden Richtung hielten. Schenkels Standpunkt war freilich Vermittelung, wie derjenige seiner Freunde; aber während ihre Position in möglichstem Ausweichen gegenüber den Gegensätzen lag, war Schenkels Element die fortgesetzte Auseinandersetzung mit ihnen; während diese die Gegensätze verdeckten und verwischten, legte sie Schenkel fortwährend auseinander. Auch persönlich gab es kaum einen größeren Gegensatz als zwischen dem feinen, aristokratischen, vorsichtigen Ullmann, der still und geräuschlos von oben herab die Verhältnisse zu gestalten dachte mit dem Schweizer Schenkel mit seiner kräftigen, volksthümlichen, durchfahrenden Eigenart. Während die anderen Professoren nach ihren sauber ausgeführten, fein durchdachten Kollegienheften die Welt zu korrigiren dachten, so stand dagegen Schenkel mitten in den Strömungen der Zeit, arbeitend, kämpfend, immer an die öffentliche Meinung appellirend, immer große Kreise in Bewegung setzend, im Kampfe mit scharf geschliffenem, hochgeschwungenem Schwert wider den Radikalismus und gleichzeitig wider die Reaktion. Es war freilich unmöglich, daß in Schenkel die Gegensätze so unvermittelt und friedlich verbunden blieben, wie in den Kreisen der gläubigen Union; seine ganze Natur trieb ihn nach einer Seite hin, aber sie war auch derart, daß sie überhaupt die Verhältnisse auseinandertrieb, daß sie schweigende Gegensätze weckte, daß sie, statt zur Vermittelung, immer mehr zu einem Entweder-Oder drängte. Und so ist es gekommen. Zehn Jahre nach seiner Berufung stand er den damaligen Freunden und Gesinnungsgenossen als der unversöhnlichste Gegner gegenüber; der zum Horte der reaktionären Absichten Berufene wurde der Stein, an dem diese Versuche gründlich scheiterten. — Schenkels Thätigkeit in Heidelberg war nach seiner Gewohnheit bald eine ungemein lebendige und umfassende. Er wurde zum Direktor des evangelischen Predigerseminars und Professor der praktischen Theologie berufen, aber seine Arbeit überschritt diesen Rahmen bei weitem. Er las mit Ausnahme der geschichtlichen Theologie fast über das Gesammtgebiet der Wissenschaft: Homiletik, Liturgik, Katechetik, aber auch Dogmatik, Ethik, Religionsphilosophie, biblische Theologie, Exegese. In den Universitätsgottesdiensten, von denen er selbst den größten Theil zu übernehmen hatte, sammelte er bald durch seine formell sorgfältig gearbeiteten, inhaltlich kraftvollen, zeitgemäßen Predigten eine große Gemeinde um sich. »Evangelische Zeugnisse von Christo. Predigten über Abschnitte aus dem Johannes-Evangelium. Heidelberg bei K. Groos 1853.«; ausgezeichnet waren in der Regel seine »Zeitpredigten«, die in der Zeit des Kampfes großen Eindruck machten. In den Universitätsverhältnissen war er eine geschätzte, praktische Kraft; im Jahre 1856 zum Prorektor gewählt, zeigte er aus Anlaß eines Streites in studentischen Kreisen eine ungewöhnliche, unerschrockene Thatkraft; als die Corps die Alleinberechtigung des Farbentragens beanspruchten und eigenmächtig durchzusetzen versuchten, schreckte der Prorektor nicht vor dem Entschlusse zurück, sämmtliche Corps aufzulösen, obgleich die darauf folgenden stürmischen Bewegungen zu erwarten waren. In fast allen Zweigen des allgemeineren kirchlichen Lebens entdecken wir seine Anwesenheit: er ist Mitglied des Centralausschusses des Gustav-Adolf-Vereins, im Interesse der inneren Mission hielt er (1852) viel besuchte und bewunderte Vorträge in Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden (»Ueber das Wesen des christlichen

Digitized by Google

Glaubens«. Frankfurt 1854). Auf dem Kirchentag zu Berlin 1853 gab er ein vielbeachtetes, begrüßtes und bekämpftes Votum über die Bekenntnißfrage ab, und auf der Versammlung der Evangelischen Allianz in Berlin 1857 hielt er einen Vortrag über die Frage: »Wie hat sich die evangelische Kirche dem aggressiven Verfahren der römischen Kirche gegenüber zu verhalten?« Unausgesetzte wissenschaftliche Arbeit begleitet diese vielgegliederte, praktische Thätigkeit; in wenigen Jahren erscheint eine ganze Reihe kleinerer oder größerer Werke. »Gespräche über Protestantismus und Katholizismus« (2 Bände. Heidelberg 1852) behandeln in gewandt gehandhabter Gesprächsform alle zwischen den beiden Systemen hervortretenden Differenzfragen sowohl auf dem theoretischen als auf dem praktischen Gebiete mit starkem Reflexlicht in die innerkirchlichen Fragen des Protestantismus. Sie erschienen im gleichen Jahre mit jenem schon erwähnten zusammenfassenden Werk, dem »Prinzip des Protestantismus«. Sowohl sein praktisches Interesse als sein wissenschaftliches Studium ist in dieser Zeit ganz besonders der Union gewidmet, in welcher er die normale, zeitgemäße und zugleich ursprüngliche Erscheinungsform des Protestantismus erblickt. Das 1855 bei K. Groos in Heidelberg erschienene Buch über den »Unionsberuf des Protestantismus« behandelt die Unionsfrage wissenschaftlich. Es weist nach, daß die Union das ursprüngliche Wesen des Protestantismus, die Konfession erst seine sekundäre Erscheinung ist und daß in Folge dessen auch ein geschichtlich nachweisbares Streben durch den Protestantismus gehe, die konfessionelle Trennung aufzuheben. Die Frage, inwiefern noch neben der Union die Autorität des Bekenntnisses aufrecht zu erhalten sei, findet eine noch vielfach schwankende Beantwortung; im Allgemeinen steht die Schrift noch auf dem Standpunkt der sogenannten positiven Union, welche die Autorität des Bekenntnisses nicht antasten will und nur die Differenzpunkte in den Hintergrund treten läßt. Auf der gleichen Ideenlinie liegt das nachfolgende Buch geschichtlichen Inhalts: »Die Reformatoren und die Reformation. 1851.« Sie bietet uns eine lebendige Zeichnung der vier Hauptreformatoren und ihrer Ideen, aber auch hier ist das Endergebniß der vergleichenden Geschichtsbetrachtung die Nothwendigkeit der Union. Im Jahre 1854 erscheint das Werk, welches neben dem »Wesen des Protestantismus« als sein Hauptwerk zu betrachten ist: »Die christliche Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens aus dargestellt. 2 Bände. Wiesbaden. Kreidel und Niederer. 1858.« Sie baut auf Schleiermachers grundlegender Theologie auf, aber sie will eine Erweiterung des Schleiermacher'schen Prinzips. Hat jener die religiöse Lehre auf dem Wege einer Analyse des religiösen Gefühls gefunden, so setzt Schenkel an die Stelle des Gefühls das Gewissen, er erhebt also das Organ für die sittlichen Handlungen auch zum Organ für den Glauben. Der Standpunkt der Vermittlung findet darin seinen Ausdruck. Das Gewissen an diesem Orte bedeutet ebensosehr das wissenschaftliche Gewissen, welches dem geistigen Zeitbedürfniß Rechnung tragen muß, als das religiös-kirchliche Gewissen, welches der wissenschaftlichen Kritik die Grenzen zieht, wo ein religiöses Bedürfniß in Frage kommt. Hat das in formeller Hinsicht vortrefflich gearbeitete Buch damit dem kirchlichen Durchschnittsbewußtsein der Zeit entsprochen, so lag anderseits ein gewisser unklarer, schillernder Charakter der Lehrausführung in der Natur des Standpunktes. Mit der rationalen Grundlage verbindet sich eine Accomodation an die Vorstellungen und die Sprache der kirchlichen Dogmatik. Christus ist der Mittelpunkt der Menschheit, in dem die Idee der Menschheit vollendet ist, insofern ein voller Mensch, aber zugleich der Gottmensch, insofern sich in seinem Personleben Gott vollkommen geoffenbart hat. — Der von der größten Energie getragene Theil seiner Kraft gehörte auch jetzt wieder dem öffentlichen Leben der Kirche und seinen Gegensätzen. Schon die ersten Heidelberger Jahre brachten Anlaß zum Kampfe. Es war die Zeit, in welcher die katholische Kirche mit

Digitized by Google

neuem Selbstbewußtsein und zielbewußter Kraft sich der pessimistischen Volksstimmung zu bemächtigen begann und namentlich die Jesuitenmissionen als Agitationsmittel in's Werk setzte. Als im Jahre 1851 auch in Heidelberg eine Mission veranstaltet wurde, hielt Schenkel unter großem Beifall, wenn auch nicht aller Universitätskreise, so doch in hohem Grade der protestantischen Gemeinde polemische Predigten gegen die Feinde des Protestantismus; diesem Kampf von der Kanzel folgte bald ein literarisches Gefecht mit dem Freiburger Professor und Volksschriftsteller Alban Stolz (gegen »Diamant und Glas« »Fels und Sand«, gegen »Klinge ohne Heft« »Gesetzeskirche und Glaubenskirche«). Aus diesen Kämpfen erwuchsen endlich die schon erwähnten Gespräche über Protestantismus und Katholizismus. Im Jahre 1852 übernahm er gemeinsam mit dem Hofprediger Palmer in Darmstadt die Redaktion der »Allgemeinen Kirchenzeitung«, wodurch er in den Stand gesetzt war, in alle auftauchenden Fragen der Zeit einzugreifen. Die Zeitung, die jeden andern Tag erschien, gewann durch seinen Antheil wesentlich an Bedeutung. Die leitenden Artikel aus seiner Feder, die zum Anfang jedes Halbjahres alle laufenden Fragen besprachen, waren formell immer meisterhaft geschrieben und haben viel Beachtung gefunden. Der Inhalt derselben ist ein fortwährender Kampf nach rechts und nach links, gegen die reaktionären, konfessionell lutherischen Bestrebungen, die sich an die Namen Hengstenberg und Stahl knüpfen, anderseits gegen den freigemeindlichen Radikalismus und die pantheistische Philosophie, nicht selten auch gegen den in seinen ersten Anfängen sich sammelnden kirchlichen Liberalismus. Es gab von nun an keine Frage von Bedeutung, an welcher sich Schenkel nicht betheiligt hätte, und da sein Auftreten immer ein sehr bemerkbares war, fast kein Jahr, in dem sein Name nicht in der Welt Mund war. Dabei tritt in den ersten Jahren seine konservative Neigung entschieden in den Vordergrund, und mehr als einmal verband sich im Urtheil der Zeitgenossen sein Name mit den stärksten reaktionären Bestrebungen der Zeit. In Bremen spielte damals der Pastor Dulon'sche Streit. Pastor Dulon mißbrauchte die Kanzel zu einer äußerst wegwerfenden Kritik der evangelischen Kirche und zu einer demagogischen Verkündigung politischer und sozialistischer Ideen radikalster Art. Als eine Agitation gegen ihn an seiner Gemeinde selbst Widerstand fand, wandte sich der Bremer Rath an die Heidelberger Theologische Fakultät um Begutachtung der Angelegenheit. Schenkel, der im Auftrage der Fakultät das Gutachten abfaßte, verlangte ohne Weiteres die Absetzung Dulons als eine Pflicht, die der Staat gegenüber der Gemeinde, der Bremer kirchlichen Ordnung und der Gesammtkirche gegenüber zu erfüllen habe. Er hat auch die volle Verantwortlichkeit des Schrittes auf sich genommen und den zahlreichen Gegnern gegenüber seine Handlungsweise überzeugungsvoll vertheidigt. (Gutachten erschienen bei C. Groos 1882 und Allgemeine Kirchenzeitung.) Schwieriger war die Rechtfertigung in einem zweiten ähnlichen Falle, wo es sich nicht um die kirchliche, sondern die akademische Lehrfreiheit handelte. Dem damaligen Privatdozenten der Philosophie Kuno Fischer wurde auf Antrag des Oberkirchenraths durch das Ministerium ohne weitere Begründung das Recht, Vorlesungen zu halten, plötzlich entzogen. Dieses aufsehenerregende Ereigniß wurde auf eine Anregung Schenkels zurückgeführt, wenigstens hat Schenkel kein Bedenken getragen, die Handlungsweise der Regierung öffentlich zu rechtfertigen. Ein Artikel der Allgemeinen Kirchenzeitung 1854 »Christenthum und modernes Philosophenthum« sucht den Schritt mit der Unvereinbarkeit des Pantheismus mit der christlichen Religion zu begründen; auch gab Schenkel im Senat ein Votum im gleichen Sinne ab. Eine heftige Debatte zwischen den Betheiligten machte den Fall zu einem großes Aufsehen erregenden in Deutschland; die öffentliche Meinung nahm Partei gegen Schenkel und Viele hatten im Jahr 1863, als er in der gleichen

Digitized by Google

Lage war wie seine früheren Gegner, zu seinem Schaden noch nicht vergessen, was 1853 geschehen war. (Vgl. Allgemeine Kirchenzeitung und Protestantische Kirchenzeitung 1854. K. Fischer. Das Interdict meiner Vorlesungen. Die Apologie meiner Lehre. Mannheim 1854.) Auch sonst zieht sich die Betonung des Bekenntnisses und seiner autoritativen Geltung trotz des steten Kampfes gegen den Konfessionalismus durch alle seine Veröffentlichungen in der ersten Hälfte der 50r Jahre. In einer Debatte zwischen Hundeshagen und dem liberalen Zittel über den badischen Bekenntnißstand nimmt er für den Ersteren Partei und gegen die »bekenntnißlose Union«, wie er die in Preußen sich bildende, um Schleiermachers Geist sammelnde Partei der Protestantischen Kirchenzeitung nennt, zieht er nicht selten lebhaft zu Felde. — Aber neben dieser fast leidenschaftlichen Erregbarkeit gegenüber den radikalen Erscheinungen der Zeit fehlte auch in derselben Zeit die gleiche Empfindlichkeit nicht gegenüber den wirklich reaktionären Bestrebungen. Es waren in der That in ihm immer zwei Menschen, ein Mensch der kirchlichen Ordnung und ein Mensch protestantischer Freiheit, und beide immer lebendig, immer energisch. Während sie in ihm selbst eine Grenzlinie suchen, wo sie sich treffen und vereinigen, aber die Linien immer wieder von neuem abstecken, so treten sie nach außen hin immer lebhaft heraus und bieten in ihrer Gegensätzlichkeit dem Zuschauer oft ein räthselhaftes, widersprechend scheinendes Bild. Schärfer kann eine Sprache nicht sein als die, welche er gegen die damals in Preußen auf die Zerstörung der Union gerichteten Bestrebungen führt. Auch innerhalb seiner eigenen Richtung ist er immer die warnende Stimme vor zunehmendem Buchstabendienst und vor Geistesknechtschaft. Es waren namentlich zweierlei Versuche zur Restaurirung des kirchlichen Lebens, welche damals in Aufschwung kamen. Der eine war eine größere Autorität der Bekenntnißschriften, der andere eine Bereicherung des protestantischen Gottesdienstes, oder, wie der Ausdruck der Zeit war, eine »Vermehrung der Andachtsmittel«. Beiden Bestrebungen stand Schenkel mit großen Bedenken gegenüber. Als der Kirchentag in Berlin 1853 sich feierlich zur Augsburger Konfession bekannte, hielt Schenkel eine Rede, in welcher er sich zwar auch diesem Bekenntniß anschloß, aber scharf hervorhob, daß das Bekenntniß keine Fessel des Buchstabens, sondern nur ein »Panier des einheitlichen Glaubens« sein dürfe. Hengstenberg hat in dieser Rede schon die ganze Gefährlichkeit des Mannes für die Sache der Bekenntnißautorität erkannt. Auf's empfindlichste aber wurde der reformirte Schweizer durch die reaktionären Versuche in den gottesdienstlichen Formen betroffen; an diesem Punkte sollte später die entscheidende Wendung seines öffentlichen Wirkens eintreten. Je stärker diese Bestrebungen hervortraten — und jedes Jahr bringt in diesem Jahrzehnt eine Steigerung — desto mehr wendet sich Schenkels polemisches Pathos gegen rechts hin. Mit jedem Jahre — in demselben Grade als die Strömung der Zeit reaktionärer wurde — wurden auch seine positiven Anschauungen von der Kirche protestantischer und freier. Im Jahr 1856 begrüßt er freudig die Bunsen'sche Schrift »Die Zeichen der Zeit«; sie schreibt ihm aus der Seele, wenn sie den mit dem Absolutismus des Staates sich verbindenden Hierarchismus als die Gefahr der Zeit schildert, anderseits das protestantische Gewissen und die protestantische Gemeinde als die Grundpfeiler der Kirche kennzeichnet. Entschieden nimmt er in dem Kampfe zwischen Bunsen und Stahl-Hengstenberg über den Kirchenbegriff für den Ersteren Partei und bekämpft schneidig den Kirchenbegriff Stahls, der die Kirche katholisirend als eine heilige Institution über der Gemeinde und das Bekenntniß als eine auf besonderer Erleuchtung beruhende besondere Art von Offenbarung definirt. Im Gegensatz dazu fordert er schon 1857 das Recht der Gemeinde und zum Schutze vor der Hierarchie eine Gemeindeverfassung. Daß diese Entwickelung

Digitized by Google

schließlich zu einem entschiedenen und plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit führte, dazu gaben die badischen Verhältnisse die unmittelbare Veranlassung. — Wir kennen schon die badischen Verhältnisse, als Schenkel in dieselben eintrat. Eine starke konservative Strömung unter Leitung Ullmanns war das Gegengewicht gegen die auflösende Wirkung der Revolutionsjahre. Die Strömung nahm aber immer mehr, ohne daß die Führer selbst darüber klar waren, einen reaktionären Charakter an. — Die »Durlacher Konferenzen«, die Sammlung der konservativ gesinnten, meist pietistischen Geistlichkeit unter Ullmanns Leitung entwickelte stufenweise ein Programm für die badische Landeskirche, welches immer mehr auf eine völlige Umgestaltung aller Verhältnisse im Geiste des Pietismus und der Bekenntnißautorität hinauskommt. Auch Schenkel nahm anfangs an diesen Versammlungen theil, nicht ohne weitgehende Zugeständnisse an ihre Forderungen. Aber schon die Thatsache, daß er niemals um ein Referat gebeten wurde, deutet an, daß ein sympathisches Verhältniß nie bestanden hat und immer weniger bestand; vielleicht waren die von ihm und Hundeshagen veranstalteten Versammlungen von Kirchengemeinderäthen in Auerbach an der Bergstraße, welche vorzugsweise die Aufgaben der Gemeinden und Kirchengemeinderäthe in Berathung zogen, in einem gewissen Gegensatz gegen jene geistlichen Konferenzen. Die akademischen Berathungen der Konferenz sollten aber bald eine verhängnißvolle praktische Bedeutung erhalten. Im Jahr 1853 wurde Ullmann Prälat, bald sogar der Vorsitzende des Oberkirchenraths, Bähr, ein Spezialist in Kultusfragen, an seiner Seite. Die Generalsynode vom Jahr 1855 bildet die Krönung dieser reaktionären Strömung. Sie vollzieht das Programm der Durlacher Konferenzen. Eine Versammlung, in welcher die liberale Richtung nicht mit einer Stimme vertreten war, die Heidelberger Professoren Rothe, Hundeshagen, Plitt einer geschlossenen orthodoxen Majorität gegenüber standen, war nur eine Erweiterung des Kirchenregiments, welches entschlossen war, rücksichtslos seine Reformen durchzusetzen. Die Synode, deren Verhandlungen sehr geheim gehalten wurden, beschloß einen neuen bekenntnißmäßigen Katechismus und eine neue biblische Geschichte an Stelle der zu frei erzählenden Hebel'schen. In der Bekenntnißfrage erhielt die Giltigkeit der Bekenntnisse eine scharfe Formulirung, und nur mit großer Mühe gelang es einer Minderheit, einen Satz zur Rettung der freien Schriftforschung hinzuzufügen. Die Kirchengemeinderäthe sollten künftig nicht mehr durch die Gemeinde gewählt, sondern kooptirt werden. Das Predigerseminar sollte in ein Konvikt verwandelt werden. Die Forderung einer neuen Kirchenzucht mit Exkommunikationsrechten mußte noch zurückgestellt werden. Der wichtigste Beschluß war aber derjenige einer neuen Gottesdienstordnung, welche in den Grundzügen festgestellt wurde und deren Ausarbeitung vertrauensvoll dem Oberkirchenrath überlassen wurde. Schenkel befand sich wegen Erkrankung nicht in der Synode, auch schwieg er so lange, bis der wichtigste Beschluß, dessen nähere Gestaltung er noch nicht kannte, zur Ausführung gelangte. Im September 1858 erschien die Agende; sie sollte der Anlaß zu einem Sturm werden, wie ihn die ev. Landeskirche Badens noch nie erlebt hatte, zugleich aber auch zu einem totalen Umschwung aller kirchlichen Verhältnisse. Das Kirchenbuch übertraf die gehegten Befürchtungen bei weitem; die ernsten Mahnungen, welche die Synodalen Rothe, Hundeshagen, Haaß und besonders Plitt ausgesprochen hatten, waren ganz unbeachtet geblieben. Zwar wurde neben dem Maximum noch ein Minimum gottesdienstlicher Formen als Uebergang gestattet, aber der ganze Gedanke einer Vermehrung der Gottesdienstformen erschien den in diesem Punkt reformirt und rationalistisch erzogenen Gemeinden des Landes in jener Zeit ein katholischer, für das protestantische Bewußtsein unerträglicher. Zudem erschien die Agende als ein Ausfluß der immer mißliebiger werdenden allgemeinen Reaktion. So

Digitized by Google

zeigte sich bald, daß man der protestantischen Gemeinde nichts aufdrängen darf, was ihr innerlich fremd ist, auch wenn es an sich berechtigt wäre. An dieser Agende kam der bis jetzt zu schlummern scheinende Volksgeist urplötzlich zu einem zornigen Ausbruche von wahrhaft erstaunlicher Kraft. Schenkel war in hohem Grade der Ausdruck dieser Stimmung. Von allen Versuchen zur Neubelebung des kirchlichen Lebens von oben herunter war seinem geschärften reformirten Bewußtsein keiner antipathischer als der auf »Vermehrung der Andachtsmittel« gerichtete. Er eröffnete die Opposition gegen das neue Kirchenbuch mit einem vortrefflich geschriebenen Artikel in der Allgemeinen Kirchenzeitung, in welchem er nachweist, daß der bestehende einfache Gottesdienst mit Gebet, Gesang und Predigt der Gottesdienst von spezifisch südwestdeutschem Charakter seit Reformationszeiten her ist und dagegen protestirt, daß an seine Stelle die gänzlich fremdartige, dem reformirten Elemente im Lande völlig Gewalt anthuende »Lutherische Messe« gesetzt werde. Auf die Worte folgten Thaten. Die Gemeinde Mannheim verweigerte die Annahme der neuen Ordnung, in Heidelberg veranlaßte eine von Ludwig Häusser verfaßte Verwahrung eine Deputation an den Großherzog mit der Bitte um Aufschub der Einführung bis zur nächsten Generalsynode. Diesen Beispielen folgte bald eine große Menge kleinerer Gemeinden im Ober- und Unterland; wo nicht ein sehr energischer Einfluß von Seiten der Geistlichen auf die Gemeinden ausgeübt wurde, da schloß sich in der Regel auch die Gemeinde der Bewegung an; es kam vor, daß Gemeinden die Kirche verließen, als ihnen die Zumuthung der neuen Gottesdienstform gemacht wurde. Ein heftiger literarischer und publizistischer Kampf, namentlich auch der Streit zwischen Ludwig Häusser und Hofprediger Beyschlag, hielt die Aufregung noch lange aufrecht. Die Erhebung fand glücklicher Weise einen Fürsten, der sie verstand. Der Großherzog erklärte sofort, jeden Gewissenszwang vermeiden zu wollen. Der Wunsch Schenkels, daß die Einführung der Agende bis zur nächsten Synode unterbleibe, ging zwar nicht in Erfüllung, aber die Forderung beschränkte sich auf das Minimum und noch mit der Befugniß für die Kirchengemeinden, zu streichen, was ihrem Gewissen widerstrebe. Die Seele dieser großen und erfolgreichen Bewegung war Schenkel. So thöricht die Meinung wäre, eine Bewegung von dieser Volksthümlichkeit sei künstlich gemacht gewesen, so zweifellos ist es, daß die Organisation der Bewegung, ihre imposante Einheitlichkeit und Energie ein Werk Schenkels ist. Er hatte sich als ein Volksführer von hervorragendem Talent bewährt. Mit einem Schlage war er auch eine volksthümliche Persönlichkeit geworden. Zwar seine bisherigen Freunde und Gesinnungsgenossen, auch die an der Fakultät, wie Hundeshagen und Plitt, waren mit ihm für immer zerfallen, dagegen fiel die Scheidewand, welche ihn bisher von den »Liberalen« trennte, völlig. Rasch bildete sich jetzt eine liberal-kirchliche Partei mit den Führern Schenkel, Häusser, Zittel, Schellenberg, welcher der größte Theil des protestantischen Bürgerthums freudig zufiel. Die Wandlung, die damals mit Schenkel vorgegangen war, that sich im Neujahrsartikel der Allg. Kirchenzeitung lebhaft kund, es ist ein Absagebrief an die »Vermittlung«, die ihre Aufgabe jetzt erfüllt habe, der Gegenwart aber, die keine unklaren Vertuschungen mehr dulde, nicht mehr gewachsen sei. Die Allg. Kirchenzeitung war aber für ihn jetzt nicht mehr das richtige Organ, er trat aus der Redaktion dieses Blattes der Vermittlung aus und gründete eine neue Zeitschrift unter dem Titel: Allgemeine kirchliche Zeitschrift. Elberfeld, R. L. Friderichs, welche 1859 zum ersten Mal erschien. Die neue protestantische Partei beherrschte die Lage; während die politischen Kräfte noch schliefen, war sie schon eine selbstbewußte, aktionskräftige Macht geworden. Sie sollte aber bald auch die Mutter neu erwachter politischer Triebkräfte werden. Schon das folgende Jahr brachte den Anlaß zu einer neuen Volkserhebung durch den Abschluß des Konkordats

Digitized by Google

mit Rom. Als das Ministerium Stengel die heftigen Konflikte zwischen Regierung und Kurie, welche in den letzten Jahren das Land erschütterten, durch den Abschluß einer Vereinbarung, welche der Kirche sehr weitgehende Zugeständnisse machte, zu beseitigen suchte, trat die Volksstimmung sofort wieder mit dem Selbstbewußtsein auf, welches sie durch die Agendenbewegung erlangt hatte. Schenkel war auch hier wieder der erste, der aufstand. Am 28. November 1859 sprach eine nach Durlach berufene Versammlung durch die Redner Häusser, Zittel und Schenkel kräftige Proteste aus. Am 29. und 30. März 1860 verwarf die Kammer unter einem ungeheuren Jubel der Bevölkerung das Konkordat und der Großherzog bewahrte auch diesmal die Fühlung mit seinem Volke. Das Konkordat fiel und die bekannte Proklamation vom 7. April eröffnete für Baden eine neue Aera. Dieser politische Umschwung vollendete auch den kirchlichen. Nachdem ein liberales Ministerium an die Regierung gekommen war, waren auch die Tage des bisherigen Kirchenregiments gezählt. Ullmann trat mit Neujahr 1861 in den Ruhestand, bald darauf auch Bähr, der Vater der verhängnißvollen Agende, während den Hofprediger Beyschlag ein Ruf nach Halle aus seiner peinlichen Lage befreite. Gleichzeitig aber erhielt die ev. Kirche den Auftrag zur Ausführung der Selbständigkeit, die ihr durch die Proklamation vom 7. April verheißen war und jetzt gesetzlich gegeben wurde, sich neu zu organisiren. Schenkel gibt für diesen neuen Aufbau der Landeskirche sofort das Stichwort aus, es lautet: Gemeindeprinzip. In der Hauptsache hatte er es schon in seinem »Wesen des Protestantismus«, kurz programmmäßig auch in jenem Artikel über die Agende ausgeführt, jetzt entwickelte er es ausführlich in einer Schrift »Die Erneuerung der deutschen ev. Kirche nach den Grundsätzen der Reformation« (Gotha bei Perthes 1860). Das Gemeindeprinzip, das in einer auf Grund der Gemeinde sich aufbauenden Verfassung sich verwirklicht, ist das wahrhaft protestantische Prinzip, bildet also den Anfang jeder wahrhaft protestantischen Reform; unter seiner Voraussetzung eröffnet Schenkel eine große Perspektive in die Zukunft der ev. Kirche in Deutschland. Eine Durlacher Konferenz im Jahre 1861 entwarf die Grundlinien einer Verfassung nach Maßgabe des Gemeindeprinzips. Rasch erfüllten sich auch diese Wünsche. Der außerordentlichen Generalsynode von 1861 wurde der Entwurf einer Verfassung vorgelegt, welche nach dem Vorbilde der Oldenburgischen Verfassung das »Gemeindeprinzip« in gemäßigter Form zur Geltung brachte, zugleich aber auch der Kirche dem Staate gegenüber eine selbständige Stellung verlieh, und die Synode, obgleich noch nach altem Modus gewählt, aber hervorgegangen aus der starken Strömung der öffentlichen Meinung, nahm den Entwurf an. Das waren die weittragenden Erfolge der Agendenbewegung und Schenkel war in der ganzen Bewegung die hauptsächlichste treibende Kraft. Sein Einfluß im Gange unserer kirchlichen Entwicklung war in dieser Zeit unstreitig ein maßgebender. Er war der Führer der herrschenden Partei, er war ein Führer in der Synode, er nahm als Mitglied des General-Synodalausschusses auch unmittelbar an der Kirchenregierung selbst theil. In dieser Zeit geschah nichts, was nicht entweder von Schenkel ausging, oder wenigstens Schenkels Beifall hatte. Als am 3. Juni 1863 das ev. Predigerseminar sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, fiel das Fest weit über seine Bedeutung hinaus großartig aus: es war zugleich ein Ehrenfest des Mannes, dessen Thatkraft die badische Kirche eine Wiedergeburt zu verdanken hatte, eine Huldigung, an welcher Regierung und Universität und die evangelische Geistlichkeit in großer Zahl sich betheiligte. (Zu diesem Anlaß schrieb Schenkel »Die Bildung der ev. Theologen« 1863.) Daß bei solchen Erfolgen nicht nur in Schenkel, sondern noch vielen andern sich das Gefühl regte, daß eine neue reformatorische Zeit für die evangelische Kirche im Anbruch sei, ist leicht ver-

Digitized by Google

ständlich. Waren doch nicht nur in Baden, sondern auch in der Pfalz und in Hannover ähnliche Volksbewegungen zum Durchbruch gekommen. Daß die Bewegung, wie sie hier an verschiedenen Punkten Deutschlands stattfand, eine deutschnationale werden muß, das ist eine Ueberzeugung, welcher Schenkel auch schon in seiner Schrift »Die kirchliche Frage und ihre protestantische Lösung.« Elberfeld 1862.« einen Ausdruck gibt. Jetzt tritt er und seine Freunde dem Gedanken nahe, die badische Bewegung wirklich zu einer deutschen zu erweitern, oder mit andern Worten eine deutsche kirchlich liberale Partei zu gründen. Zum ersten Male war in Baden der Begriff einer liberalen Partei auch auf das kirchliche Leben angewandt worden, es war eine protestantische Volkspartei im besten Sinne des Wortes geworden, und sie hatte wohlthätige und bleibende Ziele erreicht. Sie hatte im Süddeutschen Ev.-Prot. Wochenblatt ihr Organ und die Durlacher Konferenzen, das Gegenbild jener früheren Reaktionskonferenzen, waren ihre kräftigen Lebensäußerungen in jedem gegebenen Moment. Warum sollte sich diese Parteibildung nicht mit dem gleichen Erfolge auf Deutschland anwenden? Der Gedanke fand umsomehr Nahrung, als in Preußen nach kurzer liberaler Periode im Anfang der Regierung des Prinzregenten wieder eine Reaktion eingetreten war und das Regierungssystem des Herrn v. Mühler schwer auf der Kirche lastete. Die Durlacher Konferenz vom 3. August 1863 beschloß auf eine Rede Schenkels hin zur Gründung eines »Deutschen Protestantenvereins« eine vorbereitende Versammlung zu berufen, und schon am 30. September fand in Frankfurt a. M. eine aus ganz Deutschland, auch von Politikern wie Bluntschli, Bennigsen, Oetker besuchte protestantische Notabelnversammlung statt, welche den beabsichtigten Verein thatsächlich in's Leben rief. Während Rothe den großen Grundgedanken des Vereins: die Nothwendigkeit einer Wiederversöhnung der Kirche mit der ihr entfremdeten Zeitbildung durch eine allmählige Reform ihrer selbst, entwickelte, war Schenkel die Triebfeder, der Organisator, der geschickte Vertheidiger seiner Zweckmäßigkeit, der geistige Leiter. Bluntschli wurde der erste Präsident des Vereins, Schenkel Vicepräsident, Heidelberg der leitende Mittelpunkt. (Vgl. Schenkel. Der Deutsche Protestantenverein. Wiesbaden 1868.) Rasch entfaltete sich auch der Verein und gliederte sich in Zweigvereine, die bald in keinem Theile Deutschlands fehlten. Jedes Jahr, wenn nicht die kriegerischen Ereignisse des Jahrzehnts die Abhaltung unmöglich machten, fand ein Protestantentag statt, der sich mit allen wichtigen Zeitfragen beschäftigte. Kaum kann man sich ein Leben aufstrebender und erfolgreicher denken als das Leben Schenkels vom Jahr 1858 bis 1863. Es war ein rasches, ungehemmtes Aufsteigen an Bedeutung, Einfluß und Popularität. Das Jahr 1864 bedeutet aber einen mächtigen Rückschlag. Es war ein Jahr, welches auf das ganze nachfolgende Leben eine trübende Wirkung ausgeübt hat. Es war ohne Zweifel auch kein glücklicher Gedanke, den Schenkel in einem Augenblick der gespanntesten Lage, als die in Baden überwundene Partei auf eine Stunde der Gerechtigkeit und eine günstige Gelegenheit des Gegenschlages wartete, angeregt von dem ungeheuren Erfolg des Lebens Jesu von Renan, faßte, den Gedanken nämlich, dem französischen Werke ein deutsches gegenüber zu stellen. Er glaubte damit dem Bedürfniß der Gemeinde, deren religiöses Interesse sich in den letzten Jahren so lebendig erwiesen hatte, entgegenzukommen, und konnte das Werk mit um so besserem Gewissen unternehmen, als die Resultate der deutschen Kritik, auf die er fußte, sich wesentlich positiver gestaltet hatten als bei Strauß und Renan und zum religiösen Bewußtsein der gebildeten Gemeinde in keinem Mißverhältnisse stand. Das »Charakterbild Jesu« (Wiesbaden bei Niedner 1864), auch als Volksausgabe 1864, nach dem Protestkampfe revidirt 1872, war durchaus kein radikales Buch, viele andere Werke von viel entschiedenerem Charakter sind

Digitized by Google

unbeanstandet geblieben. Gibt der Verfasser auch manche Erzählung der Evangelien als sagenhaft auf, so findet er doch in der Regel einen historischen Kern darin oder es sind Erzählungen, die auch in konservativen Kreisen Beanstandung zu finden pflegen. Die Wunder werden als Thatsachen nicht schlechthin geleugnet, z. B. die Heilungen sind Wirkungen einer bei Jesus vorhandenen ungewöhnlichen Naturgabe. Zweifel konnte in der wichtigen Frage der Auferstehung obwalten, ob der Verfasser die Erscheinungen als Visionen faßt oder als reale Offenbarungen eines auferstandenen, verklärten Christus. Die späteren Ausgaben haben die Darstellung in letzterem Sinne erklärt. Aber der Reflex, der von den Zeitkämpfen überall im Buche zu finden war, und das Odium, das von den erfolgreichen badischen Kämpfen her auf dem Namen des Verfassers lag, genügten, eine Feindschaft hervorzurufen, wie sie selten noch ein Buch erlebt haben mag. Am 2. Juni 1864 erließen 119 badische Pfarrer einen Protest, in welchem sie erklären: Da Dr. Schenkel die Grundlehren des Christenthums, die Menschwerdung, die übernatürliche Geburt, die Sündlosigkeit, die Wunder, die Auferstehung u. s. w. leugne, so habe er sich damit unfähig gemacht, ein kirchliches Lehramt zu bekleiden. Die Protesterheber erwarten von der Behörde die Absetzung des Seminardirektors. Am 13. Juli sammelte eine Durlacher Versammlung die Kräfte der liberalen Partei, diese Bedrohung der Lehrfreiheit abzuwehren; vor großer, bewegter Versammlung sprachen Holtzmann und Bluntschli, Ersterer zum Nachweis des wissenschaftlichen Unrechts der Protesterheber, Letzterer zur Vertheidigung des Rechts protestantischer Lehrfreiheit. In einem Erlaß vom 17. August antwortete der Oberkirchenrath auf den ihm überreichten Protest. Er weist die Protestirenden ab, theils aus dem allgemeinen Grunde, weil die protestantische Kirche die wissenschaftliche Bewegung und ihre Freiheit nicht entbehren könne, theils aus den besonderen kirchenrechtlichen Verhältnissen Badens, die (Kirchenrathsinstruktion vom Jahr 1797) nur in dem Falle ein Einschreiten zulassen, wenn ein Lehrer der Landeskirche die »Regierungsgewalt Christi« antaste. Eine erneute Vorstellung der Protesterheber an den Oberkirchenrath wurde scharf abgewiesen. Aber die Bewegung war damit keineswegs zu Ende. Vielmehr nahm sie jetzt Dimensionen an, die man nur versteht, wenn man erwägt, daß die badische Bewegung mit ihren Erfolgen die in Deutschland herrschende orthodoxe Richtung längst in die größte Besorgniß versetzt hatte und daß man die Zeit für gekommen erachtete, einen Feldzug zu unternehmen, der nicht nur Schenkel traf, sondern den ganzen badischen Liberalismus. Es erfolgte eine Erhebung der gesammten ganzen und halben Orthodoxie von den bayerischen Alpen an bis zur Nordgrenze Schleswigs, ja noch über Deutschlands Grenzen hinaus. Zwar die Demonstration, die auf dem Kirchentag zu Altenburg beabsichtigt war, fiel dadurch ins Wasser, daß der Referent Beyschlag das »Leben Jesu« in einer Weise behandelte, die prinzipiell wenig Unterschied zeigt von derjenigen des Angeklagten. Dafür aber folgte Diöcese auf Diöcese, Konferenz auf Konferenz mit Protesten wider Schenkel, oft in der wunderlichsten prophetischen und apokalyptischen Ausdrucksweise und regelrechten Anathemaformeln; man zählt 6248 Pastoren, welche an diesem Kriege mit Namensunterschrift theilgenommen haben. Aber nicht nur die Geistlichen in Süd und Nord, sondern — als die Protesterheber ihren Protest auch den auswärtigen Kirchenregierungen vorgelegt hatten — auch der preußische Oberkirchenrath mischte sich, durch einen Erlaß vom 8. Dezember 1864, in die große Angelegenheit, indem er erklärte, daß er sich nicht hineinmischen wolle und auch nicht wünsche, daß sich die Konsistorien einmischen, thatsächlich aber eine Verurtheilung Schenkels und der badischen Kirche aussprach. (Vgl. Hausrath. D. F. Strauß. 2. Band.) Die Rückwirkung dieses unerhörten Massen-

Digitized by Google

bannes auf Schenkel war eine tiefe und nachhaltige. Er wurde da getroffen, wo seine Natur am empfindlichsten war; er ertrug nichts schwerer als die Empfindung, außerhalb der großen Strömungen gedrängt zu sein, als das Gefühl der Isolirung. Immer befand er sich sonst in der Mitte des breiten Stromes, immer, und gerade in letzter Zeit besonders, war er von der großen Zeitströmung getragen. Jetzt fühlte er sich nach der einen Seite hin plötzlich hinausgedrängt, und der Gegendruck von der Seite her, auf die er sich stützte, zeigte sich nicht stark genug. Mit unverhohlener Schadenfreude trat gerade jetzt auch die radikale Richtung hervor. Strauß erhebt nach der Durlacher Versammlung in der Nationalzeitung die Frage, ob es denn auch der Mühe werth sei, für eine Schrift wie die Schenkel'sche diesen Apparat in Bewegung zu setzen. Bald darauf folgt die Streitschrift »Die Halben und die Ganzen« (1865). Sie meinte damit Schenkel und Hengstenberg, zielte aber vorwiegend nach den »Halbheiten« des Schenkel'schen Buches. Mehr aber als dieser Angriff von links, den er mit gewohnter Tapferkeit zurückschlug, mußte ihn die Abwendung mancher bisher befreundeter Kreise empfindlich berühren. Nach den mehrjährigen unausgesetzten kirchlichen Kämpfen veranlaßte dieser letzte große Sturm eine weitgehende Ermüdung. In bürgerlichen Kreisen verminderte sich das Interesse und die Geistlichen verlangten nach Frieden. Der Badische Predigerverein entstand aus diesem Bedürfniß nach Annäherung der Parteien. Die Protestpartei wies zwar die Theilnahme daran ab, weil Schenkel im Verein war, aber die Friedensparole war gegeben. In solchen friedensbedürftigen Zeiten erscheint derjenige, der Anlaß eines Streites geworden, nicht blos als der Anlaß, sondern auch als die Schuld. Aber nicht blos Schenkel hatte diese Wendung der Stimmung zu fühlen, sondern auch der Protestantenverein, den man einfach für das Schenkel'sche Buch mit verantwortlich machte und den man von jetzt an als den Verein zu charakterisiren pflegte, der die Gottheit Christi läugnet. Der Verein hat sich dadurch nicht abhalten lassen, die Forderung der Lehrfreiheit innerhalb der Grenzen, die das Christenthum überhaupt zieht, nur um so dringlicher zu erheben (Protestantentag zu Eisenach 1865), und es war ihm eine hohe Befriedigung, als die Badische Generalsynode die Frage der Lehrfreiheit mit Bezug auf den Schenkel'schen Fall ganz in diesem Geist behandelte. Dieselbe hat nicht nur die Entscheidung des Oberkirchenraths vom 17. August 1864 gebilligt, sondern auch die volle »Gleichberechtigung derjenigen Diener unserer Landeskirche, welche von dem Recht der freien Schriftforschung Gebrauch machen, mit denjenigen, welche den theologischen Standpunkt der Bekenntnißschriften gegenwärtig noch durchgängig theilen«, formell ausgesprochen. Aber es war auch wieder eine bittere Pille, als die Synode den Zwang zum Besuche des evangelischen Predigerseminars aufhob und als der folgende Synodalbescheid gerade jenen bedeutsamsten Beschluß der Synode über die Lehrfreiheit mit Stillschweigen überging. Dem äußeren Sieg stand also manche bittere Erfahrung gegenüber, der äußeren Anerkennung seines Rechts sogar die Zumuthung eines freiwilligen Rücktritts (vgl. Hausrath, Dav. Fr. Strauß, 2. Bd. S. 328). Schenkels Gesundheit war in diesem Jahre stark erschüttert. — Indessen gewann seine elastische Natur bald wieder die Kraft zu unermüdlichem Schaffen. Zunächst wandte er seine Kraft der Vertheidigung zu. Sein Bestreben geht dahin, die positive Seite seiner Darstellung im Charakterbild mehr in den Vordergrund zu stellen, besonders bemüht er sich, zu beweisen, daß er in der Auferstehungsfrage niemals eine bloße Vision gelehrt habe. Prinzipieller ist seine Vertheidigung in der größeren Schrift: »Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampf mit der kirchlichen Reaktion.« Wiesbaden 1865; sie behandelt alle einschlägigen Fragen geschichtlicher, prinzipieller und persönlicher Art. Einen sachlichen Nachweis, daß die freiere Auf-

Digitized by Google

fassung des Christenthums dem religiösen Bedürfnisse genüge, gibt das Buch »Christenthum und Kirche im Einklange mit der Kulturentwickelung.« Wiesbaden 1867, indem es die wichtigsten religiösen Fragen über Gott, Offenbarung, Wunder, hl. Schrift bespricht und eine kritische Geschichte des Christenthums bietet durch alle seine verschiedenen Entwicklungsstadien hindurch bis auf die Gegenwart. Dann folgen Arbeiten biographischer Natur. Hatte sich ein gedruckter Vortrag 1863 mit Pestalozzi beschäftigt, so veranlassen ihn Erinnerungstage an E. M. Arndt und Fr. Schleiermacher zu lebendig geschriebenen Lebensbildern (jenes 1866, dieses 1868. Elberfeld). Das Lutherdenkmal in Worms führt ihn auch wieder zu Lutherstudien zurück (Luther und seine Kampfgenossen. Lahr 1868, Luther in Worms und Wittenberg. Elberfeld 1870). Zugleich war diese zweite Hälfte der 60r Jahre die Zeit seiner großen Volksreden. Darin war er ein Meister ersten Ranges. In Hessen, Baden und der Pfalz, in den Städten und auf dem Land hielt er häufige Vorträge und Volksversammlungsreden. Auf dem Protestantentage zu Neustadt 1867 hatte er ein Referat über das Prinzip der Union. Im gleichen Jahr erschien ein Vortrag über die gegenwärtige Lage der protestantischen Kirche in mehreren Auflagen. Bei der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms am 25. Juli 1868 ergriff er am Vorabend das Wort, um unter großem Beifall des Volkes Luther als den Geist des Fortschritts zu feiern. Noch glänzender war die Rede, welche Schenkel gleichfalls in Worms am 31. Mai 1869 hielt, als dort eine nach Tausenden zählende Volksversammlung gegen die Einladung Pius' IX. in die römische Kirche protestirte. Auf dem Feste zum 100. Geburtstag Schleiermachers, welches in Berlin am 21. November 1869 stattfand, hielt er die Festrede und auf dem Protestantentage zu Berlin im gleichen Jahr hatte er das Referat über die kirchliche Frage. Das Jahr 1870 ist auch für die kirchlichen Kämpfe ein Wendepunkt, das öffentliche Interesse wendet sich von der kirchlichen Frage zu der politischen und wirthschaftlichen. So trat auch für den Mann eine Stille ein, der bis dahin immer mitten in den Wogen des öffentlichen Lebens gestanden war. Aus den öffentlichen Kämpfen zog er sich möglichst zurück. 1873 ließ er sogar seine »Allg. kirchl. Zeitschrift« eingehen. Zwar nahm er noch an den Generalsynoden von 1871, 1876 und 1884 Antheil, aber ohne eine prononcirte Stellung darin einzunehmen; auch im lokalen kirchlichen Leben wirkte er mit Eifer weiter. Seine wissenschaftliche Arbeit ist aber in dieser Zeit so rastlos als jemals. Seit dem Jahr 1868 redigirte er ein groß angelegtes Werk »Bibellexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder«, an welchem die hervorragendsten Bibelforscher mitarbeiteten. 1877 erschienen »Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens». Leipzig. F. A. Brockhaus. Dies ist eine Darstellung seiner dogmatischen Anschauungen, wie sie sich im Laufe der spätern Entwicklung in ihm ausgebildet hatten. 1879 erschien das »Christusbild der apostolischen und nachapostolischen Zeit« — eine Ergänzung zum »Charakterbild Jesu«, insofern es das Bild Jesu zu geben versucht, wie es sich in dem Bewußtsein der Apostel und ihrer Zeit einst abgespiegelt hat. Die letzten Jahre Schenkels waren durch vielfache Leiden getrübt. Die Kämpfe waren nicht ohne tiefe Schäden in seinem körperlichen Leben geblieben. Die Leiden nöthigten ihn, seine Thätigkeit immer mehr einzuschränken, bis er endlich 1884 sein ganzes Amt niederlegte. Eine Adresse seiner Schüler, unter denen auch frühere Gegner nicht fehlten, bezeugte sein Verdienst um die Landeskirche und die Erziehung der theologischen Jugend. Nach monatelanger Zurückgezogenheit in die Stille des Studierzimmers bei klarem Geist, aber im Kampf des Lebens aufgeriebenem Nervensystem, starb er am 19. Mai 1885. In seinem Familienleben hatte er bis zuletzt viel Glück

Digitized by Google

erlebt. Er hinterließ außer der Gattin, die ihm im Kampfe und Leiden als guter Geist allzeit zur Seite stand, drei Söhne: Bernhard, Domprediger in Bremen, Karl, badischer Ministerialrath, und Otto, Bankdirektor; endlich eine Tochter, Sophie, die mit dem Professor der Rechte Siegfried Brie verheirathet war, seitdem aber dem Vater im Tod nachgefolgt ist. — Man überblickt hier ein Leben, in welchem sich, wie in keinem einzigen andern seiner Zeit, die Kirchengeschichte der letzten Jahrzehnte widerspiegelt, und nicht nur wie in einem Spiegel, sondern wie in einer lebendigen Kraft, die mitten im Ganzen steht als eines der mächtigsten Räder im ganzen Triebwerk. Schenkels Namen wird in keiner Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts fehlen können, er wird immer der Ausdruck einer der bedeutsamsten Strömungen in den letzten 3 Jahrzehnten der protestantischen Kirche bleiben. Er ist eine rastlos und energisch arbeitende Kraft in seiner Zeit; in den 50 Jahren seines Schaffens gab es keine einzige bedeutende Sache in der Kirche, an der er nicht betheiligt wäre, keinen einzigen Prinzipienkampf, in den einzutreten er sich nicht berufen gefühlt hätte. Eigenthümlich an ihm ist die Verbindung von Wissenschaft und praktischem Leben. Er war von Beruf Mann der Wissenschaft und er war durch große Begabung dazu bestimmt. Ein umfassendes Wissen, eine elastische Fähigkeit, sich in jedem Gebiet rasch zurecht zu finden; eine rasche selbständige Aneignung, eine ungewöhnliche literarische Produktionskraft mit klarer und gewandter Darstellung, haben ihn dazu berufen. Und doch liegt nicht hier der Schwerpunkt, sondern im praktischen Leben der Kirche. Der Leser seiner Schriften merkt bald, daß er keinen Gelehrten im gewöhnlichen Sinne vor sich hat, der das Wissen um des Wissens willen liebt und die Wissenschaft um rein theoretischer Erkenntnisse willen treibt: sämmtliche Schriften sind aus Zeitbedürfnissen entstanden und sind wieder von Zwecken erfüllt, die in der Zeit liegen. Auch seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen sind ihm mehr oder weniger augenscheinlich vom Geiste der Zeit inspirirt und gestalten sich diesem gemäß um. Sein wissenschaftliches Arbeiten ist weniger durch wissenschaftliche Originalität als dadurch charakteristisch, daß man in ihnen immer den Athem der Zeit heraushört. Er war vor Allem ein Mann des praktischen Lebens und der That. Als solcher hatte er unermüdlich und treu gewirkt, als Seminardirektor, als Prediger, als Mitglied des Kirchengemeinderaths und der Synoden. Am größten war er im öffentlichen Leben. In ihm lebte er vollständig. Alles, was die Zeit bewegte, bewegte seine erregbare Seele auf's tiefste; für die großen, stillen Strömungen einer Zeit hatte er ein feines Gefühl, für die Aufgaben, die eine Zeit stellte, ein scharfes Verständniß, und immer hat er die gegebene Aufgabe mit dem Feuer seines Wesens ergriffen. Und wo er stand, da stand er immer als ganzer Mann. Glänzend waren die Eigenschaften, die er als Mann der That zeigte: die Raschheit und Schärfe, mit der er die Lage der Dinge, den Charakter des Augenblicks, die Gefahren und Aufgaben erfaßte, die Entschlossenheit und Sicherheit seines Auftretens und doch die so vorsichtige, nach allen Seiten hin abwägende Umsicht, die Kühnheit seines Wollens und doch die Klugheit, mit der er das Erreichbare und das Unmögliche von einander zu scheiden wußte, das stürmische Vorwärts und doch wieder die nie von ihm aufgegebene vermittelnde und versöhnende Tendenz. Er war ein vortrefflicher Parlamentarier, in der Debatte war ihm nicht leicht ein anderer überlegen: dialektische Begabung, Gewandtheit, Schlagfertigkeit, Benutzung der Momente standen ihm reichlich zur Verfügung. Als Volksredner verstand er es, Mässen zu elektrisiren. Als Polemiker und Agitator war er kaum übertroffen. Er war dazu von der Natur wie bestimmt. Er war eine ächte Kampfesnatur. In den großen Bewegungen hatte er etwas von einem Feldherrn. Wie hat er es verstanden, eine Bewegung in Fluß zu bringen!

Digitized by Google

eine Fahne voran zu tragen! wie unermüdlich war er, wo alle müde waren! Hätte sich nicht eine starke Reizbarkeit der Natur mit diesen Eigenschaften gemischt, so wäre in ihm Vieles vereinigt gewesen, was einen Mann des öffentlichen Lebens schafft, der bestimmt ist, Großes zu wirken. Diese Eigenschaft aber hat seinen Erfolgen manche Schranken auferlegt. Sie hat auch die Folge gehabt, daß der Kampf aus einem sachlichen zu einem persönlichen wurde und daß schließlich eine so unerhörte Feindschaft, wie wir sie im Proteststreite gegen ihn persönlich gewandt sehen, entstehen konnte. Aber diese Einseitigkeit seines Wesens und Wirkens soll uns nicht hindern, das reiche Leben als Ganzes bewundernd zu überblicken: es ist ein Kämpfen von Anfang bis zu Ende, aber es ist ein Kämpfen, welches allezeit einem hohen Gegenstande gilt — dem Protestantismus. Es gibt keinen protestantischen Theologen, in dessen Schriften, Reden und Thaten dieser Begriff eine größere Stellung einnähme als bei Schenkel; der Protestantismus ist der Gegenstand seiner Studien, der Ausgang und das Ziel seiner Arbeit, er ist das große Pathos in seinem Leben, Kämpfen und Leiden. Sein unvergängliches Verdienst wird es bleiben, den Protestantismus als ein großes theoretisches und praktisches Prinzip in weiteren, auch nicht theologischen, Kreisen zum Bewußtsein gebracht zu haben, nicht minder die beiden abgeleiteten Begriffe Union und Gemeindeprinzip. Die badische Landeskirche aber hat insbesondere Ursache, sich seines Wirkens mit Dankbarkeit zu erinnern; denn es kann kein Zweifel sein, daß zu ihrer segensreichen Entwickelung in den letzten 30 Jahren Daniel Schenkel die Bahn geöffnet hat. (Vgl. Holtzmann in der Protestantischen Kirchenzeitung 1885. Hönig in der Karlsruher Zeitung und in der »Predigt der Gegenwart« 1885. W. Hönig.

August Scherm

wurde am 22. August 1810 zu Freiburg i. B. geboren, woselbst sein Vater dem Geschäfte eines »Bilderstechers« bei kärglichem Verdienste oblag. So waren die Pfade, welche der Knabe Scherm zu wandeln hatte, von der Wiege an nicht mit Blumen bestreut, sondern fast nur mit Dornen. Das düstere Hungerjahr 1817 ließ unauslöschliche Erinnerungen in ihm zurück, denen er in späteren Jahren drastischen Ausdruck zu geben pflegte: denn die damaligen »Kreuzerbrödchen« waren für jugendliche Mägen eben auch gar zu klein! — Den ersten Unterricht erhielt August Scherm an der Volksschule seiner Geburtsstadt und übte sich nebenbei auch in der Stechkunst seines Vaters. Dies trug wohl dazu bei, daß er sich eine höchst akkurate, feste und formenschöne Schrift aneignete, deren Züge er durch sein ganzes Leben, bis in sein höchstes Alter beibehielt und die bei ihm charakteristisch waren. Hätte er die nur vorübergehende Beschäftigung zu seinem eigentlichen Berufe gemacht, so wäre er bei der Energie und Ausdauer, womit er das einmal Erfaßte betrieb, gewiß ein Meister in demselben geworden. Hiefür zeugt ein »Gebet des Herrn«, das von seiner Hand auf minimalstem Raume und in zierlichsten Zügen niedergeschrieben, noch vorhanden ist. Aber seine Neigung und die gegebene Gelegenheit zog ihn mächtig zum wissenschaftlichen Berufe. Und so wurde ihm, wenn auch nur ungerne und unter schwerfallenden Opfern von den Eltern, der Besuch des Freiburger Gymnasiums gestattet, vom Jahre 1824—27, das damals aus fünf Kursen bestand unter der Leitung des Professors Dr. Schreiber. Unter Erringung der besten Noten, Plätze und Preise rückte der strebsame Jüngling von Klasse zu Klasse und absolvirte mit dem Jahre 1827, um an der Breisgauischen Hochschule sich dem Studium der Philosophie, Philologie und Theologie zu widmen. Nach Beendigung desselben übernahm er 1832/33 eine Lehrstelle an dem damals in hohem Rufe stehenden Institut der Frau Kayser in Heidelberg und hörte an der dortigen Universität gleichzeitig auch philologische und historische Vorlesungen

Digitized by Google

bei Kreuzer und Schlosser. Auf Drängen der Eltern gab er nach Jahresfrist diese Stellung wieder auf, zum großen Bedauern der Frau Kayser und mit einem glänzenden Zeugniß derselben über seine erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer des Instituts. Im gleichen Jahre unterzog er sich der philologischen Staatsprüfung am Lyceum in Rastatt mit gutem Erfolge, wurde als Lehramtspraktikant rezipirt und als solcher (1833/34) am Gymnasium zu Bruchsal verwendet. — Der Verwendung in Bruchsal folgte eine zweijährige (1835 und 1836) in gleicher Eigenschaft am Lyceum in Konstanz mit Uebertragung des Unterrichts in Latein, Griechisch, Geschichte und Geographie in Quarta, Geschichte in Tertia und Sekunda. — Ein Abgangszeugniß nach zweijähriger Wirksamkeit, von dem damaligen Präfekten der Anstalt, dem späteren Direktor Lender, bekundet, nicht weniger anerkennend als das Heidelberger, des Lehrers Geschick in Ertheilung des Unterrichts in den alten Sprachen und Geschichte, seinen Eifer für weitere Ausbildung, seinen ernsten Sinn, sein würdiges Auftreten in der Schule und seinen untadelhaften Wandel außerhalb derselben. Mit dem Ende des Schuljahres 1836 erfolgte eine Berufung an das Lyceum in Freiburg, im Jahre nachher, 1837, die definitive Ernennung zum Lyceallehrer, Ostern 1840 zum Professor, und mit letzterer zugleich eine abermalige Berufung an das Lyceum in Konstanz. Auch in Freiburg erstreckte sich seine Lehrthätigkeit auf den Unterricht in höheren Klassen, Quarta bis Sekunda. Das Verhältniß der Schüler zu dem Lehrer war, um es mit einem Worte zu bezeichnen, das des höchsten Respektes, welchen jenen die Autorität des Lehrers, sein mannhaftes Auftreten, sein Lehrgeschick, seine Wissenschaftlichkeit und sein großer Erfolg im Unterrichten einflößte. Jeder sah, daß er lernen mußte, und daß er etwas lernen konnte, wenn es nicht ganz an Begabung und gutem Willen dazu fehlte. Die Verhältnisse der Anstalt waren damals eigener Art, ganz anders als die der heutigen Gymnasien überhaupt. Die Schüler standen im Allgemeinen in einem viel höheren Alter als heutzutage an den Gelehrtenschulen, — es gab in der Prima solche bis zum Alter von 20—22 Jahren und darüber, und war zur Behauptung der Autorität der Lehrer und zur Aufrechterhaltung der Disciplin ein unbedingter und voller Respekt vor der Persönlichkeit und dem Schulgesetze nothwendig. Diesen Respekt wußte Professor Scherm wie kaum ein anderer Lehrer der Anstalt den Schülern zu gebieten. Zu dem wissenschaftlichen Streben und der Begeisterung für das Ideale, welche unter einem Theil der Schülerschaft herrschte, trug er nicht am wenigsten bei. Dieses Zeugniß werden ihm gewiß gern alle Diejenigen ausstellen, die damals und auch früher und später noch seine Schüler waren und jetzt in mehr oder weniger hoher Stellung im Dienste des Staates und der Kirche wirken. Die Stellung eines öffentlichen Lehrers und Dieners des Staates war damals nicht frei von Schwierigkeiten mancher Art und gefährlichen Klippen, an denen so mancher auf seiner Fahrt durch's Leben scheiterte. — Die Zeiten waren, namentlich in der badischen Seestadt, politisch und kirchlich sehr bewegt, A. Scherm huldigte, wie ein großer Theil der damaligen badischen Beamtenwelt, liberalen Ansichten, wirkte mit der liberalen Partei, jedoch mit jener Reserve, welche ihm seine Stellung als Staatsdiener auferlegte, und vergaß niemals, daß die Wirksamkeit im Berufe über aller Parteinahme stehen müsse. Und als endlich die deutsche politische Bewegung in die Erschütterungen und Auswüchse der Jahre 1848 und 49 überging, verhielt er sich gegen dieselbe völlig abweisend und gegnerisch. Es brachte übrigens der Schluß des Schuljahres 1848 seine Versetzung an das Lyceum nach Freiburg mit sich, der des Jahres 1849 die Uebertragung der Direktion an dem Gymnasium zu Bruchsal. Damit trat ein entscheidender Wendepunkt im Leben Scherm's ein, und er tritt von nun an als Direktor in der Mittelschule vor uns, zuerst von 1849—65 in Bruchsal, sodann

Digitized by Google

von 1865—74 in Rastatt. Dem neuen Leiter der Bruchsaler Anstalt war zunächst die Aufgabe gestellt, gewissen Zerrüttungen, die aus den Jahren 1848 und 49 herstammten, Abhilfe zu verschaffen und der Anstalt eine bessere finanzielle Stellung und Unterlage zu verschaffen. Beide Aufgaben wurden im Verlaufe der Zeit gelöst. In die Bruchsaler Wirksamkeit noch griff die neue Organisation des badischen Mittelschulwesens ein in der sog. neuen Aera, wie dieselbe durch deren Gesetzgebung und Verordnungen in den 60er Jahren geschaffen wurde. Obgleich aus der alten Schule hervorgegangen und dieser während der längsten Zeit seiner Thätigkeit angehörend, wußte Scherm doch sich mit Leichtigkeit in die neue Zeit zu finden und wurde im Jahre 1865 zum Direktor an das Gymnasium zu Rastatt befördert, nachdem er ein Jahr zuvor durch Verleihung des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet worden war. Seine Wirksamkeit als Direktor, vorübergehend auch Mitglied des Oberschulraths, in Rastatt erstreckt sich bis zum Jahre 1874. Höheres Alter und ein fortschreitendes Augenübel ließen seine Versetzung in den Ruhestand wünschenswerth erscheinen und es wurde ihm dieselbe auch auf den Schluß des Schuljahres gewährt unter Verleihung des Titels »Geheimer Hofrath«. Sein Otium cum dignitate beschloß er in seiner Geburtsstadt, im schönen Freiburg, zu verleben. Hier waren ihm noch 13 Lebensjahre beschieden, zuletzt jedoch sehr betrübte, erstlich durch den Tod seiner treuen Gattin, welcher 1886 erfolgte, sodann durch allmählige Minderung seiner körperlichen Kräfte, die ihm in den letzten dreiviertel Jahren seines Lebens jedes Ausgehen unmöglich machte, und schließlich durch ein akutes Fußleiden, das mit den größten Schmerzen verbunden war und ihn über sieben Wochen lang an das Krankenbett fesselte. Ein Herzleiden kam noch hinzu und beschleunigte seinen Tod, der noch ein unerwartet sanfter war. Er entschlief am 20. Januar 1888. — Durch schriftstellerische Leistungen hat sich Scherm unter seinen Berufsgenossen nicht hervorgethan; er war kein Gelehrter im weiteren Sinne des Wortes. Es sind von ihm blos zwei Abhandlungen über des Sophokles Antigone als wissenschaftliche Beilagen zu Programmen des Lyceums zu Konstanz und des Gymnasiums zu Bruchsal vorhanden (1846 und 1851), ferner in zwei weiteren Beilagen zum Bruchsaler Programm (1856 und 1860) Beiträge zur »Geschichte und Statistik der Anstalt«. — Sein Berufsfach war ganz und gar das Lehrfach. Schulmann, oder wenn wir lieber wollen, Schulmeister war er im besten Sinne des Wortes. Hierin galt für ihn das Shakespeare'sche Wort: he was a man, take him for all in all! — Schulhalten war auch seine Lieblingssache, war ihm Genuß. So leicht ihm dasselbe aber auch fiel, nahm er es doch sehr ernst für sich und seine Schüler. Die strengen Anforderungen, die er an diese machte, machte er auch an sich selbst. Und so blieb denn auch der Erfolg selten aus. Von seinen untergebenen Mitarbeitern in der Jugendbildung forderte er denselben gewissenhaften Eifer in der Erfüllung der Berufspflichten, wie von sich selbst, nicht mehr, nicht weniger. Durch Handhabung strenger Disziplin erleichterte er denselben, wie sich selbst, seinen Beruf, wirkte zum Segen der Jugend, die er an Arbeit, Gehorsam und gute Sitte gewöhnte, sowie zum Gedeihen der ihm anvertrauten Anstalten. Seinen Eltern war er ein pietätvoller Sohn und Unterstützer, seiner Familie ein liebevoller Vater und Fürsorger, in der Erfüllung seiner Familienpflichten ebenso gewissenhaft wie in der Erfüllung seiner Berufspflichten; dieselbe Pünktlichkeit und Ordnung herrschte im privaten Haushalte, wie in seiner Amtsführung. In früherer Zeit ein regelmäßiger Besucher seiner Abendgesellschaft, meist nur auf einem »Museum«, zog er sich seit seiner Versetzung in den Ruhestand ganz auf den engen Kreis seiner Familie zurück, ohne der Lektüre, besonders seiner Lieblingsschriftsteller, völlig zu entsagen. Gerne hielt er auch in diesen Tagen Umschau unter seinen Alters- und Schulgenossen und

Digitized by Google

seinen ehemaligen Schülern. In Programmen, weltlichen und geistlichen Personalhandbüchern waren bei vielen hundert Namen Beruf, Sitz der Wirksamkeit, Versetzung, Beförderung oder der Tod sorgsam notirt. Wie viele, viele Kreuzchen hatte er da zu machen, bis auch zuletzt hinter seinem Namen ein solches zu stehen kam. (Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 60, Beilage.)

Ludwig Schindler

wurde am 17. August 1828 in Rastatt geboren und dort in einfachen bürgerlichen Verhältnissen erzogen. Obgleich sein Vater anfangs der Kosten wegen widerstrebte, den Sohn in das Lyceum zu schicken, so brachte dieser doch durch vieles Bitten und Versprechen, sowie durch seinen großen Lerneifer den Vater zum Nachgeben. Da Schindler bald einer der fleißigsten und strebsamsten Lyceisten war, so fand er seitens der Lehrerkonferenz manche Hilfe und Förderung und war auch wegen seines frischen, liebenswürdigen Wesens und charaktervollen Auftretens bei seinen Mitschülern geliebt und geachtet. — Mit Dank und Verehrung erinnert sich Schindler auch in späteren Jahren noch des »Vaters Loreye«, des wegen seiner humanen Gesinnung und pädagogischen Tüchtigkeit allbekannten Direktors des Rastatter Lyceums, der dem jungen Schindler besonders zugethan war. — Im Jahr 1847 bezog Schindler die Universität Freiburg, um nach dem Herzenswunsch seiner Mutter Theologie zu studiren. Bald aber vertauschte er aus Gewissensbedenken die Theologie mit der Philologie. Anfangs hatte der Student mit manchen Entbehrungen zu kämpfen; später aber gelang es ihm, durch Privatunterricht, theilweise auch durch Stipendien sich ausreichende Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu verschaffen. — Im Sommer des Revolutionsjahres 1849 wurde sein Studium unterbrochen. Er wollte sich nicht der Akademischen Legion anschließen und brachte mit seinem Zögling einige Monate in der Schweiz zu, von wo er erst nach der Uebergabe seiner Vaterstadt Rastatt an die preußische Armee zurückkehrte. — In Freiburg war es vor Allen Baumstark, dessen Vorlesungen Schindler hörte und durch die er sich angezogen fühlte. Gerne hätte er auch einige Zeit in Heidelberg studirt, zumal Professor Feuerbach in Freiburg wegen Krankheit verhindert war, zu lesen; aber Schindler mußte aus Mangel an Mitteln auf diesen Herzenswunsch verzichten. — Nachdem der Kandidat das Staatsexamen 1851 bestanden, nachträglich auch während einiger Monate der Militärpflicht genügt und im Sommer 1852 am Lyceum in Freiburg volontirt hatte, wurde er im Herbst dieses Jahres zur Leitung der neuerrichteten lateinischen Privatschule in Neckarbischofsheim berufen. Hier entwickelte der junge Vorstand eine rege und vielseitige Thätigkeit und mußte so ziemlich in allen Fächern Unterricht ertheilen. — Gerne wäre Schindler länger auf dieser Stelle geblieben, aber ohne mehrjährige Wirksamkeit an öffentlichen Anstalten durfte er auf keine definitive Anstellung im Staatsdienste rechnen. — Deshalb ließ er sich nach zwei Jahren als Lehramtspraktikant verwenden und war als solcher an den Lyceen bezw. Gymnasien in Mannheim, Bruchsal, Offenburg, Konstanz und Donaueschingen thätig, bis er 1859 die erste definitive Anstellung als Vorstand der Höheren Bürgerschule in Ettlingen fand. — Mit großem Eifer und anerkennenswerthem Erfolge wirkte Schindler in letzterer Stadt und hat besonders auch dadurch sich um die Erziehung der dortigen Jugend verdient gemacht, daß er an der von seiner Frau errichteten Privattöchterschule rathende und thätige Mithilfe leistete. — So innig verwachsen Schindler mit den Ettlinger Verhältnissen war und so gerne er dort lebte, so freute ihn doch die 1868 erfolgte ehrenvolle Ernennung zum Kreisschulrath in Waldshut, und voll frischen Muths und lebendigen Eifers trat er in den neuen Dienstkreis ein. — Wie verantwortungsvoll und anstrengend, ja wie auf-

Digitized by Google

reibend auch die Arbeit eines Kreisschulraths in Waldshut ist, Schindler zeigte sich ihr gewachsen. Er verstand es, sich bald in die dienstliche Aufgabe einzuarbeiten. Es gelang ihm durch seinen pädagogischen Takt und seine tüchtige Bildung, anregend und fördernd auf die ihm unterstellten Lehrer einzuwirken und sich zugleich durch sein frisches, gerades, humanes Wesen das Vertrauen derselben in hohem Grade zu erwerben. — Auch mit der Bevölkerung, zu der ein Kreisschulrath so viele Beziehungen hat, wußte sich Schindler trefflich zu stellen, und seiner leutseligen, aller bureaukratischen Behandlungsweise abgeneigten Natur gelang es, auch den verschlossenen und zurückhaltenden »Wälder« für sich zu gewinnen. Nach 9jähriger Wirksamkeit am Oberrhein wurde, nach dem Tode des Kreisschulraths Jung, Schindler die Visitatur Baden übertragen, welcher Bezirk für ihn nicht blos wegen der günstigeren Lage, sondern auch wegen der alten Beziehungen zu Rastatt und Ettlingen besonders werthvoll war. — Mit derselben Treue und Gewissenhaftigkeit hat Schindler im Unterlande weiter gewirkt und sich hier ebenfalls einen geachteten Namen erworben. — In der Einsicht, daß es unseren Fortbildungsschulen theilweise an einem passenden Unterrichtsstoffe fehle, gab Schindler vom Jahr 1886 an »Die Badische Fortbildungsschule, Monatshefte zur Belehrung und Unterhaltung der Schüler ꝛc.« heraus und wurde dabei von Lehrern und Schulfreunden unterstützt. Die darin enthaltenen geschichtlichen Aufsätze, die neben dem deutschen Vaterland vor allem auch die badische Heimath berücksichtigen, sind recht interessant geschrieben. Ferner finden wir in dieser Zeitschrift werthvolle Artikel über die Pflege der Gesundheit, auch über Obstbau und Bienenzucht, und endlich recht praktisch gewählte Aufgaben aus dem Gebiet der Buchführung, des Rechnens und der Geometrie. Die Hefte haben eine große Verbreitung gefunden und werden in allen Landesgegenden mit Interesse gelesen und mit Nutzen verwerthet. — Seit einigen Jahren hatte der früher so gesunde und kräftige Mann, der noch als Fünfziger eine ganz seltene Rührigkeit und Rüstigkeit gezeigt, über allerlei körperliche Beschwerden zu klagen. Noch kurz vor Weihnachten 1889 hatte er einer Konferenz des Oberschulraths mit den Kreisschulräthen in Karlsruhe angewohnt und sich auch von einer Erkältung, die er sich auf der Reise dahin zugezogen, wieder erholt, als auch ihn die verhängnißvolle Influenza befiel. Anfangs hielt er, wie so viele andere, diese Krankheit für ganz ungefährlich; bald aber stellte sich Lungenentzündung ein, die schon nach drei Tagen, am 11. Januar 1890 Morgens gegen $^1/_2$1 Uhr, den Tod herbeiführte. — Groß ist die Zahl der Freunde, die Schindler im Leben näher getreten sind, und gerne hat man den heiteren, freundlichen und anregenden Mann in der Gesellschaft gesehen und es bedauert, daß die Rücksicht auf seine Gesundheit ihn in den letzten Jahren zwang, fast auf allen geselligen Umgang zu verzichten. — Was er als Schulmann geleistet, hat schon im Jahr 1879 der Großherzog durch Verleihung des Zähringer Löwenordens anerkannt. — Schindler hat aber noch eine andere Auszeichnung erworben, die Liebe und Dankbarkeit der Lehrer, deren aufrichtiger Freund und treuer Berather er gewesen ist. — (G. Wallraff in der Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 21, Beilage.)

Christof Schmezer.

Am 21. November 1882 starb zu Ladenburg im Alter von 82$^1/_2$ Jahren Christof Schmezer, ehemaliger Pfarrer in Ziegelhausen. Mit ihm ist ein Mann geschieden, mit dessen Leben ein glänzendes Stück Geschichte Alt-Heidelbergs verknüpft war. Am 29. April 1800 zu Wertheim geboren, widmete er sich nach Beendigung seiner Gymnasialzeit dem Studium der Theologie auf den Universitäten zu Halle und Heidelberg, unterzog sich 1823 der Staatsprüfung unter

Digitized by Google

dem damaligen Prälaten J. P. Hebel und erhielt als Vikar Verwendung in Schopfheim und Nonnenweier. 1832 bis 1840 finden wir ihn als Pfarrer in Baden, woselbst sich seine Predigten einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatten. In die Zeit seines Badener Aufenthalts fallen seine damals viel gelesenen Schriften: »Blätter für häusliche Erbauung« und »Weihestunden«. 1840 hielt Schmezer seinen Einzug in der Gemeinde Ziegelhausen bei Heidelberg. Welcher Besucher der Musenstadt kennt nicht das freundliche, gewerbthätige Dörfchen im Neckarthale mit seinem Pfarrhause, das am obern Ende so traulich aus dem Grün der Obstbäume und der Rebenlaube des Gärtchens hervorblickt? Es sollte bald zu Zeiten der gastliche Sammelplatz werden, wo sich Freunde aus nah und fern zu geistiger Anregung zusammenfanden. In der sonst stillen Abgeschiedenheit seiner Räume kamen aber auch Schmezer's naturwissenschaftlichen, insbesondere astronomischen Studien, mit denen er sich schon als Vikar mit Vorliebe beschäftigt hatte, zur Reife, und er konnte schon daran denken, mit dem Ergebniß derselben vor die Oeffentlichkeit zu treten. Er that es, indem er in den fünfziger Jahren vor einer jeweils großen und ausgesuchten Zuhörerschaft zu Heidelberg und Mannheim Vorlesungen über Astronomie und Geologie hielt, die jetzt noch bei der älteren Generation der beiden Städte in guter Erinnerung stehen. Man rühmt ihnen eine besonders fesselnde Kraft der Darstellung nach, Klarheit und Lebendigkeit im Vortrage. Als Frucht dieser Vorlesungen gingen zwei volksthümlich geschriebene Schriften hervor: »Die Himmelsräume und ihre Welten« und »Die Vergangenheit und Gegenwart des Erdballs«. Erstere erschien 1853, letztere 1869. — Trotz einer solchen ernsten Seite seines Charakters, wie er sich in seiner Neigung zum geistlichen und zum Lehrberufe über »die erhabensten Gegenstände« ausspricht, war ein gewisser Humor seiner Natur nicht fremd. Es verließ ihn dieser auch im höheren Greisenalter nicht und würzte die Unterhaltung, die er im geselligen Kreise pflog, auf das angenehmste. Mit Scheffel trat er in den fünfziger Jahren in nähere Verbindung. Und da Schmezer in seiner früheren Zeit ein trefflicher Sänger und oft zugleich ein Tonangeber beim Rundgesange in heiterer Gesellschaft war, so wurden ihm von dem Dichter eine große Menge der Lieder, die später im »Gaudeamus« veröffentlicht wurden, zum Vortrage im »Engern« geschickt. So war Schmezer der erste, der die Scheffel'schen Lieder sang und, indem er sie entstehen sah, im Geiste echten Humors vortrug. Manche dieser Lieder entstanden auch durch die Anregung, welche seine naturhistorischen Vorträge dem Dichter gaben, wie »Der Granit«, »Der Ichthyosaurus«, »Der Komet«; manche dankten ihr Dasein fröhlichen Augenblicken, wie z. B.: »Beide auf Nr. 8« oder das Lied fahrender Schüler: »Pfarrherr, du kühler, öffne dein Thor!« oder »Die letzte Hose«. — Das erste Prachtexemplar des »Gaudeamus«, 1868, illustrirt von A. v. Werner, schickte der Dichter seinem Pfarrherrn mit einem artigen Gedichte zu, dessen erste Strophe heißt:

„O Freund am grünen Neckar,
Deß' Stimme so glockenklar,
Dir altem Schweden widm' ich
Dies erste Exemplar.
Wie Goldgeist rheinischer Rebe,
Wie sprossender Frühlingstag
Klang oft zu diesen Liedern
Dein Nachtigallenschlag."

Nachdem manches dieser Lieder in fröhlicher Gesellschaft gesungen worden, löste sich der »Engere« allmälig auf: Häusser starb und nach ihm so mancher fröhliche Zecher. — Schmezer war ebenfalls alt geworden. Im Jahr 1873 feierte

Digitized by Google

er in Ziegelhausen sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Noch einmal faßte der Adler-Saal in Ziegelhausen viele fröhliche Gäste. Den Glanzpunkt des Festes bildete wieder ein zierliches Gedicht Scheffels auf den alten Pfarrherrn, in dem es unter anderem heißt:

„Wie er sich hielt zu seinem Amt,
Bezeugt ihm die Gemeinde,
Er hat geflucht nicht, noch verdammt
Und keinen Mann zum Feinde.
Ihn hieß sein klarer Forschergeist
Des Schöpfers Allmacht ehren,
Und was die Schöpfung Wunder weist,
Erkennen und erklären."

Es war der letzte Lichtblick im Leben Schmezer's. Im Jahr 1875 wurde er pensionirt nnd zog sich nach Ladenburg zurück, wo damals sein ältester Sohn lebte. Seine letzten Jahre wurden ihm besonders durch die Liebe und Anhänglichkeit seiner Kinder erheitert. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 297, Beilage.)

Bernhard Fintan Schmidt

war zu Rheinau im Kanton Zürich am 20. Juni 1821 geboren, besaß aber, da sein Vater in dem benachbarten Orte Altenburg heimathberechtigt war, das badische Staatsbürgerrecht. Die Kinder- und Knabenjahre verlebte er mit fünf im Alter ihm vorangehenden und zwei jüngeren Geschwistern im elterlichen Hause, wo eine fromme, gottesfürchtige Mutter frühzeitig den Samen der Gottes- und Nächstenliebe in die Herzen der Kinder pflanzte. Der muntere, aufgeweckte Knabe erhielt den ersten Unterricht in dem Kloster seines Geburtsortes, das damals bereits durch ein Jahrtausend hin nicht nur im oberen Rheinthale Kultur und Bildung verbreitet, sondern als eine Pflanzstätte der Wissenschaft weithin segensreich gewirkt hatte. Dem erfahrenen Blicke seiner Lehrer entging die gute Veranlagung des Knaben nicht und bald war dieser interner Zögling der damals noch blühenden Klosterschule. Hier in der Stille jener friedlichen Rheininsel, unter der sorgsamen Leitung wissenschaftlich hochgebildeter Benediktiner, entwickelten sich rasch die geistigen Anlagen und Fähigkeiten des Knaben und Jünglings zu reicher Fülle. — Gleichen Schritt mit der Geistesbildung hielt die Pflege des Charakters. Die Zöglinge wurden an ernste angestrengte Arbeit und an Liebe zur Ordnung gewöhnt. Daneben wurde von den Patres auch die gemüthliche Seite des Lebens nicht vernachlässigt und den jugendlichen Herzen der Zöglinge eine frische, heitere, humor- und gemüthvolle Lebensauffassung eingepflanzt. Nicht minder wurden dieselben mit Begeisterung für die Schönheiten ihres Glaubens und der katholischen Gottesverehrung wie mit Liebe und Hingabe für die Kirche erfüllt. — Nach Absolvirung der Klosterschule im Spätjahre 1839 bezog Schmidt das Lyceum zu Freiburg, wo er in die damalige Oberquinta eintrat. 1842 mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen, widmete er sich, seiner Lieblingsneigung zur Mathematik folgend, auf der Universität zu Freiburg und während eines Semesters auf jener zu Heidelberg dem Studium der Kameralwissenschaft mit so gutem Erfolg, daß er im Spätjahr 1846 die kameralistische Staatsprüfung mit Auszeichnung als Erster bestand. Von nun an war Schmidt bis zu seinem Tode, volle 41 Jahre lang, im öffentlichen Dienste thätig, zunächst als Gehilfe bei verschiedenen Staatsverrechnungen: Radolfzell, Durlach, Bonndorf, St. Blasien, Emmendingen, dann als Buchhalter bei der Domänenverwaltung in Lahr, bis er im Spätjahr 1855 zum Vorstand der letztgenannten Stelle ernannt wurde. Im folgenden Jahre schlug er ein Anerbieten, als Kollegial-

Digitized by Google

mitglied in die damalige Oberpostdirektion einzutreten, aus, um die seinem rastlosen Thätigkeitstrieb mehr zusagende Stelle eines Finanzinspektors anzunehmen, die er denn auch während mehr als fünf Jahren mit Geschick und unermüdlichem Eifer versah, bis ihn im Frühjahr 1862 eine im Dienste zugezogene Erkältung auf das Krankenlager warf, von dem er anscheinend kaum mehr sich erheben sollte. Seine stets kräftige Natur überwand jedoch die Krankheit und am 9. Dezember 1862 trat Schmidt, völlig wiederhergestellt und im besten Mannesalter stehend, in den damals neuerrichteten »Katholischen Oberstiftungsrath« ein, der auf Grund des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate zur Aufsichtsführung über die Verwaltung des gesammten katholischen Kirchenvermögens in Baden in's Leben gerufen worden war. Bis zu seinem Tode blieb Schmidt Mitglied dieser Behörde, seit Januar 1877 als Vorsitzender Rath derselben. — Schmidt war das jüngste der weltlichen Mitglieder dieser bei ihrer Errichtung aus einem Präsidenten und fünf Räthen, vier Laien und einem Geistlichen, zusammengesetzten Behörde — als letzter ist er auch in die Ewigkeit hinübergegangen. — Sein entschiedenes, charakterfestes Auftreten, gestützt auf ein reiches Wissen und eine umfassende Arbeitskraft, sicherten ihm aber bald eine hervorragende, Ausschlag gebende Stellung im Kollegium. Da der Katholische Oberstiftungsrath an die Stelle des bis dahin bestandenen Katholischen Oberkirchenraths getreten war, der letztere als Aufsichtsbehörde über das gesammte katholische Stiftungsvermögen aber nicht nur zur Verwaltung und Beaufsichtigung der kirchlichen, sondern auch der weltlichen katholischen, vor Allem der Schulstiftungen berufen war, während der Wirkungskreis der neuen Behörde lediglich die Verwaltung des kirchlichen Stiftungsvermögens umfassen sollte, so war eine der ersten Aufgaben des neu errichteten Oberstiftungsrathes, sein Geschäftsgebiet durch Ausscheidung der weltlichen Stiftungen, die er nach Maßgabe des § 3 der landesherrlichen Verordnung vom 1. Dezember 1862 einstweilen noch fortzuverwalten hatte, im Benehmen mit den zur Aufsicht über diese weltlichen Stiftungen berufenen Großh. Staatsbehörden festzustellen. Diese Aufgabe war keineswegs so leicht, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Die enge Verbindung, in welcher die Schule seit Jahrhunderten mit der Kirche gestanden, hatte vielfach dazu beigetragen, im Laufe der Zeit den ursprünglichen Charakter zahlreicher Stiftungen zu verwischen oder doch wenigstens in den Hintergrund treten zu lassen. Vielfach konnte nur durch umfassende, weit zurückgreifende Untersuchungen der wahre Zweck von Stiftungen festgestellt werden, welche durch Unkenntniß oder Willkür im Laufe der Zeit eine dem stifterischen Willen widersprechende Auslegung und Verwendung erfahren hatten. Das Ergebniß seiner Untersuchungen legte Schmidt in einer Reihe von umfangreichen — theilweise mehrere hundert Seiten umfassenden — Vorträgen nieder. Den gründlichen, lichtvollen Arbeiten fehlte die Anerkennung und der Erfolg nicht. Die Regierung ließ sich in Verhandlungen ein, die schließlich im Februar 1872, auf Grund der Anträge Schmidt's, zu einer Vereinbarung zwischen dem Erzbischöflichen Kapitelsvikariat und der Großh. Staatsregierung führten, durch welche eine lange Reihe früher als weltlich reklamirter Stiftungen nunmehr als kirchlich anerkannt wurden. Von denselben war wohl der wichtigste der Hauptschulfond in Heidelberg, dessen Hauptbestandtheil aus dem Vermögen der im Jahr 1773 — in Folge der allgemeinen Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. — aufgelösten Jesuitenkollegien zu Mannheim und Heidelberg herrührte, und der zur Zeit der angeführten Vereinbarung ein Vermögen von über zwei Millionen Gulden hatte. Die kirchliche Natur dieses Fonds, die von der Regierung stets bestritten, von Seiten der Kirche dagegen wohl behauptet, aber bis dahin nicht nachgewiesen werden konnte, so daß noch im Jahre 1855 eine sich darauf stützende

Digitized by Google

Klage des Erzbischofs durch Urtheil des Oberhofgerichts abgewiesen wurde, hat Schmidt durch seine Untersuchungen klar- und festgestellt. Auf Grund seiner umfassenden Arbeiten und Vorschläge wurden die auf dem genanten Fond ruhenden Schul- und Armenlasten durch Ausfolgung einer einmaligen Summe von 400 000—500 000 Gulden abgelöst, nachdem der Fond selbst von Seiten des Staats als selbständige kirchliche Stiftung anerkannt worden war. Von welcher Bedeutung die Arbeit Schmidt's für die Katholiken der Pfalz war und beständig sein wird, dafür spricht am besten die Thatsache, daß aus dem durch seine Anstrengung der Kirche erhaltenen Vermögen, nach Bestreitung der darauf ruhenden stiftungsgemäßen Lasten und des Verwaltungsaufwandes, in den letzten Jahren jeweils ungefähr 60 000 Mark als jährliche Ueberschüsse, dem Stiftungszweck entsprechend, zur Beförderung der kathol. Religion in der Pfalz verwendet werden konnten. Wie viele dauernde Bedürfnisse konnten aus diesem Fonde schon befriedigt, wie viele konnten wenigstens der künftigen Befriedigung näher geführt werden! Wir erinnern nur an die Erwerbung, beziehungsweise Erbauung von Pfarrhäusern und Kirchen in Ziegelhausen, Eppingen, Eberbach, Rittersbach, an die Gewährung von Unterstützungen zu künftigen Kirchenneubauten in Neckargemünd, Brühl, Heidelberg u. a. m. — Aber auch wo er nicht aus so reichlich ausgestatteten Fonds die Mittel schöpfen konnte, stellte Schmidt sich die Aufgabe, dem katholischen Gottesdienst neue würdige Stätten zu gewinnen. Es war seine besondere Sorge, armen in der Diaspora lebenden Katholiken eine eigene Stätte der Gottesverehrung und eine geordnete Seelsorge zu verschaffen. So entstanden vorwiegend durch Schmidt's Thätigkeit neue Kirchen und Pfarrhäuser in Adelsheim, Schopfheim, Müllheim und Mühlburg. Die Errichtung der Pfarrei in dem nunmehr mit Karlsruhe vereinigten Mühlburg und der dortige Kirchenbau waren die Hauptsorge, aber auch die Hauptfreude seiner letzten Lebensjahre. — Mit großer Befriedigung konnte Schmidt auf seine langjährige Thätigkeit im Oberstiftungsrathe zurückblicken. Keine Einrichtung auf dem Gebiete der kirchlichen Vermögensverwaltung wurde während seiner Amtsthätigkeit geschaffen, an der er nicht in hervorragender Weise betheiligt gewesen wäre. Als im Jahre 1871 die bei der Großherzoglichen Amortisationskasse angelegten Pfründekapitalien zur Heimzahlung gekündigt wurden, war es Schmidt, der zuerst den Gedanken, eine eigene Kasse zu gründen, in Anregung brachte und die Organisation und Einrichtung der nunmehrigen katholischen »Pfarrpfründekasse« ausarbeitete. Auch beim Vollzug des Gesetzes vom 15. Mai 1882 über die Aufbesserung gering besoldeter Kirchendiener war er bestrebt, in allen Theilen eine den bezugsberechtigten Geistlichen günstige Auslegung herbeizuführen. — Die oberste Kirchenbehörde hat stets die Verdienste Schmidt's um die Kirche und ihre Diener nach Gebühr geschätzt und anerkannt. Der Großherzog zeichnete ihn im Jahre 1877 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Zähringer Löwenorden, zu dem 1887 das Eichenlaub hinzu kam, und im Januar 1883 durch Ernennung zum Geheimen Rathe aus. Im Privatleben anspruchslos und bescheiden, auch in den Stunden, in denen seine Geschäfte ihm einmal Muße gewährten, niemals unthätig, fand er seine Erholung im Kreise seiner Familie und einiger erprobten Freunde. Seit 1850 war Schmidt mit Wilhelmine Lais, Tochter des zu Freiburg 1846 verstorbenen Oberförsters Lais, vermählt, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, schenkte. Der Sohn ist gegenwärtig als Regierungsrath juristisches Mitglied des Oberschulrathes. — Bis zum Frühjahr 1883 scheinbar von unerschütterlicher Gesundheit und Rüstigkeit, begann Schmidt um diese Zeit zu kränkeln. Von einer ernsten Erkrankung, die ihn im Sommer 1887 befiel, erholte er sich zwar so gut, daß er um die Mitte des Oktober wieder seinen Dienst antreten konnte. Doch war ihm nur noch eine kurze Frist der Wirksamkeit gegönnt.

Digitized by Google

Schon im November mußte er abermals seine amtliche Thätigkeit unterbrechen und am 30. Dezember 1887 endete ein sanfter Tod sein arbeitsreiches Leben. Bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein, seine Leiden mit stiller Geduld tragend, gab Schmidt, ergeben, gläubig und ruhig seine Seele in die Hand seines Schöpfers zurück. Sein Andenken lebt fort in den dankbaren Herzen des badischen Klerus. (Mit Benützung des Nekrologs im Badischen Beobachter 1888 Nr. 19, II. Blatt.) *

Heinrich Schneider

war am 31. Mai 1820 zu Frankfurt a. M. geboren und wurde von seinen Eltern zur Erlernung eines Handwerks bestimmt. Als der Verfasser dieser Zeilen eines Tages seinen Kollegen Schneider besuchte, war dieser eifrigst beschäftigt, eine Thüre für seinen Gartenzaun herzustellen. »Sie wundern sich wohl,« redete er mich an, »mich in dieser Arbeit zu sehen? Ja, das kommt davon, wenn man etwas gelernt hat. Es lebe die Tischlerei!« fügte er herzhaft lachend hinzu, indem er mir die Hand reichte. Ein Wort gab das andere, und bald erzählte er mir seinen ganzen Lebenslauf. Ihm war es nicht vergönnt gewesen, seine Naturanlagen durch einen geregelten, höheren Schulunterricht überwacht und gefördert zu sehen; seine Eltern, brave Handwerker, wollten einen Tischler aus ihm machen und übergaben ihn deßhalb früh einem Meister in die Lehre. Aber seine Gedanken an der Hobelbank waren nicht bei den Brettern, die er glatt zu machen hatte, sie waren bei den Brettern, die die Welt bedeuten, und die Lehren seines Meisters gingen ihm schwerer in den Kopf, als die Verse des Don Carlos, des Mortimer, die er aus seinem beständig unter der Schürze getragenen Schiller lernte, denn sein ganzes Sinnen und Trachten trieb ihn zur Bühne. Schauspieler, nicht Tischler wollte er werden. »Aber wie schmerzlich fühlte ich,« gestand er mir, fast zu Thränen gerührt, »daß es mir an den nöthigen Kenntnissen fehlte. Ich mußte mich abmühen, fleißig, sehr fleißig, mußte ich sein, um nur einigermaßen das nachzuholen, dessen ich so dringend bedurfte, und nachdem ich gewissenhaft und streng Tag und Nacht auf meine geistige Ausbildung bedacht gewesen, hielt es mich nicht mehr, hinaus ging ich in die Welt, um der Kunst, unserer herrlichen, schönen, so beglückenden Kunst zu leben!« — Heinrich Schneider betrat zum ersten Male eine Bühne bei einer reisenden Theatergesellschaft, die in der Nähe seiner Vaterstadt Vorstellungen gab. Mit größter Dankbarkeit sprach Schneider stets von seinem ersten Direktor, dem alten Friese, und nachdem er das Lampenfieber überwunden und einige Sicherheit auf der Bühne erreicht hatte, fand er eine bescheidene Stellung am Frankfurter Stadttheater, die aber von Rolle zu Rolle bedeutender wurde, so daß er bald im ersten jugendlichen Liebhaberfache allgemeine Anerkennung fand. 1845 berief ihn Cornet an das Stadttheater zu Hamburg, wo er als Ramiro in: »Die Schule des Lebens« mit günstigstem Erfolge auftrat, nachdem er 1843 am Hoftheater zu Weimar und im Burgtheater zu Wien mit entschiedenem Beifall gastirt hatte. Außerordentlich glücklich war 1846 ein Gastspiel im Königlichen Schauspielhause zu Berlin, wo ihm Egmont, Melchthal, Ingomar, Schiller, Prinz von Guastalla u. s. w. um so höher anzuschlagende reiche Ehre eintrugen, da dort der herrliche Herrmann Hendrichs noch in vollster Kraft stand. Schneider ist später zu verschiedenen Malen wieder in Berlin aufgetreten, stets wurden ihm Engagementsanträge gemacht, die aber immer an nicht zu beseitigenden Hindernissen scheiterten. Von Hamburg ging er nach Frankfurt a. M. zurück, wo er auch diejenige fand, der er sein Herz schenkte und mit der er den glücklichsten Bund für's Leben schloß. Bekleidete Schneider auch selbstverständlich in Frankfurt nur ein erstes Fach, so wurde ihm doch diese und jene Aufgabe vorenthalten, da mit ihm der treffliche

Digitized by Google

Breuer in den Rollen erster Liebhaber und Helden noch thätig war, und freudig folgte er deßhalb einem Rufe Eduard Devrients, der 1852 die Leitung des Karlsruher Hoftheaters übernommen hatte. Schneider hat an fast allen namhaften Bühnen Deutschlands gespielt: 1852 in Darmstadt, 1854 in München bei den Mustervorstellungen unter Dingelstedt, ferner in Mannheim, 1865 in Mainz, Wiesbaden, 1849 und 1865 in Dresden, 1868 in Würzburg, Stuttgart, Nürnberg, Basel, Freiburg, Heidelberg u. s. w. — In Schneider hat die Kunst einen gewissenhaften Diener, die deutsche Bühne einen ausgezeichneten Schauspieler verloren. Er war für seinen Beruf wie geschaffen, ausgestattet mit Allem, was die Natur einem Schauspieler zur Ausübung seiner Kunst nur verleihen kann. Er war von hoher, kräftiger Gestalt, hatte edle Gesichtszüge, lebhafte Augen, klangvolle, mächtige, allen Anstrengungen gewachsene Stimmmittel, dabei eine scharfe Beobachtungsgabe. Ob er in der Rüstung oder im Frack auftrat, stets war seine Erscheinung auf der Bühne eine charakteristische, edle, vornehme. Ueberhaupt ging der Zug des Vornehmen durch alle seine Gebilde, und sowohl in der Tragödie, wie im Lustspiel bot er Genüsse reinster Art. Welch' herrliche Leistungen waren sein Egmont, sein Juda in: »Die Makkabäer«, Karl Moor, Coriolan, Leicester, Beaumarchais; Essex, Tell, Andreas Hofer, Orest, Gneisenau u. s. w. Waren das glänzende, stolze Darstellungen, das Resultat einer göttlich begabten Schauspielernatur, so lieferte Schneider wahrhaft entzückende Gestalten im Lustspiel, fein und überraschend in der Erfindung, wirksam durch die vollste, sicherste Beherrschung aller dem Schauspieler zu Gebote stehenden Mittel, und unvergessen bleiben die Gebilde wie Fürst Lübbenau in: »Aus der Gesellschaft«, Ferdinand in: »Er muß auf's Land«, Baron in: »Ball zu Ellerbrunn«, Grignon, Herzog in: »Feenhände«, welch letztere kleine Rolle er durch seine aristokratische Haltung, seinen liebenswürdigen Humor, seine ihm im höchsten Grade eigene Grazie zu einer Bedeutung und Wirkung brachte, die nur dem außergewöhnlich begabten Schauspieler hervorzubringen vergönnt ist. In allen Kreisen der Gesellschaft eine hochgeachtete Persönlichkeit, von Großherzog Friedrich durch den Zähringer Löwenorden ausgezeichnet, ein treuer Gatte, ein gewissenhafter Familienvater, der nur in der strengen Erfüllung seiner Pflicht eine Genugthuung fand, fern jedem komödiantischen Wesen, hat er ein rühmliches, nachahmenswerthes Leben geführt, das Zeugniß gab, was ernster Wille und eiserner Fleiß, trotz ungünstigster Verhältnisse, zu erreichen im Stande sind, und wer in Zukunft eine Geschichte der Schauspielkunst schreiben wird, wird neben den Kunstgrößen Emil Devrient, Herrmann Hendrichs, Baison, Fichtner, Löwe u. A. Heinrich Schneider nicht übergehen dürfen. Er starb am 20. August 1882 in Bad Soden. Seine Ruhestätte ist in Karlsruhe.

Rudolph Lange.

Sigmund Schneider.

Wenn sonst ein in großem Kreise Bekannter zu Grabe geleitet wird, so pflegt die Menge herbeizuströmen, um den Leichenzug zu sehen und damit in ihrer Art ihren Antheil zu zeigen. Anders war es am 12. Februar 1891 in der Stadt Oberkirch. Straßen und Fenster waren leer, aber nur darum, weil fast sämmtliche Einwohner sich an dem Zuge selbst betheiligt hatten. Und als dann auf dem Friedhofe der Geistliche, abweichend von den Gebräuchen seiner Kirche, in feurigen Worten das treue, aufopfernde und selbstlose Wirken des Verstorbenen auf dem Gebiete werkthätiger Liebe gepriesen und hierauf der Bürgermeister in begeisterter, meisterhafter Rede die zahlreichen Verdienste des Dahingeschiedenen geschildert in Stadt und Bezirk, im Kreise Offenburg und im Lande Baden, auf politischem, auf volkswirthschaftlichem und vor Allem auf ärztlichem Gebiete, da konnten die von nah und fern herbeigekommenen Kollegen bestätigt

Digitized by Google

finden, was sie freilich zum größeren Theile schon wußten, welcher schwere Verlust nächst ihnen auch die ganze Gegend getroffen hatte. — Der ziemlich einfache Lebensgang des so allseitig betrauerten Mannes ist bald erzählt: Dr. Sigmund August Ignaz Schneider, der Sohn eines gleichfalls hochgeachteten Arztes, wurde am 4. März 1819 in Ettlingen, wo sein Vater, der spätere Geheime Hofrath Dr. Peter Josef Schneider, damals praktischer Arzt war, geboren. Er besuchte die Gymnasien in Freiburg und Offenburg und sodann die Universitäten Freiburg und Heidelberg, auf welch letzterer es ihm gelang, durch die Lösung der von der medizinischen Fakultät 1842 gestellten Aufgabe »de usu et fructu, qui ex auscultatione in artem obstetriciam redundant« den Preis zu erringen. Im Jahre 1843 bestand er die Staatsprüfung in den damals noch vorschriftsmäßig getrennten 3 Fächern der Medizin unmittelbar hinter einander und mit der Note »vorzüglich befähigt«. Alsbald ließ er sich in Appenweier nieder und verehelichte sich dort im Jahre 1847 mit Sofie, geborenen Werner, welche ihm nach glücklicher aber kinderloser Ehe vor zwei Jahren im Tode voranging. Im gleichen Jahre 1847 löste er erfolgreich eine von dem Staatsärztlichen Vereine gestellte Preisaufgabe »über die Kopfverletzungen in gerichtlich-medizinischer Hinsicht« (1848 im Druck erschienen). — Im Jahre 1852 siedelte Schneider nach Oberkirch über, das erste naturgemäß stillere Jahr am neuen Wohnorte zu fleißigen Studien in dem benachbarten Illenau benützend. 1858 verlieh ihm die medizinische Fakultät in Freiburg honoris causa die Doktorwürde. 1864 wurde er erstmals in den damals neugeschaffenen ärztlichen Ausschuß gewählt. 1871 wurde er Bezirksarzt des Amtes Oberkirch, 1874 Medizinalrath, 1880 Ritter I. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens, 1882 ernanntes Mitglied des neuen Landes-Gesundheitsrathes, ferner im Jahre 1886 Medizinalreferent beim Landgerichte Offenburg und endlich im Jahre 1889 Geheimer Hofrath. — Am 9. Februar 1891 starb er an einem längst vorgebildeten Herzleiden, das ihn aber nicht abgehalten hatte, bis ganz kurze Zeit vor seinem Tode in Amt und Beruf thätig zu sein. — Dieser wenig bewegte Lebenslauf war somit fast ganz an das Gebiet des Renchthales gebunden, während nahezu 39 Jahren ausschließlich an die Stadt Oberkirch. Mit dieser seiner zweiten Heimath war er darum auch eng verflochten. Als Gemeinderath, vorübergehend, aber gerade im bewegten Jahre des französischen Krieges, sogar als Bürgermeister, gehörte er der städtischen Verwaltung an, welcher er auch als späterer Ehrenbürger seine Mitwirkung nicht versagte. Im Ortsschulrathe und im Frauenvereine war er eifrig thätig und manches schöne und wohlthätige Unternehmen darf sich seiner als des eigentlichen Urhebers rühmen. — Auch im Kreise Offenburg war sein eifriges Wirken sehr bald unentbehrlich geworden. In der Kreisversammlung und im Kreisausschuß stand der Name Schneider fast immer in erster Reihe und die Geschichte mancher nützlichen Schöpfung ist mit demselben eng verknüpft. — Die Renchthalbahn ferner, dieser unentbehrliche Verkehrsweg der Gegend, zählte ihn, den langjährigen Vorsitzenden des Verwaltungsrathes, zu den Männern, welchen dieselbe ihr Zustandekommen hauptsächlich zu verdanken hat. — Obschon Schneider niemals in das große politische Leben hinaustrat, so war er doch wohlbekannt als treuer Anhänger von Kaiser und Reich und ein treues Mitglied der liberalen Partei. Manches schwungvoll abgefaßte Schriftstück entstammte seiner Feder, manche begeisterte Rede floß aus dem Munde des anscheinend so ruhigen Mannes. — Schneiders Wirken als Arzt war hervorragend gekennzeichnet durch reiches Wissen, richtiges Urtheil und treue Fürsorge. Diese unermüdliche Sorgsamkeit trat auch in seinem Dienste als Bezirksarzt besonders hervor, während ihm als Gerichtsarzt sorgfältige Verwendung wissenschaftlicher Thatsachen und scharfsinnige kritische Sichtung nachgerühmt wurde. Das ernste Streben für diesen seinen engeren Beruf spricht sich

Digitized by Google

auch in seiner Thätigkeit im Staatsärztlichen Vereine aus. Diesem im Jahre 1835 von seinem Vater in Verbindung mit Schürmayer und Hergt gegründeten Verbande hatte er schon früh angehört und einige Zeit lang auch die Redaktion der von demselben gegründeten Zeitschrift geführt, was ihm Anlaß gab, sich weiter auf literarischem Gebiete zu versuchen. Durch die Ungunst der Verhältnisse eingegangen, wurde jener Verein von Sigmund Schneider im Jahre 1878 mit Hilfe seines nun schon längst dahingeschiedenen Freundes Stephani neu in's Leben gerufen, und Schneider stand bis zu seinem Tode an dessen Spitze, freudig sein Wachsen und Blühen gewahrend. — Auch die freie Vereinsbildung der ärztlichen Standesgenossen zählt Schneider zu ihren eifrigsten Förderern. Der ungefähr mit den Grenzen des Kreises Offenburg zusammenfallende Ortenauer Verein verdankte ihm fast ausschließlich Entstehung und Erhaltung. — Sehr selbstverständlich war es darum auch, daß, als im Jahre 1864 der Staat Baden, wieder einmal den übrigen deutschen Ländern vorangehend, eine Vertretung der Aerzte schuf und jeder Standesgenosse sieben Namen für den Ausschuß der Aerzte zu bezeichnen hatte, unter den ersten Sigmund Schneider aus dieser Wahl hervorging. Ihm aber ganz eigen war es, daß jede der regelmäßigen Neuwahlen das gleiche Ergebniß hatte. So kam es, daß Schneider das einzige Mitglied war, welches ohne Unterbrechung allen sieben Wahlperioden angehörte und auch so sein treues Ausharren bewies. Volle 27 Jahre gehörte er dieser Körperschaft, seit 1885 als deren Obmann, an. Auch in dieser von der Hochachtung seiner Kollegen getragenen Stellung hat er alle die gerühmten Eigenschaften bewährt. — Bescheiden in seinem Auftreten, selbstlos und doch mannhaft und thatkräftig, scharfsinnig im Urtheil und doch mild in der Form, so hat sich Sigmund Schneider stets bewährt. Seine eigenste Eigenschaft aber war die Treue, Treue den Freunden, den Kollegen, dem Berufe, der Heimath und dem Vaterlande, Treue bis zum Tode. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 55, Beilage.)

August Ferdinand Alexander Schnezler,

der im badischen Lande vorzugsweise durch die Herausgabe des »Badischen Sagenbuches« (2 Bände, Karlsruhe, Creuzbauer) bekannte Schriftsteller und Dichter, wurde am 4. August 1809 zu Freiburg i. Br. geboren, wo sein mit Jacobi, Hebel, Pfeffel u. A. befreundeter Vater Stadtdirektor und Kreisrath war und die mit einem Unterhaltungsblatte verbundene dortige Zeitung 28 Jahre lang redigirte. Schnezler verdankt ihm eine sorgfältige Erziehung und die erste Anleitung zur Poesie dem ausgezeichneten Herne (später Professor in Bern), der 1821 sein Hauslehrer war und im väterlichen Hause auch die Bekanntschaft einer Cousine Schnezlers, Frida Stehle, machte, die er als Gattin heimführte. Seine höhere wissenschaftliche Ausbildung empfing Schnezler auf den Hochschulen in Freiburg und München. Am letzteren Orte war es, wo 1833 seine erste Sammlung »Gedichte« erschien, die sich der besten Aufnahme zu erfreuen hatte. Der Verkehr mit Oken, welcher in Folge einer politischen Dissonanz (Zeitschrift »Isis« und Wartburgfest) seit 1827 von Jena nach München übergesiedelt war und dem jungen Landsmanne sein gastliches Haus geöffnet hatte, lenkte ihn zum Studium der Naturphilosophie hin. Nach Vollendung seiner Studien hielt sich Schnezler, als Mitarbeiter an Zeitschriften, abwechselnd in Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Mainz und Frankfurt auf, redigirte mit Ignaz Hub und Ferdinand Freiligrath von 1838 bis 1841 das »Rheinische Odeon«, von 1842 bis 1844 die Zeitschrift »Gutenberg« in Darmstadt, kam dann wieder einige Zeit nach Stuttgart, später nach Mannheim und Frankfurt, fortwährend mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Veröffentlicht wurden von

Digitized by Google

ihm außer den Gedichten, welche 1846 eine neue Auflage erlebten, eine Anzahl Schau- und Lustspiele, so »Quentin Messis«, »Der Einsiedler«, »1999«, »Der Riß zum Kölner Dom« (Festspiel 1842), ein Roman »Günther«, 2 Bände »Novellen und Humoresken« und zahlreiche lyrische, humoristische und novellistische Beiträge in den namhaftesten deutschen belletristischen Zeitschriften. — Er starb am 11. April 1853 zu München. Das eigentliche Element seines poetischen Schaffens bildete ein wahres und warmes Empfinden für die Natur, fern indeß aller krankhaften Sentimentalität; ein gesunder, in einer fast naiven Lebensanschauung frisch aufsprudelnder Humor kennzeichnet ganz besonders seine Märchen und Balladen, während der Ton des Volksliedes ihm nicht so recht gelingen wollte. In einer 1842 geschriebenen Sammlung »Zeitgedichte« bekundet sich ein edles, biederdeutsches Herz, das lebhaft dem aufdämmernden Morgenroth einer neuen Zeit entgegenschlug, ohne übrigens auf dem Kampffelde der politischen Parteien den Dichterlorbeer zu suchen. Und daß Schnezler, zunächst angeregt durch das 1842 in Straßburg von August Stöber herausgegebene »Oberrheinische Sagenbuch«, sich Mitte der 40r Jahre bereits daran machte, die Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des badischen Landes aus Schrifturkunden und dem Munde des Volkes und der einheimischen Dichter zu weben und zusammen zu tragen, das ist ein ganz besonderes Verdienst, für welches das badische Volk ihm heute noch dankbar sein darf; denn heute noch ist Schnezlers »Badisches Sagenbuch« wohl das einzige Werk, aus welchem uns im Vollglanz seines Zaubers der Sagenhort unseres gesegneten Heimathlandes entgegenleuchtet; Schnezler kompilirte übrigens nicht aus den bereits vorhandenen Veröffentlichungen ähnlichen Inhalts (von Mébian, Mone, Baader, Aloys und Heinrich Schreiber, Brauer u. a.), sondern er bearbeitete mit dem Geschick des Dichters von Beruf das dargebotene Material großentheils neu, zum mindesten aber so, daß in der Form eine gewisse Einheitlichkeit erzielt wurde. Schnezlers Unternehmen hatte nebenbei auch noch das Verdienst, daß es der ephemeren Muse inländischer Dichter eine Stätte dauernder Erhaltung und Verwahrung darbot.

Th. Cathiau.

Georg Friedrich Heinrich Schröder

wurde am 28. September 1810 zu München, woselbst sein aus der Stadt Hannover eingewanderter Vater die königl. baierische Central-Stiftungskasse verwaltete, geboren, absolvirte mit der ersten Note das Gymnasium dieser Stadt und studirte drei Jahre auf der Universität München zunächst allgemein bildende philosophische sowie philologische Disziplinen, u. a. auch an dem Philologischen Seminar unter Thiersch mit Auszeichnung theilnehmend, später vorwiegend mathematische und naturwissenschaftliche Fächer. Letztere Studien setzte er noch drei Semester hindurch bei Baumgarten, Ettingshausen und Littrow an der Universität Wien fort, woselbst er auch ein öffentliches Examen über theoretische Astronomie mit Vorzug bestand. Noch vor beendigtem 23. Lebensjahre wurde er auf Grund einer von ihm als einziger mit der Note »vorzüglich« bestandenen Konkurrenzprüfung als Professor der Physik an der damals eben errichteten Polytechnischen Schule zu München angestellt, aus welcher sich später die jetzige Technische Hochschule entwickelt hat. In dieser Stellung wirkte er $2^1/_2$ Jahre lang, indem er zugleich als Mitglied des Central-Verwaltungsausschusses des Polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern die Hebung von dessen Gewerbsthätigkeit förderte. Verschiedene Umstände veranlaßten ihn indeß, diese Stellung mit einer ihm angetragenen Professur für Physik, Mathematik und Chemie an dem Lyceum zu Solothurn zu vertauschen, in welcher er 5 Jahre thätig war, zugleich auch

Digitized by Google

einer von ihm gegründeten Werkstätte für die Anfertigung physikalischer Apparate vorstand. — 1840 übernahm er die Direktion der unter seiner Mitwirkung gegründeten Höheren Bürgerschule zu Mannheim, desgleichen den Unterricht in mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern einschließlich der Leitung des chemischen Laboratoriums der Anstalt. Bald darauf vermählte er sich mit Karolina Walther von Hausheim, Tochter des dortigen Pfarrers und Seniors Joh. Gottfried Walther. — An jener 1869 in ein Realgymnasium verwandelten Anstalt wirkte Schröder nun in erwähnter Stellung während 33 Jahren, nach deren Ablauf er mit vollendeten 40 Dienstjahren seinen Abschied nahm, um zunächst in Mannheim und, nachdem ihm die treue Lebensgefährtin durch einen allzu frühen Tod entrissen worden, seit 1876 in Karlsruhe die ihm gewordene Muße zur Fortführung wissenschaftlicher Forschungen zu verwenden, die bis dahin vor den Berufspflichten oft hatten zurückstehen müssen. — Aus der Zeit seiner Lehrthätigkeit leben ihm, selbst über alle Welttheile zerstreut, zahlreiche dankbare Schüler. Die Reden Schröder's bei Gelegenheit der Schlußakte, wie sie in den Programmen der Anstalt sich niedergelegt finden, sind von hohem ethischen Geiste getragen und enthalten viele praktische erzieherische Winke. Die Anstalt stieg unter ihm zu hoher Blüthe. Auch der Großherzog erkannte das dienstliche Wirken Schröders durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen an. — Trotz angestrengtester dienstlicher Thätigkeit fand indessen Schröder, der mit einer ungemeinen Energie, Unternehmungskraft und mit noch ungewöhnlicherem Streben und Fleiße begabt war, noch Zeit, sich auch Fragen von allgemeinerem Interesse und wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen. — So führte er zahlreiche chemische Expertisen für Fabrikanten und Behörden, auch wohl für gerichtsärztliche Zwecke aus. Seiner populären, zum Theil auch experimentellen, naturwissenschaftlichen Vorträge, auch vor gemischtem Publikum, in München und Mannheim, in den Abendzirkeln der Großherzogin Stephanie, im naturwissenschaftlichen und andern Vereinen in Mannheim, sowie endlich in Karlsruhe, werden sich die Ueberlebenden noch mit Vergnügen erinnern. Ebenso wirkte er, auch in volkswirthschaftlichem Sinne belehrend, in dem Gewerbeverein zu Mannheim, dem er während der für unsere Gewerbegesetzgebung bedeutungsvollsten Zeiten vorstand, und in dem Arbeiterverein daselbst, dessen Mitbegründer und Leiter er zu Anfang gewesen — eine Richtung, der er in Verfolgung idealer Ziele eine Zeit lang anhing, die ihm aber leider auch viele Enttäuschungen hat bringen müssen. — In die 60r Jahre fällt die Entfaltung einer regen publizistischen Thätigkeit Schröders besonders auf wirthschaftlichem Gebiete, in Reden und Flugschriften im Deutschen Nationalverein, in welchem er der Neugestaltung des Vaterlandes, soviel an ihm lag, den Boden bereiten half, in Handelstagen und auf volkswirthschaftlichen Kongressen. Lebhaft trat er für Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ein, und es sei speziell angeführt, daß die bekannten »Eilf Briefe über bürgerliche Freiheit«, mit welchen Schröder 1860 zu öffentlicher Beantwortung seitens des Großherzoglichen Handelsministeriums gestellte 11 Fragen beantwortete, durch den Vertreter des letzteren, Staatsrath Weizel, die Anerkennung erhielten, auf die Gestaltung der badischen Gesetzgebung wesentlich und fördernd eingewirkt zu haben. Früh erkannte Schröder jedoch, daß in der Beseitigung lästiger Schranken der Fortschritt allein nicht bestehen könne, daß vielmehr auch Garantien geschaffen werden müßten gegen den Mißbrauch der errungenen Freiheiten; bald trennte er sich demgemäß von einer in seinen Augen sich selbst überlebenden Richtung und trat in weiteren volkswirthschaftlichen Kongressen als der ersten einer u. a. energisch für die Schöpfung einer deutschen Patentgesetzgebung ein, wobei er sich im Redekampfe auch frühere volkswirthschaftliche Freunde, die im Patent das Monopol

Digitized by Google

perhorreszirten, gegenüber sah. — In den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens widmete er sich indessen ausschließlich nur noch wissenschaftlichen Untersuchungen. Die einschlägigen Publikationen Schröder's sind zu mannigfaltig und zu zahlreich, als daß hier erschöpfend auf dieselben eingegangen werden könnte. Sie sind — abgesehen von einer eigens erschienenen Schrift über die Siedhitze der chemischen Verbindungen — in den namhaftesten mineralogischen, chemischen und physikalischen Zeitschriften Deutschlands, zum Theil auch in ausländische übersetzt, zu finden, und enthalten ebensowohl theoretische Betrachtungen als neue Beobachtungen und exakte Messungen, deren Zuverlässigkeit die Fachgenossen rühmen. In Anerkennung dieser Arbeiten wurde er von der Universität Erlangen zum Ehrendoktor der Philosophie und von der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften, sowie von zahlreichen andern gelehrten Gesellschaften zum korrespondirenden Mitgliede ernannt. — Von einem in lateinischer Sprache durch Schröder herausgegebenen Theil des Nachlasses des Philosophen Krause, geometrischen Inhaltes, an bewegen diese Arbeiten sich über verschiedene elektrische und optische Erscheinungen; in ihrer Mehrzahl jedoch betreffen sie die schwierigen Probleme, die Siedhitze der Flüssigkeiten, die spezifische Wärme und die Dichtigkeit resp. das Atomvolumen der Substanzen aus ihrer chemischen Zusammensetzung und Struktur zu erklären. Es sind in diesem Betreff zahlreiche schöne und frappante Gesetzmäßigkeiten von Schröder aufgedeckt, deren Weiterentwickelung zu einem nach seiner Ueberzeugung hier vorliegenden einheitlichen Grundgesetze der Wissenschaft fernerhin obliegen wird. — Eine eigene Richtung verfolgen die in Gemeinschaft mit v. Dusch (siehe oben Seite 91) begonnenen, späterhin von Schröder allein fortgesetzten Arbeiten über Filtration der Luft mit Bezug auf Gährung, Fäulniß und Krystallisation. Die Aufmerksamkeit, welche dadurch auf das Filtrationsmittel der Baumwolle gelenkt wurde, hat auch in der medizinischen Wissenschaft und Chirurgie zu segensreichen Fortschritten geführt. Schröder ist, neben Schwann, als Vorläufer Pasteur's zu bezeichnen, wie er denn auch in dieser Hinsicht unter Fachgenossen immer mehr zur Geltung kommt. Die erste der einschlägigen Veröffentlichungen ist fünf Jahre vor der ersten Arbeit Pasteur's, die auf sie auch Bezug nimmt, in Liebig's Annalen erschienen und gab zweifellos den Anstoß zu einer ganzen Reihe der glänzendsten Entdeckungen (über die Uebertragung und Züchtung von Fermenten und Impfstoffen), an deren einigen noch Schröder selbst betheiligt ist. — Neben der Pflege dieser ernsteren Dinge blieb der Verstorbene doch stets, bis in sein hohes, mit Rüstigkeit und Gesundheit gesegnetes Alter, für inniges Familienleben und herzliche Geselligkeit empfänglich. — Erst in seinem letzten Lebensjahre machten sich die Beschwerden des Alters stärker geltend, und ein längeres, dem so lange rüstigen Manne doppelt empfindliches Leiden ging seinem Tode voraus, der am 12. Mai 1885 eintrat. (Karlsruher Zeitung 1885 Nr. 114, Beilage.)

Ludwig Schuler

war am 8. Dezember 1805 in Mannheim geboren. Seine Eltern waren der Hofrath Dr. Schuler und Margarethe Schuler, geborene Hexemer, Ersterer 1851, Letztere 1838 verstorben. Er wurde durch die Gnade des Großherzogs Ludwig im Jahre 1821 in das Kadettenhaus aufgenommen, 1824 zum Sekondelieutenant bei der Garde du Corps, 1830 zum Premierlieutenant und 1840 zum Rittmeister in dem damaligen Dragoner-Regiment Großherzog befördert. Als Premierlieutenant Regimentsadjutant bei dem Markgrafen Maximilian, trat er später als persönlicher Adjutant bei Höchstdemselben über, in welcher Stellung er 15 Jahre verblieb. Im August 1849 wurde er, nach erfolgter Auflösung des

Digitized by Google

Armeecorps, alsbald zum Kommandanten des Reiterdepots Nr. 3 und zum Vorstand des Bureaus des vormaligen Dragoner-Regiments Großherzog ernannt. 1850 folgte die Ernennung zum Major, wobei er dem von dem Prinzen Friedrich von Baden befehligten neuformirten 1. Reiterregimente in der Garnison Freiburg als Stabsoffizier zugetheilt wurde. Im Jahre 1851 wurde Major Schuler zum Flügeladjutanten des Großherzogs Leopold ernannt und verblieb in dieser ausgezeichneten Stellung auch nach dem im Jahre 1852 erfolgten Regierungsantritt bei Großherzog Friedrich bis zum Jahre 1855, in welche Periode seines Dienstlebens verschiedene besondere Verwendungen und Missionen an auswärtige Höfe als Beweise des Allerhöchsten Vertrauens fielen, auch erfolgte im Jahre 1852 seine Beförderung zum Oberstlieutenant und im Jahre 1853 zum Obersten. — Im Dezember 1855 wurde er unter Belassung des Charakters als Flügeladjutant zum Kommandanten des 3. Dragoner-Regiments in Mannheim und im Juli 1856, unter Beförderung zum Generalmajor, zum Kommandanten der Reiterei ernannt. In dieser Stellung wirkte er mit der ihm eigenen Willenskraft und Ausdauer zum besten des Dienstes, bis er im August 1860 wegen körperlicher Leiden sich veranlaßt sah, um seinen Abschied nachzusuchen, was ihm unter Anerkennung seiner treuen Dienste und mit der Erlaubniß, die Uniform der aktiven Generale auch fernerhin zu tragen, huldvollst gewährt wurde. Von seiner Zuruhesetzung ab verlebte General Schuler die weiteren Jahre in stiller Zurückgezogenheit in Karlsruhe, wurde 1871 als Generalmajor a. D. in den Verband der königl. preußischen Armee aufgenommen und im Jahre 1877 noch auf das Freudigste bewegt durch die Gnade des Deutschen Kaisers, Allerhöchstwelcher ihm den Charakter als Generallieutenant zu verleihen geruhte. — Schuler hatte sich am 14. April 1844 mit Lina v. Porbeck, Tochter des im Jahre 1815 vor Paris bei Erstürmung des Montmartre gebliebenen Großh. Hauptmanns Victor v. Porbeck und seiner Gemahlin, einer geb. Schilling von Canstatt, vermählt. Sie war damals Hofdame der Frau Markgräfin Wilhelm. Diese so überaus glückliche Ehe währte nur kurze Zeit und wurde die innigst geliebte Gattin dem Gemahle schon nach 4 Jahren, den 2. November 1848, durch den Tod wieder entrissen, nachdem sie im Jahr vorher einer Tochter das Leben geschenkt hatte. Diese Tochter, der er als einem theueren Vermächtniß seiner verstorbenen Gattin mit inniger Liebe zugethan war und deren Erziehung er mit der größten Sorgfalt leitete, verehelichte sich im Jahre 1876 mit dem Großh. Oberförster Freiherrn Schilling v. Canstatt in Neckarschwarzach. Es gewährte dem hochbetagten Vater die größte innere Befriedigung, sich an dem stillen häuslichen Glücke seiner Tochter zu erfreuen, und so war ihm der alljährliche Besuch im trauten Forsthause eine angenehme Unterbrechung der sonst so stillen Lebensweise. — Wie er als echter Soldat im Dienste strenge auf die Erfüllung der Soldatenpflicht hielt, so war er bis zu seinem Lebensende strenge auch gegen sich selbst und von eiserner Willenskraft. Bei christlicher Gesinnung war er mild im Urtheil gegen andere. — Die mannigfachen politischen Ereignisse, die während seiner langen Lebensdauer an ihm vorüberzogen, verfolgte er mit dem größten Interesse und mit Begeisterung entflammten ihn die Erfolge unserer Armee im Kriege 1870/71 und die Wiedererstehung des Deutschen Reiches. — Dem Fürstenhause war er ein treu ergebener Untherthan. Es wurden ihm aber auch viele Beweise des Allerhöchsten Vertrauens zu Theil und zahlreiche hohe Ehrenzeichen schmückten seine Brust. — Bis in sein Alter war Schuler von einer seltenen körperlichen Rüstigkeit. Am 8. Januar 1885 erlitt er beim gewohnten Spaziergange einen Gehirnschlag, der nach 19tägigem Krankenlager und nachdem er die Spendung der heiligen Sakramente gewünscht, einen ruhigen, sanften Tod herbeiführte. — Er hatte ein Alter von 79 Jahren 1 Monat und 19 Tagen erreicht. — Seine Familie, seine Freunde und Alle,

Digitized by Google

die ihn näher kannten, werden dem würdigen, in seinem ganzen Leben unwandelbar nach festen Grundsätzen handelnden theuern Verblichenen ein ehrendes und dankbares Andenken treu bewahren, das er auch redlich um sie alle verdient hat. (Karlsruher Zeitung 1885 Nr. 30, Beilage.)

Hermann von Schulze-Gävernitz.

Nicht in unserem gesegneten badischen Heimathlande, an welches er sich in seinen späteren Mannesjahren so freudigen Herzens anschloß, stand die Wiege des Mannes, dessen Leben und Wirken wir in den folgenden Zeilen dem badischen Volke vor Augen stellen wollen. Schulze's Familie stammt vielmehr aus dem Gebiete des heutigen Königreichs Sachsen. Dort am linken Ufer der Elbe, »in des Meißnerlandes großer Kornkenne« liegt Gävernitz, das alte Stammgut der Familie, mit seinem alterthümlichen, von hohen Linden beschatteten Wohnhause und seinen wohlangebauten Feldern. Dort haben Schulze's Vorfahren mehrere Generationen hindurch als tüchtige und wohlhabende Landwirthe den ererbten ritterschaftlichen Grundbesitz bewirthschaftet. Dort wurde am 28. Januar 1795 Schulze's Vater, Friedrich Gottlob Schulze, geboren. Von dem äußerlich einfachen, innerlich aber reichen und vielbewegten Leben dieses Mannes hat uns sein Sohn in einer 1867 verfaßten trefflichen Biographie ein höchst fesselndes und lebensvolles Bild entworfen. (Friedrich Gottlob Schulze-Gävernitz. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren landwirthschaftlichen Unterrichtswesens in Deutschland. 2. Auflage. Heidelberg 1888.) Es ist eine kernige, durch und durch gesunde, echt deutsche Natur, welche uns in diesem durch schwere Kämpfe gereiften und gefestigten Manne entgegentritt. Trotz einer tiefgewurzelten, leidenschaftlichen Vorliebe für den landwirthschaftlichen Beruf und das Landleben hatte er sich dem Wunsche seines strengen Vaters gefügt und sich durch das Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften zum Staatsdienste vorbereitet. Als dann später der Vater nachgab und dem Sohne erlaubte, sich der Landwirthschaft zu widmen, trug dieser die auf Schule und Universität in ihm geweckten wissenschaftlichen Ideale mit Begeisterung in den gewählten praktischen Beruf hinein. Von Anfang an war es seine feste Ueberzeugung, daß man auch die Landwirthschaft wissenschaftlich betreiben, daß man auch in dem Berufsleben des Landwirths höhere menschliche Ziele verfolgen könne und müsse. Wenn uns dies heute als etwas selbstverständliches erscheint, so war es damals ein von Wenigen geahnter, neuer Gedanke. Friedrich Gottlob Schulze hat der Verwirklichung dieses Gedankens sein ganzes Leben gewidmet. Nachdem er zwei Jahre hindurch als Verwalter der Großherzoglichen Kammergüter Oberweimar, Tiefurt und Lützendorf sich reiche Erfahrung in der praktischen Landwirthschaft erworben, zog es ihn doch wieder mächtig zur Wissenschaft hin, die er auch nach dem Abgang von der Universität in seinen knappen Mußestunden stets eifrig gepflegt hatte. Er siedelte daher 1819 nach Jena über, wo er im selben Jahre die Doktorwürde erwarb und sich als Privatdozent für Landwirthschaft und Kameralwissenschaften habilitirte. Während er dort in angestrengtester Thätigkeit als Lehrender und Lernender arbeitete, lernte er in dem durch die innigen Beziehungen zu den Heroen unserer Literatur berühmt gewordenen Hause der Geh. Kirchenräthin Griesbach deren Pflegetochter Bertha Sturm kennen. Bald verband ihn eine innige Neigung mit dem durch die seltensten Gaben des Geistes und des Gemüthes ausgezeichneten, anmuthigen Mädchen, und am 7. Oktober 1823 führte der inzwischen zum außerordentlichen Professor beförderte junge Gelehrte die Erwählte seines Herzens zum Altar. Als einziger Sohn

Digitized by Google

aus dieser glücklichen Ehe wurde am 23. September 1824 Hermann Johann Friedrich Schulze geboren. »Der innigste Wunsch«, so schrieb an diesem Tage der Vater, »welcher meine und meiner Bertha Brust erfüllt, ist der, daß dieses Kind zu einem frommen, biederen, für alles Große und Edle begeisterten Manne aufwachsen, daß er ein echter Deutscher werden möge.« Wie voll und ganz sollte dieser dem edelsten Vaterherzen entsprungene Wunsch dereinst in Erfüllung gehen! — Die Umgebung, in welcher der frische Knabe aufwuchs war nach jeder Richtung geeignet, die in ihm schlummernden geistigen und sittlichen Kräfte zu wecken und veredelnd auf den in der Bildung begriffenen Charakter einzuwirken. Das Vorbild eines ehrenfesten, pflichttreuen Vaters, die liebende Sorge der feinempfindenden Mutter, das ganze tüchtige, echt deutsche Wesen, welches das Elternhaus erfüllte, alles dies wirkte zusammen, um schon dem Knaben jene innerlich gesunde, wahrhaftige, harmonische Richtung zu geben, die bis zu seinem Ende dem Manne eigen blieb. — Zwei Jahre nach der Geburt seines Sohnes hatte Friedrich Gottlob Schulze, nicht zufrieden mit seiner erfolgreichen rein akademischen Thätigkeit, aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln einen Lieblingsgedanken verwirklicht, indem er in dem zu diesem Zwecke angekauften Griesbach'schen Hause ein zwar selbständiges, aber mit der Universität organisch verknüpftes landwirthschaftliches Institut eröffnet hatte. Er selbst war nicht nur der Gründer und Leiter, sondern zeitlebens die eigentliche Seele dieser durch ihn zu hoher Blüthe entwickelten Anstalt. Mit ihr war nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das seiner ganzen Familie aufs engste verknüpft. Denn das Institutsgebäude war zugleich das Schulze'sche Wohnhaus; Lehrer und Lernende bildeten gewissermaßen eine einzige große, von einem Geiste erfüllte Familie. Hier, in diesem von edlem Streben und gewissenhafter Arbeit erfüllten Kreise, verlebte Hermann Schulze in glücklicher Kindheit die ersten zehn Jahre seines Lebens. Im Jahre 1834 siedelte die ganze Familie nach Eldena über, wo Friedrich Gottlob Schulze, dessen erfolgreiches Wirken die Aufmerksamkeit des preußischen Ministers von Altenstein auf ihn gelenkt hatte, im Auftrage dieses erleuchteten Staatsmannes eine mit der Universität Greifswald verbundene landwirthschaftliche Akademie gründete und trotz schwierigster Verhältnisse in wenig Jahren zu hohem Ansehen brachte. Die vielen Sorgen und aufreibenden Mühen des Berufes hielten den Vater nicht ab, sich zugleich aufs eifrigste der Erziehung des Sohnes zu widmen, dessen Unterricht hier auf dem Lande, wie vorher schon in Jena, im Uebrigen tüchtigen Hauslehrern anvertraut war. So erhielt der sich körperlich und geistig trefflich entwickelnde Knabe eine sorgfältige wissenschaftliche Vorbildung, die ihn befähigte, mit fünfzehn Jahren in die Prima des Gymnasiums zu Hildburghausen einzutreten und die beiden obersten Klassen dieser Anstalt mit Erfolg zu absolviren. — Als Siebzehnjähriger bezog Schulze die Universität seiner Vaterstadt Jena, wohin zwei Jahre vorher auch der Vater von Eldena zurückgekehrt war und mit den ihm bei der zweimaligen Verpflanzung der Stätte seines Wirkens treugebliebenen Freunden sein altes landwirthschaftliches Institut wieder eröffnet hatte. So also fand Schulze, als er nach Jena zurückkehrte, um sich dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften zu widmen, auch den trauten Kreis seines Elternhauses wieder vor, das ihm neben den akademischen Vorlesungen die reichste nud vielseitigste Anregung bot. Mit freudigem Eifer widmete er sich dem selbstgewählten Studium. Daneben aber verschmähte er nicht eine frohe Geselligkeit im Kreise der Burschenschaft, der er sich von Anfang an mit vollem Herzen angeschlossen hatte. Von Jena zog er zu seiner weiteren juristischen Ausbildung nach Leipzig und Berlin, wo sich seine Neigung für die rechtshistorischen und publizistischen Studien mehr und mehr befestigte. In dieser Beziehung haben insbesondere Albrecht in Leipzig und in Berlin die Gebrüder Grimm, mit denen

Digitized by Google

der strebsame Jüngling in freundschaftlichem Verkehr stand, einen bestimmenden Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung ausgeübt. Nachdem er in Jena sein Staatsexamen bestanden und die juristische Doktorwürde erworben hatte, arbeitete Schulze zunächst einige Monate im praktischen Justizdienst in Meiningen. Allein seine ganze Anlage und Neigung, sowie die ihn umgebenden Verhältnisse wiesen ihn mehr und mehr auf die akademische Dozentenlaufbahn hin. — Im Sommer 1847 habilitirte sich Schulze als Privatdozent in der juristischen Fakultät der Universität Jena. Die von ihm am 21. August dieses Jahres öffentlich vertheidigte Habilitationsschrift »De jurisdictione principum, praesertim comitis palatini in imperatorem exercita« lieferte einen schönen Beweis der gediegenen rechtsgeschichtlichen Kenntnisse, die sich der junge Gelehrte erworben. Die Schrift ist aber zugleich nach mehr als einer Richtung hin charakteristisch für die ganze künftige Richtung von Schulze's wissenschaftlicher Thätigkeit und politischer Auffassung. Dem Vater widmet er dieselbe, dem er, »die ehrfurchtsvolle Achtung für die Sitten und Einrichtungen unserer Altvordern verdankt und diejenige Vaterlandsliebe, die das Heil unseres Volkes nicht in den leeren Wahngebilden einer falschen Freiheit erblickt, sondern sich auf die Gerechtigkeit und das feste Fundament der geschichtlichen Entwicklung stützt«. — Es herrschte damals zu Jena ein reges wissenschaftliches Leben mit jener unruhigen Gährung der Geister, wie sie der Zeit unmittelbar vor 1848 eigenthümlich war. Das Privatdozententhum, das beste Kennzeichen einer lebenskräftigen Universität, stand damals dort in besonderer Blüthe. Mehr als ein Dutzend talentvoller junger Männer, die später an den verschiedensten Universitäten ehrenvolle Stellungen einnehmen sollten, bildete das Jung-Jena von damals. Man wetteiferte in wissenschaftlichen Leistungen, wie in übersprudelndem jugendlichem Humor. In diesem geistig hoch angeregten Kreise war Schulze eine der hervorragendsten und beliebtesten Persönlichkeiten. Unter seinen Kollegen stand ihm, außer dem durch seine vertrauten Beziehungen zu Kaiser Friedrich später bekannt gewordenen Freiherrn von Stockmar, wohl am nächsten der tüchtige Archäologe Bernhard Stark, mit dem er schon auf dem Gymnasium innige Freundschaft geschlossen und den er später in Heidelberg als Professor wiederfinden sollte. Ihm verdankte Schulze auch die ersten Anregungen auf kunstgeschichtlichem Gebiet und das lebendige Interesse an den Werken der bildenden Kunst, das er sich bis zu seinem Ende bewahrte. Enge Bande der Freundschaft verbanden ihn auch mit dem wackeren Germanisten Heinrich Rückert, dem Sohne des Dichters; diesem seinem späteren Breslauer Kollegen hat Schulze ein ehrenvolles literarisches Denkmal gesetzt in einer nach dem Tode des Freundes (1875) erschienenen kleinen Schrift. — Schulze's akademische Vorlesungen erstreckten sich der Reihe nach auf das deutsche Privat- und Lehnrecht, auf die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, das deutsche Staats- und Verwaltungsrecht und die Rechtsencyklopädie. Daneben hielt er in dem landwirthschaftlichen Institut seines Vaters gern gehörte Vorträge über Landwirthschaftsrecht. — In dieses friedlich stille Gelehrtendasein der thüringischen Musenstadt brachte der plötzlich losbrechende Sturm des Jahres 1848 eine nie gesehene Bewegung und Aufregung. »Die jenaische Gesellschaft war gerade bei einem jener berühmten Bälle im Akademischen Rosensaale vereinigt, als die erste Nachricht von der Entthronung Louis Philipps wie eine Bombe in das heitere Treiben hineinplatzte.« Wie jede Stadt und jedes Städtchen damals seine tolle Zeit hatte, so war natürlich auch Jena außer Rand und Band. Abstrakte Gelehrtenweisheit wetteiferte mit dem Radikalismus unreifer Studenten um den Preis des politischen Unsinns. Während ein Volksredner vorschlug, daß wir uns direkt an Nordamerika anschließen sollten, befürwortete ein anderer die Einsetzung eines Reichshauptmannes; ein dritter concedirte zwar einen Deutschen

Digitized by Google

Kaiser, derselbe sollte aber aus allgemeiner Volkswahl auf breitester demokratischer Grundlage hervorgehen, so daß beispielsweise auch einmal ein jenaischer Student gewählt werden könnte. Eifrig exerzirte Bürger und Professor in der Volkswehr; wer sich keine Büchse kaufen konnte, erschien mit einer aufrecht geschmiedeten Sense, gerüstet zum Kampfe gegen die bevorstehende Reaktion. Volksversammlungen wechselten mit Verbrüderungsfesten und Sturmpetitionen.« All diesem wüsten, gedankenlosen Treiben stand man im Schulze'schen Hause ablehnend gegenüber. Wohl fühlte man nirgends tiefer für des Volkes Freiheit und des Vaterlandes Größe, wohl hegte man nirgends heißere Wünsche für einen glücklichen Ausgang der tiefgehenden Bewegung. Aber die gereifte männliche Erfahrung des Vaters begegnete sich mit dem durch gründliche Studien geschärften Blick des Sohnes in der Erkenntniß, daß man auf dem Wege des Umsturzes und der planlosen Massenbewegungen niemals zum heißersehnten Ziele der deutschen Einheit gelangen könne. — Während manche seiner jüngeren Kollegen sich in unreifen, thörichten Volksreden ergingen, faßte Schulze in ruhiger wissenschaftlicher Sammlung das praktisch-vernünftige Ziel der Bewegung ins Auge und legte seine Anschauungen in einer im selben Jahre erschienenen Schrift über den »Staatshaushalt des neuen deutschen Reiches« nieder. In dieser mit jugendlichem Feuer geschriebenen, trefflichen Abhandlung zeigt sich, mit welcher Sehnsucht er der Errichtung des einheitlichen deutschen Nationalstaates entgegensah, mit wie klarem Blicke er aber auch die nothwendigen Voraussetzungen einer dauerverheißenden Staatsbildung erkannte: ein einheitliches, starkes Heer, eine nationale Flotte, einheitliche diplomatische und Konsularvertretung, und endlich ein einheitliches Reichsfinanzwesen. Wie der Vater, war auch er überzeugt, daß nur unter Preußens kräftiger Führung eine gesunde Neugestaltung Deutschlands möglich sei. — Mit tiefstem patriotischem Schmerze erfüllte Schulze der traurige Ausgang der 1848er Bewegung, in welche er trotz aller damit verbundenen Exzentricitäten so große Hoffnungen gesetzt hatte. Wenn er dann manchmal an den trostlosen Verhältnissen der Gegenwart verzweifeln wollte, so gewährte es ihm Trost und Erhebung, den Blick in die Vergangenheit zu lenken und seinen Geist aufzurichten an der ehrwürdig ernsten Gestalt eines Mannes, der in ebenso trüber Zeit den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes nicht verloren hatte. Es war der Freiherr vom Stein, das politische Ideal des Vaters, mit dessen wechselvollem Leben und Streben sich nun auch der Sohn mit Vorliebe beschäftigte. Stein's thaten- und ideenreiches Leben sollte »das Erbauungsbuch des deutschen Volkes werden, sein unerschütterlicher Glaube an eine große Zukunft unserer Nation das siegreiche Panier, um welches sich die Patrioten schaaren«: mit diesen Worten schloß er einen im Jahre 1850 vor einem größeren Publikum gehaltenen Vortrag, den er später unter dem Titel »Der Freiherr vom Stein und seine Bedeutung für Deutschlands Wiedergeburt« (Jena 1850) veröffentlichte. — Inzwischen hatte Schulze die Studien auf seinem besonderen Fachgebiet, dem des deutschen Staatsrechts und der Rechtsgeschichte eifrig fortgesetzt. Schon das folgende Jahr (1851) brachte als Frucht dieser Studien eine größere Schrift, in welcher sich Schulze zum ersten Male der gelehrten Welt als den Meister und berufenen Kenner auf dem schwierigen Gebiete des deutschen Fürstenrechts offenbarte: »Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatsentwicklung« (Leipzig 1851). Den Gegenstand dieser Abhandlung bildet »der merkwürdige Kampf zwischen dem privatrechtlichen Theilungssysteme und dem wahrhaft staatsrechtlichen Prinzipe der Untheilbarkeit und Einheit, ein Kampf, der tief in die politischen Verhältnisse unserer Nation eingreift und jedem tieferen Geschichtskenner reichen Stoff zum ernsten Nachdenken bietet ..... Der Patriot, dem aus dem Studium der vater-

Digitized by Google

ländischen Geschichte der ganze Jammer des Theilungswesens und der gemeinsamen Regierungen bekannt ist, wird in der Einführung der Primogenitur nicht bloß eine fürstliche Familienangelegenheit, sondern eine Wiedergeburt der Staatsidee erkennen; er wird die erlauchten Fürsten, welche ihr scheinbares Familieninteresse dem Staatswohle zum Opfer brachten, mit Recht als Wohlthäter der Menschheit, als die Neubegründer ihrer Staaten betrachten.« (Vorrede). Schulze hat in diesem Werke eine erstaunliche Fülle historischer, insbesondere rechtsgeschichtlicher Kenntnisse niedergelegt. Die Arbeit bezeichnet zugleich den ersten Schritt auf der Bahn, die Schulze jahrelang, bis zu seinem Ende, mit stets wachsendem Erfolge wandelte. Wir finden hier bereits die Keime zu einer ganzen Reihe seiner späteren Arbeiten, von denen wir, die bedeutendsten einer besonderen Würdigung vorbehaltend, hier nur die folgenden beiden erwähnen wollen: »Geschichtliche Entwickelung der fürstlichen Hausverfassung im deutschen Mittelalter. Thronfolge und Familienrecht der ältesten germanischen Königsgeschlechter« (Im VII. Bd. der Zeitschrift für Rechtsgeschichte. 1868) — und, gewissermaßen als Fortsetzung dieser Abhandlung, die von Schulze verfaßte Festschrift der juristischen Fakultät der Universität Breslau zu Homeyer's fünfzigjährigem Doktorjubiläum: »Das Erb- und Familienrecht der deutschen Dynastien des Mittelalters, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fürstenrechts.« (Halle 1871). — Im Herbste des Jahres 1851 unternahm Schulze eine größere Reise nach England, Frankreich und Belgien, die seinem reichen Geiste und offenen Auge eine Fülle der vielseitigsten Anregungen gewährte. Mächtig wirkte auf ihn in England der Anblick eines großen, freien Volkes mit seinem festgegründeten Staatswesen, und mit tiefer patriotischer Trauer gedachte er dabei der Zerrissenheit des eigenen Vaterlandes. Der Gedanke an Deutschland verläßt ihn nie. Als er im Palaste der Weltausstellung zu London das Sternenbanner der Union wehen sieht, mit dem Wahlspruche »e pluribus unum«, ruft er schmerzvoll bewegt aus: »O, könnten wir ihn auch für unser armes Deutschland brauchen! Der tiefe Schmerz unserer Zerrissenheit ist ein wehmüthiger Trauerton in der Jubelhymne der Völker.« (Brief vom 14. August 1851). — Gegen Ende des Jahres nach Jena zurückgekehrt, fühlte Schulze das Bedürfniß, mit den großen Eindrücken und Anschauungen, welche der Aufenthalt in England in ihm hervorgerufen hatte, innerlich abzuschließen, die mitgebrachten flüchtigen Skizzen zu verarbeiten und die Bilder in einen passenden Rahmen zu fassen. So entstanden die »Nationalökonomischen Bilder aus Englands Volksleben, mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse.« (Jena 1853.) Schulze zeigt uns in diesem, seinem englischen Gastfreunde Lord Howe gewidmeten Buche, daß er nicht umsonst fast seine ganze Jugend in dem Ideenkreise des landwirthschaftlichen Instituts und seines berühmten Leiters zugebracht hatte. Mit sicherem Urtheil und gründlicher Kenntniß der Verhältnisse führt er uns in die hochentwickelte englische Landwirthschaft und die eigenthümliche Agrarverfassung des Landes ein. Ganz besonders interessant ist die vierte Abtheilung des Buches: Licht und Schatten im englischen Volksleben. Hier tritt Schulze den wichtigsten Zeitfragen, insbesondere der sozialen Frage, wie sie sich damals in England gestaltet hatte, näher. In den Worten, mit denen er seine Ausführungen schließt, weht uns schon etwas von dem Geiste der kaiserlichen Botschaft vom Jahre 1881 entgegen. »Die wahrhafte Lösung aller sozialen Probleme, so schreibt Schulze, liegt doch zuletzt in der stillschaffenden Kraft des christlichen Geistes. Unangetastet bleiben die ehrwürdigen Formen, in welchen sich das Leben der europäischen Völker seit Jahrhunderten bewegt, das Eigenthum, das Erbrecht, die Arbeitstheilung, die Familie, die Gemeinde, der Staat mit seinen manchfachen Gliederungen; aber diese Formen müssen durchdrungen und veredelt werden durch ein höheres Pflichtgefühl, christliche Nächstenliebe und wahren Gemeingeist. Wo diese Kräfte

Digitized by Google

in einem Volkskörper wirken und schaffen, da ist, trotz aller sozialen Gebrechen, von keinem Verfalle die Rede und frische Lebenskraft pulsirt in allen Adern.« — Trotz seiner Vorliebe und seiner eminenten Begabung für rechtshistorische Forschungen hat Schulze doch jederzeit mit regstem Interesse die auftauchenden aktuellen staatsrechtlichen Fragen verfolgt. Um in diesen zu einem objektiven wissenschaftlichen Urtheil zu gelangen, nicht um lediglich antiquarische Gelehrsamkeit zusammenzutragen, dazu sollten seine historischen Studien dienen. Denn daß die gegenwärtigen rechtlichen und politischen Verhältnisse nur aus dem Zusammenhange ihrer historischen Entwicklung verstanden werden können — dies war von Anfang an u[n]r blieb bis zum Ende Schulze's unerschütterliche Ueberzeugung und die Richtschn[u]r, die ihn bei allen seinen Arbeiten leitete. Auf dieser historischen Methode b[e]ruht zum größten Theil der hohe Werth von Schulze's staatsrechtlichen A[r]beiten. — Um die Zeit nun, als Schulze mit den Eindrücken seiner englischen Reise abgerechnet hatte, war eine der brennendsten Fragen der europäischen und besonders der preußischen Politik die nach der staats- und völkerrechtlichen Stellung des Fürstenthums Neuenburg, welches durch die Revolution von 1848 in durchaus widerrechtlicher Weise seinem legitimen Fürsten, dem König von Preußen, entrissen und dem neuen schweizerischen Bundesstaat eingefügt worden war. Die ganz eigenthümliche staatsrechtliche Stellung dieses kleinen Landes, welches sich Jahrhunderte hindurch im engsten Bunde mit Republiken als Monarchie erhalten und sich mitten unter anderen improvisirten Staatsgebilden seine altehrwürdige Verfassung bewahrt hatte, mußte Neuenburg schon an und für sich als würdigen Gegenstand einer geschichtlich-staatsrechtlichen Untersuchung erscheinen lassen. Zu diesem wissenschaftlichen kam dann noch das eminent praktisch-politische Interesse der Frage, welches damals zwar durch größere politische Ereignisse in den Hintergrund gedrängt war, aber doch immer wieder auftauchte. In die höchst verwickelten staats- und völkerrechtlichen Beziehungen des Fürstenthums, welches gleichzeitig durch Personalunion mit der preußischen Krone verbunden war und als Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft angehörte, konnte nur durch eine eingehende rechtshistorische Untersuchung Klarheit gebracht werden. Diese Aufgabe hat Schulze in vortrefflichster Weise gelöst in seiner nächsten großen Arbeit: »Die staatsrechtliche Stellung des Fürstenthums Neuenburg in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Bedeutung.« (Jena 1854.) Diese Schrift ist unzweifelhaft eine der besten und gediegensten publizistischen Monographien, die wir besitzen. Auf Grund eines so reichhaltigen Quellenmaterials, wie es keinem früheren Schriftsteller zu Gebote stand, hat Schulze die geschichtliche Entwickelung der rechtlichen Stellung Neuenburgs von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart dargestellt und das unbestreitbare gute Recht des Königs von Preußen durch alle Stadien hindurch zur Evidenz nachgewiesen. Das Erscheinen des Buches wirkte wie ein Ereigniß. Nicht nur von der gelehrten Fachkritik wurde es in seinem hohen Werthe anerkannt; es wurde auch von der preußischen Regierung als eine wirksame Waffe zur Vertheidigung ihrer Rechte benützt. Ausführliche Auszüge wurden durch die Preußische Korrespondenz den Tagesblättern übermittelt, andere in französischer Uebersetzung im Fürstenthum selbst verbreitet. Der König erkannte das Verdienst, welches sich Schulze um die Wahrung seiner Rechte erworben, durch Verleihung des Rothen Adlerordens an. — Die Schulze'sche Arbeit war jedoch keine politische Tendenzschrift, sondern eine objektive gelehrte Untersuchung. Auf eine Verbreitung in weiteren Kreisen war sie nach ihrem Umfang und ihrer Haltung nicht berechnet. Als daher im Jahre 1857 die Neuenburger Frage in den Vordergrund der europäischen Ereignisse trat, und es an einer kurzen, nur auf das Praktische der Rechtsfrage gerichteten Darstellung fehlte, wurde Schulze von verschiedenen Seiten zu einer solchen für

Digitized by Google

das große Publikum berechneten Darstellung der Frage veranlaßt. Dieselbe erschien 1857 unter dem Titel: »Neuenburg, eine geschichtlich-staatsrechtliche Skizze.« Beigefügt ist eine »Kurze Beleuchtung der Denkschrift des schweizerischen Bundesraths vom 7. Dezember 1856«, welche Schulze im Auftrage des preußischen Staatsministeriums als offizielle Erwiderung verfaßt hatte. — Durch diese Arbeiten hatte Schulze, dessen Ruf bei seinen gelehrten Fachgenossen bereits feststand, auch die Augen der offiziellen Kreise in Preußen auf sich gelenkt. Unzweifelhaft im Zusammenhange damit erfolgte im Jahre 1857 seine Berufung als ordentlicher Professor des Staatsrechts an die Universität Breslau. — Zu Anfang des Wintersemesters 1857/58 begann Schulze seine akademische Thätigkeit in Breslau. Mitten in dem Glück über die neuerrungene ehrenvolle Stellung sollte ihn ein unerwarteter, schwerer Schicksalsschlag treffen. An demselben Tage, dem 26. Oktober, an dem er seine Antrittsvorlesung gehalten, erreichte ihn die Nachricht von dem Tode seiner innigstgeliebten Mutter. Seit Jahren leidend und meist an das Krankenlager gefesselt, hatte die edle Frau doch bis zu ihrem letzten Athemzuge einen Mittelpunkt für das Leben der Ihrigen gebildet; ihr Hinscheiden riß eine schmerzliche Lücke in das schöne und harmonische Leben des Schulze'schen Hauses. — Schwer bekümmert kehrte Schulze von dem Begräbniß der Mutter nach Breslau zurück, wo er nun in stiller Zurückgezogenheit ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebte. Wenn dann die Ferien herankamen, eilte er regelmäßig nach Jena, um dort im engsten Verkehr mit dem geliebten Vater einige glückliche Wochen zu verleben. Diese Tage waren die eigentlichen Lichtpunkte in dem stillen Leben des alternden Vaters, der sich seit dem Tode der Mutter mehr und mehr von der Welt und dem gewohnten Verkehr zurückzog und in seiner Vereinsamung nur an seiner Tochter Luise, die das innige Gemüth und den klaren Geist der Mutter geerbt hatte, eine treue Pflegerin fand. Als am 3. Juli 1860 ein sanfter Tod auch seinem arbeitsvollen und segensreichen Leben ein Ziel gesetzt hatte, zog die Schwester zu dem Bruder nach Breslau. — In Breslau entfaltete Schulze während zwanzig Jahren eine reiche, vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit. Im Vordergrunde stand ihm dabei stets sein akademischer Lehrberuf; denn Schulze war stolz darauf, ein deutscher Professor zu sein, und hat auch in späteren Jahren oft geäußert, daß er seinen akademischen Beruf mit keiner anderen, noch so glänzenden Stellung vertauschen möchte. Seine Hauptvorlesungen bildeten auch hier die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, das allgemeine und deutsche Staatsrecht und das Völkerrecht. Daneben wußte er durch allgemeiner gehaltene akademische Vorträge über die Germania des Tacitus, über die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen u. a. m. auch weitere Kreise der Studentenschaft zu belehren und durch den patriotischen Schwung seiner Rede zu begeistern. Diese Schulze'schen Publika gehörten schon in Breslau zu den beliebtesten und besuchtesten Vorlesungen; ja die Burschenschaft machte es ihren Angehörigen geradezu zur Pflicht, diesen vaterländischen Vorträgen anzuwohnen. — Diese reiche akademische Thätigkeit hinderte Schulze aber nicht in seiner literarischen Produktion. Gerade während seines Breslauer Aufenthaltes erschienen auch die ersten wissenschaftlichen Hauptwerke, die Schulze's Ruf im Gebiete der Staatsrechtswissenschaft auf alle Zeiten begründen sollten. — Im Jahre 1862 veröffentlichte Schulze den ersten Band seiner »Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser mit geschichtlich-staatsrechtlichen Einleitungen«. Er unternahm es damit, eine empfindliche Lücke in unserer publizistischen Literatur auszufüllen, die er selbst bei seinen früheren Arbeiten häufig genug gewahren mußte. Während nämlich schon seit dem vorigen Jahrhundert die völkerrechtlichen Verträge durch verschiedene Urkundensammlungen zugänglich gemacht waren, während in diesem Jahrhundert die Verfassungsurkunden

Digitized by Google

als die wichtigste, aber keineswegs einzige Grundlage des gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustandes in den deutschen Einzelstaaten manchfach zusammengestellt waren, fehlte es in der staatsrechtlichen Literatur gänzlich an einer ähnlichen Ausgabe der fürstlichen Hausgesetze, deren Kenntniß doch in wichtigen Fragen des Lebens und der Wissenschaft dem Staatsmanne, dem Juristen, wie dem Historiker unentbehrlich ist. Liegt doch vorzugsweise in den Hausgesetzen die Entscheidungsnorm für alle Successionsfragen, für alle Vormundschafts- und Regentschaftsangelegenheiten, für die Ehesachen und Ebenbürtigkeitsverhältnisse der deutschen Fürstenhäuser. Eine Sammlung dieser wichtigsten Quellen des Privatfürstenrechts, welches in den deutsch-monarchischen Staaten so tief auch in die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse eingreift, war ein dringendes Bedürfniß. Nur die großen Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen bot, hatten Andere bisher davon abgeschreckt; Schulze hat dieselben meisterhaft zu überwinden gewußt. Einen besonderen Werth erhielt die Sammlung durch die ausgezeichneten staatsrechtlich-geschichtlichen Einleitungen, welche den Hausgesetzen jeder einzelnen deutschen Dynastie vorausgeschickt sind, und in denen uns der Verfasser in kurzer, übersichtlicher Darstellung eine möglichst vollständige Hausgeschichte der regierenden deutschen Fürstenhäuser bietet. — Schulze hat in diesem Werke einen umfassenden Codex des deutschen Fürstenrechts, ein wahres Corpus juris illustrium geliefert, welches nicht nur vom größten Werthe für die Kenntniß des gegenwärtigen Rechtszustandes ist, sondern auch zugleich die nothwendigen Materialien für künftige legislative Arbeiten auf diesem Gebiete enthält. In der That wurde Schulze's in diesen Fragen einzig dastehende Autorität in der Folge wiederholt in Anspruch genommen, um bei Abfassung neuer Hausgesetze mitzuwirken. — Die Fortsetzung des Werkes ließ trotz der ungetheilten Anerkennung, die der erste Band in den weitesten Kreisen gefunden hatte, lange auf sich warten. Der Grund war kein zufälliger; er lag in den äußeren Zeitverhältnissen. Kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes brach die große Krisis der deutschen Verhältnisse herein. In jenen Tagen nun, wo die Gesammtverfassung Deutschlands, sowie der Fortbestand uralter Dynastien in Frage gestellt war, wäre die Fortsetzung eines Werkes, welches sich mit den speziellen Rechtsverhältnissen der regierenden deutschen Fürstenhäuser beschäftigt, geradezu wie ein Anachronismus erschienen und hätte kaum auf Interesse beim Publikum rechnen dürfen. Erst als mit der Aufrichtung des deutschen Reiches die staatsrechtlichen Zustände wieder festen Boden gewonnen, und die deutschen Dynastien in der neuen Reichsverfassung nicht nur erhöhte staatsrechtliche Garantien ihres Fortbestehens, sondern auch eine erhöhte Bedeutung insofern erlangt hatten, als ihre Häupter nun zugleich durch das Institut des Bundesrathes verfassungsmäßige Mitträger der Reichssouveränetät geworden waren, — erst nun hielt Schulze den Zeitpunkt für gekommen, mit der Fortsetzung seines Werkes hervorzutreten. So erschienen dann in rascher Folge im Jahre 1878 der zweite, im Jahre 1883 der dritte Band. — Damit hatte das große Werk seinen Abschluß erreicht. Auf dem mühevollen Wege, der zu diesem Ziele führte, hat Schulze stets der treue Sammlerfleiß, der ernste, unbestechliche Wahrheitssinn des Vaters des deutschen Staatsrechts, des ehrwürdigen Johann Jakob Moser, vorgeleuchtet. Zu dem Bilde dieses durch und durch deutschen Mannes, mit dessen umfangreichen Werken er sich auch sonst viel zu beschäftigen hatte, blickte Schulze stets mit besonderer Verehrung empor. Es lag ihm deßhalb nahe, die wissenschaftliche, staatliche und persönliche Bedeutung dieses, von Vielen nur dem Namen nach gekannten Mannes auch wieder in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen. Er that dies in einem im wissenschaftlichen Verein in Berlin gehaltenen Vortrag, den er 1869 unter dem Titel: »Johann Jakob Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts«, veröffentlicht hat. — Ein

Digitized by Google

ebenso lebensvolles Bild hat Schulze später von Moser's berühmtem Urenkel, Robert v. Mohl entworfen, zuerst in einem öffentlichen Vortrage in Heidelberg, sodann in diesen Badischen Biographieen, endlich in einer besonderen Festschrift zur Jubelfeier der Ruperto Carola (1886). In dieser letzten Form ist die Biographie Mohl's ein wahres Meisterwerk. In jeder Zeile spürt man die berufene Hand, welche mit liebevollem Verständniß die knappe, aber gedankenreiche Lebensskizze entworfen hat. — Wenn das erste Hauptwerk der Breslauer Periode fast ausschließlich in der privaten wissenschaftlichen Arbeit Schulze's wurzelte, so war das zweite, nunmehr zu erwähnende, in gewissem Sinne ein Ergebniß seiner akademischen Berufsthätigkeit. Zwei Jahrzehnte hindurch hatte Schulze sich aufs eingehendste mit dem deutschen Staatsrechte beschäftigt und durch eine lange Reihe trefflicher Monographien einen glänzenden Beweis seiner umfassenden Kenntnisse, seiner gründlichen Beherrschung dieses Gebietes geliefert. Fast ebenso lange hatte er als akademischer Lehrer auf diesem Felde gewirkt und sich gewöhnt, das gewaltige Material des Staatsrechts in klarer, knapper Form und in strengem systematischem Aufbau darzustellen. Es war also naheliegend, daß er Beruf und Kraft in sich fühlte, die Resultate seiner bisherigen Arbeit zusammenzufassen und dem großen Publikum ein abgeschlossenes »System des deutschen Staatsrechts« vorzulegen. — Im Jahre 1865 veröffentlichte er die erste Abtheilung eines solchen unter dem Titel: »Einleitung in das deutsche Staatsrecht«. Dieselbe stellte sich zur Aufgabe, als Propädeutik der positiven deutschen Staatsrechtswissenschaft die allgemeinen staatsphilosophischen und geschichtlichen Fundamente des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland zu erörtern. Der allgemeinstaatsrechtliche Theil behandelt die Lehren vom Wesen, Rechtsgrund und Zweck des Staates; der geschichtliche Theil führt die deutsche Staatsentwickelung von den ältesten Zeiten des alten Reiches bis auf die Gegenwart herab. Das Werk hatte einen großen und wohlverdienten Erfolg. Die großen Vorzüge desselben, die umsichtige, klare, von allen hohlen Phrasen freie Auffassung der allgemeinen philosophischen Lehren, das verständige politische Urtheil und die gerechte Objektivität in der Darstellung der historischen Entwicklung, endlich die zuverlässige Methode und die treffliche Form der Darstellung, fanden von Seiten der kompetentesten Fachgenossen ungetheilte Anerkennung. Kaum war diese erste Abtheilung erschienen, als die weltgeschichtliche Katastrophe des Jahres 1866 hereinbrach und den ganzen Bestand unserer staatlichen Zustände in Frage stellte, vor allem aber die bis dahin bestehende Gesammtverfassung Deutschlands zertrümmerte. Schulze folgte den Ereignissen des großen Jahres mit lebhaftestem Interesse. Auf welcher Seite dabei seine Sympathien standen, bedarf kaum der Erwähnung bei einem Manne, der so gründlich die Erbärmlichkeit und Aussichtslosigkeit der Bundesverhältnisse kannte und von Jugend auf unerschütterlich an der providentiellen Mission des preußischen Staates für eine Neugestaltung Deutschlands festgehalten hatte. Schulze entfaltete in jenen Tagen eine reiche publizistische Thätigkeit. In Zeitungsartikeln und Reden trat er für die deutsche Sache und für das gute Recht Preußens ein, indem er die Vorgänge des Tages in ihrer historischen Nothwendigkeit begreiflich zu machen und in ihrer juristischen Bedeutung klarzustellen suchte. Nachdem der Kampf beendigt und durch die Gründung des Norddeutschen Bundes die staatliche Neugestaltung Deutschlands wenigstens begonnen und eingeleitet war, veröffentlichte Schulze eine Schrift unter dem Titel: »Die Krisis des deutschen Staatsrechts«, welche er dann zugleich als Schlußkapitel der 1867 erscheinenden zweiten Auflage seiner »Einleitung« hinzufügte. In diesen beiden Kapiteln führt er die geschichtliche Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes fort, dessen eben geschaffenes Staatsrecht er hier zuerst einer staatsrechtlichen Würdigung unterzieht. Schulze

Digitized by Google

war damit der erste Staatsrechtsschriftsteller des Norddeutschen Bundes. In der Gründung desselben erkannte er den größten Fortschritt im deutschen Staatsleben, »weil diesem Bunde sowohl innere Entwickelungsfähigkeit, wie äußere Expansionskraft innewohnt, weil er schon jetzt eine Zusammenfassung unserer nationalen Kräfte gewährt, wie sie seit den Tagen des Interregnums nicht da gewesen ist«. Immerhin erschien auch ihm das neue Verfassungswerk noch als ein unfertiger Staatsbau, besonders weil ein wichtiger Theil Deutschlands noch außerhalb des Bundes stand. Er betrachtete das Ganze als ein Provisorium, als einen Uebergangszustand, der erst durch die Ausdehnung des nationalen Staates auf ganz Deutschland zu einem Definitivum werden sollte. Solche schwankende, unfertige Zustände einer Uebergangsperiode reizen nun zwar wohl zu einer geschichtlich-politischen Betrachtung; einer staatsrechtlichen, also juristischen Behandlungsweise dagegen bieten sie unbesiegliche Schwierigkeiten. Denn nur wo feste Grundsätze des Verfassungs- und Regierungsrechts nicht bloß auf dem Papiere stehen, sondern sich eingelebt haben in das Bewußtsein der Nation, nur wo sich eine bestimmte Praxis der Staatskörperschaften, ein staatsrechtliches Gewohnheitsrecht, eine bestimmte Usualinterpretation der Rechtssätze gebildet hat, nur da wird ein System des Staatsrechts eine dankbare und nützliche Arbeit. Aus diesem Grunde entschloß sich Schulze, mit der Fortsetzung des begonnenen Werkes einstweilen einzuhalten und erst die weitere Entwickelung der deutschen staatlichen Verhältnisse abzuwarten. — In dieser Zeit schwankender politischer Gestaltungen erschien ihm als der einzige feste Kern, als der staatliche Krystallisationspunkt des werdenden Deutschlands der preußische Staat, sein Staatsrecht als das würdigste Objekt wissenschaftlicher Betrachtung. Es galt nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland ein tieferes Verständniß der Institutionen dieses Staates anzubahnen, dessen staatsrechtliche Eigenart außerhalb Preußens so vielfach verkannt wurde. Wissenschaftliches Bedürfniß wie praktische Mitbethätigung auf verschiedenen Gebieten des Staatslebens bestimmten Schulze, mehr als sieben Jahre unausgesetzter Arbeit der wissenschaftlichen Begründung des preußischen Staatsrechts zu widmen. Dabei war sein Bestreben besonders darauf gerichtet, das preußische Staatsrecht in engste Verbindung mit der staatlichen Gesammtentwickelung Deutschlands zu setzen. Das Resultat dieser Arbeit war sein »Preußisches Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechts« (Leipzig 1870—1877). — Während das Landesstaatsrecht der beiden süddeutschen Königreiche Württemberg und Bayern in den trefflichen Werken von Mohl und Pözl eine gediegene wissenschaftliche Bearbeitung gefunden hatte, fehlte es an einer solchen nicht nur in den meisten kleineren deutschen Staaten, sondern auch in dem zur Führerrolle in der deutschen nationalen Entwickelung berufenen Großstaate Preußen. Diese auffallende Vernachlässigung des preußischen Staatsrechts erklärt sich aus den politischen Verhältnissen Preußens, welches zuletzt in die Reihe der konstitutionellen Staaten eintrat, und dessen öffentlichrechtliche Zustände im Streben nach dem allmähligen Uebergange aus der absoluten in die konstitutionelle Staatsform lange etwas Schwankendes und Unfertiges an sich hatten. So waren die wenigen vorhandenen Bearbeitungen des preußischen Staatsrechts nicht viel mehr als bloße Materialiensammlungen, die sich außerdem mehr auf dem Gebiet des Verwaltungsrechts, als auf dem des eigentlichen Staatsrechts bewegten. Selbst das alle seine Vorgänger weit überragende Werk v. Rönne's hatte den kompilatorischen Charakter nicht ganz abgestreift und sich nicht ganz auf die Höhe einer prinzipiellen, wahrhaft wissenschaftlichen Arbeit erhoben. So war es Schulze vorbehalten, die erste systematische Gesammtdarstellung des preußischen Staatsrechts zu geben, welche den höchsten wissenschaftlichen und praktischen Anforderungen, die an ein solches Werk gestellt werden können, nach allen Richtungen hin im

Digitized by Google

vollsten Maße Genüge thut. Schulze hat hier ein Meisterwerk geschaffen, welches in der Literatur des positiven Staatsrechts unübertroffen und nur von Wenigen erreicht dasteht. Alle Vorzüge seiner früheren Arbeiten, die gründliche historische Gelehrsamkeit, die umfassende Beherrschung des weitschichtigen Materials, die strenge juristische Konstruktion, der scharfe politische Blick, die vorurtheilsfreie Auffassung der gegebenen Verhältnisse, die unvergleichliche Klarheit und Eleganz der Darstellung — Alles dies findet sich in diesem Werke vereinigt und wirkt zusammen, um nicht nur dem gelehrten Juristen, sondern auch dem intelligenten Laien ein lebendiges, in festen Umrissen gezeichnetes Bild des staatlichen Entwicklungsganges und der gegenwärtigen staatsrechtlichen Gestalt des preußischen Staates in seiner kraftvollen Eigenart vor Augen zu stellen. Dabei kommt für Schulze der preußische Staat überall vorzugsweise in Betracht als »der deutsche Staat der Gegenwart«. Ueberall wird die preußische Staatsentwicklung im Zusammenhang mit dem staatlichen Werdeprozeß Gesammt-Deutschlands dargestellt. Dadurch erlangte das Werk eine weit über die eines bloßen Partikularstaatsrechts hinausreichende Bedeutung. Es ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für die Erkenntniß des deutschen Staatsrechts überhaupt, wie des neuen Reichsstaatsrechts, dessen Institutionen mit denen des preußischen Staats in unlöslicher Weise verknüpft sind. Deßhalb hat das preußische Staatsrecht von Schulze auch weit über die Grenzen der preußischen Monarchie hinaus, in ganz Deutschland, ja überall, wohin die deutsche Wissenschaft ihre Strahlen entsendet, berechtigtes Aufsehen erregt und uneingeschränkte Anerkennung gefunden. Selbst im fernen Auslande hat das Werk sich Bahn gebrochen. So ist es bald nach seinem Erscheinen von Achille Genari ins Italienische und durch die Gesellschaft der deutschen Wissenschaften zu Tokio auch ins Japanische übertragen worden. Ja, in Japan hat das unter dem Titel Proisen Koku horon veröffentlichte Werk bereits zwei ungewöhnlich starke Auflagen erlebt, eine eigenthümliche Erscheinung, nicht minder rühmlich für das rastlose Kulturstreben des fernen östlichen Inselvolkes, als für die deutsche Wissenschaft, die in den letzten Jahren die Hauptquelle geworden ist, aus welcher die Japaner sich Belehrung geschöpft haben, um ihr uraltes Reich im Geiste der modernen europäischen Kultur umzubauen. — Außer diesen drei großen Hauptwerken hat Schulze während seines Breslauer Aufenthalts noch eine Anzahl bedeutender Arbeiten kleineren Umfanges veröffentlicht. Ich erwähne davon als die wichtigsten die bei Antritt seiner Professur öffentlich vertheidigte, gelehrte lateinische Abhandlung »De Testamento Genserici seu de antiquissima lege successoria« (Vratislaviae 1859), sodann die geistvolle Rede, die er im Jahre 1873 bei Antritt des Rektorats hielt über den »Rechtsschutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts« (Leipzig 1873), endlich einen für seine wissenschaftliche Auffassung des deutschen Staatsrechts bedeutungsvollen Aufsatz »Ueber Prinzip, Methode und System des deutschen Staatsrechts« (in Aegidi's Zeitschrift für deutsches Staatsrecht, Bd. I, 1867). Daneben verfaßte er eine größere Anzahl von Artikeln für das von Bluntschli und Brater herausgegebene Staatswörterbuch, besonders über fürstenrechtliche Fragen und die Geschichte einzelner Dynastien. Auf dem Gebiete des Fürstenrechts hatte Schulze überhaupt schon in Breslau den Ruf der ersten Autorität erlangt. Hier galt er unbestritten als der berufenste Kenner und Meister. Er wurde daher schon damals vielfach um Abgabe von Rechtsgutachten angegangen, von denen er die wichtigsten unter dem Titel: »Aus der Praxis des Staats- und Privatrechts. Ausgewählte Rechtsgutachten und Denkschriften« (Leipzig 1876) veröffentlichte. Besonders hervorzuheben sind davon die folgenden: »Die legitime Thronfolge im Königreiche Portugal. Vertheidigung der Rechte des Hauses Sachsen-Koburg-Gotha auf den Thron von Portugal gegen die vermeintlichen Ansprüche des Dom Miguel

Digitized by Google

von Braganza und seiner Descendenz« (1854); ferner »Die Succession im Fürstenthum Oels« (1868), und endlich die in neuester Zeit wieder brennend gewordene Frage nach der »staatsrechtlichen Stellung der gräflichen Linien Lippe-Biesterfeld und Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld zum fürstlichen Hause Lippe-Detmold und innerhalb des Norddeutschen Bundes« (1870). Auch Kaiser Wilhelm dem Ersten hat Schulze im Jahre 1879 ein umfangreiches Gutachten über die Ebenbürtigkeit des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg erstattet, welches jedoch nicht veröffentlicht worden ist. — Allein Schulze hat sich nicht auf die rein wissenschaftliche schriftstellerische Thätigkeit beschränkt. Wie er den großen politischen Ereignissen, die zu Deutschlands Wiedergeburt führten, mit lebendigstem Interesse und warmem Herzen folgte, so hat er für den großen Gedanken der nationalen Einheit, den er als das Ziel alles seines Strebens, als das wärmste Pathos seines Lebens empfand, auch mit der Feder gestritten. Er hat sich in jenen Jahren auch als gewandter und geistvoller Journalist bewährt. Eine Reihe bedeutender Artikel, die er im Jahre 1866 in der Schlesischen Zeitung veröffentlichte, hat er auch als Sonderabdruck gesammelt: herausgegeben unter dem Titel: »Die Friedensbestimmungen von Nikolsburg und Prag, in ihrem Verhältniß zur Neugestaltung Deutschlands, geschichtlich und politisch erörtert« (Breslau 1866). — Schulze gehörte seiner politischen Anschauung nach damals der sogenannten »altliberalen« Partei an und trat später der neugebildeten nationalliberalen Partei bei, deren Programm er bei verschiedenen Gelegenheiten öffentlich vertheidigte. So in einer Rede für die Kandidatur seines Freundes Theodor Molinari, des großen Breslauer Kaufmannes, den Gustav Freytag in seinem »Soll und Haben« als ein Ideal seines Standes dem deutschen Volke vor Augen gestellt hat. Diese Rede bezeichnete derselbe berühmte Schriftsteller als »ein Meisterwerk schöner und guter Arbeit«, als »ein öffentliches Zeugniß, das man sich edler und erhebender kaum denken kann«. Auch Schulze selbst wurde von der Partei als Kandidat für den preußischen Landtag aufgestellt und hielt bei dieser Gelegenheit mehrere Wahlreden, in denen er in vollendeter Form sein wohldurchdachtes politisches Programm entwickelte. Die Kandidatur war allerdings von vornherein aussichtslos; aber Schulze hielt sich für verpflichtet, »sich wie ein wohldisziplinirter Soldat auch auf einen verlorenen Posten stellen zu lassen«. Dagegen wurde Schulze, inzwischen zum Kronsyndikus ernannt, wenige Jahre später durch Allerhöchstes Vertrauen als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen, an dessen Verhandlungen und Arbeiten er sich in den Jahren 1872—74 lebhaft betheiligte. Besonderen Antheil nahm er an der Gesetzgebung auf dem Gebiete der Selbstverwaltung, insbesondere an der neuen Kreisordnung, und an den ersten kirchenpolitischen Gesetzen, überall im Sinne eines maßvollen Liberalismus wirkend. In seinen parlamentarischen Reden tritt uns nirgends gelehrter Doktrinarismus entgegen, sondern überall eine auf gründlichste Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse gestützte, gesunde realpolitische Auffassung, die das erreichbare Gute stets annimmt und dasselbe nicht einem unmöglichen Besseren zulieb in Frage stellt. — In Breslau hat Schulze auch seinen Hausstand begründet. Im Jahre 1863 vermählte er sich mit Luise Milde, einer Tochter des früheren preußischen Staatsministers Milde, zu dem er seit Jahren in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und in dessen hochangesehenem Hause er viele anregende Stunden verlebt hatte. An der Seite dieser ebenso gemüthvollen wie geistig bedeutenden Frau hat Schulze fünfundzwanzig Jahre des ungetrübtesten häuslichen Glücks genossen. Fünf blühende Kinder entsprossen dieser Ehe. Der Sohn Gerhart hat sich bereits durch verschiedene tüchtige Arbeiten auf sozialpolitischem Gebiet einen Namen gemacht. Von den Töchtern ist die eine mit dem Heidelberger Theologen H. H. Wendt vermählt. Durch

Digitized by Google

diese Familienbeziehungen war Schulze noch inniger mit Breslau verwachsen. Auch war er in der Provinz Schlesien Rittergutsbesitzer geworden und pflegte die Ferien regelmäßig auf seinem schönen Landsitze Krainsdorf in der Grafschaft Glatz zu verleben. — Es wurde ihm daher nicht leicht, sich aus diesen liebgewordenen Verhältnissen loszureißen, als im Jahre 1878 der Ruf an ihn erging, den durch Zöpfl's Tod erledigten Lehrstuhl des Staatsrechts an der Universität Heidelberg einzunehmen. Dennoch entschloß er sich, dem ehrenvollen Ruf Folge zu leisten, und siedelte mit seiner Familie in die freundliche Musenstadt am Neckar über. Hier hat er dann die zehn letzten Jahre seines Lebens zugebracht und noch eine reiche, gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Schulze pflegte im Sommersemester seine beiden hauptsächlichsten, sich gegenseitig ergänzenden Vorlesungen über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte und über allgemeines und deutsches Staatsrecht zu halten. Im Winter las er über Verwaltungsrecht mit Einschluß der sogenannten Polizeiwissenschaft und über Völkerrecht. Daneben hielt er auch hier öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen, in denen er zahlreiche Zuhörer aus allen Fakultäten und Lebensstellungen um sich versammelte. Auch Schulze's übrige Vorlesungen erfreuten sich stets eines sehr regen Besuchs. Dieselben waren aber auch meisterhaft nach Inhalt und Form. Was ihnen den hauptsächlichsten Reiz verlieh, das war die Persönlichkeit des Lehrers, in dem den Studirenden nicht nur der gründliche Gelehrte und große Schriftsteller, sondern der im politischen Leben erfahrene und gereifte Mann entgegentrat, dem das gesammte Staatsleben des deutschen Volkes in allen seinen Erscheinungen aufs innigste vertraut war. Er verstand es, wie Wenige, die Herzen der akademischen Jugend mit Begeisterung für ihr Studium und ihren künftigen Beruf zu erfüllen, und er vermochte dies eben nur, weil er diese Begeisterung selbst im Busen trug, weil sein eigenes Herz warm schlug für die Wissenschaft und das Vaterland, dem sie dienen sollte. Mit dieser Begeisterung aber verband Schulze in seinem Vortrag eine so lichtvolle Klarheit, daß es jedem möglich war, ihm leicht und fast spielend auf die höchsten Höhen wissenschaftlicher Erkenntniß zu folgen. Seinem Vortrag zu folgen war nicht nur lehrreich und gewinnbringend; es war ein hoher, herzerfreuender geistiger Genuß. So hat sich denn das Bild dieses Mannes unauslöschlich den Herzen seiner Zuhörer eingeprägt. — Mit besonderem Interesse beschäftigte sich Schulze in dieser Heidelberger Zeit auch mit dem Völkerrecht, für dessen Gedeihen ja das etwas international gefärbte Heidelberg ein besonders günstiger Boden ist. Hier veröffentlichte er 1880 einen zunächst für den Gebrauch seiner Zuhörer bestimmten »Grundriß zu Vorlesungen über Völkerrecht«, dessen weit über den bescheidenen Titel hinausgehende wissenschaftliche Bedeutung von allen Fachgenossen anerkannt ist. Schulze gibt in demselben außer einer in ihrer gediegenen Knappheit meisterhaften Skizze der geschichtlichen Entwickelung des Völkerrechts und der völkerrechtlichen Literatur ein wohldurchdachtes System dieser gerade der Systematisirung so große Schwierigkeiten bietenden Wissenschaft. In Anerkennung der Verdienste, welche er sich als Lehrer und Schriftsteller um die Förderung des Völkerrechts erworben, wurde er von dem aus den hervorragendsten Gelehrten und Staatsmännern aller Nationen gebildeten Institut de droit international zum Mitgliede ernannt. In dieser Eigenschaft hat er an den Sitzungen dieser Akademie zu Brüssel, Turin und Heidelberg theilgenommen und sich die Achtung und Liebe aller seiner Kollegen erworben. — Von seinen großen, in Breslau begonnenen staatsrechtlichen Arbeiten war das System des deutschen Staatsrechts infolge der einer solchen Arbeit ungünstigen Zeitverhältnisse unvollendet geblieben. In Heidelberg war es Schulze vergönnt, das ruhmvoll begonnene Werk glücklich zu Ende zu führen. Nie hatte er während seiner jahrelangen Beschäftigung mit dem preußischen Staats-

Digitized by Google

recht den Gedanken aufgegeben, den durch die politischen Verhältnisse unterbrochenen Versuch eines deutschen Staatsrechts wieder aufzunehmen, sobald sich die staatlichen Verhältnisse Deutschlands wieder befestigt, sobald sich vor allem neue Grundlagen einer deutschen Gesammtverfassung ausgebildet haben würden, welche nicht bloß dem Staatsrechtslehrer ein würdiges Objekt juristischer Betrachtung bieten, sondern zugleich den nationalen Bedürfnissen dauernde Befriedigung in Aussicht stellen würde. Diese Bedingung war rascher, als selbst die frohe Zuversicht Schulze's es sich hatte träumen lassen, durch den glorreichen deutsch-französischen Krieg und die Gründung des neuen Deutschen Reiches erfüllt worden. Der Einheitstraum des deutschen Volkes hatte eine herrliche Verwirklichung gefunden; der deutsche Nationalstaat unter preußischer Führung war geschaffen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, von dem Schulze im Jahre 1867 gesagt hatte: »sollte es mir vergönnt sein, ihn zu erleben, so würde ich es als die schönste Aufgabe betrachten, ein Staatsrecht des verjüngten, staatlich wiedergeborenen Deutschlands in würdiger Weise bearbeiten und darbieten zu können«. Dies Versprechen galt es jetzt einzulösen. Und sobald er sein preußisches Staatsrecht abgeschlossen, wandte sich Schulze mit seiner unermüdlichen, an der eben vollendeten Meisterarbeit neu gestählten Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit der neuen Aufgabe zu. — Die Errichtung des Deutschen Reiches hatte auch der deutschen Staatsrechtswissenschaft einen neuen, mächtigen Impuls gegeben. Die besten Kräfte machten sich daran, die den Schablonen der bisherigen Doktrin so vielfach widerstrebenden, eigenartigen Institutionen des neuen, machtvollen Staatswesens juristisch zu erfassen und zu einem einheitlichen System zusammenzufügen. In wenigen Jahren wuchs eine so reiche und wissenschaftlich bedeutende Literatur des deutschen Reichsstaatsrechts heran, wie sie das Staatsrecht manches jahrhundertealten Staatswesens nicht aufzuweisen hat. Gegenüber dem hohen Interesse, welches der neugeschaffene Gesammtstaat für sich in Anspruch nahm, gegenüber dem unabweisbaren Bedürfnisse, dessen staatliche Natur und Einrichtungen wissenschaftlich zu erfassen und dem Verständniß der Nation zu erschließen, mußte das Partikularstaatsrecht der Einzelstaaten einstweilen in den Hintergrund treten. Nachdem nun aber, besonders durch die bahnbrechenden Arbeiten Laband's, das Staatsrecht des Reiches in der Hauptsache wissenschaftlich erfaßt war, mußte es doch wieder deutlicher hervorgehoben werden, daß das deutsche Staatsleben auch in unseren Tagen sich in einer doppelten Sphäre, der des Reichs und der der Einzelstaaten, bewegt, und daß darum weder die ausschließliche Beschäftigung mit dem Reichsstaatsrecht, noch mit dem Staatsrecht eines, wenn auch noch so hervorragenden Einzelstaates das wissenschaftliche Bedürfniß vollständig befriedigt, sondern daß nur eine organische Zusammenfassung beider Sphären dem Gesammtrechtsbewußtsein der Nation auf dem Gebiete des Staatslebens vollkommen gerecht werden kann. Es galt Reichs- und Landesstaatsrecht in einem Systeme des deutschen Staatsrechts zu einer wissenschaftlichen Einheit zu verbinden. Nur in einer Darstellung, wo der Zusammenhang, die fortwährende Wechselwirkung zwischen Reichs- und Landesstaatsrecht nachgewiesen wird, kommt der bundesstaatliche Organismus zur vollen Anschauung, in welchem das Staatsrecht des Gesammtstaates wie der Einzelstaaten zu einer höheren Einheit verbunden ist. Dabei muß aber die Darstellung der relativen Selbständigkeit beider soweit Rechnung tragen, daß sie Reichs- und Landesstaatsrecht, jedes in seiner Eigenthümlichkeit, hervortreten läßt und beide gesondert, wenn auch unter Hervorhebung ihrer fortwährenden Wechselbeziehungen, als die sich ergänzenden Haupttheile unserer staatsrechtlichen Theorie abhandelt. Wenn dabei sachlich unzweifelhaft dem Reichsstaatsrecht als dem Recht des souveränen, über den Einzelstaaten stehenden Staatswesens die erste Stelle gebührt, so ist es doch durchaus richtig, wenn

Digitized by Google

Schulze aus methodischen Gründen sich für die Voraussstellung des Landesstaatsrechts als des älteren und ausgebildeteren entscheidet. Auf diesen Prinzipien hat Schulze sein »Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts« aufgebaut, dessen erster Band, enthaltend das deutsche Landesstaatsrecht 1880/81, der zweite, dem Reichsstaatsrecht gewidmete, 1886 erschien. Es war Schulze's letztes großes Lebenswerk, welches uns den Meister auf der vollen Höhe seiner Kraft und seiner Bedeutung vor Augen führt. Alle wiederholt hervorgehobenen Vorzüge seiner früheren Werke finden wir hier im höchsten Maße und in schönster Harmonie vereinigt. Wie dereinst für Preußen, so hat er hier für Gesammt-Deutschland ein staatsrechtliches Standard book geschaffen, welches zwar in Einzelheiten überholt werden, als Ganzes aber einen unvergänglichen Werth behalten und einen bleibenden Ehrenplatz in der deutschen Staatsrechtswissenschaft einnehmen wird. — Außerdem hat Schulze in Heidelberg noch eine Reihe größerer und kleinerer Arbeiten veröffentlicht. In einigen derselben hat er den Inhalt früherer Werke für das Bedürfniß des akademischen Studiums in gedrängter Darstellung zusammengefaßt. So in der für die vierte Auflage von Holtzendorff's Encyklopädie der Rechtswissenschaft verfaßten, trefflichen Darstellung des deutschen Fürstenrechts (1882); so ferner in seinem kleineren preußischen Staatsrecht (1884), welches in dem von Marquardsen herausgegebenen »Handbuch des öffentlichen Rechts« erschien und sich durch seine meisterhafte Präzision auszeichnet. Auch sein großes preußisches Staatsrecht unterzog Schulze in den letzten Jahren seines Lebens einer neuen Bearbeitung, um dasselbe angesichts der inzwischen eingetretenen vielfachen Umgestaltungen der Verhältnisse auf der Höhe seiner Aufgabe zu erhalten. Der erste Band der sorgfältig umgearbeiteten zweiten Auflage erschien im Frühjahr 1888; der zweite, bei dessen Bearbeitung Schulze der Tod überraschte, ist von Georg Meyer, dem würdigen Nachfolger Schulze's auf dem Heidelberger Lehrstuhl, unter vollständiger Wahrung der Eigenart des Werks im Sommer 1890 herausgegeben worden. — Wie Schulze sich beim Verlassen seiner engeren thüringischen Heimath in Breslau mit vollem Herzen dem von Jugend auf bewunderten preußischen Staate angeschlossen hatte, so brachte er auch dem öffentlichen Leben und den politischen Interessen des kleineren Staatswesens, zu dessen Bürger ihn jetzt sein Beruf gemacht hatte, alsbald eine warme Theilnahme entgegen. Der Uebergang von einem deutschen Staatswesen in ein anderes wurde ihm nicht schwer, da er die staatlichen Verhältnisse aller deutschen Staaten klar durchschaute und in seiner von altem Partikularismus freien höheren Auffassung des nationalen Lebens mit dem Freiherrn vom Stein sagen konnte: ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland! Diesem einen großen Vaterlande aber glaubte er an der Oder so gut wie an der Saale und im Süden so gut wie im Norden dienen zu können. Dazu mußte ihm ein Land, das, wie Baden, unter der Leitung eines so erleuchteten und nationalgesinnten Fürsten seit Jahrzehnten sich eines gesunden, freien Verfassungslebens erfreute, besonders sympathisch sein. Mit Freuden nahm er daher das ihm im Jahre 1881 nach Bluntschli's Tode übertragene Amt an, als gewählter Vertreter der Universität Heidelberg in die erste Kammer der badischen Ständeversammlung einzutreten. In dieser Stellung hat er, gestützt auf seine vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seine praktisch-parlamentarische Erfahrung, bis zu seinem Ende eine reiche Thätigkeit entfaltet. Bei einer Reihe der wichtigsten Gesetzentwürfe hat er durch eingehende Berichte wie durch Betheiligung an der Diskussion einen hervorragenden Antheil genommen. So ist er besonders für eine weitere gesetzliche Ausgestaltung des Instituts der Verwaltungsgerichtsbarkeit (vergl. besonders den Bericht an die Justizkommission vom 20. Februar 1882) und für eine die Erhaltung und Stärkung des Bauernstandes bezweckende Reform des bäuerlichen Erbrechts eingetreten. Auch an der Berathung

Digitized by Google

der im Jahre 1887 eingebrachten Kirchenvorlage hat er sich lebhaft betheiligt, indem er zwischen den schroffen Gegensätzen zu vermitteln bestrebt war. Zum letzten Male sprach er in der Kammer bei der Diskussion des Beamtengesetzes, in der Sitzung vom 13. Juli 1888. Auch hier fand sein pflichttreues Wirken allgemeine Anerkennung bei seinen Kollegen wie in den Kreisen der Regierung. — Daneben bekleidete Schulze eine Reihe öffentlicher Aemter in der Gemeinde- und Bezirksverwaltung und widmete besonders dem höheren Schulwesen ein reges Interesse. Für das von verschiedenen Seiten angefeindete humanistische Gymnasium, von dessen Bedeutung für unsere gesammte Kulturentwicklung er tief durchdrungen war, ist er auch in der ersten Kammer mit warmen Worten eingetreten. (Sitzung vom 2. Mai 1882.) — In hohem Maße erfreute sich Schulze des Vertrauens und der Huld seines Landesfürsten. Wie er selbst von aufrichtiger Bewunderung und Verehrung für den hohen Herrn erfüllt war, in welchem er das Ideal eines nationalgesinnten, echt deutschen Fürsten erblickte, so wußte auch Großherzog Friedrich die hervorragenden Eigenschaften des bescheidenen Gelehrten, sein anspruchsloses und doch so bedeutungsvolles Wirken nach Gebühr zu schätzen. Mit besonderer Freude unterzog sich Schulze der ihm durch das Vertrauen des Großherzogs übertragenen ehrenvollen Aufgabe, den hoffnungsvollen, leider vor der Zeit verstorbenen Prinzen Ludwig Wilhelm, als dieser in Heidelberg studirte, in die Staatswissenschaften einzuführen. Er trat dadurch nicht nur zu dem Prinzen, der sich mit seinem offenen, jugendfrischen Gemüthe rasch an den verehrten Lehrer anschloß, sondern auch zu den erlauchten Eltern desselben in ein näheres persönliches Verhältniß. Als höchsten Beweis seiner landesherrlichen Gnade ließ der Großherzog Schulze im Sommer 1888 die Erhebung in den erblichen Adelsstand zu Theil werden. Als Devise für das ihm gleichzeitig verliehene Adelswappen wählte Schulze die Worte »frei und gerecht«, welche den Wahlspruch für sein ganzes Leben und Wirken gebildet haben. — Auch sonst hat es Schulze an Ehren und Auszeichnungen jeder Art nicht gefehlt. Seine Brust bedeckten die höchsten Orden fast sämmtlicher deutscher und vieler ausländischer Fürstenhäuser. Doch ließ sich Schulze durch diesen äußeren Glanz nicht blenden. Sein Wesen blieb sich stets gleich in Einfachheit, Bescheidenheit und milder Herzensgüte. — Die höchste Befriedigung fand Schulze nicht in glänzenden äußeren Erfolgen, sondern in dem stillen, ruhigen Glück seines selten schönen und harmonischen Familienlebens. Hier verbrachte er nach des Tages Mühe und Arbeit die glücklichsten Stunden. Hier zeigte sich der Mann von der schönsten Seite echter und reiner Menschlichkeit. Hier entfaltete sich seine angeborene Herzensgüte, sein liebevoller Sinn im reichsten Maße, stets bemüht, ein Jedes der Seinigen zu erfreuen und zu beglücken. Ueberhaupt waren freundliche Milde und warme Menschenliebe Grundzüge von Schulze's Charakter. Er hatte in dieser Richtung die sanfte Art der Mutter geerbt, wie er in der Schärfe des Geistes und der Energie des Wollens dem Vater nachgeartet war. Obgleich selbst zu den höchsten geistigen Ansprüchen berechtigt, war er doch nicht nur gerecht, sondern mild und schonend in seinem Urtheil über Andere, besonders über ihre wissenschaftlichen Leistungen. Zu den einfachsten Persönlichkeiten ließ er sich freundlich herab, wenn sie ihm nur in schlichter Herzenseinfalt entgegentraten. Dagegen war ihm alles unwahre und gespreizte Wesen zuwider. Ebenso hielt er sich von allen Zwistigkeiten und Parteiungen fern, suchte vielmehr stets mit allen seinen Kollegen ein freundliches Verhältniß aufrechtzuerhalten. So durfte er sich wohl rühmen, viele dankbare Freunde aber keinen Feind zu haben. — Das Jahr 1888 war eines der glücklichsten in Schulze's Leben gewesen. Im April hatte er seine silberne Hochzeit gefeiert, die ihm von allen Seiten reiche Beweise von Liebe und Dankbarkeit brachte; im August hatte ihm sein verehrter Landes-

Digitized by Google

fürst ein seltenes Zeichen seiner Huld zu Theil werden lassen. Da, auf der Höhe seines Wirkens und seines Glückes, sollte ihn der Tod ereilen. Er hatte die Herbstferien wieder auf seinem schlesischen Landsitze im trauten Familienkreise verlebt und dann noch in Karlsbad die Kur gebraucht. Kurz nach seiner Rückkehr erkrankte er, und am 27. Oktober verschied er sanft im Kreise der Seinen. Ein selten schöner und erhebender Tod endigte sein schönes und segensvolles Leben. Er fühlte sein Ende herannahen und fügte sich mit christlicher Ergebung in den Willen des Höchsten. Er hatte treu gerungen und sein Haus wohl bestellt; so konnte er dem Tode ruhig entgegensehen. — Das Andenken dieses Mannes aber wird fortleben im deutschen Vaterlande, das er zeitlebens so treu geliebt, in der deutschen Wissenschaft, in der er sich einen hohen Ehrenplatz errungen, an den Hochschulen, zu deren glänzendsten Zierden er gehört, vor Allem aber in den Herzen seiner Angehörigen und seiner Freunde, die zu dem Dahingeschiedenen als zu einem leuchtenden Vorbilde aller menschlichen Tugenden verehrungsvoll emporblicken. Karl Fr. Heimburger.

Ignaz Heinrich Schürmayer

wurde zu Freiburg am 4. Februar 1802 als Sohn des Hammerwerkbesitzers Johann Bapt. Schürmayer geboren. Der sehr gut beanlagte Knabe besuchte die Volksschule, das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, an der er Medizin studirte, im Jahre 1824, kaum 22 Jahre alt, schon dieses Studium mit Auszeichnung absolvirte und zugleich den Doktorgrad sich erwarb. Im gleichen Jahre ließ er sich zu Renchen als praktischer Arzt nieder, woselbst er sich mit der Freiburger Bürgerstochter Maria Therese Madamé verehelichte, welche treue Lebensgefährtin ihm im Jahre 1866 in die Ewigkeit vorausgegangen ist. Im Jahre 1829 wurde er zum Großh. Amtschirurgen in Emmendingen, später zum Physikatsverweser und im Jahre 1836 zum Physikus in Bonndorf ernannt. Im Jahre 1837 kehrte Schürmayer in gleicher Eigenschaft wieder nach Emmendingen zurück. In dem schlimmen Jahre 1849 wurde er als ordentlicher Professor der gerichtlichen Medizin an die Universität Heidelberg berufen und bekleidete zugleich die Stelle des Medizinalreferenten an dem Großh. Hofgericht zu Mannheim. Im Jahre 1850 sehen wir den Geh. Hofrath Dr. Schürmayer wieder in seinem früheren Wirkungskreis, in seiner zweiten Heimath Emmendingen, wo er wieder als Großh. Bezirksarzt wie auch als Medizinalreferent am Großh. Kreis- und Hofgericht Freiburg mit aller Kraft thätig blieb, bis er im Jahre 1872, durch die Last von 70 Jahren und der vielen Arbeit gebeugt, seine Pensionirung erbat und erhielt. Bald darauf siedelte er in seine Geburtsstadt Freiburg über, wo er in aller Stille seinen Studien, seiner ärztlichen Praxis, seinen Freunden und seiner Famile lebte, bis er am 24. Mai 1881, im Alter von 79 Jahren, aus dieser Welt abgerufen wurde. Er war ein in jeder Hinsicht tüchtiger praktischer Arzt, weit über seinen Wohnort hinaus gesucht, gekannt und hochgeschätzt. Er stand mit den vortrefflichsten Männern seines Faches in intimer freundschaftlicher Verbindung, er erhielt sich auf dem Felde der medizinischen Wissenschaft nicht nur auf dem Laufenden, sondern hat auch durch eigene ununterbrochene wissenschaftliche Studien und Forschungen sich einen bedeutenden Namen erworben. Als Verfasser vieler wissenschaftlicher Werke und Abhandlungen, von denen wir nur seine verdienstvollen Werke über medizinische Polizei für Aerzte und Juristen und seine Gerichtliche Medizin hervorheben wollen, welche mehrere Auflagen erlebten und, vielfach in fremde Sprachen übersetzt, weit über die Grenzen seines Vaterlandes gebührende Anerkennung fanden. Als Gründer und langjähriger Präsident des Staatsärztlichen Vereins wurden ihm viele Auszeichnungen von Seiten seiner Kollegen zu Theil und Ernennungen zum Mit-

Digitized by Google

gliede vieler gelehrten Gesellschaften Europas. Geh. Hofrath Dr. Schürmayer war Kommandeur II. Klasse des Zähringer Löwen-Ordens, Inhaber des Kaiserlich russischen St. Stanislaus- und St. Anna- und des Päpstl. St. Gregorius-Ordens. — Obwohl Schürmayer ein wissenschaftlich akademisch gebildeter Mann war, so lebte er doch mit und in dem Volke, so hatte er doch jeder Zeit ein offenes Herz und praktisches Verständniß für dessen Freud und Leid. Bei der Bevölkerung von Emmendingen stand er in allgemeiner Hochachtung und Verehrung, was die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes in genannter Stadt beweist, das ihm ganz besonders als Ausdruck der Anerkennung seiner Verdienste um die Gründung des Leopold-Sophie-Hospitals daselbst gelten sollte. Unvergeßlich aber wird sein Andenken bei der katholischen Gemeinde Emmendingen bleiben, der er sozusagen Gründer und Fürsorger war. Er war es, der die erste Abhaltung eines katholischen Gottesdienstes daselbst veranlaßte und der als langjähriges Mitglied der dortigen katholischen Stiftungskommission den Bau eines katholischen Gotteshauses nebst Schule und Pfarrhaus mit beharrlichem Eifer mitbegründen half. — Schürmayer war ein verdienstvoller Mann, ein treuer Diener seines Fürsten, ein treuer Sohn seiner Kirche, ein treuer Arbeiter in seinem Beruf und ein treuer Jünger seiner Wissenschaft. Er war streng gegen sich selbst, mäßig in seinen Lebensbedürfnissen, Freund anständiger, heiterer Geselligkeit, glücklich in seiner Ehe, zufrieden in seinem Familienleben, ein außerordentlich liebevoller und fürsorglicher Vater für seine drei Kinder, ein christlicher Mann, der wahrlich sein Talent nicht vergraben, sondern in seinem langen und doch zu kurzen Leben wohl verwerthet hat. Sein Andenken wird im Segen bleiben. (Freiburger Katholisches Kirchenblatt 1881 Nr. 23 S. 180 ff.)

Karl Schuster

wurde am 19. April 1823 in Sinsheim a. d. Elsenz geboren. Unter der fürsorglichen Hand seines Vaters auferzogen, der sich seine Ausbildung sehr angelegen sein ließ, widmete er sich nach Absolvirung der Schulzeit dem Steuerfache und trat 1837 als Incipient bei dem als Mathematiker bekannten Steuerperäquator Berndhäusel in Sinsheim ein. 1842 kam er zur Steuerperäquatur in Lahr, erhielt aber bereits 1843 die Gehilfenstelle bei der Steuerrevision für den Mittelrheinkreis in Rastatt. 1847 wurde Schuster zum Steuerperäquator für den Amtsbezirk Ettenheim ernannt, jedoch schon 1848 in gleicher Eigenschaft nach Bruchsal versetzt. Am 10. März 1849 verehelichte er sich mit Elise geborenen Werber, hatte aber bereits im nächsten Jahre das Ableben der Gattin zu betrauern. Seine Thätigkeit in Bruchsal war nach diesem Schicksalsschlage nur noch von kurzer Dauer, da mit 1. Mai 1851 seine Versetzung als Steuerperäquator nach Freiburg erfolgte, wo er späterhin zum Kreis-Steuerperäquator ernannt wurde. Am 7. April 1853 schloß er daselbst mit Josephine geborene Schumacher den bis zu seinem Tode bestandenen zweiten Ehebund. Schuster's Thätigkeit als Vorstand der Harmonie-Gesellschaft in den Jahren von 1855 bis 1857 verdient insofern erwähnt zu werden, da er in dieser Stellung die Pflege der geselligen Verhältnisse der Freiburger Bürgerschaft zu fördern wußte und hierdurch wesentlich zur Wiederhebung jener Gesellschaft beitrug. — Im August 1866 erfolgte seine Wahl zum zweiten Bürgermeister von Freiburg. 1869 wurde er von der liberalen Partei als Vertreter der Stadt in die Zweite Kammer der Ständeversammlung entsendet und bekleidete dieses Mandat bis 1872. Er war in dieser Eigenschaft nicht nur bei den Verhandlungen über das Steuerwesen Berichterstatter der Kammer, sondern auch bei der Berathung des Fischereigesetzes vom 3. März 1870, da er wegen seiner schon damals regen Thätigkeit auf dem Gebiete der Fischerei, welche in der Folge noch eingehender gewürdigt werden

Digitized by Google

soll, dazu ganz besonders geeignet erscheinen mußte. Bereits 1869 hatten seine Bestrebungen für die künstliche Fischzucht, deren Betrieb und Erfolge er bei der damaligen Karlsruher landwirthschaftlichen Ausstellung zur Anschauung brachte, durch die Verleihung des Ritterkreuzes II. Klasse vom Zähringer Löwenorden und der silbernen Ausstellungsmedaille die verdiente Anerkennung gefunden. Für die patriotische Thätigkeit, welche er während des Krieges von 1870/71 im Dienste der Humanität entwickelte, wurden ihm das badische Erinnerungskreuz und die deutsche Kriegsmedaille für Nichtkombattanten zu Theil. — Bei dem Rücktritte des Oberbürgermeisters Fauler wurde Schuster am 20. März 1871 von der Freiburger Bürgerschaft zu dessen Nachfolger erwählt. Als mit der Einführung der neuen Städteordnung 1875 eine Reorganisation der Gemeindebehörden stattfand, wurde Schuster das zweite Mal zum Oberbürgermeister berufen und auch der Ablauf dieser Amtsperiode führte 1884 zu seiner Wiederwahl. Da sich nach einem arbeitsreichen Leben das Bedürfniß der Ruhe geltend machte, legte er am 10. Juli 1888 sein Amt nieder und schied somit nach 22jähriger Thätigkeit aus dem Kommunaldienste. — Schuster vereinigte mit praktischem Blicke zugleich auch Unternehmungsgeist, den er während seiner Amtsthätigkeit als Oberbürgermeister mit Erfolg zur Geltung zu bringen wußte. Sein Amtsvorgänger Fauler hatte zwar die Bahn für Freiburgs neue Entwickelung gebrochen, vermochte aber unter den damaligen Verhältnissen nur eine noch in engeren Grenzen sich bewegende Thätigkeit zu entfalten. Schuster führte das begonnene Werk mit Verständniß fort, und zwar in wesentlich größerem Maßstabe. Seine Thätigkeit als Oberbürgermeister fiel in eine für die Entwickelung des Städtewesens hochbedeutsame Periode. Die mit der Gründung des deutschen Reichs eingeführte Freizügigkeit sprengte die Fesseln des alten Gemeindewesens und an die Stelle der bisherigen Bürgergemeinde trat die Einwohnergemeinde. Schuster wußte mit praktischem Blicke die veränderten Verhältnisse aufzufassen und eine für Freiburgs Entwickelung fruchtbare Wirksamkeit zu bethätigen. Er wurde hierbei von dem richtigen Grundsatze geleitet, daß das Kommunalwesen nicht den Tummelplatz politischer Gegensätze, sondern den Boden bilden soll, auf welchem alle Parteien ohne Unterschied zum gemeinsamen Wirken für das Wohl der Gemeinde berufen sind. Er war Protestant und gehörte der liberalen Richtung an, hat aber niemals dahin gestrebt, andere Konfessionen und Parteien von der Mitwirkung bei der Gemeindeverwaltung auszuschließen. Schuster war weniger Politiker, sondern in erster Linie Verwaltungsmann. Er wurde nicht von dem Ehrgeize geleitet, seine amtliche Stellung zum Piedestal für eine politische Rolle zu machen, sondern fand vorzugsweise seine Befriedigung in der Thätigkeit auf kommunalem Gebiete. Freiburg nahm während Schuster's Amtsführung unter den oben erwähnten Umständen einen bedeutenden Aufschwung und zahlreiche Marksteine aus dieser Zeit zeugen für die rege und verständnißvolle Thätigkeit der Freiburger Gemeindeverwaltung, wie die folgenden Daten bestätigen mögen. — Mit der am 15. September 1871 stattfindenden Eröffnung der noch unter dem Oberbürgermeister Fauler auf gemeinschaftliche Kosten der Gemeinden Freiburg und Altbreisach begonnenen und diese beiden Städte verbindenden Eisenbahn, welche mit ihrer späteren Fortsetzung bis Colmar 1878 in den Besitz des Staates überging, wurde gewissermaßen die neue Aera inaugurirt. Die schon zu Zeiten seines Amtsvorgängers ventilirte Frage einer neuen Quellwasserleitung nahm Schuster mit Wärme und Energie auf. Das bedeutende Unternehmen gelangte zur Ausführung und konnte bereits 1875 dem Betrieb übergeben werden. Die Errichtung der neuen Gasfabrik 1884 und der Bau des Schlachthofes 1887, sowie der Beginn der städtischen Kanalisation waren weitere Beweise für das lebhafte Bestreben der Freiburger Gemeindeverwaltung, den Anforderungen der

Digitized by Google

Neuzeit zu entsprechen. Die wachsende Einwohnerzahl stellte auch auf dem Gebiete des Schulwesens erhebliche Anforderungen an die Gemeinde und machte den Bau neuer Schulhäuser zum unabweislichen Bedürfnisse. In der 1874 ihrer Bestimmung übergebenen neuen höheren Bürger-(Real-)Schule erhielt die Stadt zugleich ein ihr zur besonderen Zierde gereichendes Bauwerk. 1884 wurde das neue Schulhaus im Norden der Stadt und 1887 ein solches im südlichen Stadttheile errichtet. Ferner wurde einem längst bestandenen Bedürfnisse durch die 1873 eröffnete höhere Töchterschule im Adelhauser Stifte entsprochen. Auch für die Erbauung des neuen, einen Schmuck der Stadt bildenden Pfründnerhauses, welches 1884 seiner Bestimmung übergeben werden konnte, wirkte Schuster nach Kräften. Die nach der oberrheinischen Gewerbe-Ausstellung von 1887 stattfindende Umwandlung des Karlsplatzes zu dem durch geschmackvolle Anlagen sich auszeichnenden Stadtgarten war eines der letzten Werke der Gemeindeverwaltung unter Schuster's Leitung. — Einer Anerkennung seiner Bestrebungen für Freiburgs Entwickelung hatte er sich 1871 anläßlich der dortigen oberbadischen Gewerbe-Ausstellung durch die unterm 15. September dieses Jahres erfolgte Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Zähringer Löwenorden zu erfreuen. Der Kaiser Wilhelm, welcher im nämlichen Monate Freiburg und die Ausstellung besuchte, ehrte ihn durch die Verleihung des Preußischen Rothen Adlerordens IV. Klasse. Eine weitere Auszeichnung wurde ihm zu Theil bei der am 3. Oktober 1876 erfolgenden Enthüllung des Siegesdenkmals, welches in Freiburg zur Erinnerung an die Waffenthaten des XIV. Armeecorps im Kriege von 1870/71 errichtet wurde, indem ihm der Deutsche Kaiser den Preußischen Kronenorden III. Klasse verlieh. Aus Anlaß der Hugstetter Eisenbahn-Katastrophe am 3. September 1882, bei welcher Freiburg seine freundnachbarliche Gesinnung für das Elsaß durch die warme Theilnahme an den Opfern dieses Unglücks in wohlthuender Weise zu bethätigen wußte, schmückte der Deutsche Kaiser den Oberbürgermeister Schuster für seine hierbei entwickelte umsichtige Thätigkeit mit dem Preußischen Rothen Adlerorden III. Klasse. — Auch für den Bau der am 21. Mai 1887 eröffneten Höllenthalbahn wirkte Schuster mit vielem Eifer und hat sich um ihr Zustandekommen wesentliche Verdienste erworben, welche der Großherzog von Baden durch die unterm 16. Mai jenes Jahres vollzogene Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse vom Zähringer Löwenorden anerkannte. — Im Februar 1887 berief ihn der Wahlkreis Freiburg als Abgeordneter in den deutschen Reichstag, ein Mandat, welches er bis 1890 bekleidete. — Ueberdies war Schuster auf dem Gebiete der Kreisverwaltung als Vertreter der Stadt Freiburg sehr thätig und wurde von der Kreisversammlung stets zu ihrem Präsidenten gewählt. Auch nachdem er von der Leitung der städtischen Verwaltung zurückgetreten war, bekleidete er, durch das Vertrauen seiner Mitbürger geehrt, dieses Mandat bis zu seinem Tode weiter. — Er konnte mit dem befriedigenden Bewußtsein aus seinem Amte scheiden, in einer für das Städtewesen bedeutsamen Periode eine fruchtbare Thätigkeit entwickelt und in hervorragender Weise zur Hebung von Freiburg beigetragen zu haben. — Einen die Grenzen seines engeren Vaterlandes weit überschreitenden Ruf erwarb sich Schuster aber durch seine langjährige Wirksamkeit auf dem Gebiete der künstlichen Fischzucht und der Fischereipflege überhaupt. Die erste Anregung hierzu erhielt er durch die damals Kaiserlich Französische Fischzuchtanstalt Hüningen im Elsaß, welche ihn lebhaftes Interesse für diesen Zweig fassen ließ. Im Jahre 1862 machte er den ersten Versuch mit der künstlichen Erbrütung von Fischeiern. Obwohl ihm manche herbe Enttäuschungen nicht erspart blieben, erlahmte doch sein Eifer nicht, vielmehr blieb er fortgesetzt bemüht, durch Verbesserungen günstigere Resultate zu erzielen. Er wurde, durch eigene Erfahrungen

Digitized by Google

belehrt, einer der ersten Vorkämpfer für die Verwendung von Bach- und Flußwasser zur künstlichen Fischzucht gegen die damals noch in voller Blüthe stehende und doch so verderbliche Quellwasser-Theorie. Wesentlich seiner Initiative war es zu danken, daß er in Verbindung mit einigen Freunden der Fischerei 1865 die »Badische Gesellschaft für Fischzucht« auf Aktien gründete, welche sich nicht nur die Wiederbevölkerung der von ihr bewirthschafteten Gewässer, sondern auch die Anbahnung einer rationellen Fischereigesetzgebung zur Aufgabe machte. Um den Bedarf der Gesellschaft an Edelfischbrut zu liefern, errichtete Schuster an Stelle der bisherigen kleinen Brütungsanlage auf seinem Gute, dem Selzenhof (bei Freiburg), im Jahre 1865 eine größere Brutanstalt, welche ebenso zur fruchtbaren Quelle für die Wiederbevölkerung der inländischen Gewässer, wie auch zum anregenden Vorbilde für andere dergleichen Unternehmungen geworden ist. Schuster war die Seele der Fischzuchtgesellschaft und der Kreis seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete erweiterte sich damit von Jahr zu Jahr. Das wachsende Interesse für die Fischerei in Baden, zumal auf dem Schwarzwald, und die zunehmende Beachtung, welche dieser Zweig bei der Staatsregierung fand, sind wesentlich auf seine unermüdliche Thätigkeit zurückzuführen. Der öffentlichen Anerkennung, welche seine diesbezüglichen Bestrebungen schon im Jahre 1869 fanden, geschah bereits oben Erwähnung. Schuster wurde der erprobte Rathgeber für die Staatsbehörde in Fischereisachen und hat als solcher bei der Gestaltung des neuen badischen Fischereirechts in hervorragender Weise mitgewirkt. Wie schon oben erwähnt, war er bei der Berathung des Fischereigesetzes vom 3. März 1870 Berichterstatter der II. Kammer der Ständeversammlung. Ebenso sind seine Begutachtungen für die Gesetzesnovelle vom 26. April 1886, sowie für die Landes-Fischereiordnung vom 3. Februar 1888 und für die vom nämlichen Tage datirende Perl-Fischereiordnung sehr werthvoll gewesen. In gleicher Weise war Schuster bei den zahlreichen Verhandlungen Badens mit den Nachbarstaaten zur Vereinbarung gemeinsamer Normen des Fischereirechts thätig. Er nahm theil an der Mannheimer Rheinfischerei-Konvention vom 27. November 1869, sowie an den Verhandlungen für die Berner und Mülhauser Uebereinkünfte vom 25. März 1875, beziehungsweise 14. Juli 1877. Ebenso war er als technischer Vertreter Badens bei der Lindauer Konferenz im Juni 1878 und wohnte auch im Dezember 1884 den kommissarischen Berathungen für den am 30. Juni 1885 abgeschlossenen Berliner Rheinlachsfischerei-Vertrage bei. — Seine Brutanstalt auf dem Selzenhofe erfuhr im Jahre 1872 eine bedeutende Vergrößerung, für welche ihm eine Staatssubvention gewährt wurde, wogegen er sich verpflichtete, Fischeier und Brut zu ermäßigten Preisen an inländische Interessenten abzugeben. Unablässig für Verbesserungen auf diesem Gebiete bemüht, erhob Schuster den Selzenhof zu einer Musteranstalt, deren Ruf nicht nur weit in das Ausland, sondern selbst über den Ozean reicht. Seinem praktischen Sinne ist die Konstruktion des flachen kalifornischen Bruttrogs zu danken, ferner die Anwendung des Wassertrommelgebläses für Brutträge und das nach ihm benannte, in Holzgestell hängende Bruttransportgefäß. Nachdem er neuerdings bei der Freiburger landwirthschaftlichen Ausstellung 1876 für die künstliche Fischzucht die silberne Ausstellungsmedaille erhalten hatte, vertrat er diesen Zweig in ganz hervorragender Weise auf der Berliner Fischereiausstellung 1880, wofür ihm die hohe Auszeichnung zu Theil wurde, nicht nur mit dem vom Deutschen Kronprinzen gestifteten werthvollen Ehrenpreise, sondern auch noch mit der großen goldenen und großen silbernen Ausstellungsmedaille belohnt zu werden. 1877 eröffnete Schuster eine zweite Brutanstalt in Radolfzell, welche den Zweck hat, besonders für die Bevölkerung des Bodensees thätig zu sein. Das Bedürfniß, auch für das Wutachgebiet eine Fischzuchtanstalt zu besitzen, veranlaßte ihn 1887 zum Ankaufe von Bad Boll

Digitized by Google

bei Bonndorf und der dortigen Einrichtung einer Brutanlage. Von seiner sonstigen vielseitigen Thätigkeit auf dem Gebiete der Fischerei mag hier noch die Akklimatisation des kalifornischen Lachses nicht unerwähnt bleiben, wofür ihm die Société d'acclimatation in Paris 1882 ihre silberne Medaille zuerkannte. Um einen weiteren Kreis von Freunden der Fischerei im Lande zu gemeinsamer Thätigkeit zu vereinigen, erfolgte auf Anregung der Regierung 1885 die Auflösung der bisherigen Fischzuchtgesellschaft und die gleichzeitige Gründung des Badischen Fischereivereins, dessen Vorsitz Schuster seit 1887 bis zu seinem Tode führte. Noch im letzten Winter seines Lebens richtete er im Auftrage der Staatsregierung den in Freiburg eröffneten Unterrichtskurs für Fischzucht ein und ließ sich dabei zugleich eine persönliche Lehrthätigkeit angelegen sein. — Der Ankauf von Bad-Boll wurde für Schuster's Schaffensfreudigkeit der Anlaß, diese bisher in bescheidenen Grenzen gehaltene Anlage zu einem den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Kurorte umzuschaffen, wobei sich sein praktischer Sinn neuerdings auf das Beste geltend zu machen wußte. — Leider sollte ihm kein längeres Leben beschieden sein. Nachdem er bereits einige Monate unter der Entwickelung eines Herzleidens gelitten hatte, starb er am 23. Februar 1891 in Folge eines am vorhergehenden Tage eingetretenen Schlagflusses. Ein reges, der Thätigkeit gewidmetes Leben endete mit ihm. Sein Name wird ebenso in den Annalen von Freiburg fortleben, wie auf dem Gebiete der Fischzucht. Fr. von der Wengen.

Walter Schwarzmann,

langjähriges Mitglied und sodann Präsident des Großherzoglichen Verwaltungsgerichtshofs, ein durch hervorragende geistige Begabung und reiche fachliche wie allgemeine Bildung ausgezeichneter Beamter, hat sich um die Ausbildung des badischen Verwaltungsrechts nicht unerhebliche Verdienste erworben. — Geboren am 7. Januar 1821 zu Sigmaringen, 1844 Rechtspraktikant, 1849 Amtsassessor in Emmendingen, 1850 Regierungsassessor in Konstanz, 1855 Regierungsrath, sodann Oberamtmann in Achern, wurde Schwarzmann 1861 als Ministerialrath in das Ministerium des Innern berufen und im Jahr 1864 bei der Einführung der neuen Organisation der innern Verwaltung zum Verwaltungsgerichtsrath und vorsitzenden Rath des Verwaltungsgerichtshofs ernannt, 1874 zum Direktor des Verwaltungshofs und 1877 zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs befördert. Seit 1879 bekleidete er auch das Amt eines Vorsitzenden des Kompetenzgerichtshofs. Seine dienstlichen Arbeiten wie seine wissenschaftlichen Erörterungen aus dem Gebiete des badischen öffentlichen Rechts (veröffentlicht in dem »Magazin für badische Rechtspflege und Verwaltung« von Zentner, Renaud und Turban, bezw. Spohn, dem »Badischen Centralblatt für Staats- und Gemeindeinteressen« von Dr. Bissing sowie in der »Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege« von Dr. Löning, bezw. Fr. Wielandt) zeichnen sich durch Schärfe der Auffassung und Durchsichtigkeit der Darstellung aus. — Auch an dem parlamentarischen Leben hat er regen Antheil genommen, theils in der Zweiten Kammer, in welcher er während der Landtage 1857—1863 den Wahlbezirk Meßkirch-Stockach vertrat, theils, und zwar während der Landtage 1877–82, in der Ersten Kammer, in welche ihn das Vertrauen des Landesherrn berufen hatte. Er starb unerwartet rasch in der Nacht vom 13./14. April 1886. Fr. Wielandt.

Karl Stephan Freiherr Seutter von Lötzen

entstammte einer Ulmer Familie und war als Sohn des in der badischen Kriegsgeschichte vielgenannten, als Generalmajor 1841 verstorbenen Theodor August v. Seutter den 26. Oktober 1811 zu Karlsruhe geboren. Den 17. Oktober

Digitized by Google

1828 als Secondelieutenant der Artillerie zugetheilt, nahm er an dem im Oktober 1830 erfolgten Ausmarsch seiner Batterie nach Mannheim Antheil. Der 31. Dezember 1833 brachte die Beförderung zum Premierlieutenant. Bis zu seiner im September 1840 erfolgten Ernennung zum Hauptmann wurde er mehrmals zu den Arbeiten der Kommission, welche mit der Ausrüstung der Artillerie mit einem, allen damaligen Anforderungen höchster Beweglichkeit mit möglichster Wirkung gewährenden Materiale beauftragt war, zugezogen. Mit der Beförderung zum Hauptmann wurde v. Seutter gleichzeitig Adjutant des Kriegspräsidenten Generallieutenants v. Freydorf und betheiligte sich bis zu seinem Ausscheiden aus dieser Stellung neben den Adjutantengeschäften bei der Ausarbeitung des Mobilmachungsentwurfs des Armeecorps in hervorragender Weise. Vom Dezember 1842 bis Juni 1843 wurde ihm die Ehre zu Theil, in das Gefolge des Erbgroßherzogs Ludwig während dessen Reise nach Stuttgart, München und Wien befohlen zu werden. Den 16. November 1847 zum Hauptmann erster Klasse befördert, begleitete v. Seutter im Jahr 1848 in seiner Eigenschaft als Adjutant den Kriegspräsidenten Generallieutenant Hoffmann, welchem nach dem Tode des Generals v. Gagern das Kommando über die gegen die Insurgenten ausmarschirten Truppen übertragen war, in das Oberland und machte das Gefecht bei Günthersthal, sowie die Einnahme von Freiburg mit, worauf er als Kommandant eines aus Truppen des 8. Armeecorps gemischten Detaschements mit den eroberten Kanonen nach Karlsruhe geschickt wurde. Ende Mai mit General Hoffmann zurückgekehrt, wurde Hauptmann v. Seutter im August 1848 als Generalstabs-Offizier in das Hauptquartier des Königl. württb. Generals v. Miller befehligt und marschirte am 18. gleichen Monats nach Schleswig-Holstein, von wo er nach Abschluß des Waffenstillstandes mit General v. Miller, welchem Ende September das Kommando über das Truppencorps, das nach dem Einfall Struve's im badischen Oberland zusammengezogen wurde, übertragen war, nach Freiburg i. Br. zurückkehrte und unterwegs als Marschkommissär für den Transport der Truppen fungirte. Den 29. November 1848 trat seine Ablösung bei General v. Miller, unter Rückberufung in die frühere Stellung im Kriegsministerium, ein. Nach Ausbruch der Revolution im Mai 1849 erfüllte v. Seutter als Abgesandter des Großherzogs Leopold mit dem damaligen Major der Artillerie, späteren Kriegspräsidenten, Ludwig, eine Sendung an den Reichsverweser Erzherzog Johann. Den 17. Juni 1849 in das Hauptquartier des Königl. preußischen Generals v. d. Gröben befehligt, machte er im Kampfe gegen die badische Revolution die Gefechte bei Ladenburg und Oetigheim, sowie die Rekognoszirung gegen Rastatt mit, wonach ihm die Rückbeorderung in seine Adjutantenstellung bei dem neuen Kriegspräsidenten Oberst Frhr. v. Roggenbach wurde. Als Beweis der Zufriedenheit über seine kriegerische Thätigkeit hat Großherzog Leopold schon im Oktober 1848 ihm das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens mit Eichenlaub verliehen und im November 1849 eine öffentliche Belobung für die Theilnahme an den Operationen der Königl. preuß. Hilfsarmee ertheilt, nebst der Verleihung der Gedächtnißmedaille für Bekämpfung der Revolution. Auch der König von Württemberg zeichnete ihn durch Verleihung des Ritterkreuzes des Kronenordens aus. Am 10. Mai 1851 wurde v. Seutter zum Major befördert. Als 1852 der Regent Prinz Friedrich das Kommando über sein Armeecorps selbst übernommen hatte, ernannte er am 3. Juni den Major v. Seutter zum Flügeladjutanten und unter dem 23. Okt. zum Oberstlieutenant. — In dieser Stellung genoß er die Auszeichnung, sich in der Begleitung des Prinzregenten und nachherigen Großherzogs sowohl bei den Manövern, wie auf den Reisen nach Berlin, Wien, Pesth, Stuttgart, Dresden, Hannover, Braunschweig, England, Frankreich, und bei dessen Ver-

Digitized by Google

mählung in Berlin zu befinden. 1854 zum badischen Bevollmächtigten bei der Bundes-Militärkommission in Frankfurt a. M. ernannt, führte er die Stimme für das 8. Armeecorps, wurde am 30. Januar 1850 zum Obersten befördert, worauf am 20. Dezember des gleichen Jahres die Ernennung zum vortragenden Flügeladjutanten erfolgte, welche erst ihre Endschaft erreicht hat, als 1858 die Geschäfte in Frankfurt a. M. die Anwesenheit des Bevollmächtigten wieder erforderten. — Für die verdienstvolle Wirksamkeit in der Bundes-Militärkommission hat sein Fürst ihm am 10. April 1856 das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Zähringer Löwenordens verliehen. Vom Vermählungstage des Großherzogs am 20. September 1856 datirt die Ernennung zum Generalmajor und die Auszeichnung des Königl. preuß. Rothen Adlerordens 2. Klasse. Den 26. April 1861 unter Beförderung zum Generallieutenant zum Vicegouverneur, dann am 7. Juni desselben Jahres zum Gouverneur der Bundesfestung Rastatt ernannt, trat General v. Seutter in seine letzte dienstliche Stellung, in welcher er sich um die Vervollständigung der Bewaffnung des Platzes, um den kriegsbereiten Zustand und um die Herbeiführung der schlagfertigen Gefechtsbereitschaft der Festung hochverdient gemacht hat, wie auch in diese Periode die Verleihung des Kommandeurkreuzes 1. Klasse des Zähringer Löwenordens fällt. Im September 1863 wurde General v. Seutter als Bundesinspekteur zur Inspizirung der Kontingente von Hannover und Braunschweig delegirt. Im August 1866 nahm er in Folge seiner angegriffenen Gesundheit längeren Urlaub, bis sein Zustand ihn endlich nöthigte, um Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, welcher unter Belassung der Uniform der aktiven Generale bewilligt wurde. Vermählt mit Emma Albertine Henriette, Tochter des Herrn Johann Stern und der Albertine, geb. v. Cotta, aus welcher Ehe zwei Söhne entsprossen, war ihm vergönnt, im Jahr 1875 das Fest der silbernen Hochzeit zu feiern. Ein langjähriges Leiden, welches zuletzt mit außerordentlicher Heftigkeit und drohender Gefahr für das Leben sich fühlbar machte, ließ ungeachtet der bedenklichen Folgen keine andere Wahl, als eine äußerst schwere Operation, welche trotz des geglückten Vollzugs bei der vorhandenen Ausdehnung desselben keine Heilung zu bringen im Stande war. Wenige Tage nachher trat, ungeachtet der sorgfältigsten Pflege der Gattin und Kinder, am 20. März 1884 der Tod ein. Die Laufbahn v. Seutters gibt durch die vielseitigen Stellungen und Verwendungen das beredteste Zeugniß für seine außerordentliche Begabung, theoretischen Kenntnisse, praktischen Sinn und Erfahrung und für seine bedeutende Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit. — Dem höchsten Kriegsherrn ein unerschütterlich treuergebener Diener, hat er kein anderes Bestreben gekannt, als das Vertrauen des Fürsten nach äußersten Kräften zu rechtfertigen. Seiner Gattin und Familie ist er jederzeit ein freudig aufopfernder hingebender Gatte und Vater gewesen. Die Kameraden seiner Waffe und des badischen Armeecorps werden seiner Thätigkeit ein dankbares Andenken bewahren. (Karlsruher Zeitung 1884 Nr. 74, Beilage.)

Eugen Maria von Seyfried

war am 2. Februar 1816 in Salem geboren, als der Sohn des vormals Markgräflichen Hofraths und später Großh. Oberamtmanns Willibald v. Seyfried. Sein Vater war ein Mann von hervorragender Bildung und Begabung für den öffentlichen Dienst, was er, als Abgeordneter zum ersten Landtage des Großherzogthums — 1819/1820 — so bedeutsam kundgab, daß er schon für die zweite Hälfte des Landtags zum ständigen landesherrlichen Kommissar für beide Kammern ernannt wurde. Leider war es ihm nicht vergönnt, in die ihm in Aussicht stehende glänzende Laufbahn einzutreten; er starb schon 1824, kaum 48 Jahre alt, eine Witwe und 6 Kinder hinterlassend, von welchen Eugen das

Digitized by Google

zweitälteste war. Der im Alter von 8 Jahren vaterlose Knabe begann seine Studien in Ravensburg, unter Leitung eines Oheims, des aus dem württembergischen Verfassungsleben bekannten Stadtschultheißen v. Zwerger, setzte solche von 1829 an am Lyceum in Konstanz fort und bestand nach Vollendung des in Freiburg und Heidelberg betriebenen juristischen Studiums im Jahr 1837 mit Auszeichnung die Staatsprüfung, welcher die Aufnahme als Rechtspraktikant folgte. Die amtliche Praxis lernte er in den Jahren 1838 und 1839 bei dem Amte Heiligenberg kennen und begab sich alsdann nach kurzer Verwendung in dem Rechtsrespiziat der Oberpostdirektion im Jahr 1840 auf ein halbes Jahr nach Frankreich, woselbst er sprachlichen und rechtswissenschaftlichen Studien oblag. Im gleichen Jahr wurde er zum Sekretariatspraktikanten an dem Hofgerichte Konstanz ernannt und im Jahr 1845 als Sekretär am gleichen Gerichtshofe angestellt. Im Jahr 1847 erfolgte seine Versetzung als Assessor zum Hofgerichte zu Mannheim, woselbst er bis zum Jahr 1853 in Thätigkeit blieb; vom Jahr 1849 an mit der Geschäftsaufgabe des Staatsanwalts — von 1852 an auch bei dem Oberhofgerichte — betraut. Seine vorzüglichen Leistungen in dieser Stellung, besonders auch nach Einführung der Schwurgerichte — 1851 — in einigen weit über die Grenzen des Landes hinaus Aufsehen erregenden Fällen, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn und nachdem er 1851 zum Hofgerichtsrathe befördert worden war, wurde er im August 1853 als Rath in das Justizministerium berufen. — Den hier gestellten Aufgaben hat im Laufe von fast 33 Jahren — 1853 bis 1886 — Eugen v. Seyfried die beste Kraft seines Lebens gewidmet; bis 1865 als Ministerialrath, von da an als Geheimer Referendär, seit 1872 als Geheimerath 2. Klasse, sodann von 1878 an als vorsitzender Rath, bis er schließlich im Jahr 1884 zum Ministerialdirektor ernannt wurde. — Man muß sich die in all dieser Zeit eingetretenen großen Veränderungen in der Gesetzgebung und Organisation des Justizwesens in's Gedächtniß zurückrufen, Veränderungen, an welchen v. Seyfried, sei es in erster Linie, sei es als helfende Kraft, bethätigt war, um sich einen deutlichen Begriff von seiner Thätigkeit als Mitglied des Justizministeriums machen zu können: die im Jahr 1857 eingetretene Trennung der Justiz von der Verwaltung auch in erster Instanz, die neuen Justizgesetze und Organisationen im Anfang der 60r Jahre, die große Umgestaltung, welche die Reichs-Justizgesetze zur Folge hatten. — Vor Allem war es das Gebiet der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in welchem die Arbeit v. Seyfrieds in weitestem Umfang zur Geltung gekommen ist. Die vollständige Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung im Jahr 1857 hatte eine strengere Scheidung der Zuständigkeiten hinsichtlich der Geschäfte der Rechtspoliçei zwischen den Organen derselben zum Bedürfniß gemacht und es ist diese erstmals durch das Gesetz vom 5. Mai 1860, damals noch auf der Grundlage einer Theilung dieser Geschäfte zwischen den Gerichten und den Verwaltungsbehörden, erfolgt. Erst das Gesetz vom 28. Mai 1864 überwies alle Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit an die Gerichte und die Notare und ordnete die Zuständigkeiten zwischen diesen. Der gleichen Richtung folgte das Gesetz vom 6. Februar 1879, welches durch die Reichs-Justizgesetze, insbesondere durch die Reichsgerichtsverfassung und die Reichscivilprozeßordnung nothwendig geworden war. Die Entwürfe der hier genannten Landesgesetze hat v. Seyfried gefertigt und in den Kammern vertreten. Desgleichen sind eine ganze Reihe von Vollzugsverordnungen, besonders noch zu dem Gesetze vom 6. Februar 1879, Ergebnisse seiner Arbeit: so die Dienstweisung für die Waisenrichter, die Verordnungen über die Gebühren der Rechtspolizeibeamten und über die Einrichtung der Notarskammern, eine Geschäftsordnung für die Beamten der freiwilligen Gerichtsbarkeit u. a. m. Man kann mit gutem Grunde behaupten, daß unsere

Digitized by Google

dermalige Gesetzgebung über Rechtspolizeiverwaltung und Notariat und deren Durchführung im Einzelnen der Thätigkeit v. Seyfrieds wesentlich zu verdanken ist. Ebenso sind das Gesetz vom 21. Dezember 1869 über die Beurkundung des bürgerlichen Standes und die Eheschließung durch E. v. Seyfried entworfen und vor den Kammern vertreten worden, auch ist von ihm die am 18. Dezember 1875 erlassene Dienstweisung für die Standesbeamten gefertigt und das letztgedachte Gesetz als erläuterte amtliche Ausgabe veröffentlicht worden. — Von andern durch v. Seyfried vor den Kammern vertretenen Gesetzen erwähnen wir noch das Gesetz vom 24. Mai 1872, die Führung der Grund- und Unterpfandsbücher in einigen Städten betreffend, das Gesetz vom 22. Januar 1874 über die Zuständigkeiten der Amtsgerichte als Vormundschaftsbehörden, das Gesetz vom 28. Januar 1874, die öffentlichen Mahnungen bei der Vereinigung der Grund- und Pfandbücher, dasjenige vom gleichen Datum, das Theilungsverfahren und die Veräußerung von Mündelgütern betreffend, das Gesetz vom 21. Juni 1874 über die Gebühren für die Geschäfte der Rechtspolizeiverwaltung, das Gesetz vom 7. Januar 1884 über die Faustpfandverträge der Kredit- und Vorschußvereine. — Zu diesen Arbeiten allgemeiner Art kam dann noch die Arbeit des laufenden Dienstes, wobei als besonders bedeutsam die Theilnahme an den jährlich stattfindenden juristischen Staatsprüfungen zu erwähnen ist. — Allen diesen umfassenden schwierigen Anforderungen erwies sich der Mann gewachsen mit seinem nie ruhenden Fleiß, mit seiner gediegenen Fachbildung, mit seinem Scharfsinn, sowie mit dem hohen Ernste und mit der Umsicht, womit er die Aufgaben seiner beruflichen Stellung erfaßt und ihnen gerecht zu werden verstanden hat. — Auch beschränkte sich seine berufliche Thätigkeit nicht auf den Dienst allein. Aus seiner fachlichen literarischen Thätigkeit ist zu erwähnen: die amtliche Ausgabe des Landrechts mit den dasselbe ergänzenden und erläuternden Gesetzen von 1867, die Zusammenstellung und Erläuterung der Gesetze und Verordnungen über die Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit und das Notariat von 1865 und, in Betheiligung an der Sammlung der Reichs-Justizgesetze, die Bearbeitung der Gesetze und Verordnungen über die freiwillige Gerichtsbarkeit und das Notariat (1879) und des Strafgesetzbuchs des Deutschen Reichs (1880). Außerdem beschäftigte ihn seit 1885 die Redaktion der Zeitschrift »Der Bürgermeister«, welche als Organ des Badischen Rathschreibervereins, hauptsächlich der Besprechung von Fragen aus dem Gebiet der Rechtspolizei und der Standesbeamtung gewidmet, im Lande eine weite Verbreitung gewonnen hat. Noch wenige Tage vor seinem Tode hat er die letzte Nummer des Jahrgangs 1889, des 41., nebst dem Inhaltsverzeichniß fertig gestellt. — Wenn man von den Anfängen seiner Beamtenlaufbahn, sowie davon absieht, daß er von 1854 bis 1884 Mitglied des Verwaltungsraths der Witwenkasse für die Angestellten und vom Jahr 1865 bis 1886 Mitglied des Verwaltungsraths der General-Witwen- und Brandkasse war, so hatte er bis zum letztgenannten Jahre sich ausschließlich im Geschäftskreise des Justizministeriums bewegt. Von 1886 an wurden ihm Aufgaben in bis dahin fremden Gebieten, nämlich in dem der Verwaltung und in dem der parlamentarischen Thätigkeit, zugewiesen. — Im Frühjahr des genannten Jahres wurde er zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs ernannt. Unterstützt von natürlicher Begabung, widmete er sich in einem Lebensalter, in welchem die meisten Beamten den Ruhestand aufzusuchen pflegen, der neuen Stellung mit jenem bei ihm nie versagenden Pflichteifer, welchem der Erfolg nicht fehlen konnte. Im Jahr 1887 wurde ihm außerdem noch die Stelle eines Präsidenten des Kompetenzgerichtshofes übertragen. — Dasselbe Jahr fand ihn auch als Mitglied der Ersten Badischen Kammer. Im Mai 1887 berief ihn dazu das Vertrauen des Landesherrn

Digitized by Google

unter gleichzeitiger Ernennung zum ersten Vicepräsidenten des Hohen Hauses; für den Landtag 1887/88 wurde er alsdann zum Präsidenten der Ersten Kammer ernannt. Dieser Landtag war einer der längsten und inhaltreichsten, welchen die parlamentarische Geschichte Badens kennt. Er währte vom 21. Nov. 1887 bis zum 18. Juli 1888. Abgesehen von den regelmäßigen Geschäften bot er eine Fülle gesetzgeberischer Arbeit, aus welcher wir als die bedeutendsten die Entwürfe des Beamtengesetzes nebst Gehaltsordnung und Etatsgesetz, sowie der Gesetze die Ausführung der Unfall- und Krankenversicherung, die Aenderung einiger Bestimmungen über die rechtliche Stellung der Kirche und kirchlichen Vereine und die Einführung einer örtlichen Kirchensteuer betreffend, hervorheben. Hatte auch v. Seyfried in seiner präsidialen Stellung weniger an den Verhandlungen selbst sich zu betheiligen, so waren ihm doch in der Geschäftsleitung und in der Repräsentation des Hohen Hauses Aufgaben von schwerer Bedeutung zugewiesen. Gerade in letzter Beziehung stellte dieser Landtag hohe Forderungen an den Präsidenten zur angemessenen Vertretung der seiner Leitung unterstellten Ersten Kammer. Schon beim Beginn der Tagung gab das Leiden des Kronprinzen des Deutschen Reichs Anlaß zu sympathischer Kundgebung, dann kamen jene tiefergreifenden Schicksalsschläge, durch welche mit dem Fürstlichen Hause das badische Volk so schmerzlich getroffen wurde: der Tod des Prinzen Ludwig Wilhelm, der Kaiser Wilhelm und Friedrich. In den Protokollen der Ersten Kammer finden sich die Ansprachen, in welchen der Präsident den Gesinnungen und den Empfindungen des Hauses in vornehmer Sprache feinen und sinnigen Ausdruck verliehen hat. Und wie in der Repräsentation, so erwies er sich auch in der Geschäftsleitung allen Anforderungen gewachsen und verstand es in jeder Hinsicht, diesem neuen und ungewohnten Amte voll und mit Würde zu genügen. Im Jahr 1889 erfolgte seine Ernennung zum Geheimerath 1. Klasse, während schon früher seine Leistungen anerkennende Auszeichnungen gefunden hatten; er erhielt 1862 das Ritterkreuz 1. Klasse, im Jahr 1872 das Kommandeurkreuz 2. Klasse, im Jahr 1883 dasjenige 1. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und im Jahr 1874 den Preußischen Kronenorden 2. Klasse. Am Ziele angelangt, mochte v. Seyfried auf die von ihm durchmessene Laufbahn mit Befriedigung zurückblicken. In seinem Lebensgange enthüllt sich das wohlthuende Bild des deutschen Beamten, welcher, das Interesse der Gesammtheit allein vor Augen, seine ganze Persönlichkeit an der Stelle einsetzt, an welcher ihn die höhere Staatsleitung zu verwenden für gut findet. Wer unsere Geschichte kennt, der weiß, welch großen und werthvollen Theil seines öffentlichen Zustandes das deutsche Volk dieser auf das Ganze gerichteten Wirksamkeit seines Beamtenstandes zu verdanken hat. — Dabei war v. Seyfried nicht blos Fachmann; der besondere Schmuck des deutschen Beamtenstandes, eine reiche allgemeine Bildung zierte auch ihn. Wer den Vorzug seines Umgangs genoß, der war überrascht durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit seiner Kenntnisse, besonders in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte und Naturforschung. Sein feines Kunstverständniß berief ihn während längerer Zeit zum Vorsitz in dem Vorstand des Karlsruher Kunstvereins. — Seine Umgangsformen waren von seltener Anmuth und Liebenswürdigkeit. Gleichwohl liebte er die größer angelegte Geselligkeit nicht. Die Freude seines Herzens war der Verkehr mit der Natur, mit seiner Familie, mit seinen Kindern und Enkeln, Geschwistern und Verwandten, mit dem engen Kreis der vertrauten Freunde. Im Jahr 1846 schloß er den Ehebund mit Anna Schalk, welche nach dem glücklichsten Zusammenleben schon im Jahr 1860 von ihm genommen wurde. Es entstand ihm alsdann ein neues, beglückendes Heim, als er im Jahr 1865 mit Thusnelda Schalk, der Schwester seiner ersten Gattin, sich vermählte. — Am Schlusse des

Digitized by Google

Landtags von 1888 sprach ein Mitglied der Ersten Kammer in deren Namen die Anerkennung für die Geschäftsleitung des Präsidenten und den einstimmigen Wunsch des Hohen Hauses aus, daß er auch künftig den Vorsitz in demselben führen möge. Er sollte nicht mehr wiederkehren. Im Beginn des Jahres 1889 zeigten sich die Anfänge eines tückischen Leidens, welches zu einer Operation führte und am 15. Dezember desselben Jahres mit seinem Tode endete. — Eugen v. Seyfried ist von dieser Welt geschieden, aber die Spuren seines Daseins werden fortleben in den Früchten seiner amtlichen Thätigkeit und sein Gedächtniß wird unverwelklich sein bei seiner Familie und seinen Freunden und bei allen Denen, welche mit ihm in nähere Berührung gekommen sind und damit seiner Sitten Freundlichkeit erfahren haben. (Karlsruher Zeitung 1890 Nr. 7, Beilage.)

Josef Siegel

wurde am 5. Oktober 1790 zu Mannheim als der Sohn des kurpfälzischen Regierungs- und Hofgerichtsraths, nachmaligen Großherzoglich badischen Staatsraths und Kreisdirektors Bernhard Siegel geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums widmete sich Siegel dem Studium der Medizin zu Würzburg und Heidelberg, wo er 1811 das Doktordiplom, das ihm nach 50 Jahren erneuert werden konnte, erwarb. Nachdem Siegel noch in demselben Jahre das Staatsexamen bestanden, unternahm er zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung eine Reise nach Wien, von wo er jedoch seine Rückkehr beschleunigte, um Dienste als Militärarzt zu nehmen. Zum Regimentsarzt des Garde-Grenadier-Bataillons ernannt, rückte Siegel nach 14 Tagen in das Feld. Sein Bataillon hatte die Ordre, zu den aus Rußland zurückkehrenden Trümmern der Napoleonischen Armee zu stoßen, erhalten, sein nächster Bestimmungsort war die Festung Glogau, welche gehalten werden sollte. Im August 1813 zum 1. Dragoner-Regiment von Freystedt versetzt, wohnte Siegel in dem schlesisch-sächsischen Feldzuge den Gefechten bei Fellendorf, Stendal, Heinitz (18. August), Bunzlau, Görlitz und Dessau (19. August) und einige Tage später der Schlacht an der Katzbach sowie der großen Völkerschlacht bei Leipzig an. — Nach dem Ausscheiden des badischen Corps aus der französischen Armee nahm Siegel, zum 2. Dragonerregiment von Geusau transferirt, an dem Feldzuge wider Frankreich 1814 und 1815 theil. Nach geschlossenem Frieden verließ er die militärärztliche Laufbahn, um sich dem Civilstaatsdienste zu widmen. In dem zuletzt gedachten Jahre zum Physikus in Neckarbischofsheim ernannt, siedelte Siegel 1824 in gleicher Eigenschaft nach Ladenburg über, in welche Zeit seine Verehelichung mit Magdalena Heiligenthal fällt, 6 Jahre später wurde ihm das Physikat in Bruchsal übertragen, wo ihn im Anfang des Jahres 1854 die unerwartete Berufung zum Chef des Militär-Sanitätswesens traf. Seine Dienste als Staatsarzt wurden durch Verleihung des Titels eines Medizinalraths, später eines Hofraths sowie des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden ausgezeichnet, während die Liebe und Anhänglichkeit der Stadt, wo er nahezu ein viertel Jahrhundert hindurch der Bevölkerung ein stets bereiter Helfer gewesen, in der Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes ihren Ausdruck fanden. In der neuen Stellung als Generalstabsarzt hatte Siegel mehrfache Organisationen durchzuführen, wobei er sich des Vertrauens seines Kriegsherrn und der obersten Militärbehörde stets zu erfreuen hatte. Durch besondere Gnade des Großherzogs wurde ihm alsbald nach seinem Wiedereintritt in das Armeecorps das militärische Dienstauszeichnungskreuz 1. Klasse, 1856 das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens und 1862, anläßlich seines fünzigjährigen Dienstjubiläums, der Stern zu demselben verliehen. Bei dieser Feier empfing Siegel Beweise sympathischer Gesinnungen seiner Kriegs-

Digitized by Google

kameraden und der Militärärzte, welch letztere ihm eine künstlerisch ausgearbeitete Votivtafel widmeten, während der Verein badischer Aerzte zur Förderung der Staatsarzneikunde ihn durch Ueberreichung der Medaille für literarisches Verdienst ehrte. Körperlich rüstig und geistig vollkommen frisch blieb der Jubilar noch zwei Jahre in seiner Stellung. Ende 1864 erbat sich Siegel seine Versetzung in den Ruhestand, die ihm unter dem Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit gewährt wurde; am 30. März 1870 machte ein plötzlicher Tod seinem thätigen Leben ein Ende. *

Christian Isaak Gotthilf Specht

wurde am 12. August 1824 in Kirnbach bei Hornberg geboren als Sohn des dortigen Pfarrers Joseph Anton Specht und der Karoline, geb. Lamprecht. In dem Schwarzwälder Dorfe verlebte er seine Kindheit bis zu seinem neunten Lebensjahre in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, dem späteren Major Specht, mit dem er die Freuden des ländlichen Lebens in kindlicher Frische theilte. Sein Vater, der ursprünglich der katholischen Kirche angehört hatte und als Kaplan in Bruchsal zur evangelischen Kirche übergetreten war, ein begabter und energischer Mann von gediegener philologischer und philosophischer Bildung, leitete nach festen Grundsätzen die Erziehung seiner Kinder, deren Entwickelung er zwar freien Spielraum ließ, die er aber doch in strenger Zucht hielt und schon frühzeitig zu ernster geistiger Arbeit anwies. Er selbst ertheilte ihnen Unterricht in den Elementargegenständen, im Klavierspiel und in der französischen Sprache, welche die Knaben mit der gleichen Geläufigkeit wie ihre Muttersprache reden lernten. Mit neun Jahren kam Specht zuerst an das Pädagogium in Durlach, hierauf an das Lyceum in Karlsruhe. Während er mit seinem Bruder diese Anstalt besuchte, in welcher er stets zu den besten Schülern gehörte, starb im Jahr 1837 sein Vater, der 1833 als Pfarrer nach Durlach versetzt worden war. Die Bedürftigkeit der verwitweten Mutter, der die Erziehung von sieben Kindern oblag, nöthigte schon den Knaben, sich schwere Entbehrungen aufzuerlegen, wie denn das Mittagsmahl der Brüder regelmäßig nur in einem Stück Brod bestand, das sie aus Durlach mit zur Schule brachten. Denn die zwei Kreuzer, welche die sorgliche Mutter jedem zum Ankauf eines Würstchens mitgab, zogen sie vor aufzusparen, um allmählich die Mittel für eine Fußreise in den Ferien zusammenzubringen. Dabei erfreute sich Specht keineswegs einer kräftigen Gesundheit, sondern hatte stets mit Kränklichkeit zu kämpfen. So wurde frühzeitig der Ernst des Lebens seinem ganzen Wesen aufgeprägt. Die theologischen Studien machte er während der Jahre 1842—1846 auf den Universitäten Heidelberg und Halle, das Muster eines fleißigen Studenten, der aber doch auch als Mitglied einer burschenschaftlichen Verbindung sich der heiteren Seite des Studentenlebens nicht verschloß. In Heidelberg löste er eine philologische, in Halle eine theologisch-philosophische Preisaufgabe, beide summa cum laude. In Halle waren es besonders die Professoren Tholuck und Julius Müller, die auf seine Anschauungen Einfluß gewannen, in Heidelberg trat er Rothe und Ullmann näher und wurde durch sie immer mehr dem biblisch-kirchlichen Glaubensstandpunkte zugeführt. Im Frühjahr 1846 unter die Pfarrkandidaten aufgenommen, war er in Gochsheim, Mannheim, Neckargemünd und Emmendingen als Vikar thätig. In dieser Stellung erlebte er die Revolutionszeit von 1848/49, deren Ausschreitungen er, wo er konnte, mit der Waffe des göttlichen Wortes bekämpfte. Damals trat er auch mit den erweckten Christen, die sich in besonderen religiösen Gemeinschaften zusammenschließen, in nähere Beziehung und blieb von da an diesen Kreisen, deren Bestrebungen er gerne förderte, herzlich zugethan. Unter dem trefflichen Dekan Sehringer als Vikar

Digitized by Google

in Emmendingen thätig, predigte er nicht nur unerschrocken wider die Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, sondern setzte auch unerschrocken das Kirchengebet für den Großherzog fort, unbeirrt durch das Verbot des revolutionären Civilkommissärs, der an der Verwirklichung des von ihm im Monat Juni 1849 angedrohten Einschreitens nur durch die preußischen Waffen verhindert wurde, die bald seiner Herrlichkeit ein Ende machten. Im Jahr 1850 wurde Specht Pfarrverweser in Schwetzingen, 1852 in Palmbach bei Durlach, und als 1854 der damalige Pfarrer Haag zu Ispringen mit einem Theil seiner Gemeinde aus der unirten Landeskirche austrat und eine lutherische Gemeinde gründete, übertrug die Oberkirchenbehörde die Pfarrei Ispringen an Specht, der von da an bis an sein Lebensende derselben vorstand. Wie die Wahl der obersten Kirchenbehörde auf den rechten Mann gefallen war, erwies die Folge. — Seinem Einflusse gelang es, die große Mehrzahl der Einwohner von Ispringen der Landeskirche zu erhalten, ja einzelne Separirte derselben wieder zuzuführen. Dabei verstand er es doch, zu den separirt lutherischen Geistlichen Max Frommel und Scriba stets freundliche Beziehungen zu pflegen, die sich auch in dem immerhin schwierigen Verhältniß der beiden Gemeinden ausdrückten. Sein pastorales Wirken war ein musterhaftes, seine Predigten, durch und durch biblisch, waren bei aller inneren Wärme vorzugsweise lehrhaft, aus seiner eifrigen Thätigkeit im Religionsunterricht in der Schule und im Konfirmandenunterricht erwuchsen mit der Zeit seine beiden Schriften »Bibelkunde« und »Liederkunde«, von denen besonders die erste, welche zehn Auflagen erlebte, in viele badische Schulen Eingang gefunden hat. Den Kranken seiner Gemeinde war er ein treuer Freund und Tröster, die innere Mission, auf deren Bezirks- und Landesfesten er regelmäßig als Redner auftrat und für die er namhafte Geldopfer brachte, pflegte er auch in seiner Gemeinde eifrig, in welcher er drei Jahrzehnte hindurch regelmäßig monatliche Missionsstunden abhielt. Eine besondere Herzenssache für Specht war die Kleinkinderschule, die er 1875 in's Leben rief und deren Bestand für die Zukunft er schon 1878 durch Erbauung eines schönen freundlichen Gebäudes sichern konnte. Seine größte Freude waren die von ihm zur Belebung der Missions- wie der Kleinkinderschul-Sache jährlich in Ispringen veranstalteten größeren Feste, besonders das alle Aschermittwoch gefeierte Missionsfest, das sich zu einem wahren Volksfeste gestaltete, aber auch seine eigene Gastfreundschaft in ausgiebigem Maße in Anspruch nahm, da dann wohl 100—130 Gäste im Pfarrhause ihre Bewirthung fanden. Da Specht sich nicht verheirathete, so führte ihm zuerst seine Mutter, dann, nach deren Ableben im Oktober 1865, seine Schwester Theodora den Haushalt, in dem bald Neffen und Nichten, bald arme Waisenkinder liebevolle Aufnahme fanden und ein schönes, echt christliches Familienleben herrschte. Die hohe Frömmigkeit, die sein ganzes Leben erfüllte und sein Thun und Lassen bestimmte, verhinderte nicht, daß er im Verkehr mit Freunden und Amtsgenossen ein lebhaft anregender Gesellschafter war, dessen Unterhaltung sein gemüthvoller Humor eine besondere Würze verlieh. Seine heitere Stimmung fand dann wohl in einem Gedichte Ausdruck, wie er denn bei Tisch im Freundeskreise gern einen poetischen Trinkspruch ausbrachte. Unter andern Gelegenheitsgedichten, die sein Schwager, Pfarrer Hagenmeyer, am Schlusse des Specht's Andenken gewidmeten Nachrufes aus seinem Nachlaß veröffentlichte, zeichnet sich besonders eines, das er zu seines Studiengenossen Scheffel fünfzigstem Geburtstag verfaßte, durch Originalität aus. Von 1860 an nahm Specht auch an den kirchlichen Kämpfen, die unser Land bewegten, Theil und stellte sich mit Entschiedenheit und voll Muth und Ueberzeugungstreue auf die Seite der positiven Richtung. Ihm war es gegeben, unerschrocken und mit nie ermüdender Kraft gegen den Strom zu schwimmen, so z. B. in der bekannten

Digitized by Google

Versammlung zu Durlach am 7. Juni 1860, wo er den liberalen Rednern entschieden entgegentrat, aber auch genöthigt war, gegenüber den Störungen, die sein unwillkommenes Wort hervorrief, sich auf sein gutes Recht als »Protestant« zu berufen, wenn er auch gegen seine Vorredner protestire. Im Zusammenhange mit dieser kirchlichen Bewegung entstand 1860 das »Evangelische Kirchen- und Volksblatt«, dem er durch langjährige Mitarbeiterschaft enge verbunden war und dessen Redaktion er während der Jahre 1868—1873 leitete. Eine hervorragende Wirksamkeit entfaltete Specht auch in der badischen Generalsynode, in welche er viermal von der Diöcese Pforzheim gewählt wurde. Er gehörte der positiv gesinnten Minderheit, der sogenannten Protestpartei an, in der neben ihm Männer wie Mühlhäusser, Eberlin, Mez, Gräbener u. A. der liberalen Richtung mit Entschiedenheit entgegentraten. Namentlich trat er in der Synode von 1867, als über den Protest verhandelt wurde, der im Jahr 1864 von 119 Geistlichen gegen Schenkel erhoben worden war, fest und unerschütterlich dafür ein, daß es innerhalb der Kirche zum Schutze des christlichen Volkes eine Lehrschranke geben müsse und daß solche Schranke in den Fundamentalartikeln des christlichen Glaubens gegeben sei. Mit der gleichen Entschiedenheit trat Specht in der Synode von 1880/82 für die Beibehaltung des alten bekenntnißmäßigen Katechismus von 1855 ein. Er scheute sich nicht, seine Ueberzeugung mit einer zuweilen herausfordernden Schärfe auszusprechen, wirkte aber gerade dadurch besonders anregend und belebend auf die Verhandlungen der Synode ein, denen er dadurch öfter nach beiden Seiten hin zu größerer Klarheit verhalf. Es hat seinem mannhaften Auftreten nicht an scharfen Gegnern gefehlt, aber auch diese versagten ihm nie die Anerkennung seiner aufrichtigen Frömmigkeit, seiner Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue. — Daß es einem solchen Manne auch sonst nicht an Inanspruchnahme seiner reichen Arbeitskraft fehlte, versteht sich von selbst. Im Jahr 1857 wurde ihm die Bezirksschulvisitatur Pforzheim übertragen, welche Stelle er aber bei der neuen Schulorganisation im Herbst 1862 freiwillig niederlegte. Seit 1857 war er auch Schriftführer, seit 1875 Vorstand des Pforzheimer Zweigvereins für Heidenmission, von 1869 bis 1880 Vorstand der Niefernburg, vom Jahr 1873 an sechs Jahre lang Mitglied des Diöcesanausschusses, von 1881—1886 leitete er die evangelische Konferenz. — Von Jugend auf nicht frei von Kränklichkeit, hatte Specht in den letzten 15 Jahren seines Lebens besonders häufig an Asthma und Engbrüstigkeit zu leiden. Im Mai 1887 wurde er plötzlich von einer Lungen- und Herzkrankheit befallen, die ihn dem Tode nahe brachte. Zwar erholte er sich wieder so weit, daß er mit Hilfe seines Neffen Franz Hagenmeyer, der kurz vorher sein theologisches Examen gemacht hatte und ihm nun als Vikar zur Seite gesetzt wurde, seinen Dienst wenigstens theilweise wieder versehen konnte. Aber im Oktober 1888 wurde er neuerdings ernstlich leidend und seine Kräfte nahmen zusehends ab. Am Morgen des 16. November entschlief er sanft und ohne Todeskampf. Die große Theilnahme an der Beerdigung, die am Sonntag den 18. November, am Dank- und Erntefest stattfand, die Menge der an seine Angehörigen eingelaufenen Beileidsschreiben bewiesen, wie groß die Achtung und Liebe war, die Specht in den weitesten Kreisen genoß. Sein Andenken lebt fort im Segen. (Vgl. die Schrift: »Zur Erinnerung an Christian Isaak Gotthilf Specht, Pfarrer zu Ispringen. Karlsruhe 1889.) *

Karl Speigler

wurde am 1. September 1838 in Konstanz geboren. Sein Vater, ein religiöser, unterrichteter Mann, war Münzkontroleur daselbst und erhielt im Jahre 1844 Anstellung als Zuchthausverwalter in Mannheim. Karl Speigler besuchte einige

Digitized by Google

Zeit das Gymnasium in Bruchsal, sah sich aber durch den in den Jahren 1850 und 1851 erfolgten Tod von Vater und Mutter in die Nothwendigkeit versetzt, sich unter die pflegeväterliche Obhut des Buchbinders Schulz in Karlsruhe zu begeben, der ihn in seinen eigenen Lebensberuf einzureihen beabsichtigte. Während seiner Lehrlingszeit besuchte Speigler das Seminar, bis er konfirmirt wurde. Schon damals regte sich bei ihm die Sanges- und Spielluft in lebhafter Weise. Eine mit jugendlichen Gesinnungsgenossen errichtete Bühne primitivster Art bot ihm Gelegenheit zu seinen ersten Versuchen in der Schauspiel- und Gesangskunst. Im Jahre 1856 trat er in den Hoftheaterchor ein und erhielt den ersten geregelten Gesangunterricht von Chorregent Hoffmann. Die Militärpflicht entzog ihn jedoch ein und ein halbes Jahr dem künstlerischen Berufe. Nachdem er den Soldatenrock wieder abgelegt hatte, sang er einen Winter hindurch kleine Solopartien im Freiburger Theater. Dem Lockrufe einer wandernden Theatergesellschaft konnte er nicht widerstehen und er zog mit ihr kreuz und quer durch die schweizerischen Lande. Das Jahr 1863 brachte ihm eine Anstellung an dem Frankfurter Theater für den Chor und kleine Solopartien. Im November desselben Jahres verheirathete er sich mit Sofie Leuser, die ihm bis an sein Lebensende als treue, liebevolle Gattin zur Seite stand. Schon am 1. September 1864 kehrte er wieder in sein altes Engagement in Karlsruhe zurück. Hier war er im Chor thätig und wurde auch mit kleinen Solopartien — Hirt in »Rothkäppchen«, Willibald in »Templer und Jüdin« ꝛc. — betraut. Die ersten selbständigeren Partien, die er zu singen hatte, waren der Eremit im »Freischütz«, der alte Melchthal im »Tell«, der Oberpriester in der »Afrikanerin«; außerdem gab er kleine Schauspielrollen, wie den Ambrosio in »Preziosa«, den Razmann in den »Räubern«, den Schnock im »Sommernachtstraum«. Eine seinen Stimmmitteln und Anlagen entsprechende Beschäftigung fand er erst vom Jahre 1869 an, indem ihm u. a. die Partien des Comthur und Marcel übertragen wurden. Bald erhielt Speigler Engagementsanträge von bedeutenden anderen Bühnen, z. B. Dresden, München. Im Jahre 1872 sang er mit großem Erfolg in Kroll's Theater zu Berlin; Hülsen beabsichtigte, ihn an seine Bühne zu engagiren, mußte aber wegen der Verpflichtungen Speigler's gegen die Karlsruher Hofbühne davon abstehen. Im folgenden Jahre ging Speigler ohne Lösung seines Kontraktes nach New-York, wo er als die hervorragendste und anerkannteste Kraft an der deutschen Oper wirkte. Im Juni 1874 kehrte er nach Karlsruhe zurück und wurde nun mit lebenslänglichem Kontrakt und erhöhtem Gehalt an die Hofbühne gefesselt. Später suchte ihn Pollini für das von ihm geleitete Theater zu gewinnen, Speigler blieb jedoch Karlsruhe treu und war hier als eines der hervorragendsten und beliebtesten Bühnenmitglieder thätig, bis ihn am 17. Oktober 1889, sieben Tage, nachdem er das Publikum noch mit einer seiner vorzüglichen komischen Leistungen ergötzt hatte, ein Herzleiden in der Vollkraft seines Lebens und Wirkens hinwegraffte. — Speigler war in außerordentlicher Weise mit natürlichen Vorzügen und Anlagen ausgestattet. Er besaß eine markige, kraftvolle Erscheinung und eine herrliche Stimme. Letztere hatte einen Umfang von $2^1/_2$ Oktaven von mächtiger Tonfülle und Tonwucht bei großer Weichheit und Wärme. Dazu kam eine ursprüngliche Gestaltungsgabe, die ihn befähigte, jede Rolle in lebensvoller, charakteristisch scharf ausgeprägter Weise wiederzugeben. Obwohl er anfänglich nur für das ernste Rollengebiet geeignet schien, vermochte er seiner großen und schweren Stimme doch eine solche Beweglichkeit abzugewinnen und zeigte er sich im Besitze eines so echten, naturwüchsigen Humors, daß er auch noch den größten Theil der Baßbuffopartien in seiner Hand zu vereinigen vermochte. Zu seinen glänzendsten Leistungen gehörten der Saraſtro, Comthur, Kaspar, Marcel, Rocco, Pietro, Bertram, Kardinal (Jüdin), König

Digitized by Google

(Lohengrin), Landgraf (Tannhäuser), Hunding, Hans Stadinger, van Bett, Osmin, Leporello, Falstaff, Baptista, Plumkett, Kellermeister Hans. Als Sarastro verfügte Speigler in seltener Weise über den erforderlichen großen Stimmumfang, den mit der Mozart'schen Musik übereinstimmenden ruhigen, breiten Ton und den Ausdruck priesterlicher Würde und Hoheit. Eine mächtige, eindrucksgewaltige Erscheinung von furchtbarer Majestät und hehrem Ernste war sein Comthur; den überirdischen Mahnruf sang er mit einer ehernen Ruhe und erhabenen Feierlichkeit, die einen erschütternden Eindruck hervorbrachte. Auf gleicher Höhe standen sein finsterer, diabolischer Kaspar, sein kriegs- und gottbegeisterter Marcel, sein rauher, klug-berechnender, jedoch durch einen Zug warmen Mitleids veredelter Rocco. Den von Speigler in's Leben gerufenen heiteren Gestalten war eine ungesuchte Eigenart, eine manchmal bis zum Uebermuth gesteigerte Fröhlichkeit und ein köstlicher Realismus eigen. Zu Lieblingen des Publikums gehörten u. a. sein derb-ehrlicher, gemüthvoller Hans Stadinger, sein muselmännisch-lüsterner und fanatischer Osmin, sein geistesarmer, aufgeblasen-würdevoller van Bett, sein geckenhaft-verliebter Falstaff, sein feucht-fröhlicher Kellermeister Hans. In Speigler besaß die Karlsruher Hofoper einen ihrer stimmbegabtesten, dramatisch talentvollsten und vielseitigsten Sänger, der sich auch als Mensch viele Sympathien durch sein biederes, aufrichtiges und gemüthvolles Wesen erwarb.

J. Siebenrock.

Johann Georg Spohn

geboren den 23. September 1814 zu Dundenheim, wo sein Vater Schullehrer war, erhielt seine erste Ausbildung in der lateinischen Schule zu Müllheim, welche er von Britzingen aus, wohin sein Vater versetzt wurde, vom Jahre 1826—1829 besuchte, worauf er drei Jahre als Incipient und ein Jahr als Kameralskribent an der Großh. Domänenverwaltung zu Müllheim arbeitete. — In dieser Thätigkeit fand er aber keine Befriedigung. Er fühlte einen unwiderstehlichen Drang in sich, die wissenschaftliche Laufbahn zu betreten. Da ihm aber von Haus aus die Mittel fehlten, eine höhere Schule zu besuchen, nahm er zum Privatstudium seine Zuflucht und hat es durch ehernen Fleiß und unermüdliche Ausdauer dahin gebracht, daß er im Jahre 1833 in die Unterprima des Lyceums zu Karlsruhe aufgenommen wurde. Nachdem er dieses im Jahre 1835 mit Ehren absolvirt hatte, bezog er die Universität Heidelberg, wo er sich von 1835—1839 mit dem ihm eigenen Fleiß und Eifer — ein Muster von Solidität — dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. — Nach glücklich bestandener Staatsprüfung wurde er von 1840—1845 an verschiedenen Orten als Rechtspraktikant verwendet. — Von 1845—1849 war er Sekretär im Evang. Oberkirchenrath, von 1849—1852 Assessor bei der Kreisregierung in Mannheim, worauf er als Assessor in das Ministerium des Innern berufen und nach zwei Jahren zum Ministerialrath daselbst ernannt wurde. An dieser Stelle blieb er, bis er im Jahre 1861 als vorsitzender Rath bei dem Evang. Oberkirchenrath eintrat, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem Ende thätig war. — Auf allen diesen Stellen hat er sich als einen geschickten, treuen und gewissenhaften Arbeiter bewährt. Auf der letzten Stelle, die er zwanzig Jahre hindurch bekleidete und die seinem inwendigen Menschen so ganz entsprach, hat er sich durch die Umsicht und Besonnenheit, womit er die Rechte der Kirche vertrat, ihre Interessen förderte und auf die Erhaltung des Friedens bedacht war, um die evang. Landeskirche sehr verdient gemacht. Seinen Kollegen ist er immer mit derselben Gesinnung, in selbstloser Liebe, aufrichtig, treu und bieder entgegengekommen. Die kirchenrechtliche Literatur bereicherte Spohn durch sein 1868 erschienenes »Badisches Staatskirchenrecht«, und das in den Jahren 1871—75

Digitized by Google

unter dem Titel »Kirchenrecht der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche im Großherzogthum Baden« herausgegebene Werk. — Von dem Vertrauen, das er in engeren und weiteren Kreisen unseres Landes besaß, gibt u. A. das Zeugniß, daß er im Jahr 1857 vom Wahlbezirk Buchen-Adelsheim zum Abgeordneten der Zweiten Kammer, im Jahre 1861 zum Mitglied der evang. Generalsynode und Vizepräsident derselben und im Jahre 1870 in den engeren Verwaltungsrath der Allgemeinen Versorgungsanstalt zu Karlsruhe gewählt wurde. — Auch von Seiten der Großh. Regierung ist ihm wiederholt ehrende Anerkennung zu Theil geworden. Im Jahre 1865 wurde er von dem Großherzog mit dem Zähringer Löwenorden geschmückt, im Jahre 1876 zum Geheimen Rath II. Klasse ernannt und im Jahre 1880 durch Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse ausgezeichnet. — Der Entschlafene hat beides — des Lebens Leid und Freud' in reichem Maße erfahren. Im Jahre 1845 verehelichte er sich zum ersten Mal mit Pauline Beger von Heidelberg, welche ihm aber nach einer kaum zehnjährigen glücklichen Verbindung, nachdem sie ihm drei Töchter geschenkt hatte, durch den Tod entrissen werden sollte. Er hatte das Glück, in der zweiten Ehe, die er im Jahre 1856 mit Georgine Klingel von Heidelberg schloß, vollen Ersatz für seinen Verlust zu finden. Die ungetrübt glückliche Ehe wurde mit fünf Kindern, vier Töchtern und einem Sohne, gesegnet. Wenn auch die Sorge um die Seinen stets auf seinem Herzen lag, so hatte er doch im Zusammensein mit ihnen, in der Liebe, die er gab und nahm, volle, selige Befriedigung. Das ihm eigene bürgerlich einfache Wesen, die sittliche Reinheit seines Charakters, seine Ruhe und Milde, seine Liebe und Treue haben ihn in hohem Grade befähigt, das Haupt einer Familie zu sein. — Aeußerst einfach und regelmäßig lebend, erfreute Sohn sich immer einer guten Gesundheit, war heiter und lebensfroh. Seit einem Jahre vor seinem Ableben aber sah man seine Kraft abnehmen. Das Leiden jedoch, das als Keim des Todes in ihm lag, ein Herzleiden, nahm erst in den letzten Wochen einen bedenklichen Charakter an. Alle ärztliche Kunst und alle liebevolle Pflege, die angewandt wurden, vermochten nicht, es zu beseitigen. Es steigerte sich vielmehr von Tag zu Tag, bis er ihm endlich, nach hartem Kampfe, am 26. April 1882, früh 3 Uhr in einem Alter von 67 Jahren 5 Monaten und 3 Tagen erlag. — Verklärend steht über seinem Grabe ein schönes Lebensbild, das Bild eines braven und rechtschaffenen Mannes, eines Mannes, der seinem Fürsten und Vaterlande, seinem Hause, seinen Geschwistern und Freunden in Treue ergeben, gerade anspruchslos und bescheiden seinen Weg ging und alle Kraft, die ihm gegeben war, einsetzte, zu thun, was ihm von Gott befohlen war. (Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 103.)

Franz Xaver Konrad Staiger.

Die alte Bodenseestadt Konstanz darf sich einer nicht unbedeutenden Anzahl von Männern, die ihr durch Geburt und Bildung angehören, rühmen, welche in verschiedener Weise um die Pflege der Geschichte überhaupt, besonders aber um die Geschichte ihrer Heimath sich verdient gemacht haben. — Bernold von Konstanz, später Mönch in St. Blasien und dann in Schaffhausen, hier gestorben 1100, ist als trefflicher Geschichtschreiber geschätzt und seine Chronik gilt als ein Werk von hohem Werth (Wattenbach). Sein Lehrer Berthold, Mönch in Reichenau, Schüler Hermanns des Kontrakten, der, als des Letzteren Fortsetzer, zu den besten Chronisten seiner Zeit zählt, stammte ebenfalls aus Konstanz, er starb 1088. Ulrich von Richenthal, Zeitgenosse des großen Konstanzer Konzils, verfaßte die hochgeschätzte Chronik desselben. Nach Richenthal machte sich Gebhart Dacher, städtischer Beamter und ein gelehrter Bücherfreund, um die Konzilschronik verdient: er besorgte Abschriften und vielleicht den ersten Druck derselben.

Digitized by Google

Im Interesse für die Geschichte seiner Vaterstadt bereicherte er die Chronik des J. von Königshofen durch Zusätze, dieselbe betreffend, aus älteren Konstanzer Stadtchroniken. Christoph Schultheiß schrieb die Chronik der Konstanzer Bischöfe bis zum Jahre 1576, sowie jene der Stadt selbst. Der gleichzeitige Stadtschreiber Jörg Vögele sammelte und beschrieb die Rechte und Satzungen seiner Vaterstadt. Gregor Mangolt stellte im Jahre 1544 eine Chronik »der löblichen Fri- und Reichsstat Costanz« zusammen. Der Arzt Braunegger (gestorben 1832) hinterließ handschriftlich eine Geschichte der Stadt Konstanz und der dortigen Bischöfe in 3 Bänden. F. X. Leiner, Ende des vorigen Jahrhunderts, und Rosenlächer in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts waren, Jeder in seiner Art, fleißige Sammler. Diesen früheren verdienten Konstanzern folgten in den mittleren Decennien dieses Jahrhunderts Fickler, als gelehrter und gewandter Geschichtsforscher bekannt, sodann Marmor und Staiger, welche beide, für andere gelehrte Berufsfächer vorgebildet und auch längere Zeit in solchen thätig, sich erst im vorgerückten Alter ausschließlich mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigten; weil Autodidakten mehr in dilettantischer Manier, aber als fleißige Sammler der Anerkennung und des Dankes der Nachlebenden würdig. Für das Andenken Fickler's und Marmor's haben die Badischen Biographieen in den früheren Theilen (I, 247; III, 71) Sorge getragen; hier soll eine kurze Mittheilung über Staiger nachfolgen. — Dieser wurde geboren den 14. Mai 1807 in Konstanz als Sohn des dortigen Stadtuhrmachers Staiger. Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und nach Absolvirung sämmtlicher Klassen desselben widmete er sich drei Semester (1829—1831) dem Studium der Jurisprudenz an der Universität Freiburg. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er sich die Theologie als Fachstudium wählen, da der Sohn hierzu keinen Beruf zu haben erklärte, mußte, wie es scheint, aus ökonomischen Gründen die Fortsetzung des akademischen Studiums unterbleiben. Auf den Rath des Dekans und Münsterpfarrers Strasser, damals einer pädagogischen Autorität, trat Staiger zum Lehrfach über, wurde nach kurzer Vorbereitung aufgenommen und wirkte als Volksschullehrer in den Städten Endingen, Triberg, Donaueschingen zur Zufriedenheit seiner Behörden. Die in dem neuen Berufskreise sich darbietenden Wahrnehmungen über die bedrängte materielle Lage vieler Lehrer in jener Zeit veranlaßte ihn, seine Erfahrungen, Ansichten und Wünsche über diese Frage in einer Broschüre kund zu geben, und er hielt sich später, nachdem das Schulgesetz im Jahre 1835 ergangen war, zur Annahme berechtigt, wenigstens ein Kleines zur Besserstellung des Lehrerstandes beigetragen zu haben. — Während seines Aufenthaltes in Donaueschingen hatte er, schon als Lyceist durch seine musikalische Begabung und Fertigkeit sich auszeichnend, aushilfsweise bei der Fürstlichen Hofkapelle als erster Violinist mitgewirkt; den Antrag jedoch, als ordentliches Mitglied sich anstellen zu lassen, lehnte er dankend ab mit der von wohl zu starkem Selbstgefühl zeugenden Erklärung: »Zum Geiger bin ich nicht geboren«. Um sich für ein höheres Lehramt zu befähigen, besuchte Staiger 1839—1840 die Polytechnische Schule in Karlsruhe und wurde nachher an den Höheren Bürgerschulen in Heidelberg, hierauf in Ladenburg und Mannheim angestellt. Wegen seiner »Freimüthigkeit«, wie er glaubte (so schreibt ein noch lebender Bruder) aus dem Lehrstande trotz sehr guter Zeugnisse verdrängt, versuchte er sich einige Zeit im kameralistischen Fache; auch darin fand er sich nicht heimisch, kehrte in die Heimath nach Konstanz zurück und war fortan bis zu seinem Tode als literarischer Antiquarius unermüdlich thätig; die ganze Umgegend des deutschen und schweizerischen Bodensees durchwanderte er von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, überall forschend und suchend nach Urkunden, Aufschriften, Inschriften der betreffenden Orte, der früheren Klöster und Burgen, der Kirchen und Kapellen,

Digitized by Google

der irgendwie merkwürdigen Privathäuser u. s. w. Das gewonnene Material wurde dann verarbeitet zu historisch-topographischen Monographieen, Abhandlungen in Zeitschriften, Feuilletons in Tagesblättern u. dergl. So schuf sich der rastlosthätige und für solche Arbeiten auch befähigte Mann eine freilich kärgliche Existenz. Die in seinen Arbeiten gesammelten, der Vergessenheit und vielfach dem Untergang sonst anheimgefallenen, mannigfachen Kollektaneen bieten schon jetzt und später wohl noch mehr manches brauchbare Material auch für die gelehrte Spezialforschung. — Seine ersten schriftstellerischen Versuche aus den dreißiger und vierziger Jahren bewegten sich auf dem pädagogischen, politischen und publizistischen Gebiete: Der neue Jugendfreund. Karlsruhe 1843; Ueber die Mittel zur Gründung besserer Zeiten. Heidelberg 1839; Welt- und Lebensbilder. Villingen 1846; Der Weg zum wahren Bürgerthum. Villingen 1847. Der Verfasser bekundet sich in diesen Schriften als begeisterter Anhänger der damals als liberal geltenden Anschauungen über Staat, Kirche und Schule. Mehr Verdienst und Anerkennung brachten Staiger die topographisch-historischen Beschreibungen einer Anzahl von Städten, Dörfern, Klöstern, Schlössern in der Umgebung des Bodensees, theils als selbständige Monographieen publizirt, theils als Aufsätze in Zeitschriften. Die Monographieen, nach dem Hauptorte benannt, bringen die Geschichte und Beschreibung der einzelnen dazu gehörenden Ortschaften, ihre Lage, Größe, Einwohnerzahl, Gewerbe, Gemeindeverhältnisse, denkwürdigen Bauten, die Kirchen mit den Kunstschätzen, Alterthümern, Stiftungen; das Geschichtliche, theils in zusammenhängender Darstellung, theils in Regestenform. In dieser Weise wurden folgende Schriften ausgeführt: Das schwäbische Donauthal unter Beizug der vielen historisch-denkwürdigen Punkte von Tuttlingen bis Sigmaringen; Freiburg 1850. Topographisch-historische Beschreibung der Stadt Ueberlingen; Ueberlingen 1859. Die Insel Reichenau, insbesondere die noch erhaltenen Kirchen mit ihren kunsthistorischen Schätzen; Konstanz 1860. Meersburg und Markdorf mit sämmtlichen in dem Bezirk derselben liegenden Ortschaften und Schlössern; Konstanz 1861. Salem mit den Pfarreien Bermatingen, Leutkirch, Mimmenhausen, Seefelden und Weildorf mit ihren Ortschaften; Konstanz 1862. — Das Freiburger Diözesan-Archiv enthält eine Anzahl von größeren und kleineren Mittheilungen von Staiger: Die Benediktiner-Abtei Petershausen bei Konstanz; Kurze Geschichte der Klöster Kreuzlingen und Münsterlingen; Das Kloster St. Katharinenthal bei Diessenhofen; Die Klöster Paradies, Grünenberg, Wagenhausen, Klingenzell; Zur Geschichte des Seminars in Meersburg; Das Schloß Gottlieben; Zur Geschichte der Städte Steckborn und Diessenhofen. — Ohne sichere Lebensstellung hatte der unablässig thätige Mann oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen; in den letzten Jahren war er denselben enthoben, nachdem ihm durch Beihilfe seiner Geschwister es möglich geworden, sich in die Pfründneranstalt einzukaufen. Er starb am 29. Juli 1883. König.

Hermann Sternberg

ward am 27. Dezember 1825 in Aachen geboren, erwarb seine Schulbildung auf der höheren Bürgerschule und der Provinzial-Gewerbeschule daselbst, und studirte dann, mit einem Staatsstipendium ausgerüstet, an dem Gewerbeinstitut zu Berlin das Maschinenfach, womit zugleich Werkstättenübung verbunden war. Seine erste praktische Verwendung war die als Mechaniker und auf dem Bureau für Eisenkonstruktionen bei dem Bau der Weichsel- und Nogat-Brücken zu Dirschau, sodann bei der Rheinischen Eisenbahn. Nach Ablegung der Staatsprüfung als Feldmesser und Bauführer 1849 wurde er abermals bei den genannten Brückenbauten bis zu deren Vollendung beschäftigt, theilweise im Centralbureau derselben, wo bereits seine wissenschaftliche Tüchtigkeit anerkannt wurde. Es folgte die

Digitized by Google

Betheiligung bei den Vorarbeiten der Köln-Krefelder Eisenbahn, bei dem Bau der Trajektanlagen zu Homburg und Ruhrort, bei dem Bau der Kreuz-Küstrin-Frankfurter Eisenbahn im Centralbureau zu Frankfurt a. O. Durch diese vielseitige praktische Uebung, sowie durch weitere zweijährige Studien auf der Bauakademie zu Berlin war Sternberg wohl vorbereitet zum Bestehen der zweiten Staatsprüfung. Er wurde 1859 zum Baumeister ernannt, gleichzeitig für das Bauingenieurwesen und für das Hochbaufach. Das Beherrschen dieser beiden Zweige nebst dem Maschinenbau machte seine technische Bildung zu einer ungewöhnlich umfassenden und befähigte ihn später ganz besonders zum Lehrer an einer technischen Hochschule. — Die Direktion der Rheinischen Eisenbahn, unter Hartwich's Leitung, stellte nunmehr Sternberg an und verwendete ihn bei den bedeutenden Erweiterungen ihres Netzes theils im Centralbureau, theils bei Bauausführungen. Hier war es insbesondere die statistische Berechnung der projektirten Rheinbrücke in Koblenz und die Bearbeitung der Theorie der Bogenbrücken überhaupt, welche ihn in weiteren Kreisen bekannt machte. Auf Grund deßfallsiger Empfehlungen wurde er, hauptsächlich durch die Bemühung Redtenbacher's, 1861 an die Polytechnische Schule in Karlsruhe berufen, woselbst die Ingenieurschule einer neuen Lehrkraft bedurfte. Sternberg wurde zugleich Vorstand dieser Abtheilung und erhielt den Titel als Baurath, 1868 als Oberbaurath. Karlsruhe war nun 24 Jahre lang der Schauplatz seines Wirkens, bei großer geistiger und körperlicher Rüstigkeit, die ihm bis an seinen jähen Tod verblieben ist. Nach kurzem Unwohlsein wurde Sternberg am 18. Juli 1885 durch einen Herzschlag hingerafft. Am 20. Juli gab ein langer Leichenzug, welchen insbesondere die Studirenden mit Musik und Fahnen ausgestattet hatten, Zeugniß von der Hochschätzung, welche sich Sternberg in wissenschaftlichen und technischen Kreisen erworben hatte. — Sternberg war ein rechter Mann der Wissenschaft. Gründlich und genau nahm er es mit seinen eigenen Untersuchungen, wie mit den Forschungen Anderer; denn stets strebte er nach der reinen, und soweit möglich, der vollen Wahrheit. Mehrfach hat er zu den wissenschaftlichen Fortschritten beigetragen, welche in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete des Ingenieurwesens gemacht worden sind. Daß aber noch vieles zu thun übrig bleibt, und daß er selbst unablässig weiter arbeiten wollte, das geht am deutlichsten aus dem Thema hervor, welches er in seiner Antrittsrede als Direktor, zu welcher Würde er für das Jahr 1885—86 gewählt worden war, zu behandeln gedachte, nämlich: Die Aufgabe der Ingenieurwissenschaft in der Zukunft. Wenngleich Sternberg sein reiches Wissen nicht gerade häufig literarisch verwerthete, so war dasselbe doch weithin geschätzt und hat veranlaßt, daß in zahlreichen Fällen, selbst außerhalb der Grenzen Deutschlands, sein Rath begehrt wurde; dahin gehören u. a. die Entwürfe zu zwei großen Strombrücken in Südrußland und das Preisrichter-Amt bei der Wiener Weltausstellung, sowie die Mitwirkung bei einem Gutachten über die obere Rheinbrücke in Basel. — Ohne Zweifel hat zu diesem wissenschaftlichen Ruf die hohe Meinung beigetragen, welche seine Schüler von ihm empfingen und überall verbreiteten. Und wahrlich, Sternberg's Thätigkeit als Lehrer verdient ein besonders warmes Wort der Anerkennung. Wiederum leuchtet dabei die Gewissenhaftigkeit hervor, mit welcher er auch die Aufgabe betrieb. In den Konstruktionsübungen durfte nichts unklar oder oberflächlich bleiben; er sparte nicht Zeit und Mühe, um seine Schüler auf solider Basis zur möglichsten Selbständigkeit zu bringen. Deren, welche solches an sich erfahren, sind jetzt hunderte; viele haben ihre Dankbarkeit noch in späteren Jahren bekundet; alle, denen sein Verlust zur Kenntniß kam, haben denselben gewiß auf das Aufrichtigste bedauert. — Wie in der Wissenschaft und im Lehramt, so prägten sich überhaupt in dem ganzen Wesen Sternberg's Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit aus. Nehmen

Digitized by Google

wir dazu die Freundlichkeit und Heiterkeit im Umgang, das Rechtsgefühl bei Verhandlungen, aber auch die Versöhnlichkeit gegenüber abweichenden Ansichten, so sind dieses die Hauptzüge, welche ihn allen Angehörigen der Hochschule werth gemacht haben und welche dem ihm für das Jahr 1885—86 zum dritten Mal übertragenen Direktorium mit großem Vertrauen entgegensehen ließen. Die Professoren verloren in Sternberg einen hochgeschätzten Kollegen, manche zudem einen lieben Freund. Die Studirenden besaßen an ihm sowohl einen treuen Berather als ein Vorbild bei ihrer Arbeit. Sternberg's Name wird für immer in der Geschichte der technischen Hochschule von Karlsruhe einen ehrenvollen Platz einnehmen. Literarische Arbeiten: Mitwirkung bei Hartwich Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn. 1. Bd., Brücke zu Koblenz 1864. 3 Kapitel im Häusinger von Waldegg, Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik. Bd. 1 und 5. 1870 und 1875. Aufsatz in der Zeitschrift für Bauwesen 1875: Untersuchungen über geschiebführende Flüsse. (R. Baumeister in der Karlsruher Zeitung 1885 Nr. 73, Beilage.)

Alban Isidor Stolz

wurde am 3. Februar 1808 in dem altbadischen Amtsstädtchen Bühl geboren, in dessen Kirchenbüchern der Familienname Stolz*) seit der Mitte des 17. Jahrhunderts genannt wird. Sein Vater, Alois Stolz, ein Mann von wortkargem Wesen, der übrigens eine reiche Lebenserfahrung besaß, hatte im Jahr 1786 die dortige Apotheke gegründet. Seine Mutter, Maria Anna Ofer, war eine geist- und gemüthreiche, fromme und überaus wohlthätige Frau, welcher Stolz in seiner Autobiographie (»Nachtgebet meines Lebens«), sowie in seinem Kalender (1874) einen pietätvollen Nachruf gewidmet hat. Stolzens Geburtshaus ist nicht die jetzige Apotheke, sondern das große dreistöckige Eckhaus der Haupt- und Eisenbahnstraße (gegenwärtig ein Kaufladen) gegenüber der ehemaligen Pfarrkirche (nun Rathhaus). Im Jahr 1819 kam der elfjährige, stillsinnende und lesesüchtige Knabe, der bereits Schiller, Wieland und Shakespeare verschlungen hatte, an das Lyceum zu Rastatt, wo ihm das Studiren so leicht wurde, daß er in studentischem Uebermuthe zu sagen pflegte: »Gott hat für mich studirt!« Bei den vielen einsamen Spaziergängen in den Rastatt damals noch umgebenden herrlichen Waldungen waren Goethe's Gedichte, oder auch der erste Theil von dessen Faust dem heranreifenden, seltsam schwärmenden Jüngling, der auch das Theater fleißig besuchte und nebenher täglich um »Wahrheit, Tugend und Ruhm« betete, das liebste Begleitbuch: »Ich bekam nie genug, immer wieder auf's Neue darin zu lesen und die Poesie der Gedanken und die schöne, klare Sprache in mich einzusaugen. Dabei floß die eigene Phantasie in solcher Fülle, daß ich einmal nach Haus schreiben wollte, ich werde entweder ein Dichter oder ein Narr.« (Nachtgebet.) Im Jahr 1827 bezog Stolz die Universität Freiburg, um »Juristerei« zu studiren, wandte sich aber, da ihm letztere »zu trocken und langweilig« vorkam, bald »provisorisch« der Theologie zu (1827—1830). Diese wurde aber damals an der Freiburger Hochschule in einer Weise gelehrt, daß Stolz die drei Jahre, in denen er »mit dem Stroh und den Disteln dieser Gottesgelehrsamkeit und entsprechenden Schriften gefüttert wurde«, als die traurigste und schlimmste Zeit seines Lebens bezeichnete. Statt den Glauben bei den angehenden Theologen und künftigen Priestern wissenschaftlich zu begründen, wurde dieser von einzelnen Professoren systematisch unter-

*) Der in Süddeutschland häufig vorkommende Geschlechtsname Stolz, Stulz (vom alt-hochdeutschen stalt) bezeichnet einen nachgeborenen Sohn, Diener, Knecht (davon die noch übliche Benennung Hagestolz).

Digitized by Google

graben. Da Stolz in Folge dessen »von Zweifel zu Zweifel schwankte« und das »rettende Brett« noch nicht gefunden hatte, so konnte er sich nicht entschließen, sich zum Priester weihen zu lassen, sondern bezog die Universität Heidelberg, um hier Philologie zu studiren (1830—1832). Er hörte bei Creuzer, Schlosser, Friedrich Hermann und dem Pädagogen Schwarz Kollegien und studirte sehr fleißig. In Heidelberg fand Alban Stolz nach vielem Beten »um den Frieden in der Wahrheit« die Rückkehr zum Glauben seiner Kindheit wieder. Hier war es, »wo die Geburtswehen zum Glauben in mir wütheten ... wo Gott mich innerlich niedergetreten und den Tod und die Hölle mir vor Augen bloßlegte, aber bald wieder himmlische Funken in die Seele fallen ließ. Und wenn ich je zu den Geretteten gehöre, so reicht die tiefste Herzwurzel meiner Seligkeit in jene Hölle hinab, in die meine Seele damals versenkt war.« Die eingehenden Schilderungen dieser Seelenkämpfe sind von ergreifender Wahrheit und bilden den interessantesten Theil der Stolz'schen »Confessiones« (Nachtgebet). Mit der Rückkehr zum Glauben war auch der Entschluß gefaßt, zur Theologie zurückzukehren. Im Spätjahr 1832 trat Stolz nach gut bestandenem Konkurse in das Freiburger Priesterseminar ein, wo er mit den Schriften Hirschers bekannt wurde, die für ihn, wie für viele Andere, eine Brücke wurden, »um aus den rationalistischen Ansichten und dem Wortgeplätscher des oberflächlichen Wessenbergianismus auf festen christlichen Boden zu kommen« (Nachtgebet). Am 16. August 1833 wurde Stolz zum Priester geweiht und feierte in der Pfarrkirche seines Heimathortes in aller Stille sein erstes Meßopfer. Von 1833 bis 1841 war Stolz in der Pastoration thätig, zuerst als Vikar zu Rothenfels im Murgthal, dann zu Neusatz im Amt Bühl. Nach Rothenfels, dem Ort seiner »ersten Seelsorgerliebe und priesterlichen Kindheit«, regte sich nach langen Jahren noch in seiner Seele ein »süßes Heimweh«: »Wie hold war mir damals Gott, die Natur und die Menschen! Mit welcher Lust ging ich in die Schule und machte unerschrocken meine Gänge zwischen Krankenbetten und Todtensärgen, als das Nervenfieber in Gaggenau herrschte. Die jungen Männer ehrten mich fast wie einen Heiligen. Und wie war ich geliebt im Hause und außer dem Hause; selbst Protestanten liebten mich und suchten meine Gesellschaft« (Witterungen). In Neusatz führte Stolz als Pfarrvikar »unter rauhem Volke selbst ein rauhes Leben« in angestrengtester Hingebung und Pastorationsthätigkeit, überdies noch vielfach von Krankheiten heimgesucht (vom Juni 1835 bis Oktober 1841): »Hier haben die großen Sünden und edelsten Tugenden, mit welchen ich zu thun bekam, die Gedanken zu meinem Kalender angesäet und ausgetrieben ... und in der Nacht von Mariä-Empfängniß (1840?) stand hell und klar, wie ein Stern, die Aufforderung in meiner Seele: ich solle einen Kalender schreiben für das Volk.« Im Spätjahr 1841 bestand Stolz die Pfarrkonkurs-Prüfung mit solchem Erfolge, daß er allein unter 45 Konkurrenten die Note »vorzüglich« erhielt, wodurch er die Aufmerksamkeit des damaligen hochangesehenen Professors und Domkapitulars Dr. v. Hirscher auf sich lenkte. Fast zu gleicher Zeit hatte er auch ein anerkennendes Belobungsschreiben von Seiten des Ministeriums (Katholische Kirchensektion) für seine rastlose, erfolgreiche Thätigkeit in der Schule erhalten. Mit Beginn des Schuljahrs 1841/42 wurde Stolz als geistlicher Lehrer an das Gymnasium nach Bruchsal versetzt, welche Stelle er jedoch nur unter der Bedingung annahm, daß ihm vorzugsweise die Ertheilung des Religionsunterrichts übertragen würde, da er vor Allem Priester sei und seine philologischen Studien nur als Nebensache betrachte. In Bruchsal war Stolz neben seiner Lehrthätigkeit eifrig auch in der Pastoration thätig und erwarb sich vielen Dank und viele Liebe, zog sich anderwärts aber auch zur Genüge Chikanen zu. Dieser Stolz war ja so orthodox und bigott,

Digitized by Google

»daß er sogar an einen Teufel glaubt«, wie gelegentlich ein wohlwollender philologischer Prüfungskommissär aus Karlsruhe bemerkte. Als im Jahr 1842 das Collegium Theologicum zu Freiburg eröffnet werden konnte, wurde Stolz als erster Repetitor (für Moral und Pastoral) an genannte Anstalt berufen. Seit Mai 1845 führte er auch die Direction des Hauses unter sehr schwierigen Verhältnissen. Wenn er damals in seinem Tagebuch (1846) bemerkt: »Gerade das ist eine edle Thätigkeit, wenn man ohne Lust in Treue für Gott arbeitet«, so hat er damit am besten seine verantwortungsvolle, aber wenig dankbare Wirksamkeit als Konviktsdirektor charakterisirt. Neben seiner Amtsthätigkeit war Stolz während dieser Zeit auch literarisch sehr thätig. Im Jahr 1845 erhielt er von der Freiburger Universität den theologischen Doktorhut (Promotionsschrift: Katechet. Auslegung des Freiburger Diöcesankatechismus, 1. Band). Nach der Pensionirung des damaligen Pastoralprofessors Werk im Spätjahr 1847 wurde Dr. Stolz trotz heftigster Opposition von Seiten der Gegner, auf Betreiben Hirschers, welcher Stolz lebenslänglich in treuer Freundschaft zugethan blieb, die Lehrkanzel der Pastoraltheologie und Pädagogik an der Universität Freiburg provisorisch übertragen. Die definitive Anstellung als Professor ordinarius erfolgte unterm 13. Oktober 1848. Bis zu seinem Tode (1883) verblieb Stolz in dieser Stellung, für die er vorzüglich befähigt war. Seine durchaus selbständig ausgearbeiteten Vorträge fanden gleich anfangs reichlichen Beifall; seine pädagogischen Vorlesungen wurden häufig auch von Studenten anderer Fakultäten besucht, und schon im ersten Semester hatte Stolz für dieses Kolleg 80 inskribirte Zuhörer. Neben Pastoral und Pädagogik las Stolz zeitweilig noch praktische Exegese über die Perikopen des Kirchenjahrs, sowie über die Pastoralbriefe des hl. Paulus. Stolz war kein eigentlicher »Büchergelehrter«. Er war, wie er selbst gesteht, mehr veranlagt, im Menschenleben und in der Natur zu studiren, als in todten Büchern, allein gerade hiedurch war er für seine Fächer, die ja durch und durch praktische waren, der geeignetste Mann. Seine Vorlesungen, so geistreich, fesselnd und praktisch sie auch waren, hatten indessen auch ihre Mängel. Alban Stolz war zu sehr Autodidakt, er kannte zu wenig die Leistungen der großen Theologen der Vorzeit und die positiven kirchlichen Lehrbestimmungen. In späteren Jahren machten sich diese Mängel freilich weniger geltend. Auch einen »glänzenden« Vortrag besaß Stolz nicht. Rhetorischer Schmuck, Pathos ꝛc., alles dies war ihm als »etwas unwahres, schauspielermäßiges« zuwider. Er las gewöhnlich einen Abschnitt seines Heftes etwas monoton, langsam und mit scharfer Betonung ab und machte dann hiezu seine erläuternden Bemerkungen in freier Rede. Als Examinator war Stolz gefürchtet; um bestehen zu können, mußte man seine Hefte sehr gut innehaben, da jeder Satz des Diktates einen neuen Gedanken enthielt. Ebenso war Stolz fast pedantisch streng hinsichtlich des Beginnes und Schlusses seiner Vorlesungen. Dieses und Aehnliches sah man oft für Eigensinn an, was nur die peinlichste Gewissenhaftigkeit bezüglich seines Lehramtes war. Im Jahr 1859/60 war Stolz Prorektor der Universität (Prorektorratsrede: Ueber die Vererbung sittlicher Anlagen), im Jahr 1865 ernannte ihn die theologische Fakultät der Universität Wien bei Gelegenheit des dortigen Universitätsjubiläums zum Ehrendoktor und im Jahr 1868 der Erzbischof zu seinem Geistlichen Rathe. Mit Hirscher, Staudenmaier u. A. war Stolz lange Jahre eine Zierde der theologischen Fakultät, der populärste und gefeiertste Lehrer, den manche seiner Schüler fast wie einen Heiligen verehrten und dessen Name und schriftstellerischer Ruhm zahlreiche Theologen aus dem Auslande, namentlich aus der Schweiz, nach Freiburg zog. Zur Zeit heftiger Anfeindungen in der Tagespresse wegen seiner kirchenpolitischen Stellung und besonders wegen Herausgabe des zornigen

Digitized by Google

und zornaufwirbelnden Kalenders für 1864 (A. B. C., eine Beleuchtung von 24 modernen Schlagwörtern) ehrten den geliebten Lehrer, den Mann ohne Furcht und Tadel, die Theologen, sowie die katholische Einwohnerschaft Freiburgs durch besondere Adressen; von den Katholiken der Rheinlande wurde dem berühmten Schriftsteller überdies eine goldene Feder als Ehrengabe überreicht. — Es erübrigt noch, Stolzens schriftstellerische und charitative Thätigkeit zu würdigen. Seine großartige, erfolgreiche literarische Thätigkeit begann Alban Stolz im Jahr 1843 mit der Herausgabe seines anfangs anonym erschienenen, viel verlästerten und viel bewunderten »Kalenders für Zeit und Ewigkeit«, von dem Stolz selbst 18 Jahrgänge geschrieben hat. Der letzte (für 1884), der erst nach seinem Tode erschien, behandelt »Die acht Seligkeiten«. Frappant und packend sind schon die Titel der Stolz'schen Schriften. So z. B. führt sich der erste Kalender ein als »Mixtur gegen die Todesangst, zusammengesetzt von einem badischen Jesuiten für das gemeine Volk und nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute«. Der zweite Kalender (1844) hat den Titel: »Das Menschengewächs, oder wie der Mensch sich und andere erziehen soll. Ein Zuspruch unter zwei Augen, dem Christenvolk zur Erbauung, dem aufgeklärten Pöbel abermals zum Aergerniß.« Die von Stolz selbst verfaßten Jahrgänge des Kalenders sind gesammelt in vier Bänden unter den Kollektivtiteln: Kompaß für Leben und Sterben (1843, 1844, 1859 und 1864), Das Vaterunser und der unendliche Gruß (1845—47, 1858), Wachholdergeist gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend (1873—78), die Nachtigall Gottes (1879—1881, 1884), die Jahrgänge 1886—88 sind von P. Hattler nach Stolzens Tod aus seinen Katechetischen Erklärungen zusammengestellt. Die Jahrgänge der zwei letzten Bände, welche der Verfasser im Greisenalter schrieb, stehen freilich, sowohl was den Reichthum und die Tiefe der Gedanken, als auch was die Frische und Originalität der Darstellung betrifft, hinter den früheren Jahrgängen bedeutend zurück, sind aber immerhin noch besser als Alles, was seine Nachahmer geschrieben haben. Den heftigen Angriffen, welchen dieser Kalender und sein Verfasser in der Tagespresse begegneten, setzte Stolz verschiedene, mit köstlichem Humor geschriebene Abwehren entgegen, welche als Vor- oder Nachworte den späteren Auflagen beigegeben wurden, so die »Bekanntmachung« (1844), »Ausrede vor Schafspelzen und Wolfsaugen« (1845), »Hobelspäne« (1859), »Vorläufiges« (1873), »Verabschiedung« (1874). Der Freiherr J. v. Eichendorf nennt in seinem »Deutschen Roman« den Verfasser des Freiburger Kalenders den Daniel des 19. Jahrhunderts, der die Flammenschrift des Mene, Tekel, Phares den Hohen wie den Niederen getreu, tiefsinnig und unerschrocken deutet. Von der Wirksamkeit, die Alban Stolz durch seinen Kalender auf das Volk ausübte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß z. B. die Auflage des Jahrgangs 1874 111 000 Exemplare betrug, daß die älteren Jahrgänge in 17—20 Auflagen erschienen, trotzdem sie im Buchhandel freigegeben waren und wiederholt, besonders für protestantische Leserkreise, nachgedruckt wurden (in Leipzig und Frankfurt a. M.). — Von 1850—1862 schrieb Stolz die Legende (Christlicher Sternhimmel), von der jedes Jahr je ein Monatsheft erschien (jetzt in vier Oktavbänden, sowie in einer Quartausgabe, vielfach aufgelegt und mit künstlerisch werthvollen Holzschnitten in altdeutscher Manier ausgestattet von Professor L. Seiz). Die »Legende« ist in einem andern Tone abgefaßt, als die Kalender, und wird von Urtheilsberufenen als ein Meisterwerk katholischer Hagiographie und Mystik der neueren Zeit bezeichnet. — Die reifste Frucht indessen der schriftstellerischen Thätigkeit von Alban Stolz dürfte, was Inhalt und Darstellung betrifft, seine »Heilige Elisabeth« sein, worin der Verfasser das hohe Lied von der christlichen Barmherzigkeit, dargestellt

Digitized by Google

am Leben und Sterben der edlen thüringischen Landgräfin und größten deutschen Heiligen singt (erstmals 1864 erschienen, seither oft aufgelegt und mehrfach übersetzt.) — Eine weitere Serie Stolz'scher Schriften bilden seine geist-, humor- und poesievollen Reisebeschreibungen, die hauptsächlich für einen Leserkreis aus den gebildeten Ständen berechnet waren. Hierher gehört vor Allem sein unübertreffliches »Spanisches für die gebildete Welt« (8. Aufl.) — Das Schlußwort des Buches (das Paulinische: ἔλεγχε αὐτοὺς ἀποτόμως — sag' ihnen scharf die Meinung) bildet gleichsam auch dessen Motto. Der Verfasser benützt seine im Jahr 1850 nach Spanien gemachte Reise, um am Faden derselben die moralischen und sozialen Krebsschäden der modernen Welt mit aller Freiheit und Rücksichtslosigkeit, meist in humoristischer Weise zu besprechen. Das geistreiche Buch ist allerdings, besonders in seinen ersten Auflagen, nicht ganz frei von manchen Einseitigkeiten und Vorurtheilen. — Im »Besuch bei Sem, Cham und Japhet« (5. Auflage) schildert Stolz die Erlebnisse und Eindrücke seiner wiederholten Reisen in den Orient, besonders seine Palästinawallfahrt im Jahr 1855. Viele interessante Reiseerlebnisse und Reflexionen werden auch in den Tagebüchern mitgetheilt, von denen Stolz ausgewählte Stücke (mit dem Jahr 1842 beginnend) in den »Witterungen der Seele«, im »Wilden Honig« und den »Dürren Kräutern« veröffentlichte. Die Naturschilderungen und die Darstellungen der Seelenstimmungen in diesen Tagebuchsauszügen, besonders in den »Witterungen«, sind oft von hoher poetischer Schönheit, bei einem Schwunge der Darstellung, wie sie nur Goethe eigen war. — An fachwissenschaftlichen Werken hat Stolz außer der oben erwähnten, jetzt vergessenen katechetischen Auslegung des Freiburger (Hirscher'schen) Katechismus (3 Bände) noch eine Erziehungskunst (4. Auflage) und eine Homiletik (Anweisung, den Armen das Evangelium zu predigen) verfaßt, die Dr. Jakob Schmitt nach dem Tode des Verfassers herausgab. — Großen Einfluß auf weite Kreise des Volkes wie der Gebildeten übte Alban Stolz aus durch seine packenden, in hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten kleineren Gelegenheits-, Wehr- und Streitschriften. Was Stolz für widerchristlich und verderblich hielt, das bekämpfte er furchtlos mit immer scharfen, jedoch nie vergifteten Waffen; weßhalb ihn auch J. v. Eichendorf den ritterlichen Streiter gegen das Götzenthum der modernen Welt nennt, »der mitten zwischen den Staubwirbeln die geweihte Lanze gegen den Lindwurm der widerchristlichen Philisterei eingelegt«. Wo es galt, Christenthum und Kirche zu vertheidigen, da war der kleine, streitbare Freiburger Professor stets auf der Warte. So schrieb er seine zündenden Flugschriften gegen den Deutschkatholizismus (Der neue Kometstern mit seinem Schweife, oder Johannes Ronge und seine Briefträger, Das Amulet gegen die jung-katholische Sucht, Die Landwehr gegen den badischen Landstand, sämmtliche im Jahr 1845), gegen die Proselytenmacherei der Pietisten (Diamant oder Glas, 14 Auflagen, Der papierene Fels des Herrn Schenkel [1851], letzteres Schriftchen, eine scharfsinnige und gewürzte Apologie der katholischen Abendmahlslehre gegen die Angriffe des Professors Schenkel in Heidelberg), gegen die staatliche Bevormundung der Kirche (Badische Kirchengeschichte der letzten Zeit, 1854) gegen den Napoleonismus und die französischen Eroberungsgelüste (Kreuzzug gegen den Welschen, 1859, 15 Auflagen), gegen den Konkordatssturm (Schmerzensschrei im Durlacher Rathhause, 1860), gegen die Freimaurerei (Mörtel für die Freimaurer, 1862, Akazienzweig, Naturgeschichte der Freimaurer), gegen die Mischschule (Warnung, Siebzehn nothwendige Fragen, 1863), gegen die Civilehe (Wechselbalg, 1868), gegen die falsche Aufklärung (Licht, Fortschritt, Freiheit, angeschwärzt, 1870), gegen die Jesuitenhetze (Hexenangst der aufgeklärten Welt, 1871), gegen den Altkatholizismus (Wohin sollen wir gehen? 6 Auflagen. Bedenkliches für die deutschen Katholiken und katho-

Digitized by Google

lischen Schweizer, Anführer und Angeführte, 1873), gegen die gemischten Ehen (der verbotene Baum für Katholiken und Protestanten, 1874). Außerdem schrieb Stolz noch eine Menge kleinerer Traktate moralischen und ascetischen Inhalts, die ebenfalls sehr große Verbreitung fanden und immer noch in neuen Auflagen unter das Volk wandern. Alle diese kleineren Schriften, Gelegenheitsreden, Aufsätze ꝛc. erschienen mit obigen Flugschriften, gesammelt in den »Kleinigkeiten« (3 Bände). Sämmtliche Werke von Alban Stolz sind vom Herder'schen Verlag in Freiburg i. Br. in 15 Bänden herausgegeben, worunter jedoch der Sternhimmel, sowie die Katechismuserklärung nicht mit inbegriffen sind. Einzelne dieser Schriften wurden in's Französische, Italienische, Englische, Holländische, Dänische, Ungarische, Slovenische, Böhmische und Polnische übersetzt. Eine Ausgabe von »Ausgewählten Werken« in 6 Bänden, das Beste enthaltend, was wir von Stolz haben, erschien im Jahr 1887. — Stolzens Bedeutung liegt in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Wie er aber über den Beruf als Schriftsteller dachte, sagt er selbst: »Die meisten Schriftsteller, welche populär sein wollen, sind wahre Bettler und Speichellecker vor dem Volke; sie bücken und beugen sich, geben sich Mühe, recht Volkssprache zu affektiren und das Volk zu beschmeicheln . . . Wo ächtes Talent ist, da steht der populäre Schriftsteller dem Volke gegenüber mit Autorität als Lehrer und Herr. Sie müssen zu ihm hinaufschauen und sich vor ihm beugen und fühlen, daß er Einer ist, der Gewalt hat und von Gottes Gnaden herkommt« (Witterungen). Ein solcher Schriftsteller von Gottes Gnaden und der Gewalt hatte, war Alban Stolz. Er hat eine katholische Volksliteratur geschaffen, die zum Besten zählt, was je geleistet wurde. Seine Schriften sind bekannt und werden gelesen, nicht nur »so weit die deutsche Zunge klingt«, sondern auch in fremden Ländern, und nicht nur unter seinen Glaubensgenossen, sondern verhältnißmäßig ebenso sehr unter Protestanten. Er hat gewußt, was unserer Zeit noth thut, und hat es verstanden, nicht bloß zum Verstande, sondern auch zum Herzen zu sprechen. Bald rauscht seine Rede dahin wie ein mächtiger Bergstrom, bald greift er wieder mit unbeschreiblicher Zartheit in die geheimsten Fasern des menschlichen Herzens, gleich der Abendluft, welche die Saiten der Aeolsharfe durchzittert. Auch da, wo sein mächtiges Wort scharf hineinschneidet in die moralischen Auswüchse der Gegenwart, mildert der heilige Ernst und die liebevolle Theilnahme die Schärfe der Züchtigung. Dabei bekundet er eine seltene Meisterschaft in Handhabung der Sprache, worin er neue Bahnen brach und wahrhaft originell und bereichernd wirkte. Hinsichtlich seiner dichterischen Auffassung der Natur und des Volkslebens erinnert Stolz an Hebel, hinsichtlich seiner Wortbildungen und originellen Ausdrucksweise an Abraham a santa Clara hinsichtlich seines köstlichen Humors an Jeremias Gotthelf (Bitzius), hinsichtlich der Innigkeit seiner religiösen Gefühle an Heinrich Seuse, Tauler und andere Mystiker des Mittelalters. Wenn wir in den Stolz'schen Schriften auch manchen »Mißtönen« begegnen, so vergessen wir sie leicht über den herrlichen Natur- und Seelengemälden, die uns hier vorgeführt werden. Freilich fänden sich so manche Derbheiten nicht in seinen Werken, so würden diese auch in jenen Kreisen Eingang gefunden haben, die ihnen eben darum verschlossen blieben. Die Zahl der Nachahmer der originellen Stolz'schen Schreib- und Darstellungsart ist Legion, allein von den meisten derselben gilt das Schiller'sche Wort: »Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt«. Der Meister konnte sich manches erlauben, was bei den diis minorum gentium als manierirt und abgeschmackt erscheint. Ein guter Theil der Stolz'schen Schriften, besonders die ersten Jahrgänge seines Kalenders, seine Legende und sein Leben der hl. Elisabeth, werden einen bleibenden Platz in der deutschen Volksliteratur behaupten, ähnlich den Werken eines

Digitized by Google

Geiler v. Kaisersberg, Martin v. Kochem, Goffine u. a. — Neben seiner Professur und Schriftstellerei entfaltete Alban Stolz auch auf dem christlich-sozialen und charitativen Gebiete eine große erfolgreiche Thätigkeit. Im Jahr 1850 gründete Stolz, nach Kolpings Vorbild, den Freiburger Gesellenverein, den ersten dieser Art in Süddeutschland, und widmete als erster Vorstand und später als Diöcesanpräses dem Institut viele Zeit und Mühe. Ferner rief er den Männer-Vincentiusverein zur Unterstützung der Hausarmen, sowie den Dienstboten-Verein in's Leben, und hat für beide Vereine geschrieben, viel gesammelt und gegeben. Der Gesellen- und der Dienstboten-Verein haben später eigene, stattliche Vereinshäuser erhalten; den Vincentiusverein leitete der alte, gebrechliche und halb erblindete Mann bis zu seinem Tode. Ueberall, wo seine Person oder sein Wort Einfluß hatte, suchte Stolz praktisches, werkthätiges Christenthum zu verbreiten und die sozialen Schäden der Zeit zu heilen. Ohne Ansprüche und Bedürfnisse für seine eigene Person, mit der Kost und Pflege des einfachsten Studenten zufrieden, hat Stolz den größten Theil seines Gehaltes und das sehr bedeutende Honorar für seine Schriften alljährlich für wohlthätige Zwecke und für die Armen geopfert, so daß bei seinem Ableben nicht so viel Baarschaft vorhanden war, um die Leichenkosten damit bestreiten zu können. Durch seine Bemühungen und reiche Beisteuern sind mehrere Kirchen (zu Höllstein, Amt Lörrach, Bühlerthal, Lauf, Amt Bühl, St. Georgen auf dem Schwarzwalde) erbaut worden. Tausende von Gulden gab er für die Zwecke der inneren und äußeren Mission. Neben seinem Wohlthätigkeitssinn war Geradheit, Wahrhaftigkeit — oft bis zur Mißachtung der »verlogenen« konventionellen Höflichkeitsformen — männliches, furchtloses Auftreten für seine Ideale: Gott, Christenthum und Kirche, der Hauptzug seines Charakters. Andersdenkenden gegenüber war Stolz keineswegs der »intolerante Fanatiker«, für den Fernstehende ihn vielfach hielten, sondern ein Mann von den humansten Grundsätzen. Nicht kalte Toleranz glaubte er den Bekennern einer andern Konfession schuldig zu sein, sondern die christliche Liebe, weßhalb er auch unter den Protestanten viele und aufrichtige Freunde zählte. — Von Natur war Stolz klein, schmächtig und schwächlich gebaut — wie wenn bei ihm die Natur ihre Hauptkraft auf den Geist verwendet und für den Leib nicht viel übrig behalten hätte. Seine Züge waren in der Regel ernst, doch konnten sie auch eine recht wohlige Heiterkeit und eine tiefe Güte und liebe Freundlichkeit widerstrahlen. Die eigenthümliche Formation des ziemlich breiten Mundes gab seinem Gesichte den Ausdruck resoluter Entschiedenheit, mannhafter Festigkeit, unbeugsamer Beharrlichkeit. Die Stirn war breit und hoch und zeigte in Verbindung mit den hinter einer mächtigen Hornbrille fest und forschend hervorblickenden Augen den an innere Beschauung wie an scharfe Beobachtung gewöhnten Denker. Wer den kleinen Mann, der bis weit in's Frühjahr hinein fest in seinen Mantel gehüllt, mit den althergebrachten »Vatermördern« und dem nichts weniger als salonfähigen Cylinderhut in einer ganz eigenthümlichen Gangart die Straßen Freiburgs durchwandelte, aufmerksam beobachtet hatte, vergaß ihn nicht so leicht; und ihn mit einem andern zu verwechseln war schon gar nicht möglich. Er war ein Original, man möchte fast sagen in jeder Beziehung, und man könnte nicht unpassend in dieser Hinsicht den Titel eines Buches auf ihn, wie eine Art Motto anwenden: »Nicht wie alle Anderen« (J. Schmitt, Erinnerungen an Alban Stolz). Wohlgelungene Porträte von Alban Stolz (Brustbilder in Oel) befinden sich im Rathhaussaale zu Bühl (von Hofmaler Dürr), sowie im Refektorium des erzbischöflichen Konviktes zu Freiburg. — Nachdem Stolz noch am 16. August 1883 unter großer Theilnahme sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert, wobei unter andern auch sämmtliche Dekanate der Erzdiöcese mit Adressen und Ehrengaben (1700 M.) sich betheiligt hatten,

Digitized by Google

ſtarb er den 16. Oktober des gleichen Jahres an den Nachwehen einer Lungenentzündung zu Freiburg im Mutterhauſe der barmherzigen Schweſtern, wo er in den letzten Jahren ſeines Lebens Wohnung genommen hatte, und wurde auf beſonderes Verlangen ſeines Heimathkapitels in der prächtigen neuerbauten Friedhofkapelle ſeiner Vaterſtadt Bühl beerdigt. An ſeiner Gruft ſtanden die Vertreter des erzbiſchöflichen Domkapitels, der Univerſität Freiburg, der katholiſchen Studentenverbindungen, der Geſellenvereine und des Vincentiusvereins und 110 Prieſter, die aus allen Theilen des Landes herbeigeeilt waren, um ihrem verſtorbenen Vorbilde, Mitbruder und Lehrer die letzte Ehre zu erweiſen. Der Kapitelsdekan, Geiſtlicher Rath Lender, hielt die Leichenrede, in der er Alban Stolz als den Mann der Barmherzigkeit, als einen zweiten Vincenz v. Paul für die Erzdiöceſe, ſchilderte. Der Stein, welcher die Gruft des Verewigten deckt, hat die Inſchrift: »Ossa et Cineres Albani Stolz, S. Theol. Doctoris, In Alma Friburgensi Universitate Professoris. Natus 3. Non. Februarii 1808, Pie Obdormivit in Domino 16. Cal. Novembris 1883. R. I. P.« Das Grabmonument an der ſüdlichen Chorwand der Kapelle enthält in einer Niſche die vorzüglich gelungene Marmorbüſte des Verſtorbenen (von Sayer in München) mit der von Alban Stolz ſelbſt verfaßten ſo demüthigen Grabinſchrift. Eine »Widmung« am Sockel des Monumentes beſagt, daß dieſes »dem gottbegnadeten Geiſtesmanne, Schriftſteller und Lehrer« in dankbarer Liebe ſeine Verehrer und Schüler errichten ließen. Stolzens ehemalige Schüler aus der Schweiz ehrten ſein Andenken noch überdies durch ein »Alban Stolz-Stipendium«, das ſie an die theologiſche Lehranſtalt nach Luzern ſtifteten. Weitere »Alban Stolz-Stiftungen« ſind verzeichnet im Freib. Diöc.-Arch. Bd. 20, S. 23. — Literatur: Nachtgebet meines Lebens von Alban Stolz. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben und durch Erinnerungen an Alban Stolz ergänzt von Dr. Jakob Schmitt. Freiburg 1885. J. M. Hägele. Alban Stolz. Mit Porträt, einem Handſchreiben von Alban Stolz in Autotypie und 1 Illuſtr. 3. Aufl. Freiburg 1889. Alban Stolzens letzte Ruheſtätte (Freib. Sonntagskal. 1885 S. 32 mit 2 Anſichten). Die während der Jahre 1883 und 1884 in Zeitſchriften und Tagesblättern erſchienenen Nekrologe, Gedächtnißreden ꝛc. auf Alban Stolz ſind verzeichnet in der Badiſchen Geſchichtsliteratur der genannten Jahre (Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins, Bd. 38 u. 39). Münchener Sonntagsblatt 1865 Nr. 50, Alte und Neue Welt (Einſiedeln 1877) S. 152 ff. Eugène Carry, Alban Stolz et ses oeuvres (Revue de la Suisse Catholique, Fribourg en Suisse 1878). Hettinger, Aus Welt und Kirche, 2. Aufl. Freiburg 1888, (S. 301–351). R. Baumſtark. Plus ultra. Straßburg 1883, (S. 3 f.). H. Hansjakob, Aus meiner Studienzeit. Heidelberg 1885 (S. 249 ff.). H. Rolfus, Real-Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtsweſens. Mainz 1884. 5. Bd. (S. 399 ff. Alban Stolz als Pädagoge gewürdigt). Freib. kathol. Kirchenbl. 1890, Nr. 11—13.

K. Reinfried.

Martin Friedrich Ströbe

wurde am 31. März 1832 als der älteſte von vier Brüdern zu Wertheim geboren. Sein Vater war der dortige Lyceumslehrer Martin Ströbe, ſeine Mutter Henriette geb. Schubert. Er beſuchte in ſeiner Vaterſtadt Volksſchule und Lyceum und bezog 1850 die Univerſität Heidelberg, um Kameralwiſſenſchaft zu ſtudiren. Nach beendigtem Univerſitätsſtudium und abgelegtem Staatsexamen wurde er 1854 als Kameralpraktikant rezipirt und war als ſolcher an verſchiedenen Stellen des Landes thätig. 1860 wurde er bei Großh. Oberdirektion

Digitized by Google

des Wasser- und Straßenbaues als Regierungsassessor angestellt und 1862 zum Regierungsrath im gleichen Kollegium ernannt; 1865 trat er als kameralistisches Mitglied zum Evangelischen Oberkirchenrath über und hat in diesem Kollegium bis zu seinem Lebensende seine Kräfte dem Dienst der evangelischen Kirche gewidmet. In dieser Stellung wurde er 1876 von dem Großherzog durch das Ritterkreuz vom Zähringer Löwenorden, 1884 durch das Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet und 1887 zum Geheimen Referendär ernannt. — Im Krieg von 1870/71 betheiligte er sich als Mitglied des Männerhilfsvereins an dessen Arbeit in der Stadt Karlsruhe und erhielt das badische Verdienstkreuz für freiwillige Krankenpflege und vom Kaiser die allgemeine Kriegsdenkmünze. Auch der Versorgungsanstalt widmete er seine Kräfte; seit 1865 als Mitglied des Ausschusses, seit 1866 im größeren Verwaltungsrath und seit 1867 als Mitglied des engeren Verwaltungsrathes. — Seinen Hausstand hat Friedrich Ströbe 1861 gegründet, indem er am 23. Mai sich mit Marie Vogelmann zu einer glücklichen Ehe verband, welche mit fünf Kindern gesegnet war. Im Jahre 1886 war es ihm vergönnt, im Kreise der Seinen das Fest der silbernen Hochzeit zu begehen. Die Gesundheit Ströbe's hat öftere Störungen erlitten, doch ist ihm die Arbeitskraft frisch und ungeschmälert bis zu seinem Ende erhalten geblieben. Zu April 1888 erkrankte er an einem Bronchialkatarrh, von dem er sich zu Anfang des Monats Mai soweit erholt hatte, daß er größere Gänge im Freien unternehmen und der dienstlichen Arbeit wieder vorstehen konnte, wie er denn am 11. Mai in der Sitzung des Kollegiums noch Vortrag erstattet hat. Da bereitete Sonntag den 13. Mai früh 7 Uhr ein Herzschlag seinem Leben ein plötzliches Ende. Er erreichte ein Alter von 56 Jahren 1 Monat und 13 Tagen. — Wie Ströbe das Muster eines in Rath und That erprobten Familienhauptes darstellte, so bot er auch das mustergiltige Bild eines in jeder Lage des Dienstes erprobten Beamten. Reiche allgemeine Bildung, gediegene Fachkenntnisse, Scharfsinn, Pflichttreue, selbständiges Urtheil, das sichere Auge des Geschäftsmannes, welches das nahe Einzelne erfaßt und doch darüber den Blick für das Allgemeine nicht vergißt, alle diese Eigenschaften, verbunden mit rascher Fertigstellung seiner Arbeiten, haben ihn zu einem hervorragend leistungsfähigen und darum hochgeschätzten Mitglied der Behörde gemacht, welcher er angehörte. Seinem ganzen Wesen wie seiner Neigung entsprach es, auf dem ihm anvertrauten Verwaltungsgebiete auf Klarheit und Pünktlichkeit zu dringen und ein gleiches Verfahren durch entsprechende allgemeine Anordnungen auch bei den Lokalbehörden zu suchen. Gewissenhafteste Verwaltung der betreffenden kirchlichen Fonds, die möglichste Vermehrung und Sicherung ihres Vermögens war ihm ernstes Anliegen. Seine besondere Fürsorge war aber den Arbeiten gewidmet, welche die Lage der Wittwen und Waisen der Geistlichen günstiger gestalten sollten. Nachdem in dieser Richtung durch Vereinigung des alt- und neubadischen Pfarrwittwenfiskus und wiederholte Erhöhung der Wittwen- und Waisenbezüge nicht Unerhebliches erreicht worden, hat Ströbe die Freude gehabt, in den letzten Wochen seines Lebens eine langwierige und schwierige Arbeit zum Abschluß zu bringen, durch welche abermals eine Erhöhung jener Bezüge ermöglicht worden ist. — Sein Ausscheiden aus diesem seinem Wirkungskreis wurde im Kreise seiner Kollegen wie bei allen denen, welchen seine fördernde Arbeit gewidmet war, schmerzlich empfunden. Wie sein Leben im Amt unvergessen bleiben wird, so soll auch die lautere Gesinnung des so früh Dahingeschiedenen und die liebenswürdige Form seines Umgangs bei allen denen in liebevollem Andenken sich erhalten, welche sich des Vorzugs seines persönlichen Verkehrs zu erfreuen hatten. (Karlsruher Zeitung 1888 Nr. 138, Beilage.)

Digitized by Google

Franz Ludwig Teufel

wurde am 5. Februar 1848 als Sohn des erzbischöflichen Architekten Franz Teufel zu Donaueschingen geboren. Er genoß seine wissenschaftliche Vorbildung zuerst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, später in Freiburg, an dessen Universität er Michaelis 1868 als Studiosus der klassischen Philologie immatrikulirt wurde. Im Februar 1872 wurde er daselbst zum Dr. phil. promovirt, auf Grund seiner Dissertation »De Catulli, Tibulli, Propertii vocibus singularibus,« welche ihm im Verein mit der Leistung im mündlichen Examen das Prädikat, »summa cum laude« einbrachte. Inzwischen hatte er bereits im Oktober 1871 eine Anstellung an der Bibliothek zu Freiburg gefunden, von welcher er mit seinem Lehrer, Professor W. Brambach, zusammen bei dessen Uebernahme der Leitung der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe an die letztere als Assistent übersiedelte. Am 7. März 1873 verlor er seinen bereits längere Zeit schwer erkrankten Vater, der ihm die Aufgabe hinterließ, für Mutter und Schwester zu sorgen. Mit allen Kräften eines unbeugsamen Willens, einer glänzenden Begabung und einer, wie er zu vertrauen schien, unerschöpflichen Arbeitskraft hat er danach gerungen, diese heilige Pflicht mit dem geradezu leidenschaftlichen Streben zu vereinen, welches ihn schon seit Jahren der Erforschung der späteren Zeiten des muhamedanischen Orients zugeführt hatte. An diesem Streben ist er zu Grunde gegangen, ein Opfer der Wissenschaft, oder vielmehr derjenigen Verhältnisse, unter welchen ideale Bestrebungen in der heutigen Zeit des »gesunden Realismus« überall zu leiden haben. — Wer in der Gegenwart eine wissenschaftliche Laufbahn sich vorsetzt, ist bekanntlich, oder glaubt sich wenigstens darauf angewiesen, bei den Gelehrten seines Faches, beziehungsweise den maßgebenden Behörden möglichst bald bekannt und anerkannt zu werden, sei es, daß er sich in irgend eine Spezialität einbohrt, wo er doch schon in kürzerer Zeit aus engem Schachte ein mehr oder weniger winziges Korn ächten Metalles zu Tage fördern kann, oder daß er in unruhigem Umhertasten auf den mannigfachsten Gebieten den Eindruck einer vielumfassenden Begabung und Gelehrsamkeit hervorzurufen vermag. Für diese beiden Wege ist Teufel's Natur zu groß angelegt gewesen. Sein Vorbild war Dozy, »der Unerreichbare,« wie er ihn nannte; diesem Beispiele folgend hat er in jahrelanger, verborgener und mühsamer Arbeit seine Kräfte geübt, fast ohne jede Anleitung weite und schwierige Gebiete der Sprachkunde, Literatur und Geschichte unter seine Herrschaft gezwungen, ehe er an die Oeffentlichkeit trat, erst dann ein umfassendes Programm für seine Lebensarbeit sich und andern vorzeichnend, als er gleichzeitig den Beweis zu liefern vermochte, daß er wie keiner zu diesen großen Aufgaben gerüstet und durch klare Erkenntniß ihres Wesens vorbereitet war. Was aber Dozy immer zu eigenem unvergänglichen Ruhme, unter der seltenen Gunst freier und sorgenloser äußerer Verhältnisse, zu erreichen vermocht hat, ist dem unbekannten, freund- und mittellosen Bibliotheksassistenten zu einer immer schwereren Last geworden, unter welcher er schließlich zusammenbrechen mußte. Seine von Haus aus zuverlässige und kräftige Gesundheit kam in Folge der von keiner Erholung unterbrochenen, fortgesetzten Ueberanstrengung seit dem Jahre 1876 in's Wanken; die von seinem unentwegt auf die Erreichung des höchsten Zieles gerichteten Willen angespannten Nerven, denen keine günstige Wendung des äußeren Lebens die Möglichkeit zeitweiser Schonung zu bieten schien, fingen allmählig an den Dienst zu versagen, für erzwungenes Fortarbeiten sich durch die schmerzhaftesten Leiden zu rächen. — In so bedrängter Lage fand er, der wenigstens seines Könnens unter allen Heimsuchungen inzwischen hatte gewiß werden dürfen, den Muth, seine Pläne und seine Zweifel an der Möglichkeit ihrer Durchführung

Digitized by Google

dem Manne anzuvertrauen, in welchem die Orientalisten nicht nur den Altmeister ihrer Wissenschaft, sondern auch den wohlwollenden und selbstlosen Förderer aller ernsten Bestrebungen auf diesem Gebiete verehren. Es macht jetzt einen tragischen Eindruck in Band 33 S. 89 ff. der »Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft« zu lesen, was Teufel mit männlicher Ruhe, hinter welcher man die Bitterkeit über niemals endende Ungunst des Schicksals nur eben herausfühlt, Fleischer anvertraut hat. Es ist nicht nöthig, im Einzelnen auszuführen, wie dieser verehrte Mann mit anderen, welche allmählig Einblick in die Lage der Dinge bekamen, bemüht gewesen ist, Teufel einen Ausweg aus diesem finsteren Thale zu bahnen, dessen Schatten sich immer tiefer auf ihn herabneigten. Von einer wissenschaftlichen Reise nach England hoffte man durch die zeitweilige Entlastung von trivialer Arbeit und Gewinnung neuer, belebender Eindrücke gleichzeitig einen wohlthätigen Einfluß auf sein Nervenleiden; aber erneute und immer heftigere Anfälle desselben zwangen ihn, sein bereits einer hervorragenden gelehrten Körperschaft eingereichtes Gesuch zurückzuziehen, welchem von einsichtigen und wohlwollenden Fachgenossen in einflußreichen Stellungen die Wege im Voraus geebnet worden waren. — Während so die kaum eröffnete Aussicht auf wirksame Förderung seiner wissenschaftlichen Zukunft sich wiederum verdunkelte, wollte das Schicksal ihn auch an der einzigen Stelle seines Herzens treffen, welche von Leid und Bitterkeit noch frei geblieben war. Im Herbste 1883 mußte er seine über Alles von ihm geliebte und verehrte Mutter, deren Stolz und Freude er in den schwersten Zeiten gewesen war, sterben sehen. Indeß, er gehörte nicht zu den Leuten, welche vor dem Unglück kapituliren und blieb sich der Pflichten gegen seine Schwester, die treue Gefährtin seiner Leiden und Sorgen, voll bewußt; aber er begegnete jedem Ausdruck der Hoffnung auf eine bessere Zukunft von da an mit resignirter Ablehnung. Nur einmal kurz vor seinem Ende durfte er sich noch zu halbem Glauben an die Möglichkeit einer neuen Wendung seines Looses aufraffen, als es den fortgesetzten Bemühungen Fleischer's gelungen war, die Aufmerksamkeit der badischen Regierung auf ihn zu lenken, und deren Wohlwollen ihm die Erlösung von der ihn täglich schwerer drückenden Bibliotheksarbeit und die Eröffnung einer akademischen Thätigkeit in Aussicht stellte. So dankbar er aber denen war, welche ihn zu fördern nun sich entschlossen, so herzlich er sich besonders über Fleischer's auch anderweitig ihm bethätigte Fürsorge äußerte: wirkliche Freude daran zu empfinden vermochte er nur auf Augenblicke; er schien zu ahnen, daß es zu spät war. Immerhin fühlte er, der in den letzten zwei Jahren fast ununterbrochen von marternden Nervenschmerzen und damit zusammenhängenden schweren Leiden anderer Art heimgesucht, nur mit Aufbietung der äußersten Kraft seines unbeugsamen Willens die in der oben genannten Zeitschrift veröffentlichten Vorarbeiten zu seinem großen Werke langsam hatte fördern können, sich in dieser Zeit etwas wohler und faßte die bevorstehende Veränderung seiner Lebensstellung mit dem ihm eigenen pflichtmäßigen Ernste in's Auge: da wurde er plötzlich aus diesem Leben abberufen; am Nachmittag des 19. April 1884 ist F. L. Teufel, von einem Gehirnschlage betroffen, rasch dahingeschieden. — Was für eine Fülle von Geist, Scharfsinn, Kenntnissen, vor allem aber von ächt historischer Begabung mit ihm für die Wissenschaft verloren gegangen ist, das läßt sich aus den wenigen Arbeiten, die er veröffentlichte, nicht voll ersehen. Diese sind: Ueber Schah Tahmâsp I. und seine Denkwürdigkeiten; Babûr und Abû'l-fazl; Bemerkungen zu Nâsir Chusrau's Ruschanâinâma und zu le livre de la félicité par Nâçir ed-Din b. Khosrôu; Quellenstudien zur neueren Geschichte der Chanate in der »Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft«, und zwei Abhandlungen »Karakhisaier« und »Kejaniden« in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. — Bei einem Rückblicke auf diesen Lebenslauf

Digitized by Google

wird es vielleicht nicht an klugen Leuten fehlen, welche es mitleidig bedauern mögen, daß der Verstorbene bei allen seinen Fähigkeiten und der Kenntniß von den Einrichtungen unserer Gesellschaft, die ihm keineswegs abging, sich nicht dazu hat bequemen wollen, rechtzeitig für seine Laufbahn zu thun, was überall für erlaubt gilt. Aber wer ihm nahegetreten war und ihn nach seinem vollen Werth hat schätzen lernen, wird den Geist der absoluten Verneinung alles Gewöhnlichen oder gar Gemeinen, insbesondere aller Streberei, der vollkommenen Unabhängigkeit von dem Treiben der nach Stellung, äußerer Ehre, Vermögen oder Genuß jagenden Menge, der Abneigung gegen die Uebernahme irgend welcher Verpflichtungen in Bezug auf die Dinge dieser Welt, welcher in dem Verstorbenen lebendig war, in Zukunft wie jetzt ohne Einschränkung bewundern. Ein solches Leben beweist selbst durch sein tragisches Ende, daß der Geist nicht bestimmt ist, endgiltig sich den Mächten der Welt zu beugen; wer es unternimmt, gegen diese einsam und allein bis auf den letzten Augenblick einen aussichtslosen Kampf zu führen, fällt als Führer in dem Streite um die idealen Güter der Menschheit, für welche auch die größten wissenschaftlichen Errungenschaften immer nur einen bedingten Werth haben. (Nach den Nekrologen in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd. 38 S. 377 ff. — von August Müller — und in den Badischen Schulblättern, I. Jahrgang 1884 S. 46 f.)

Andreas Heinrich Thorbecke

wurde am 14. März 1837 zu Meiningen geboren, wo sein Vater, der Sohn eines eingewanderten Holländers, eine Tabakfabrik betrieb und sich durch Verheirathung mit Amalia Ausfeld, die einer verbreiteten Thüringer Familie entstammte, einen Hausstand gegründet hatte. Im Jahre 1843 kehrte der Vater nach Mannheim zurück, wo sich das Hauptgeschäft befand. In Mannheim erhielt der vorzüglich begabte Knabe seinen ersten Unterricht in der Volksschule und im Lyceum, doch veranlaßte der frühzeitige Tod des Vaters (18. November 1846) die unter schwierigen Verhältnissen mit sechs unmündigen Kindern zurückbleibende Mutter, ihre vier Söhne der bekannten Erziehungsanstalt Salzmann's in Schnepfenthal zu übergeben. Die Wahl der Anstalt war darum natürlich, weil die Mutter eine Enkelin Salzmann's war und die Anstalt unter der Leitung des Sohnes des Begründers, Karl Salzmann, und des Enkels Wilhelm Ausfeld stand. Unter den Einflüssen dieser Erzieher entwickelte sich 1847—51 die hervorragende Begabung Heinrich Thorbecke's sehr rasch, er galt als einer der besten Schüler und bewies eine besondere Beanlagung für Sprachstudien. Nach seiner Konfirmation verließ er 1851 Schnepfenthal und besuchte bis 1854 wieder das Mannheimer Lyceum, wo er gleichfalls den Ruf des weitaus besten Schülers genoß. Einer der Mannheimer Lehrer, Ebner, dessen Gelehrsamkeit in weiteren Kreisen wenig bekannt geworden ist, unterrichtete ihn in den Anfangsgründen des Arabischen und las mit ihm in besonderen Stunden Hebräisch. — Thorbecke widmete sich, auf Betrieb seines sorgsamen Vormundes, nicht der orientalischen, sondern ursprünglich der klassischen Philologie unter Döderlein und Nägelsbach in Erlangen, wo er mit W. Volck zusammen auch viel Hebräisch las; er bezog dann 1855 die Universität Göttingen, um K. Fr. Herrmann und Schneidewin zu hören, jener aber starb schon am 31. Dezember 1855, dieser am 2. Januar 1856. Unter den Mitgliedern des Seminars, welche dem gestorbenen Lehrer einen Nachruf (Seminarii regii philologici Gottingensis sodales) widmeten, befindet sich auch Thorbecke, der damals merkwürdiger Weise den Orientalisten Ewald nicht hörte, sondern der klassischen Philologie treu blieb und sich nach Berlin begab. Hier waren Boekh, Ritter und Gerhard von Ostern 1856 bis 1857 seine Lehrer. Den Sommer 1857 brachte er in Jena, das folgende Jahr

Digitized by Google

in Heidelberg zu und legte im Herbste 1858 das philologische Staatsexamen in Karlsruhe ab. Im Frühjahr 1859 erwarb er sich in Heidelberg die philosophische Doktorwürde. — Nachdem Thorbecke in Hamburg einige Monate lang eine Hauslehrerstelle versehen hatte, widmete er sich 1860 unter M. J. Müller den morgenländischen Studien in München, die aber durch die aus äußeren Gründen ihm auferlegte Nothwendigkeit, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen mehrfach unterbrochen wurden. Er siedelte 1864—66 nach Leipzig über, um seine letzte Ausbildung von Fleischer zu empfangen. Nachdem er von Leipzig nach Mannheim zurückgekehrt war, habilitirte er sich 1868 in der philosophischen Fakultät in Heidelberg mit seiner Erstlingsschrift »Antarah, ein vorislamischer Dichter«. Am 4. Januar 1869 verheirathete er sich mit Emma Bassermann, einer Tochter des bekannten Politikers, und lebte nun ein stilles Forscherleben, das aber durch heiteren Verkehr mit vielen Freunden gewürzt war. Er wurde 1873 zum Extraordinarius ernannt und folgte dann 1885 einem Rufe nach Halle, zuerst noch als Extraordinarius, seit 1888 als Ordinarius. Frühere Vorschläge, ihn nach München, Tübingen, Breslau und Wien zu berufen, sind nicht zur Ausführung gekommen. Da seine Lehrkraft in Heidelberg nur wenig in Anspruch genommen war, so hatte er hier Zeit und Muße, die besonderen Studien, zu denen er sich hingezogen fühlte, in ungewöhnlichem Maße zu pflegen, bis er, in seiner hallischen Thätigkeit auch als Lehrer stärker angespannt, eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Nach der Pensionirung Weil's (Weihnachten 1888) wurde Thorbecke nach Heidelberg zurückberufen, und er folgte dem Rufe an diesen seinen Lieblingsort gern. Aber es war ihm nicht beschieden, seine Professur wirklich anzutreten; bei einem Besuche seiner Verwandten in Mannheim, Weihnachten 1889, machte ein Typhus in drei Tagen seinem Leben ein jähes Ende. Er starb am 3. Januar 1890 und wurde am folgenden Tage, seinem Hochzeitstage, in Mannheim beerdigt. — Obwohl nun dieser Lebenslauf sehr einfach erscheinen mag, so ist er doch keineswegs gewöhnlich und steht mit dem wissenschaftlichen Charakter Thorbecke's in genauem Zusammenhange. Denn es ist bei uns nicht das Gewöhnliche, daß Jemand nach vollständigem Studium der klassischen Philologie zu den orientalischen Sprachen übergeht und diesen neun Jahre widmet, bevor er einen literarischen »Erstlingsversuch« unternimmt. Wenn aber dieser Entwicklungsgang erwogen wird, so wird die Reife, die sämmtlichen Arbeiten Thorbecke's eigen ist, begreiflich. Er hatte in seinen Arbeiten einen durchaus großen Zug, der ihn vor jeder Ueberstürzung schützte, der aber auch die Ursache geworden ist, daß bei seinem vorzeitigen Tode die Früchte seiner Arbeit noch nicht gereift waren. Schon im »Antarah« zeigt sich gereifte Umsicht, Belesenheit und Methode, vermöge deren er sich's zur Aufgabe machte, nicht fragmentarisch zu suchen, sondern die ganze arabische Literatur zu studiren, so weit sie zur alten Poesie in Beziehung steht und ihrer Erläuterung dient. Denn hier verfolgt er das Leben und die Poesie dieses Musterbeduinen vom ersten Anfange bis zum Erwachsen des großen Antarah-Romans an der Hand aller Ueberlieferungen. Durch diese Methode entstanden seine kolossalen poetischen und lexikalischen Sammlungen, die ihm in jedem Augenblick es gestatteten, für eigene und fremde Bedürfnisse über ein umfassendes Material zu verfügen, wie es freilich nur zusammengebracht werden kann, wenn eine dreißigjährige Arbeit auf einen Punkt konzentrirt ist. — Thorbecke verfolgte nun weiter die innere Geschichte der arabischen Sprache und das führte ihn von der Sprache der alten beduinischen Poeten zu der Sprache der Städter, der Sprache der Ammah, d. i. des gemeinen Volkes, die durch den Eintritt unarabischer Volksbestandtheile rasch degenerirt, und aus der sich dann die neuarabischen Vulgärdialekte außerhalb der Wüste gebildet haben. Die Bedeutung dieser Vulgärdialekte hatte er schon früh erkannt, denn eine seiner Habilitationsthesen lautet:

Digitized by Google

»Für die vergleichende Betrachtung der semitischen Sprachen ist kein Dialekt so wichtig wie das Bulgärarabische« und behufs der Entwickelungsgeschichte dieses Bulgärarabischen gab er Hariri's »Durrah« 1871 heraus, in der die Sprachfehler, die nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Gebildeten zu machen pflegen, besprochen und getadelt werden. Die Ausgabe ist ein Meisterwerk in jeder Hinsicht, in dem staunenswerthes lexikalisches Wissen und Belesenheit in den Poeten am meisten hervortreten. Mehr lexikalischen Zwecken dient seine Ausgabe von Ibn Duraid's »Kitâb el malâhin«, worin doppelsinnige Redensarten zusammengestellt und erklärt sind, vermöge deren man einen Schwur mit einer reservatio mentalis aussprechen kann. Eine Einleitung erklärt den Sinn des Wortes malâhin als doppeldeutig. Sie befindet sich in der Festschrift für die Philologenversammlung in Karlsruhe (Heidelberg, Winter 1882) vereinigt mit des Unterzeichneten Ausgabe von Saadja's arabischer Uebersetzung des Hohen Liedes. Dagegen ist in seiner Ausgabe von Mihâ'il Sabbâg's Grammatik der arabischen Umgangssprache in Syrien und Aegypten (Straßburg 1886) der Hauptzweck wieder die Erforschung des Bulgärarabischen. Denn Sabbâg († 1816) ist der erste Araber, der den Versuch gemacht hat, eine Grammatik der Bulgärsprache herzustellen, die in Paris ungedruckt blieb, dann mit den Quatremère'schen Handschriften nach München verkauft und endlich von Thorbecke hervorgesucht und aus dem Brouillon des Verfassers herausgegeben wurde. Diese kleine, aber wegen der Entzifferung der Handschrift mühsame Publikation ist von höchstem Interesse für Jeden, der sich mit der letzten Ausgestaltung der arabischen Sprache beschäftigt, und bietet grammatisch wie lexikalisch einen so reichen Inhalt, daß es ein wahres Vergnügen ist, sie zu lesen. — Seine große Sprachkenntniß stellte nun Thorbecke auch in den Dienst der Geschichtsforschung, indem er einen Theil der bei Brill erschienenen Ausgabe des Tabari übernahm und mustergiltig besorgte. Weit bedeutender aber sollte die Ausgabe der »Mufaddalijât« werden, alter Gedichte, die nur mit spärlichem Kommentare versehen sind, und die er auch in's Deutsche zu übersetzen vorhatte; es ist aber nur das erste Heft 1885 erschienen und der Tod hat die Fortführung unmöglich gemacht. Seinen Hauptzweck, die arabische Lexikographie zu reformiren, hat Thorbecke so nicht erreicht. Die Sammlungen Thorbecke's an Kollektaneen und Büchern sind von seiner Gemahlin der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Zeitschrift 1890, VII.) geschenkt worden, und es soll 1891 ein Bericht über den Inhalt und die Benutzungsbedingungen erscheinen, so daß nun bekannt werden wird, welche Schätze er zusammengebracht hat. Bücher, die schon in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft waren, sind der Heidelberger Universitätsbibliothek zugewiesen worden. — Thorbecke's nähere Freunde wissen seinen liebenswürdigen, dienstfertigen und weichen Charakter zu rühmen, die ferner Stehenden werden in ihm immer einen der größten deutschen Arabisten bewundern.

Merx.

Johann Baptist Trenkle

wurde am 26. Oktober 1826 in Freiburg geboren, wo sein Vater Besitzer einer ansehnlichen Brauerei war. Durch Begabung und Neigung dem Studium zugeführt, bezog er nach Absolvirung des Lyceums im Jahre 1846 die Hochschule seiner Vaterstadt, auf der er sich zuerst der Rechts-, später der Kameralwissenschaft widmete. Ungünstige Vermögensverhältnisse, die während seiner Studienzeit an Stelle des früheren Wohlstandes der Familie traten, verzögerten den Abschluß seiner Studien und machten ihm den Eintritt in die ursprünglich gewählte Laufbahn unmöglich, da er Jahre lang seine ganze Kraft auf die Unterstützung der Seinigen und auf die Erfüllung der von seinem Vater eingegangenen Verpflichtungen in der ehrenhaftesten und aufopferndsten Weise verwandte. Im

Digitized by Google

November 1860 unter die Zahl der Kameralpraktikanten aufgenommen, erhielt Trenkle, nachdem er während kurzer Zeit als Volontär am Hauptsteueramt Freiburg thätig gewesen war, im Jahre 1861 die Stelle eines Registrators am General-Landesarchiv. Hier fand er an seinem Landsmann, dem Archivrath Bader, einen Freund und Gönner, der in ihm die Lust zum Studium der vaterländischen Geschichte weckte und ihn in das Verständniß der Geschichtsquellen einführte. Im Jahre 1869 wurde Trenkle, dessen Gesundheit ernstlich erschüttert war, zum Sekretär am Verwaltungshof ernannt, welche Stelle er bis zu seiner auf sein Ansuchen am 9. August 1890 erfolgten Zuruhesetzung bekleidete. Schwere Krankheitsanfälle, die ihn öfter genöthigt hatten, sich längeren Urlaub zu erbitten, wiederholten sich nun rascher und führten seinen Tod herbei, der am 10. Februar 1891 eintrat. — Wie sehr sein ganzes Denken und Trachten der Erforschung und Darstellung der vaterländischen Geschichte zugewandt war, davon legt die große Zahl historischer Arbeiten, die er theils in selbständigen Werken, theils in einer Reihe von Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte, ein ehrendes Zeugniß ab. Neben seinen größeren Publikationen: »Freiburgs gesellschaftliche, theatralische und musikalische Institute und Unterhaltungen.« Freiburg. Wangler 1856. »Geschichte der Schwarzwälder Industrie.« Karlsruhe 1874. »Die alemannische Dichtung seit J. P. Hebel.« Tauberbischofsheim 1881. »Der Korker Waldbrief von 1496.« Karlsruhe 1882. »Vom nördlichen Schwarzwalde. Kulturgeschichtliches.« Baden 1886, hat Trenkle eine große Anzahl von mehr oder weniger umfangreichen Aufsätzen und Kritiken im Freiburger Diözesanarchiv (daraus hervorzuheben die Beiträge zur Geschichte der Pfarreien in den Landkapiteln Ettlingen und Gernsbach und die Geschichte des Domstift Basel'schen Fronhofes zu Thiengen), in der Badischen Chronik der Karlsruher Zeitung, in der Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins, in Bader's Badenia, in Birlingers Alemannia, in der Zeitschrift für Bergrecht (von Brassert u. Achenbach), im Karlsruher Adreßkalender, in der Zeitschrift des Breisgauvereins Schauinsland, in der Freiburger Zeitung und in den Karlsruher Nachrichten erscheinen lassen. Auch hatte er den Plan zur Bearbeitung einer umfassenden Bibliographie aller das heutige badische Staatsgebiet umfassenden Territorien gefaßt und hinsichtlich der Anlage eines solchen Werkes sehr beachtenswerthe Vorschläge gemacht. Alle seine Arbeiten verrathen großen Fleiß, eingehende Kenntniß des badischen Landes und seiner Geschichte und jenes liebevolle Versenken in die Vergangenheit, welches allein die Kraft und die Ausdauer verleihen kann, eine solche Unmasse von Material zusammenzutragen, wie sie in den zahlreichen geschichtlichen Beiträgen, die Trenkle veröffentlichte, aufgespeichert ist. Bescheiden und anspruchslos, ohne die Fähigkeit, sich geltend zu machen und in den Vordergrund zu stellen, hat Trenkle doch das gute Recht erworben, daß sein Name überall in Ehren genannt wird, wo man im badischen Lande derer gedenkt, welche sich um die heimathliche Geschichte ein bleibendes Verdienst erworben haben. v. Weech.

Nikolaus Trübner

wurde als der älteste Sohn eines Gold- und Silberschmieds am 16. Juni 1817 in Heidelberg geboren. Schon in seinen Kinderjahren zeichnete er sich durch eine große Lebhaftigkeit und Munterkeit des Geistes aus; er war der Liebling der Eltern und seiner sechs Geschwister. Trotz der schlichten, kleinbürgerlichen Verhältnisse ließ der Vater die vier Söhne das Gymnasium besuchen. Nikolaus zeigte besondere Begabung und Wissensdrang; in seinen Freistunden verschlang er die Bücher der Leihbibliothek eines Verwandten. So wurde im Rathe der Eltern die Frage wohl erwogen, ob er nicht studiren solle, da er für das väterliche Geschäft keine Neigung und kein Geschick bekundete. Aber die Mittel der

Digitized by Google

Eltern reichten für diesen Zweck nicht aus; man schlug den Mittelweg ein, der schon so manchen Jünger dem Buchhandel zugeführt hat. Im Jahre 1831 trat der junge Trübner in die J. C. B. Mohr'sche Buchhandlung seiner Vaterstadt als Lehrling ein. Dieses Geschäft stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Hier war in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts der Sammelpunkt der Romantiker; hier gingen die berühmten Gelehrten der neu aufblühenden Universität ein und aus; hier erschienen die Heidelberger Jahrbücher, damals das angesehenste Organ der deutschen Wissenschaft, und die Werke eines Savigny, Schlosser, Thibaut, Mittermaier u. A. — Es ist begreiflich, welch' tiefen Eindruck der hervorragende literarische Verkehr dieses Geschäftes auf den empfänglichen jungen Mann machen mußte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens erzählte er mit Begeisterung von der damaligen Bedeutung dieses Verlagsgeschäftes und von dem ernsten Streben seines Besitzers für die Förderung der deutschen Literatur. Er bekannte freudig, daß hier die Grundlage für seine spätere Thätigkeit gelegt wurde, daß er hier die hohe Auffassung seines Berufes in sich aufnahm, an der er sein ganzes Leben unverbrüchlich festhielt. Nach sechsjährigem Aufenthalt in dem Mohr'schen Geschäfte verließ N. Trübner zum ersten Male das Vaterhaus, um eine Stelle bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen anzunehmen, einer Firma, welche damals für Norddeutschland dieselbe Bedeutung hatte, wie die Mohr'sche für den Südwesten. Von hier trat er in die Dienste der Firma Hoffmann & Campe in Hamburg, wo er, statt wie bisher mit würdigen Universitätsgelehrten, mit den unruhigen Geistern des jungen Deutschland bekannt wurde. Er schilderte oft in späteren Jahren das gewaltige Aufsehen, welches die neuen Schriften Heine's, Börne's, Gutzkow's u. A. damals machten, und die intensive Betheiligung der gebildeten Stände an den Bewegungen der Literatur, von welcher man sich heute kaum einen Begriff machen könne. Offenbar konnte Trübner hier nicht die volle Zufriedenheit seines Chefs erlangen, wie verschiedene von ihm oft mit vielem Humor erzählte Episoden vermuthen lassen, und er nahm daher bald eine Stelle bei Wilmanns in Frankfurt a. M. an, einem zu jener Zeit bedeutenden Fremden- und Hofgeschäfte, welches einen beträchtlichen Import französischer und englischer Luxuswerke betrieb. Dort lernte William Longman, der Senior des berühmten Verlagshauses Longman & Cie., den gewandten jungen Mann kennen und engagirte ihn für die ausländische Abtheilung seines Geschäftes. — Als Nikolaus Trübner im Jahre 1843 nach England übersiedelte, waren seine Eltern bereits seit einiger Zeit todt; sein kleines Vermögen war während der Wanderjahre darauf gegangen. Er landete in England mit 30 Schillingen in der Tasche. Mit welch' berechtigtem Stolze erwähnte er diese Thatsache, als er mir im Jahre 1874 zum ersten Mal sein neues großartiges Geschäftshaus in Ludgate Hill zeigte! Welch' riesenhafte Energie hatte er in diesen 30 Jahren entwickelt, welch' staunenswerthe Erfolge hatte er jetzt aufzuweisen! Während des Aufenthaltes im Longman'schen Geschäft warf sich Trübner mit Eifer auf sprachliche und bibliographische Studien. In seinem nun verwaisten Geschäftszimmer steht noch heute ein durchschossenes Exemplar von Vaters Literatur der Grammatiken, welches er während seiner Gehilfenzeit mit Nachträgen versehen hatte, in der Absicht, davon eine neue Auflage zu veranstalten. Noch immer waren seine Blicke auf das Vaterland zurückgewendet, wo es sein Ehrgeiz gewesen wäre, ein wissenschaftliches Verlagsgeschäft zu begründen. Aber im Laufe der Jahre wurde ihm klarer, welch' neuer und eigenartiger Wirkungskreis seiner Begabung in England harrte. Im Jahre 1852 verließ er das Longman'sche Geschäft und begründete mit höchst bescheidenen Mitteln einiger Heidelberger Freunde und Angehörigen eine eigene Buchhandlung, der später auch der bekannte Buchhändler D. Nutt als Theilhaber beitrat. —

Digitized by Google

Das nächste Ziel, welches sich die neue Firma Trübner & Cie. steckte, war der Import amerikanischer Literatur. Gleich das erste Vorgehen des nunmehr selbständigen Mannes verrieth das Ungewöhnliche seiner geschäftlichen Begabung. Er verachtete die gewöhnliche Routine und wählte stets in der Verfolgung seiner geschäftlichen Ziele ihm eigenthümliche Wege. So unternahm er, der nahezu Mittellose, kurz nach Gründung seines Geschäfts und ganz unbekümmert um den materiellen Erfolg, eine mehrmonatliche Geschäftsreise nach den Vereinigten Staaten, um die großen amerikanischen Verlagshäuser selbst kennen zu lernen und sich über das literarische Leben des aufstrebenden Freistaates zu orientiren. Ueberall wurde der frische, geistreiche Mann, der ein so großes Interesse für die Entwickelung der amerikanischen Literatur bekundete, mit offenen Armen aufgenommen, er schloß mit den großen Buchhändlern, den Ticknor, Lippincott, Appleton Freundschaft für das ganze Leben; seine amerikanische Reise wurde für ihn zu einem geschäftlichen Triumphzug. Die literarische Frucht dieser Reise und eines dreijährigen rastlosen Studiums war sein im Jahre 1855 veröffentlichter »Bibliographical Guide to American Litterature«, welcher schon im Jahre 1859 in zweiter, stark vermehrter Ausgabe erschien. Der stattliche Band verzeichnet nicht nur in musterhafter bibliographischer Genauigkeit die gesammte selbständige Literatur der Nordamerikaner seit Beginn dieses Jahrhunderts, sondern gibt auch werthvolle literarische Einleitungen und eine Abhandlung über die öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten. »Dieses Werk ist, wie wir glauben, der erste Versuch, einen Gesammtüberblick über die Literatur der Vereinigten Staaten während der letzten 40 Jahre zu geben«, sagt der Verfasser in einer seiner damaligen buchhändlerischen Anzeigen. Der Versuch wurde von der Kritik als gelungen bezeichnet; das Werk ward zur Grundlage aller folgenden Arbeiten ähnlicher Art und begründete mit einem Schlage den hohen Ruf der Firma Trübner & Cie. in Amerika. — Neben diesem amerikanischen Importgeschäft widmete sich N. Trübner von Anfang an eigener Verlagsthätigkeit. Eine seiner frühesten Verbindungen war die mit dem bekannten Romanschriftsteller Charles Reade, dessen erste Romane er verlegte. Doch wandte er sich bald unbefriedigt von der populären Literatur ab. Es konnte ihm, dem Fremdling, keine dankbare Aufgabe erscheinen, mit den einheimischen Verlegern in der Pflege englischer Belletristik zu wetteifern. Immer mehr reifte in ihm der Gedanke, neben dem Westen auch die alten Kulturländer des Ostens in seine Verbindungen hineinzuziehen, die Literaturschätze des Orients durch einen geregelten Verkehr der europäischen Wissenschaft zugänglich zu machen, den Austausch europäischer und orientalischer Gelehrsamkeit durch eigene Verlagsunternehmungen zu fördern, mit einem Worte: den ganzen Erdball buchhändlerisch zu umspannen. — Wie er diese Aufgabe durchgeführt hat, dafür gibt der Verlagskatalog von Trübner & Cie., sowie sein am 16. März 1865 zum ersten Mal erschienener »American and Oriental Literary Record« das beredteste Zeugniß. Die Arbeitskraft und Unermüdlichkeit aber, welche dazu gehörte, alle diese Verbindungen anzuknüpfen und in Gang zu bringen und der entlegenen Literatur des Ostens überhaupt habhaft zu werden, kann nur der beurtheilen, dem es einmal vergönnt war, in dieser Werkstätte ein Mitarbeiter zu sein. Von seinem »American and Oriental Literary Record« sind bis heute 194 Nummern erschienen, welche mit annähernder Vollständigkeit die literarische Produktion Nord- und Südamerika's, sowie die von Indien, Persien, China, Australien, Nord- und Ostafrika der letzten 20 Jahre verzeichnen: Literaturen, über welche bis dahin nur spärliche, vereinzelte Notizen nach Europa gedrungen waren. »Der wissenschaftliche Werth dieses Record«, sagt Professor Sayce in seinem warmen, dem Verstorbenen gewidmeten Nachrufe in der »Academy«, »kann nicht hoch genug geschätzt werden.«

Digitized by Google

Trübner's »Record« schwang sich bald zum anerkannten Organ für die Vermittelung der Literaturen der fünf Welttheile empor und übte einen ganz besonderen Einfluß auf die Wiederbelebung der einheimischen indischen Studien. Neben dieser fortlaufenden Bibliographie gingen aus dem Geschäfte werthvolle bibliographische Verzeichnisse hervor, wie der »Catalogue of Sanskrit Litterature«, der »Catalogue of Dictionaries and grammars« (2. Auflage), welche für Bibliotheken wie Buchhändler von gleichem Nutzen sind. — In seinem Eifer für die einmal erfaßte Aufgabe schreckte der vielbeschäftigte Mann nicht davor zurück, selbst Sanskrit zu lernen und die indische Literaturgeschichte gründlich zu studiren. So war er bald befähigt, in die literarische Produktion der orientalischen Wissenschaften durch eigenes Urtheil einzugreifen, und entwickelte auf diesem Gebiete eine Verlagsthätigkeit, welche schon zu seinen Lebzeiten die Bewunderung aller Sachverständigen gefunden hat. Die bedeutenden Werke von Muir, Legge, Wheeler, Elliot, Cunningham, Beal, Beames, Caldwell, Childers, Max Müller u. A. m. erschienen in seinem Verlage; er regte die Publikation vieler amtlichen Werke bei der englischen Regierung und den indischen Gouvernements an, die dem unternehmenden und um die Kolonialinteressen so verdienten Buchhändler gern ihre Unterstützung liehen. Auch andere Regierungen und Fürsten, voran sein von ihm hochverehrter Landesfürst, Großherzog Friedrich von Baden, ehrten die Verdienste des Verstorbenen durch hohe Ordensverleihungen. — Bei dem ernsten wissenschaftlichen Streben Trübner's konnte es nicht ausbleiben, daß auch ein großer Theil der rein englischen wissenschaftlichen Produktion seine Flagge aufsuchte, um unter ihr an die Oeffentlichkeit zu treten. Eine nahezu 30jährige Freundschaft verband N. Trübner mit Frederick Furnivall, dem Gründer der Early English Text Society, deren Publikationen gleich denen der Chaucer Society, der Ballad Society, der New Shakespeare Society, der English Dialect Society, der Royal Asiatic Society, der Philological Society bei Trübner & Cie. erschienen. Die englische Regierung sowie die vieler Kolonien betraute die Firma mit dem Debit der amtlichen Publikationen, von denen hier nur die Chronicles and Memorials, dieses Gegenstück unserer Monumenta Germaniae, die Geological Survey of Great Britain, die Publications of the British Museum genannt sein mögen. — Wenn nach Schopenhauer das Genie einem Schützen vergleichbar ist, der sein Ziel trifft, während es die anderen nicht einmal sehen, so darf N. Trübner die Genialität in seinem Berufe nicht abgesprochen werden. Er war der Erste, der die Weltstellung Londons in ihrer Bedeutung für den Buchhandel erkannte und daraus das buchhändlerische Facit zog. »Ich hoffe, den Engländern durch meine Thätigkeit zu zeigen,« sagte er einmal, »was die Weltherrschaft dieses Landes buchhändlerisch bedeutet und was der Buchhandel für die Förderung des literarischen Verkehrs zwischen Mutterland und Kolonien, sowie für die Verschmelzung der gegenseitigen geistigen Interessen thun kann. Und wenn ich in dieser Richtung Etwas von allgemeinem Nutzen zu Stande bringen sollte, so mag dies mein Dank sein für die sympathische, warmherzige und von aller kleinlichen Eifersucht freie Aufnahme, welche ich bei diesem gastfreundlichen Volke gefunden habe.« — Die Verehrung, welche N. Trübner alle Zeit für England und seine englischen Freunde an den Tag legte, hinderte ihn nicht, ein deutscher Patriot zu sein. Ueberall, wo es für die deutsche Kolonie Londons galt, patriotische Zwecke zu fördern, stand er in erster Reihe. Er gehörte mit zu den Anregern einer Ehrengabe für Ferdinand Freiligrath; die großartige Sammlung in England und den englischen Kolonien für die Wiederherstellung der Straßburger Bibliothek war sozusagen sein alleiniges Werk. Mit seiner ungestümen Energie beseitigte er alle Schwierigkeiten, die diesem Unternehmen damals in England entgegenstanden; er gewann einflußreiche Lords für das Komitee

Digitized by Google

und opferte buchstäblich viele Monate seiner Arbeitszeit dem ausschließlichen Zwecke, der Straßburger Neuschöpfung die wissenschaftliche Literatur Großbritanniens und seiner Kolonien, namentlich die zahlreichen Gesellschaftsschriften, geschenkweise zu verschaffen. — Auch an den Sammlungen in England für die Rheinüberschwemmten betheiligte er sich eifrig als Komitee-Mitglied. Mit inniger Freude sah er dem 500jährigen Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt entgegen und erwog bereits reiflich, was er bei dieser Gelegenheit besonders thun könne. »Jeder Deutsche im Ausland hat eine hundertmal größere Verpflichtung, für die Ehre des Vaterlandes zu wirken, als die Daheimgebliebenen«, war sein oft gehörter Ausspruch, und er hat stets dieser Ueberzeugung nach gehandelt. Junge Landsleute, namentlich junge Gelehrte konnten bei ihm jederzeit auf freundlichen Empfang rechnen, wie auf seinen Rath und seine Gastfreundschaft. Die Freudigkeit, mit der er allenthalben zu helfen bereit war, war allgemein bekannt. »Einen Dienst von ihm zu erbitten,« heißt es in dem Nekrolog des »Athenaeum«; »fiel oft zusammen mit der Entdeckung, daß er ungebeten bereits von ihm für den Freund geleistet war.« Die Offenheit seines Herzens und die Frische seines Geistes wirkte auf jeden erquickend, der mit ihm in Berührung kam; in seinem gastfreien Hause, welchem seit dem Jahre 1861 seine ihm in allen Eigenschaften des Geistes und Herzens so nahe verwandte Gattin vorstand, herrschte die sprichwörtliche Fröhlichkeit seiner schönen pfälzischen Heimath. Hier versammelten sich allwöchentlich seine alten deutschen und englischen Freunde in behaglicher Ungezwungenheit; hier wurden im Kreise von Gelehrten seine literarischen Projekte besprochen; hier war mit einem Wort ein internationales Stelldichein der literarischen und wissenschaftlichen Welt. — Der jähe Tod, der ihn zu London am 30. März 1884 ereilte, hat dieses reiche Leben vernichtet. Was Nikolaus Trübner aber in mehr als 30jähriger Thätigkeit geschaffen, wird nicht untergehen; die Fundamente der Firma Trübner & Cie. hat er fest gelegt und ihre Existenz wird stets den Ruhm ihres Gründers verkünden. Doch die Person Trübner's, der lebensfrische, liebenswürdige »foreigner«, der Mann der unbesiegbaren Initiative und Thatkraft wird in dem Leben der britischen Metropole schmerzlich vermißt. Und wenn die gesammte englische Presse die Verdienste Trübner's rückhaltlos hervorhebt, wenn Amerikaner und Indier ihn als einen Hauptförderer ihrer Literatur preisen, so dürfen gewiß auch wir Deutschen auf ihn mit Stolz blicken und ihm die Anerkennung spenden — vielleicht die schönste, die dem Deutschen in der Fremde widerfahren kann — daß er seinem Vaterlande Ehre gemacht hat. (Karl J. Trübner in Centralblatt für Bibliothekwesen. I. Jahrgang. 6. Heft. Juni 1884 S. 240 ff. Trübner's American, European and Oriental Literary Record 1884 Nr. 3—4 enthält einen Nekrolog N. Trübner's von A. H. Sayce, Trübner's Porträt und eine Zusammenstellung von Urtheilen nahmhafter englischer Zeitungen und Zeitschriften über ihn.)

*

Johann Baptist Tuttine

wurde als der Sohn armer Landleute am 3. Juli 1838 zu Bräunlingen im Bezirksamte Donaueschingen geboren. Frühzeitig verwaist, führte er, so lang er zurückdenken konnte, ein Leben, das ein stetes Kämpfen und Ringen war. Seine Kindheit und Jugend verlebte er unter den schwierigsten Verhältnissen, sein Charakter entwickelte sich im Kampfe mit bittern Entbehrungen, mit schweren Versuchungen und harten Prüfungen. Elend und Noth, lieblose Behandlung, schlechtes Beispiel vermochten das Gemüth des Kindes nicht zu verderben. Der barfüßige Bauernknabe trug den Drang des Vorwärtsstrebens und die Weihe der Wahrheitsliebe in seiner Brust. Als der Anspruch an ihn gestellt werden konnte, eigenen Erwerb zu suchen, fiel ihm schon die Sorge um jüngere Ge-

Digitized by Google

schwister zu. Die Industrie des Schwarzwaldes eröffnete ihm hierzu zunächst bescheidene Wege. Mit dem Bemalen und Lackiren von Uhrenschildern, wie sie früher an den einfachsten Uhren üblich waren, begann er. Sein zeichnerisches Talent entwickelte sich an dieser Thätigkeit, das gewerbliche Zeichnen weckte immer mehr in ihm die Sehnsucht nach künstlerischem Schaffen; endlich gelang es seinem unverdrossenen Fleiße, seinem durch Entbehrungen gestählten Charakter, künstlerische Studien zu betreiben. Er wurde Maler. Tuttine war kein blendendes Talent, das mit einem Jugendwerk sich die Aufmerksamkeit der Welt hätte erobern können. Aber er trug in sich reichen und reinen künstlerischen Stoff: was er in Kindheit und Jugend erschaut, die herbe Kraft der Männer und die naive Lieblichkeit der Frauen, die malerische Erscheinung des ganzen Volkes reizten ihn zu Darstellungen. Dem Bauernstande gehörte sein Lieben und Schaffen in erster Reihe, und Wahrhaftigkeit in der Schilderung bäuerlichen Lebens war nicht bloß sein ernstestes Streben, sondern auch das Ergebniß seines eigensten Wesens. Die zahlreichen Genrebilder, in welchen er Männer und Frauen des Schwarzwaldes in ihrer Arbeit, in ihrem Verkehr, in der Beschränktheit ihrer Verhältnisse, wie in ihrer natürlichen Anspruchslosigkeit schilderte, zeugen von der Treue, die er den Eindrücken seiner Jugend bewahrte, und zugleich von der Klarheit, mit welcher er zu schauen und wiederzugeben wußte. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Bilder ausführte, die Liebe, die er auch den geringsten Einzelheiten des bäuerlichen Lebens und Haushaltes zuwandte, die Auffassung dieser beschränkten Welt in ihrem rein menschlichen, für Alle bedeutungsvollen und anziehenden Reize, das war es, was seinen Bildern Würdigung und Anerkennung schaffte. Sie sind aus vollem Herzen gemalt, schlicht und ohne jedes Haschen nach äußerer Wirkung, aber für den Mitempfindenden reine, freundliche Idyllen. Daher auch ihr Schicksal: Söhne des Schwarzwaldes, die längst fern der Heimath lebten, suchten die Erinnerungen an diese durch Bilder Tuttine's für sich und ihre Angehörigen festzuhalten. Ausgewanderte Badener schmückten ihr amerikanisches Haus mit diesen Erinnerungen und pflegten durch ihre Vermittelung die Treue zum alten Vaterland. In diesem Sinne gewannen Tuttine's Bilder nationale Bedeutung. — Die immer sich schärfende bewußte Beobachtung seines Volkes führte den treuen Sohn des Schwarzwaldes zu weiterer Thätigkeit. Er sah mit Schmerz die malerischen Eigenthümlichkeiten und mit ihnen den unabhängigen und eigenartigen Sinn des Volkes vor neuen Formen der Entwickelung zurückweichen, die er doch in ihrem Werthe wohl zu schätzen wußte. Denn sein unermüdliches Streben nach höherem Können hatte sich nicht auf die Kunst beschränkt. In steter geistiger Arbeit und steter Selbstbildung war der frühere Dorfschüler zu einer allgemeinen und gründlichen Bildung gelangt. Ihn interessirte alles Werdende: die Geschichte der Welt, der Todten wie der Lebenden, bildete sein Lieblingsstudium. Und so nahm bald auch eine geschichtliche Seite der Volkserscheinung seine Thätigkeit in Anspruch. Er verstand vollkommen, welch' sprechendes Zeugniß vom innern Leben des Volkes auch in dessen äußerer Erscheinung und in der Umgebung liegt, welche dasselbe ererbt oder sich selber schafft. Den Spuren dieser eigenartigen Entwickelung ging Tuttine mit wissenschaftlichem Sinne nach. Seine Jugendzeit, seine späteren Studien, seinen längeren Aufenthalt in allen Gegenden des badischen Landes benützte er nicht bloß zur Untersuchung und Darstellung der noch vorhandenen Volkstrachten und Volksgeräthe; er suchte auch das Vorhandene aus dem Vorangegangenen zu erklären und in früheres Volksleben, in die Geschichte dieses Volkes einzudringen. So wurde er der beste Kenner der badischen Trachten und der badischen Trachtenkunde. Einmal ward ihm Gelegenheit gegeben, das badische Volk in seinen Haupttypen dem Herrscherhaus und dessen erlauchten Gästen in festlichen Zügen vorzuführen, Züge, die

Digitized by Google

deutlicher als jede Beschreibung die scharf ausgeprägten Lokalindividualitäten der Landestheile darlegten und den Reichthum des kleinen Landes Baden an selbständigen Volksgruppen zeigten. Das Doppelfest der Silberhochzeit unseres Fürstenpaares und gleichzeitig der Großh. Prinzessin Victoria gaben die Veranlassung hierzu. In drei Gruppen wurden ein Hochzeitpaar im Frühling, ein Silberhochzeitpaar im Sommer, ein greises Goldenhochzeitpaar im Herbste vorgeführt, ein Gedanke, der von Tuttine ausging und nur durch ihn zur Ausführung gelangen konnte. Es ward ihm in Anlaß dieser Veranstaltung von hoher Seite der Auftrag, dieselben drei Züge in drei Bildern darzustellen, eine Aufgabe, welche den Künstler zu eingehenden physiognomischen Studien der Volkstypen führte und eine Fülle von Oelskizzen nöthig machte, ein Schatz, der jeder ethnologischen Sammlung zu wahrer Zierde gereichen müßte. Das von Tuttine ausgeführte, jetzt der Karlsruher Galerie einverleibte erste Bild dieses Zuges — das zweite ist unvollendet geblieben, das dritte noch nicht begonnen — ist seiner Bestimmung gemäß ein Kostümbild in großem Umfange und darf darum nicht nach dem Maßstab freier künstlerischer Konzeption beurtheilt werden. Es gehört ebenfalls in unsere ethnologische Sammlung. Bei der Hochzeitfeier des Erbgroßherzoglichen Paares fand unter Tuttine's Leitung eine ähnliche Vorstellung des Volkes in seinen Landestrachten statt. — Längeres Leiden, befördert durch Entsagungen und Anstrengungen der Studienfahrten in zum Theil entlegene und arme Gegenden des Schwarzwaldes, erschwerte dem Künstler die Arbeit, ein erster Schlaganfall beraubte ihn für längere Zeit aller Arbeitskraft. In den letzten Wochen seines Lebens führte die Liebe zum Schaffen ihn wieder vor die Staffelei, die alte Frische schien wiedergekehrt — da traf ihn am Abend des 23. August 1889 ein zweiter Schlag und gab seinem Leben ein jähes Ende. — Tuttine war ganz und gar mit dem Schwarzwald und dessen Bewohnern verwachsen. Wohl kein zweiter Mann genoß im Lande Baden so ausgedehnten, persönlichen Bekanntseins und so vieler persönlichen Liebe. Er hatte keinen Feind. Jung und Alt freuten sich seines heiteren und doch so ernsten Wesens. An ihn wandten sich die Nothleidenden und Rathsuchenden, er mußte an den Freuden der Familien und Einzelner theilnehmen. Im großen Umfang suchte er zu helfen, zu besserer Führung der Wirthschaft, zu vortheilhafterem Anbau in unfruchtbaren Gegenden und zu Frieden und Duldsamkeit in den Gemeinden anzuregen. Jedem kirchlichen Streite stand er fern, die Wahrheit der Liebe, wie er sie erkannt, leitete ihn überall. Im künstlerischen Freundeskreise sprudelte sein Humor, sein liebenswürdiger Uebermuth, sein darstellendes Talent. Unbequemer Selbstüberschätzung begegnete er mit schlagfertiger Schalkhaftigkeit. In allen Berufskreisen und Ständen, in Stadt und Land, war er ein freudig begrüßter Gast. Mit dem Greise theilte er den Ernst, mit dem Kinde das Spiel. Er hat als Künstler, als Kenner des Landes und Volkes, wie als Mensch, als durchaus wahrhafte, edle, furchtlose und liebevolle Natur überall ein reiches Erbtheil Denen hinterlassen, welche sein Wesen erfaßt haben und sein Bild in treuem Gedächtniß wahren. (Karlsruher Zeitung 1889 Nr. 237 Beilage. Vgl. auch den Artikel J. B. Tuttine von A. von Freydorf in der Badischen Landeszeitung 1889. Unterhaltungsblatt Nr. 36.)

Karl Vierordt

wurde zu Lahr am 1. Juli 1818 geboren, wo sein Vater, Karl Friedrich Vierordt*) (s. Badische Biographieen 2, 405) mit dem Titel eines Diakonus als

*) Die Familie Vierordt führt ihren Ursprung auf Engelbert Vierord zurück, der von 1579 bis zu seinem 1605 erfolgten Tod Lehrer am Gymnasium zu Corbach in

Digitized by Google

Lehrer am Pädagogium angestellt war. Im Herbst 1820 zogen die Eltern nach Karlsruhe, an dessen Lyceum der Vater als Lehrer befördert wurde. Die Schulbildung genoß er am Karlsruher Lyceum, in dessen Vorschule er Herbst 1824 eintrat. Eine Reihe von Jahren hatte er den eigenen Vater zum Lehrer. Um das vierzehnte Jahr reifte in Vierordt allmählich die Entschließung, Medizin zu studiren, und er war von nun an bestrebt, durch den Besuch naturwissenschaftlicher Vorlesungen am Karlsruher Polytechnikum, vor allem derjenigen des ausgezeichneten Botanikers Al. Braunn, neben seinen Gymnasialstudien auch die propädeutischen Wissenschaften seines späteren Berufsfaches möglichst frühe kennen zu lernen. Im Herbst 1836 bezog er die Universität Heidelberg, ging ein Jahr später nach Göttingen, um im Herbst 1838 nach Heidelberg zurückzukehren. Das letzte Studienjahr bis August 1840 brachte er in Berlin zu. In Heidelberg waren es Tiedemann, Chelius, Nägele, in Göttingen K. J. M. Langenbeck, in Berlin Schönlein und Johannes Müller, die ihn besonders anzogen. In seinem ersten Universitätsjahr war er Mitglied des Corps der Heidelberger »Suevia«, ohne aber neben den studentischen Zerstreuungen die wissenschaftlichen Pflichten jemals zu vernachlässigen. Nach einem Studium von 8 Semestern bestand er im Herbst 1840 in Karlsruhe die medizinische Staatsprüfung, in allen drei Hauptfächern der Medizin mit der ersten Note. Den Winter 1840/41 brachte er Schönleins wegen wieder in Berlin zu und beschloß mit einem fast $^1/_4$jährigen Aufenthalt in Wien, wo ihn vor allem Rokitansky's pathologisch-anatomischer Kurs anzog, die medizinischen Lehrjahre. Im Mai 1841 bestand er das Doktorexamen in Heidelberg mit Note I. Im Juni 1841 ließ er sich in Karlsruhe als praktischer Arzt nieder. Im Dezember 1842 erhielt er die Ernennung zum Oberchirurgen im Großh. Leib-Infanterieregiment, im Dezember 1843 die Charakterisirung als Oberarzt in demselben Regiment. Seiner Vorliebe für wissenschaftliche, vor allem physiologische Studien entsagte er auch jetzt nicht; schon im ersten Jahr dieser militärischen Laufbahn begann er seine Versuche über die »Respiration«.*) Die erste, von Vierordt 1845 edirte Monographie beschäftigte sich mit den Resultaten dieser mit den einfachsten Hilfsmitteln, ohne »Laboratorium« durchgeführten Untersuchungen. Es verdient diese Schrift: »Physiologie des Athmens mit besonderer Rücksicht auf die Ausscheidung der Kohlensäure« heute noch, nach 45 Jahren, unsere ganze Anerkennung, um so mehr, als verschiedene der in ihr vorgetragenen Lehren, besonders auch der Einfluß der Athembewegungen auf die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure, in der Folgezeit voll bestätigt werden konnten. J. v. Liebig hat seiner Zeit der Arbeit des jungen Doktors in den ehrendsten Ausdrücken gedacht. — Dieser Schrift verdankte Vierordt wohl auch die Mitarbeiterschaft an R. Wagners großem Handwörterbuch der Physiologie. Der wichtige Artikel Respiration (1846), sowie der 1849 in Offenburg geschriebene, zum Theil auf neue Untersuchungen gegründete Aufsatz »Transsudation und Endosmose« entstammen seiner Feder. Im Jahr 1847 hatte Vierordt einen eigenen Hausstand gegründet durch Verheirathung mit Pauline Seubert, Tochter des Geheimeraths Karl August Seubert (s. Badische Biographieen 2, S. 567). 6 Kinder, wovon 2 zur Zeit noch leben, sind dieser Ehe entsprossen. Die wahren wissenschaftlichen Neigungen Vierordts verräth ein in Alt-Breisach geschriebener Aufsatz »Ueber den gegenwärtigen Standpunkt und die Aufgaben der Physiologie«, worin er für die exakte Methode mit überzeugenden Worten ein-

Waldeck war. Dessen Urenkel Anton Christoph Vierord, geb. 1669 in Wetterburg, gest. 1713 als Diakonus und Präceptor in Lahr, verpflanzte die Familie nach Baden. K. Friedr. Vierordt ist des eben Erwähnten Urenkel.

*) Bis hierher mit nur unwesentlichen Aenderungen und Auslassungen nach einer von Karl Vierordt selbst für das Familienbuch niedergeschriebenen Lebensskizze.

Digitized by Google

tritt, zunächst die »einfachen und zugänglichen Erscheinungen, deren Beantwortung im Sinne der quantitativen Methode uns jetzt möglich ist«, zur Untersuchung empfehlend. Im stürmischen Jahr 1848 war Vierordt mit seinem Regiment vielfach außerhalb Karlsruhe im Dienst, den ganzen Winter 1848/49 brachte er so im badischen Oberland zu, auch diese Zeit zur literarischer Thätigkeit benutzend (s. o.). »Die Zeit der badischen Militäremeute und Revolution, die für viele von so großem Unheil war, brachte die schon seit Jahren fest und zuversichtlich erhoffte Stellung eines akademischen Lehrers.« Im Juli 1849 wurde Vierordt als Professor extraordinarius für theoretische Medizin nach Tübingen berufen, wo er allgemeine Pathologie und Therapie, Materia medica und Geschichte der Medizin las. Die Berufung verdankte er vorzugsweise auch der regen Mitarbeiterschaft an dem von den Tübinger Professoren Wunderlich und Griesinger gegründeten »Archiv für physiologische Heilkunde«, dessen Hauptredakteur er nunmehr 7 Jahre lang war. 1853 wurde Vierordt, als F. Arnold nach Heidelberg abgegangen war, mit der Vertretung der Physiologie betraut, im Januar 1855 zum Ordinarius dieses Fachs und Vorstand des Physiologischen Instituts ernannt. Neben den früheren Fächern, die aber allmählich abgegeben wurden, die Materia medica 1857, las er Physiologie als Hauptkolleg. Seine Arbeit bewegte sich so wie so fast ausschließlich auf physiologischem Gebiet. 1852 unternahm er als der Erste die exakte Zählung der Blutkörperchen (des Menschen), eine durch zweckentsprechende Vereinfachungen in die medizinische Praxis eingeführte Technik. Dasselbe gilt von der durch Vierordt begründeten, allmählich zu hoher praktischer Bedeutung entwickelten Sphygmographie, der bildlichen Darstellung der Pulswelle am unverletzten Arterienrohr, die er in seiner Schrift: »Die Lehre vom Arterienpuls in gesunden und kranken Zuständen« (1855) behandelte. Mit der Monographie: »Die Erscheinungen und Gesetze der Stromgeschwindigkeiten des Blutes nach Versuchen« (1858) brachte er seine umfangreichen Arbeiten über die Blutbewegung zum Abschlusse, um des weiteren in seinem 1860/61 erschienenen »Grundriß der Physiologie des Menschen« das Gesammtgebiet der Physiologie zur Darstellung zu bringen. Dieses Lehrbuch, das bis 1877 5 Auflagen erlebte und in verschiedentliche Sprachen übersetzt wurde, ist ein durchaus originelles Werk zu nennen. Auf eine möglichst gleichmäßige Würdigung aller dem Gesammtorganismus dienenden Funktionen und auch jener scheinbar mehr untergeordneten, als »Fähigkeiten« bezeichneten Verrichtungen war des Verfassers hauptsächliches Augenmerk gerichtet. Dabei wollte er eine Physiologie des Gesammtorganismus geben und die Ermittelung der besonderen Gestaltung, welche die Funktionen gerade im menschlichen Organismus annehmen, erschien ihm um so mehr geboten, als nur so die Physiologie ihren wahren Zusammenhang mit der Medizin zur Geltung bringen kann. Mehr in das psycho-physische Gebiet hinüber, das Vierordt in der Folgezeit eifrigst bebaute, spielt die 1868 erschienene Monographie: »Der Zeitsinn nach Versuchen«, worin die mannigfaltigen Leistungen dieses Generalsinns einer eingehenden experimentellen Prüfung unterzogen sind. Desgleichen bewegen sich auf dem Sinnesgebiet die von Vierordt und einer Anzahl seiner Schüler auf viele Tausende von Einzelexperimenten gegründeten Versuchsreihen über das eigenthümliche Verhalten des Raumsinns (Tastsinns) der Haut. Eine auch wohl als Vierordt'sches Gesetz bezeichnete, von Vierordt aufgestellte und durch die Thatsachen wohl gestützte Hypothese besagt, daß der »Feinheitswerth« einer Hautstelle sich zusammensetzt aus einem konstanten Werth, der unmittelbar an der Gelenksachse hervortritt, und einem veränderlichen, der einfach proportional ist den Abständen der Hautstellen von dem Gelenk. Die Feinheit des Raumsinns ist also abhängig von der Beweglichkeit der Körpertheile und sozusagen Sache der Uebung. —

Digitized by Google

Drei, ein staunenswerthes Beobachtungsmaterial enthaltende Monographieen Vierordts, 1871, 1873, 1876 erschienen, die letzte mit dem Titel: »Die quantitative Spektralanalyse in ihrer Anwendung auf Physiologie, Physik, Chemie und Technologie«, befassen sich mit der Spektralanalyse, die er durch zweckentsprechende Aenderungen am Spektralapparat (»Doppelspalt«) zur quantitativen Spektralanalyse erweitert hat, d. h. der genauen und schnellen Bestimmung des Gehalts farbiger Lösungen an färbender Substanz. Diese elegante Technik hat (vielleicht auch wegen der Kostspieligkeit der Apparate) die allgemeine Verbreitung nicht gefunden, die sie verdient. 1877 folgte noch eine große, des weit ausstehenden und hochgelehrten Physiologen würdige Arbeit: »Die Physiologie des Kindesalters«, 1881 in 2. Auflage erschienen. Ein letztes, erst nach des Verfassers Tod von seinem Sohn 1885 herausgegebenes (mit Vierordts Bildniß ausgestattetes) Werk, auf ausgedehnten und über Jahre sich erstreckenden Untersuchungen beruhend, ist die Monographie: »Die Schall- und Tonstärke und das Schalleitungsvermögen der Körper«, worin namentlich auch eine Reihe physikalisch bedeutsamer Fragen einer kritischen experimentellen Prüfung unterzogen und viele neue, auch in praktisch medizinischer Beziehung nicht unwichtige Gesichtspunkte eröffnet wurden. — In vorstehendem summarischen Bericht sind nur diejenigen Arbeiten Vierordts, und nicht einmal diese vollständig, aufgezählt, welche als selbständige Schriften im Buchhandel erschienen sind. Eine genaue Aufzählung seiner Schriften (116 Nummern umfassend) findet sich in dem Vorwort zu dem letzterwähnten nachgelassenen Werk (unter dem Titel: »Zum Andenken an Karl v. Vierordt« in einer beschränkten, für den Freundeskreis bestimmten Anzahl von Exemplaren auch als besondere Broschüre). Daselbst ist auch eine etwas eingehendere Analyse der Werke Vierordts gegeben, als sie hier, bei beschränktem Raum, möglich ist. — Den Bemühungen Vierordts und dem liberalen Entgegenkommen der Regierung hat die Universität Tübingen den Neubau eines physiologischen Instituts zu danken, der 1868 bezogen werden konnte. Es war die erste Anstalt in Deutschland, die ausschließlich der physiologischen Disziplin gewidmet war. — Im Winter 1882/83 begann Vierordt, der sich bis dahin eine ganz auffallende Frische des Körpers und Geistes und eine fast unverwüstliche Arbeitskraft bewahrt hatte, zu kränkeln und an zeitweiligen quälenden Herzbeklemmungen zu leiden. Doch kam es erst in den Pfingstferien 1884 zu einem heftigen Ausbruch der als ernstes Herz- und Nierenleiden sich manifestirenden Krankheit. Vierordt betrieb mit der ihm eigenen Noblesse und Uneigennützigkeit sofort, als er sich von dem schweren Sturm kaum nothdürftig erholt hatte, seine Pensionirung, um den wichtigen Lehrstuhl nicht für längere Zeit verwaist zu lassen. Sie wurde ihm unter Anerkennung seiner »treuen und vorzüglichen Dienste« und Verleihung des Komthurkreuzes des Friedrichsordens gewährt. Noch mußte er den schmerzlichen, von ihm mit männlicher Würde getragenen Auszug aus dem ihm so lieb gewordenen Institut erleben und starb bald darauf am 22. November 1884 nach schweren Leiden, auch mit 66 Jahren noch viel zu früh, wenn man die unermüdliche Arbeitskraft kannte, die noch so gar vieles zu versprechen schien. — Vierordts Verdienste um sein Hauptfach, die Physiologie, sind hervorragende und unbestrittene. Die Kenntniß der wichtigen Funktionen der Athmung und des Blutkreislaufs vor allem hat er ganz wesentlich gefördert (Blutkörperchenzählung, Sphygmographie, Bestimmung der Dauer des Kreislaufs), die Psychophysik, die nunmehr als selbständige Disziplin anerkannt ist, nach vielen Richtungen hin bereichert, namentlich auch die Meßmethoden der »richtigen und falschen Fälle« eingeführt und erprobt, der praktisch so wichtigen Physiologie des Kindesalters, vor ihm ein rudimentäres Anhängsel der menschlichen Physiologie, eigentlich Gestalt und Inhalt verliehen. Mit Glück hat er

Digitized by Google

auch auf anderen, als speziell physiologischen Gebieten gearbeitet, seine Bemühungen um den Ausbau der Spektralanalyse, seine interessanten und originellen akustischen Untersuchungen sind fruchtbringend gewesen. Die von Seiten der Tübinger naturwissenschaftlichen Fakultät ihm gelegentlich seines 25jährigen Dozentenjubiläums 1874 verliehene Würde eines Ehrendoktors war gewiß mehr als eine bloße Formalität und eine wohlverdiente Auszeichnung. — Als akademischer Lehrer hat Vierordt es nie vergessen, daß die Mehrzahl seiner Hörer zukünftige Aerzte waren. Deßwegen wurden praktisch wichtige Kapitel eingehender behandelt, aber darüber wurde anderes keineswegs hintangesetzt. Gerade über gewisse, oft dazu recht schwierige Kapitel der Sinnesphysiologie, der Psychophysik wußte er besonders anziehend vorzutragen. Dabei hielt er darauf, daß der Zuhörer das Vorgetragene unmittelbar erfassen und begreifen solle; geistloses Nachschreiben war ihm zuwider. Nicht wenige Arbeiten, im ganzen etwa 60 (der Mehrzahl nach Dissertationen) sind unter seiner Leitung von jüngeren Kräften gearbeitet worden; wer Eifer und Verständniß für wissenschaftliche Arbeit mitbrachte, konnte weitgehender Förderung seiner Bestrebungen sicher sein. Auch dem Ungeübten wußte Vierordt Arbeitsstoff zuzutheilen, der Gewinn und Resultat versprach. — Von einseitigem Gelehrtenthum war er durchaus frei, neben seiner eigentlich wissenschaftlichen Thätigkeit behielt er noch Zeit für alle möglichen sonstigen Beschäftigungen. Daß er beispielsweise in den 70r Jahren in seinen Mußestunden die Geschichte des großen Kriegs auf das eingehendste und nach den ersten Quellen studirte, ist charakteristisch für ihn. Eine von ihm am Schluß des Amtsjahrs als akademischer Rektor 1865 gehaltene Rede, betitelt »die Einheit der Wissenschaften«, bekundet den weiten Blick und die, leider gerade beim Gelehrten oft zu vermissende Toleranz gegen anders Denkende und anders Arbeitende. Den stets von ihm vertretenen empirischen Standpunkt, seine auf Feststellung von Maß und Zahl in der Natur abzielende Forderung kennzeichnet genugsam eine Stelle jener Rede: »Das eben ist das wahre Kennzeichen der exakten Wissenschaft, daß sie ihre Grenzen scharf absteckt und niemals weiter geht als sie gehen kann. Haben doch die edelsten Forscher als Greise eingestanden, daß sie erst in den Propyläen dieses Heiligthums stehen. Da aber, wo der Naturforscher Gewißheit hat, steht er um so entschiedener da, er kennt keine Wunder, eines ausgenommen, das ihm überall entgegentritt, die Gesetzmäßigkeit, welche keine Ausnahmen duldet in der erhabenen Erscheinungswelt, welche eine unbegreifliche Macht geschaffen hat.« Vierordt war eine gerade, offene Natur; die Sprache war ihm nicht das Mittel, die Gedanken zu verhüllen. Frei sagte er seine Meinung, mochte es andern behagen oder nicht. Kleinliche Rücksichten waren ihm fremd, eitles Wesen, strebersches Haschen nach Ruhm und Ehren eine ihm unfaßliche Sache. Alles, was bloß dem Schein diente oder zu dienen schien, war ihm verhaßt. Dabei aber war er eine ideal angelegte Natur, freilich keine, die das Unerreichbare, das Transcendentale in erste Linie gestellt hätte. Daß er ein Ideal seiner jungen Jahre, die Einigung Deutschlands, erleben durfte, nahm er wie eine hohe Gunst des Schicksals hin, die mehr weg als vieles andere. Mit einem kleinen Häuflein gleich Gesinnter gehörte er in Tübingen in den 60r Jahren zur »preußischen« Partei, die besonderer Beliebtheit wahrlich sich nicht rühmen konnte. Es war daher keine Anbetung des Erfolgs, sondern lediglich eine Konsequenz seiner bisherigen, von ihm stets mit innerster Ueberzeugung und unbekümmert um fremde Meinung vertretenen Anschauungen, wenn er in seinen (schon erwähnten) Aufzeichnungen schreibt: »Glücklich jeder, dem es vergönnt war, diese große Zeit (des letzten Kriegs) mit erleben zu dürfen. Ein halbes Jahrhundert habe ich in dem getheilten, gespaltenen, mißachteten Deutschland zugebracht. Den unendlichen Nutzen

Digitized by Google

der Errichtung des neuen Deutschen Reiches weiß niemand besser zu würdigen als der, welcher das alte Elend mit angesehen hat. Mögen unsere Kinder und Kindeskinder bessere Tage erleben als wir bis zum ruhmreichen Jahr 1870 durchmachen mußten.« H. V.

Friedrich von Vogel,

ein durch lange Dienstzeit und vielfache besondere Verwendungen ausgezeichneter früherer badischer Offizier, wurde am 19. Oktober 1828 in Karlsruhe geboren. Er war der älteste Sohn des 1855 verstorbenen Geheimeraths und Regierungsdirektors Georg von Vogel und seiner 1873 gleichfalls verstorbenen Gemahlin Friederike, geborenen Freiin Schilling von Cannstatt. — Im Jahre 1846 trat er in die badische Artillerie-Brigade als Freiwilliger auf Offiziersbeförderung ein und wurde am 14. April 1848 zum Lieutenant unter Versetzung in das Infanterie-Regiment von Freydorf Nr. 4 ernannt. Im 1. Bataillon von Porbeck dieses Regiments war es ihm, in noch jugendlichem Alter, vergönnt, an dem Feldzuge gegen Dänemark 1848 und 1849 Theil zu nehmen, wobei er in dem Gefechte bei Ulderup einen Prellschuß auf die linke Schulter erhielt. — Am 16. Februar 1861 zum Hauptmann befördert, gehörte er während seiner weiteren Laufbahn dem 2. Badischen Grenadier-Regiment Kaiser Wilhelm Nr. 110, sowie dem Jäger-Bataillon an und wurde 1868 Major und Flügeladjutant des Großherzogs. 1871 als Bataillonskommandeur im 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 in den Preußischen Armee-Verband übernommen, erfolgte 1874 seine Beförderung zum Oberstlieutenant und 1877 zum Obersten und Kommandeur des 4. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 17. — Im Jahre 1878 wurde von Vogel zum Kommandanten von Karlsruhe ernannt und in dieser Stelle am 3. August 1883 zum Generalmajor befördert. — Von seiner Dienstzeit fand er 17 Jahre in den verschiedenen Stellungen als Bataillons-, Regiments- und Divisionsadjutant, sowie als Ordonnanzoffizier und Flügeladjutant des Großherzogs besondere Verwendung. Verschiedene Allerhöchste Anerkennungen seiner Leistungen durch Verleihung äußerer Merkmale wurden ihm zuerkannt. — Außer dem Feldzuge gegen Dänemark nahm er Theil an den Feldzügen 1866 gegen Preußen mit den Gefechten von Hundheim, Werbach und Gerchsheim und 1870/71 gegen Frankreich mit den Belagerungen von Straßburg und Paris und der Schlacht vor Belfort. — Im Jahre 1862 vermählte er sich mit Anna Freiin von Stengel, Tochter des Geheimeraths Freiherrn von Stengel, welch' glückliche Ehe mit einer Tochter und zwei Söhnen gesegnet wurde. — Nach 41jähriger Dienstzeit veranlaßte ihn ein schweres Leiden seinen Abschied nachzusuchen, der ihm 1887 unter Allergnädigster Anerkennung seiner treuen und guten Dienste als Generallieutenant genehmigt wurde. — Nur kurze Zeit war es ihm beschieden, seiner angegriffenen Gesundheit und im Schoße seiner liebenden Familie in Ruhe zu leben. Er starb unerwartet schnell am 28. November 1889, tief betrauert von Allen, die ihm näher standen und ihn seines zuverlässigen Charakters, seiner hervorragenden Begabung und seiner treuen, edeln Gesinnungen wegen hochschätzten. *

Wolfgang Moritz Vogelgesang

wurde am 29. Juli 1826 in Schmiedeberg in Sachsen geboren, besuchte das Gymnasium der Kreuzerschule in Dresden und widmete sich sodann an der Bergakademie zu Freiberg dem Bergbaufach und dem speziellen Studium der Geognosie und Geologie. Nachdem er hierauf im praktischen Bergfach in seinem Heimathlande während einiger Jahre thätig gewesen war, berief ihn eine zur Ausbeutung des Bergbaues im Kinzigthale gegründete Gesellschaft in das Großherzogthum

Digitized by Google

Baden. Von dieser trat er aber bald in die Dienste des Fürsten zu Fürstenberg über, wurde als Betriebsleiter des Eisenerzbergbaues angestellt und mit der Bearbeitung einer Geschichte und Statistik des Kinzigthaler Bergbaues betraut. Nach Vollendung dieser Arbeit war Vogelgesang hauptsächlich mit der Neuaufstellung und Katalogisirung des Fürstlichen Naturalienkabinets in Donaueschingen beschäftigt, im Jahre 1867 auch vom Großherzoglichen Handelsministerium mit der Ausführung eines Theiles der geologischen Landesaufnahme beauftragt. Im Jahre 1869 wurde Vogelgesang als Professor am Realgymnasium in Mannheim angestellt und nach der Pensionirung Schröder's, des damaligen Direktors dieser Anstalt (s. oben S. 413) 1873 zum Direktor derselben ernannt. Als solcher gewann er sich durch sein umgängliches, menschenfreundliches Wesen nicht nur die Zuneigung seiner Kollegen, sondern auch ebensosehr aller derjenigen, die in persönliche Beziehung zu ihm zu treten Gelegenheit hatten. Als einen besonderen Vorzug rühmten seine Freunde und Gesinnungsgenossen die begeisterte Vaterlandsliebe, die er bei jedem Anlaß an den Tag legte. Nachdem er, scheinbar in voller Rüstigkeit und ungestörter Kraft und Gesundheit, in die Ferien getreten war, starb Vogelgesang am 4. Oktober 1888, tiefbetrauert von allen, die ihn kannten und nach seinem vollen Werth zu schätzen wußten. (Nach dem Nekrolog von Richter in den »Badischen Schulblättern«. 5. Jahrgang S. 222 f.)

Franz Volk

wurde am 18. April 1823 in Offenburg geboren. Schon in der Volksschule als begabter Knabe von gutem Herzen und ausgesprochener Wahrheitsliebe unter seinen Altersgenossen hervorragend, entwickelte er seine reichen Anlagen und Eigenschaften auf dem Offenburger Gymnasium zu seltener Vielseitigkeit. Der Name »Papa«, den ihm die Liebe seiner Mitschüler beilegte, begleitete ihn durch das ganze Leben. Die obersten Klassen, die damals noch dem Offenburger Gymnasium fehlten, absolvirte er in Rastatt, um sich demnächst dem Studium der Rechte an der Universität Freiburg zu widmen. Von da bezog er nach einigen Semestern die Universität Heidelberg. Wie in Freiburg so auch in Heidelberg dem Corps »Suevia« angehörend, schied er mit seinem Freunde, dem später zu hoher Berühmtheit gelangten Adolf Kußmaul, aus dem Corps aus, um mit einigen Gleichgesinnten, darunter die beiden Mittermaier und J. B. Scheffel, einen studentischen Verein mit gesellig-literarischen Zwecken unter dem Namen »Alemannia« zu gründen. In dieser Vereinigung und in dem großen 1846 gegründeten Turnverein fand er den idealen Zug, der dem innersten Wesen des ernsten und sittenstrengen Jünglings entsprach. — Nach Vollendung seiner Studienzeit nach Offenburg zurückgekehrt, widmete sich Volk eifrig der Vorbereitung zur juristischen Staatsprüfung, als die Revolution des Jahres 1848 ausbrach. Auch Offenburg wurde alsbald von der Bewegung ergriffen und in öffentlicher Versammlung wurde Volk auf Vorschlag seines Freundes Schaible zum Vorsitzenden eines Volksvereins erwählt. Damit war der erste Schritt auf der politischen Laufbahn gethan, die ihm verhängnißvoll werden sollte. Denn in Volks Charakter lag unerschütterliches Festhalten an einer Sache, die er aus innerer Ueberzeugung ergriffen hatte. Als Heckers Sendlinge nach Offenburg kamen, um die dortigen Genossen aufzufordern, die gegen ihn heranziehenden Truppen aufzuhalten, gehörte Volk zu denen, welche, trotz der ernsten und verständigen Abmahnungen des Bürgermeisters Rée in einer Versammlung im »Salmen« für den Widerstand stimmten. Die alsbald beim Gasthaus »zum Ochsen« aufgeführte Barrikade hemmte zwar den Einmarsch der Hessen in die offene Stadt nicht, Volks Betheiligung an dieser fortifikatorischen Uebung hatte aber, da er zu fliehen verschmähte, seine Verhaftung zur Folge. Im Jahr

Digitized by Google

1849 von der provisorischen Regierung zu Karlsruhe zum Civilkommissär des Bezirks Offenburg ernannt, bald darauf in der Hauptstadt bei den Berathungen der konstituirenden Versammlung anwesend, flüchtete sich Volk, als nach dem Gefecht bei Durlach diese Versammlung sich aufgelöst hatte, nach Straßburg und von da, als er die Hoffnung auf eine Wandlung der Verhältnisse aufgeben mußte, nach Zürich. Hier wandte er sich dem Studium der Medizin zu mit der Absicht, nach dessen Vollendung sich in Amerika eine neue Laufbahn zu eröffnen. Aber er gab eben sowohl diesen Plan auf wie er eine Einladung seiner Universitätsfreunde Bronner und Schaible, sich in England niederzulassen, ausschlug, da ihn seine Herzensneigung an eine Züricherin, Pauline Kersting, fesselte, die ihm später und bis an sein Ende eine treue Lebensgefährtin war. — Im Jahr 1859, mehrere Jahre bevor die allgemeine badische Amnestie erlassen wurde, erhielt Volk, dessen ehrenhafter und reiner Charakter einflußreichen Freunden die Möglichkeit bot, für ihn erfolgreich einzutreten, die ausnahmsweise Erlaubniß zur straffreien Rückkehr in die Heimath. Nun setzte er in Heidelberg seine medizinischen Studien fort, indem er gleichzeitig als Assistent des Professors v. Dusch thätig war. Nachdem er das Examen bestanden hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. — Bald hatte er sich hier Liebe und Vertrauen der Einwohnerschaft erworben. Ein vorzüglicher Diagnostiker, als solcher besonders auch von seinem berühmten Freunde Kußmaul anerkannt, als ausübender Arzt ebenso strebsam als besonnen und vorsichtig, bewies er seinen Kranken gegenüber auch die ganze einnehmende Liebenswürdigkeit seines Wesens. Mit besonderer Fürsorge nahm er sich der Armen an und begnügte sich nicht mit ihrer unentgeltlichen Behandlung, sondern gab oft noch aus der eigenen Tasche die Mittel zur Beschaffung der erforderlichen Arzneien. — Das hohe Ansehen, das er in seiner Vaterstadt genoß, fand in seiner dreimaligen Wahl zum Bürgermeister (zuerst im Jahr 1875) seinen Ausdruck. Bei seiner Wiederwahl hob ein Redner mit Recht hervor, daß unter seiner Verwaltung der Friede unter den Bekenntnissen und die Duldsamkeit gewahrt worden seien und daß politischer Hader bei den Verhandlungen der städtischen Behörden niemals mitgesprochen habe. Diese hohe Unparteilichkeit verdient um so mehr Anerkennung, als Volk für seine Person den Ideelen und Meinungen seiner Jugend immer treu geblieben war, wenn er auch nur im Kreise vertrauter Freunde diesen persönlichen Anschauungen und Empfindungen Ausdruck gab. Seiner milden, versöhnlichen Natur gelang es auch, den Frieden innerhalb der Gemeindebehörden selbst zu erhalten und drohenden Streitigkeiten durch ein Hinausziehen der Entscheidung die Spitze abzubrechen. Er mag darin wohl auch zuweilen, namentlich seit Kränklichkeit seine Widerstandskraft verzehrte, etwas zu weit gegangen sein. — Mit großer Klugheit und Umsicht und gutem Erfolge widmete er sich der seiner Amtsbefugniß zustehenden Schlichtung von Streitigkeiten und Beleidigungen. Den Armen der Stadt war er nach besten Kräften ein treuer Freund und Helfer. Für die Verbesserung der Schulen und die Hebung der Volksbildung scheute er kein Opfer. Die von dem Großherzoglichen Kulturinspektor Dunzinger entworfene und ausgeführte vortreffliche Wasserversorgung, die Kanalisation, die Erbauung einer landwirthschaftlichen Halle sind unter seiner Anregung und eifrigen Fürsorge entstanden. Durch Herabsetzung des Bürgereinkaufsgeldes, die er durchsetzte, verhinderte er die drohende Herabminderung der Mitgliederzahl des Bürgerausschusses. — Mit Stolz blickten seine Mitbürger auf Volk, wenn er berufen war, als ihr Vertreter bei festlichen Gelegenheiten hervorzutreten. Ein stattlicher Mann von hohem Wuchse mit schönen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, machte er den Eindruck einer bedeutenden, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit. Er sprach gut, gedankenreich, taktvoll und

Digitized by Google

vermied leere Phrasen wie die Ueberschwänglichkeit, die in amtlichen Reden nicht selten hervortritt. Ein Freund der schönen Künste, ein feiner Kenner der Literatur, versuchte er sich selbst mit Glück als Schriftsteller in einer sehr bemerkenswerthen Arbeit »Die Hexen in der Ortenau«, Lahr 1882. Diese Studie, welcher eingehende Forschungen zu Grunde liegen, zeichnet sich durch feinste Beobachtung einer Volkskrankheit in ihren höchst eigenartigen Erscheinungen aus, wie sie nur einem Manne gelingen konnte, der mit den Kenntnissen des Arztes und Geschichtsforschers das eindringende Verständniß für die tiefsten Regungen der Volksseele verband. — Schwere Leiden trübten die letzten Jahre seines Lebens. Mühsam hielt er sich so lange als möglich aufrecht. Mannhaft kämpfte er gegen die tückische Krankheit an. Aber Genesung war ihm nicht beschieden. In der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni 1890 entschlief Franz Volk. Der Tod nahte seinem Schmerzenslager als ersehnter Erlöser. Sein Andenken lebt in Ehren und Segen. (Vgl. Franz Volk. Eine Lebensskizze. Seinen Freunden gewidmet von Freunden. Offenburg im September 1890.) *

Ludwig Vollmar

wurde am 7. Januar 1842 zu Säckingen geboren, wo sein Vater, Josef Vollmar, als städtischer Baumeister, Zeichnungslehrer, Bildhauer und Maler eine vielseitige Thätigkeit entfaltete und bei seinem am 8. Oktober 1870 erfolgten Ableben den Ruf eines wahren Ehrenmannes, festen Charakters und eines der besten Bürger von echtem Schrot und Korn mit in das Grab nahm. Der Sohn genoß den Unterricht des Vaters, kam dann mit leidlichem Geld und frischem Blut und dem guten Vorsatz, etwas Rechtes zu lernen, 1858 auf die Münchener Akademie, exerzierte von der Picke auf im Antikensaale und in der Malschule bei Hiltensperger und Anschütz und kam dann im gewissenhaften Fortschritt endlich 1862 in die Komponirschule zu Philipp Foltz, welcher eine ganze Reihe vorzüglicher Kräfte in seiner Schule bildete. Vollmar komponirte mit größtem Fleiße zwei große Cartons: »Petrus vom Engel aus dem Gefängniß befreit« und »Paulus vor Damaskus«, malte dann eine »Samariterin am Brunnen« und ein Altarbild für die Pfarrkirche zu Frick im Aargau, besuchte ein Semester lang die Kunstschule zu Karlsruhe und ging wieder nach München, wo er in der Schule des Professors Arthur v. Ramberg Aufnahme fand (1866 bis 1870). Ein 1865 gemaltes Bild »Gretchen im Schmuck bei Frau Marthe« ist noch ganz nach dem Rezepte der Foltz-Schule behandelt, während ein Stadtfräulein und »Herrlein im Kahn am See den unverdauten Einfluß Rambergs bekundet. Man sieht daraus, wie hart dem jungen Maler der Uebergang von der Historie zum Genre wurde. Bald aber hatte er mit den aus dem echten Volksleben genommenen Stoffen den ihm zusagenden Weg gefunden, auf welchem er mit sicherer Freudigkeit rasch vorwärts schritt. Auf vielen Ausflügen nach dem Schwarzwald und nach Tirol sammelte Vollmar einen Schatz von trefflich gemalten Studien, von Köpfen, Intérieurs u. s. w., die ihm wohl für eine doppelte Arbeitszeit immer noch erwünschtes Material geboten hätten. So wurde er der Maler der Dorfgeschichten, welche ebenso weit vom romantischen Süßholz wie vom schmutzigen Materialismus sich entfernt hielten, wobei ihm sein feiner Takt und der Gang seiner Lehrjahre wohl zu statten kamen. — Zu den frühesten Produkten dieser Art gehört wohl ein Mädchen, welches über der Pflege ihres jüngsten Brüderchens im mächtigen Großvaterstuhle eingenickt ist und nun mit dem ihr zu Füßen in der Wiege liegenden beschwichtigten Liebling im süßen Bewußtsein treu erfüllter Pflicht um die Wette schlummert. Dann führte uns Vollmar in eine bäuerliche Krankenstube, wo die auf Besuch gekommene Freundin dem treuen Liebchen eine Botschaft aus dem Briefe liest, welche die

Digitized by Google

arme Patientin mit neuem Lebensmuthe zu beseelen scheint. Die Vorlesende wie die Zuhörende sind beide mit jenem innigen Ausdrucke des Mitgefühls gegeben, welches Vollmars Bilder meist auszeichnet und für den Beschauer so anziehend und fesselnd macht. Die »Freundin« war auch das erste Bild unseres Künstlers, welches 1867 der Münchener Kunstverein erwarb. Dann folgten 1868 die »Altersfreuden«, wobei ein am schwäbischen Kachelofen sitzender Großvater in Abwesenheit der gerade zurückkehrenden netten Schwiegertochter den drallen Enkel füttert, ferner 1871 ein »Daheim« und 1873 das herzige »Stilleben« mit dem in ihre Näharbeit gedankenvoll vertieften Mädchen. — Die Anerkennung in materieller Form ließ nicht lange warten; die erst schüchternen Preise wurden von den Kauflustigen, welche ein angefangenes Bild im Voraus für sich belegten, gesteigert; Kunsthändler fanden sich ein; zu erhöhten Preisen wurden Wiederholungen gewünscht, welche immer wieder besser und schöner gelangen. Die Bilder fanden alsbald den Weg nach England und Amerika, wo der noble Sport des Bilderkaufens aufkam. Auch äußere Ehren stellten sich ein, wie die z. B., daß Vollmars »Kartenlegerin« in der Ausstellung zu Sydenham-London 1879 durch die silberne Medaille ausgezeichnet wurde. — Ein Meisterstück feiner, fröhlicher Laune, sowohl der Erfindung als der sorgsamen Durchbildung nach, war die »Ueberraschung«, welche anfangs 1876 im Münchener Kunstverein erschien und von der Kritik mit verdientester Anerkennung besprochen wurde: als ein Genrebild »von einer Lebendigkeit, einer Wärme der Auffassung, von einer Lebenswahrheit, einem Geschmack und einer Kraft der Darstellung, wie wir sie höchstens von Vautier gesehen zu haben uns erinnern.« — Unter Vollmars Bildern aus dem Jahr 1877 steht »Der kleine Zithervirtuos« allen andern voran. Im Bestreben, den ganzen inneren Menschen abzuspiegeln, in Farbe und Vortrag erinnerte das Bild an Defregger, ohne daß Vollmar je dessen Schüler gewesen wäre, noch eine Imitation angestrebt hätte. Jeder Meister hat eine eigene Atmosphäre, welcher die Mitlebenden mehr und minder bewußt sich nicht entziehen können, wie Raphaels und Rembrandts Einfluß lehrt, ohne daß man bei ihren Zeitgenossen an dolose Entlehnung oder absichtliches Nachtreten zu denken braucht. — Dann kamen eine »Briefleserin«; eine schüchterne »Erklärung« (1877); ein Zwiegespräch zwischen einer schmucken Maid und einem schneidig frischen Burschen; ein hübsches Mädchen am Herdfeuer, den zu ihren Füßen knuspernden Kaninchen zuschauend; ein mit Katzen spielendes Mägdlein; »Großvaters Freude« an dem im Bade sitzenden Enkel; »Großmutters Liebling«; spielende Kinder; ein »Freier« (1880), voll packender Komik. Ihnen folgte das »Bilderbuch« (1881); »Der Schwester Räthselschatz« und die »Strickstunde bei der Großmutter« (1882). Im folgenden Jahre wurde die »Am frühen Morgen« auf ihrer Veranda Blumen begießende Bäuerin vollendet und die zwei großen Bilder »Die Gratulation der Großmutter« und der an die unrechte Adresse abgelieferte »Liebesbrief« (das letztere Bild in der Gemäldegalerie zu Karlsruhe) vollendet; das eine ebenso reich an wohlthuender Wärme der Empfindung, wie das andere durch die humoristische Wirkung der im Grunde doch dramatischen Spannung ausgezeichnet, jedes von gleicher Feinheit des Tones und detaillirtester Durchbildung. Dazu kam noch eine wahre Perle unter Vollmars Bildern, das herzige, ganz in ihre Stickerei vertiefte »Bärbele«, ein wirklich holdseliges Mädchengesicht, von Anmuth, Fleiß und Selbstvergessenheit und einem süßen Reiz kindlicher Unschuld umspielt. Außer einer breit und sicher untermalten Wiederholung trug sich Vollmar noch mit vielerlei Stoffen und Entwürfen, welche seine volle Thätigkeit gewiß auf mehrere Jahre hinaus in Anspruch genommen hätten, darunter ein Zigeunerbild, ein italienischer Dudelsackbläser, der erste Gang zur Schule, eine Schaudergeschichten-Erzählerin, ein

Digitized by Google

Guitarrespieler, zwei »Frühjahr« und »Herbst« betitelte Gegensätze u. s. w. — Das alles, und dazu ein glückliches Leben im Kreise seiner Familie, endete am 1. März 1884 der frühzeitige Tod, welcher unter einem tückischen Lungenleiden dem Künstler schon längst aufgelauert hatte. Vollmar war, wie jeder echte Künstler, ein tief innerlicher Mensch, der außer der sonntäglichen Lust des Scheibenschießens und einer vorübergehenden Anwandlung zur Fischerei keine andere Passion kannte außer im Genuß des eigenen Heims, welches sich denn auch in seinen Schöpfungen in anziehendster Weise ausspricht. Gezeichnet hat er wenig. Er war kein Freund des Bleistifts; wo er etwas Brauchbares fand, griff er lieber gleich zu Pinsel und Palette. Anderes hielt er, dank seinem photographisch treuen Gedächtnisse, in der Erinnerung fest. So reproduzirte Vollmar nach einmaligem Beschauen die in der französischen Abtheilung der Münchener Kunstausstellung vom Jahr 1879 befindliche »Arrestation« Salmsons mit einer Sicherheit, daß wir dieses Farbenproblem für die Originalskizze des Autors hielten. Wie ein Komponist seine Melodien für sich hinsummt, so kritzelte Vollmar seine Einfälle auf den häuslichen Ahorntisch; was ihm dann brauchbar däuchte, pauste er durch. Zahllose Einfälle verschwanden unausgenützt unter der Bürste des scheuernden Hausmädchens, da der Gebrauch sogenannter Skizzenbücher ihm unnütz dünkte. Daß sein prachtvolles Talent noch der Steigerung und weiteren Entwicklung fähig gewesen wäre, zeigt der frische Gang seiner geplanten Ideen und Projekte. (Allgemeine Zeitung 1884 Nr. 98.)

Adolf Volz.

Einer seit mehreren Generationen im Staats- und Kirchendienste der Markgrafschaft und des Großherzogthums Baden rühmlich bekannt gewordenen Familie entstammend (s. Badische Biographieen I, 417 f.), wurde Adolf Volz am 20. Mai 1813 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war der Geheime Referendär Karl Wilhelm Volz, seine Mutter eine geborene Seubert. Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt bis zu seinem 18. Jahre, worauf er die Universität Heidelberg bezog, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Nach vierjährigem Aufenthalt in Heidelberg und Göttingen machte er das Staatsexamen und die Doktorpromotion und unternahm dann zu seiner weiteren Ausbildung Reisen nach Wien, Zürich und Paris. — Im Jahr 1836 begann er seine ärztliche Thätigkeit in Karlsruhe und war vom Jahr 1841—59 Militärarzt (erst Oberarzt, später Regimentsarzt) bei dem Großherzoglich Badischen Feld-Artillerieregiment, in welcher Eigenschaft er die Feldzüge im badischen Oberland gegen die Freischaren und in Schleswig-Holstein (letzteren als Chefarzt eines Feldspitals) im Jahr 1848 mitmachte und im Jahr 1849 in den Kriegsspitälern beschäftigt war. — In den Jahren 1845, 1846 und 1847 war er von Großherzog Leopold beauftragt, den erkrankten Erbgroßherzog Ludwig auf Reisen in Italien, Belgien und England zu begleiten. Im Jahr 1859 verließ er den Militärdienst, um sich von nun an ausschließlich der Civilpraxis zu widmen. Seit dem Jahr 1864 bekleidete er die Stelle eines Medizinalreferenten beim Großherzoglichen Kreis- und Hofgericht, jetzt Landgericht Karlsruhe. Während des glorreichen Kriegs 1870—71 war er in den Karlsruher Hospitälern thätig. — Von Großherzog Friedrich wurde er 1864 durch Ernennung zum Hofrath, 1885 durch Verleihung des Titels Geheimer Hofrath ausgezeichnet. Er war Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen mit Eichenlaub und Inhaber des Badischen Sanitätskreuzes und der Deutschen Medaille für Pflichttreue im Krieg 1870/71. — Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten war es besonders seine im Jahr 1846 erschienene, von Autoritäten auch heute noch als bahnbrechend bezeichnete Schrift über die Opiumbehandlung der Peritonitis, welche ihm eine bleibende, ehrenvolle

Digitized by Google

Stelle in der Wissenschaft und Praxis errang und seinem Namen auch Anerkennung noch weit über sein Grab hinaus sichern wird. — Auch den gemeinsamen Interessen seiner Standesgenossen widmete er seine bewährte Kraft und sein feines Verständniß. Viele Jahre lang war er Vorsitzender des Aerztlichen Kreisvereins Karlsruhe, und manche unter seiner Initiative gefaßten Beschlüsse bestehen noch heute unverändert im Vereine fort. Was er in seinem Beruf gewirkt und geleistet, wird in der Erinnerung aller Derer fortleben, die in ihm nicht allein einen gewissenhaften, sorgsamen Arzt, sondern auch einen treuen Freund verloren. Er hatte eben so sehr den Kranken als die Krankheit im Auge, und suchte zu trösten, auch da, wo er nicht mehr helfen konnte. Den Kollegen aber, welche ihn näher kannten, wird er stets als aneiferndes Vorbild dastehen in fleißigem Studium und geistreicher Auffassung wissenschaftlicher Fragen, in scharfer Beobachtung und sorgfältigster Behandlung des einzelnen Kranken, in verständnißvollem Eingehen auf physische und psychische Eigenheiten. Die wenigen noch lebenden Militärärzte, welche seiner Zeit mit ihm und unter ihm gedient haben, gedenken außerdem noch gern seiner mit ächter Humanität verbundenen Energie im Dienste, seiner auf reife Ueberlegung und aufrichtiges Wohlwollen gegründeten Sicherheit im Rathe. — Seine aufopfernde Berufsthätigkeit hinderte ihn nicht, seine volle Sorgfalt dem Wohl seiner Familie zu widmen, die in ihm einen liebevollen und liebenswerthen Gatten und Vater beweint. Seit dem Jahr 1853 war er verheirathet mit Julie, geb. Baumgärtner, Tochter des verstorbenen Geheimeraths und Kreisdirektors Baumgärtner. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn, Wilhelm, der sich als Maler einen geachteten Namen gemacht hat, und eine Tochter. — 50 Jahre war es ihm vergönnt, allen Obliegenheiten seines Berufs sich freudig unterziehen zu können, und während einer 32jährigen Ehe ein heiteres und inniges Familienleben zu fördern, als im Sommer des Jahres 1885 die ersten Vorboten eines bis dahin ungeahnten schweren Herzleidens sich nahten und leider bald einen überraschend ernsten Charakter annahmen. Eine hierauf allmählig eingetretene Erholung, welche die Hoffnung auf eine Wiedergenesung zu versprechen schien, sollte nicht eine nachhaltige sein. Mit der Jahreswende trat plötzlich eine solche Verschlimmerung ein, daß sein Zustand bald als ein hoffnungsloser erkannt wurde. Doch selbst während so schweren Krankenlagers zeigten sich die Charaktereigenschaften des Dahingeschiedenen in ihrem vollen Lichte. Er ertrug dasselbe nicht nur standhaft, sondern er verlor auch während desselben nie jene natürliche Liebenswürdigkeit, welche der Grundzug seines Wesens war. — Er entschlief am Abend des 16. März 1886 im Alter von 72 Jahren. Sein Ende war ruhig und sanft, der Tod für ihn eine Erlösung von schweren Leiden, für seine Familie aber, für Diejenigen, welche sich seiner ärztlichen Hilfe erfreuten, für die zahlreichen Freunde und Bekannten, die der menschenfreundliche, heitere und treue Mann sich erworben hatte, ein schwerer Verlust. (Karlsruher Zeitung 1886 Nr. 79, Beilage.)

Robert Wilhelm Volz.

Die Staatsarzneikunde ist eine Disziplin, deren Pflege noch jungen Datums ist. Die Männer, welche in den letzten Jahrzehnten auf diesem Gebiete sich Verdienste sowohl um die medizinische Wissenschaft als auch um das Wohl der Gesammtheit erworben, haben nicht ohne Kämpfe mit Vorurtheilen aller Art, insbesondere aber auch mit der Macht der Gewohnheit, mit der Allgewalt des Schlendrians ihre Thätigkeit entfaltet. Unter diesen Männern, deren rastloses Wirken in seinem wohlthätigen Einfluß auf die öffentlichen Zustände vielleicht erst eine spätere Zeit seinem vollen Umfange nach würdigen wird, nimmt

Digitized by Google

Dr. Robert Volz, der ältere Bruder des Vorgenannten, eine ehrenvolle Stelle ein. — Am 3. April 1806 in Karlsruhe geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte Robert Volz in Göttingen und Heidelberg die Heilkunde, versäumte aber auch nicht, sich auf anderen Gebieten, die seinem Fachstudium fern lagen, schätzbare Kenntnisse zu erwerben. Nach dem Besuche der Spitäler von Paris und Wien und kurzer Thätigkeit als praktischer Arzt in Karlsruhe und Pforzheim trat Volz in letzterer Stadt im Jahr 1840 in die Reihe der Staatsärzte als Assistenzarzt am dortigen Bezirksamt, um einige Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Karlsruhe versetzt zu werden, wo er von da an bis zu seinem Tode als Bezirksarzt (Physikus) und gleichzeitig als Medizinalreferent zuerst bei der Regierung des Mittelrheinkreises, dann beim Ministerium des Innern mit dem Titel Obermedizinalrath und Geheimerath funktionirte. In dieser Stellung hatte Volz neben der Erstattung von Obergutachten insbesondere das Respiziat über das Epidemie- und Spitalwesen zu führen und entfaltete eine Thätigkeit, welche dauernde Schöpfungen hinterließ. Als sich das neugegründete Deutsche Reich anschickte, die Sorge für die öffentliche Gesundheitspflege unter die mit Eifer zu fördernden Aufgaben der Reichsregierung aufzunehmen, wurde Volz als anerkannte Autorität zum Mitgliede der Reichs-Cholera-Kommission und zum außerordentlichen Mitgliede des Reichs-Gesundheitsamtes ernannt. — Auf dem von ihm in amtlicher Eigenschaft bearbeiteten Gebiete war Volz seit 1839 auch literarisch thätig. Seinen Arbeiten lag eine gründliche geschichtliche Erforschung der einschlägigen Verhältnisse zu Grunde. Auf solche Weise entstand aus sorgfältigem Quellenstudium und eingehender Kenntniß der Bedürfnisse der Gegenwart sein vortreffliches Buch »über das Spitalwesen und die Spitäler im Großherzogthum Baden« (1861), sein Bericht über »die Cholera auf dem Kriegsschauplatze 1866« (1867), und die höchst beachtenswerthen, weil auf durchaus zuverlässigem und sorgfältig gesichtetem Material beruhenden »Untersuchungen über Entstehung und Verbreitung des Abominaltyphus« (1880). — Auch jenen Fragen, welche durch die politischen und sozialen Gestaltungen der Gegenwart zur Diskussion gestellt wurden, wandte er, soweit sie in sein Fach einschlugen, sein Augenmerk zu. Schon 1845 veröffentlichte er eine Schrift »über die Krankenpflege der barmherzigen Schwestern«, 1867 in der »Deutschen Vierteljahrschrift« einen Essay über »die Thätigkeit der Frauenvereine im amerikanischen Kriege«, 1868 in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung einen Aufsatz über »das rothe Kreuz im weißen Felde«. — Eine in erster Reihe seinem Heimathlande zugute kommende umfassende Wirksamkeit entwickelte Volz im Interesse der Gesammtheit der badischen Aerzte und ihrer Standesinteressen. Im Hinblick hierauf gründete er ein eigenes Organ, die »Aerztlichen Mittheilungen aus Baden«, das er von 1874 an bis zu seinem Tode redigirte, und war nicht nur für Gründung einer Wittwenkasse badischer Aerzte mit schönem Erfolg thätig, sondern verwaltete auch deren Kassenwesen mehr als 30 Jahre lang. — Seine Mitbürger ehrten Volz durch Wahl in den Gemeinderath, dem er eine Reihe von Jahren angehörte und als dessen Mitglied, wie als Mitglied des Orts-Gesundheitsraths er auf die sanitären Verhältnisse der badischen Residenzstadt einen sehr wohlthätigen Einfluß ausübte. — Bei dieser angestrengten Thätigkeit für Staat und Gemeinde fand Volz aber auch noch Muße zu schriftstellerischen Arbeiten auf dem Felde der Literatur und Kunst. Namentlich der dramatischen Kunst wendete er eifriges Interesse zu und urtheilte über dramatische Produktion und Darstellung mit seinem Verständniß. Er zählte zu den geschätzten Mitarbeitern verschiedener Zeitungen und Zeitschriften, und was er schrieb, war gleich ausgezeichnet durch Klarheit der Auffassung, Eleganz der Diktion, Humanität der Gesinnung, auch wo er nicht ohne

Digitized by Google

Schärfe und vielfach mit gefälligem Humor kritisirte, und Vielseitigkeit in den behandelten Materien. Daß sein Sohn Hermann, Professor an der Karlsruher Kunstschule, sich als Bildhauer einen rühmlich bekannten Namen erwarb, insbesondere dessen Sieg bei der Bewerbung für das zu Hannover zu errichtende Denkmal zur Erinnerung an den Krieg von 1870/71, gehörte zu den schönsten und reinsten Freuden seines Alters. — Bis in seine späteren Lebensjahre in voller Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes, erkrankte Volz im Sommer des Jahres 1881 an einer schleichenden Lungenentzündung, deren Folgen er am 22. Januar 1882 erlag. — Ein ihm in jahrelanger gemeinsamer Amtsthätigkeit freundschaftlich verbundener Fachgenosse sagt über ihn: »Er war ein zuverlässiger, vortrefflicher, gegen sich strenger, gegen Andere milder Charakter; Ueberlegung leitete ihn in der Rede und im Handeln, darum war er immer gerecht. Sein Geist war edel gesinnt, sein gebildet in klassischer Richtung, immer bereit zum Lernen und darum an Erworbenem reich. Er beschäftigte sich nur mit Durchführbarem und sein Streben ging nur zu richtigen Zielen.« — Sein Andenken wird in Ehre und Segen fortleben in seiner Heimath, wie in den weiteren Kreisen, in denen er als Arzt und Schriftsteller bekannt und geschätzt war. (v. Weech in Nr. 59 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung von 1882. Vgl. auch den Nekrolog in den »Aerztlichen Mittheilungen aus Baden«, 36. Jahrgang 1882 Nr. 3.)

Wilhelm Bonhausen

wurde am 29. September 1820 auf dem Steinzeler Hof bei Weilburg (Reg.-Bez. Wiesbaden) geboren. Der Vater, Landwirth von Beruf, ließ ihn durch Privatunterricht soweit vorbereiten, daß er im Jahre 1842 die Universität Gießen beziehen und dort Forstwissenschaft studiren konnte. 1845 wurde er in seinem Heimathsstaat Nassau Forstassistent, darauf zunächst in der Oberförsterei Weilburg beschäftigt und 1847 vorübergehend mit der Verwaltung dieser Oberförsterei beauftragt. — Im Jahre 1848 kehrte Bonhausen nach Gießen zurück, um dort seine Ausbildung in den Naturwissenschaften zu vervollständigen, namentlich aber unter der Leitung Liebigs in der Chemie seine Kenntnisse zu erweitern. Diese zweite Studienzeit sollte bestimmend für seine fernere Lebensbahn sein und ihn ganz der Wissenschaft zuführen, wozu nicht wenig das Zusammenarbeiten mit Gustav Heyer beigetragen haben mag. Beide gemeinschaftlich beschäftigten sich mit der Theorie des Wechsels in den Holzarten und Bonhausen führte zur Begründung desselben die Aschenanalysen aus, die in Heyers Schrift »Das Verhalten der Waldbäume gegen Licht und Schatten« mitgetheilt und verwerthet sind. — Im Jahre 1851 promovirte Bonhausen und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe an die Landwirthschaftliche Akademie Poppelsdorf als Docent für Forstwissenschaft. Hier blieb er bis zum Jahre 1866 und übernahm dann am Polytechnikum zu Karlsruhe die Professur für die forstlichen Produktionsfächer. Diese hat er bis zu seinem am 28. Juni 1883 erfolgten Tode inne gehabt. — Bonhausen hat versucht, waldbaulichen Maßnahmen eine naturwissenschaftliche Begründung zu geben und namentlich den Werth der Aschenanalysen der Hölzer in das richtige Licht zu setzen. Er wies in wissenschaftlich begründeter Weise nach, wie die Pflege und der Schutz des Bodens einen mächtigen Einfluß üben auf den Zustand des Waldes. Leider hat er uns aber ein Werk, in dem seine Forschungen und deren Ergebnisse systematisch vorgetragen sind, nicht hinterlassen. Die einzige selbständige Schrift erschien 1867 unter dem Titel: »Die Raubwirthschaft in den Waldungen« und wendet sich gegen Ausnützung der Streu- und Grasnutzung im Walde. Im Uebrigen sind die Ergebnisse seiner

Digitized by Google

Studien in Aufsätzen niedergelegt, welche namentlich in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung und in den forstlichen Blättern erschienen. Weise.

Rudolf Freiherr von Wechmar

wurde am 26. November 1823 in Breslau geboren, genoß seine Erziehung im elterlichen Hause und im Kadettencorps und trat 1841 als Secondelieutenant im 6. Infanterie-Regiment in die Armee. Nachdem er die Kriegsakademie in Berlin von 1845 bis 1848 besucht und 10 Jahre als Bataillons- und Regimentsadjutant fungirt, wurde er 1858 zum Hauptmann befördert und als Adjutant zum Generalkommando I. Armeecorps kommandirt. Im Jahre 1863 erfolgte seine Versetzung in den Großen Generalstab, unter Ueberweisung zum Oberkommando über das I., II., V. und VI. Armeecorps. Nachdem er noch in demselben Jahre Major geworden und 1864 in den Generalstab des V. Armeecorps versetzt worden war, wohnte er in dieser Stellung 1866 allen siegreichen Gefechten im Stabe des Generals v. Steinmetz bei. Für sein Verhalten im Gefecht bei Nachod mit dem Rothen Adlerorden III. Klasse mit der Schleife und Schwertern dekorirt, wurde er nach Beendigung des Krieges zum Oberstlieutenant im Generalstab befördert. — Im Winter 1866 zum Kommandeur des Füsilier-Bataillons 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30 ernannt, vertauschte er diese Stellung schon zwei Jahre darauf mit einem besonderen Vertrauensposten. Er schied unter Beförderung zum Obersten aus der preußischen Armee aus und trat in Großherzoglich badische Dienste über, wo er Ende November 1868 als erster der preußischen Armee entstammter Regimentskommandeur die Führung des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments (jetzt Nr. 109) übernahm. Hier gelang es ihm, sowohl militärisch Vortreffliches zu leisten, wie binnen kurzer Frist sich die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen in hohem Maße zu erwerben. — Im Kriege 1870/71 führte Oberst v. Wechmar, welcher schon vor Straßburg das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten, sein Regiment in den bekannten Kämpfen des Werder'schen Corps und nahm rühmlichen Antheil an den Gefechten bei Etival, Bruyères, am Ognon, bei Mantoche, Essertenne, Dijon, Bosne, Pongert und Nuits. Besonders reiche Lorbeeren ernteten die Badener Leib-Grenadiere am 18. Dezember 1870 bei den Angriffen auf Boncourt, La Bergère Ferme, Bahnhof und Stadt von Nuits unter der schneidigen Führung des tapferen Obersten, welchem der König von Preußen durch Verleihung des Ordens pour le mérite reiche Anerkennung zu Theil werden ließ, nachdem er bereits für sein Verhalten im Gefecht bei Dijon am 30. Oktober das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten hatte. Dem bewährten Führer der 1. Badischen Infanterie-Brigade, in welcher Stellung Oberst v. Wechmar vom Tage von Nuits bis zur Beendigung des Feldzuges verblieb, wurde außerdem von dem Großherzog von Baden das Ritterkreuz des militärischen Karl-Friedrich-Ordens und das Kommandeurkreuz II. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen (dessen Ritterkreuz mit Eichenlaub er schon 1869 erhalten hatte) verliehen. — Oberst v. Wechmar, am 12. Dezember 1873 mit der Führung der 21. Infanterie-Brigade beauftragt, wurde 1874 zum Generalmajor und Kommandeur dieser Brigade ernannt, im Januar 1880 mit der Führung der 11. Division betraut und am 22. März desselben Jahres zum Generallieutenant und Kommandeur der Division befördert. — Leider konnte der hochverdiente General nur sehr kurze Zeit in dieser Stellung wirken, da ihn ein schweres Leiden bald dazu nöthigte, einen längeren Urlaub zu erbitten, der ihm jedoch nicht die erwünschte Genesung brachte. Am 10. September 1881 auf sein Ansuchen unter Verleihung des Königlichen Kronenordens I. Klasse zur Disposition gestellt, starb er bereits 5 Wochen darauf am 18. Oktober auf seinem Majorat Groß-Tschunkawe. — Haben wir

Digitized by Google

somit ein Bild der militärischen Laufbahn des Verstorbenen entrollt, so möchten wir auch nicht unerwähnt lassen, daß General von Wechmar auch auf militärliterarischem Gebiet sehr erfolgreich thätig war. Seine bekannte Broschüre: »Das moderne Gefecht und die Ausbildung der Truppen für dasselbe«, ein Beitrag zur allmäligen Entwickelung der Taktik, welche 1875 in Berlin erschien, war eine für militärische Kreise hochbedeutende Publikation, welche nicht nur in unserer Armee Aufsehen erregte, sondern auch weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus in englischer, französischer und spanischer Uebersetzung bekannt wurde. — Seine vielfachen militärischen Verdienste, sein großes Wohlwollen für seine Untergebenen und die seltene Liebenswürdigkeit, welche ihn im geselligen Verkehr auszeichnete, ließen seinen Verlust auf das Schmerzlichste empfinden. (Nach dem Militärwochenblatt.)

Gustav Weil

ist in dem Städtchen Sulzburg im badischen Oberlande, am 25. April 1808 geboren. Seine Eltern waren wohlhabend genug, um einen Hauslehrer für ihn zu halten, welcher ihm Unterricht in der deutschen, französischen und hebräischen Sprache ertheilte, während er von dem Geistlichen des Ortes die erste Unterweisung im Lateinischen erhielt. Im zwölften Lebensjahre kam er nach Metz zu seinem Großvater, dem dortigen Konsistorialrabbiner, der ihn zwar nicht hinderte, die klassischen Sprachen zu studiren, ihn aber doch veranlaßte, einen guten Theil seiner Zeit dem Studium des Talmud zu widmen, in der Hoffnung ihn zum Rabbiner heranzuziehen. Diesem Aufenthalte in Metz verdankte Weil seine vorzügliche Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der französischen Sprache, die ihm später die Möglichkeit bot in Egypten eine Lehrerstelle anzunehmen, als er nach dem Verluste des Vermögens seiner Eltern darauf angewiesen war von seiner eigenen Arbeit zu leben. Weil aber war nicht zum Theologen geschaffen, der frühzeitige unter schweren Leiden eintretende Tod eines kleinen Bruders, den er sehr liebte, machte ihn in jungen Jahren schon zum Zweifler an einem gerechten Walten über den menschlichen Schicksalen, und sein späteres Leben bot ihm keine Veranlassung, den Glauben an Gerechtigkeit wieder herzustellen. So zog er den unter dem Tische liegenden Tacitus oder Voltaire dem Talmud vor, der auf dem Tische lag und als er im April 1828 auf die Universität Heidelberg kam, kehrte er den rabbinischen Studien völlig den Rücken. Dennoch hatten sie den Erfolg, daß er eine sehr solide Kenntniß des Hebräischen und Chaldäischen als Unterlage für seine weiteren Arbeiten erworben hatte, sowie den, daß er die talmudische Gesetzgebung kannte, die ihm bei seinen späteren ausgedehnten Studien auf dem Gebiete des moslimischen Rechtes zur Vergleichung von Werth und Interesse war. Er hörte Bähr, Creuzer, Schlosser, K. Fr. Hermann und Umbreit, bei letzterem Jesajas und die Anfänge des Arabischen, und wiewohl Umbreit kein hervorragender Orientalist war, so war er doch als Docent so anregend, daß er nicht wenig dazu beitrug in Weil die Lust zum Studium der orientalischen Sprachen zu wecken, wie dieser selbst später mitgetheilt hat. Nach vier Semestern verließ er 1830 Heidelberg und wandte sich nach Paris, das damals unter de Sacy und Quatremère die wahre Hochschule für arabische und persische Studien war. Er nahm an den Kursen dieser Lehrer Theil und wurde außerdem von Dr. Perron im Arabischen unterrichtet, den er als Entgelt dafür Deutsch lehrte. Seine äußere Lage dort war sehr gedrückt, das Vermögen seiner Eltern war verloren gegangen, er lebte von Uebersetzungen und Privatunterricht. Die Art seiner Existenz ist am treffendsten durch die Anekdote charakterisirt, die er dem Schreiber dieser Zeilen einst erzählte, daß er eines Tages keinen Sous in der Tasche hatte, um seinen Hunger zu stillen, wohl aber ein Billet für die Loge der Großen

Digitized by Google

Oper, das ihm ein Gönner zugesandt hatte. Er vermochte sich auf die Dauer nicht in Paris zu halten, und in der Lage eines Mannes, der Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hat, faßte er den abenteuerlichen Plan der französischen Expeditionsarmee nach Algier zu folgen, durch deren Generalstabschef er dann weitere Empfehlungen erhielt. Sein Zweck war die Ausdehnung seiner Sprachkenntnisse, die Mittel erhielt er auf die Empfehlung eines Freundes hin von dem weitschauenden Buchhändler von Cotta, dem er für den kleinen Vorschuß Beiträge für die Allgemeine Zeitung liefern sollte. Dies Verhältniß hat längere Zeit bestanden, am 12. November 1832 setzte ihm Cotta brieflich einen Monatsgehalt neben dem Bogenhonorar aus, als Weil den Orient auf kurze Zeit verlassen hatte und nach Italien gereist war. — Sein Aufenthalt in Algier dauerte nur wenige Monate, er ging Ende Januar 1831 nach Kairo, wo er im Juli 1831 als Lehrer der französischen Sprache an der Schule von Abu zabel angestellt wurde mit einem Gehalte von 7800 Piaster (c. 1560 Mark), und hier war es wo er seine ausgedehnten arabischen Studien unter dem später berühmt gewordenen Philologen Mohammad Ayyâd et-tantâwi und unter Ahmed ettûnsi trieb. Mohammad Ayyâd wird von Lane genannt: the first philologist of the first Arab college of the present day. Gleichzeitig eignete er sich das Neupersische und das Türkische an, welch' letzteres er mit vollkommener Geläufigkeit las und sprach. Er stand in freundschaftlichem Verkehre mit Fulgence Fresnel, einem phantastischen und unruhigen Manne, der später lange als französischer Konsul in Djidde lebte und dann die französische Expedition 1852 in Mesopotamien leitete, und mit Pruner, der später durch seine Arbeiten über die egyptischen Krankheiten bekannt geworden ist. Ganz glatt und ohne Störung ist indessen dieses egyptische Leben nicht verlaufen, Weil ist in einer nicht mehr festzustellenden Weise veranlaßt worden sich von Abu zabel zu entfernen. Hierdurch wurde seine Lage überaus schwierig und er entschloß sich nach Europa zurückzukehren, obwohl ihm Fresnel gerathen hatte, sich nach Kairo zu begeben und mit ihm zusammen eine Schule für Europäer und Araber zu gründen, in der man alles das lernen könne, was man in Abu zabel nicht lerne. Thatsächlich kehrte Weil im Mai 1832 nach Europa zurück, verließ es indessen bald wieder, um in Egypten zu leben, wo er wieder Lehrer wurde. Indessen wurde er in Folge seiner Weigerung, sich einer Quarantäne zu unterwerfen, schon am 19. Zul qade 1250 = 8. März 1835 seines Dienstes wieder entlassen. — Er ging mit seinen Ersparnissen zunächst nach Konstantinopel, wo er sich einige Monate der weiteren Ausbildung im Türkischen widmete, um dann nach Deutschland zurückzukehren. Sein Entlassungsdekret in Egypten lautet: Monsieur, j'ai l'honneur de Vous annoncer, que sur le rapport fait par Monsieur le Lieutenant général Soliman Pacha de Vos refus de Vous rendre aux invitations réiterées, qui Vous ont été faites, de Vous établir en quarantaine dans l'enceinte de notre établissement, le conseil de la guerre dans la séance de 19 Zul kadé dernier a décidé, que Vous aviez cessé d'être employé au service de Son Altesse le Vice-Roi etc. etc. Le directeur de l'école de ... (unleserlich). Neben diesem egyptischen Dokumente hatte er freilich noch ein anderes aufzuweisen, das werthvoller war, ein Diplom nämlich des Scheich Mohammad Ayyâd, in welchem ihm bezeugt wurde, daß er unter Aufbietung aller Kräfte mit dem Scheich beinahe zwei Jahre hindurch sehr Vieles von der schönwissenschaftlichen Literatur, Mancherlei aus den religiösen Werken gelesen und besonders den Mugni el-labîb des Ibn Hischâm — ein umfassendes grammatisches Werk — studirt habe. Ebenso habe er sich mit dem Briefstile, mit den alten Klassikern und mit den feineren Produkten der jüngeren Dichter vertraut gemacht, und überhaupt in dieser Sprache eine so hohe Stufe erreicht,

Digitized by Google

daß er Schriftsteller verstehe, die nur ganz gelehrte Leser zu begreifen im Stande seien. (Wa bi 'lgumla faqad balaga fi hadihi 'lluga mablagā gasīmā wa raqa minha murtaqā 'atīmā.) Diese hohe Stufe sollte nun der Stützpunkt seiner weiteren Laufbahn werden, die er in Heidelberg begann, Heidelberg ist aber von jeher für die Pflege der orientalischen Sprachen ein ungünstiger Boden gewesen, nachdem 1622 seine prachtvolle Sammlung morgenländischer Handschriften nach Rom entführt war. Aus der langen Geschichte der Universität sind als Hebraisten vor diesem Unglück nur Seb. Münster 1525 und Tremellius 1570 und danach der leihweise von Zürich berufene Hottinger 1655, später, bis in unser Jahrhundert, nur Eisenmenger, † 1704, zu nennen, und es ist charakteristisch, daß auf des Paul Fagius Vorschlag, auch das Studium des Hebräischen zu fördern, der Senat 1546 nichts Klügeres zu antworten weiß als wörtlich Folgendes: »Zu dem ist nit eim jeden gelegen Griechisch oder Hebräisch zu lernen oder anzufangen; es ist auch nit ein jeder dazu geschickt, daß er neben der Lateinischen Sprach auch die Griechisch und Hebräisch perfekt lernen und begreifen möge.« — Wo es mit dem Studium des für Theologen nothwendigen Hebräischen so stand, ist es nicht zu erwarten, daß es mit dem Arabischen besser war, und in der That findet die Universität 1609 eine öffentliche Professur für das Arabische, um die sich Christmann bewarb, unnütz, während der Kurfürst — weitsichtiger als die Zunftgelehrten — die Lehrstelle auch mit Rücksicht auf die Handschriften der Bibliothek errichtete. Im Anfange dieses Jahrhunderts war Umbreit, seit 1820, als Professor der morgenländischen Sprachen thätig, aber als eigentlicher Orientalist konnte er nicht zählen. So war denn thatsächlich Niemand in Heidelberg, der Weil hätte beurtheilen können, der überdies sich mit einer polemischen Schrift einführte, in der er den damals als höchste Autorität auf dem Gebiete der morgenländischen Literatur geltenden Josef von Hammer scharf angriff. Hammers Uebersetzung und Ausgabe von Samachschari's Goldnen Halsbändern 1835 wimmelte so von Fehlern, daß gleichzeitig Fleischer und Weil, damals unbekannte Anfänger, es nöthig fanden, einen energischen Protest gegen diese Art der Behandlung arabischer Werke einzulegen, der ein Wendepunkt zum Bessern geworden ist. Weils Uebersetzung desselben Textes (Stuttgart 1836) erregte aber in Heidelberg eine große Mißbilligung, und er sah sich genöthigt, gegenüber der allgemeinen Unfähigkeit, über die Frage zu urtheilen, die Hilfe de Sacy's anzurufen. Schon früher hatte Weil mit de Sacy korrespondirt und ich theile einen Brief mit Auslassung des Persönlichen hier mit, weil er ein wichtiges Dokument für die Beurtheilung der orientalischen Studien in Deutschland ist. De Sacy schreibt am 10. April 1836: Vous avez parfaitement raison, Monsieur, dans le jugement que Vous portez de M. de Hammer, et quoique j'aie beaucoup d'amitié pour lui, je ne saurois me dissimuler que toutes ses traductions de l'arabe et du persan sont mauvaises et remplies de contresens, et que les textes qu'il publie fourmillent de fautes. Cela tient à deux causes; la première est qu'il n'a jamais acquis une connaissance grammaticale ni de l'arabe ni du persan; la seconde est qu'il manque de jugement, et qu'il travaille trop vite et étourdiment. Je le lui ai écrit plus d'une fois, et j'ai relevé dans la seconde édition de ma Chrestomathie arabe (III, 28 ff.) quelques grosses bévues qu'il a faites dans sa traduction des poésies de Moténabbi. C'est aussi pour cette raison que je n'ai pas voulu rendre compte dans le Journal des Savans de plusieurs de ces ouvrages. Je suppose qu'il fait moins de fautes dans les traductions du turc, mais je sais trop peu le turc pour apprécier ce qu'il fait en ce genre. Sa traduction persane du livre de Marc-Aurèle est un galimathias inintelligible, et je suis convaincu qu'il-y-a bien de passages qu'il ne pourroit pas lui-même traduire.

Digitized by Google

Il doit assurément une grande partie de sa réputation à la multitude prodigieuse de ses ouvrages et puis à la faiblesse de beaucoup d'orientalistes allemands. — In reiferen Jahren hat Weil dann milder über Hammers Leiſtungen geurtheilt, wie ſeine Recenſion über Schlottmanns Hammer in den Heidelberger Jahrbüchern 1857 Nr. 46 beweiſt. De Sacy's Urtheil ebnete für Weil den Weg in Heidelberg, er wurde am 1. November 1836 als Collaborator an der Bibliothek mit 500 Gulden Gehalt angeſtellt und ihm zugleich die Erlaubniß ertheilt ſich zu habilitiren, zu welchem Zwecke er ſich im Juni 1836 in Tübingen den Doktorgrad erworben hatte. Schon im März 1838 wurde er Bibliothekar mit 650 Gulden Jahreseinkommen, einem nach damaligen Verhältniſſen genügenden Gehalte. In dieſer Zeit veröffentlichte er ſeine kleine Schrift »Die poetiſche Literatur der Araber«, Stuttgart 1837 und überſetzte die ganze Novellenſammlung der Tauſend und einen Nacht zum erſten Male vollſtändig aus dem Originale in das Deutſche. Er legte hierbei die arabiſche Textausgabe des Scheich Abd-er-rahmân es-safti esch-scharqawi (Bulâq 1835 2 Bde. 4°) zu Grunde und benutzte daneben eine gothaiſche Handſchrift. Von der Habicht'ſchen Ausgabe waren damals erſt ſieben Bände erſchienen, ſie gilt als die ſchlechteſte Ausgabe, jene als die beſte, die dritte Ausgabe von Kalkutta erſchien erſt 1838. Wer nun etwa meinen ſollte, daß eine ſolche Ueberſetzung eine leichte Aufgabe ſei, der mag ſich von dem vorzüglichen engliſchen Arabiſten Lane, der eine engliſche Ueberſetzung herausgegeben hat, darüber belehren laſſen, daß dem nicht ſo iſt. Lane ſagt von ſich ſelbſt, daß er für dieſe Arbeit den Erklärungen des Scheich Mohammad Ayyad, den wir oben als Weils Lehrer kennen gelernt haben, ſehr viel verdankt. Dieſer hat die Textfehler verbeſſert, die Verſe vokaliſirt und obſolete und moderne Worte, die kein Lexikon enthält, erklärt, kurz die Wege zum Verſtändniß geebnet, und ohne ſeine Hilfe würde ſelbſt ein Lane die Ueberſetzung nicht gewagt haben, ja auch mit ihr nicht, wenn er nicht unter Arabern gelebt hätte. (Without the valuable aid which he has afforded me, I would not have attempted the translation; nor with it would I have done so were it not for the advantage that I derive from my having lived among Arabs. Lane, The thousand and one nights, a new edition London 1859. I. XII.) Tauſend und eine Nacht iſt in Europa bekannt geworden durch die franzöſiſche Ueberſetzung Gallands, die 1704—1717 in Paris erſchien; dieſe Ueberſetzung wurde angeblich ſchon 1730 und dann 1771 in deutſcher Bearbeitung in Leipzig wiederholt, endlich überſetzte ſie J. H. Voß noch einmal, Bremen 1781—1785. Das arabiſche Original einiger der ſchönſten Erzählungen, die in Gallands Ueberſetzung enthalten ſind, war verloren gegangen und iſt erſt 1887 von Zotenberg wieder aufgefunden (Journ. asiatique 1887, I. P. 300). Gallands Ueberſetzung hat nun aber den Charakter des Werkes verdorben (Galland has excessively perverted the work. Lane l. l. IX.), und wie Lane in England, ſo wollte Weil in Deutſchland die wahre Form deſſelben geben, aber dies lag nicht in der Abſicht des Verlegers. Statt einer gewiſſenhaften Wiedergabe — in England neuerdings noch von Burton gewagt — ſollte ein Unterhaltungsbuch erſcheinen, und ſo ließ er die Ueberſetzung von Auguſt Lewald ſozuſagen umſtimmen; Weil überſetzte unbekümmert um den Eindruck, den die Ueberſetzung in Europa machen würde, wiſſenſchaftlich genau, Lewald machte es »ſo artig und konventionell, daß keine Dame die Augen ſenken dürfte«. Dies ganze Vorgehen war gegen Weils Sinn und hat ihm viel Aerger bereitet, denn ſeine genaue Ueberſetzung war ſo ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet, und während Lane's Werk hohe Anerkennung gefunden hat, wurde Weils ebenſo beabſichtigte Arbeit zu einem bloßen Unterhaltungsbuche. Eine zweite Ausgabe erſchien 1866. — Gleichzeitig war Weil mit einer Biographie Mo-

Digitized by Google

hammads beschäftigt und hiermit betrat er das Gebiet der Geschichte des Islam, das für die Folge sein Hauptgebiet und der vorzüglichste Rechtstitel für seinen wissenschaftlichen Ruhm werden sollte. Unter den deutschen Orientalisten jener Zeit war er der einzige, der solcher Arbeit gewachsen war, weil er den Islam auch praktisch kannte und seine Sprachen redete, was dermalen kein zweiter konnte. Dennoch war die Sache auch für ihn ein Riesenunternehmen trotz seiner Uebung im Lesen der arabischen und türkischen Quellen, denn diese Quellen waren so gut wie alle ungedruckt und nicht bearbeitet, weder im Sinne der niederen noch in dem der höheren Kritik. Weil mußte Alles allein besorgen. — Seit 1732 war eine Biographie Mohammads aus Originalquellen nicht mehr unternommen worden; damals schrieb Gagnier auf Grund wesentlich von Abúlfeda seine Vie de Mahomet traduite et compilée de l'Alcoran, des traditions authentiques de la sonna et des meilleurs auteurs arabes etc., die die Unterlage aller späteren Biographieen Mohammads bildete. Abulfeda († 1331 als Sultan in Aleppo) aber gab nur eine Kompilation, die selbst wieder ein Auszug aus Ibn el-Athir ist, und eine wirkliche Quellenkritik gar nicht gestattet, wie denn auch Gagnier Mohammad nicht schildern wollte, wie er war, sondern so wie ihn die Moslimen darstellten. Hier nun griff Weil ein, indem er den Forderungen der neueren Geschichtsforschung entsprechend auf die ältesten erreichbaren Quellen zurückging. Diese waren damals mit Ausnahme des Koran alle ungedruckt, vieles und das Wichtigste selbst handschriftlich in Europa noch gar nicht vorhanden. Das Beste, was es gab, suchte sich Weil in der Gothaer Sammlung heraus und mit richtigem Blicke kam er auf Darstellungen, die alle direkt oder indirekt aus der ältesten Biographie Mohammads, der Sîrat en-nabi des Ibn Ishâk stammten, welche selbst erst später in einzelnen sich glücklich ergänzenden Bänden durch Wetzstein und Sprenger nach Europa gelangte und von Wüstenfeld mit Riesenfleiß zusammengestellt und herausgegeben worden ist. Weils Quellen, der Chamis (das Heer) und der Insân el-uyûn (die Pupille) waren untereinander übereinstimmende Abkürzungen der wirklich ältesten Quelle, zu deren leichterem Verständnisse ihm endlich noch eine türkische Quelle, der 1248 Heg = 1832 in Bulaq gedruckte Ibn Halebi hätte dienen können, wenn er sie rechtzeitig erhalten hätte. Zu diesen auf Ibn Hischâms Bearbeitung des Grundwerkes des Ibn Ishâk zurückgehenden jüngeren Werken erlangte er endlich noch einen direkten Auszug aus Ibn Hischâm von Imâd eddîn Achmed ibn Ibrahîm circa 707 Heg = 1307 Christi verfaßt, den Ewald ihm leihweise übergab. — Hiermit war Weil wirklich an die eine biographische Hauptquelle gelangt, die andere Quelle, die Geschichte der Feldzüge Mohammads von Wâkidi und seinem Sekretär Sa'd war ihm unzugänglich, für den Koran besaß er den Gelalainkommentar handschriftlich. Mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit und Schärfe in den Einzelheiten stellte Weil die Biographie her, verwies die kritische und philologische Diskussion in die Anmerkungen und lieferte so das erste deutsche lesbare Werk über eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, indem er zugleich den Koran und den Islam beschrieb und charakterisirte. Das Hauptinteresse liegt in der zuverlässigen Stoffmittheilung, die kunstgerechte historische und psychologische Darstellung scheitert vielleicht für immer an der Lückenhaftigkeit der alten Berichte gerade in der Entwickelungsperiode Mohammads. Der nächstfolgende populäre Schriftsteller über Mohammad, Washington Irving, bekennt sich in hohem Maße als Weils Schuldner. — In derselben Richtung hat Weil später noch zwei Schriften veröffentlicht, die Einleitung in den Koran und die deutsche Uebersetzung des Ibn Hischâm (Historisch-kritische Einleitung in den Koran, Bielefeld und Leipzig 1844 und 1878, und Das Leben Mohammeds nach Mohammed ibn Ishâk bearbeitet von Abd el

Digitized by Google

malik ibn Hischâm übersetzt von Dr. G. Weil, Stuttgart 1864), ohne aber bei dieser Uebersetzung sich in historisch-kritische Untersuchungen einzulassen. Und dies ist dann der Punkt, an welchem die Nachfolger Weils in der Biographie Mohammads einsetzten, die eigentliche Kritik des Quellenmaterials in der Zeit seines nur mündlichen Lebens, ehe es gesammelt und irgendwie schriftlich systematisirt wurde — diese Kritik der Tradition, ihrer Methode und ihres Inhaltes ist von Weil nicht angefaßt. Er hat es vollkommen gewußt, daß dieser Traditionsstoff nach späteren politischen Parteiinteressen redigirt und alterirt ist, er bezeichnet es als ein großes Unglück, daß die drei ältesten islamischen Geschichtswerke, die über die erste Zeit des Islam fast die einzigen Quellen sind, unter Mamun's Chalifate entstanden und nicht unparteiisch sind (Geschichte der Chalifen II, 287), aber er konnte dieser Einsicht keine praktischen Folgen geben. Von einzelnen Studien über Mohammed sind außerdem noch zu nennen ein Aufsatz über Mohammeds Epilepsie Journal asiatique, Juillet 1842 und ebenda Mai 1843 eine Untersuchung über einen Fall von Unwahrhaftigkeit, sowie ein Vortrag auf dem Florentiner Orientalistenkongreß: Mohammed savait-il lire et écrire in den Akten dieses Kongresses I. P. 357. Im Zusammenhange mit diesen Studien stehen endlich die »Biblischen Legenden der Muselmänner«, Frankfurt 1845, in denen Weil diejenigen biblischen Legenden gesammelt hat, die der Koran aufgenommen hat, die also die jüdischen Einflüsse im Islam markiren. — Durch diese Arbeiten war Weil in die Reihe der ersten lebenden Orientalisten und Historiker des Orients gerückt, wie seine Korrespondenzen mit Ewald, Dozy, Soret, Reuß, Niedner, Kosegarten, Amari, ja selbst mit dem von ihm so hart bloßgestellten J. von Hammer beweisen, aber der Ausbreitung seines Rufes entsprach der Fortschritt seiner akademischen Laufbahn nicht. Weil kündigte anfänglich historische und philologische, später nur philologische Vorlesungen an, hat aber selten Zuhörer gefunden in einer Zeit, in der die Heidelberger Universität eigentlich ein Appendix der Juristenfakultät war. Seit 1838 definitiv angestellt, wurde er im August 1845 Extraordinarius, auch wurde ihm der Gehalt erhöht, aber das gewünschte Ordinariat wurde ihm nicht so bald zu Theil, als es ein Mann von seinem wissenschaftlichen Ansehen erwarten konnte. Er ließ sich zu dem unbedachten Schritte fortreißen, die weitere Kolleganzeige 1859 zu verweigern, weil sein Gehalt für die Bibliotheksdienste, nicht aber für seine Professur ausgeworfen sei, für die er keinen Entgelt erhalte. Dieser Schritt führte natürlich nicht zum Ziele, wohl aber trat die philosophische Fakultät lebhaft für ihn ein, und im August 1861 wurde er unter Enthebung von seinem Bibliotheksdienst zum Ordinarius gemacht. Endlich folgte die Zeit der Anerkennung, das Jahr 1863 brachte ihm den italienischen Mauritius- und den preußischen Kronenorden, das Jahr 1866 das Offizierkreuz des mexikanischen Guadelupeordens, das Jahr 1873 den persischen Sonnenorden und endlich das Jahr 1878 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens. Zugleich wurden seine Bezüge allmälig erhöht, zu einem großen Gehalte hat er es aber nie gebracht. — In die Periode des unbefriedigten Strebens fällt Weils großes Hauptwerk, die Geschichte der Chalifen, das man nur dann ganz zu würdigen im Stande ist, wenn man in Erwägung zieht, in welchem Zustande die Chalifengeschichte vor dieser Arbeit sich befand. Außer Eutychius und Abulfeda in Reiske's und Adlers Ausgabe waren für die Gesammtgeschichte des Islam bis zum Untergange des Chalifats nur die Geschichte des Elmacin (richtig Elmakin) und des Gregorius Barhebräus oder Abulfaradsch' Geschichte der Dynastien gedruckt vorhanden, was sonst von historischen Werken gedruckt vorlag, waren fragmentarische Darstellungen einzelner Perioden. Von Darstellungen der Chalifengeschichte wüßte ich neben der von Abbé Marigny 1753 deutsch übersetzten und der von Flügel in der Allgemeinen Historischen Taschen-

Digitized by Google

bibliothek 1840, nur die in der Allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie, Gray u. a. gegebene, die 1765—1808 deutsch übersetzt ist, und in welcher die Chalifengeschichte nach Ockley dargestellt ist, zu nennen. Kurz, es gab vor Weil keine modernen Ansprüchen genügende Darstellung dieser langen und wichtigen Periode des Mittelalters, obwohl allerhand einzelne Theile und Theilchen behandelt worden waren. So stand Weil vor einer gigantischen Aufgabe, die er wiederum nur durch seine eminente Gewandtheit im Lesen arabischer Quellen auch in den Handschriften bewältigen konnte. Sein Werk ruht wesentlich auf Handschriften, es fehlte dabei alle kritische Vorarbeit; was das bedeutet, mag man sich an der Parallele mit der römischen Geschichte klar machen. Wie schwer wäre es, sie herzustellen, wenn Livius und Tacitus, Cäsar und Sallust, Cicero und die Scriptores historiae augustae — alle ungedruckt zum ersten Male durchgearbeitet werden müßten! Hier war philologische Exegese und Kritik mit historischer Kritik und kombinatorischer Darstellung in außergewöhnlichem Maße nothwendig, um nur die ersten festen Linien zu ziehen, denn auch die orientalischen Historiker schreiben parteiisch und archivalische Dokumente waren und sind nicht zur Hand. Dazu kommt die Annalenform oder die Traditionsform der Orientalen, die das sachlich Zusammengehörige immer wieder zerreißt. Weil hat in mehr als sechzehnjähriger Arbeit 1845—1862 die Aufgabe einer islamischen Geschichte von Abu Bekr bis zu Almustaßim billahi, den letzten Bagdader Chalifen und dann bis zum Sultan Selim II. gelöst und sowohl die östliche als die egyptische Geschichte dargestellt, so daß er in eine Reihe mit den größten Forschern auf diesem Gebiete gehört, mit Caussin de Perceval, mit Dozy und mit Amari. Man mag in den späteren Zeiten der Abbasiden es jetzt nicht mehr zweckmäßig finden, daß die Theilung des Stoffes nach dem Leben der Chalifen gemacht ist, welche für die Geschichte nichts bedeuteten, aber die erste Ueberführung des gesammten mit unglaublich vielem Detail belasteten Stoffes in ein fest gefugtes europäisches Werk möchte sich nicht anders bewerkstelligen lassen. Alle Nachfolger ruhen auf Weil, sein Werk ist für jeden eine unerschöpfliche Schatzkammer, in der der wesentliche Stoff, den die morgenländischen Quellen selbst bieten, kurz und übersichtlich zusammengefaßt ist, und eine besondere Freude gewährte es ihm in seinen letzten Jahren, sich auch von Ranke, dem Großmeister der deutschen Historiker, fleißig benutzt zu sehen. — Als letztes Ergebniß seiner dreißigjährigen Studien auf dem Gebiete der islamischen Geschichte veröffentlichte Weil endlich 1866 die Geschichte der islamischen Völker übersichtlich dargestellt, in die er auch die spanischen und sicilischen Ereignisse kurz einbezogen hat, sowie die afrikanischen Dynastien. Das ganze Werk ist die kürzeste und bequemste Einführung in die orientalische Geschichte des Mittelalters durch einen gründlichen Kenner. Daß Weil auch ein tüchtiger Münzkenner war, der 1860 für das Großherzogliche Kabinet umfassende Münzbestimmungen machte, sei zum Schlusse nicht vergessen. — Seit 1866 hat er nur noch Recensionen für die Heidelberger Jahrbücher und die Jenaische Literaturzeitung geschrieben, die streng sachlich gehalten für manche der besprochenen Werke schätzenswerthe Berichtigungen enthalten; die in diesen Recensionen enthaltene Polemik kann man jetzt auf sich beruhen lassen. Früher mit Eifer getriebene Studien über das islamische Recht, für die er handschriftliche Werke aus Egypten mitgebracht hatte, sind nicht zur Vollendung gediehen. Seine letzte Arbeit war die Katalogisirung der vom Londoner Buchhändler Trübner der Universität Heidelberg geschenkten morgenländischen Handschriften. Die badische Regierung, welche ihm schon früher für wissenschaftliche Reisen wiederholt Urlaub und Mittel gewährt hatte, ehrte 1881 im September den alternden Gelehrten durch Ernennung zum Hofrath und 1888 durch Ertheilung des Kommandeurkreuzes des Zähringer Löwenordens. Im Sommer

Digitized by Google

1884 und im Winter 1887 wurde ihm Urlaub gegeben und endlich erhielt er bei fortschreitender Kränklichkeit und Schwäche Weihnachten 1888 auf seinen Wunsch seine Pensionirung. Er starb am 29. September 1889 in Freiburg an einem asthmatischen Anfalle. — Weil hat sich 1839 mit einem Fräulein Levy aus Stuttgart vermählt, der Ehe entstammten vier Söhne, von denen zwei innerhalb weniger Tage 1847 am Scharlach starben. Nach dem Tode der Gattin 1851 vermählte er sich mit deren Schwester 1853, die ihm einen Sohn und zwei Töchter schenkte. Sie starb 1886 wenige Tage vor dem Universitätsjubiläum. Die überlebenden fünf Kinder haben, um ihrem Vater ein dauerndes Gedächtniß an der lanjährigen Stätte seines Wirkens zu errichten, seine kleine aber werthvolle Sammlung arabischer Handschriften und orientalischer Drucke der Heidelberger Universitätsbibliothek geschenkt, die dadurch sowie durch die Trübner'sche Schenkung wieder einen Grundstock für arabische Manuskriptsammlung bekommen hat, nachdem sie seit 1622 so gut wie Nichts besessen hat. Mag dies ein glückverheißendes Zeichen sein, daß der erste große Orientalist, der im neuen Heidelberg gelehrt hat, auch weiter lebenskräftige Nachfolger findet, daß ein hier ganz vernachlässigtes Studium auch hier zur Blüthe kommt.

Merx.

Karl August Graf von Werder.

Die Ruhmesthaten der badischen Truppen in dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 sind auf das Innigste verbunden mit dem Namen des tapferen Generals, der ihr siegreicher Führer war. Nach einer ehrenvollen Laufbahn in einem Alter angelangt, in welchem der Gedanke, den Rest des Lebens in Ruhe zu genießen, sich naturgemäß einzustellen pflegt, wurde General v. Werder durch den Befehl seines Kriegsherrn an die Spitze einer Truppe gestellt, die dem preußischen Heere nicht angehörte, und nachdem er sie von Sieg zu Sieg geführt, mit dem Oberbefehl über das im Krieg bewährte Armeecorps, als dieses in den Verband des preußischen Heeres getreten war, auch im Frieden betraut. Wie glänzend er seine Aufgabe löste, davon gibt die einzig dastehende Beliebtheit, die unauslöschliche Verehrung Zeugniß, welche Werder bei den badischen Soldaten und im ganzen badischen Lande genoß. Als ihm von Kaiser Wilhelm I. der erbetene Abschied bewilligt wurde, kennzeichnete ein Artikel der »Allgemeinen Zeitung«, der seine Verdienste nach Gebühr hervorhob, die Empfindung des badischen Volkes bei seinem Scheiden durch Anführung des Verses aus dem Volksliede von dem Soldaten, der seinen Kameraden neben sich fallen sieht mit dem Gefühle »als wär's ein Stück von mir«. Der Name dieses Mannes darf in den Badischen Biographieen nicht fehlen. — Karl August v. Werder wurde am 12. September 1808 auf dem Vorwerk Schloßberg bei Norkitten in Ostpreußen geboren. Dort lag damals sein Vater, Hans v. Werder, Stabsmajor in dem neu errichteten 1. Kürassierregiment, im Kantonnement. Im Dezember des gleichen Jahres wurde das Regiment nach Breslau versetzt, wo der in der ersten Kindheit sehr schwächliche Knabe zu einem kräftigen und rüstigen Jungen heranreifte, wenn er auch im Wachsthum gegen seine Brüder zurückblieb. Nachdem der Vater, aus den Befreiungskriegen als Oberst und Kommandeur der 9. Kavalleriebrigade zurückgekehrt, Glogau als Garnison erhalten hatte, genoß dort August v. Werder einen tüchtigen Privatunterricht, der ihn befähigte, im 16. Lebensjahre als Hospitant auf der Divisionsschule in Glogau sich auf die militärischen Prüfungen vorzubereiten. Durch die Gnade des Königs wurde demnächst seine Annahme beim Regiment Garde du Corps bewilligt, in welchem sein ältester Bruder Hans bereits als Secondelieutenant diente. Am 14. Juni 1825 wurde er, noch nicht 17 Jahre alt, in die 6. Kom-

Digitized by Google

pagnie dieses Regiments eingestellt. Doch war seine Figur für den Dienst in der schweren Kavallerie nicht geeignet, und da die ganz unerwartet erfolgte Pensionirung seines Vaters diesem nicht gestattete, auch ferner die hohe Zulage im Regiment Garde du Corps für zwei Söhne zu zahlen, erbat der junge Werder seine Versetzung zur Infanterie. Es war ein neues Zeichen königlicher Huld, daß er nach bestandenem Offiziersexamen im März 1826 zum Secondelieutenant im 1. Garderegiment zu Fuß ernannt wurde. Die Einförmigkeit des Garnisondienstes wurde für ihn dadurch noch unerfreulicher, daß er sich auf das Aeußerste einschränken mußte. Doch fand er neben sehr angenehmem kameradschaftlichen Verkehr auch Gelegenheit, die Geselligkeit im Kreise befreundeter Familien zu genießen. Eine erwünschte Abwechslung brachte im Juni 1831 ein Kommando nach Frankfurt a. d. Oder, wo das Füsilierbataillon seines Regiments während 6 Monaten in Garnison lag, als man es für nöthig erachtete, den (allerdings vergeblichen) Versuch zu machen, durch Truppenaufstellungen der aus Rußland vordringenden Cholera Halt zu gebieten. Nach sechs Jahren des Frontdienstes empfand Werder das Bedürfniß nach weiterer wissenschaftlichen Ausbildung, meldete sich zum Besuche der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) und wurde nach bestandenem Examen auch einberufen. Während des dreijährigen Besuches der Akademie war er sehr fleißig, so daß er zu denjenigen Offizieren gehörte, die wegen ihrer Kenntnisse besonders vorgemerkt wurden. Zunächst fand er Verwendung bei dem Topographischen Bureau, welchem die Landesaufnahme oblag. Die viele Bewegung in freier Luft, welche diese Beschäftigung mit sich brachte, befestigte seine früher nicht ganz gute Gesundheit. Im Dezember 1838 wurde Werder auf ein Jahr zur Dienstleistung beim 8. Pionierbataillon nach Coblenz kommandirt, 1839 kam er als Lehrer zum Kadettencorps, erst im Juli 1840 kehrte er zum Regiment zurück. Das einförmige Garnisonleben wollte ihm jetzt aber noch weniger als früher gefallen. So begrüßte er es denn auf das Freudigste, als er, im April 1842 zum Premierlieutenant befördert, im Mai dieses Jahres mit den Lieutenants Hiller v. Gärtringen und v. Gersdorff zur Theilnahme am Feldzuge der Russen im Kaukasus kommandirt wurde. Zwar war es ihm nicht gegönnt, an großen kriegerischen Aktionen Theil zu nehmen, aber doch lernte er den Krieg kennen und bewies bei Rekognoszirungen schon jetzt den unbekümmerten Wagemuth, der ihn auch später auszeichnete und als er in hohe und verantwortliche Stellungen gelangt war, nicht selten seiner Umgebung große Sorgen bereitete. Bei einer Rekognoszirung nach dem oberen Urup wurde Werder am 24. Juli 1843 nicht unerheblich verwundet. Nachdem er zu seiner Heilung eine Badekur in den Schwefelquellen von Pätigursk durchgemacht hatte, kehrte er über Petersburg, wo ihn Kaiser Nikolaus, der ihm schon früher den Wladimirorden 4. Klasse mit der Schleife verliehen hatte, sehr auszeichnete, im April 1844 in die Heimath zurück. War auch der eigentliche Zweck seines Aufenthaltes in Rußland, die Theilnahme an größeren Kriegsereignissen, ohne seine Schuld nicht erreicht worden, so hatte er doch viel gesehen und gelernt, seinen Gesichtskreis wesentlich erweitert, namhafte Strapazen ertragen, so daß ihm die Erinnerung an diesen Aufenthalt in der Fremde stets werthvoll blieb. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte Werder und seine beiden Kameraden zu Ehrenrittern des Johanniterordens, der damals noch nicht die heutige Organisation hatte, sondern wie jeder andere Orden vom Könige verliehen wurde. Bisher hatten ihn nur Stabsoffiziere erhalten. Bedenken, die deßhalb gegen die Verleihung an Premierlieutenants erhoben wurden, beschwichtigte der König mit der Bemerkung, »daß diese seine Offiziere gegen die Ungläubigen gefochten, daher gebühre ihnen der Johanniterorden«. — Nach der Rückkehr in die Heimath war zunächst noch eine Badekur in Teplitz zur völligen

Digitized by Google

Wiederherstellung der Gebrauchsfähigkeit des verwundeten Armes nöthig, so daß Werder erst im Herbst 1844 wieder den Dienst im Regiment antrat. Die Wintermonate benutzte er zur Erstattung eingehender Reise- und Rekognoszirungsberichte über den Kaukasus, die er dem Generalstabe einzureichen hatte. Im nächsten Jahre vorübergehend zur Führung einer Landwehrkompagnie nach Berlin kommandirt, wurde er im März 1846 als Hauptmann in den Generalstab versetzt und dem Generalkommando des 1. Armeecorps in Königsberg zugetheilt. Im Hause des kommandirenden Generals Grafen Dohna machte er hier die Bekanntschaft der Familie v. Borcke, verlobte sich im Frühjahr 1847 mit der ältesten Tochter Hedwig des Majors Grafen v. Borcke auf Tolkendorf in Ostpreußen und vermählte sich mit ihr am 12. Februar 1848. Im August des gleichen Jahres wurde er als Hauptmann 1. Klasse in das 1. Infanterieregiment versetzt, welches bald darauf nach Danzig verlegt wurde. Mit einer Deputation dieses Regiments wurde Werder im Oktober 1850 nach Warschau geschickt, um dort den Kaiser Nikolaus zu begrüßen und dem Feldmarschall Grafen Paskiewitsch die Urkunde seiner Ernennung zum Chef des Regiments zu überreichen. Er erhielt bei diesem Anlaß den Stanislaus-Orden 2. Klasse. — Im März 1851 wurde Werder als Major und Bataillonskommandeur in das damals in Königsberg stehende 33. Infanterieregiment versetzt, das indeß bald darauf nach Köln abkommandirt wurde. Kaum hatte er sich hier in die für einen Altpreußen sehr fremdartigen Verhältnisse eingelebt, als er am 1. Oktober 1853 zum Kommandeur des Landwehrbataillons Gräfrath ernannt wurde. Nachdem er sich einigermaßen in diese neue Verwendung, die ihn anfänglich sehr verstimmte, gefunden hatte, traf ihn hier der schwere Schicksalsschlag, daß ihm im Oktober 1854 die geliebte Gattin entrissen wurde. Tiefgebeugt fand er einigen Trost nur in seiner dienstlichen Thätigkeit, die wieder eine bedeutendere und ihm mehr zusagende wurde, als er im Februar 1856 die Ernennung zum Kommandeur des 4. Jägerbataillons in Sangerhausen erhielt. In dieser Stellung konnte er seinen Ansichten über Detailausbildung den gehörigen Nachdruck geben. Er verstand den Schießstand bei den Jägern vortrefflich zu leiten und auf der Grundlage einer tüchtigen Exerzierbildung den seiner Waffe sicheren Jäger mit dem strammen Soldaten zu vereinigen. Nachdem sich sein Bataillon im Jahr 1857 bei der Königsrevue bei Merseburg das Lob aller Vorgesetzten und des Königs selbst erworben hatte und Werder, schon im November 1856 zum Oberstlieutenant befördert, durch die Verleihung des Rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife, den in der Regel nur Regimentskommandeure erhielten (die 4. Klasse war ihm schon in Gräfrath verliehen) ausgezeichnet worden war, wurde er im September 1857 zum Kommandeur des Füsilierbataillons des 2. Garderegiments zu Fuß ernannt. Diese Stellung — es war die vierte als Bataillonskommandeur — sollte er aber nicht lange inne haben. Denn schon im Mai 1858 wurde er mit der Führung der Inspektion der Jäger und Schützen sowie des Kommandos über das reitende Feldjägercorps beauftragt. In dem großen Wirkungskreise, der ihm damit zugewiesen war, entfaltete Werder ebensoviel Eifer als Gründlichkeit. Er nahm eingehende Inspizirungen vor. Großen Werth legte er auf das kriegsgemäße Schießen im Terrain. Eine Ausbildung im Schießen nur auf dem Scheibenstande hielt er für ganz ungenügend. Durch sein ebenso sachverständiges als energisches Eingreifen hat er die Jägerwaffe, deren Abschaffung in jener Zeit mehrfach erörtert worden war, in hohes Ansehen gebracht, indem er ihr eine auch den besten Leistungen der Infanterie im Schießen doch noch überlegene Ausbildung gab. Wie für diese Spezialwaffe war Werders Thätigkeit für die ganze Armee von größter Bedeutung, seit er die Stellung als Vorstand der Central-Turnschule einnahm. Mehr als irgend ein Anderer hat

Digitized by Google

er in dieser Stellung dazu beigetragen, »der Ueberzeugung in der Armee Eingang zu verschaffen, daß die Gymnastik ein nothwendiges Bildungsmittel, ein integrirender Theil des ganzen Ausbildungsmodus sei, um den Soldaten als Individuum zu dem auszubilden, zu dem er überhaupt fähig ist«. — Bei der Krönung des Königs Wilhelm, welcher Werder in Königsberg beiwohnte, erhielt er den Rothen Adlerorden 2. Klasse. Schon 1859 war er zum Obersten befördert und à la suite des Garde-Jägerbataillons gestellt worden, 1863 wurde er zum Kommandeur der 8. Infanteriebrigade und zum Generalmajor, 1864 zum Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade ernannt. Demnächst erfolgte im Mai 1865 die Beauftragung mit der Führung der 3. Division und im Januar 1866 die Ernennung zum Kommandeur dieser Division. In dieser Stellung fand ihn der Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich. Auf dem Marsch nach Böhmen wurde er am 9. Juni 1866 zum Generallieutenant befördert. Er hatte nunmehr 40 Dienstjahre zurückgelegt. Während 20 derselben war er Lieutenant gewesen, innerhalb der zweiten 20 war er vom Premierlieutenant zum Generallieutenant vorgerückt, wie sein Biograph sagt, »selbst nach heutiger Anschauung ein vorzügliches Avancement«. — Am 23. Juni 1866 überschritt die von Werder befehligte Division die böhmische Grenze. Sie nahm an den Gefechten bei Podkost und bei Gitschin sowie an der Schlacht bei Königgrätz mit Auszeichnung Theil. An der Spitze einer Division war Werder zum ersten Mal in den Krieg gezogen, denn im Kaukasus war er ja doch nur Zuschauer gewesen. Durch sein hohes Pflichtgefühl, seine zähe Ausdauer, durch das große Wohlwollen und die unermüdliche Fürsorge, die er stets seinen Untergebenen bewies, erwarb er sich das Vertrauen und die Zuneigung der jüngeren Offiziere und der Mannschaften. Die höheren Offiziere litten unter seinem unbezähmbaren Thätigkeitstrieb, der ihn in der Aufregung des Gefechtes dazu führte, überall selbstthätig einzugreifen und viel zu befehlen, wobei ein ihm sonst ganz fremdes herrisches Wesen ihn oft ganz unnahbar machte. Selbst immer an der gefährdetsten Stelle, griff er zu viel in die Details ein und verlor dabei den Ueberblick über die allgemeine Situation. Diese Fehler, welche auch für die Truppen Unzuträglichkeiten herbeiführten, die bei einer geregelten Befehlsertheilung zu vermeiden gewesen wären, erkannte er selbst am besten. Mit welchem Erfolge er bemüht war, sie abzulegen, beweist sein Auftreten im Kriege von 1870/71. — Als Kommandeur der 3. Division war Werder in den dem Kriege folgenden Jahren eifrig bemüht, die während desselben gesammelten Erfahrungen auf taktischem Gebiete nutzbar zu machen. Er wurde ein eifriger Förderer einer kriegsgemäßen Ausbildung, besonders der Infanterie, und zwar ganz in dem Sinne, in welchem der König die Kriegserfahrungen verwerthet zu sehen wünschte: unter Erhaltung des Bewährten vorsichtige Verbesserung des Aenderungsbedürftigen. Seine Verdienste wurden neuerdings von seinem allerhöchsten Kriegsherrn 1868 durch Verleihung des Sterns zum Rothen Adlerorden 2. Klasse und bei der Königsrevue 1869 des Rothen Adlerordens 1. Klasse anerkannt. — Im Frühjahr 1870 hatte Werder einen längeren Urlaub angetreten, den er zum Gebrauche der Kur in Karlsbad und nach deren Vollendung zu einem Besuche seiner Geschwister in Ballenstedt verwendete. Dort traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht der angeordneten Mobilmachung. Sie hatte für ihn zunächst die Folge, daß er vom Kommando der 3. Division entbunden und dem Stabe des Oberkommandos der 3. Armee attachirt wurde, dessen Oberbefehlshaber der Kronprinz von Preußen war. Als er sich in Berlin meldete, erhielt er schon die Andeutung, daß er wohl den Befehl über süddeutsche Truppen erhalten werde, und in der That wurde er schon am 25. Juli nach Karlsruhe geschickt, um, falls der Feind bei Straßburg über den Rhein gehen sollte, den

Digitized by Google

Befehl auf dem rechten Rheinufer über die durch das 11. Armeecorps verstärkten badischen Truppen zu übernehmen, bei etwaigem Vordringen der Franzosen auf dem linken Rheinufer aber mit der württembergischen und badischen Division über den Rhein zu gehen, um bei der nachhaltigen Vertheidigung des Abschnittes am Klingbach mitzuwirken. Bekanntlich kam es anders. Die Franzosen störten weder die Mobilmachung noch den Aufmarsch der deutschen Truppen und überließen es den Deutschen, den Angriff zu eröffnen. Die zu einem »Corps Werder« vereinigte württembergische und badische Division nahm an dem ersten großen und siegreichen Gefechte des Krieges bei Weissenburg am 4. August 1870 keinen und an der Schlacht bei Wörth am 6. August nur mit einer württembergischen Brigade Antheil. Nach dem Siege über Mac Mahon, als für die Hauptarmee die Parole »Vormarsch nach Paris« lautete, während die badische Division zunächst gegen Straßburg vorgeschoben wurde, trat Werder wieder in sein Verhältniß beim Stabe des Oberkommandos der 3. Armee zurück, sehr ungehalten über die ihm aufgenöthigte Thatenlosigkeit, die doch bald einer eben so ehrenvollen als wichtigen Wirksamkeit weichen sollte. Am 14. August theilte ihm der Kronprinz mit, daß er den Befehl über das Belagerungscorps vor Straßburg erhalten und daß Oberstlieutenant v. Leszczynski, Chef des Stabs der badischen Division, zum Chef des Generalstabs des Belagerungscorps ernannt sei. Alsbald verließ Werder das Hauptquartier des Kronprinzen, um die Laufbahn zu betreten, die ihn zum größten Ruhme, zu den höchsten Ehren führen sollte. — Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Kriegsthaten des von General v. Werder befehligten Armeecorps zu schreiben. Diese Ruhmesthaten und der Antheil Werders an denselben sind weltbekannt. Die Belagerung von Straßburg, nach der Uebergabe der Festung der an Gefechten reiche Marsch durch feindliches Gebirgsland bis Dijon, in einem ausnahmsweise strengen Winter, mit unzureichenden Streitkräften, im Rücken eine unaufhörlich bedrohte Etappenlinie, die blutigen Gefechte an der Côte d'or, hierauf der Marsch in der Flanke der neugebildeten, aus dem Süden heranziehenden französischen Armee unter dem Oberbefehl des Generals Bourbaki, endlich die dreitägige Schlacht an der Lisaine, welcher König Wilhelm selbst die Signatur gegeben hat, indem er Werders »heldenmüthige dreitägige Vertheidigung seiner Position, eine belagerte Festung im Rücken«, als »eine der größten Waffenthaten aller Zeiten« bezeichnete — dieser an ruhmvollen und schwierigen Episoden so reiche Feldzug des von General Werder geführten Armeecorps nimmt in dem Ehrendenkmal, welches die Geschichtschreibung den Heldenthaten der deutschen Heere errichtet hat, einen hervorragenden Platz ein. Werders Persönlichkeit war für die Aufgabe, deren Lösung während dieses Feldzugs ihm oblag, wie geschaffen. In außergewöhnlichem Maße besaß er die ächte Feldherrngabe, die Truppen an seine Person zu fesseln. Die große Liebenswürdigkeit, die auf tiefer Frömmigkeit beruhende ächte und wahre Humanität, welche, trotz heftigen Aufwallens, gelegentlicher Zornesausbrüche und unerbittlicher Strenge im Dienste, der Soldat an seinem obersten Führer erkannte und verehrte, sicherte ihm das Bemühen der Truppen, sich jeder Anstrengung, die er ihnen zumuthete, gewachsen zu zeigen. Seine Energie, der keine Gefahr kennende Muth, mit dem er sich, oft zum Schrecken seiner Umgebung, dem feindlichen Feuer aussetzte, entflammte auch die Truppen zum höchsten Muthe, zu nie ermüdender Ausdauer. Die Gerechtigkeit, die er auch dem Feinde bewies, die Rücksicht, welche er, wo es angänglich war, der friedlichen Bevölkerung in Feindesland angedeihen ließ, war für seine Untergebenen ein leuchtendes Beispiel, dem sie ihrerseits nacheiferten. Die Genügsamkeit und Schlichtheit des Befehlshabers machte auch den Truppen die Entbehrungen, die ihnen beschieden waren, erträglicher. Vielleicht nur ein General

Digitized by Google

wie Werder, unterstützt von einem so ausgezeichneten Generalstabschef, wie v. Leszczynski, war den ebenso großen als mannichfachen Aufgaben gewachsen, welche dieser Feldzug an den Befehlshaber stellte, der sich, vor täglich wechselnde Situationen gestellt, von seinen Verbindungen mit der Heimath wie mit der obersten Heeresleitung zeitweilig abgeschnitten, mehr als ein anderer auf die eigene Initiative angewiesen, vor die höchste persönliche Verantwortung gestellt sah. — So schwierig die Operationen in Burgund gewesen waren, hatten sie doch außerhalb des Kreises der durch ihre Landesangehörigen unmittelbar an denselben betheiligten Bevölkerungen kein großes Interesse erregt, weil keine bedeutenden Schlachten dabei vorfielen. Erst durch die dreitägige Schlacht bei Belfort wurden »Werder und seine tapferen Truppen« plötzlich die Helden des Tages. In der aufwallenden Begeisterung, welche insbesondere im Südwesten Deutschlands die Massen des Volkes ergriff, »fand man — wie sein Biograph General v. Conrady sagt — kaum ein Maß für die Begeisterung und Bewunderung für Werder. Ließ man ihn doch vom Divisionskommandeur, als welcher er in den Krieg gezogen, zum Leonidas avanciren. Es ging wie ein Rausch durch Deutschland, man wollte hinter der Dankbarkeit des Kaisers nicht zurückbleiben und wetteiferte nun in Ovationen aller Art.« Werder waren, so sehr er sich der Anerkennung seines Kaisers, der Verehrung seiner Untergebenen, der Liebe seiner Soldaten freute, die lärmenden Ovationen, die sich täglich wiederholenden Huldigungen in tiefster Seele zuwider. Aufrichtig fromm wie er war, schrieb er den Hauptantheil an seinen Erfolgen Gott zu. »Thue deine Pflicht und vertraue auf Gott« trug er als seinen Wahlspruch in das Album des Germanischen Museums zu Nürnberg ein. »Wenn Gott nicht mit uns war, so mußten wir das Spiel verlieren,« so urtheilte er selbst über seinen erfolgreichen Widerstand. Dabei vergaß er nie der kräftigen Unterstützung, die er vor allen durch seinen Generalstabschef gefunden. Wiederholt wies er darauf hin, daß er Leszczynski »seinen wesentlichen Antheil nicht schmälern lassen möchte«. Diese seine Bescheidenheit darf aber nicht verhindern, festzustellen, daß es in erster Reihe das Verdienst seiner Persönlichkeit, seines Auftretens, seiner Heeresleitung war, wenn sich sein Armeecorps von dem heldenmüthigen Geiste beseelt fühlte, der in dem von Allen einmüthig gefaßten Entschlusse »Wir lassen keinen durch!« seinen Ausdruck fand. — Uebrigens war es dem siegreichen und hochgefeierten General beschieden, in den Tagen, die seinen glänzendsten Triumphen folgten, schwere Stunden zu erleben. Das Zusammenwirken mit dem General v. Manteuffel, welchem zum Zweck der vollständigen Vernichtung der Armee des Generals Bourbaki der Oberbefehl auch über das 14. Armeecorps übertragen war, vollzog sich nicht ohne Schwierigkeiten. Gegenseitige Mißverständnisse hemmten den Fortgang der Operationen. Die räumliche Entfernung, die Werder von dem Hauptquartier Manteuffels trennte, machte eine unmittelbare Verständigung der Heerführer unmöglich. Die Verfügungen Manteuffels, wodurch der Verband des 14. Corps zerrissen wurde, Werder selbst sich »als fünftes Rad am Wagen« erschien, verstimmten diesen tief. »Man hat es in wenig Wochen möglich gemacht, mir die ganze Geschichte zu verleiden .... Ich hoffe auf Frieden, auch in Bezug auf diese unerquicklichen Verhältnisse«, schrieb er ein paar Tage vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes. Auch die übertriebenen Lobreden, die nun, nachdem Manteuffel den Feind zum Uebertritt in die Schweiz gezwungen hatte, dessen Thaten gespendet wurden, wobei alles Verdienst für Manteuffel in Anspruch genommen und ganz vergessen wurde, »daß die Erfolge Manteuffels ohne die Erfolge von Belfort und ohne die Mitwirkung des 14. Armeecorps bei der Flankirung unmöglich gewesen sein würden«, kränkten ihn. Allerdings war er gerecht genug, in gewisser Beziehung darin eine Real-

Digitized by Google

tion gegen »das übertriebene Geschrei«, gegen die »Art Fanatismus« zu erblicken, womit seine Verdienste gefeiert worden waren. Immerhin gereichte es ihm zu lebhafter Befriedigung, daß ein Brief des Generals Manteuffel, welcher herzliche Freude über das erfolgreiche Zusammenwirken zu den letzten Schlägen in diesem Kriege aussprach, die guten Beziehungen zwischen beiden Befehlshabern wiederherstellte. — Am 7. März kündigte Werder seinen Soldaten die durch Befehl des Kaisers und Königs erfolgte Auflösung des 14. Armeecorps an, indem er ihnen zum Abschied tiefbewegt seinen Dank aussprach und sie ermahnte, in der Heimath »mit ebensoviel Hingebung an dem friedlichen Ausbau des deutschen Vaterlandes zu arbeiten, wie sie zur Gründung seiner Größe kriegerisch thätig gewesen«. Demnächst begab er sich nach Nancy in Erwartung der Ankunft des Kaisers. Obwohl von dem ihm stets gnädig gesinnten Monarchen auch während des Kriegs in jeder möglichen Weise ausgezeichnet — er war gleich nach Uebergabe von Straßburg zum General der Infanterie ernannt worden und hatte das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse, den Orden pour le mérite mit Eichenlaub und das Großkreuz des Rothen Adlerordens mit Schwertern erhalten — befand er sich nach den letzten Vorgängen doch in äußerster Spannung, welche Aufnahme er beim Kaiser und seiner Umgebung finden würde. Mit Rücksicht auf seine Konflikte mit Manteuffel glaubte er an einen starken Rückschlag der Stimmung auch an Allerhöchster Stelle. Er sollte auf das Angenehmste enttäuscht werden. »Kaum hatte der Kaiser nach seiner Ankunft in Nancy Werder bemerkt — so schrieb der Moniteur officiel du gouvernement de la Lorraine — als er ihm die Hände entgegenstreckte und ihm zurief: »Ich habe Ihnen schon brieflich gedankt, aber das ist nicht genug!« Der General wollte darauf dem Kaiser die Hand küssen, aber der Kaiser ließ ihm dazu nicht Zeit und umarmte ihn mit Bewegung. Auch der Kronprinz zeichnete ihn besonders aus. In Straßburg, wohin sich das Generalkommando des bisherigen 14. Armeecorps zunächst zu begeben Befehl erhalten hatte, feierte Werder am 22. März 1871 den Geburtstag des Kaisers, der ihm an diesem Tage einen neuen Beweis seiner Gnade gab durch Verleihung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes. Am 31. März nahm Werder auf Einladung des Großherzogs von Baden am Einzuge der badischen Truppen in Karlsruhe theil und wurde von der Bevölkerung jubelnd begrüßt. Ebenso war er beim Einzuge der preußischen Truppen in den Städten Berlin und Potsdam zugegen. Beim Einzug in Berlin wurde er durch Ernennung zum Chef des 4. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 30 ausgezeichnet. Schon vorher war über seine nächste militärische Zukunft entschieden worden. Nachdem der Großherzog von Baden in hochherziger Bethätigung seiner seit langen Jahren erprobten und bewährten vaterländischen Gesinnung durch Abschluß einer Militärkonvention mit Preußen sein Kontingent zu einem Bestandtheil des preußisch-deutschen Heeres gemacht hatte, wurden die badischen Truppen der Stamm für das neu geschaffene 14. Armeecorps und Werder erhielt am 3. Juni seine Ernennung zum kommandirenden General desselben. Als der Reichstag die Mittel zur Belohnung der unvergänglichen Verdienste der hervorragendsten Heerführer bewilligte, erhielt auch Werder eine Dotation von 200 000 Thalern. Wie der Kaiser jede Gelegenheit wahrnahm, Werder auszuzeichnen, so hatte er ihn schon unmittelbar nach dem Friedensschlusse beauftragt, den Kaiser von Rußland, der seinen siegreichen Oheim besuchte, an der Grenze zu begrüßen. Für seinen Ehrendienst wurde ihm von Kaiser Alexander der Alexander-Newski-Orden mit Schwertern verliehen. Im darauf folgenden Dezember beehrte ihn der Kaiser wie andere deutsche Heerführer mit einer Einladung zum Georgsfest nach St. Petersburg und schenkte ihm als Zeichen besonderer Gnade sein Porträt. — Mit dem größten Eifer

Digitized by Google

und der vollen Hingebung, die ihm von jeher eigen gewesen, widmete er sich, nachdem endlich normale Verhältnisse zurückgekehrt und alle Ehrenbezeugungen und Huldigungen, mit denen Werder überhäuft wurde und die er oft mehr als Last denn als Ehre empfand, überstanden waren, der Ausbildung seines Armeecorps, die zu möglichst hoher Stufe zu bringen, sein Ehrgeiz war. Die regelmäßigen Besichtigungen machten ihn nach und nach mit allen Theilen des Landes bekannt, das seine neue Heimath geworden war und wo er überall mit Beweisen treuer Liebe und Anhänglichkeit seitens der alten Soldaten, die unter ihm gedient hatten, unverbrüchlicher Dankbarkeit seitens der gesammten Bevölkerung begrüßt wurde. Ganz besonders trat die allgemeine Verehrung, die der General genoß, bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 12. September 1875 hervor. Der Kaiser ernannte ihn zum Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, der Großherzog, der ihm schon vorher hohe Orden verliehen hatte, beging Werders Ehrentag durch ein militärisches Festessen im Schlosse zu Baden, das 14. Armeecorps überreichte einen silbernen Tafelaufsatz, Deputationen von allen Seiten fanden sich zur Beglückwünschung ein. Aber so sehr ihn auch diese Ehrungen und Auszeichnungen erfreuten, so dachte er doch schon damals ernstlich daran, den Kaiser um die Ertheilung des Abschieds zu bitten. Obgleich seine rein militärischen Beziehungen ihn durchaus befriedigten, so lagen doch in den eigenartigen Verhältnissen, welche in Baden durch den Abschluß der Militärkonvention mit Preußen herbeigeführt waren, fortdauernd Keime zu Konflikten, denen gegenüber er sich machtlos fühlte und die zu vermeiden er nicht Diplomat genug war. Diese Eigenschaft fehlte ihm vollständig. Geradeaus wie er dachte, redete er auch. Wie es in der Bibel heißt, seine Rede war ja, ja und nein, nein. General v. Conrady sagt hierüber in seiner Biographie Werders, wohl auf Grund persönlicher Mittheilungen des Generals: »Das badische Kontingent war nun einmal und im vollen Einverständniß des Großherzogs als preußisches Armeecorps in die Armee einverleibt. Die Kriegstüchtigkeit desselben hatte sich im Feldzuge 1870 und 1871 glänzend bewährt. Jetzt mußte aber ein Uebergang zu preußischen Dienstanschauungen und Reglements vermittelt werden. Es befanden sich sehr spröde Elemente darunter. Ueberhaupt waren alle Ansprüche im Dienst andere geworden. Werder glaubte diesen Uebergang mit möglichster Diskretion bewirkt zu haben; aber spezifisch badische Anschauungen, so berechtigt sie sein mochten, konnten im Dienste doch nicht fortbestehen. Zu Anfang war demnach eine Vermischung mit preußischen Elementen wohl nothwendig gewesen und hatte die besten Früchte getragen; aber schon im Jahr 1875 hatte Werder an Seine Majestät gemeldet, daß man einen ferneren Zuwachs nicht bedürfe. Es wurden aber immer noch preußische Offiziere in die badischen Regimenter versetzt und Werder fühlte, daß dies den Wünschen des Großherzogs nicht mehr entsprach. Und doch konnte er nichts dagegen thun als im Jahr 1876 in seinem Bericht an Seine Majestät über den Zustand des 14. Armeecorps nach Beendigung der Herbstübungen wiederholt andeuten, daß weitere Versetzungen in das badische Kontingent nicht mehr nothwendig seien.« Daß man in Berlin auf seine Anschauungen und Ausführungen nicht einging, berührte ihn sehr unangenehm und trug neben der Wahrnehmung, daß sich die Lasten und Beschwerden des Alters mehr und mehr fühlbar machten, dazu bei, den Gedanken an den Ruhestand immer bestimmter hervortreten zu lassen. Andeutungen dieser Art wies jedoch der Kaiser stets mit großer Bestimmtheit zurück. Noch waren ihm mehrere Jahre des Wirkens beschieden. Noch wohnte er als kommandirender General der Enthüllung des Denkmals bei, welches das dankbare badische Land dem 14. Armeecorps in Freiburg setzte, das — trotz all seinen Protesten — im Volksmund ebenso den Namen

Digitized by Google

»Werderdenkmal« führt, wie das Generalkommando in Karlsruhe, ein stattlicher Bau, den er im April 1877 bezog, noch heute im Munde der Karlsruher »das Werderpalais« heißt. Noch wohnte Werder auf besondere Einladung des Kronprinzen der Feier des 70jährigen Dienstjubiläums des Kaisers am 1. Januar 1877 in Berlin bei, noch durfte er dem greisen kaiserlichen Herrn im September 1877 sein Armeecorps im Manöver vorführen und erhielt mit dem Ausdruck vollster Zufriedenheit des obersten Kriegsherrn das Kreuz der Großkomthure des Hausordens von Hohenzollern mit dem Stern. Dann ging noch ein Jahr anstrengenden Dienstes vorüber, in welchem Werder besonders durch den Verlust seines langjährigen Generalstabschefs, des Obersten von Leszczynski, der eine Garde-Infanterie-Brigade erhielt, schmerzlich berührt wurde. Im Frühjahr 1879 endlich wurde seine Absicht, den Abschied zu erbitten, zum festen Entschlusse. Am 30. März reichte Werder sein Abschiedsgesuch beim Kaiser ein, das Se. Majestät am 15. April nur mit dem tiefsten Bedauern bewilligte, indem er Werder gleichzeitig in den erblichen Grafenstand erhob. Mit bewegten Worten nahm der General von seinem Armeecorps und von den Einwohnern des badischen Landes Abschied. Von allen Seiten wurde der Ausdruck des Bedauerns über den Abgang des gefeierten und hochbeliebten Heerführers laut. Der Großherzog überbrachte ihm in Begleitung des Erbgroßherzogs persönlich den höchsten badischen Orden, den Hausorden der Treue. Am 2. Mai verließ Werder Karlsruhe, um sich auf seine inzwischen in Pommern erworbenen Güter Grussow und Gantzkow zurückzuziehen. Hier verlebte er, eifrig mit deren Verwaltung beschäftigt, seine letzten Lebensjahre. Sie sollten nicht ungetrübt bleiben. Die Bewirthschaftung seiner Güter machte ihm große Sorgen. In seiner Familie hatte er schwere Verluste zu beklagen. Seine einzige Tochter, die sich noch in Karlsruhe mit dem damaligen Hauptmann Freiherrn Roeder von Diersburg vermählt hatte, starb in ihrem ersten Wochenbette, ein ihm besonders nahe stehender Bruder, der auch im Feldzuge 1870/71 als Johanniter ihm zur Seite gestanden, der Geheime Regierungsrath a. D. Albert von Werder, die treue Schwester Charlotte, die ihm seit er Wittwer war, den Haushalt geleitet hatte, starben. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich auch von Jahr zu Jahr. Ein Lichtblick war die Vermählung seines einzigen Sohnes Hans mit Fräulein von Kameke am 24. Juni 1885. — Im Jahr darauf wurde Werder schwer krank. Wider Erwarten erholte er sich noch einmal. Aber einem zweiten Schlaganfall, der ihn am 4. September 1887 traf, erlag er am 12. September. Wie Kaiser Wilhelm I. und der Kronprinz, der nachherige Kaiser Friedrich, den Lebenden hochgeschätzt und ausgezeichnet hatten, so ehrte Kaiser Wilhem II. das Andenken des dahingegangenen heldenmüthigen Heerführers, indem er dem 4. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 30 die Benennung: »Infanterie-Regiment Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30« verlieh. Damit ist, nach dem Willen des Kaiserlichen Herrn, das Andenken Werders »für alle Zeiten in der Armee lebendig erhalten«. In das Buch der Weltgeschichte hat er es selbst mit unauslöschlichen Zügen eingetragen. (Vgl. das Leben des Grafen August von Werder. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet von E. von Conrady, General der Infanterie z. D. Berlin 1889.) v. Weech.

Karl Wielandt

wurde am 26. März 1820 als Sohn des Ministerialassessors Georg Karl Heinrich Wielandt und der Karoline Müller in Karlsruhe geboren. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt mit Auszeichnung absolvirt hatte, bezog er im Wintersemester 1837 die Universität Heidelberg. In frischem, fröhlichem Studentenleben, dessen er in allen Zeiten mit unveränderter Wärme gedachte, legte er dort

Digitized by Google

den Grund zu einer Reihe von Freundschaften, deren festes, nie gelockertes Band nur der Tod zerreißen konnte. Mit Energie widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und legte im Jahre 1844 die Rechtspraktikantenprüfung ab. Am 25. Oktober 1849 wurde er zum Assessor bei dem Oberamt Offenburg ernannt, im Jahre 1852 als solcher an das Hofgericht Freiburg versetzt. Nachdem er im Jahre 1853 als Amtsvorstand in Lahr verwendet worden war, erfolgte im Jahre 1858 auf seinen Wunsch seine Rückversetzung in die Justiz. Er wurde zum Hofgerichts-Rath in Freiburg und später im Jahre 1867 zum Mitgliede des Appellationssenats des Kreis- und Hofgerichts Karlsruhe ernannt. Am 10. August 1871 wurde er zum Direktor an diesem Gerichtshofe und am 1. Oktober 1879 zum Senatspräsidenten am Oberlandesgericht befördert, in welcher Stellung er bis zu den Gerichtsferien des Sommers 1883 thätig gewesen ist. — Das Vertrauen seines Fürsten zeichnete ihn durch Verleihung des Ritter- und Kommandeurkreuzes des Zähringer Löwenordens aus. Im Jahre 1850 hat er sich mit Pauline Kintzinger verbunden, die in verständnißvoller Liebe, in rührendem Selbstvergessen seine unentbehrliche Gefährtin wurde. Während mehr als 30 Jahren genoß er an ihrer Seite in seinem gastfreien Hause eine heitere Geselligkeit, die seine vielseitige Bildung, seine Phantasie, sein sprühender Humor belebte. — Fast spurlos ging der Wechsel der Jahre an ihm vorüber, bis er im Sommer 1883 auf einer Urlaubsreise in der Schweiz, vielleicht in Folge einer Ueberanstrengung, leidend wurde. Nach mehrfachen Schwankungen schien es der aufopfernden Pflege seiner Gattin und Nichte gelungen, seine völlige Wiederherstellung zu erreichen. An Weihnachten nach Karlsruhe zurückgekehrt, freute er sich in der echten Menschenfreundlichkeit, die ihn durchdrang, gerade bei der Jahreswende Näher- und Fernerstehende zu begrüßen und begann im Gefühle der gewonnenen Kraft geistige Beschäftigungen wieder aufzunehmen, die seinem Wesen unentbehrlich waren. Da machte unerwartet und unvorhergesehen ein Schlaganfall seinem Leben rasch ein Ende. Er starb am 3. Januar 1884 früh $^1/_2$6 Uhr, alt 63 Jahre 9 Monate 8 Tage. — Mit ihm ist ein Mann von seltenen Eigenschaften geschieden. Der ideale Zug, der aus den Jahrzehnten wiederscheint, in die seine Entwicklungsjahre fallen, durchleuchtete sein ganzes Wesen. Voll Loyalität für sein Fürstenhaus, die frei von Nebengedanken, reinen Herzens in angestammter tiefgefühlter Verehrung wurzelte, war er ein unermüdlicher, rastlos thätiger Beamter, der sein Leben lang an Andere große Anforderungen stellte, an sich aber die größten. Ausgerüstet mit einem umfassenden, gründlichen Wissen, begünstigt durch ein hervorragendes, nie trügendes Gedächtniß, widmete er sich in nie versagender Arbeitskraft den größern Aufgaben seines Dienstes, wie dessen kleinen und kleinsten Ansprüchen. Und was die Makellosigkeit seines Rufes im schönsten Lichte darstellt, er war ein gerechter Richter, ein Richter, der nichts über sich kannte als des Gesetzes strenge Regel, und sich von nichts beeinflussen ließ, als dem redlichsten Streben nach Wahrheit und Recht. — Ein zärtlich liebevoller Gatte, in guten und schlimmen Tagen ein treuer, opferbereiter Freund, ein Mann, dem Gemeinen abgeneigt, vornehmen Sinnes, fließet ihm heute und später manche Thräne, manch' stiller Freundesgruß wird ihm nachgesendet und Viele sind es, die in Liebe und Dankbarkeit seiner gedenken. — In diesen kurzen Zügen eines Lebensbildes, wie es — von Freundeshand gezeichnet — an Wielandt's Sarge verlesen wurde, ist nicht nur der äußere Lebenslauf, sondern es sind auch zugleich die charakteristischen Eigenschaften dieses Mannes seltener Art treu wiedergegeben. Die Feder kann an dem Bilde, das seinem Verfasser im Augenblick des Entwurfs warm und gegenwärtig vor Augen stand, nicht nachhelfen. Es ist ganz, so wie der Mann ein ganzer war, der hier geschildert wurde. Wir vergönnen uns nun, bevor wir

Digitized by Google

von diesem Bild uns trennen, einen Augenblick noch bei den einzelnen Zügen desselben zu verweilen. — Wir sehen zunächst den fleißigen Schüler des hiesigen Gymnasiums. Noch in späteren Lebensjahren gedachte er mit kindlicher Pietät und Dankbarkeit seiner Lehrer und aller Schätze des allgemeinen Wissens, die ihm dort zu Theil wurden, oder zu deren Sammlung er wenigstens die erste Anregung bekam. Seine philologischen und ethymologischen Kenntnisse, seine Liebhabereien, seine mathematische Ausbildung, die er auch auf dem Richterstuhl in überraschender Weise zu verwerthen verstand, seine große Gewandtheit in der altklassischen und neuklassischen Literatur liefern den beredtesten Beweis, wie berechtigt in ihm das Gefühl des Dankes für seine ehemaligen Lehrer gewesen ist, die einen so regen Sinn für das Gute, Wahre und Schöne in ihm zu erwecken und zu befestigen verstanden. — Wir folgen dem Helden des geschilderten Lebensdramas von den Schulbänken auf die Hochschule, wo wir ihn in der bunten Reihe dreifarbig geschmückter Freunde wieder finden. Die rührende Anhänglichkeit Wielandt's an seine Universitätsfreunde und Corpsbrüder, die gleiche Gesinnung seiner Freunde gegen ihn zeigt auf das Unwiderleglichste, daß es wahre und echte Freundschaft war, welche dort geschlossen wurde. — Die Charakterzüge, die in Wielandt sich markant später ausprägten, traten schon hell im Jüngling hervor. Aufopferungsfähigkeit für das kleine Gemeinwesen, dem er damals angehörte und vorstand und für dessen Wohlergehen er bis in sein spätestes Alter das wärmste Interesse bethätigte, eine wahrhaft vornehme und ritterliche Lebensanschauung, Muth und Ausdauer und ein idealer, nach Vervollkommnung und Veredelung gerichteter Sinn — diese Grundzüge seines Wesens zeichneten den Jüngling schon in gleicher Weise aus, wie sie eine Zierde des reifen Mannes waren. Sie hätten auch den Greis nicht verlassen, wenn ihm jene »misera senectus«, die er nach den Lehren Cicero's de senectute umgestaltet haben würde, beschieden gewesen wäre. Das »frische, fröhliche Studentenleben«, aus welchem Wielandt körperlich und geistig rüstig hervorging, war für ihn eine reiche Quelle heiterer Erinnerungen. Wem es vergönnt war, einen Blick zu werfen auf die vergilbten Blätter seiner Studentenzeit, die er Reliquien ähnlich aufbewahrte, der staunt über die Fülle von Humor, die ihm und seinen näheren Freunden beschieden war. Entzückend ist der graziöse Versbau, in welchen Wielandt — ein Verehrer Platen's — seine neckische Muse einkleidete. — Auf die geräuschvollen Freuden eines »leider nur zu eng begrenzten Burschenlebens« folgte eine nicht unbeträchtliche Spanne Zeit des entsagenden Studiums der minder poetischen Jurisprudenz. Auch hier strebte er nicht, mit dem Pensum »fertig« zu werden und dasselbe mechanisch zu »absolviren«, sein idealer Sinn zwang ihn, sich in sein Fachstudium zu vertiefen und nicht eher sich für die Praxis reif zu erachten, bis er alle Schwierigkeiten, welche diese an Streitfragen so reiche und zu einem mühevollen Quellenstudium Anlaß gebende Wissenschaft dem Studirenden darbot, überwunden zu haben glaubte. Die raschen Erfolge, welche ihm beim Beginn seiner praktischen Laufbahn zu Theil wurden, geben ihm das sprechendste Zeugniß für die Reife seiner wissenschaftlichen Vorbereitung. — Für den Richterstand fühlte er den innersten Beruf; er wollte ihm angehören im besten Sinne des Wortes: als ein Priester des Rechts. Nach fünfjähriger Praxis zum Erstinstanzrichter und nach weiteren drei Jahren zum Appellgerichts-Mitglied ernannt, fühlte er sich in der Stellung wohl, in welcher er die Schätze seines Wissens, den Reichthum seines Geistes und die herrlichen Eigenschaften seines Charakters, seinen Hang zur selbständigen Arbeit und sein von allen Nebengedanken freies lebhaftes Gefühl für Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zum Wohle der Rechtssuchenden und zum Schutze der in ihrem Recht Gekränkten verwerthen konnte. Die öffentliche Wohlfahrt lag ihm auch hier am Herzen. Stets war

Digitized by Google

er aber eingedenk, daß die Normen, durch welche die öffentliche Wohlfahrt geregelt wird, für den Richter im Gesetz ruhen und es nicht dem Richter gestattet ist, im Interesse der von ihm subjektiv unterstellten Wohlfahrt an klaren Bestimmungen des Rechts zu deuteln oder gegen den aus seinen Einrichtungen hervorgehenden Geist des Gesetzes zu verstoßen. — Der damals fühlbare Mangel an ausreichenden klaren Gesetzesbestimmungen und einer wissenschaftlichen Begründung und Ausbildung bezüglich der Einrichtungen der politischen Verwaltung veranlaßten ihn — als er auf einige Zeit in ehrenvoller Weise zum Dienst eines Amtsvorstandes in Lahr berufen war — wieder zur Rechtspflege zurückzukehren. Er freute sich, als durch die Gesetzgebung der 1860er Jahre die Herrschaft des Gesetzes auch die innere Verwaltung zu durchdringen begann und Baden allen deutschen Ländern durch Einrichtungen der richterlichen Kontrole des öffentlichen Rechts voranging. Er selbst verblieb bei der Rechtspflege, obgleich die damalige neue Organisation derselben für ihn anfänglich die minder genehme Folge hatte, daß er, der eine ihm angebotene Stelle eines Kreisgerichts-Vorstands ablehnte und bei dem ihm lieb gewordenen Gerichtshof in Freiburg zu verbleiben wünschte, aus Gründen des Dienstalters dort die Stellung eines Kollegialrichters zweiter Instanz mit der eines solchen erster Instanz vertauschen mußte. Unverdrossen arbeitete er sich in das damals neue Kollegialgerichtsverfahren erster Instanz ein und widmete sich mit großem Eifer insbesondere auch den Funktionen eines Vorsitzenden von Strafkammer und Schwurgerichten, mit welchen er häufig betraut wurde. — Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des ganzen Gerichtsverfahrens wurde erst jetzt allseits hierlands zur Thatsache. Bewundernswerth war die Ausdauer, Unermüdlichkeit, Umsicht und Pflichttreue, mit welcher Wielandt die Hauptverhandlungen der Strafkammer pflegte. Es mußten alle Umstände des Falles so klar gestellt werden, daß der Anklage in gleicher Weise wie der Vertheidigung der Boden geebnet war. Fern von einer falschen Humanität, die in jedem Angeklagten nur einen Unglücklichen und nicht einen Verbrecher sehen will, und stets gewillt, dem vollen Ernst des Gesetzes zu genügen, übersah er aber auch keinen Umstand, der dem Angeklagten zur Entlastung oder Milderung gereichen konnte. Er war ein Wächter des Gesetzes für den Ankläger und den Angeklagten und seine wohlwollende Natur garantirte dem letzteren allen Schutz, auf welchen er nur immer zu hoffen berechtigt war. — So vergaß Wielandt in seinem objektiven Streben bald die subjektive Unannehmlichkeit, welche die durch die neue Organisation veranlaßte Veränderung seiner dienstlichen Stellung ihm verursachte. — Bald gestaltete sich auch seine dienstliche Stellung in der ihm genehmen Weise, indem er auf seinen Wunsch zunächst zum Kreis- und Hofgericht Karlsruhe als Mitglied des Appellationssenats versetzt und nach mehreren Jahren dort zum Kreis- und Hofgerichts-Direktor ernannt wurde. In dieser Stellung wirkte er rastlos während 12 Jahren, und zwar sowohl in der bürgerlichen Rechtspflege als auch in der Strafrechtspflege. Auch nach seiner schließlichen Beförderung zum Senatspräsidenten des Großh. Oberlandesgerichts präsidirte er einem Civil- und Strafsenat zugleich. — Mit Feuereifer und einer unermüdlichen Ausdauer hatte er sich auf das Studium der neuen Reichs-Justizgesetze geworfen, mit der jetzt schon reichen Literatur derselben auf das innigste befreundet und sich in lebhafter Fühlung erhalten mit den neuen Erzeugnissen der gesammten juristischen Wissenschaft und der in den reichsgerichtlichen Entscheidungen gipfelnden Gerichtspraxis. Die Entwicklung manchfacher Schöpfungen des Reichsgerichts, wie sich dieselbe in der Rechtsprechung gestaltete, fesselte ihn so gewaltig, daß er, schon von schwerer Erkrankung befallen, in den Augenblicken scheinbarer Erholung mit größter Aufmerksamkeit ihr wieder zu folgen begann. Ob dieselbe in Wahrheit überall zu einer erhöhten, dem

Digitized by Google

gemeinen Wohl der Rechtssuchenden fördernden Rechtssicherheit führen werde, oder ob nicht in mancher Entwicklungsphase schon der Keim zu einem die Rechtssicherheit gefährdenden rigoristischen Formalismus enthalten sei, diese Frage bewegte ihn auf das Tiefste und mit Spannung sah er auf manchen kontrovers gewordenen Gebieten des Reichsrechts der Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofs entgegen. — Mit gleichem Eifer behandelte er aber auch die Verhandlung und Entscheidung der einzelnen Civilfälle und Strafsälle. Die Thatfrage, die Rechtsfrage, die Geschäftsform, die Aktenbehandlung und die Anwendung des Gerichtskosten-Gesetzes — Alles betrieb er mit gleichem Eifer. — In der Thatfrage kam ihm sein ausgezeichnetes Gedächtniß schon im Voraus zu Hilfe, indem ihm die soweit aktenmäßige Vorgeschichte eines Rechtsfalls sofort bekannt war. Unermüdlich war er bemüht, die Anträge der Parteien antecipirend, sich sofort in den Besitz des ganzen, denkbarer Weise von den Parteien benützt werdenden, soweit in Akten enthaltenen Beweisstoffes zu setzen. — Nicht selten hatte er sich freilich vergebliche Mühe gegeben, da die Parteien, deren Vorträge für den Thatbestand maßgebend sind, nach Lage des Falles gerade von diesem Beweismaterial keinen Gebrauch machen zu können glaubten. Oft gelang es ihm aber auch in Folge seiner besseren Kenntniß des Sachverhalts, die Parteien auf die Lückenhaftigkeit ihrer Vorträge und auf den Widerspruch derselben mit früher festgestellten Thatsachen aufmerksam zu machen und hierdurch der Verhandlung diejenige Wendung zu geben, die zur Herstellung des wahren Sachverhalts und zum Sieg des materiellen Rechts verhelfen mußte. Wie ihm der Satz des schriftlichen Verfahrens: »quod non est in actis, non est in mundo« stets unsympathisch war, eben so wenig erfreute es ihn, wenn das mündliche Verfahren ihm verwehrte, seine vielleicht bessere Kenntniß des Sachverhalts da nicht verwerthen zu dürfen, wo die Parteien es verschmähten, in der Verhandlung von seinen Aufklärungen sachdienlichen Gebrauch zu machen. Das Streben nach materieller Wahrheit war sein oberstes Gebot bei Feststellung des Sachverhalts. — Vor seinem geistigen Auge stand nach seinem gründlichen Aktenstudium ein ideales Bild des Rechtsstreits, wie es sich hätte nach den Vorträgen der Parteien gestalten sollen und es that ihm wahrhaft wehe, wenn er im Berathungszimmer schließlich darin seinen Kollegen beistimmen mußte, daß eben der Rechtsstreit nach dem Ergebniß der Verhandlung sich anders gestaltet hatte. — In der Rechtsfrage durchforschte er stets alle Materien, welche bei Beurtheilung des Rechtsfalls in Betracht kommen konnten. Die materielle Richtigkeit und prozessuale Korrektheit der Entscheidung war sein Ziel; um dies zu erreichen, schien ihm nothwendig, alle Hindernisse zu beachten und zu beseitigen, die sich der Erreichung desselben entgegen werfen konnten. — Es war ihm nicht zu viel, wenn das Gute näher lag, auch weitere Bahnen zu durchforschen; als Mathematiker war er gewohnt, die Probe über die Richtigkeit seiner Rechnung anzustellen; dasselbe hielt er auch beim juristischen Kalkul für erforderlich. Seiner idealen Auffassung von der Würde des richterlichen Berufes entsprach es auch, der äußeren Gestalt der schriftlichen Darstellung, der sprachlichen Korrektheit, der bis zum Puttkammer'schen Erlaß kontrovers gewesenen und von da ab erst recht kontrovers gewordenen Rechtschreibung, sowie dem Interesse des Fiskus und der Parteien an der richtigen Kostenfestsetzung seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ueberall sollte Untadelhaftes und Mustergiltiges geleistet werden. — Nur eine so frische und elastische Natur wie die seinige konnte bei dieser Methode der Gesammtarbeit Herr des Stoffes bleiben und die eigenen Gedanken in richtiger Disziplin wachhalten. Er war auch hierin bewunderungswerth. Bei ihm war keine Ermüdung je wahrzunehmen; er blieb geistesfrisch und im Vollbesitz seines Gedächtnisses bis zum letzten Augenblicke einer lange über die Mittagszeit ausgedehnten

Digitized by Google

Sitzung, um nach kurzer Erholung bis zur späten Abendstunde seine Vorbereitungsarbeiten für die folgenden Sitzungen fortzusetzen. — Wie wenig ihn die Arbeit abspannte, zeigt sich darin, daß er seine Erholung nicht selten in dem Geistesspannung erheischenden Schachspiel, dessen trefflicher Meister er war, zur späten Abendstunde noch aufsuchte. — Dabei blieb er auch in der ernstesten mühevollsten Arbeit immer heiter und liebenswürdig. Wenn der durch sachliche Meinungsverschiedenheiten hervorgerufene lebhafte Meinungsaustausch zwischen ihm und Kollegen von ähnlichem Temperament auch nicht immer ohne jegliche Erregung blieb, so hielt sich doch der Ton des kollegialen Zusammenlebens des von ihm präsidirten Senates stets innerhalb der goldenen Regel: »In toto caritas!« Man hielt individuelle Verschiedenheiten gegenseitig für berechtigte Eigenthümlichkeit und erfreute sich des freien und ungezwungenen Verkehrs mit dem eben so achtungswerthen, wie liebenswürdigen Senatspräsidenten, der auch der trockensten Materie noch eine seine Kollegen erfreuende Würze abgewann und dankbar jede humoristische Gegengabe entgegennahm. — Der Eifer für die Rechtspflege machte aus ihm keinen ledernen Juristen. Seine Liebe zur Natur und ihrer Wissenschaft, zur Erd- und Weltkunde und zu allen Erzeugnissen der schönen Künste blieb immer neu. Jede Reise, die er im Sommer im Hochgebirge als rüstiger Steiger unternahm, war für ihn immer zugleich eine geistige Bereicherung und eine nie versiegende Quelle reicher Erinnerungen, die er freigebig auch seinen Freunden und Bekannten zu Theil werden ließ. — Wie er in seinem öffentlichen Leben ein Vorbild rastlosen Eifers für Wahrheit und Gerechtigkeit war, so war er in seinem Privat- und Familienleben der Ausdruck unbegrenzter Herzensgüte. Die gesellschaftlichen Vorzüge Wielandt's sind in weiten Kreisen bekannt. Jeder freute sich der Unterhaltung dieses Mannes, der im Scherz und Ernst stets anregend und erfrischend auf seine Umgebung wirkte. — In den heutigen Tagen unserer politischen Wiedergeburt dürfen wir auch nicht verschweigen, daß Wielandt ein treuer Sohn seines Vaterlandes, ein Mann von den hochpatriotischsten Empfindungen und Bestrebungen war. Mit der vollen Gluth des Jünglings schwärmte er einst für die Wiederauferstehung des Deutschen Reiches, das jetzt vollendet vor unseren Augen steht. Dem Juristen gereicht es nicht zur Unehre, wenn er früher den deutschen Einheitsprozeß in den Formen des ehemaligen Bundesstaats-Rechts sich entwickeln sehen wollte. Er war daher anfänglich unsympathisch berührt, als das Jahr 1866 diese Zirkel seiner Hoffnung störte, und wollte uns anfänglich nicht glauben, daß der deutsche Bundestag nach der alten Rechtsregel: »quod ab initio vitissum est, tractu temporis reconvalescere non potest« in Folge seiner unheilbaren eigenen Nichtigkeit zu Grunde gehen müsse, um besseren Gebilden Platz zu machen. Als er aber nördlich des Mains das stattliche Gebäude errichten sah, das Deutschland beschützen werde und geeignet war, Gesammtdeutschland unter einer Krone doch zu vereinigen, sah er sich den idealen Zielen seiner Jugend näher gerückt. Er sah jetzt klare Ziele und fühlte den neuen Rechtsboden unter seinen Füßen, auf welchem die Wiedervereinigung Jungdeutschlands erfolgen mußte. Seine hochpatriotische Haltung in den großen Jahren 1870 und 71 ist bekannt. Die Befestigung und Weiterentwicklung der deutschen Einheit war von da ab das Alpha und Omega, das primum et caput aller seiner politischen Gedanken und Empfindungen. — Wielandt war kein politischer Parteimann. Tiefe Ehrfurcht gegen Thron und Altar füllte sein ganzes politisches Denken und Empfinden aus. Er war wohlwollend gegen alle Parteien, die von gleicher Empfindung getragen waren und mischte sich in den Kampf über Tagesfragen nicht ein. Schmerzhaft berührte es ihn, wenn zwischen den Vertretern des Throns und des Altars Friktionen entstanden sind, dem sogen. Kulturkampf blieb er ferne und

Digitized by Google

hoffte mit der Wiedergeburt der deutschen Nation das Ende dieses Kampfes zu erleben. Als er bei Entstehung des Deutschen Reiches diesen Kampf mit erneuter Heftigkeit entbrennen sah, tröstete er sich mit der Hoffnung, daß das Haus Hohenzollern, dessen Glaubensgenosse er war, das neue Reich nicht auf jene schiefe Ebene gelangen lassen werde, auf welcher das alte »römische Reich deutscher Nation« seinem Untergang entgegengeglitten war. — Wenn die Wahlurne den Reichsbürger zur Erfüllung seiner Bürgerpflicht ermahnte, folgte er lediglich seinem patriotischen Instinkt und wählte denjenigen Kandidaten, dessen nationale Gesinnung ihm als die reinste und unverfälschteste erschien. Der liberalen Partei gereicht es zur Ehre, daß der politisch wie kirchlich konservativ angelegte Mann jeweils seine Stimme ihrem Kandidaten zu Theil werden ließ. — Zu frühe wurde dieser seltene Mann den Seinigen, seinen Kollegen, Freunden und Bekannten, dem engeren und weiteren Vaterland durch den Tod entrissen. — Doch seien wir nicht ungerecht gegen das Schicksal. Wielandt starb seiner würdig, nachdem er in den letzten Tagen seines Lebens seine volle, körperliche und geistige Kraft wieder erlangt zu haben schien und gerade wieder im Begriffe war, mit frischer, erneuter Kraft zu altgewohnter geistiger Beschäftigung zurückzukehren. — Der rastlose Mann konnte durch die zeitliche Ruhe nicht erfreut werden; nur die ewige Ruhe konnte seinen gewaltigen Arbeitsdrang beendigen. — Die hohen Freuden, welche Wielandt noch an seinem letzten Lebenstage im Kreise der Seinigen und beim Wiedersehen so vieler lieben Freunde und Bekannten genoß, muß uns mit seinem raschen Scheiden versöhnen. — Allen, die ihn kannten, wird der Mann von reichem Geiste, edlem Herzen und einem alle Nuancirungen von Geist und Herz harmonisch ausgleichenden hochsittlichen Wollen stets unvergeßlich sein. (K. Baer in der Beilage zu Nr. 19 der Karlsruher Zeitung von 1884.)

Karl Ludwig Zeuner,

geboren am 19. Juni 1852 in Emmendingen, Sohn des damals als Diakonus dortselbst angestellten Pfarrers Zeuner, zeigte schon als Knabe außergewöhnliche Neigung für den Militärstand. Bei Ausbruch des Krieges 1870 ergriff er, damals Schüler des Lyceums zu Rastatt, obwohl kaum 18 Jahre alt und trotz der Einwände seiner besorgten Eltern, begeistert die Gelegenheit, als Kriegsfreiwilliger in das deutsche Heer einzutreten. Im 4. Badischen Infanterie-Regiment Prinz Wilhelm (jetzt Nr. 112) machte er die Belagerung von Straßburg und sämmtliche Kämpfe seiner Truppe mit Auszeichnung mit und wurde noch in der letzten Schlacht (bei Belfort), als er mit einigen Kameraden dem verwundeten Führer seiner zu weit vorgedrungenen Abtheilung zu Hilfe eilte, von dem umzingelnden Feinde gefangen genommen. Bald nach seiner Heimkehr trat er in die Kriegsschule zu Engers und im Anfang des Jahres 1872 als Offizier in dasselbe Regiment zurück, in welchem er den Feldzug mitgemacht hatte und in dessen Verband er auch bis zu seinem Tode verblieben ist. — Als das Deutsche Reich im Auslande Fuß faßte und Kolonien gewann, erwachte in ihm der Wunsch, das ruhigere Garnisonleben mit dem freilich gefahrvolleren Pionierdienst in Afrika zu vertauschen. Er stellte sich dem Auswärtigen Amte zur Verfügung Mit Feuereifer trieb er die vorbereitenden Studien, außer Englisch besonders sein Lieblingsfach, die Naturkunde, worin er sich schon früher namhafte Kenntnisse erworben hatte. — Endlich ging sein Wunsch in Erfüllung. Am 2. Oktober 1887 schiffte er sich mit Dr. Zintgraff auf einem Woermann'schen Dampfer nach Kamerun ein. Gegen zwei Jahre war er dort auf der gemeinschaftlich mit Dr. Zintgraff einige Tagreisen landeinwärts am Elefantensee gegründeten Barombi-Station thätig. Eine Verwundung, die er in einem Gefecht zwischen

Digitized by Google

deutschen Marinesoldaten — denen er sich freiwillig mit seinen Negern angeschlossen — und feindlichen Schwarzen erhalten, vermochte nicht, ihn zum Verlassen seines Postens zu veranlassen, bis endlich in der Nacht vom 24. zum 25. Mai 1889 die heimtückische Malaria ihn derart erfaßte, daß er in eine nahezu zwei Tage dauernde Bewußtlosigkeit, verbunden mit Starrkrampf, verfiel. Während des Transports nach Kamerun erwachte er und wurde bald darauf in die Heimath verbracht. — Am 26. Juli betrat er den heimathlichen Boden und erholte sich auch im trauten Kreise seiner Angehörigen in kurzer Zeit anscheinend vollständig wieder. Als nach Ablauf seines Urlaubs im Herbst desselben Jahres die Anfrage an ihn erging, ob er bereit sei, wieder in Kamerun seinen Dienst anzutreten, überwand sein hohes Pflichtgefühl alle Bedenken, welche gemachte Erfahrung und die Vorstellungen der Seinen in ihm hervorrufen mochten: er ging — und kehrte nicht wieder. Er erlag auf der Rhede von Lagos (Westafrika) an Bord des Dampfers »Ella Woermann« am 23. April 1890 dem Fieber. Im kräftigsten Mannesalter wurde er dahingerafft, mitten in einer bedeutenden Wirksamkeit, die ihm eine große Zukunft in Aussicht stellte, zu früh für sein Vaterland, das in ihm einen beliebten, tüchtigen Offizier, einen begabten, unermüdlichen Forscher verlor, zu früh für seine Angehörigen, denen in ihm ein treuer, liebender Sohn und Bruder entrissen wurde. — Was er auf seiner Station — meistens der einzige Europäer unter den Negern — als Forscher im Dienste des geliebten Vaterlandes geleistet, davon geben die von ihm zahlreich eingesandten, meist seltenen und werthvollen Naturgegenstände, seine sorgfältig ausgearbeiteten, zuverlässigen Berichte und Karten über seine Expeditionen in's Innere, seine Anpflanzungsversuche auf der Station das beste Zeugniß. — Noch zu Neujahr 1890 erfreute er die Seinigen durch ein Glückwunsch-Gedicht, in welchem er sehnsüchtig seinen Blick in die Heimath wandte. Diese Verse, Kamerun, 1. Januar 1890 datirt, sollten seine letzten sein. Im Kampfe für deutsche Interessen und für eine große Idee hat er im fernen Lande sein Leben gelassen.

Doch wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland!

(Kölnische Zeitung 1890 Nr. 127, Zweite Morgenausgabe.)

Karl Josef Anton Zimmermann

wurde zu Neckargemünd am 16. Dezember 1814 geboren. Sein Vater war Bürgermeister Peter Zimmermann daselbst. Seine erste Ausbildung erhielt er in der Volksschule seines Geburtsortes und von seinem 12. Jahr an Unterricht in der lateinischen Sprache von Stadtpfarrer Arnold, in der französischen von Bavetta Walter. Nach seiner Konfirmation wollte er sich zuerst dem Notariatsfach widmen, entschloß sich aber dann, von Stadtpfarrer Arnold dazu ermuntert, zum akademischen Studium. Nachdem er eine Zeit lang das Bender'sche Institut in Weinheim besucht hatte, trat er in das Gymnasium in Heidelberg ein, welches er später mit dem in Mannheim vertauschte, von wo er 1833 zur Universität entlassen wurde. Er kehrte nun zum Studium der Theologie nach Heidelberg zurück, bezog 1836 die Universität Jena und wurde im Spätherbst 1837 nach abgelegter »Staatsprüfung« unter die evangelischen Pfarrkandidaten aufgenommen. — Schon vor seinem Examen war er in das Haus des Oberforstmeisters Wetzel zu Zwingenberg im Odenwald als Hauslehrer eingetreten und verblieb daselbst, bis er im Herbst 1838 als Vikar bei Dekan Rieger in Willstett eintrat. Nachdem er noch in Meckesheim und Ladenburg als Vikar gewesen war, wurde er 1840 zuerst Pfarrverweser, dann Pfarrer in Mühlhausen an der Würm, wo er sich am 20. Juni 1843 mit Katharina Nestler von Stuttgart verehelichte. In

Digitized by Google

seiner 33jährigen glücklichen Ehe wurden ihm neun Kinder (sechs Söhne und drei Töchter) geschenkt, von welchen zwei in früher Jugend starben. Im Jahr 1850 wurde Zimmermann Stadtpfarrer in Karlsruhe, welche Stelle er 31 Jahre lang bis zu seiner Emeritirung bekleidete. 1857—61 versah er die Stelle als Dekan der Landdiözese Karlsruhe. — Zimmermann war ein aufrichtig frommer Mann, der mit warmem, liebevollem Herzen einen großen sittlichen Ernst und eine völlige Hingabe an seinen Beruf verband. Seine religiöse und theologische Ueberzeugung war am stärksten beeinflußt durch den württembergischen biblischen Realismus und Pietismus, mit dessen zeitgenössischen Vertretern, einem Kapff, Knapp, Barth, Blumhardt u. s. w. er einen innigen persönlichen Freundschaftsverkehr pflegte. Was er glaubte, das lebte er auch. Sein ganzes Denken, Reden und Handeln stand im Dienst des Glaubens, von dem er erfüllt war, und daher unter der Zucht des Geistes. So war er auch, wie Wenige, ein Mann des Gebets. Daher, wenn auch im Umgang mit den ihm Näherstehenden die natürliche Fröhlichkeit seines Wesens und sein gesunder Humor zur vollen Geltung kamen, machte doch im Allgemeinen sein Wesen und Auftreten mehr den Eindruck ernster, aber durchaus ungekünstelter Würde. Er war nicht eine liebenswürdige, gewinnende Persönlichkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er war von Allen hochgeehrt und innig geliebt von Denen, welche in vertrautere Beziehung zu ihm treten konnten. Eine besonders gesegnete Wirksamkeit hatte er in Mühlhausen, wo er in den Fußtapfen Hennhöfers (s. Bad. Biogr. I, 356) dessen Werk neu befestigte, und, wie dieser, allsonntäglich seine Kirche nicht nur von seinen Gemeindegliedern, sondern auch von vielen wahrheitsuchenden Zuhörern aus der näheren und ferneren Umgebung gefüllt sah. Auch in Karlsruhe war er ein sehr gerne gehörter Prediger, dessen Gottesdienste zahlreich auch von solchen besucht wurden, die ihn nicht als Seelsorger wählten. Seine Predigten waren nicht durch besonders hervorstechende glänzende Eigenschaften ausgezeichnet, sie wirkten mehr durch die einfache Klarheit der Gedanken, durch ihren biblischen Inhalt und die fromme Wärme des Vortrags. Da in Karlsruhe freie Wahl des Seelsorgers innerhalb der evangelischen Gemeinde besteht, so konnte auch Zimmermann nur allmälig sich seine Personalgemeinde sammeln; sie war nie eine der größten, aber eine derjenigen, welche am festesten zu ihrem Seelsorger hielt. Zu diesen seinen treuen Gemeindegliedern gehörte u. a. auch der verstorbene Markgraf Wilhelm von Baden und seine Familie. Seine spezielle Seelsorge, soweit er sie dem Einzelnen widmen konnte, war eine besonders treue und gesegnete. An seinen Religionsunterricht erinnern sich viele als an den besten Gewinn ihrer Jugend. Von der allgemeinen Hochachtung, in welcher Zimmermann stand, zeugt besonders das 25jährige Jubiläum seiner Amtsthätigkeit in Karlsruhe, das er im Jahre 1875 beging. Es brachte ihm von allen Seiten her die schönsten Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit. Damals wurde er auch von dem Großherzog mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens dekorirt. — Unter der Zahl der Geistlichen und Gemeindeglieder, welche in der badischen evangelischen Landeskirche um die Fahne der reformatorischen Bekenntnisse sich schaarten und in Folge der Ereignisse von 1861 zu einer kirchlichen Partei sich vereinigten, war Zimmermann einer der angesehensten. Er war Jahre lang Leiter der »Evangelischen Konferenz«, welche den Vereinigungspunkt dieser Richtung bildete, und einer der Mitgründer ihres Organs, des »Evangelischen Kirchen- und Volksblattes für das Großherzogthum Baden«. Auf der öffentlichen Arena der kirchenpolitischen Kämpfe trat er zwar nicht hervor, er verbat sich jedesmal eine Wahl in die Generalsynode; die Thätigkeit auf einer solchen wäre für ihn zu aufreibend gewesen. Wo es aber sein Amt und seine Stellung mit sich brachten, war er ein sehr entschiedener und furcht-

Digitized by Google

loser Vertreter dieser Richtung. Dennoch war er kein Parteimann im eigentlichen Sinne des Wortes. Dazu war er zu zart, zu liebevoll, zu weitherzig. Ihm sagte mehr zu die positive stille Wirksamkeit zum Bau des Reiches Gottes. Daher war er ein eifriger und hingebender Arbeiter auf dem Gebiet der äußeren und inneren Mission. In der Direktion des badischen Landesvereins für äußere Mission war er seit vielen Jahren Vorsitzender und stand mit den Vorstehern der Basler Mission in engem Verkehr. Ebenso fand die Arbeit der inneren Mission in ihm einen warmen Freund und bereitwilligen Helfer. Er gründete einen Krankenbesuchsverein für Frauen und Jungfrauen und leitete denselben bis zu seinem Tod. Er war mitbetheiligt bei der Gründung der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission, der Hardtstiftung, der Herberge zur Heimath in Karlsruhe; er war Agent des Zentralausschusses für innere Mission; er war viele Jahre lang Seelsorger und Mitvorstand der Kleinkinderbewahranstalt in Karlsruhe und der mit ihr verbundenen Kleinkinderschwestern-Bildungsanstalt. Ganz besonders wendete er seine Liebe und Fürsorge der Diakonissensache und namentlich dem Karlsruher Diakonissenhaus zu. In den Anfangsjahren dieser Anstalt war er ihr Leiter und Seelsorger, später, als ein eigener Hausgeistlicher angestellt werden konnte, führte Zimmermann bis kurz vor seinem Tode den Vorsitz im Verwaltungsrath des immer mehr sich ausdehnenden Werkes. Noch sei bemerkt, daß Zimmermann nichts unter seinem Namen hat drucken lassen, außer einige Predigten, namentlich eine kleine 1869 bei Gutsch in Karlsruhe erschienene Predigtsammlung. — Im Jahre 1881 wurde Zimmermann durch zunehmende Kränklichkeit und Körperschwäche genöthigt, in den Ruhestand zu treten. Er behielt seinen Wohnsitz in Karlsruhe und fuhr fort, einigen der vorhin genannten Vereinsthätigkeiten den Rest seiner Kräfte zu widmen. Außerdem übernahm er nun die Vorstandschaft der Hardtstiftung, sowie die des Vereins für innere Mission Augsburger Bekenntnisses, welcher eine Vereinigung der innerhalb der evangelischen Gemeinden vorhandenen sogenannten Gemeinschaften (Konventikel oder Stunden) zur Pflege dieses Gemeinschaftslebens darstellt. — Lebhafte Theilnahme in der evangelischen Gemeinde Karlsruhe und weit über dieselbe hinaus erweckten die besonders herben Lebensschicksale Zimmermanns. Er selbst war oft sehr leidend, und mehrmals während seiner Karlsruher Wirksamkeit schien es, als ob derselben ein frühes Ziel gesetzt werden sollte. Sieben Kinder wuchsen ihm in schöner Jugendblüthe heran. Aus ihrer Zahl verlor er zuerst 1867 seine zweitälteste Tochter nach langer Krankheit. 1873 und 1875 starben ihm einer nach dem andern seine vier Söhne, lauter wohlbegabte, hoffnungsvolle Jünglinge, 1876 die treffliche, ganz zu ihm passende Gattin, welcher über dem Jammer ihres Hauses das Herz brach, endlich 1881 auch seine älteste verheirathete Tochter. Ihm blieb von allen seinen Kindern nur die jüngste Tochter, welche der Trost seines Alters und seine treue Pflegerin wurde. Am 2. Juli 1889 ging der Vielgeprüfte, nach langen Leiden im Alter von 74 Jahren, zur Ruhe ein. Der von ihm selbst verfaßte Lebenslauf, der bei seiner Beerdigung vorgelesen wurde, schließt mit den Worten: »Ihm, dem getreuen Gott und Vater in Christo Jesu, sei für Alles, Freud' und Leid, in Demuth Anbetung und Dank dargebracht«.

F. W. Schmidt.

Digitized by Google

Nachträge.

Friedrich Arnold.

(Zu Theil I, S. 8 ff.)

Nach seinem Rücktritt vom akademischen Lehramte, in welchem im Herbst 1873 sein Schwiegersohn Karl Gegenbaur sein Nachfolger wurde, verfolgte Arnold, bis wenige Jahre vor seinem Ableben in voller körperlicher und geistiger Frische, mit lebhafter Theilnahme die Fortschritte seiner Wissenschaft, von denen er durch seinen Sohn Julius Arnold, seit 1866 ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie an der Universität Heidelberg, und durch seinen oben genannten Schwiegersohn Kunde erhielt. Seine letzten Lebensjahre trübten die mit dem hohen Alter fast stets verbundenen Leiden, von denen ihn am 4. Juli 1890 ein sanfter Tod erlöste. Er hatte ein Alter von 87 Jahren und 6 Monaten erreicht. (Nekrologe von Karl Bardeleben in der Deutschen Medicinischen Wochenschrift, 16. Jahrgang Nr. 39, und im Anatomischen Anzeiger Jahrgang V, Nr. 13 und 14.)

Großherzogliches Haus Baden.

Marie Amalie Elisabeth Caroline, Prinzessin von Baden, Herzogin von Hamilton, Tochter des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie (s. Badische Biographieen I, 21), starb zu Baden am 17. Oktober 1888. Ihre sterbliche Hülle ruht in der neben der fürstlichen Todtenkapelle des Klosters Lichtenthal angebauten Gruftkapelle.

Cäcilie, Prinzessin von Baden — Olga Feodorowna, Großfürstin von Rußland — war die jüngste Tochter des Großherzogs Leopold und der Großherzogin Sophie von Baden, geboren den 20. September 1839 zu Karlsruhe und am 7. Oktober d. J. auf den Namen Cäcilie Auguste getauft. Die Prinzessin genoß im Hause der hohen Eltern die sorgfältigste Erziehung. Sie erfreute sich mit ihrer nur wenige Jahre älteren Schwester, der Prinzessin Marie, der fürsorglichen Pflege und Anleitung einer Erzieherin und wurde von verschiedenen Lehrern der Stadt Karlsruhe unterrichtet, welche die außerordentliche Frische und leichte Auffassungsgabe ihrer fürstlichen Schülerin rühmten. Letztere bewahrte denn auch diesen Männern für ihre erfolgreiche Unterweisung ein dankbares Gedenken. — Die Prinzessin verlobte sich im Jahre 1856, noch vor ihrer Konfirmation, mit dem vierten Sohne des Kaisers Nicolaus von Rußland, dem Großfürsten Michael Nicolajewitsch; sie verließ in der zweiten Hälfte des Monats Juli 1857 ihre Vaterstadt Karlsruhe und wurde von der treuliebenden Mutter bis über die Grenze der badischen Heimath geleitet, von wo sie unter den Segenswünschen der Großherzoglichen Familie in Begleitung weiland

Digitized by Google

der verwittweten Kaiserin Alexandra Feodorowna die Reise nach Rußland fortsetzte. — An der Seite ihrer zukünftigen Schwiegermutter, welcher die Verlobte ihres jüngsten Sohnes besonders an's Herz wachsen sollte, betrat die fürstliche Braut die neue Heimath nach glücklich vollendeter Seefahrt. Hier wurde sie in dem damals so zahlreichen Kreise der Familie weiland des Kaisers Nicolaus mit herzlicher Liebe aufgenommen, dem auch sie sich fortan mit ganzer Liebe zuwandte. — Die Prinzessin wurde in Petersburg in die griechisch-orthodoxe Kirche unter dem Namen Olga Feodorowna aufgenommen und, nachdem am 16./4. August 1857 zu Peterhof ihre Verlobung nochmals nach russischem Gebrauch in Form einer religiösen Feier stattgefunden hatte, wurde am 28./16. August in der Schloßkathedrale daselbst ihre Vermählung mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Michael Nicolajewitsch nach griechischem Ritus vollzogen. Das junge Paar lebte nur wenige Jahre in Petersburg, die Ernennung des Großfürsten Michael zum Gouverneur des Kaukasus führte dasselbe nach Tiflis, der Hauptstadt dieser im Südosten des Reiches gelegenen Provinz. Der Entschluß zur Uebersiedelung in dieses damals durch den Mangel an Verkehrsverbindung so fern liegende Land war für die junge Fürstin kein leichter, und schweren Herzens nahm sie vorher Abschied von ihrer Mutter, als sie im Jahre 1862 erstmals nach ihrer Vermählung Karlsruhe wieder besuchte. Drei blühende Kinder begleiteten sie auf der Reise nach dem so weit entlegenen Tiflis; erst nach einer Fahrt von drei Wochen konnte dasselbe erreicht werden. Dort eröffnete sich für den Großfürsten eine vielseitige Thätigkeit sowohl in militärischer als besonders in administrativer und kultureller Richtung; bei dieser zum Segen der ihm anvertrauten Interessen geübten Wirksamkeit wurde der Großfürst von seiner Gemahlin durch eingehende Theilnahme und Verständniß für seine Aufgaben in reichstem Maße und insbesondere auch dadurch unterstützt, daß Großfürstin Olga die Sorge der Erziehung der aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, 6 Söhne und 1 Tochter, übernahm, deren leibliche und geistige Ausbildung sie mit ungewöhnlicher Begabung und hingebender Liebe zu fördern bestrebt war. Die außerordentlich glückliche Ehe, das höheren Zielen zugewendete Familienleben machte das Großfürstliche Haus auch zur Stätte der Bildung und Veredelung für die verschiedenen Gesellschaftsklassen der dem Großfürsten anvertrauten Provinz, für deren Wohlfahrt das Großfürstliche Paar allenthalben seine Theilnahme bethätigte. Gelehrte und Künstler fanden in dem gastlichen Hause willkommene Aufnahme und es gestaltete sich darin ein geselliges Leben, durch welches gute Sitte und höhere Bildung gefördert wurde. Insbesondere war die Großfürstin bemüht, auch die weibliche Bevölkerung des Landes für die Beschäftigung mit nützlichen Arbeiten und für das Verständniß höherer Interessen zu gewinnen, und hat dort den Grund gelegt zu Veranstaltungen, welche die Fürsorge für Mädchen und Frauen bezwecken. — So bildeten sich in dem damals in der Kultur noch wenig entwickelten und erst kurz der russischen Herrschaft unterworfenen Lande herzliche Beziehungen, welche der Großfürstin den Aufenthalt im Kaukasus werth machten, wozu auch die landwirthschaftliche Schönheit des Landes, vor allem ihres Landsitzes Borjom beitrug, die sie an die heimathlichen Thäler des Schwarzwaldes, insbesondere an das ihr so liebe Murgthal erinnerte. — Während des russisch-türkischen Krieges, als der Großfürst in hervorragender Weise als Statthalter und Oberstbefehlshaber seiner schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe sich unermüdlich widmete, war es der Großfürstin vergönnt, segensreiche Werke der Barmherzigkeit in den Hospitälern, die sie selbst organisirt hatte, auszuüben; in dieser fürsorgenden christlichen Arbeit ist sie bis an die Operationslinie der Kars belagernden Armee gekommen und hat dort die Verwundeten in den dortigen Lazarethen besucht. — Nach einem mehr als zwanzig-

Digitized by Google

jährigen Aufenthalt in Tiflis schien das dortige Klima der Großfürstin nicht mehr zuträglich zu sein, da in Folge eines Gelenkrheumatismus sich eine Veränderung in der Herzthätigkeit eingestellt hatte. Die Familie siedelte nach Petersburg über, wo dem Großfürsten eine andere einflußreiche Wirksamkeit zugewiesen wurde. — Das glückliche Familienleben des Großfürstlichen Paares wurde durch die Verbindung der einzigen Tochter mit dem jetzigen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin erhöht. Nachdem die Großfürstin 1881 dem Doppelfest der Vermählung der Kronprinzessin von Schweden und Norwegen, sowie der silbernen Hochzeit des Großherzoglichen Paares in Karlsruhe beigewohnt hatte, war es ihr vergönnt, 1882 das Fest der eigenen silbernen Hochzeit zu feiern. In zunehmendem Maße bildete der häusliche Herd der Großfürstin Olga eine von allen Mitgliedern der Kaiserlichen Familie gern und viel aufgesuchte Stätte. — Je mehr die Söhne heranwuchsen, um so mehr suchten sie den Verkehr mit der ihre Erziehung stets weiter leitenden Mutter auf. Hatte die Großfürstin früher mit den älteren Kindern zu öfteren Malen bald kürzeren oder längeren Aufenthalt in Karlsruhe, Baden und Mainau genommen, so wiederholten sich diese Besuche in zunehmender Weise, je mehr die Selbständigkeit der Söhne eine Abwesenheit der Mutter ermöglichte; stets war sie von einem oder dem andern der jungen Großfürsten begleitet. — Mit den Kindern unseres Fürstenhauses verband sie eine ganz besondere Liebe, die dem innigen Herzensbunde entsprach, welcher sie mit ihren Geschwistern vereinigte. Die Großfürstin verweilte noch im Herbste 1890 mehrere Wochen in Baden-Baden und feierte im Kreise der Großherzoglichen Familie ihren 51. Geburtstag. Der dortige Aufenthalt hat ihr sichtlich wohlgethan, denn sie rühmte den günstigen Einfluß, den derselbe auf ihre Gesundheit ausgeübt hatte. — Den Winter 1890/91 brachte die Großfürstin wie gewöhnlich in Petersburg zu. Wiederholtes Unwohlsein neben den Anzeichen des fortschreitenden Herzleidens gaben ihren Angehörigen Anlaß zu Besorgnissen, sie selbst sehnte sich nach dem Süden, wo sie Stärkung und Erquickung zu finden hoffte. So reifte der Entschluß, noch vor dem Eintritt der besseren Jahreszeit die Reise nach der Krim zu unternehmen, wozu auch die Sorgen um ihren zweiten Sohn, dessen die Kindespflichten hintansetzendes Verhalten ihr schweres Herzeleid bereitete, wohl mögen beigetragen und in ihr den Wunsch haben entstehen lassen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. — Ihre Angehörigen waren verhindert, die Großfürstin zu begleiten; nur die ihr in hingebender treuer Liebe ergebene Hofdame, Fräulein Oserow, stand ihr fürsorgend auf der Reise zur Seite. In der Nacht vom 7. auf den 8. April 1891 verließ sie St. Petersburg, eine Halsentzündung nöthigte die hohe Frau, die Reise zu unterbrechen und in Charkow zu bleiben. Nachdem dieses Uebel Samstag den 11. früh gehoben war, trat am Abend des nämlichen Tages eine ausgebreitete Rippenfellentzündung auf, welche sofort von den Aerzten als gefährlich erkannt wurde; das langjährige Herzleiden hatte einen Verfall der Kräfte herbeigeführt; am Morgen des 12. war ein so hochgradiger Schwächezustand eingetreten, daß das Leben der hohen Kranken für gefährdet angesehen werden mußte. In der darauf folgenden Nacht entschlief die edle Frau eines sanften Todes. Mit ihrem Tode wird eine Verbindung gelöst, welche während 34 Jahren die Quelle reichen Glückes für die in inniger Liebe verbundenen Gatten und für die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder gewesen ist. — Das Scheiden der theueren Entschlafenen beweinten der treue Gatte, ihre sieben Kinder, ihre Geschwister und hohen Anverwandten. Aber auch in weiten Kreisen, wo ihr segenbringender Einfluß in dankbarer Erinnerung ist, wurde der frühzeitige Heimgang der edlen Frau in tief schmerzlicher Weise empfunden und hat die Herzen mit Trauer erfüllt. Ihr Gedächtniß aber lebt fort bei allen, welche Zeuge

Digitized by Google

waren ihres vielseitig anregenden, liebevollen und erfolgreichen Wirkens. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 106, Beilage.)

Pauline Sophie Elisabeth Marie, Prinzessin und Markgräfin von Baden, die Tochter des Prinzen und Markgrafen Wilhelm Ludwig August von Baden und der Prinzessin und Markgräfin Elisabeth Alexandrine Constanze von Baden, geborenen Herzogin von Württemberg, war zu Karlsruhe am 18. Dezember 1835 geboren. — Einfach waren die äußeren Wege, auf welchen die Prinzessin von der Hand der göttlichen Vorsehung durch dieses irdische Leben geführt worden ist. — Das Haus, in welchem sie das Licht der Welt erblickt hat, blieb auch der Wohnsitz für die ganze Lebensdauer, und war die Stätte, an welcher die Fürstin aus diesem Leben geschieden ist. Das Gelaß des Hauses, in welchem die neugeborene Prinzessin durch den Bund der heiligen Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen wurde, ist dasselbe, in welchem sie gemeinsam mit der jüngeren Schwester am 23. März 1853 diesen Taufbund in der Konfirmation bekräftigte, und dasselbe, aus welchem die sterbliche Hülle zur letzten Ruhestätte in der fürstlichen Gruft geleitet worden ist. — Unter der treuen Obhut und liebevollen Fürsorge ihrer Eltern war der Prinzessin vergönnt, frohe, glückliche Kinderjahre zu verleben im Zusammensein mit den beiden geliebten Schwestern. Dem Kreis der Jugendgespielinnen, welcher sich um die Prinzessinnen zu versammeln pflegte, hat sie bis in die späten Jahre eine gütige Anhänglichkeit bewahrt. Gerne gedachte sie auch der sommerlichen Aufenhalte mit den hohen Ihrigen auf den fürstlichen Landsitzen Salem und Rothenfels. Der Geist tiefer wahrhaftiger Frömmigkeit und der gläubige christliche Sinn, welcher im Hause der Eltern lebendig war, ist als ein köstliches Gut auch auf die Tochter übergegangen. Sie hat gestrebt, dieses Gut zu bewahren, auch als die ernsten Erfahrungen des Lebens an sie herangetreten sind; und als gegen das Ende ihrer irdischen Laufbahn ihr nicht erspart war, schwere körperliche Leiden zu tragen, und die damit verbundenen Anfechtungen nicht ausbleiben konnten, hat sie sich im Glauben durchgerungen zum Frieden mit Gott und zur versöhnten Hingabe an seine Schickungen. — Nicht lange war der geliebte Kreis im elterlichen Hause vereinigt geblieben. Am 11. Oktober 1859 wurde ihr der hochverehrte Vater durch den Tod entrissen und nach wenigen Jahren stand sie tief erschüttert am Sarge der treuen Mutter, welche am 5. Dezember 1864 aus diesem Leben geschieden ist. Wohl wechselte mit dem tiefen Schmerz um den Hingang der Eltern die Freude über die Vermählung der durchlauchtigsten Geschwister, der Prinzessin Sophie mit dem Prinzen und jetzt regierenden Fürsten Woldemar zur Lippe und der Prinzessin Leopoldine mit dem Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg. War nach diesen Ereignissen die Prinzessin Elisabeth allein im elterlichen Hause zurückgeblieben, so war sie doch in der neuen Lebenslage vor Vereinsamung bewahrt durch ein treues Gemüth und durch die Gabe einer ruhigen und verständigen Auffassung aller Lebensverhältnisse. Mit innigem Antheil begleitete sie das Leben der durchlauchtigsten Geschwister und die gleiche schwesterliche Liebe umfaßte auch den Kreis blühender Kinder, welcher im Hause der jüngeren Schwester in schöner Entwicklung sich entfaltete. — Das Zusammensein mit diesen fürstlichen Familien und deren Besuche im gastlichen Hause der Prinzessin waren häufig wiederkehrende, freudig begrüßte Lichtpunkte im regelmäßigen Gange des Lebens. Liebevolle verwandtschaftliche Gesinnung und wahrhafte Verehrung waren das Band, welches die Prinzessin mit unserem Großherzog und seiner Gemahlin verknüpfte, und herzliche Dankbarkeit brachte sie den Beweisen freundlicher Gesinnung entgegen, welche ihr in reichem Maße von dem hohen Fürstenpaar zu Theil geworden sind. — Mit warmem Antheil begleitete sie die Geschicke aller Mitglieder des Großherzoglichen Hauses, tief

Digitized by Google

erschüttert durch die schweren Schicksalsschläge, welche in den letzten Jahren über dasselbe hereingebrochen sind. — Die Prinzessin war begabt mit einem feinen Sinn für die Werke der Kunst; ein vortrefflich gebildetes musikalisches Gehör gewährte bis in die späteren Jahre vielfache edle Lebensfreude. — Als in späteren Jahren die Prinzessin durch Rücksichten der Gesundheit veranlaßt war, den Unbilden des Winters auszuweichen und an den Küsten des Mittelländischen Meeres ein milderes Klima aufzusuchen, hat dieser Sinn in hohem Maße noch dazu beigetragen, den wohlthuenden Eindruck dieser Aufenthalte zu erhöhen. Im Verlauf der Jahre war die Prinzessin genöthigt, auf diese weiteren Reisen zu verzichten, und suchte fortan im nahen Baden Linderung für die zunehmenden körperlichen Beschwerden. — Aber daheim wie auswärts bewahrte sie durch's ganze Leben ihren glaubensvollen frommen Sinn und wurde nicht müde, ihn zu bethätigen durch stillgeübte Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe. — Im Jahre 1873 wurde die Prinzessin von einer Venenentzündung befallen; zwar wurde die Krankheit damals geheilt, aber es entwickelten sich mannigfache, vielfach schmerzhafte und hemmende Leiden, und immer ernster wurden die Prüfungen, welche der christlichen Dulderin auferlegt waren. Um die Mitte des Monats April 1891 trat abermals eine Venenentzündung ein, welche die erschütterte Konstitution nicht mehr zu überwinden vermochte. Umgeben von den tiefbetrübten, innigeliebten Schwestern und dem Trost ihres Gebetes, ist Prinzessin Elisabeth am 15. Mai 1891, Morgens fünf Uhr fünfundzwanzig Minuten, nachdem sie ihr irdisches Leben auf 55 Jahre 4 Monate und 28 Tage gebracht hatte, zur ewigen Ruhe heimgegangen. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 136.)

Josef Bader.

(Zu Theil I, S. 30 ff.)

Nach seiner Zuruhesetzung beschäftigte sich Bader vorzugsweise mit Studien zu einer seit langer Zeit geplanten, auf zwei Bände berechneten Geschichte der Stadt Freiburg. An deren Ausarbeitung ging er gleichzeitig mit seiner Uebersiedelung nach Freiburg heran, wohin er nach dem Tode seiner langjährigen Lebensgefährtin Anna, geborenen Albert aus Bonndorf, mit welcher er sich im Jahre 1842 vermählt hatte, und die ihm im Jahre 1881 entrissen wurde, seinen Wohnsitz verlegte. Er sollte nur noch das Erscheinen des ersten Bandes (1882) erleben. Im Anfange des Jahres 1883 ernstlich erkrankt, starb Archivrath Bader am 7. Februar 1883 im 78. Lebensjahre. Seine geschichtlichen Forschungen und seine schriftstellerischen Arbeiten bilden ein rühmliches Denkmal seiner durch ein langes Leben unermüdet fortgesetzten fleißigen und liebevollen Thätigkeit auf dem Gebiete der badischen Landesgeschichte, die seinem Namen für immer ein ehrenvolles Andenken sichert. (Vgl. Dr. Josef Bader, Nekrolog im 36. Band der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« S. 476 ff., wo auch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften zusammengestellt ist.)

Franz Josef Baer.

In der Reihe der höheren Beamten der Staatsverwaltung, deren Wirken bisher in den Badischen Biographieen geschildert worden, ist F. J. Baer der Erste, dem es vergönnt war, seine Thätigkeit im Dienste des Staates über einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert auszudehnen und zwar bis zuletzt in verantwortungsvoller Stellung ohne merkbare Abnahme einer selten geistesfrischen Arbeitskraft. — Franz Josef Baer ist am 16. Juni 1809 zu Konstanz geboren, wo sein Vater Professor am Lyceum war. Schon 1811 starb die Mutter, deren Schwester sich nun der Pflege des einzigen Kindes widmete. Von dem Konstanzer Lyceum abgegangen, studirte Baer 1826—1828 in Freiburg.

Digitized by Google

Philosophie, höhere Mathematik und Naturwissenschaften, um dann in Heidelberg volkswirthschaftliche und rechtswissenschaftliche Vorlesungen zu hören, bestand 1830 die Staatsprüfung im Kameralfach und war hierauf bei mehreren Domänenverwaltungen als Gehilfe beschäftigt. 1832 starb der Vater, außer einer größeren Büchersammlung nur weniges dem Sohn hinterlassend, der damals den bescheidenen Jahresgehalt von 380 Gulden bezog. In der Absicht, durch Erhöhung seines Einkommens die Verehelichung mit der ihm verlobten Tochter eines Bürgers zu Meersburg zu ermöglichen, nahm Baer 1835 die Stelle eines Sekretärs und Kassiers an der neugegründeten badischen Allgemeinen Versorgungsanstalt an; die damit verbundene Beschäftigung konnte aber seinem lebhaften Streben nicht genügen. In den Staatsdienst zurückgemeldet, ward Baer 1836 als Regierungsassessor bei der Kreisregierung zu Mannheim angestellt, von wo er, warm empfohlen, von dem Regierungsdirektor Dahmen (s. Badische Biographieen I, 156), der die ungewöhnliche Befähigung des jungen Beamten bald erkannt hatte, 1839 zum Assessor in das Ministerium des Innern befördert wurde. 1842 ward er staatswirthschaftlicher Rath bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues und war damit auf das Gebiet der Staatsverwaltung gekommen, auf dem er während 45 Jahren in erfolgreicher Weise thätig gewesen ist. Zwar ward Baer, als 1852 Ministerialrath Cron (s. oben S. 68 ff.) zur Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues versetzt wurde, an dessen Stelle wieder in das Ministerium des Innern berufen; doch war ihm hier außer den früher schon innegehabten Referaten über die damals zum Geschäftskreis dieses Ministeriums gehörenden Staatsanstalten, über die Budgets und das Kassenwesen noch jenes über die Wasser- und Straßenbauverwaltung übertragen und bald trat er auch wieder in engere Beziehung zu der Centralstelle dieses Verwaltungszweiges, die in jener Zeit ohne Direktor war. Nach Oberbaudirektor Tulla's Tod, 1828, (Badische Biographieen II, 360) war die Leitung der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues an ein juristisches Mitglied des Ministeriums des Innern übergegangen, 1832 wieder ein Ingenieur, nach dessen Zuruhesetzung 1844 aber ein kameralistisch gebildetes Mitglied des Ministeriums des Innern, Geheimerath Freiherr Marschall von Bieberstein, zum Direktor ernannt worden. Nachdem der Letztere 1849 an die Spitze des Ministeriums des Innern getreten war, wurden die Geschäfte der Oberdirektion durch das dienstälteste Mitglied Oberbaurath Scheffel, (Badische Biographieen II, 249) geleitet. 1854 ward durch höchste Entschließung bestimmt, daß der Ministerialreferent Baer an den Sitzungen der Oberdirektion theilzunehmen und von der Geschäftsleitung dieser Stelle in steter Kenntniß sich zu halten habe und zwei Jahre nachher ward er mit der Leitung der Oberdirektion betraut, nachdem zuvor verordnet war, daß der Vorstand dieser Behörde jeweils ein Mitglied des Ministeriums des Innern sei. Allein schon nach 4 Jahren trat diese Verordnung thatsächlich außer Kraft, indem Baer, als 1860 Cron von der Oberdirektion wieder in das Ministerium berufen wurde, aus diesem ausschied, um, jetzt zum Direktor ernannt, ausschließlich die Leitung der Wasser- und Straßenbauverwaltung zu übernehmen. Diese Stellung hat Baer — von 1879 ab mit Titel und Rang eines Geheimerathes II. Klasse — bis zu seinem 1887 erfolgten Rücktritt bekleidet. Die erbetene Zuruhesetzung war ihm unter ausdrücklicher Anerkennung seiner langjährigen, treuen und erfolgreichen Dienste bewilligt worden; auch bei seinem vorangegangenen 50jährigen Dienstjubiläum hatte ihn der Großherzog durch die Verleihung des Großkreuzes des Ordens vom Zähringer Löwen besonders ausgezeichnet. Zweimal war Baer aushilfsweise im Kollegium des Kriegsministeriums beschäftigt: von 1849 bis 1852 aus Anlaß der Verpflegung der in Baden stehenden preußischen und der in Preußen stehenden badischen Truppentheile, dann

Digitized by Google

wieder während des Feldzuges 1870/71. 34 Jahre lang — 1840 bis 1874 — war er Mitglied des aktiven Verwaltungsraths der Allgemeinen Versorgungsanstalt. Den Ruhestand benützte Baer zu wissenschaftlichen Arbeiten; er starb nach zurückgelegtem 81. Lebensjahre am 16. August 1890 zu Karlsruhe. — Baer's Wirksamkeit steht in naher Beziehung zu dem wirthschaftlichen Aufschwung, wie er sich in Baden während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in wachsendem Maß vollzogen hat — hauptsächlich auf dem Gebiet des Verkehrswesens durch die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, die Verbesserung der Land- und Wasserwege, aber auch durch die Sicherung der Niederungen und der Thalgründe gegen die schadenbringenden Wirkungen der Gewässer und durch sonstige staatliche Fürsorge für das Landeskulturwesen. Eine Reihe von Jahren war er mit der Leitung der Zwangsenteignungen für Eisenbahn- und Straßenbauten befaßt. Von seinem Beginn bis Mai 1872 hat der Eisenbahnbau zum Geschäftskreis der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues gehört. Während Baer in dieser Behörde gewirkt hat, sind die Linien Heidelberg — Basel — Konstanz, Durlach — Mühlacker, Appenweier — Kehl, Heidelberg — Würzburg, Offenburg — Hausach und Villingen — Singen, Radolfzell — Meßkirch, Meckesheim — Jagstfeld und die Tauberthalbahn, ferner die Rheinbrücken bei Waldshut, bei Kehl und bei Mannheim erbaut worden und die großartigen Hafen- und Bahnanlagen in Mannheim, die Schwarzwaldbahn, sowie mehrere Seitenbahnlinien waren der Fertigstellung nahe gebracht, als der Eisenbahnbau an die Generaldirektion der Großh. Staatseisenbahnen überging. Mit fester Hand hat Baer die mit solch' umfangreicher Bauthätigkeit verbundene Verwaltung — gegen 250 Millionen Mark sind unter seiner Verantwortlichkeit für Eisenbahnbauten ausgegeben worden — mit der ihm überall eigenen Umsicht und klugen Sparsamkeit in Ordnung gehalten. Er hat es einzurichten gewußt, daß der weitaus größte Theil des Staatsbahnnetzes erbaut wurde, ohne daß hiefür auch nur eine etatmäßige Stelle eines technischen Beamten errichtet worden ist; wenn er hierbei, wie überhaupt in seinen Maßnahmen das Interesse des Staatshaushalts immer höher gestellt hat, als die Wünsche der zahlreichen ohne Beamtenrechte beschäftigten Ingenieure, so ist ihm das wohl nur von den letztern allein verübelt worden. Auch auf dem Gebiet des Wasser- und Straßenbauwesens war unter Baer's administrativer Mitwirkung und Vorstandschaft die Bauthätigkeit eine sehr umfassende. Die Rheinkorrektion entlang der bayerischen Grenze ist in dieser Zeit fortgesetzt, jene entlang der Grenze gegen Elsaß nach Abschluß des Rheingrenzvertrags mit Frankreich von 1840 in Angriff genommen und, wie das badisch-baierische Korrektionswerk, in der zweiten Hälfte des 1870r Jahrzehnts in der Hauptsache zum Abschluß gebracht worden. Dazu kamen die bedeutenden Arbeiten an den größeren Schwarzwaldflüssen, die Verbesserung der Wasserstraßen des Neckars und des Maines, die Verlegung der Neckarmündung und Schaffung eines Floßhafens bei Mannheim, die Erbauung von Hafen- und Landungsanlagen am Bodensee u. dgl. m. Im Straßenbau fällt unter Baer's Direktion die Herstellung wichtiger Gebirgsstraßen und jener ausgedehnten, auf Grund des Gesetzes über die Vervollständigung des Landstraßennetzes vom Jahre 1870 im ganzen Großherzogthum zur Ausführung gebrachten Neubauten und Verbesserungen. — Die Schwierigkeit, als Nicht-Techniker die Berathungen zu leiten und die Entscheidungen herbeizuführen in einem Kollegium, das in der Mehrzahl aus Ingenieuren besteht und dem nur technische Bezirksbehörden unterstehen, hat Baer leicht überwunden, indem er in technischen Fragen sich stets enthalten hat, sein Urtheil dem der Fachleute entgegenzusetzen, sobald er nur erkannt hatte, daß er einer wohlerwogenen Ansicht gegenüberstand; auf solch' allseitig reifliche Erwägung verstand er, oft mit äußerst scharfsinniger Taktik, hinzuwirken. Nur wenn es sich — auf dem Grenzgebiet zwischen In-

Digitized by Google

genieurfach und Architektur — um die äußere Gestaltung der Bauwerke im Hinblick auf ihre ästhetische Wirkung handelte, dann legte er, selbst geübt mit Stift, Pinsel und Palette (er war auch seit 1863 Mitglied der Kommission für Ankauf der Kunstwerke für die Großh. Kunsthalle), sein auf künstlerischem Formensinn beruhendes Urtheil in die Wage. Besonders lebhaftes Interesse hat er dem Wasserbauwesen und der Pflege seiner wissenschaftlichen Grundlagen gewidmet, gerade hier aber jederzeit darauf gehalten, daß dem leitenden Ingenieur Vertrauen entgegengebracht werde und möglichst freie Bewegung einzuräumen sei. In solchem Sinn sind die 1876—1886 durchgeführten Aenderungen in der Organisation der Wasserbaubehörden und die Errichtung des Centralbureaus für Meteorologie und Hydrographie, die seither in mehreren deutschen und außerdeutschen Staaten Nachahmung gefunden hat, von Baer kräftig befürwortet worden. Den Leistungen seiner technischen Referenten und der Ingenieure draußen im Land ward er stets wohlwollend gerecht, und es gereichte ihm zur Befriedigung, hervorragenden Erfolgen die gebührende Anerkennung zu verschaffen (vgl. auch die von Baer verfaßten Lebensbeschreibungen der Oberbauräthe Keller und Sauerbeck I, 453 und II, 236). Was die Ingenieure unter seiner Direktion geleistet, sich selbst zum Verdienst anzurechnen, lag eben so wenig in seiner Art, als dilettantisches Eingreifen in technische Dinge. In einem Zweig der Straßenbauverwaltung hat aber Baer mit der Zeit auch nach der technischen Seite die Führung übernommen. In der Zeit, in welcher die Ingenieure durch die größeren Unternehmungen im Eisenbahnbau, Wasserbau und durch Straßenneubauten voll in Anspruch genommen waren, in der Mehrzahl auch an der einfachen Straßenunterhaltung weniger Geschmack fanden, hat Baer diesen Gegenstand eingehend studirt und Erfahrungen gesammelt. Durch eine anerkannt vortreffliche Statistik über Verkehr, Material- und Geldaufwand, auch dadurch, daß er die Untersuchung der zur Straßenunterhaltung verwendeten Gesteine veranlaßte, hat er werthvolle Grundlagen geschaffen; alljährlich hat er viele Straßen selbst bereist und nach seinen Wahrnehmungen Anregungen gegeben und Anordnungen getroffen. Wenn die Pflege der Straßen und Wege im Großherzogthum Baden weithin über dessen Grenzen des besten Rufes genießt, so ist dies ganz überwiegend Baer's Verdienst. Durch sein Fachstudium mit dem Wesen der exakten Wissenschaften bekannt, hatte Baer ein feines Verständniß für das Ingenieurfach. Wie er selbst durch Verfolgung der Literatur, durch den Besuch von Vorträgen und die Theilnahme an den wissenschaftlichen Vereinen Karlsruhes sich stets von den Fortschritten der Wissenschaft und der Technik in Kenntniß hielt, so war er immerfort darauf bedacht, die jüngeren Ingenieure zur wissenschaftlichen Fortbildung anzuregen und nach dieser Richtung bekundetes Streben zu belohnen. Bibliothek und Lesezirkel standen unter seiner besonderen Obhut. — In die Zeit, in der Baer an der Spitze der Wasser- und Straßenbauverwaltung stand, fallen die Straßengesetze von 1868 und von 1884, nachdem das Straßenwesen in Baden seit 1810 nicht Gegenstand der Gesetzgebung gewesen war. Wie anderwärts, so hatte auch in Baden mit der Entwickelung des Eisenbahnbaues die Ansicht Raum gewonnen, daß die Staats-(Land-)Straßen entbehrlich geworden seien und den Landwegen überhaupt nur noch geringere Bedeutung zukomme. Baer ist dieser Anschauung von Anfang an und bis zu seinem Lebensende in Wort und Schrift immer nachdrücklich entgegengetreten und die Thatsachen haben ihm Recht gegeben; denn in keiner Zeit ist das Bedürfniß nach Verbesserung der Landwegverbindungen in Baden so sehr hervorgetreten, sind so viele Gesuche hierwegen an die Regierung und an die Landstände gelangt, als mit und nach der Erbauung der Eisenbahnen. Die ungünstige Finanzlage des Staates hat aber in den 1850r Jahren zum Ausscheiden einer namhaften Anzahl von Straßen aus

Digitized by Google

dem Staatsverband und zur Ueberweisung an die Gemeinden geführt; zu anderen Staatsstraßen sollten die Gemeinden Beiträge leisten. Dem geschickten Vorgehen Baer's und seinem unverdrossenen Bemühen, bei den Gemeinden das Interesse an der guten Instandhaltung der Straßen zu wecken und wach zu halten, ist es wesentlich zu danken, daß in jenen Jahren die Straßen nicht in Zerfall gerathen sind. Die Sachlage war indeß doch recht mißlich; von zwei zu zwei Jahren mußten Verträge mit den Gemeinden wegen ihrer Beitragsleistungen zur Straßenunterhaltung abgeschlossen werden und der Mangel einer gesetzlichen Regelung ward immer mehr fühlbar. Eifrig betheiligte Baer sich deshalb an den mehrjährigen Vorarbeiten zu dem Straßengesetz, das 1868 auf der Grundlage der Verwaltungsorganisation von 1863 erlassen worden ist. Außer den Gemeinden hatten nun auch die Kreise, und zwar, wie jene, nach festen Normen, Beiträge zur Unterhaltung, zur Verbesserung und zum Neubau der Straßen zu leisten. Hauptsächlich aus Rücksicht der Billigkeit für solche Landestheile, in welchen das Straßennetz noch der Verbesserung und weiteren Ausdehnung bedurfte, ist, von Baer lebhaft befürwortet, durch das Gesetz bestimmt worden, daß noch eine Anzahl Straßenbauten zur Ausführung gebracht werden sollen, wobei in Bezug auf die Beitragsleistung der Gemeinden zu den Kosten, wie seit 1855, freiwillige Vereinbarung stattfinde. Hierwegen war dem nächsten Landtag eine Vorlage zu machen. Mit Aufbietung aller Kräfte ist nun in weniger als zwei Jahren von der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues ein Entwurf für die Vervollständigung des Landstraßennetzes in den verschiedenen Theilen des Großherzogthums, hauptsächlich aber im südlichen Schwarzwald, in der Bodenseegegend und im Odenwald bearbeitet worden als Grundlage für jenes Gesetz von 1870, dessen Durchführung die Straßenbaubehörden während etwa 15 Jahren in außerordentlichem Maß in Anspruch genommen hat. Mit Recht hat Baer in der Vorlage dieses Gesetzes und in der Zustimmung der Landstände zu demselben ein Zeichen des Vertrauens in die Leitung der Straßenbauverwaltung und zugleich »die folgenreichste That« erblickt, »die bisher in Baden zur Herstellung eines vorzüglichen Landstraßennetzes ausgeführt wurde«. Inzwischen hatte der Vollzug des Straßengesetzes von 1868 nicht ganz befriedigt; die Art des Beizugs der Gemeinden zu den Kosten von Neubauten oder Verbesserungen gestaltete sich sehr ungleich, oft unbillig; die Kreise klagten, daß ihnen nur wenig Einfluß auf das Straßenwesen eingeräumt sei, dagegen die unangenehme Aufgabe zufalle, von den Gemeinden die gesetzlichen Beiträge zu erheben und an die Staatskasse abzuliefern; die gewünschte Erleichterung der letzteren war nicht eingetreten. Die Absicht, diese Mißstände zu beseitigen, hat zu dem Straßengesetz von 1884 geführt. Die Ausdehnung der vom Staat zu unterhaltenden Landstraßen wurde eingeschränkt; der Beizug der Gemeinden zu den Kosten der Neubauten erfolgt wieder, wie vor 1868, nach Verhältniß des Nutzens und der finanziellen Leistungsfähigkeit, und durch die Einführung der Gattung Kreisstraßen ist den Kreisen eine belangreiche Rolle in dem Verkehrswesen zugetheilt, geeignet, dieses früher vielangefochtene Selbstverwaltungsinstitut zu kräftigen. Durch diese letztere Maßnahme, in der hauptsächlich die Bedeutung des Gesetzes von 1884 beruht, ist ein Ziel erreicht, das Baer seit Beginn seiner Leitung des Straßenwesens immer im Auge gehabt hat: die Verbesserung derjenigen Landwege, die sich nicht zur Unterhaltung durch den Staat eignen. Schon in den 1850r Jahren hatte sich Baer um die Pflege der sogenannten Vizinalwege wirksam angenommen. Die Beaufsichtigung derselben durch Vizinalstraßenmeister ist auf seine Anregung eingeführt worden; unermüdlich war er darum bemüht, daß die Gemeinden, nach 1863 die Kreisverbände, brauchbare Wegwarte einstellen, daß die Lieferung des Straßenmaterials gehörig überwacht werde u. dgl. m. Sein Bestreben, die

Digitized by Google

Kreisverbände für die Pflege der Gemeindewege zu interessiren, war je länger je mehr von Erfolg: voran ging der Kreis Mannheim unter der Führung des hochverdienten Geheimeraths Lamey, des Schöpfers der Kreisverfassung; bald folgten andere Kreise nach, so daß die Stellung eines Wegnetzes unter die Kreisfürsorge bei Erlassung des Gesetzes von 1884 bestens vorbereitet, theilweise schon verwirklicht war. Auch jetzt war Baer in aller erdenklichen Weise darauf bedacht, den Kreisen die Erfüllung ihrer Aufgabe zu erleichtern und sie zu umfassender Thätigkeit anzuregen. Beim Ausscheiden Baer's aus dem Dienst waren denn auch 80 Prozent der 6000 km messenden Gemeindewege Badens in die Kreispflege übernommen; er sah darin den schönsten Lohn seines Wirkens, und es war ihm von Herzen gegangen, als er in seinem Abschiedsschreiben an die sieben Kreise, die sich in besonders entschiedener Weise um das Straßenwesen angenommen hatten, sein Bedauern aussprach, daß es ihm in der Folge nicht mehr vergönnt sei, an dem von diesen Kreisverbänden in das Leben gerufenen segensreichen Werke der Verbesserung der Kreis- und Gemeindewege mitwirken zu können. »Ihre Schöpfung,« fährt er fort, »steht nach meiner Ueberzeugung an Bedeutung für die Verkehrsinteressen weder den Bauunternehmungen für Landstraßen noch jenen für Eisenbahnen nach; sie ist vielmehr die Grundbedingung für die vollständige Nutzbarmachung dieser großen Verkehrswege. Die Einwendungen, welche noch vereinzelt gegen diese Kreisthätigkeit gemacht werden, müssen in kurzer Zeit schon verstummen und man wird in später Zeit noch mit ungetheiltem Dank die nutzbringende Thätigkeit der Kreise auch auf diesem Gebiet anerkennen.« — War Baer so in den letzten 15 Jahren seiner Dienstführung in sehr umfassender Weise mit dem Straßenbauwesen beschäftigt, so hat das seinem Thätigkeitstrieb doch nicht genügt. Als die Eisenbahnbau-Verwaltung von der Wasser- und Straßenbauverwaltung abgelöst war, hat Baer, obschon bald darauf das für die Herstellung der neuen Karte des Großherzogthums errichtete topographische Bureau der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues unterstellt wurde, die Einschränkung seines Geschäftskreises ungern ertragen, und er hat es freudig begrüßt, als einer von ihm 1876 ausgegangenen Anregung entsprechend — das Landeskulturwesen einschließlich der Feldbereinigung und gleichzeitig auch die Katastervermessung 1878 dem Geschäftskreis der Wasser- und Straßenbauverwaltung zugewiesen wurden. Mit dieser Neuregelung war Baer eine bedeutende, im Katastervermessungs- und Lagerbuchswesen ihm neue und auch schwierige Aufgabe zugefallen, deren Lösung er sich mit frischer Thatkraft gewidmet hat. — Bei all' dem hat Baer die Muße gefunden, auch schriftstellerisch thätig zu sein. Außer mehreren von ihm theils verfaßten, theils redigirten Denkschriften über den Fortgang der Eisenbahn- und der Wasserbauten, Artikeln in Zeitschriften u. dgl. hat Baer eine 1870 erschienene systematisch geordnete Sammlung der auf die Wasser- und Straßenbauverwaltung bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Vorschriften mit Erläuterungen, geschichtlichen, topographischen und statistischen Notizen bearbeitet. Diesem vortrefflichen Handbuch folgte als Ergebniß überaus eingehender landesgeschichtlicher Studien die Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr (1878) und nach seiner Zuruhesetzung hat der Achtzigjährige noch eine Schrift über »das Straßenbauwesen im Großherzogthum Baden unter dem Einfluß der Eisenbahnen mit besonderer Rücksicht auf den Kreis- und Gemeindewegbau und auf die Straßeneisenbahnen« verfaßt und herausgegeben (1890). — Gegenüber seinem langjährigen Wirken als Beamter tritt Baer's politische Thätigkeit zurück. Der Zweiten Kammer der Landstände hat er als Abgeordneter des Bezirks Bonndorf—Neustadt von 1851—1865 angehört — in den Landtagen 1855—1860 war er Vorstand der Budgetkommission, auch Mitglied des Landständischen Ausschusses. Fast ausschließlich hat er sich an den Verhandlungen

Digitized by Google

über den Staatshaushalt und sonst über rein wirthschaftliche Fragen betheiligt; doch tritt sein Name in den denkwürdigen Konkordatsverhandlungen vom Frühjahr 1860 hervor. Baer hatte es übernommen, einen Vermittlungsantrag einzubringen. Während der Antrag der Kommission der Zweiten Kammer dahin ging, den Großherzog in einer Adresse zu bitten, die Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhl außer Wirksamkeit zu setzen, und dem entgegen von Seiten der Freunde des Konkordats, im Sinne der Zustimmung und mit dem Ausdruck des Vertrauens zur Regierung, Uebergang zur Tagesordnung beantragt war, schlug Baer vor, die Kammer solle in einer Adresse dem Großherzog ihre Ansicht über die Vereinbarung vortragen und diejenigen Punkte bezeichnen, zu deren Wirksamkeit die ständische Zustimmung für nothwendig erachtet werde, auch bezüglich der übrigen Punkte über das Maß sich aussprechen, welches die Regierung beim Vollzug einzuhalten habe. Der Antrag Baer fiel; er hatte nur die Stimmen der dem Konkordat geneigten Minderheit erhalten. 1866 hat Baer eine Wiederwahl abgelehnt und der Bezirk Bonndorf—Neustadt jetzt einen Abgeordneten der liberalen Richtung (Tritscheller) gewählt. — Wer Baer nur obenhin kannte, mochte wohl in dem schmächtigen Mann, in seinem Aeußern bis in das höhere Lebensalter kaum verändert, stets mit breiter schwarzer Halsbinde und hohem Hut würdig einherschreitend, den Typus des trockenen Bureaukraten der vergangenen Zeit zu sehen glauben; wer aber mit ihm in näheren Verkehr trat, erkannte einen Mann von durchdringendem Verstand, vorurtheilsfrei, weit entfernt von jedem kleinlichen Wesen, von seltener Lebhaftigkeit, einen liebenswürdigen, munteren Gesellschafter. Bis in seine letzten Tage hat er die Vorgänge im öffentlichen Leben aufmerksam verfolgt, im Reich hauptsächlich die wirthschaftliche Entwickelung. In dieser, zunächst in der Erleichterung des Verkehres, erkannte er eine wesentliche Förderung der Reichseinheit; er durfte sich wohl sagen, daß er auch seinerseits dazu beigetragen habe, und gern hat er an Goethe's prophetische Worte in den Gesprächen mit Eckermann erinnert: »Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; gute Chausseen und künftige Eisenbahnen werden schon das ihrige dazu thun.« *

Karl Heinrich Baumgärtner

(Theil I, S. 47 ff.)

starb zu Baden am 11. Dezember 1886.

Gustav Friedrich von Beyer.

(Zu Theil I, S. 82 ff.)

Nach seinem Rücktritt aus badischen in preußische Dienste wurde Generallieutenant v. Beyer im Juli 1871 zum Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein, 1873 zum General der Infanterie und Chef des Niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39 ernannt. Im Jahr 1880 wurde ihm der Abschied bewilligt. Nachdem er seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt hatte, mußte er sich, schwer erkrankt, der Amputation eines Beines unterziehen. Zuletzt lebte er im Kreise der Familie seines Stiefsohnes in Leipzig, wo ihn am 8. Dezember 1889, als er eben den Zuschauerraum des Neuen Theaters betreten hatte, ein Herzschlag traf, der seinen sofortigen Tod herbeiführte.

Friedrich Michael von Boeckh

wurde mit einem bald wieder verstorbenen Zwillingsbruder am 1. April 1806 in Karlsruhe dem Staatsminister Christian Friedrich v. Boeckh (vgl. Badische Biographieen I, S. 95 ff.) geboren und erhielt in Gymnasium und Kadettenhaus daselbst seine Erziehung. Von 1822 bis Spätjahr 1866 gehörte er dem aktiven Militärdienst des badischen Armeecorps an. Noch als Oberlieutenant

Digitized by Google

wurde er zur Dienstleistung an das Kriegsministerium beordert (1836), und zwar als Adjutant des damaligen Präsidenten, General v. Freydorf, zugleich aber bei dieser Behörde mit Verwaltungsgeschäften betraut; obwohl er zunächst Infanterist war, behandeln seine ersten Arbeiten materielle Fragen der Artillerie und der Bewaffnungsanstalten. Zum Hauptmann und Mitglied jenes Ministeriums vorgerückt (1840), wurde er im Laufe der Jahre daselbst in verschiedenen Zweigen des Militärwesens thätig und namentlich lange Jahre hindurch zur Vertretung des Militärbudgets bei den Ständen verwendet. Einige Zeit gehörte er zugleich der Central-Rekrutirungsbehörde als Mitglied an; im Jahr 1842 hatte er für die Wiedererrichtung einer Garnison in Freiburg, 1849 für die Organisation und Uniformirung der Karlsruher Bürgerwehr besondere Thätigkeit zu entfalten. In seiner Stellung bei der ersten (militärischen) Sektion des Kriegsministeriums rückte er durch die Stabsoffiziersgrade (1847 Major, 1850 Oberstlieutenant, 1852 Oberst) zum Generalmajor (1859) vor und wurde dabei zum Director des Ministeriums ernannt. — Unter Belassung in dieser Charge wurde v. Boeckh 1861 auf das Gebiet der Pflege der bundesstaatlichen Beziehungen hinübergeführt, auf welches er in jungen Jahren als Sekretär seines Vaters bei den Zollvereinsverhandlungen in Berlin in anderer Richtung einen Blick geworfen hatte. Er erhielt nämlich die Ernennung zum badischen Bevollmächtigten bei der Militärkommission des Deutschen Bundes und siedelte daher 1861 nach Frankfurt a. M. über; zeitweise führte er daselbst auch die württembgerische Stimme. In dieser Stellung, welche ihn mehrfach in deutsche Bundesfestungen führte, war er auch Mitglied der 1862 in Hamburg tagenden Spezialkommission zur Begutachtung der deutschen Küstenvertheidigungspläne; 1866 rückte er zum Generallieutenant vor. War auch der Aufenthalt in Frankfurt durch die zum Theil gemeinsame Arbeit mit dem badischen Civilgesandten Robert von Mohl und durch ein Leben, reich an werthvollen Beziehungen, ausgezeichnet, so schlossen ihn anderseits bekannte geschichtliche Ereignisse ab, welche einen der Sache des Bundes so treu ergebenen Mann wie v. Boeckh schmerzlich erfaßten, indem der Deutsche Bundestag, als Frankfurts Einnahme durch preußische Truppen zufolge des Rückzugs der Bundesarmee vorauszusehen war, mit der Bundesmilitärkommission seinen Sitz verlegen mußte und schließlich in Augsburg sich auflöste. — Hiermit schloß zugleich v. Boeckhs militärische Laufbahn ab, welche neben dem Kommandeurkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwenordens durch Auszeichnungen von Preußen, Württemberg und Hessen geehrt war; der Wunsch v. Boeckhs, im Jahr 1870 den Ruhestand verlassen zu dürfen, erfüllte sich nicht, indem das Gesuch des 66jährigen Generals die Erwiderung fand, daß ein seiner hohen Stellung entsprechender Posten nicht verfügbar sei. So blieb ihm, welcher von Anbeginn seiner Laufbahn an vorwiegend zur militärischen Verwaltung hingelenkt war, auch hier nur die Freude, eine kriegerische Zeit ohne eigenes Eingreifen in patriotischer Begeisterung mitzuempfinden, — einer Empfindung, welcher er auch nachher durch eifrigste Thätigkeit für das Zustandekommen des schönen Siegesdenkmals in Freiburg nachlebte. — Doch konnte sein arbeitsamer, dem Gemeinwohl ergebener Sinn auch im Ruhestand, den er theils in jener Breisgaustadt, theils in Waldkirch im Kreise seiner Familie verbrachte, nicht rasten, und er fand in dem Schwarzwald, den er mit Frische durchstreifte, ein neues Arbeitsgebiet, indem er den Schwarzwaldverein als dessen Mitbegründer und langjähriger erster Präsident leitete. — Nachdem ihm seine geliebte Gattin Sophie, geb. Fritz, welche ihn mit 7 Töchtern beschenkt hatte, entrissen worden war, so hatte er auch seinen heiteren Sinn eingebüßt und er verstarb am 15. Juni 1890 in Freiburg nach längerer Krankheit. v. J.

Digitized by Google

Ludwig Dittweiler

wurde am 19. März 1844 als Sohn des Küblermeisters L. Dittweiler in Karlsruhe geboren. Nachdem er in der Privatschule von Lafontaine den ersten Unterricht genossen hatte, nöthigte ihn der Tod seines Vaters, der ihn und seine Mutter mittellos zurückließ, frühzeitig an eigenen Erwerb zu denken. Schon mit 14 Jahren trat er als Lehrling im Karlsruher Hoftheater-Malsaale ein, siedelte aber bald nach Mannheim über, wo er bei dem bekannten Dekorationsmaler und Theatermaschinisten J. Mühldörfer (Badische Biographieen II, 93) in die Lehre trat und reiche Anregung fand. Nach Jahresfrist etwa kehrte Dittweiler nach Karlsruhe zurück und wurde hier unter dem Ateliervorstand Barnstedt als Hoftheatermaler angestellt. Nach dessen Wegzug erhielt er seine Stelle. Seine Arbeiten zeichneten sich durch großen malerischen Wurf, besonders im Architektonischen, aus. Von seinen Leistungen sind besonders zu nennen die Dekorationen zum »Dornröschen« (namentlich der Burghof, dem ein Motiv aus dem Heidelberger Schlosse zu Grunde lag), zum »Freischütz« (Zimmer, Wolfsschlucht), zum »Tannhäuser« (Festsaal), zum »Ring des Nibelungen«, zu »Carmen«, zur »Heiligen Elisabeth«, zur »Puppenfee« u. a. — Neben seinen Arbeiten für die Hofbühne hat Dittweiler auch viele Staffeleibilder geschaffen, die beinahe ausschließlich der Architektur angehören. Es finden sich unter den behandelten Stoffen zahlreiche Motive aus Venedig, wo er sich wiederholt aufhielt. — Lebenslustig und liebenswürdig, voll Frische und Humor, hat Dittweiler die Freundeskreise, in denen er sich bewegte, durch Gesang und Deklamation vielfach erfreut und erheitert. — Seit wenigen Jahren verheirathet, genoß er des lange entbehrten Familienlebens in der trauten Häuslichkeit, welche zwei Kinder belebten. Scheinbar sehr rüstig, wurde er plötzlich von einem schweren Leiden ergriffen, dem er, erst 47 Jahre alt, am 24. März 1891 erlag. *

August Eisenlohr.

Das Lebensbild dieses treuen Dieners der evangelischen Kirche Badens ist nicht gekennzeichnet durch großartige, die Außenwelt berührende Verhältnisse; was demselben seinen eigenthümlichen Glanz verleiht, das ist die bei nicht geringer Begabung geübte gewissenhafte Treue, es ist die stille, tiefgehende Wirksamkeit eines in Gott ruhenden Gemüthes. — Jakob Eisenlohr, Stadtpfarrer in Rastatt, und dessen Gattin, Julie, geborene Steinmetz, waren umgeben von einem reichen Kranz fröhlich heranwachsender Kinder; unter ihnen August, geboren am 26. Dezember 1822. Bis zu seinem 8. Lebensjahr besuchte dieser die Volksschule und dann bis zum 17. Lebensjahr das Gymnasium in Rastatt. Seine vielseitige Begabung, sein sinniges Wesen trat vielversprechend schon in den Jugendjahren hervor. Er liebte die Musik, zeichnete gern und sorgfältig, machte poetische Versuche, hatte Freude an allem Schönen und Guten. Von den Eltern treu gepflegt, von den zahlreichen Geschwistern innig geliebt, wuchs er heran, bis die Stunde des Scheidens aus dem Elternhaus gekommen war. — Das Studium der Theologie war nicht nur des Vaters Wunsch, sondern auch der Zug seines eigenen Herzens. In Heidelberg begann er seine akademische Laufbahn. Hier war es namentlich Rothe, der geistvolle, liebenswürdige Mann, der eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte. Im Jahre 1840 ging er nach Halle, wo Tholuck, der ebenso durch tiefe Frömmigkeit wie reiches Wissen hervorragende Gelehrte, seine akademische Wirksamkeit entfaltete und einen Kreis lern- und heilsbegieriger Jünglinge um sich sammelte. Zu ihnen gehörte bald auch August Eisenlohr. Es war eine schöne, anregende, gesegnete Zeit, die seinem Gedächtniß und seinem Herzen stets theuer blieb. — Von Halle, wo er sich zwei Jahre auf-

Digitized by Google

gehalten, kehrte er nach Heidelberg zurück, um in das theologische Seminar daselbst einzutreten. — Nach beendigten Studien und wohl bestandenem Examen wurde Eisenlohr Vikar in Weil bei Lörrach (1844—45). Ein Freund, der ihn in jener Zeit kannte, schildert ihn in einem Briefe als »einen zarten, braunlockigen, fast jungfräulichen Jüngling von sanftem, schüchternem Wesen«. — Im Jahre 1845 kam er als Vikar nach Rüppurr, von wo aus er auch die Diasporagemeinde Ettlingen zu versehen hatte. Hier steht er noch in gutem Andenken als der »Johannesjünger«, wie sie ihn damals nannten. Besonders befreundet war er in jener Zeit mit der auf dem Gut Hellberg wohnenden Familie Focke aus Bremen. — Nur ungern schied er im Jahr 1850 aus diesen Verhältnissen, wenn es ihm auch erwünscht war, Nachfolger seines Freundes Zimmermann zu werden in der Gemeinde Mühlhausen, die 23 Jahre vorher mit ihrem Pfarrer Henhöfer aus der katholischen zur evangelischen Kirche übergetreten war. — Das Jahr 1852 brachte ihm eine neue Stätte der Wirksamkeit; er wurde Pfarrer in Linkenheim bei Karlsruhe, wo er sich im Jahr 1854 mit Karoline Engelmann von Stuttgart verehelichte, an deren Seite er viel glückliche Jahre verlebte. — Nach sechsjähriger, reich gesegneter Thätigkeit kam er von Linkenheim in die evangelische Stadtgemeinde Gernsbach, in der er bis an's Ende seines Lebens als treuer unermüdlicher Seelsorger wirksam war. Mit lebhaftem Interesse betheiligte er sich an den kirchlichen Aufgaben der Gegenwart. Im Auftrag der obersten Kirchenbehörde übernahm er die literarischen Vorarbeiten zur Herstellung eines neuen Gesangbuches, das im Jahr 1882 Gemeingut unserer Landeskirche wurde. Im engsten Zusammenhang mit der Einführung des neuen Gesangbuchs steht die Gründung eines Landes-Kirchengesangvereins, bei der er in hervorragendster Weise betheiligt war. Manche bezeichnen ihn geradezu als den Gründer dieses Vereins. — Am 8. Mai 1877 verlor er seine treue Lebensgefährtin, der zu seinem großen Schmerz auch der einzige hoffnungsvolle Sohn Gotthold, ein angehender Theologe, zwei Jahre nachher im Tode folgte. — Neues häusliches Glück brachte ihm die Verbindung mit Marie Zeller, der Tochter des † Dr. Adolf Zeller in Heilbronn. — Nachdem er als Stadtpfarrer in Gernsbach sein 25jähriges Jubiläum gefeiert, bei welchem Anlaß ihm viel Liebe und Verehrung von Seiten seiner Gemeinde zu Theil geworden war, durfte er noch acht Jahre in reich gesegneter Arbeit stehen. Er starb nach kurzem, aber schwerem Krankenlager in seligem Frieden am 14. November 1890, tief betrauert von allen, die ihm nahe gestanden sind. *

Friedrich Wilhelm Joachim Heinrich Gaß

ward geboren am 28. November 1813 in Breslau. Sein Vater, Joachim Christ. Gaß, war nach einem bewegten Leben, wie alle bedeutenden Männer jener erregten Zeit es führten, von Stettin, wo er als Feldprediger und Konsistorialassessor wirkte (1806), von Berlin, wo er als Prediger an der Marienkirche segensreich waltete (1808), bei der Gründung der Universität Breslau (1810) als Professor der Theologie und zugleich als Konsistorialrath hierher berufen und übte eine an der Universität der Hauptstadt Schlesiens und in der ganzen Provinz voll anerkannte, eingreifende Wirksamkeit (1811—1831). Unter gewaltigen Verhältnissen ein Mann geworden, war er voll religiösen Sinnes und Lebens und, von dem Streben beseelt, die »verlorne schöne Individualität des Christenthums« wieder zu gewinnen, sie mit frommer Liebe zu umfassen und ihr in der Wissenschaft eine bessere Stätte zu bereiten (wie der Sohn vom Vater sagt, Herzogs R.-E. 19,535), übte er seine kirchliche und später seine wissenschaftliche Thätigkeit ganz im Geiste Schleiermachers, mit welchem ihn seit 1803 ein nie getrübtes Freundschaftsband eng verknüpfte. Zeugniß dessen ist

Digitized by Google

der anziehende Briefwechsel Schleiermachers mit Gaß, den der Sohn 1852 veröffentlichte. Die Mutter, Wilhelmine Stavenhagen, war eine Frau von »mehr als gewöhnlichem Geiste«, mit der Schleiermacher, wenn er den Freund besuchte, Zwiegespräche zu halten sich freute (Briefwechsel XLVIII), zugleich aber von tiefem, festem Gemüthe, die ihrem Manne »in der Ehe die Hälfte eines Lebensglückes brachte, das ihm auch unter den schwersten Prüfungen treu blieb«. (R.-E. 535.) In dem Hause der Eltern verkehrten viel und gerne die geistig bedeutendsten Männer der Stadt und der in dem ersten und zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens blühenden Universität: v. Merckel, v. Rhediger, David Schulz, v. Cölln, Passow, Wachler, Steffens u. A. Auch Schleiermacher kam zuweilen von Berlin. So athmete die Seele des Knaben von Jugend auf die Luft eines kräftigen, lauteren, innigen, hochgebildeten, von allen idealen Interessen der Menschheit angezogenen und genährten Familienlebens und der Geist des Mannes offenbarte später, welch' eine gesunde und edle, ethische und intellektuelle Nahrung er in dieser Jugendluft eingesogen hatte. Die religiöse Grundstimmung aber des Hauses und mehr noch die schöne Begeisterung des Vaters für die theologische Wissenschaft, für welche er namentlich auf Grund der neue Bahnen betretenden Thätigkeit Schleiermachers eine neue Blüthe, und durch welche er eine neue segensvolle Einwirkung auf die deutsche Kirche und das Gemüthsleben des deutschen Volkes erhoffte, leiteten den Sinn schon des Knaben auf die Theologie als das Gebiet seines eigenen Berufes und das Feld seiner eigenen zukünftigen Thätigkeit. — Die Anfänge der Bildung empfing Gaß nach kurzem Besuch einer Vorschule durch Privatunterricht. In ihm erprobte der Vater an dem Sohn die damals viel verhandelte Frage, ob es nicht richtiger und zweckmäßiger sei, den Unterricht in den alten Sprachen statt mit dem Lateinischen mit dem Griechischen zu beginnen. Er that dies auf Rath Passows, dessen eigener Sohn an diesem Unterrichte theilnahm, den zuerst der spätere Direktor des Gymnasiums von Schweidnitz und dann von Breslau, K. G. Schönborn, ertheilte. Mit neun Jahren lasen die Knaben Homer und Plato, mit vierzehn den Aeschylus. Und als Gaß nach zwei Jahren Latein zu lernen begann, trat, wie er sagt, »die Frucht dieser Methode zu Tage«. (In der Vita, angehängt der Doktordissertation S. 73.) In scheinbarem Gegensatze hierzu stehen allerdings die Worte, welche als späterer Ausspruch von Gaß in dem Lebensabrisse K. G. Schönborns von Dr. E. Cauer (S. 23) aufgenommen sind: »Der Versuch ist gelungen .... Dennoch möchte ich diese Umkehrung der gewöhnlichen Ordnung keineswegs empfehlen. Das Lateinische ist mir, als ich damit begann, blutsauer geworden; es eignet sich besser zur Einführung in den klassischen Unterricht.« Aber daß der Sinn des Knaben zuerst und so früh dem Griechischen zugewendet wurde, hatte die Folge, daß die Kraft des Mannes mit Vorliebe der Erforschung des griechisch-christlichen Geistes sich widmete. Mit 13 Jahren trat Gaß in die Tertia des Maria Magdalena-Gymnasiums von Breslau, damals unter dem Direktorat des feingebildeten Kluge. Hier lernte er $4^1/_2$ Jahre, darunter $1^1/_2$ Jahre in der ersten Klasse, mit angestrengtem Fleiße. Nach dem Tode aber des Vaters (1831) zog die Mutter nach Schweidnitz, wo die Schwester von Gaß an den Direktor Schönborn verheirathet war. Hier blieb Gaß noch $1^1/_2$ Jahre in der Prima. Dann bestand er 1832 das Abiturientenexamen mit der Note I. In dem Entlassungszeugnisse von Breslau, wie in dem Abiturientenzeugnisse von Schweidnitz wird außer den Fortschritten in den alten Sprachen, namentlich im Griechischen, der im Deutschen gerühmt. »Mit vorzüglicher Leichtigkeit und Gewandtheit übersetzte er die griechischen und römischen Schriftsteller treffend in die Muttersprache.« So bildete sich in Gaß schon früh jene leichte Schönheit der Sprache, die auch in den wissenschaftlichen

Digitized by Google

Schriften der späteren Jahre aller Schwerfälligkeit enthoben wie ein durchsichtig klarer Bach anmuthend dahinfließt. — Um Theologie zu studiren, ging Gaß zuerst nach Breslau 1832. In seiner Geburtsstadt wurden die früheren Freunde der Eltern seine Lehrer, in der Theologie vor allen D. Schulz, dann Middeldorpf, Knobel, Hahn, in der Philosophie Braniß, in der Philologie Passow, nach dessen Tode 1833 Ritschl, in der deutschen Literaturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit Wachler. So sehen wir, wie Gaß mit vielseitigem Interesse aus verschiedenen Gebieten des Geisteslebens, auf die von Jugend auf sein Sinn gerichtet war, den eigenen Geist weiter zu befruchten, zu bereichern suchte. — Nach vier Semestern in Breslau ging Gaß 1834 auf zwei Semester nach Halle. Schleiermacher, der ihn jetzt, wo systematische Theologie in die Reihenfolge seiner Studien trat, nach Berlin würde gezogen haben (Vita S. 75), war Anfang 1834 gestorben. So ward in Dogmatik und Ethik Wegscheider sein Lehrer in »völlig reizlosen Vorlesungen, die aber unterrichtend wirkten, weil der Dozent nach allen Seiten noch etwas beizubringen wußte«. (Gaß, Geschichte der Dogm. 4, 450.) Daneben hörte er bei Gesenius (Hiob), Tholuck (Römerbrief), Thilo (Kirchengeschichte), Billroth (Religionsphilosophie). Der schneidende Gegensatz des wissenschaftlichen Geistes dieser Theologen, der Gegensatz des Rationalismus und Supranaturalismus, ängstete freilich oft sein Gemüth. Immer jedoch erhob er sich über diese Gegensätze und diese Angst in dem Studium der Dogmatik Schleiermachers (Vita S. 76). Großen Einfluß aber auf Gaß übte auch Thilo. Ihm »verdankte er die Anregung zu dogmenhistorischen Studien und bei seiner ersten Beschäftigung mit Calvin's Institutio in Thilo's Seminar faßte er den Gedanken, der Reihenfolge dogmatischer Lehrsysteme, zumal der protestantischen, eine zusammenhängende Forschung zu widmen«. Wesentlich gewiß aus diesem Grunde pries Gaß die Hallenserzeit als das glücklichste Jahr seines Studententhums. Auch der Verkehr mit gleichgestimmten Freunden, Badenern (den Gebrüdern Frisius u. a.) beglückte ihn. Von Halle ging Gaß nach Berlin (1835). Er hörte Twesten (Dogmatik), Steffens (Anthropologie), Neander (Leben Jesu). Dieser zog ihn in den Kreis seiner jungen Freunde, die fast täglich bei ihm verkehrten, und von ihm fühlte Gaß am nachhaltigsten sich beeinflußt. Die liebevolle Vertiefung in die individuellen Gestalten der Geschichte, die wir in den historischen Schriften von Gaß finden, dürfen wir auf jenen Einfluß zurückführen. — Nach Vollendung seiner Studien wandte sich Gaß nach Breslau. Denn hierher war die Mutter zurückgegangen, als der Schwiegersohn Schönborn Direktor des Magdalenäums geworden war. Mit hingebendem Ernste widmete sich Gaß seinen Studien. Den Gegenstand und die Gründlichkeit derselben bekunden die Dissertation, mit welcher er 1838 den Grad des Doctor philosophiae erwarb — de dei indole et attributis Origenes quid docuerit inquiritur — die Dissertation, auf Grund deren er 1839 um die Würde eines Licentiaten der Theologie sich bewarb — de utroque Jesu Christi nomine in novo Testamenti obvio Dei filii et hominis — die Antrittsvorlesung bei der Habilitation als Privatdozent der Theologie (21. Dezember 1839) — über die Methode in der Darstellung der Dogmengeschichte. Auch Gaß bricht hier mit jenem Pragmatismus der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts, der die geschichtliche Bewegung auf die Willkür zufälliger, kleinlicher persönlicher Ursachen zurückzuführen liebte, und wendet sich jener »synthetischen, konstruktiven Methode« zu, welche in der geschichtlichen Entwicklung die Nothwendigkeit aufweist, mit welcher eine Idee, eine prinzipielle, alle in ihr beschlossenen Momente nach einander aus sich herausetzt und verwirklicht. Diese Methode war die Folge einer Weltanschauung des objektiven Idealismus, wie er in der Philosophie Hegels seine bestimmte Form gewonnen. Merkwürdig ist

Digitized by Google

dabei, daß Gaß von dieser Philosophie sonst nie eine Einwirkung erfahren, obwohl sie doch die Zeit seiner Lehrjahre beherrschte. »Ich habe mich nicht unter dem Einflusse dieser Schule entwickelt«, heißt es Gesch. der christl. Ethik II, 202. Der Schüler Schleiermachers und seine vielfühlige, gemüthsinnige Persönlichkeit wurde von der logischen Objektivität des Hegel'schen Philosophirens zurückgestoßen. Folge aber ward, daß er — um dies vorwegzunehmen — in seinen beiden Hauptwerken, der Geschichte der Dogmatik und der Geschichte der Ethik, die Bedeutung jener Philosophie gar nicht oder, wie in der Ethik, fast nur negativ gewürdigt hat. In seiner Geschichtsschreibung bewahrte ihn diese Abneigung allerdings vor einer folgenschweren Einseitigkeit. Der Schüler Neanders war hier so einsichtig, daß er als Voraussetzung dieser synthetischen Darstellung die eindringende und umfassende Analysis der Thatsachen fordert, damit sie nicht eine subjektive Konstruktion a priori, sondern die objektive der geschichtlichen Wirklichkeit werde. Dieser wahren und großen Methode geschichtlicher Darstellung ist Gaß in allen späteren historischen Arbeiten getreu geblieben. — Privatdozent an der Universität Breslau blieb Gaß bis Ostern 1846. Seine erste Vorlesung betraf bezeichnend die größte Persönlichkeit der griechisch-christlichen Kirche, den Origenes; daran schlossen sich exegetische, kirchen- und dogmenhistorische Vorlesungen. Die erste größere Schrift, mit welcher der junge Gelehrte in die Wissenschaft sich einführte, war wieder aus dem Leben der griechischen Kirche genommen: Gennadius und Pletho, Aristotelismus und Platonismus in der griechischen Kirche, nebst einer Abhandlung über die Bestreitung des Islam im Mittelalter (1844). Die Schrift schildert uns in seinem geschichtlichen Zusammenhange den Streit des Aristotelikers Georgius Scholarius, des später unter dem Namen Gennadius bekannten Patriarchen von Konstantinopel, der noch als Laie an den Verhandlungen des Florentiner Konzils 1438 über eine Vereinigung der griechischen und römischen Kirche theilnahm, mit seinem berühmteren Gegner, dem Platoniker Georgius Gemistus mit dem Beinamen Pletho, der aus Anlaß derselben Synode durch seine philosophischen Vorträge Florenz und Italien begeisterte und die Anregung zur Gründung jener Neuplatonischen Akademie gab, die unter den Pflanzstätten des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert den ersten Rang einnimmt. Die sorgfältige Gründlichkeit in der Besprechung dieses Streites wurde allgemein anerkannt, ebenso wie die Sachkenntniß und richtige historische Würdigung der wesentlichen Streitpunkte in der angehängten Abhandlung über die Bestreitung des Islam im Mittelalter. Nicht weniger Anerkennung, als dieser wissenschaftliche Erstling, fand die zweite Frucht der Forschungen von Gaß, welche nicht allein aus dem Interesse des wissenschaftlichen Gedankens, sondern zugleich des religiösen Herzens herausgewachsen war, die dogmenhistorische Abhandlung: Georg Calixt und der Synkretismus (1846). Gaß war immer ein begeisterter Anhänger der Union in dem hohen Sinne, in welchem Schleiermacher und sein Vater sie erfaßt hatten, als eine Verbindung, hervorgerufen durch die alle Feinheiten der Sondertheologie überwiegende Macht der christlichen Gesinnung und Liebe, als einen Akt der Freiheit weder in Folge einer Annahme anderer theoretischer Ansichten, noch auf Grund einer künstlichen, die Differenz verhüllenden Eintrachtsformel, sondern aus Wirkung des praktisch religiösen Glaubens, in dessen Tiefe jene Unterschiede der Wissenschaft nicht hinabreichen (Briefwechsel LXXIII). In diesem Sinne war für Gaß der Synkretismus des Calixt eine Weissagung auf die Union und in diesem Sinne stellt er ihn im Zusammenhange mit der religiösen, kirchlichen, theologischen Entwicklung des Protestantismus seiner Zeit vortrefflich dar. In diesem Gemüthsinteresse an der Union ward Gaß auch für die von seinem Kollegen und Freunde Suckow seit 1842 herausgegebene

Digitized by Google

Monatsschrift »Der Prophet« zuerst Mitarbeiter, dann, als Suckow bald zum Tode kränkelte, Leiter. Im Sinne beider Männer sollte diese Zeitschrift »ein Organ jener Kirche sein, die aus der Vereinigung der seit der Reformation getrennten protestantischen Kirchen hervorgegangen, noch unvollendet in ihrer Erscheinung, doch den lebendigsten Trieb der Gestaltung in allen Zeugnissen und Zeichen der Zeit erkennen läßt«. — Anfang des Jahres 1847 ward Gaß durch Eichhorn als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen und zugleich als Unterbibliothekar angestellt. Er las hier Einleitung, Exegese, biblische Theologie des Neuen Testaments, Kirchengeschichte. Auch die erste Schrift aus der Greifswalder Zeit behandelte noch einen Stoff aus dem Leben der griechischen Kirche. Es war die Mystik des Nicolaus Cabasilus vom Leben in Christo. Gaß gab diese Schrift des Metropoliten von Thessalonich (etwas nach 1350) aus Handschriften zuerst vollständig heraus und schickte derselben eine außerordentlich sorgfältig und eindringend gearbeitete Einleitung voraus, in welcher er dieses anziehende Denkmal der byzantinischen Mystik, dieser Einigung der Mystik des Gedankens und des Gefühls in Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre, in seinen geschichtlichen Zusammenhang stellte und in seinen Grundgedanken entwickelte. Gerade einem solchen Stoffe brachte Gaß die feine Selbstbeobachtung eines eigenen reichen Gefühlslebens entgegen. Eingreifend in die kirchliche Bewegung seiner Gegenwart war die zweite Schrift: Fr. Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gaß, eingeleitet mit einem Lebensabrisse von Schleiermacher und Gaß, so weit er zum Verständnisse der Briefe nöthig war (1852). Die Schrift war ein schönes Zeugniß der Pietät des Sohnes gegen den Vater, des doch immer geistigen Schülers gegen den großen Lehrer, zugleich aber eine ernste Mahnung an den tief religiösen, hochidealen Sinn, in welchem der Gedanke der Union in ihrer Entstehungszeit von den Besten ihrer Förderer gedacht war, als eine wirkliche Einigung des Glaubens im religiösen Gemüth, nicht als eine zweckmäßige »Confederation« der Bekenntnisse im religiösen Bewußtsein, eine Anschauung, die bald von der Idee der Union abfiel und in der Gegenwart das Zerrbild der »positiven Union« erzeugte. Eine wichtige Urkunde ist dieser Briefwechsel auch darin, daß er uns die Gründe bloßlegt, weßhalb die Union schon damals und bis jetzt in Preußen verkümmerte und daß er aus dem Munde zweier eingeweihten und ebenso einsichtsvollen, als charaktervollen Männer ein Vernichtungsurtheil über die Einsichtslosigkeit und Charakterlosigkeit der damaligen preußischen Regierung enthält, die auch in dieser Angelegenheit bald den Muth hatte, einen Schritt in die Freiheit zu thun, bald aus Angst vor dieser Freiheit die Schwäche hatte, die nothwendigen Folgerungen aus diesem Schritte zu verwerfen und die Folgen desselben zu bekämpfen. — Inzwischen war das Werk gereift, zu welchem Gaß schon als Student in Halle den Entschluß und den Muth gefaßt, an welches er seither seine Liebe und seine Kraft gesetzt hatte, in welchem er von nun auf lange Zeit den Mittelpunkt seines Forschersleißes fand. Im Jahr 1854 erschien der erste Band der Geschichte der protestantischen Dogmatik in ihrem Zusammenhange mit der Theologie überhaupt. — Der zweite Band erschien 1857, der dritte 1862, der vierte 1867. Nach den ungenügenden Versuchen von Heinrichs, Schickedanz, Herrmann war diese Schrift die erste gründliche und umfassende Bearbeitung dieses Gegenstandes von so entscheidender Bedeutung. Und sie war das Werk eines Riesen- und Bienenfleißes, da Gaß die Darstellung bei weitem des größten Theiles des Inhaltes und der entscheidenden dogmatischen Systeme der lutherischen und reformirten Theologie unmittelbar aus den Quellen gearbeitet hatte. Der erste Band enthielt zunächst eine Einleitung, in welcher Gaß, getreu seiner oben gezeichneten Methode, für die »großartige Geistesthat der protestantischen Dogmatik« das allgemeine Prinzip

Digitized by Google

festzustellen sucht, das alle Einzelerscheinungen von Melanchthons Hypotyposen vom Jahr 1521 bis zu Schleiermachers Dogmatik vom Jahr 1821 umschließt. Weiter enthält der erste Band die wissenschaftliche und dogmatische Aufstellung des religiösen Prinzips des Protestantismus in der lutherischen Kirche durch Melanchthon, in der reformirten durch Zwingli und Calvin, endlich die Zeit des Dogmatismus bis zu seinem Höhepunkte in der lutherischen Kirche mit Quenstedt (1617—1688), in der reformirten mit Voetius (1589—1676). Im zweiten Bande schließt sich hieran die Darstellung der Zeit, in welcher die im protestantischen Prinzipe gegebene Freiheit und Innerlichkeit des religiösen Ich gegen den Dogmatismus der Kirche sich durchzusetzen beginnt, in der lutherischen Kirche zuerst mit dem Synkretismus des Calixt (1614—1656) und den synkretistischen Streitigkeiten, dann mit dem Pietismus Speners (1635—1705) und den pietistischen Kämpfen. Zwischen beiden Erscheinungen werden die Schulbildungen der reformirten Kirche des siebenzehnten Jahrhunderts dargestellt in den Niederlanden zur Zeit des Coccejus (1603—1669) und seiner Föderaltheologie, in Frankreich zur Zeit des Amyreut (1596—1664) und seines Universalismus. Der dritte Band schildert die zwischen Spener und Semmler (1725—1791) liegende Epoche der »Uebergangstheologie«, wo die alte Theologie »nicht mehr, wie bisher, mit sich und der Kirche allein ist, sondern in die allgemeine Bewegung des Geistes und der Wissenschaft aufgenommen« und von einer neuen Philosophie, neuen Geschichtsforschung, neuen Exegese und Kritik der Bibel mehr und mehr beeinflußt, zu einer »Theologie im neueren, wir dürfen auch sagen, in höherem Sinne« sich umzubilden beginnt. Der vierte Band enthält endlich die Darstellung der dogmatischen Theologie von Semmler an, die Darstellung des Rationalismus, des vulgären und des philosophisch und historisch vertieften, und des Supranaturalismus, des streng biblischen und des mit theosophischen oder philosophischen Elementen versetzten, und endet mit einer umfassenden Darstellung der Theologie Schleiermachers, der in dem Aufweis, daß aus dem Gefühl der unbedingten Abhängigkeit des Menschen von Gott, wie es aus der Anschauung des All im Einzelich nothwendig sich erzeuge, auch die Religion unmittelbar und nothwendig entstehe, mit den religiösen Grundvoraussetzungen ebenso des Supranaturalismus, wie des Rationalismus brach und eine neue Epoche des religiösen Bewußtseins und der dogmatischen Wissenschaft begann. Diese Uebersicht deutet den Reichthum geistigen Lebens und religiösen Denkens an, der in diesem Werke seine zusammengedrängte Darstellung gefunden hat. Und hervorzuheben in dieser Darstellung ist die klare Gliederung des reichen Stoffes, die doch nur den Gang der Geschichte selbst in seiner Wirklichkeit wiederspiegelt; hervorzuheben sind die gehaltvollen Einleitungen in jeden einzelnen, sich sondernden Abschnitt, in denen der Zusammenhang der Entwicklung der dogmatischen Systeme mit der geschichtlichen Entwicklung der protestantischen Theologie in gründlicher Forschung aufgezeigt wird; hervorzuheben ist die genaue Erkenntniß und treffende Darstellung der einzelnen dogmatischen Systeme in ihren wesenhaften Momenten; hervorzuheben sind die bestimmten und gerechten, doch überall milden und maßvollen Urtheile über die Arbeit der einzelnen Dogmatiker innerhalb der Gesammtentwicklung der protestantischen Theologie. Und viele werden sich noch anmuthend berührt fühlen von dem Herzensinteresse des Verfassers, das bei aller Objektivität der Darstellung von Melanchthon bis Schleiermacher an jedem Punkte durchbricht, an dem es zu Tage treten kann. Wie Schleiermacher der Dogmatiker der Union ist, so möchte Gaß der Geschichtsschreiber der Unionsidee sein, möchte nachweisen, daß dieselbe nicht ein Erzeugniß des willkürlichen oder herrischen Beliebens einzelner Persönlichkeiten gewesen, sondern eine durch die geschichtliche Entwicklung des protestanti-

Digitized by Google

schen Geistes seit zwei Jahrhunderten vorbereitete Nothwendigkeit, der nur ein jede theologische und geschichtliche Erkenntniß verschmähender Eigensinn des konfessionellen Gewissens sich widersetzt. — Die Anerkennung dieser hervorragenden Arbeit blieb nicht aus. Die theologische Fakultät von Greifswald ehrte den Verfasser durch Verleihung der Würde des Doctor theologiae 1854, das Ministerium in Berlin ernannte ihn zum ordentlichen Professor (1855). Auch die Berufung nach Gießen (1861) zu einer Professur für systematische Theologie war die Folge dessen, daß die Geschichte der protestantischen Dogmatik, deren zweiter Band inzwischen erschienen war, die Aufmerksamkeit der Theologen auf Gaß gelenkt hatte. Von jetzt an treten nun auch die Vorlesungen über Dogmatik und Ethik in den Vordergrund seiner akademischen Lehrthätigkeit. Nur daneben las er jetzt noch geschichtliche und exegetische Kollegien, Dogmengeschichte, Einleitung, Jakobusbrief, Apokalypse. Die Frucht aber seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in Gießen, die durch die Ausarbeitung jener systematischen Vorlesungen wesentlich in Anspruch genommen wurde, war die Herausgabe des dritten und vierten Bandes der Geschichte der Dogmatik. Daneben erschienen kleinere Arbeiten, unter denen die gründliche Geschichte der Athosklöster und die ansprechende Schutzrede für das Recht der Union (beide 1865) hervorragen. — Im Jahr 1868 ward Gaß als Professor für systematische Theologie, Dogmengeschichte und Symbolik an die Universität Heidelberg berufen, die ein Jahr vorher den für seine Zeit in Deutschland bedeutendsten und geistig einflußreichsten Lehrer der Dogmatik und Ethik, R. Rothe, verloren hatte. Gaß las daher im Wechsel mit Schenkel Dogmatik und Ethik, daneben wieder geschichtliche und exegetische Kollegien. Gerade die befähigtsten Zuhörer rühmten den geistigen Gehalt dieser Vorlesungen und den Einfluß auf ihre theologische Bildung, und wenn Gaß inmitten der Studenten erschien, im akademisch-theologischen Verein, so umringte ihn die Liebe und Verehrung derselben. Die rein wissenschaftliche Thätigkeit Gaßens in diesen Heidelberger Jahren war aber wesentlich ethischen Studien gewidmet. Als erstes Ergebniß derselben erschien 1869: Die Lehre vom Gewissen. Ein Beitrag zur Ethik. Die Schrift behandelte »diesen Gegenstand allerersten Ranges« geschichtlich und spekulativ. Und wenn man der Kritik zugestehen kann, daß hier das Wesen des Gewissens nicht prinzipiell und tief genug aus dem Wesen des menschlichen Ich, dem Wesen des Selbstbewußtseins begriffen worden (Pfleiderer, Zeitschrift f. wiss. Theol. 73 S. 360), so hat doch dieselbe Kritik das hohe Verdienst der geschichtlichen, psychologischen, logischen Ausführungen gewürdigt und die durchgängige Richtigkeit der, wenn auch auf psychologischer Empirie ruhenden, umsichtigen und scharfsinnigen Beobachtungen und Ausführungen anerkannt. Unter Rückkehr zu den früher mit Vorliebe behandelten Stoffen aus dem Leben der griechischen Kirche erschien 1872: Die Symbolik der griechischen Kirche, eine Darstellung, die ebensosehr von umfassender Gelehrsamkeit, als feinsinnigem Eindringen in den eigenthümlichen Geist der griechischen Kirchenlehre zeugte. Die nächste Schrift war wieder einem ethischen Problem gewidmet, der Frage nach der Wahrheit und dem Rechte einer optimistischen oder pessimistischen Weltanschauung. Die Philosophie der Gegenwart hatte mit Posaunenton verkündet, daß sie die Lösung des Problems zu Gunsten des Pessimismus gefunden habe. Gaß beabsichtigt nun »den Verhandlungen einen historischen Hintergrund zu geben, um sie dadurch fruchtbarer zu machen, als sie durch bloße Vergleichung oder Entgegensetzung allgemeiner Gedanken werden können«. Auf Grund seines umfassenden historischen Wissens durchwandert er die Geschichte der Menschheit, wenigstens der christlichen, erfährt den Wechsel pessimistischer und optimistischer Lebensstimmung, begreift denselben aus der Eigenthümlichkeit besonderer Weltanschauungen und besonderer geschichtlicher Verhältnisse im Leben der Völker und

Digitized by Google

tritt auf diesem Grunde der Thatsachen vor die Frage nach der Wahrheit des Optimismus oder Pessimismus. Die wissenschaftliche Begründung des Pessimismus, so urtheilt er, »vollzieht sich durch unstatthafte Methode und Willkür in der Ausführung und leidet an dem Fehler einer verwerflichen Zurückstellung der ethischen Interessen gegen die nur eudämonologischen. Das aufgestellte Lebensgemälde geizt mit den Farben der einen Art, während es die andere verschwendet. Bei aller Vollständigkeit fehlt ihm die Unbefangenheit und darum die Wahrheit und die Treue (S. 234). Dem, der das Lied vom wahren Pessimismus singt, sollen wir alle andächtig zuhören. Es sind ernste Erkenntnisse eines Kritikers, der aufmerksames Gehör zu fordern hat. Nur das letzte Wort darf er nicht behalten« (S. 188). Wie in der Geschichte der Menschheit das Gute immer wieder über das Böse siegt und das Leben immer wieder über den Tod, so soll auch im einzelnen Menschengemüthe die optimistische Lebensstimmung siegen über die pessimistische und die Weltanschauung des Optimismus über den Pessimismus. — Schon früher, seit dem Jahr 1874, hatte sich Gaß in Verbindung mit Vial der Arbeit unterzogen, die im Nachlasse seines Freundes E. L. Th. Henke vorhandenen kirchenhistorischen Vorlesungen für die Wissenschaft und die Kirche zu retten. Diese Pietät gegen den Freund wurde zu keiner leichten Arbeit. »Das Manuskript wurde vollständig umgeschrieben, und einer zum Theil eingreifenden, ordnenden und ergänzenden Redaktion unterworfen.« So erschien es von 1874—1880 in 3 Bänden als eines der vortrefflichsten Handbücher der neueren Kirchengeschichte. »Die Darstellung ist stoffhaltig genug, um die Zustände bis in's Einzelne zu verdeutlichen, und dringt doch kräftig zu allgemeineren Gedanken empor, eine gründlichere Wißbegierde wird befriedigt und angeregt zugleich.« — Inzwischen hatte die Vertiefung in die ethischen Probleme, hatten die kleineren Schriften ethisch-historischer Art, über Märtyrerthum (Zeitschrift f. histor. Theol. 59. 3), Mönchthum und Askese, über Gewissen und Pessimismus, über den Encyklopädiker Vincenz von Beauvais und das unächte speculum morale (Zeitschrift f. Kirchengesch. II.) in Gaß den Entschluß erzeugt, als ein Gegenstück zur Geschichte der protestantischen Dogmatik die der christlichen Ethik zu schreiben und damit »als Historiker der systematischen Theologie in die Literatur sich zu stellen«. Als Ausführung dieses Entschlusses erschien von dieser Geschichte der christlichen Ethik Band 1 im Jahre 1881; Abtheilung 1 des 2. Bandes 1886, Abtheilung 2 dieses Bandes 1887. Die Methode der Darstellung entspricht der, welche Gaß in der Geschichte der Dogmatik befolgt hatte. Nach einer Einleitung, in welcher der Begriff der christlichen Ethik und die Aufgabe ihrer Geschichte im Unterschiede von der Geschichte der Dogmatik festgestellt, nach einer Vorbereitung, in welcher die kirchliche Ethik an die antike und die biblische angeknüpft wird, gliedert sich die Darstellung nach den großen Wendepunkten, in denen die Entwickelung des christlichen Geistes überhaupt sich vollzieht. Jedem sich sondernden Gliede in dieser Entwickelung geht eine allgemeine Betrachtung voran, die mit tief geschöpften, gehaltvollen Gedanken die allgemeinen Mächte schildert, welche die Entwickelung und mit derselben die zur Wissenschaft und Lehre gewordene ethische Begriffswelt dieser bestimmten Epoche beherrschen, und führt dann, an dem literarhistorischen Faden fortgehend, die ethische Gedankenwelt der einzelnen entscheidend in die Entwicklung eingreifenden Individualitäten vor — eine glückliche Verbindung von synthetischer und analytischer Methode, welche auch hier »das Continuum der Entwicklung verdeutlichen hilft, der Darstellung Farbe und Wechsel verleiht und die Hervorhebung des Individuellen begünstigt«. So enthüllt der erste Band die Geschichte der Ethik in der katholisch werdenden und katholisch gewordenen Kirche bis zur Reformation mit Ausschluß der Zeit des Humanismus, welche Gaß mit Recht als Vorbereitung auf die Reformation

Digitized by Google

behandelt. Des zweiten Bandes erste Abtheilung stellt die entscheidende Umformung dar, welche das christlich ethische Bewußtsein mit der Reformation erfuhr und die Folgen dieser Umformung in der reformirten und lutherischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts. Daneben tritt die Geschichte der katholischen Ethik seit dem Tridentinum im Jesuitismus, Jansenismus, Mystizismus. Gaß benennt diese Zeit treffend die der vorherrschend kirchlichen Ethik. Auf diese folgt dann in der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes im 18. und 19. Jahrhundert die Zeit der philosophischen und theologischen Ethik. — Diese Darstellung der Geschichte der christlichen Ethik zeigt in höherem Maße die Vorzüge der Geschichte der Dogmatik. Der aus dem Leben der christlichen Menschheit hervorgegangene Reichthum ethischen Bewußtseins, ethischer Begriffe und Systeme, ist mit seltener Vollständigkeit — absolute ist natürlich für den Einzelnen unerreichbar — zu einer geordneten Welt auseinander, miteinander und gegeneinander sich erzeugender Entwickelungsreihen gestaltet und diese Gestaltung hebt doch nur den Gang der wirklichen Geschichte in's Licht. Sie zeigt, wie das ethische Bewußtsein der christlichen Menschheit von dem Bruch mit der Natürlichkeit, der in Weltverneinung das Leben in den Sinnen von sich stößt, um die Reinheit des Geistes in seinem heiligen Wesen zu behaupten, zu der Einigung mit der Natürlichkeit fortgeht, die in Weltbejahung das Leben in den Sinnen verklärt, um die Kraft des Geistes in seinem sittlichen Wesen zu bethätigen; wie das ethische Bewußtsein aus der Ungeschiedenheit des Ethischen mit dem Religiösen zur relativen Besonderung des Ethischen vom Religiösen fortschreitet, um beide Gebiete des Geisteslebens in reinerer Eigenthümlichkeit festzuhalten; wie das ethische Bewußtsein von der kirchlich gesetzlichen Gebundenheit des Ich an das Gute zu der freien Selbstbestimmung des Ich für das Gute sich erhebt, um in der Freiheit die Wahrheit des Sittlichen zu begreifen. Mit dieser klaren Gestaltung des geschichtlichen Entwicklungsganges verbindet sich eine eindringende Erkenntniß des Wesenhaften und unterscheidend Eigenthümlichen der einzelnen ethischen Systeme und ihrer individuellen Schöpfer. Und wenn die Kritik hier, wie in der Lehre vom Gewissen, in der Zurückführung des Ethischen auf das Wesen des Willens, des Ich, des Geistes eine Schwäche spekulativer Kraft entdecken will, so entschädigt für diesen Mangel die reiche Fülle scharfer Beobachtung und treffender Beurtheilung des ethischen Lebens der Menschheit und des Menschen und es erfreut der ideale Standpunkt ethischer Betrachtung, auf welchem der Verfasser steht, aus welchem er urtheilt. — Wir haben hiermit den Gang der geistigen Entwicklung und wissenschaftlichen Lebensarbeit von Gaß geschildert. Es sind dabei eine Menge kleinerer Abhandlungen unberücksichtigt geblieben, welche Gaß als Mitarbeiter von Sammelwerken und Zeitschriften lieferte. Sie zeichnen keine neuen Züge in das Bild des Mannes. — Uebrigens war Gaß nicht allein an der Universität und in der Wissenschaft thätig. In früheren Jahren predigte er häufig. Schon in Breslau hatte er sich das Recht der Kanzel erworben (Vita p. 76). In Greifswald war er eine Reihe von Jahren Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission. In Heidelberg wurde er vom Großherzog dreimal in die Generalsynode berufen: 1871, 1876, 1881. — Als Anerkennung seiner Thätigkeit verlieh ihm der Großherzog von Baden das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen 1874, und die Regierung ernannte ihn zum Kirchenrathe 1885. Für seine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Kirche hatte er 1877 den Russischen Stanislaus-Orden II. Klasse erhalten. — Ueberschauen wir noch einmal diese Schilderung! Wir sehen in Gaß einen Gelehrten von nimmer ermüdendem Fleiße, nimmer ermattendem Forschungstriebe, von ebenso umfassendem, als eindringendem Wissen, von Klarheit und Schärfe des Gedankens, von Weite und Tiefe des geistigen Horizontes.

Digitized by Google

Wir sehen in ihm einen wahrhaft protestantischen Theologen. Denn eine religiöse Persönlichkeit war er, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch Wissenschaft ohne Religiosität nicht gedeihe. Unter einer nicht geringen Zahl von Theologen der Gegenwart, die in einer leidenschaftlich erregten Zeit Verstand und Gelehrsamkeit nur zur unbedingten Vertheidigung der kirchlichen Ueberlieferung verwenden oder die Ergebnisse ihrer Geistesarbeit von der Zweckmäßigkeit derselben für ihre Lebensstellung abhängig machen, war er durchdrungen von der unbedingten Ehrfurcht vor dem Gott der Wahrheit, und die Liebe zur Wahrheit war die unbedingte Herrschermacht über seine wissenschaftliche Forschung. — Als Mensch war Gaß ein Innenmensch in der schönsten Bedeutung des Wortes. In den Jahren, wo sein Gemüth und Charakter sich bildete, stand er unter dem Einflusse jenes fast vergessenen Idealismus, der auf Grund der Unterscheidung eines empirischen und intelligibelen Ich jeden von dieser Anschauung Berührten zu dem Streben beseelte, seine Individualität zu einer idealen Persönlichkeit zu gestalten, oder, um von einem christlichen Manne christlich zu sprechen, daran zu arbeiten, daß Christus, das himmlische Urbild des irdischen Menschen, Gestalt in ihm gewinne. So war Gaß ein edles, lauteres Gemüth, voll jener hohen Einfalt, der das Himmelreich verheißen ist. Aber dieser Innenmensch trat wenig in die Erscheinung. Wer daher nicht die Gelegenheit oder nicht den Willen hatte, in das Innere von Gaß zu schauen, verkannte ihn leicht. Auch war er ein Familienmensch. Im Kreise des Hauses, seiner Frau, seiner Kinder, seiner Freunde entfaltete er ganz die liebenswürdige Schönheit seines Gemüthes, die feine Bildung seines für Kunst, namentlich für Musik und für Literatur empfänglichen Geistes. Dann trat auch der launige Humor zu Tage, mit dem er das Gespräch würzte. — Die Vorrede zum letzten Bande seiner Geschichte der Ethik vom 24. Februar 1887 schloß Gaß mit den schönen und für ihn bedeutsamen Worten: »Seit ich Hand angelegt, sind etwa neun Jahre vergangen. Von da an bis auf diese Stunde hat mir Gott Gesundheit und Arbeitsfrische erhalten. Dieser Dank soll mein erstes und letztes Gefühl sein. Von dem Leser scheide ich zwar lange nicht mit mir zufrieden, aber doch getrost in dem Bewußtsein, nach dem Maße meiner Kraft und im Dienste christlich-protestantischer Wissenschaft gearbeitet zu haben«. — Das Wort vom Scheiden sollte in einem anderen und schmerzlichen Sinne erfüllt werden. Um seine letzte Arbeit zu vollenden, hatte Gaß ungewöhnlich angestrengt gearbeitet. Diese Anstrengung hatte die Lebenskraft des 74jährigen Mannes erschöpft. Am 10. April 1887 traf ihn ein Schlaganfall, lähmte den Leib, umdunkelte den Geist. Er starb am 21. Februar 1889. — Wenn irgend einem Menschen, so gebührt Gaß der fromme Wunsch, den ihm der Verfasser dieses Lebensabrisses am Sarge nachrief: Have, pia anima!

C. Holsten.

Friedrich Geßler.

Ein überaus stattlicher Leichenzug war es, der am 6. Januar 1891 den Dichter Friedrich Geßler zur letzten Ruhestätte geleitete. In dichten Flocken fiel der Schnee zur Erde. Gegen Ende der Todtenfeier ward der Himmel lichter: wie zum Scheidegruße brach noch einmal die Wintersonne hervor, und wir blickten hinüber zu dem glanzumflossenen, sonst so gastlichen Landhause am Altwater, das sich der Verstorbene erst vor wenigen Jahren erbaut, das er sein »Sonneck« getauft hatte und das er nun vertauschen mußte mit der ewigen Nacht. — Vor mir liegt Geßlers Schwanengesang, sein letztes Gedicht, das er 14 Tage zuvor in unbewußter Todesahnung, angeregt durch einen herrlichen Sonnenuntergang, mit fester Hand niedergeschrieben und das in dem ergreifenden, allzufrüh verwirklichten Wunsche gipfelt:

Digitized by Google

„Dich seh' ich an, du dunkle Nacht.
Mit deinem Mantel walle
Hin über Abendglanz und Pracht,
Verhüll' die Zauber alle!
Deck' meiner Seele Sehnen zu
Mit mildem Mohn und schenk' ihr Ruh!"

Erst 46 Jahre alt, ist der heimische Poet in Folge einer Lungenentzündung verschieden — der Mund des Sängers, »dessen Ohr gelauscht hat an ferner Welten Thor«, für immer verstummt. — Friedrich Geßler war ein echtes rechtes Lahrer Kind, daselbst am 14. November 1844 geboren. Sein Vater, ein schlichter Landmann, konnte ihm keine gelehrte Bildung mit auf den Weg geben. Der aufgeweckte Sohn besuchte nur die Volksschule und trat mit 14 Jahren bei der Firma Stößer-Fischer in Lahr als Lehrling ein. Seine tüchtigen Gaben halfen ihm bald vorwärts und auch sein lebhafter Bildungsdrang blieb nicht unbefriedigt: unverdrossen benützte er all' seine freie Zeit zum Studium fremder Sprachen. — Von Mai 1867 bis August 1872, mit mancherlei Unterbrechungen, erlernte Geßler unter trefflicher Leitung des Professors Adolf Holtzmann Griechisch und Latcinisch und machte sich wohlvertraut mit den hervorragendsten Schriftstellern des klassischen Alterthums. Seine naturwissenschaftlichen Studien brachten ihn mit dem berühmten Forscher Roßmäßler in nähere Verbindung. Kurz und gut: Friedrich Geßler war ein Autodidakt, ein Selfmademan im vollen Sinne des Wortes, eine jener zähen Naturen, die ihr Bestes Gott und sich selber verdanken. — Frühzeitig erwachte in dem ideal veranlagten Jünglinge, der sich nach angestrengter Bureauarbeit nebenher auch noch an den Werken unserer deutschen Klassiker bildete, die schöne Dichterseele. Ihm verdanken wir das Wiederauffinden des längst vergessenen Grabes der Pfarrerstochter Friederike Brion von Sesenheim, der im benachbarten Meissenheim gestorbenen Jugendgeliebten Goethe's. — Kommis geworden, gab Geßler 1867 ein »Friederiken-Album« heraus, welches u. a. von ihm als erstes literarisches Debüt ein Lesedrama »Reinholz Lenz« in 3 Akten enthielt. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges rückte der blondlockige, blühende Geselle, von vaterländischer Begeisterung hingerissen, im Sommer 1870 als Freiwilliger in's Feld; er trat in ein württembergisches, vom bekannten Ottfried Mylius (Karl Müller) gegründetes Corps ein, das aber später der regulären Armee einverleibt wurde und bei Champigny tapfer mitkämpfte. — Als »der alte Fritz« die Schlachten des siebenjährigen Krieges schlug, dichtete Vater Gleim in der Studirstube die »Lieder eines Grenadiers«. Auf dem Marsche, auf den Schlachtfeldern Frankreichs, in den offenen Laufgräben vor Paris schrieb unter dem »jungen Fritz« der Kriegsfreiwillige Geßler seine »Sonette eines Feldsoldaten«. Zwar tragen diese Gesänge voll patriotischen Feuermuthes noch sehr das Gepräge erst reifender Jugendlichkeit; immerhin sind darunter schon viel echte Dichterperlen zu finden — glänzend, formvollendet, gedankenreich. — Nach seiner Heimkehr und Genesung von schwerer Lungenentzündung, die er sich beim eisigen Vorpostendienste geholt, wurde Friedrich Geßler Prokurist der Firma Stößer-Fischer in Lahr, und 1875 übernahm er die Leitung der Reichsbankstelle, welches Amt er bis zur Etablirung eines eigenen Bankgeschäftes bekleidete. — Alsbald rüstete sich der Dichter, welcher mittlerweile eine glückliche Häuslichkeit an der Seite seiner kunstsinnigen Frau gegründet hatte, zu einem Fluge in das preiswürdige, aber dornenvolle Gebiet der tragischen Muse: er veröffentlichte 1877 sein wiederholt zur Aufführung gelangtes Trauerspiel »Cassandra«, ein Drama voll großer, dichterischer Gestaltungskraft und antiker Hoheit, von griechischem Geiste belebt und getragen. Nach weiteren vier Jahren (1881) überraschte Geßler die zahlreichen Freunde

Digitized by Google

in Süd und Nord mit einer noch bedeutenderen Leistung, die ihn mit einem Rucke auf die Höhe des reifen Mannes und Dichters emporhob: ich meine seine liebliche, waldfrische Idylle »Dieter und Walheide« — eine harmonisch in sich abgerundete, lyrisch-epische Dichtung aus alter Zeit in 10 Gesängen, gesunde Romantik atmend und nach Scheffels Art keck mit heiteren Arabesken durchwirkt. — Den Gipfel der Schalkhaftigkeit erstieg der Schaffensfrohe im Jahre 1887 mit seinem zwerchfellerschütternden »Röhrle von Häfner-Neuhausen«, einem satyrisch-humoristischen Epos aus Schwaben. Geßler erzwang diesem leichtgeschürzten Kinde seiner Muse mühelos fröhlichen Einzug in tausend Herzen und wußte ihm die sonst so wetterwendische Gunst weiter Kreise, namentlich der berufenen Kritik dauernd zu fesseln. Unmittelbar darauf folgte sein »Hohengeroldseck«, eine melodisch aufgebaute Sage aus der ritterlichen Hohenstaufenzeit. Wenn Geßler in dieser Dichtung an feinem Humor den unvergleichlichen Scheffel auch nicht erreicht, so zeigt er sich dem Letzteren doch ebenbürtig an Kraft, Frische und charakteristischer Färbung. — Nun hatte Friedrich Geßler seinen dichterischen Ruf in der literarischen Welt, zumal im engeren Heimathlande, fest begründet. — Ein Drama, »Bernhard von Weimar«, war weit vorgeschritten; eine ganz eigenartige, in schlichtem Chronikstil dahinfließende, von urwüchsigem Humor sprudelnde größere Dichtung »Romejas, der Riese von Villingen« reifte der Vollendung entgegen und sollte demnächst den Büchermarkt zieren, als am Sonnabend des 3. Januar 1891 ein rascher Tod den Dichter mitten in der Bahn stürzte und dem vollen Leben entriß. — Im Allgemeinen ist es ja nicht gerade die Gestaltungslust, was den wahren Poeten kennzeichnet, auch nicht allein das Können, sondern vielmehr das volle Versenken in die Mysterien ewiger Naturgeheimnisse. Dieser philosophische Zug, gepaart mit reicher dichterischen Phantasie, wohnte unserem Geßler voll und ganz inne. Von Gottes Gnaden besaß er die Kraft, den Gebilden seines freiwaltenden Geistes eine freie Richtung zu geben, wie sie nur dem Herzensdichter eigen ist. An die einzelnen, oben skizzirten Schöpfungen die kritische Sonde näher anzulegen, ist hier nicht die Stelle und würde uns zu weit abseits führen. Es genügte, in großen, flüchtigen Zügen das schöne Ganze zu streifen und dabei der noch ungehobenen Schätze des dichterischen Nachlasses zu gedenken. — In unserer hastig dahinstürmenden Zeit der Ueberproduktion einerseits und der Uebersättigung anderseits wird uns das Glück nicht häufig zu Theil, ein Werk anzutreffen, das in Ernst und Scherz die goldene Mitte haltend, die vom modernen Philisterthume engherzig gezogenen Stachelzäune so wenig beachtet und gleichwohl in Ausdruck und Form die guten alten Gesetze der Schönheit so streng befolgt, wie Friedrich Geßler's nahezu vollendeter, hoffentlich nicht für immer vergrabener Sang von »Romejas, dem Riesen«. — Ein tüchtiger Geschäftsmann von strengrechtlicher Solidität und wohlwollender, weitherziger Denkart war der Bankdirektor Geßler ganz mit seiner geliebten Vaterstadt verwachsen; opferbereit stellte er seine Kraft allezeit in den Dienst der Oeffentlichkeit: es gab wohl kaum ein Stadtinstitut, kaum einen gemeinnützigen Verein, in dessen Verwaltung oder Leitung er nicht hineingezogen worden wäre. Seit dem Jahr 1887 vertrat Geßler als Landtagsabgeordneter die Stadt Lahr, deren Interessen er, trotz wankender Gesundheit, eifrig verfocht. Begeistert für Kaiser und Reich, voll Hingebung an die badische Heimath fühlte sich Geßler zu der »großen Politik« nicht sonderlich hingezogen: ein eigentlicher Berufspolitiker war, wie ein Nekrolog mit Recht betont, Geßler durchaus nicht; er flüchtete sich aus ihrem Getriebe gerne in das Reich der Poesie. Grundehrlich und überzeugungstreu liberalen Prinzipien huldigend, sprach Geßler in der Zweiten Badischen Ständekammer zwar manch scharfes Wort. Hatte er aber frei von der Leber geredet, dann ging er lächelnden Antlitzes zu seinem

Digitized by Google

»ultramontanen« Kollegen Förderer — auch diesen deckt die Erde — und mit einer Prise Lotzbeck wurde Versöhnung gefeiert, was natürlich den Dekan Förderer nicht abhielt, wenige Minuten später dem Kollegen Geßler kräftig zu antworten. — Mit ihm schied von uns ein guter, braver Mensch, ein ehrenwerther, liebenswürdiger Charakter; er hinterließ eine Wittwe mit drei blühenden Kindern. — Ein fröhlicher Sänger lebt er unter uns fort. Wir schließen mit dem poetischen Scheidegruße, den der Schriftsteller Wilhelm Jensen den Manen Geßlers unmittelbar nach dem Hinscheiden des Freundes in der Lahrer Zeitung weihte:

„In lichtes Buchengrün aus Frühlingstagen
Wob sich ihm ein manch echtes Lorbeerblatt —
Den Kranz, den seine Stirn verdient getragen,
Ihn hüte dankbar seine Vaterstadt!"

Karl Mayer.

August Gräbener

entstammte einem der Geschlechter, die in Folge fremden Unrechts und eigener Tüchtigkeit in einer neuen Heimath zum zweiten Male das schwere Werk, der Familie ein Fundament zu bauen, vollbringen mußten. Er war der Sproß eines österreichischen evangelischen Adelsgeschlechtes, das zur Zeit der österreichischen Ferdinande, im siebzehnten Jahrhundert, aus den Kärnthener Alpen in's Voigtland und von da in's Hohenlohische auswanderte und endlich in Baden eine neue Heimath fand. Seine arm gewordenen Vorfahren eroberten sich im bürgerlichen Leben einen geachteten Platz, und der am 13. November 1809 als Pfarrerssohn zu Leibenstadt geborene August Gräbener hat von seinen glaubensstolzen und entsagungskräftigen Ahnen zwar nicht den Adelstitel geerbt, aber die vornehme Geringschätzung äußerer Güter und Ehren, die schlichte Treue in Prinzipienfragen, die Ehrerbietung vor dem, was bleibt im Wechsel der Zeiten und Geschicke, das Mißtrauen gegen Tagesgrößen und Tagesparolen. Von seinen Vätern her, die in dem ergreifenden Kampfe der evangelischen Stände Oesterreichs gegen ihre unduldsamen Landesherren eine Rolle gespielt haben mochten, freute sich sein Blut, so oft er zur Minorität gehörte, war es ihm eine Genugthuung, mit zäher Beharrlichkeit am alten Rechte zu hangen, während die Andern, den Machtsprüchen der Zeit gehorsam, geräuschvoll Uebergang zur Tagesordnung forderten. — Die Kosaken, die im Jahr 1814 singend durch Adelsheim ritten, der russische Offizier, der im folgenden Jahre das gastfreie Pfarrhaus wieder aufsuchte und sich verwunderte, wie groß der kleine Sohn seines Quartierherren inzwischen gewachsen sei, blieben in seinem Gedächtniß haften. Aber die Eindrücke von jener Epoche, die er aus den Erzählungen der ihn erziehenden Generation erhielt, waren nicht die gleichen, die unsere heutige Jugend von jenen Tagen empfängt. Die evangelischen Pfarrhäuser Süddeutschlands erlebten nur die Last jenes Krieges, nicht seine Schrecken und seine Großthaten, und den gewaltigsten Eindruck empfingen sie nicht von der That der Befreiung selbst, sondern von der geschaffenen Neuordnung Europa's, von der Stiftung des Friedensbundes, der für die Ewigkeit die Eintracht der Staaten und das Fortschreiten der christlichen Kultur zu verbürgen schien. Und in dieser Neuordnung war auch der Deutsche Bund ein wohleingefügtes, durch fromme Hoffnungen gesegnetes, durch Verträge geheiligtes Glied. Durch die neudeutsche Geschichtsschule unterrichtet, haben wir heute ein anderes Urtheil; aber mit Verständniß und Theilnahme schauen wir auf einen Mann, der von der Ueberzeugung, die ihm aus den Eindrücken seiner Jugend erwachsen, nicht gänzlich lassen konnte und, so sehr er sich über die Errichtung des Deutschen Reiches freute und so lieb er den Gründer desselben, den glorreichen Kaiser Wilhelm, gewonnen hat, doch den Prager Frieden niemals völlig zu verschmerzen vermochte. — Während

Digitized by Google

die Funken der Begeisterung, die aus dem Feuer der Freiheitskriege stoben, der Wind damals noch von Süddeutschland wegwehte, fielen von einer anderen Seite zündende Flammen in die Seele des prächtig aufblühenden Knaben. Wenn der Steiner Dekan die Steige hinabstieg dem von Karlsruhe heimkehrenden Gymnasiasten entgegen, grüßten sich Vater und Sohn schon von ferne mit leuchtenden Augen und riefen sich zu die jüngsten Großthaten des Griechenvolkes: Ypsilanti, Maurokordatos, Odysseus, Botzaris waren ihm noch im höchsten Alter erlauchte Namen, auf die er gerne zu reden kam, wie auf eine Liebe seiner Jugend. Sympathie mit unterdrückten Völkern, die für ihren Glauben und ihre Freiheit kämpfen, blieb eine seiner stärksten politischen Empfindungen; an persönlichem Heldenthum behielt er die lebendigste Freude. — Aus jenen Tagen, wo der helle Blick des Jünglings die Zeitgeschichte zu begreifen anfing, stammt wohl auch die uns oft so seltsam berührende Vorliebe für das englische Volk und die britischen Staatseinrichtungen. Cannings England hat den Schild über die Griechen gehalten, Palmerstons konservativ-demokratische Politik schien der Freiheit der Völker wie dem Rechte geschichtlicher Gewalten, der Herrschaft des Kreuzes wie der wirthschaftlichen Entwicklung Europas in gleichem Maße zu dienen. Und nach diesen Richtungen hin gingen auch Gräbeners Gedanken und Hoffnungen. — Die Julirevolution machte auf den Bonner Studenten einen gewaltigen Eindruck; sie hat ihn nicht berauscht wie die damals mit der preußischen Herrschaft noch nicht völlig versöhnten Rheinländer, unter denen er lebte, sie hat ihn erschüttert. Noch vor den Augen des Achtzigjährigen stand Niebuhrs verstörtes Antlitz, auf das die Studenten mit scheuem Mitleid blickten, wenn der durch die Nachricht von den Pariser Ereignissen um den Verstand gebrachte Gelehrte auf einsamen Gängen ihnen begegnete. — Niebuhrs Ahnung, daß eine neue Barbarei hereinbreche, schien sich 19 Jahre später zu verwirklichen, als in den Maitagen des Jahres 1849 sich in Baden alle Bande der Ordnung auflösten. Nicht ohne persönlicher Gefahr sich auszusetzen, bekannte sich damals Pfarrer Gräbener in einem der erregtesten Bezirke offen und entschieden zu seinem Fürsten. Die Erfahrung, daß der Festjubel der vorausgehenden Jahre in diesem wüsten Tumult endigte und daß auch seine braven Michelfelder Bauern, so lange der Revolutionsrausch währte, wie unsinnig geworden waren, machte ihn für alle Zeiten mißtrauisch gegen lärmende Ausbrüche der Volksseele, auch gegen diejenigen, in denen sich ehrliche Liebe und Begeisterung kund geben. Er hielt nicht viel auf stürmische Huldigungen der Volksgunst, und je geräuschvoller die andern wurden, desto stiller war er selbst und hatte seine eigenen Gedanken dabei. — Auch in politischer und kirchlicher Hinsicht verhielt er sich skeptisch allen den Gemüthserhebungen gegenüber, die von den rauschenden Schwingen der öffentlichen Meinung getragen werden. Er wußte aus Erfahrung, wie die herrschenden Stimmungen wechseln. Seinem starken Sinn für den Werth des Objektiven in der Welt widerstrebte der Subjektivismus auch in der Volksseele. — Weniger der Begeisterung für Individuen als der treuen Liebe zu Institutionen war sein Gemüth geneigt, und so war es kein Widerspruch, es war vielmehr folgerichtig, daß derselbe Mann, der ein abgesagter Feind alles Personenkultus gewesen, mit einer fast ritterlichen Zärtlichkeit an allen Gliedern seines Fürstenhauses hing. Thränenden Auges hat er den Sohn, der ihm in den traurigen Maitagen des Jahres 1849 geboren wurde, auf die Namen »Karl Friedrich Leopold« getauft. — Die treue Anhänglichkeit an die geschichtlich gegründeten Einrichtungen hatte ihren Grund in der Anlage seines Geistes und Charakters. In den wissenschaftlichen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart war ihm von Anfang an seine Stelle zugewiesen. Aller Widerstreit in der Philosophie und in der Theologie geht zurück auf die Auseinandersetzung zwischen dem Naturrecht der

Digitized by Google

Subjektivität und dem historischen Recht des objektiv Gegebenen, — ein Widerstreit, der auf religiösem Gebiet ein unendlicher ist und der Vater alles Lebens, da im Christenthum die Wurzeln beider Tendenzen haften. Mit klarer Entschiedenheit hat schon der junge Student die Richtung gefunden, in der seine Eigenart sich heimisch fühlte. So tief in Heidelberg Daubs »wundervolle Persönlichkeit« ihn ergriff, seine Hegel'sche Philosophie stieß ihn ab, ebenso der von Paulus vorgetragene Rationalismus. In Bonn fand er bei Nitzsch, Augusti, und Bleeck Anregungen für das ganze Leben. Hier gewann er die Ehrerbietung vor dem formulirten Bekenntnisse als dem schwer errungenen Ergebniß mühseliger Arbeit und harter Kämpfe. Hier, inmitten der katholischen Welt, ging ihm, theils im bewußten Gegensatz zu ihr, theils aber auch in Folge des tiefen Eindruckes, den ihre sich damals neu sammelnde Macht auf ihn übte, der Sinn auf für die organisirte christliche Gemeinde: für die Kirche. Die meisten Geistlichen werden von ihrer theologischen Ueberzeugung zu der Stellung geführt, die sie in den kirchlichen Fragen einnehmen. Bei Gräbener war geschichtlich wie prinzipiell die Kirche das erste, die Theologie das zweite. Gerade darin sah er das stolze Unterscheidungszeichen der Theologie von den andern Fakultäten, daß ihr kirchlicher Charakter wichtiger sei als ihr wissenschaftlicher, daß sie einer historischen Gemeinde zu dienen habe und nicht einem abstrakten Wahrheitsideal. Und dabei war er selbst wissenschaftlich tief veranlagt und besaß einen seltenen Reichthum theologischer Kenntnisse, der sich in einen weiten Kreis umfassenden Wissens einfügte. Sein Lerneifer, durch den er Jüngere beschämte, wurde von dem glücklichsten Gedächtniß unterstützt, das ihm treu blieb bis an den Tod. Aufmerksam beobachtete er den Gang der gelehrten Studien. Vor geordnetem theologischem Wissen hatte er Respekt, bei wem es sich auch finden mochte. Jede aufrichtige Geistesarbeit, wenn sie nur in die Tiefe ging und demüthig blieb, war ihm werthvoll. Aber das selbstgefällige Auskramen kritischer Hypothesen als gesicherter Ergebnisse der Wissenschaft, das unausbleibliche Uebel, wenn mäßig begabte Köpfe ausschließlich mit Kritik genährt werden, war ihm verhaßt. Da konnte er in grimmiger Ironie losbrechen. Auf's schärfste verurtheilte er es, wenn einer auf die Worte des Lehrers schwor. — Wer ihn nun aber für einen starren und kalten Kirchenmann halten würde, thäte ihm Unrecht. Hierarchische Neigungen waren ihm völlig fremd. Das Verfassungsleben unserer Kirche ward ihm je länger je mehr theuer und werth. Nicht Orthodoxismus war die Seele seiner Kirchlichkeit, sondern der stille, schlichte Herzensglaube, der, wenn es galt, vor der Welt bekannte, sonst aber scheu sich vor ihr verbarg, vor allem frommen Reden sich fürchtete und in der Wärme und Herzlichkeit, der Milde und Gelassenheit, der Lauterkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens sich auslebte. Es lag eine stille Würde in seiner Erscheinung, herzbewegend, wenn der schöne Greis auf der Kanzel stand und gewaltig wie ein Prophet mit wuchtigen Worten die Gewissen traf, — hinreißend, wenn sein Antlitz aufleuchtete von einem plötzlichen Einfall behaglichen Humors, oder wenn er freundlichen Mundes mit einem seiner Enkelkinder scherzte oder mit seinen schönen blauen Augen, die, bis sie im Tode brachen, scharf und hell blieben, an dem Prachtbau seiner Hausreben emporblickte. Unnahbar für gemeine Seelen, zurückhaltend bei Fremden, war er von überwältigender Freundlichkeit gegen die, welche er kannte und schätzte. Bei fremdem Leid floß seine Seele über von Mitgefühl; alle Unglücklichen waren ihm verwandt. Er war innerlich vornehm genug, um sich über die Formen hinwegsetzen und auch einmal derb sein zu dürfen. Und doch war er, wenn es darauf ankam, Meister der Formen und neben der schlichten Schönheit und gehaltvollen Würde seines Benehmens schien das Formenwesen der Andern geistlose Ziererei. So war er ein Mann, an dem jeder, der am Menschthum Freude

Digitized by Google

hat, sich erquicken mußte, der jedem, der weiß, was Religion ist, den Eindruck machte: das ist ein Christ aus dem Kern seines Wesens heraus. — Wer mag den Ursprüngen des religiösen Lebens nachgehen? Sie verlieren sich in die dunklen Regionen des Unbewußten. Aus seinem väterlichen Hause her, von dem Herzen seiner als arme Pfarrwittwe einen schweren Kampf siegreich kämpfenden Mutter und vor allem in der Lebensgemeinschaft mit seiner frommen und treuen Gattin, die ihm in allen Stücken ebenbürtig war, mag ihm diese Frömmigkeit gewachsen sein. Er selbst wies in seinen Aufzeichnungen auf den Verkehr hin, den er als Pfarrverweser von Feuerbach mit den religiös lebendigen Baseler Kreisen pflegte, sowie mit frommen Männern und Frauen seiner Gemeinde. Den Anregungen von dieser Seite schrieb er die Vertiefung seines religiösen Lebens zu. Vor allem verdankte er dem Umgang mit den Baseler Christen das warme Interesse für die Heidenmission, die er mächtig förderte. Er steht in vorderster Reihe unter denen, welche die Mission in unserem Lande volksthümlich machten. — In Feuerbach, wo er bei kargem Gehalt das Pfarrgut selber baute, Aecker, Wiesen und Weinberge, erwarb er sich auch die reichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später in mannigfacher Weise zum Wohle seiner Gemeinden zu verwerthen wußte. Die Einzelheiten des landwirthschaftlichen Betriebes kannte er so genau wie ein erfahrener Bauer, und in allen ökonomischen Fragen wußte er Bescheid, nicht durch Bücherstudien, sondern durch helläugige Beobachtung der Dinge. Mit der Natur lebte er in inniger Vertraulichkeit. Er beobachtete sie unausgesetzt und durch seine Seele ging der Widerschein ihres Lebens. — In Predigt und Unterricht, Seelsorge und Verwaltung ein mustergiltiger Pfarrer, brachte er die erste Hälfte seiner sechzigjährigen Amtsthätigkeit in den Gemeinden Feuerbach, Michelfeld, Bretten und Königsbach zu, die zweite Hälfte in Neckarbischofsheim. Als er die erste Stadtpfarrei daselbst überkam, war mit ihr noch das Dekanat verbunden. In Neckarbischofsheim feierte er 1881 sein Amtsjubiläum; hier ward ihm so manches ehrende Zeichen der Werthschätzung seines Landesbischofs und der obersten Kirchenbehörde zu Theil; hier waltete er seines Amtes, in wunderbarer Frische bis zum Beginn des Winters 1890/91, in ungebrochener Pflichttreue bis zum Beginn des Todeskampfes. Am 9. April 1891 ist er heimgegangen. Immer wieder hat seit Bestehen der Kirchenverfassung das Vertrauen der Diözese ihn an ihre Spitze gerufen, ihn als Abgeordneten in die Generalsynode gesandt. Es ist dies beispiellos in unserer Landeskirche. Und beispiellos ist wohl auch das Verhältniß zwischen ihm und den Geistlichen der Diözese gewesen. Er besaß in hohem Maße die Gottesgabe, das Steuerruder zu führen. An Geist und Wissen Allen überlegen, in biederem Wohlwollen jedem Einzelnen zugethan, ein Meister der Geschäfte und in deren Ausführung ebenso milde als gerecht, wurde er von Allen als der »Erste von rechtswegen« in Ehren gehalten und zugleich wie ein Vater geliebt. Er war zu geistvoll, als daß er engherzig, zu fromm, als daß er ein Parteimann hätte sein können. Nicht nach ihrer Richtung beurtheilte er die ihm unterstellten Pfarrer, sondern nach ihrer Pflichttreue. So ist denn auch keiner seit einem Menschenalter in der Diözese gewesen, der nicht mit Verehrung seiner gedächte, und das allgemeine Gefühl, das er zurückließ, ist das, verwaist zu sein. — Den reichsten Segen aber hat die Gemeinde Neckarbischofsheim von ihm empfangen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 143.)

Amalie Haizinger

(zu Theil I, 332)

starb zu Wien, wo sie bis zu ihrem Ableben mit großem Beifall im Rollenfach der komischen Alten wirkte, am 10. August 1884.

Digitized by Google

Karl Heinrich Hoff

gehört zu der verhältnißmäßig seltenen Zahl von Bürgern, die neben Tüchtigkeit und Ausdauer in der Ausübung eines gewerblichen Berufes und neben reger Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten auch der Kunst und der Wissenschaft ein reges Interesse entgegenbringen. Ihm war eine feine künstlerische Empfindung angeboren. Durch die Verhältnisse in die Bahnen bürgerlicher Erwerbsthätigkeit gelenkt, sah er mit lebhafter Freude, wie diese Anlage auf einen seiner Söhne, der auch seine Vornamen trug, den hochbegabten Maler K. H. Hoff (s. oben S. 188 ff.) vererbt und von diesem während eines an Erfolgen reichen Wirkens zu hoher Vollendung gebracht wurde. Am 12. Juli 1804 zu Mannheim geboren, betrieb Hoff in seiner Vaterstadt das Gewerbe eines Konditors und brachte es zu ansehnlichem Wohlstand, so daß es ihm vergönnt war, sich im Alter von den Geschäften zurückzuziehen und nur noch den Pflichten gegen das Gemeinwesen und seinen künstlerischen Neigungen zu leben. — Schon zu Anfang der 1840r Jahre wurde Hoff in den Kleinen Bürgerausschuß gewählt, seit 1844 war er Mitglied des Gemeinderaths und blieb in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1870 thätig, zu welcher Zeit die Wahlen eine demokratische Verwaltung in das Rathhaus brachten. In den Jahren 1848 und 1849 waltete Hoff mit fester Hand, unermüdlich und unerschrocken auf dem Rathhause zum Besten seiner Vaterstadt. Eine Episode aus vielen aus jener Zeit ist für seine Sinnesart und Thätigkeit kennzeichnend. Als 1849 beschlossen war, Flinten gegen Zahlung von nur zwei Gulden an Jedermann auszuhändigen, nahm Hoff im Rathhaussaale die Scheine zum Bezug der Flinten den Betreffenden aus der Hand und zerriß sie mit den Worten: »Dort zu den Fenstern hinaus könnt Ihr mich werfen, aber mich zwingen, Euch Flinten in die Hand zu geben, das könnt Ihr nicht. Es ist schon des Unglücks und der Unordnung genug!« Diese Aeußerung kennzeichnet den Mann, der, ein treuer Freund des Volkes, sich zu allen Zeiten seine Selbständigkeit zu wahren wußte. — Im Jahre 1867 wurde Hoff als Abgeordneter der Stadt Mannheim in die Zweite Kammer gewählt und vertrat während zweier Landtagsperioden seine Vaterstadt, bis er auch hier durch die in derselben zur Herrschaft gelangte demokratische Strömung verdrängt wurde. Als überaus thätiges Mitglied der Kreisversammlung und während vieler Jahre als Vorsitzender des Kreisausschusses wirkte er ganz im Geiste des Schöpfers dieser Einrichtungen, im Sinne Lamey's. Unter seiner Leitung wurde die Kinderbewahranstalt in Ladenburg und das Kreissiechenhaus in Weinheim errichtet, und beiden menschenfreundlichen Anstalten blieb seine warme Theilnahme bis in die letzten Jahre seines Lebens gesichert. — Als die Bürde des Alters ihm die volle Arbeitsthätigkeit unmöglich machte, zu Anfang der 1880r Jahre, trat Hoff aus seinen öffentlichen Aemtern zurück, geehrt von seinem Landesfürsten, der ihm am 24. April 1883 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verlieh. — Am 7. Mai 1891 endete ein sanfter Tod sein arbeitsreiches Leben. — Hatte Hoff als Gewerbtreibender den gewerblichen Interessen, als Gemeinderath der gesammten Verwaltung seiner Vaterstadt vielfach genutzt, als Mitglied der Kreisbehörden und des Landtags weiteren Kreisen des badischen Landes seine Kraft gewidmet, so war er auch noch auf anderen Gebieten mit Erfolg thätig. Vielen wissenschaftlichen und materiellen Zielen dienenden Vereinen gehörte er als Mitglied an. Auch schriftstellerischer Thätigkeit blieb er nicht fremd. 1866 veröffentlichte er eine von reichen Kenntnissen, feinem Verständniß und Geschmack zeugende Schrift über »die Statua auf dem Paradeplatz zu Mannheim, deren künstlerischen Werth, historisch-symbolische Bedeutung und bauliche Unterhaltung«. Die zwei ersten Bände der »Badischen Biographieen«

Digitized by Google

durften sich seiner Mitarbeiterschaft erfreuen. Von ihm sind die Lebensbeschreibungen mehrerer verdienten Bürger Mannheims geschrieben. Doch bestand er darauf, daß dabei sein Name nicht genannt werde. Auch die Gabe der Rede war ihm verliehen. Mancher erinnert sich der trefflichen Worte, die er als Alterspräsident der Zweiten Kammer sprach. — Während seines ganzen öffentlichen Lebens ein liberaler und ein nationalgesinnter Mann, hat Hoff selbstverständlich der nationalliberalen Partei angehört und in ihrem Sinne gewirkt. Für die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Wesens und die Bedeutung seines öffentlichen Wirkens ist es bezeichnend, daß gleichzeitig mit dem Danke, der ihm namens der eigenen Partei in einem ehrenden Nachrufe ausgesprochen wurde, das Preßorgan der demokratischen Partei Mannheims ihm das Zeugniß ausstellte: »Das alte Mannheim hat einen seiner besten Bürger verloren«. (Mit Benutzung eines Nekrologs in Nr. 38 der »Badischen nationalliberalen Korrespondenz« vom 16. Mai 1891.) *

Johann Ludwig Josef Klauprecht

(Theil I, 467 f.)

starb in Karlsruhe am 21. April 1883.

Gustav Kuntz

(Theil II, 562)

starb in Karlsruhe am 4. Mai 1886.

Karl Friedrich Ledderhose

(zu Theil II, S. 14).

Am 23. Juli 1888 legte Ledderhose, da die Kraft zu weiterer Verwaltung des Kirchenamtes dem 82jährigen gebrach, sein Amt nieder und zog von Neckarau, wo er schon 1884 das 25jährige Jubiläum seiner dortigen Wirksamkeit gefeiert hatte, nach Sulz bei Lahr, um hier im Kreise seiner Kinder und Enkel die wohlverdiente Muße zu genießen. Der Großherzog, der ihn hochschätzte und ihm 1883 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen hatte, zeichnete ihn bei seinem Rücktritt aus dem Kirchendienste durch Verleihung des Kommandeurkreuzes II. Klasse dieses Ordens aus. Bis in die letzten Wochen seines Lebens war er geistig frisch und nahm an allen Fragen des häuslichen, politischen und kirchlichen Lebens den regsten Antheil. Noch im Sommer 1889 konnte zu seiner Freude ein seit langer Zeit und mit großer Liebe zur Sache vorbereitetes Büchlein »Aus dem Leben des Markgrafen Georg Friedrich von Baden« (Heidelberg bei Karl Winter) erscheinen, in welchem er dem streitbaren Glaubenshelden ein würdiges Denkmal errichtete und dem evangelischen Volke ein erhebendes Andenken an den bedeutenden Fürsten und zugleich an die eigene Wirksamkeit in der Literatur hinterließ, die allezeit auf die Förderung und Befestigung des evangelischen Glaubens und der Treue gegen Fürst und Vaterland gerichtet war. Ein großer Schmerz war ihm, daß er nicht mehr predigen, schreiben und nur mit Beschwerde gehen konnte, da er an heftigem Asthma litt. Am Gründonnerstag 1889 wurde er von einem Schlaganfall betroffen, von dem er sich jedoch rasch erholte. Im Laufe des Winters 1889/90 zeigte sich an verschiedenen Stellen des Gesichtes und der Hände eine Hautentzündung, eine Folge verminderter Herzthätigkeit. Der Greis, den dieses Uebel sehr belästigte, ahnte seine baldige Auflösung. In seinen letzten Lebenstagen verfielen auch die geistigen Kräfte, er redete bisweilen irre. Fortschreitende Schwäche führte dann schneller als seine Umgebung geglaubt hatte, das Ende herbei. Er starb auf

Digitized by Google

dem Ruhebette sanft und schmerzlos nach ganz kurzem und leichtem Todeskampfe am Donnerstag, den 20. Februar 1890, Abends $^1/_2$7 Uhr, in einem Alter von 83 Jahren 3 Monaten und 20 Tagen. (Nach einem Nekrolog in der »Badischen Landpost« 1890 Nr. 61.)

Karl Lindemann-Frommel.

Am Pfingstmontag 1891 wurde in Rom einer der ältesten und treuesten deutschen Bürger Roms zur letzten Ruhe gebettet, ein Künstler von Gottes Gnaden, Karl Lindemann-Frommel. Geboren zu Markirch im Elsaß am 19. August 1819, kam er, früh verwaist, etwa 12 Jahre alt, nach Karlsruhe in das Haus seines Onkels mütterlicherseits, des Galeriedirektors Frommel (s. Bad. Biographieen I, 269), der ihm ein zweiter Vater wurde und dessen Namen er in kindlicher Dankbarkeit dem seinen hinzufügte. Seine künstlerische Begabung trat früh hervor, und so war ihm der Weg gewiesen, auf welchem er sich, anfangs nicht ohne Mühe und Entbehrungen, zu schönem Erfolge und hoher Anerkennung durcharbeiten sollte. Seine Studien machte er zuerst in Karlsruhe, dann in München und Paris. Als junger Mann kam er nach Italien und hier empfing ihn Lebensluft, hier erst kam sein Genie zu vollem Ausdruck. In Rom fand er auch seine besten und treuesten Freunde: Dr. Wolfgang Erhardt, den Vetter seiner Gattin, Freiin von Racknitz, und Ferdinand Gregorovius. Es war eine ideale, durch alle Wechselfälle des Lebens erprobte Freundschaft, welche diese drei ausgezeichneten Männer verband. Die Namen Lindemann und Gregorovius sind unzertrennlich verbunden durch ihr gemeinsames Werk über Capri, die Wunderinsel, welche sie in Bild und Wort geschildert haben. In idealem Sinn ist so das Zaubereiland ihr Eigen geworden. Die schönsten Theile von Italien, manche weltabgeschiedene, für gewöhnliche Reisende unerschlossene Gegenden durchstreiften die Freunde zusammen und brachten reiche Ausbeute heim. Gregorovius hat sie niedergelegt in seinen Wanderjahren, Lindemann-Frommel in seiner Skizzenmappe, die ungeahnte Schätze birgt. Das war immer eine besondere Freude, wenn er am Samstag Nachmittag, wo sein Atelier gastlich geöffnet stand, dieses Schatzhaus eröffnete und sorgsam ein Blatt nach dem anderen entfaltend (nie ließ er eines von fremder Hand berühren!) vor den Augen seiner Gäste die herrlichsten Landschaftsbilder vorübergehen ließ. Selbst seine Skizzen waren nicht flüchtig; überall bekundete sich die Hand des gewissenhaften Meisters und das kundige, scharfblickende Auge, welches die Natur in all ihren Erscheinungen beobachtete und festhielt, dieses Auge, das so viel mehr sah und erfaßte als andere, und wie er selbst noch in den letzten Jahren sagte, »noch immer besser sehen lernte«. — Lindemann-Frommels Landschaften haben einen ganz eigenthümlichen Reiz; sie sind stimmungsvoll im besten Sinne des Wortes. Der Süden Italiens, die Gegend um Neapel, »dieses Stück Himmels auf die Erde gefallen«, Sorrento, Amalfi, Paestum und Capri, gab ihm seine Lieblingsmotive. Nie ist der Farbenzauber des Südens zarter und schöner wiedergegeben worden als auf Lindemann-Frommels poetisch empfundenen und mit größter Feinheit ausgeführten Landschaften. Seine durchsichtige Luft leuchtet förmlich, sein Meer glitzert und schillert in wechselndem Farbenschimmer. Den Reiz der charakteristischen Vegetation wußte der Künstler sehr wohl zu verwerthen; auf einem seiner schönsten Bilder, die Tempel von Paestum, stehen im Vordergrunde Feigenkaktus und darüber ragen die hochaufgeschossenen Riesenstauden von Aloeblüthen empor. Auch aus der Umgegend von Rom hat Lindemann-Frommel herrliche Bilder, besonders sein Lieblingskloster St. Bonaventura mit der hohen Palme im Garten; ein Stück aus der Villa Mellini auf dem Monte Mario, eine prachtvolle Aussicht aus der Villa Doria Pamfili auf die Peterskirche, einen entzückenden Blick auf den

Digitized by Google

Tiber von einer reizenden, rebenumzogenen Loggia, deren Stätte man seit der Tiberregulirung nicht mehr kennt. — Lindemann-Frommels Bilder sind weithin zerstreut in alle Lande; mehrere befinden sich im Besitze des Großherzogs von Baden, der ein huldvoller Freund und Gönner des Künstlers war, und in der Großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe. Lindemann-Frommel sah Baden als seine deutsche Heimath an. Er war durchaus Süddeutscher. — Wie groß die allgemeine Liebe und Achtung war, in welcher der Künstler stand, das bewies auch das sehr zahlreiche Gefolge bei seinem Leichenbegängniß. Die kleine Kapelle, in welcher der Sarg unter Blumen verborgen stand, konnte nicht alle fassen. Als Hauptleidtragender stand neben dem Geistlichen des Verstorbenen einziger Sohn, der telegraphisch herberufen ohne Rast von Berlin herbeigeeilt, gerade noch zwei Tage vor dem am 16. Mai 1891 Nachmittags erfolgten Tod in Rom eingetroffen war. Botschaftsprediger Rönneri sprach in wahrhaft herzlicher Weise über den Verstorbenen, dessen edlem, schlichtem Künstlerleben er völlig gerecht wurde. Als dann am Grabe Gebet und Segen gesprochen waren, trat Professor Moleschott vor, der mit Dr. Erhardt gemeinsam als ärztlicher Freund den Verstorbenen in seiner letzten Krankheit besucht hatte, und sprach herrliche und erhebende Worte zum Gedächtniß der beiden Freunde, Ferdinand Gregorovius und Lindemann-Frommel, die der Tod rasch nach einander abgerufen. Er betonte, was ihnen Rom und was sie für Rom gewesen, wie Rom sie geehrt und anerkannt habe. Dr. Meurer legte im Namen des Deutschen Künstlervereins einen Lorbeerkranz auf das Grab, Professor Sassi sprach im Namen der Akademie von S. Luca, deren Mitglied Lindemann-Frommel gewesen. (Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 149 nach der Schlesischen Zeitung.)

Jakob Friedrich Meßmer

(zu Theil II, S. 74 ff.)

starb zu Grafenstaden am 17. Oktober 1883.

Ludwig Graf Rüdt von Collenberg-Bödigheim

(zu Theil II, S. 224 ff.).

Aus Anlaß des Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich erfolgte am 24. April 1877 die Verleihung des Grafenstandes des Großherzogthums an Staatsminister a. D. Ludwig Freiherrn Rüdt für sich und seine ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts. Graf Rüdt starb im 87. Lebensjahre zu Bödigheim am 14. August 1885. Sein jüngster Bruder

Karl Freiherr Rüdt von Collenberg-Bödigheim

wurde zu Bödigheim am 14. April 1813 geboren und verlebte die ersten vierzehn Jahre seines Lebens im elterlichen Hause auf dem Lande, wo sich früh ein inniges Verständniß für die Natur in ihm entwickelte, das ihm bis zu seinem Lebensende großen Genuß gewährte. — Im Herbst 1827 bezog er das Gymnasium in Stuttgart, wo er so rasche Fortschritte machte, daß er zwei Klassen überspringen konnte, worauf er das letzte Gymnasialjahr in Mannheim absolvirte. Von hier aus trat er sodann zum Studium der Rechtswissenschaft an die Universität Heidelberg über. Vom Herbst 1834 bis zum Herbst 1835 besuchte er die Universität Berlin, von wo er wieder nach Heidelberg zurückkehrte, immer bestrebt, sich vielseitig auszubilden. Diese Studienzeit wurde von mehreren kleineren und größeren Reisen unterbrochen, unter welchen ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Paris, den er zum Studium der französischen Sprache und der dortigen Kunstanstalten verwendete, hervorzuheben ist. — Im Frühjahr

Digitized by Google

1838 ging Rüdt als der 4. unter 17 Examinanden aus der juristischen Staatsprüfung hervor und trat als Rechtspraktikant bei dem Amte in Baden ein. Nach einer 1840 unternommenen Reise, welche er bis Neapel ausdehnte und die sein durchgebildetes Interesse für die Kunst in hohem Grade in Anspruch nahm, wurde er 1841 zum Amtsassessor in Baden ernannt. — Zum Landtage von 1846 wurde er erstmals in die Erste Kammer gewählt, welcher er bis zum Jahre 1852 angehörte. Bald darauf sah er sich veranlaßt, aus dem Staatsdienst auszutreten. Er schlug zunächst in reizender Gegend am Genfersee seinen Wohnsitz auf, wo er, in glücklicher Ehe mit Fräulein Anna Ganter aus Freiburg vermählt, welche ihm eine Tochter schenkte, die ihm überaus zusagende stille Zurückgezogenheit zu eingehenden geschichtlichen und philosophischen Studien verwandte. — Nachdem ihm 1858 seine liebenswürdige Gattin durch den Tod entrissen worden war, nahm er seinen Aufenthalt in Karlsruhe, wo er sich insbesondere der Erziehung seiner Tochter widmete. — Den Winter 1861/62 brachte er mit dieser in Nizza zu, wo ihn die reiche Vegetation dazu anspornte, die schon früher eifrig betriebenen botanischen Studien wieder aufzunehmen. Von da an nahmen seine jährlichen Reisen mehr und mehr den Charakter botanischer Exkursionen an. So durchwanderte er das Florengebiet von Süd- und Nordfrankreich, die Umgebung des Genfer Sees, Oberitalien, überall reiche Schätze für sein sorgfältig gepflegtes Herbarium sammelnd. Ein mehrmaliger Aufenthalt in St. Moritz gab ihm Gelegenheit, die Flora des Engadins kennen zu lernen; ebenso wurde von ihm bei mehrwöchentlichem Aufenthalt in Bruneck und Landro im Sommer 1879 die Flora des Puster- und Ampezzothales durchforscht. Im Sommer 1882 dehnte er seine Reise bis nach Kärnten und Krain aus, um dort bis Tarvis und Raibl die seltenen botanischen Schätze sich zu heben. Den letzteren größeren Ausflug unternahm Rüdt im Sommer 1885 nach Botzen und in das Bad Ratzes, um von hier aus die interessante Flora des Schlern kennen zu lernen. Auf allen diesen Ausflügen machte er sich genaue Notizen, zuweilen prächtige Schilderungen, so daß man sich über die Pflanzenwelt dieser Oertlichkeiten bei ihm den besten Rath holen konnte. Auch die botanischen Schätze unseres Schwarzwaldes blieben ihm nicht fremd, wie auch ein mehrmaliger Aufenthalt im Bade Kreuth ihm eine genaue Kenntniß der dortigen reichen Flora verschaffte. Ueberall suchte Rüdt Gelegenheit, mit Männern von gleicher Liebe zur Pflanzenwelt zu verkehren, und der sonst so schweigsame Mann wurde sichtlich gehoben und begeistert im Umgange mit botanischen Freunden. Seine gesammelten Schätze sind in einem wohlgeordneten Herbarium aufbewahrt, dessen Ordnung und genaue Bestimmung ihm viele Stunden seiner letzten Lebensjahre verschönerte. — Vom Jahre 1866 an betheiligte sich Rüdt wieder an dem öffentlichen Leben des badischen Landes. Er wurde neuerdings in die Erste Kammer gewählt, wo er während der folgenden langdauernden Landtage eine Reihe schwieriger Arbeiten übernahm. Im Herbst 1871 ernannte ihn der Großherzog zum ersten Vicepräsidenten der Ersten Kammer. — Im Jahre 1872 vermählte sich seine Tochter mit dem Freiherrn Wilhelm von Seldeneck und er selbst schloß eine zweite Ehe mit der Tochter des Großherzoglich Hessischen Landgerichtsraths Brück in Mainz. In seinem aus dieser Ehe entsprossenen Sohne Karl sah Rüdt seinen Wunsch nach einem männlichen Erben erfüllt und durfte damit die Hoffnung hegen, seinen Namen fortblühen zu sehen. — Im Jahre 1881 wurde Rüdt, bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Großherzoglichen Paares und der Vermählung der Prinzessin Viktoria, als Vertreter des kurz vorher gestorbenen Präsidenten der Ersten Kammer bei der Huldigung der Stände und der badischen Grundherren, durch Verleihung des Kommandeurkreuzes des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. — Von 1883—1887 stand er als vom

Digitized by Google

Großherzog ernannter Präsident an der Spitze der Ersten Kammer und waltete dieses Amtes mit Takt und Umsicht unter warmer Anerkennung seitens der Regierung und der Mitglieder dieses hohen Hauses. Eine im Herbst 1887 auf ihn gefallene Neuwahl zum Mitglied der Ersten Kammer glaubte er nicht mehr annehmen zu sollen. — Durch das ehrende Vertrauen des Großherzogs hatte Rüdt auch der Generalsynode angehört. — Seit dem Tode seines Bruders Ludwig (s. oben) war ihm die Oberleitung der Verwaltung der Familiengüter zugefallen und er hatte in Folge hievon, wenigstens für die wärmere Jahreszeit, seinen Wohnsitz nach Bödigheim verlegt, wohin ihn die Erinnerungen aus der Jugendzeit zogen. Mit hingebendem Eifer und seinem Verständniß hat Rüdt sich der ihm zugefallenen Thätigkeit unterzogen, welcher es an reichem Erfolge nicht fehlte. Dabei kamen auch seine botanischen Kenntnisse zur Geltung, indem er die dortigen Anlagen zu einer Art von botanischem Park umzugestalten suchte, in den er nach und nach alle seine Lieblinge aus den Alpen verpflanzte. Leider war es ihm nur noch vergönnt, die Anfänge dieser seiner Schöpfung zu schauen. — Nachdem ein schweres Leiden, das ihn im Jahre 1889 befiel, durch sorgsame Pflege gehoben schien, trat am Christabend 1890 eine plötzliche Verschlimmerung ein und am 28. Januar 1891 entschlief Rüdt sanft in den Armen der Seinigen. Mit ihnen trauerten am Sarge dieses trefflichen Mannes alle, welche ihm während seines reichen Lebens näher treten durften. *

August Schneider

wurde am 7. April 1825 zu Karlsruhe, als Sohn des Kaufmanns August Schneider und dessen Gattin, geb. Botteau, geboren. Durch Unterricht wohl vorbereitet, wurde er 1844 als Gnade bei dem militärisch-topographischen Bureau angenommen, zu einer Zeit, als die allgemeine Landesvermessung ihrer Vollendung entgegen geführt wurde. Sein stets bethätigter Eifer gab Anlaß, ihn 1846 in die Kriegsschule aufzunehmen, und schon 1847 erfolgte seine Ernennung zum Portepeefähnrich und 1848 zum Secondelieutenant im 2. Infanterieregiment. 1852 zum Premierlieutenant vorgerückt, wurde er 1854 als Lehrer zum Kadettencorps befehligt, 1856 in den Generalstab versetzt und 1858 zum Ordonnanzoffizier des Großherzogs ernannt. 1859 zum Hauptmann befördert, trat er bei der Mobilmachung in den Generalstab zurück, rückte 1867 zum Major vor und wurde 1868 als Bataillonskommandeur in das Leib-Grenadierregiment versetzt. Während einer langjährigen Wirksamkeit im Generalstab vermochte Schneider durch sein hervoragendes Wissen wie durch treue Hingabe an seinen Beruf eine bedeutsame Stellung einzunehmen. Reiche Anerkennung wurde ihm hiefür zu Theil. Die Gnade seines Kriegsherrn verlieh ihm das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens und fügte für seine Leistungen im Feldzuge 1866 die Dekoration des Eichenlaubs mit Schwertern hinzu. Auch von auswärtigen Souveränen empfing er Beweise fürstlicher Huld durch Verleihung des Kommandeurkreuzes des Württembergischen Friedrichsordens, des Preußischen Rothen Adler- und des Kronenordens und des Hohenzollern'schen Ehrenkreuzes, des Oesterreichischen Ordens der Eisernen Krone und des Franz-Josef-Ordens, wie des italienischen Ordens vom heiligen Mauritius. Das Jahr 1870/71 berief Major Schneider auf ein Feld schwieriger Arbeit. Bei Ausbruch des Krieges vollzog er den Befehl, die Rheinbrücke bei Kehl zu sprengen. Dann wirkte er während des ganzen Feldzuges als Mitglied und später als Vorstand der süddeutschen Linienkommission. Auch in dieser wichtigen Stellung vermochte er Hervorragendes zu leisten. Seine Verdienste wurden durch das Eiserne Kreuz, das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens mit Schwertern und den

Digitized by Google

Baierischen Militärverdienstorden anerkannt. Bei Uebergang des Großh. Armeecorps in die Königl. preußische Armee wurde Schneider als Bataillonskommandeur in das 4. Rheinische Infanterieregiment Nr. 30 eingereiht. Leider waren seine körperlichen Kräfte den vielfachen Ansprüchen des Dienstes bei der Truppe nicht gewachsen, er sah sich deshalb genöthigt, den Abschied zu erbitten, welcher ihm 1872 unter Ertheilung des Charakters als Oberstlieutenant gewährt wurde. Dem an rastlose Arbeit gewohnten Offizier war es aber nicht möglich, unthätig zu bleiben. 1874 wurde die Bearbeitung einer neuen Karte des Großherzogthums beschlossen. Da folgte er mit Freuden dem Rufe zur Uebernahme der Leitung dieser weitgreifenden Aufgabe und hat während 15 Jahren ein herrliches Werk geschaffen, welches auf lange Zeit dem Heimathlande zum Segen gereicht und weit hinaus über dessen Grenzen die höchste Anerkennung gefunden hat. Oberstlieutenant Schneider vermählte sich am 11. Juni 1861 mit Freiin Marie Rinck von Baldenstein und gründete damit ein stilles häusliches Glück, wofür er alle Zeit so sehr empfänglich war und das er in reichlichem Maße in seiner Ehe fand. Seine Gesundheit erlitt durch ein Herzleiden öftere Störungen; gleichwohl erhielt er seine Arbeitskraft frisch und ungeschmälert bis zu seinem Ende. Am 22. Juni 1889 setzte ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel, nachdem er noch vorher — als stets treuer Sohn seiner Kirche — zu diesem ernsten Schritte in die Ewigkeit gläubig-fromm durch Empfang der heiligen Sakramente sich vorbereitet hatte. Ein hochverdienter Offizier, hat Oberstlieutenant Schneider in den verschiedenartigsten Stellungen 45 Jahre hindurch alle seine Kräfte dem Vaterlande gewidmet. Ausgezeichnet durch Gemüth und Herz wie durch Charakterfestigkeit, voll Aufopferung, Theilnahme und Pflichttreue, geehrt durch das Vertrauen seiner Vorgesetzten, wie durch die Liebe seiner Untergebenen, hat er sich für alle Zeit ein treues, dankbares Andenken gewahrt. (Badischer Beobachter 1889 Nr. 143.)

Georg Weber.

(Zu Theil II, S. 426 ff.)

Am 10. August 1888 starb Georg Weber im 81. Lebensjahre zu Heidelberg. In voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische hatte er das Jubiläum der Universität im Jahr 1886 mitfeiern können. Die bald darauf sich einstellenden Leiden des Alters, deren schmerzlichstes für ihn die Trübung des Augenlichtes war, hinderten ihn doch nicht, freudig erregt und dankbar für jeden Beweis der Freundschaft und Verehrung, am 18. Februar 1888 seinen achtzigsten Geburtstag zu feiern. An diesem Tage gedachte auch der Großherzog, der ihm schon früher das Kommandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen hatte, des treuen Lehrers und angesehenen Gelehrten, indem er ihm den Titel eines Geheimen Hofraths verlieh. Er durfte die Freude erleben, daß von seinem Hauptwerke, der »Allgemeinen Weltgeschichte für die gebildeten Stände«, welche im Jahr 1881 mit dem 15. Bande ihren Abschluß fand, eine zweite Auflage veranstaltet wurde, daß sein beliebtes und weitverbreitetes »Lehrbuch der Weltgeschichte«, der sogenannte »Kleine Weber« in zwanzigster Auflage erschien. Es ist erstaunlich, welche reiche literarische Thätigkeit Weber noch im hohen Alter entwickelte. Als im Jahr 1876 der 100. Jahrestag der Geburt Fr. Chr. Schlossers gefeiert wurde, in welchem Weber Zimmerdar seinen Lehrer und sein Vorbild verehrte, schrieb er die Festschrift »Schlosser, der Historiker«. Später, nachdem die Weltgeschichte abgeschlossen war und er für die Bearbeitung der zweiten Auflage eine Anzahl namhafter Fachmänner gewonnen hatte, deren Rath und Beihilfe ihm zur Seite stand, gedachte er in einer Reihe von Arbeiten der harten

Digitized by Google

Jugendjahre, deren Kämpfe und Entbehrungen die Grundlagen seines ausgezeichneten Charakters geworden waren. »Mein Leben und Bildungsgang« erschien 1883, »Jugendeindrücke und Erlebnisse« gab er ein Jahr vor seinem Tode heraus. Zwischen herein sammelte er eine Anzahl historischer Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren, in den »Geschichtsbildern aus verschiedenen Ländern und Zeiten« (1886). Als das Jubiläum der Universität Heidelberg herannahte, legte er in den »Heidelberger Erinnerungen« (1885) die reichen und vielseitigen Beobachtungen und Erlebnisse nieder, die er während seines mehr als fünfzigjährigen Aufenthaltes in der Musenstadt am Neckar im lebhaften Verkehr mit den Professoren der Hochschule gemacht hatte, wie er nach dem Feste die Eindrücke, die er dabei erhalten, in sehr interessanten Rückblicken festhielt, die in Fleischers »Deutscher Revue« veröffentlicht wurden. Alle seine Arbeiten — Zeugen eines ungewöhnlichen literarischen Schaffensdranges, der Weber nicht verließ, so lange er athmete, denn nur wenige Tage vor seinem Tode brachte die »Allgemeine Zeitung« noch einen Aufsatz aus seiner Feder — verfolgen den Zweck, das von ihm und Anderen Erforschte für den Jugendunterricht, mehr aber noch für die Belehrung weiterer Kreise von Gebildeten und geistig Strebenden zu verwerthen. Mit Recht darf von seiner Weltgeschichte, die in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen ist, gesagt werden, daß sie »ein wesentliches Ferment unserer höheren und edleren Durchschnittsbildung geworden ist, in den engsten Beziehungen zu unsern nationalen und staatlichen Sorgen, Interessen und Idealen steht und in glücklicher und verheißungsvoller Weise die Bedingungen, Voraussetzungen und Aussichten charakterisirt, unter welchen heutzutage bei auch auf historischem Gebiete so weit vorgeschrittener Arbeitstheilung zusammenfassende, universalhistorische Unternehmungen gewagt werden können«. (Vgl. den Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung 1888 Nr. 229, Beilage.)

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

RETU
TO
LOAN
H
4
6-mon
Re
JUN
SEP
CIR
FORM

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library

or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510)642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

SENT ON ILL

FEB 06 2004

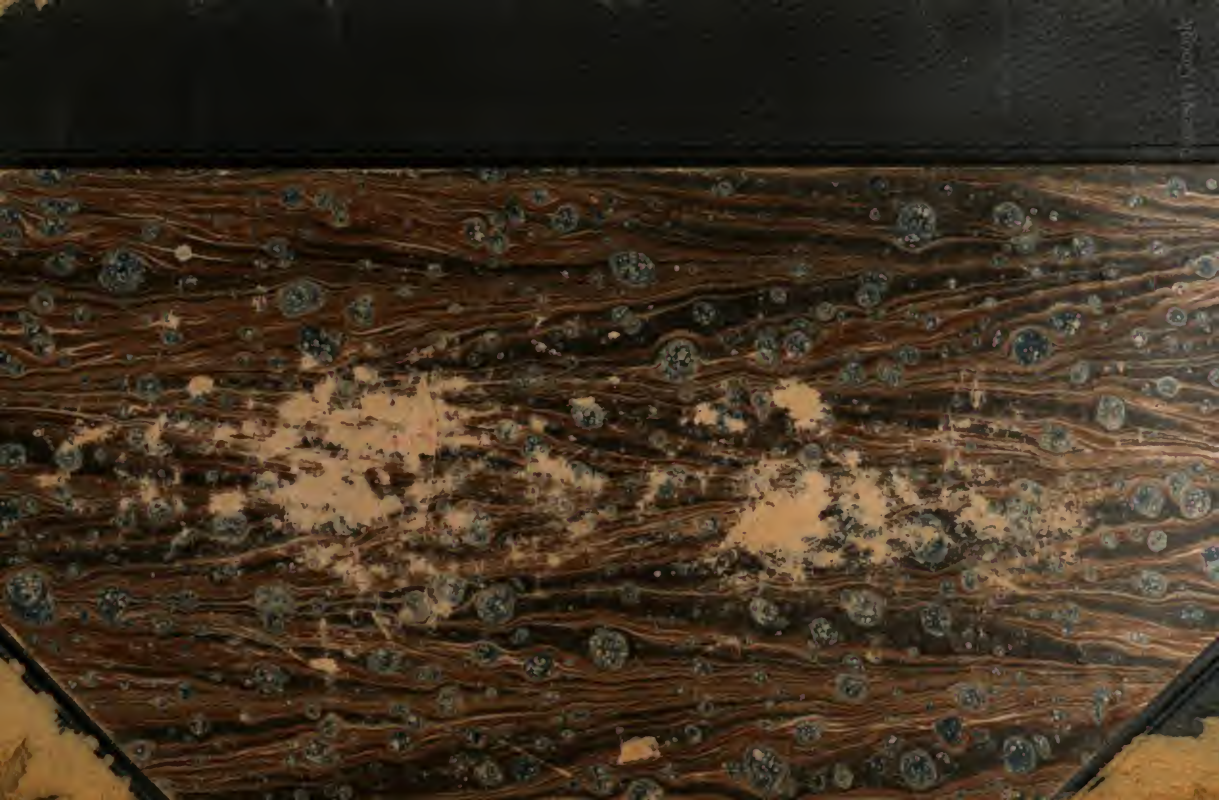
U. C. BERKELEY

DD20 15M 4-02

Digitized by Google

Badische biographieen. v.3-4

DD801
B135W4
v.3-4
145020

UNIVE HARY

Digitized by Google